S. H. Grimm delin.

C. C. Guttenb. sc.

Briefe,

nebſt einer

Practiſchen Abhandlung

von dem

guten Geſchmacke

in Briefen.

Praktiſche Abhandlung
von dem
guten Geſchmacke
in Briefen.

Man braucht keine groſse Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen lernen will. Man darf nur die Natur und Abſicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundſatze der Beredſamkeit zu Hulfe nehmen: ſo wird man ſich die nöthigſten Regeln, welche die Briefe fordern, leicht entwerfen können. Wenn man ſich endlich gute Beyſpiele vorlegt, unterſucht, warum ſie ſchön ſind, und ſich bemüht, das Schöne davon recht zu empfinden: ſo wird man nicht allein ſeine Regeln vollſtändiger, ſondern auch ſeinen Geſchmack im Schreiben gewiſſer machen. Kennt man einmal das Schöne an einer Sache: ſo iſt es ſehr leicht, die Fehler wahrzunehmen. Unſere Empfindung ſagt ſie uns, und ein geſchwindes Urtheil des Verſtandes, das ſich auf die allgemeine Regel des Schönen und Wahren gründet, mengt ſich in unſre Empfindung, ohne daſs

wir es allemal wiſſen. Wir wollen uns dieſer Methode bedienen, und jungen Leuten die Tugenden und Fehler der Schreibart in Briefen, aus der Natur und Abſicht der Briefe und aus einigen Regeln der Beredſamkeit, aufſuchen helfen. Man wird es uns daher vergeben, wenn wir zuweilen eine Stelle aus dem Cicero, Qvintilian, oder aus einem neuern Scribenten im Vorbeygehn anführen werden.

Das erſte, was uns bey einem Briefe einfällt, iſt dieſes, daſs er die Stelle eines Geſprächs vertritt. Dieſer Begriff iſt vielleicht der ſicherſte. Ein Brief iſt kein ordentliches Geſpräch; es wird alſo in einem Briefe nicht alles erlaubt ſeyn, was im Umgange erlaubt iſt. Aber er vertritt doch die Stelle einer mündlichen Rede, und deſswegen muſs er ſich der Art zu denken und zu reden, die in Geſprächen herrſcht, mehr nähern, als einer ſorgfaltigen und geputzten Schreibart *. Er iſt eine freye Nachahmung des guten Geſprächs. Wenn ich, zum Exempel, an einen groſsen Herrn ſchreibe, und ihn um etwas bitte: ſo kann und darf ich zwar nicht ganz ſo reden, als wenn ich vor ihm ſtünde. Allein man faſſe einmal dieſe Bitte

* *Qualis ſermo meus eſſet, laremus, illaboratus et facilis: ſi una ſederemus, aut ambu-* *tales*

t: in einer prächtigen, oder in einer kanzley-förmigen Schreibart ab: ſo werden tauſend Leute ſagen, daſs der Brief nicht natürlich iſt, und bald mit der Antwort fertig ſeyn, daſs man im gemeinen Leben nicht ſo zu reden pflege. Der Anfang von dieſem Briefe mag ſo heiſsen:

Gnädiger Herr,

„Nachdem ich in Erfahrung gebracht habe, daſs „Ew. Hochwohlgebohrnen eines Sekretärs be„dürftig ſind, und ich mich zu ſothaner Bedie„nung ſeit vielen verfloſſenen Jahren auf Schu„len und Akademien beſtmöglichſt geſchickt ge„macht habe etc.

Ein Frauenzimmer von geſundem Geſchmacke, die aber gar nicht mit den Regeln der Kunſt bekannt iſt, wird das Unnatürliche in dieſem Briefe leicht fühlen. Man redet nicht ſo, das wird ihre Critik ſeyn. Und was iſt wahrer? Wenn verbindet man zween leicht zu verſtehende Sätze durch ein Nachdem oder So? Die Schreibart wird ſtrotzend. Wenn ſagt man im gemeinen Leben: nachdem ich heute viermal vergebens bey Ihnen geweſen bin, ſo will ich mir die Freyheit nehmen - -? Die Redens-

tales eſſe epiſtolas meas velo, non eſſem. Seneca ad Lucil.
quas nihil habeant accerſitum epiſt. LXXV.

art, in Erfahrung bringen, iſt der Sache gar nicht gemäſs. Sie bringt uns auf die Gedanken, daſs ſehr mühſame Nachforſchungen dazu gehört haben. Sollte man nach einem ſolchen Eingange nicht die wichtigſten Entdeckungen vermuthen? Und es iſt weiter nichts, als daſs der Herr einen Sekretär braucht. Wer wird zu einem groſsen Herrn ſagen: Sie ſind eines Sekretärs bedürftig. Das Wort, bedürftig, iſt ungebräuchlich, und erweckt einen widrigen Begriff, weil es dem groſsen Herrn die Unentbehrlichkeit einer ſolchen Perſon vorrückt, als der Verfaſſer des Briefs zu ſeyn glaubt, und ihn zum voraus von ſeinem Werthe zu benachrichtigen ſcheint. Sothane Bedienung: dieſes Beywort hört man in Geſprächen nicht. Seit vielen verfloſsnen Jahren auf Schulen und Akademien beſtmöglichſt etc. Verfloſſen iſt überflüſſig; beſtmöglichſt iſt durchaus fremd. Man kann alſo dadurch, daſs man ſich an die Sprache des gemeinen Lebens erinnert, die Schreibart in Briefen ſchon ziemlich beſtimmen. Man kann dadurch wiſſen, wie man reden ſoll, wenn man vertraulich, wenn man ſcherzhaft, wenn man ernſthaft, wenn man ehrerbietig und mitleidig ſchreiben will.

Allein wer ſieht nicht, daſs wir im Briefſchreiben in viele Fehler verfallen würden, wenn

wenn wir ohne Unterſchied die Sprache des Umgangs nachahmen wollten? Unſre Schreibart würde oft ſehr unverſtändlich und ſchmutzig, oder gezwungen, platt, weitläuftig und gemein werden, wenn wir ohne Ausnahme von bürgerlichen und häuslichen Angelegenheiten in Briefen ſo reden wollten, wie die Niedrigen, oder die Vornehmen, im gemeinen Leben davon zu ſprechen pflegen. Hier geht alſo der Brief von dem Geſpräche ab. Was ſeiner Natur nach, in der Art zu denken und ſich auszudrücken, unrichtig, müſsig, eckelhaft iſt, das wird dadurch in einem Briefe nicht gerechtfertiget, weil es im gemeinen Leben oft gehört wird. Geſittete und geſchickte Leute enthalten ſich auch ſolcher Dinge ſchon im Umgange, und noch mehr wird man dieſes im Schreiben zu beobachten verbunden ſeyn. Dem ungeachtet bleibt es dabey, daſs der Scribent ſeine Worte aus den geſellſchaftlichen Reden entlehnt. Allein es verändern ſich bey den Briefen gewiſſe Umſtände. Man hat mehr Zeit, wenn man ſchreibt, als wenn man ſpricht. Man kann alſo, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas ſorgfältiger in der Wahl ſeiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derſelben ſeyn. Was geſchrieben iſt, wird genauer bemerkt, als was man bloſs hört; man muſs ſich daher um

deſto mehr hüten, durch ſeine Briefe keinen Eckel zu erwecken. Dieſes kann nicht beſſer geſchehen, als wenn man das Gemeine, das Alltägliche vermeidet, das am erſten in der Rede beſchwerlich wird, und wenn man ſich ſo wohl von dem Altfränkiſchen, als von dem Neumodiſchen, in der Sprache gleich weit entfernet *. Man bedienet ſich im Schreiben der Worte **, die in der Welt üblich ſind. Allein durch die Art, wie man ſie braucht, durch die Stellung und Verbindung, die man ihnen giebt, entzieht man dem Ausdrucke das Gemeine, und giebt ihm eine gewiſſe Zierlichkeit, die ſo natürlich läſst, daſs jeder glaubt, er würde eben ſo von der Sache geſprochen haben, weil er ſeine Worte hört. Man redet daher nicht ohne Ausnahme ſo in Briefen, wie andre im Umgange ſprechen. Man ahmet vielmehr ihre Sprache geſchickt nach. Ich will dieſes durch ein kleines Exempel erläutern. Es giebt in der Sprache des Umgangs Formeln, Glück zu wünſchen, oder ſein Beyleid zu bezeigen, die ſehr gebräuchlich ſind, und in denen man die Leute ſprechen laſſen muſs, wenn man ſie in einer Schrift redend einführen, und das Natürliche beob-

* *Ergo, vt nouarum optima (verba) erunt maxime vetera, ita veterum maxime noua.* Quinct. *L. I. c. 6.*

** *Non ſunt alia ſermonis, alia contentionis verba: neque ex alio genere ad vſum quotidianum,*

beobachten will. Allein anſtatt, daſs dergleichen Formeln in Briefen natürlich laſſen ſollten: ſo werden ſie vielmehr beſchwerlich, wenn man ſie von Wort zu Wort in die Briefe überträgt, und ihnen nicht durch einen veränderten Ausdruck eine neuere Geſtalt zu geben ſucht. Ich finde z. E. in einem Briefe dieſe Stelle: „Indeſſen hoffe ich, Sie werden verſichert ſeyn, daſs ich an Ihrem Glücke das gröſste Theil nehme, und von Herzen wünſche, daſs Sie nebſt Ihrer Frau Gemahlinn alles erſprieſsliche Vergnügen und Wohlergehen bis in die ſpäteſten Zeiten genieſsen mögen.„ Dieſer Wunſch iſt eine Formel, die man tauſendmal gehört hat; aber laſst ſie darum in einem Briefe natürlich, weil ſie im Reden gewöhnlich iſt? Nein, ſie iſt für den Brief zu gemein. Wenn ich ſchreibe: ſo thue ich nur, als wenn ich redte, und ich muſs das Natürliche nicht bis zum Eckelhaften treiben. Man ſage hingegen: „Sie können verſichert ſeyn, daſs mich Ihr Glück von Herzen vergnügt, und daſs ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlinn die gröſste und dauerhafteſte Zufriedenheit in Ihrer Ehe wunſche - - -„

dianum, alio ad ſcenam pompamque ſumuntur: ſed ea nos cum iacentia ſuſtulimus e medio, ſicut molliſſimam ceram ad noſtrum arbitrium formamus, et fingimus. Cicer. *de Orat. L. III. pag.* 500. *edit.* Elzev.

Auf dieſe Art wird dem Wunſche das Gemeine benommen. Er iſt nicht mehr in den ordentlichen Worten des Geſprächs abgefaſst; allein die Worte ſind doch einzeln, ja ſelbſt in ihrer Verbindung, üblich. Ihre Stellung ſcheint fremder zu ſeyn, als die erſte; aber ſie iſt dem Sprachgebrauche, welchen man in der Wortfügung niemals aus den Augen laſſen muſs, immer noch gemäſs, ja der ganze Period iſt dadurch kürzer und gefügiger geworden, als der erſte. Die Worte und Redensarten eines Briefs müſſen alſo im gemeinen Leben nicht ungewöhnlich, obgleich nicht die gewöhnlichſten, ſie müſſen gebräuchlich, aber auch gut und richtig, und nicht allein einzeln, ſondern auch im Zuſammenhange, üblich ſeyn. Wer Briefe ſchön ſchreiben will, muſs nicht ſowohl ſchreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, ſondern wie eine Perſon im Umgange ohne Zwang ſprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche ſchön redte, ohne daſs die Ausdrücke ſich von den Ausdrücken Andrer ſo weit entfernten, daſs der Unterſchied dem Ohre gleich merklich würde.

Um die Schreibart der Briefe noch genauer zu beſtimmen, und die Fehler zu vermeiden, die aus einer unbehutſamen Nachachmung des Geſprächs

Geſprächs ſich in die Briefe einſchleichen können, muſs man ferner auf den Innhalt der Briefe Achtung geben. Wer weiſs nicht, daſs die Schreibart von den Sachen abhängt, und daſs ſie nur in ſo weit ſchön iſt, als ſie ſich zu den Dingen ſchickt, welche ſie vorträgt? Die meiſten Briefe ſind Verzeichniſſe von beſondern Angelegenheiten des gemeinen Lebens. Wir berichten dem Andern etwas, wir bitten ihn um etwas, wir danken ihm für etwas, das ſeine Deutlichkeit ſchon bey ſich führt, ſo bald es in üblichen und verſtändlichen Worten vorgetragen wird.

Wenn wir in einer geſchmückten oder prächtigen Sprache von einer geringen und gemeinen Sache reden: ſo hat der Ausdruck kein Verhältniſs, er wird unnatürlich oder abentheuerlich. Was von den Worten gilt, gilt auch von den Gedanken. Dieſe werden von den Sachen erzeugt. Eine bekannte oder gewöhnliche Sache, die nur erzählt und nicht ausgeführt werden will, kann mich unmöglich mit groſsen, oder mit vielen ſinnreichen Gedanken erfüllen. Ich will dadurch nicht ſagen, daſs man in ſeinen Briefen ſchläfrig denken müſſe, daſs man allen ſeinen und ſchönen gedanken den Zugang verwehren muſſe. Nein, man ſoll ſich nur hüten, daſs man ſie

nicht vom weiten herholt, und mit Gewalt in ſeine Materie hinein zwingt. Endlich iſt es nicht genug, wenn die Einfälle nicht geſucht ſind, man muſs ſie auch mit Beſcheidenheit und Sparſamkeit anbringen. Ein Brief ſoll eben nicht einem armſeligen Zimmer gleichen, das an allen Wänden leer iſt; aber er muſs auch kein pralendes Putzzimmer ſeyn, darinnen man eine Menge von Koſtbarkeiten zur Schau ausgeſetzt, die vielleicht an zehn andre Orte gehören, und welche die Aufmerkſamkeit ermüden, anſtatt, daſs ſie dieſelbe bequem ſättigen ſollten. Geſuchte Gedanken, ſpitzfindige Einfälle, denen man die Mühe anſieht, die ſie den Verfaſſer gekoſtet haben, oder die Freude, die er nach ihrer Geburt empfunden, miſsfallen eben ſo ſehr, als ungekünſtelte und doch feine Gedanken in Briefen gefallen. Es giebt gewiſſe Geſichter, die gar nicht blendend ſind, die keine groſse Schönheit ankündigen, und die doch durch eine gute Miene uns ſanft einnehmen, und lange rühren. So giebt es auch gewiſſe Gedanken, die eben nicht eine groſse Verwunderung erwecken, wenn man ſie ſieht; die aber durch eine gewiſſe unſchuldige, oder ſchalkhafte, durch eine treuherzige, durch eine verſchämte, durch eine muntre und nachläſsige Miene gefallen.

gefallen. Mit dieſen kann man ſeinen Brief wohl ausputzen. Sie zerſtreuen die Aufmerkſamkeit nicht, und ermüden ſie auch nicht; ſie unterhalten ſie nur. Sie entfernen ſich gleich weit von den ganz ſtarken, und von den ganz leeren Gedanken. Sie bieten ſich an, oder laſſen ſich doch, wie die Veilchen unter den Blättern, gern finden. Wir müſſen daraus nicht ſchlieſſen, daſs dieſes allemal die beſten Gedanken in Briefen ſind, die uns am erſten bey der Sache einfallen. Zuweilen koſtet eben das Leichte, das Natürliche in einem Gedanken, das ſich bey ſeiner Zubereitung nicht gleich geben will, die meiſte Mühe, und gefällt doch dem Leſer am Ende aus dem Grunde, weil es keine Mühe gekoſtet zu haben ſcheint. Man hat alle Arbeit, alle Kunſt verſteckt. Man hat den Gedanken mit dem Vorhergehenden oder Nachfolgenden ſo zuſammen gefügt, daſs man glaubet, er gehöre nothwendig da hinein.

Ich muſs bey dieſer Gelegenheit erinnern, daſs es eine Schreibart giebt, die nicht gefällt, weil ſie, wenn ich alſo ſagen darf, zu natürlich iſt. Sie hat wie das Waſſer gar keinen Geſchmack. Ich meyne die Schreibart, die zwar aus ſehr leichten, aber auch ſehr leeren,

ren, Worten und Gedanken besteht. So wenig man in einem Briefe gefällt, wenn man es merken läßt, daß man geistreich seyn will: eben so wenig gefällt man auch ohne Geist. Der Leser vergnügt sich nicht bloß deswegen an mir, weil ich leicht und bald zu verstehen bin, ich mag ihm etwas so gemeines sagen, als ich will; nein, weil ich ihm etwas Gutes um einen wohlfeilen Preis, auf eine leichte Art sage. Er glaubt, weil ihm die Schreibart keine Mühe macht, indem sie ihm gefällt, daß sie mir auch keine gemacht habe, und dieß flößt ihm eine gewisse Hochachtung gegen mich ein, daß ich so glücklich bin, ohne Mühe so fein von einer Sache zu reden. Dieses schreibt sich vermuthlich von unsrer Begierde zur Beqvemlichkeit her. Und bey dieser Gelegenheit mengt sich unsre Eigenliebe heimlich in das Spiel, und beredet uns, weil alles so leicht und natürlich ist, daß wir selbst

* Man sehe die Vorrede zur siebenten Auflage des *Juncker*ischen Briefstellers. Nichts, spricht der Verfasser, war diesem Werkchen nöthiger, als ein Vorrath guter Muster, die jungen Leuten zur Aufmunterung in der Schreibart dienen könnten. Nun hat es in dieser Art nicht leicht jemand diesem berühmten Scribenten (Neukirchen) gleich gethan; das macht, er hat diese wenige Stücke nicht den Buchhändlern vor Geld alphabetweise hingeschmieret; sondern wirklich in solchen Umständen, als darinnen vorkommen, an wahrhafte Personen abgelassen. So wird auch in der Vorrede zu

ſelbſt eben ſo gedacht und geredt haben würden, oder daſs wir es dem Verfaſſer doch gleich thun könnten, ſo bald wir nur wollten. Ich will das, was ich von der unnatürlichen und gar zu natürlichen Schreibart der Briefe geſagt habe, durch einige Beyſpiele zu erläutern ſuchen, und auch die wahre natürliche an einem Exempel zeigen. Solche Beyſpiele mit Anmerkungen lehren mehr, als alle Regeln. Ein Exempel von der unnatürlichen Schreibart wollen wir aus Neukirchs galanten Briefen nehmen, die man jungen Leuten zum Unglücke immer, als Muſter * guter Briefe, angeprieſen hat. Es iſt ein Dankſagungsſchreiben an den Herrn von Rauter. Neukirch redet mit einem vornehmen Hofmanne, mit ſeinem groſsen Gönner und Wohlthäter. Er ſollte alſo die geſetzte und ernſthafte Sprache der Dankbarkeit und Ehrerbietung reden. Ein Client, der mit ſeinem Gönner ſpricht, kann ſeine Gnade zwar loben;

* zu des le Pays überſetzten Briefen behauptet, daſs man durch nichts beſſer, als durch die *Neukirchiſchen* Briefe, behaupten könne, daſs es den *Deutſchen an aufgeweckten Köpfen und Vätern einer lebhaften, ſinnreichen und bündigen Schreibart ſo wenig, als den Franzoſen fehle.* - - Damit meine Leſer nicht denken, daſs ich blos aus Begierde zu widerſprechen, ſo nachtheilig von Neukirchs galanten Briefen urtheile: ſo bitte ich ſie, dieſe Briefe ſelbſt zu leſen. Ich weiſs wohl, daſs ſie von groſſen Männern ſind gelobt worden; allein ich zweifle, daſs dieſe Männer ſie alle geleſen haben. Vielleicht hat ſie der Name verführt.

[illegible] aber er muß es bescheiden thun, und die [illegible] nicht übertreiben. Er soll ihm die [illegible] der Dankbarkeit auf eine lebhafte [illegible] zu erkennen geben; aber er soll sie nicht [illegible] Possierliche und Abentheuerliche trei-[illegible] Der Brief heißt so:

Hochwohlgebohrner Herr etc.

„Wann ich so verschwenderisch mit Wor-[illegible], als Ew. Excellenz mit Wohlthaten wäre, „so würde ich schon nichts mehr haben, womit „ich mich für Dero heutige Gnade bedanken „könnte. Allein Sie werden dadurch nichts är-„mer: denn Sie haben alle Augenblicke neues „Vermögen, mir Gutes zu thun; da ich herge-„gen oft acht Tage sinne, ehe ich nur eine Re-„densart finde, welche sich entweder zu Be-„schreibung Dero grossen Gemüths, oder zu „Ausbildung meiner unterthänigsten Erkennt-„lichkeit schicket. Ich habe mir zwar vielmal „vorgenommen, meine Gedanken auf einmal [illegible] schütten, und alles, was ich von Ew. [illegible] bishero empfangen, in eine einzige [illegible] zu fassen: Aber nachdem ich den [illegible] Plinius gelesen, und alle Schmeichel-[illegible] der alten und heutigen Poeten durch-[illegible]kert, so habe ich allererst gesehen, daß Ew. „Excellenz Ihres gleichen noch nicht gehabt, „und

„und daſs Dero neue und ungemeine Gemüths-
„art auch neue und ungemeine Formeln erfor-
„dert. Nun wollte ich mich auch hierum wohl
„bemühen: Allein ich fürchte, ie mehr ich ſa-
„ge, ie mehr werde es die Welt für Lügen hal-
„ten; weil ſie doch unmöglich glauben kann,
„daſs Ew. Excellenz dieſes alles an einem ein-
„zigen, und zwar fremden, Menſchen erwieſen.
„Ich thue alſo viel vernünftiger, wenn ich
„ſchweige. Ew. Excellenz kennen mein Herz,
„und finden alle Buchſtaben darinnen, welche
„zu einer Rede vonnöthen ſeyn. Sie machen
„ſich ihr Loblied ſelber, und ſeyn zufrieden,
„daſs ich mit unterthänigſtem Reſpect bewun-
„dre, was ich doch nicht anders vergelten kann,
„als daſs ich mich nenne,

Ew. Excellenz

unterthänigen und gehorſamſten
Knecht.

Wir wollen dieſen Brief ſtückweiſe durch-
gehen, und ihn ſo wohl in Anſehung des Aus-
drucks, als der Gedanken und der ganzen Ein-
richtung, beurtheilen: „Wenn ich ſo verſchwen-
„deriſch mit Worten, als Ew. Excellenz mit
„Wohlthaten wäre, ſo würde ich ſchon nichts
„mehr haben, womit ich mich für Dero heutige
„Gnade

„Gnade bedanken könnte.„ Wenn dieſer Gedanke auch nicht unter diejenigen Spitzfindigkeiten gehörte, welche anfangs mit der Miene des Witzes ſchmeicheln, und wenn man ſie unterſucht, zum Lachen bewegen *: ſo würde er doch des Ausdrucks wegen verwerflich ſeyn. Welche Klugheit, einem groſsen Herrn zu ſagen, daſs er mit ſeinen Wohlthaten verſchwenderiſch iſt! Iſt das die bedachtſame Sprache eines Clienten? Und wenn nun auch Neukirch ſo verſchwenderiſch mit Worten wäre, als ſein Gönner, nach ſeiner Meynung, mit Wohlthaten iſt, würde er ſich denn deswegen heute nicht mehr bedanken können? Kann man denn die Worte nicht wieder gebrauchen, die man einmal gebraucht hat? Kann man ſich nicht mehr bedanken, wenn man ſich zwanzigmal bedankt hat? Kein Gedanke iſt natürlich, der im Grunde falſch iſt. Neukirch begeht noch einen Fehler. Indem er den Gegenſatz von der Verſchwendung mit Worten und Wohlthaten macht: ſo ſagt er nicht allein dem Herrn von Kanter eine Grobheit, ſondern er lobt ſich auch ſelbſt, daſs er haushältiger auf ſeiner Seite iſt. Er fährt fort: „Allein Sie wer„den dadurch nichts ärmer: denn Sie haben „alle

* *Minimè etiam inventiun. culo gaudent, quae excuſſae riſum habent, inanitas facit ingenii blandiuntur.* Quinctil. *VIII.* 5.

„alle Augenblicke neues Vermögen, mir Gutes „zu thun; da ich hergegen oft acht Tage „ſinne, ehe ich nur eine Redensart finde, wel„che ſich entweder zu Beſchreibung Dero gro„ſsen Gemüths, oder zu Ausbildung meiner „unterthänigſten Erkenntlichkeit ſchickt.„ Man ſieht nicht, wie das Allein hier bindet. Der ganze Period ſoll eine Erklärung des Vorhergehenden ſeyn, und zugleich eine Rechtfertigung. Sie werden dadurch nichts ärmer. Das dadurch iſt undeutlich. Man muſs groſsen Herren nichts von arm werden vorſagen. Wenn der Herr von Rauter alle Augenblicke neues Vermögen hat, Neukirchen Gutes zu thun, welches doch eine ſchreckliche Hyperbole iſt; ſo verringert Neukirch eben dadurch die Groſsmuth ſeines Gönners. Das iſt ja eben nichts groſses, wenn ich nichts thue, als daſs ich mich des Vermögens, wohl zu thun, entſchütte, das mir alle Augenblicke zufliefst. Allein Neukirch brauchte die Augenblicke, um ſie den Tagen entgegen zu ſetzen, da ich hergegen oft acht Tage ſinne, ehe ich nur eine Redensart finde, welche u. ſ. w. Ein jeder frage ſich ſelbſt, ob er, ohne roth zu werden, dieſes zu ſeinem Gönner ſagen könnte. Ein Tag zu einer Redensart, das wäre ſchon ausſchweifend; aber acht

Tage,

Tage, das iſt gar nicht auszuſtehen. Der Herr von Rauter hätte dieſes Bekenntniſſes wegen Neukirchen ſeine Gnade entziehen ſollen. Einem Clienten, der acht Tage ſinnen muſs, ehe er zur Beſchreibung meines groſsen Gemüths, und zur Ausbildung ſeiner unterthänigſten Erkenntlichkeit eine Redensart finden kann, dem gebe ich nichts mehr. Ich fürchtete mich, daſs ichs zu verantworten hätte, wenn er um meinetwillen ferner die Zeit verderbte. Doch der Verfaſſer will dadurch ſagen, daſs es ſehr ſchwer iſt, den Herrn von Rauter würdig zu loben. Das kann ſeyn; aber er hat es ſehr unnatürlich geſagt. Er macht ſich zu einem armſeligen Pedanten, um die Groſsmuth des Gönners unbeſchreiblich zu machen. Ueber einem Lobgedichte acht Tage zubringen; das iſt keine Schande. Aber ſich von einem Manne müſſen loben laſſen, der acht Tage Zeit zu einem Ausdrucke braucht, das iſt wirklich eine. Die Ausbildung der Erkenntlichkeit, iſt eine geſuchte und undeutliche Redensart. Was heiſst ſeine Erkenntlichkeit ausbilden? Sie vollſtändiger und vollkommener in ſeinem eignen Herzen machen, nicht aber ſie durch Worte zu erkennen geben. „Ich habe mir zwar vielmal „fürgenommen, meine Gedanken auf einmal „auszuſchütten - -„ das iſt ſehr unverſchämt

mit

mit dem Herrn von Rauter geſprochen. Ausgeſchuttete Gedanken ſind kein groſſes Geſchenke. Der Lobſpruch, der unmittelbar folgt, iſt die gröſste Beleidigung fur einen beſcheidenen Mann. Einem gerade zu unter die Augen ſagen, daſs ſeines gleichen noch nicht in der Welt geweſen iſt, und zwar von der Seite des guten Herzens her; das iſt etwas ſchreckliches. Ein Client verräth bey einem ſolchen Machtſpruche einen erſtaunenden Stolz. Er ruhmt ſich gleichſam, die Verdienſte aller Andern ſo genau zu kennen, daſs er den Ausſpruch thun kann, wer der gröſste ſey. Geſetzt, daſs er nach ſeinen Gedanken Recht hätte: ſo muſs ers doch mit Beſcheidenheit ſagen. Er ſetzt ſchon zum voraus, daſs ſich ſein Gönner gern loben läſst; und das iſt doch eben keine Schmeicheley. Endlich kann der Gönner auf ſo einen Lobſpruch, wenn er auch aufrichtig wäre, doch nicht ſtolz werden. Wer macht ihm denn den Lobſpruch? Ein Menſch, der von ſeinen Wohlthaten eingenommen, der eben deswegen ſchon partheyiſch iſt, der ſich neue Gunſtbezeugungen erkaufen will, und der ſich endlich aus Beſcheidenheit das Recht nicht anmaſſen ſollte, die Verdienſte ſeines Gönners mit ſo groſsem Geräuſche zu beſtimmen. „Aber nachdem ich „den ganzen Plinius geleſen, und alle Schmei-

„chel-

„chel-Gedichte der alten und heutigen Poeten „durchſtankert, ſo habe ich allererſt geſehen, „daſs Ew. Excellenz Ihres gleichen noch nicht „gehabt, und daſs Dero neue und ungemeine „Gemüthsart auch neue und ungemeine Formeln „erfordert.„ Die ganze Stelle iſt wunderbar. Was heiſst der ganze Plinius? Vermuthlich ſeine Lobrede auf den Trajan. Alſo iſt ein Trajan nichts gegen den Herrn von Rauter? Er hat alle Schmeichelgedichte durchſtankert. Durchſtankern iſt ein unflätiges Wort. Und warum Schmeichelgedichte? Hat er denn ſeinem Gönner auch Schmeicheleyen ſagen wollen? Ihres gleichen iſt ein zu vertraulicher Ausdruck. Wer ſagt im Ernſte, der Mann hat eine ganz neue Gemüthsart? Und warum erfordert ſeine neue und ungemeine Gemüthsart bloſs neue und ungemeine Formeln? Scheint es doch, als wenn der Verfaſſer die Formeln und Redensarten für nöthiger zu einer Lobrede hielte, als die Gedanken. Um ſich von dem Unnatürlichen dieſer Sprache zu überzeugen: ſo mache man aus dieſer Stelle ein Compliment. Wenn ich zu einem groſsen Herrn ins Zimmer träte, und anfienge: Gnädiger Herr, Sie haben mir eine neue ungemeine Wohlthat erwieſen, die auch neue und ungemeine Formeln erfordert u. ſ. w. würde er nicht glauben, daſs ich

mich

mich für ſeine Wohlthat betrunken hätte? „Nun wollte ich mich auch hierum wohl be„mühen; allein ich fürchte, je mehr ich ſa„ge, je mehr werde es die Welt für Lügen „halten, weil ſie doch unmöglich glauben „kann, daſs Ew. Excell. dieſes alles an ei„nem einzigen und zwar fremden Menſchen „erwieſen etc.„ Hier iſt erſtlich der Zuſammenhang dieſes Perioden und des vorigen unnatürlich. Er hat von der neuen und ungemeinen Gemüthsart des Gönners geredet. Nun ſagt er, die Welt würde das Lob derſelben für Lügen halten. Warum? weil ſie nicht würde glauben können, daſs er alle dieſe Wohlthaten einer einzigen Perſon erwieſen. Man erwartet natürlicher Weiſe ganz was anders. Er redet itzt von ſeiner Dankbarkeit, und unmittelbar zuvor war die Rede von den Rauteriſchen Verdienſten. Beſteht denn das ganze Verdienſt, warum der Herr von Rauter beſſer iſt, als alle übrige Sterblichen, bloſs darinnen, daſs er Neukirchen viele Wohlthaten erwieſen hat? Er geſteht, daſs er ſich endlich wohl um Formeln bemühen wollte. Warum um Formeln? Mit dem Worte Lügen muſs man groſſe Herren verſchonen. Er fährt fort: „Ich „thue alſo viel vernünftiger, wenn ich „ſchweige.„ Iſt dieſes nicht der ſchoalte Ge-

danke in dem Briefe, ſo iſt es doch der wahrſte. „Ew. Excellenz kennen mein Herz, und finden „alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Re„de vonnöthen ſeyn. Sie machen ſich ihr Lob„lied ſelber, und ſeyn zufrieden, daſs ich mit „unterthänigſtem Reſpekte bewundre, was ich „doch nicht anders vergelten kann, als daſs ich „mich nenne Ew. Excell. unterthänigen und „gehorſamſten Knecht.„ Nachdem der Verfaſſer in dem ganzen Briefe mit ſeinem Gönner pedantiſch complimentirt hat: ſo wird er am Ende auf einmal vertraut mit ihm. Der Herr von Rauter kennt ſein Herz, und findet alle Buchſtaben darinnen, welche zu einer Rede nöthig ſind. Es iſt beynahe unmöglich, daſs einem bey dem Herzen nicht der Schriftkaſten, und der Herr von Rauter, als ein Setzer, einfallen ſollte, der ſich ſein Loblied ſelber macht. Erſt hat er nur von Worten, Redensarten und Formeln geredt, itzt treibt er die Beſcheidenheit noch höher, und ſpricht, daſs nur die bloſsen Buchſtaben zu einer Rede in ſeinem Herzen fertig liegen. Wenn dieſes kein falſcher Gedanke iſt, ſo muſs gar keiner möglich ſeyn. Was ſind Buchſtaben im Herzen? Wie kann man ſie ſehen? Soll der Gedanke einen Verſtand haben, ſo muſs er ſo viel heiſsen: Sie kennen mein Herz, und wiſſen, daſs ich alle die Empfindungen

pfindungen habe, die zu einer aufrichtigen Dankſagung, nicht aber zu einer Rede überhaupt, nöthig ſind. Auf dieſe Art beziehet ſich der Gedanke nur auf die Dankſagung, und nicht auf die Lobrede, und er will doch auf beides anſpielen. Sie machen Sich Ihr Loblied ſelber; eine grobe Schmeicheley! „Und ſeyn „zufrieden, daſs ich mit unterthänigſtem Re„ſpecte bewundre, was ich doch nicht anders „vergelten kann, als daſs ich mich nenne etc.„ Der Schluſs iſt eben ſo ſpitzfindig, wie der Anfang. Vergilt er dadurch die Wohlthaten, daſs er ſich des Herrn von Ruters Knecht nennt? Waren ſie vergolten, wenn ſie Neukirch in einem Gedichte gelobt hatte? Der ganze Brief iſt unnatürlich. Die Gedanken ſind froſtig, kindiſch und falſch. Der Zuſammenhang, oder die Art, wie er von einem auf das andre kömmt, iſt gezwungen. Der Ausdruck iſt niedrig, ſchmutzig und undeutlich. Die meiſten von den neukirchiſchen galanten Briefen können zu Muſtern dienen, wie ein Brief nicht beſchaffen ſeyn muſs, wenn er natürlich ſeyn ſoll.

Der erſte Begriff, den wir mit dem Natürlichen, insbeſondre in Briefen, zu verbinden pflegen, iſt das Leichte; dieſes entſteht aus der Richtigkeit und Klarheit der Gedanken,

und aus der Deutlichkeit des Ausdrucks *. Allein ich habe ſchon erinnert, daſs dieſes nicht genug iſt. Wenn das bloſse Verſtändliche und Deutliche, in ſo weit es dem Dunkeln und dem Schwulſtigen entgegen geſetzt iſt, eine Schreibart ſchön machte: ſo wäre nichts leichter, als gute Briefe zu ſchreiben. Wer wird von gewöhnlichen Dingen nicht deutlich und verſtändlich ſchreiben können? Doch deswegen, weil einer keine Fehler in ſeiner Sprache begeht, ſchreibt er noch nicht ſchön. Und niemand wird einen darum loben, weil er ſo geredet hat, daſs die Anweſenden ſeine Meynung haben

* Man ſchreibt, damit man verſtanden werde, und nicht allein, damit man verſtanden werde, ſondern daſs uns der Leſer auch gewiſs, bald, und ganz verſtehe. Man muſs alſo alles vermeiden, was der Deutlichkeit der Schreibart ſchaden kann; unverſtändliche oder verlegne Worte, oder ſolche Worte, die zwar gebräuchlich ſind, denen wir aber andre Begriffe geben, als ſie im gemeinen Leben haben, oder die ſonſt zweydeutig ſind; unrichtige Wortfügungen, weitſchweifige und ungeheure Perioden, oder gar zu oft und zur Unzeit abgerifſne Sätze. Cicero lehrt uns dieſes im dritten Buche vom Redner: *Neque vero in illo - - diutius commorandum, ut diſputemus, quibus rebus aſſequi poſſimus, ut ea, quae dicamus, intelligantur: Latine ſcilicet dicendo, verbis vſitatis, ac proprie demonſtrantibus ea, quae ſignificari ac declarari volumus, ſine ambiguo verbo aut ſermone, non nimia longa continuatione verborum - - non diſcerpta ſententia, non praepoſtera temporibus, non confuſis perſonis, non perturbato ordine.* Die Worte und Wortfügungen können endlich gut und richtig ſeyn, und man kann doch noch in ſeinem Vortrage dunkel und räthſelhaft werden, wenn man zu viel oder

haben verſtehen können, ſondern man verachtet den, der es nicht thun kann **. Der Hauptbegriff von dem Natürlichen iſt, daſs ſich die Vorſtellungen genau zur Sache, und die Worte genau zu den Vorſtellungen ſchicken muſſen. Man muſs endlich das Natürliche nicht bloſs in den Worten und in den einzelnen Gedanken eines Briefs, ſondern in dem Ganzen, in dem Zuſammenhange der Gedanken unter einander, ſuchen. Wenn die Gedanken aus einander herzufliefsen ſcheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verſtande nöthig iſt; wenn keiner da ſteht, der zu nichts die-

oder zu wenig Worte macht; gewiſſe Umſtände verſchweigt, die zur Sache gehören, oder alle Kleinigkeiten berührt: nichts das erſte, nichts das andere ſeyn läſst, oder bald von dieſem, bald von jenem redet. Dieſe Fehler im Schreiben zu vermeiden, wird eine gewiſſe Uebung erfordert. Man findet oft Leute, die mündlich eine Sache ganz deutlich vortragen, und die undeutlich werden, ſo bald ſie davon ſchreiben. Im Reden waren ſie unbeſorgt, und ſich ſelbſt überlaſſen, darum glückte es ihnen. Im Schreiben geben ſie auf ſich Achtung, und weil ſie beſſer ſchreiben wollen, als ſie reden, und aus einem Mangel der Uebung ungewiſs in der Wahl des Ausdrucks ſind: ſo verfallen ſie in das Weitläuftige, und werden undeutlich, weil ſie alles umſchreiben und koſtbar ſagen wollen. *Eſt etiam in quibusdam turba inanium verborum, qui, dum communem loquendi formam reformidant, dulci ſpecie nitere, ornamenta omnia copioſa loquacitate, quae dicere volunt.* Quinct. VIII. 2.

** *Nemo extulit eum unquam, qui ita diceret, ut, quae adeſſent, intelligerent, quid diceret, ſed contemſit eum, qui minus id facere poteſſet.* Cicer. de Orat. L. III. p. 463. ed. cit.

net, der entweder dem andern kein Licht mittheilt, oder ihn nur verdunkelt, oder der zwar ſchlufsweiſe zuſammenhängt, den wir aber leicht ſelber denken können, und deswegen in der Reihe auszulaſſen pflegen; wenn dieſs iſt: ſo heiſst der Zuſammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich. Man wird alſo bey dem Natürlichen nicht bloſs mit dem Leichten zufrieden ſeyn müſſen, ſondern immer noch nöthig haben, eine Wahl in denen Gedanken zu treffen, welche ſich hieher am beſten ſchicken, welche die Sache nicht allein am deutlichſten, ſondern auch am feinſten, am kürzeſten, am lebhafteſten ausdrucken können. Dieſs, dieſs iſt das groſse Verdienſt der natürlichen Schreibart! Nicht alles, was leicht iſt, gefällt deswegen, weil es leicht und verſtändlich iſt, ſonſt muſste die matte Schreibart am meiſten gefallen. Es giebt vielmehr tauſend ſchöne und edle Gedanken, bey denen der Leſer fühlt, daſs er ſie nicht würde gehabt haben, die ihn ſo gar einige Mühe, ſie zu verſtehen, koſten; nichts deſtoweniger gefallen ſie ihm. Er bewundert ihre Richtigkeit, und ſieht, daſs ſie dem Andern, in ſeiner Art zu denken, natürlich geweſen ſind. Wenn ich ſage: ich bin alt, deswegen kann ich nicht mehr gut ſchreiben; ſo iſt nichts leichter,

nichts

nichts verſtändlicher. Aber wird dieſes Leichte darum gefallen? Wenn ich hingegen mit dem Corneille * ſage:

Pour bien écrire encor j'ai trop long-tems écrit,
Et les rides du front paſſent juſqu'à l'eſprit,

„um noch gut zu ſchreiben, habe ich zu lange geſchrieben, und die Runzeln meiner Stirne erſtrecken ſich bis auf meinen Witz;„ wenn ich dieſes ſage: ſo ſcheint der Gedanke nicht mehr ſo natürlich zu ſeyn, als der erſte; und er iſt doch eben derſelbe, und rührt mich mehr als der erſte. Ob nun gleich ein Brief der ſcharfſinnigen und groſsen Gedanken nicht ſehr fähig iſt: ſo vertragt er doch lebhafte Gedanken. Dieſes Lebhafte beſteht oft in der Art, den Gedanken vorzuſtellen; darinnen, daſs man ihm durch die Ausſicht, in der man ihn ſehen läſst, eine gewiſſe Neuheit giebt. Man nehme den gemeinen Gedanken: Die Frauenzimmer brauchen viel Zeit, ehe ſie mit einer Sache zu Stande kommen. Er iſt natürlich; aber er iſt darum nicht lebhaft. Die Begriffe ſind zu allgemein. Man beſtimme aber die Zeit, man bezeichne die Art und Weiſe, die Urſachen: ſo wird der Gedanke

* *Oeuvres diverſes de* Pierre Corneille, *à Amſterdam* 1750. *p.* 84.

ſinnlicher, und deswegen lebhafter. Man ſage z. E. nach Art des Terenz:

Dum moliuntur, dum comuntur, annus eſt.

Indem ſie etwas thun wollen, indem ſie ſich putzen, vergeht ein Jahr. Hier bekömmt unſre Einbildung etwas zu thun. Sie ſieht die Hände der Schönen gleichſam beſchäfftigt; ſie ſtellt ſich den Putz der Frauenzimmer vor. Der verwegne Ausdruck, es vergeht ein Jahr, rührt uns durch ſeine Kühnheit, und gefallt uns, weil er uns mehr zu denken giebt, als das Unbeſtimmte einer langen Zeit. Aber die Kürze, in die der Gedanke eingeſchloſſen iſt, trägt auch viel zu ſeiner Lebhaftigkeit bey. Man dehne ihn aus einander, ſo wird er ſeinen Werth verlieren. Man ſage: Ehe die Frauenzimmer mit ihren Haaren fertig werden, ehe ſie jedes durch die Muſterung gehen laſſen, und den Puder recht gleich darauf ſtreuen, ehe ſie das Nachtzeug anſtecken, und die Bänder knupfen: ſo kann leicht ein ganzes Jahr vorbey ſtreichen. Das heiſst den Gedanken nicht lebhafter machen; das heiſst ihn ſchwächen. Ich konnte dieſes alles bey dem moliuntur und comuntur ſelbſt denken. Deswegen dachte ich in wenig Worten viel, und darum gefiel mir der Gedanke. Wenn alſo eine Schreibart aus vielen Gedanken,

danken, die bloſs verſtändlich ſind, beſteht: ſo kann ſie matt werden; wenn ſie aus müſsigen und ſolchen Gedanken beſteht, die wir leicht von uns ſelbſt hinzuſetzen können: ſo wird ſie langweilig und weitläuftig. Eben dieſes kann entſtehen, wenn ich lebhaften Gedanken nicht ihre gehörigen Schranken gebe, wenn ich ihren Umkreis zu groſs mache, alles, was zu ihnen gerechnet werden kann, ſehen laſſe; oder wenn ich nicht die beſten, die richtigſten, die abgemeſſenſten Worte wähle; das heiſst, ſolche, welche die Begriffe der Sache am geſchwindeſten und ſtärkſten erwecken können. Dieſes iſt nicht die gute natürliche, ſondern die zu natürliche Schreibart, die platte. Sie iſt freylich deutlich; aber man ſchläft bey ihrer Deutlichkeit ein. Richtig und deutlich reden, iſt ein geringes Verdienſt, und heiſst mehr von Fehlern frey ſeyn, als eine groſſe Tugend in ſich haben. Und wie der Leib, wenn er ſeine Dienſte verrichten ſoll, nicht allein geſund, ſondern auch lebhaft und ſtark ſeyn muſs: ſo muſs gleichfalls die Rede, und ſo gar die Rede der Briefe nicht allein nicht krank ſeyn, ſondern auch eine natürliche Kraft und Stärke haben. Ich will die Sache durch ein kleines Exempel erklären, darinnen ein Freund dem andern vorwirft, daſs er ihm lange nicht geſchrieben.

Wertheſter Freund,

„Da Sie ſo lange nicht an mich geſchrie„ben haben, und ich beynahe nicht mehr „weiſs, was ich denken ſoll: ſo habe ich ge„glaubt, ich müſste Sie um die Urſache Ihres „langen Stillſchweigens fragen, ob ich Sie viel„leicht dadurch bewegen könnte, mir meinen „Zweifel zu benehmen, und an mich zu ſchrei„ben. Ich möchte beynahe ſagen, daſs ich bö„ſe auf Sie wäre. Aber vielleicht ſind Sie „zeither nicht in Leipzig geweſen, oder durch „viele Arbeiten am Schreiben verhindert wor„den; denn das will ich nicht hoffen, daſs „Sie eine Krankheit abgehalten haben ſollte, „mich Ihres Andenkens zu verſichern. Ich „befinde mich, dem Himmel ſey Dank! auf „meinem Landgute, wo ich zuweilen ſtudire, „und mich zuweilen auf allerhand Art erlu„ſtige, noch wohl. Ich erwarte Ihre baldige „Antwort, und bin etc.

Iſt dieſer Brief nicht deutlich? Die Worte ſind verſtändlich, und üblich, und grammatiſch richtig. Die Gedanken ſind leicht, und von der

* *S. den zweyten Brief des zweyten Buchs.* Ich habe ſowohl in dieſem, als in dem bald folgenden Briefe des Cicero, das lateiniſche *Tu* durch unſer *Sie* ausgedrückt. In einer ganzen Ueberſetzung würde ichs ſchwerlich wagen; allein, bey einem einzelnen Briefe, den

der Sache hergenommen. Der Zuſammenhang iſt nicht gezwungen. Er hat alſo in Anſehung der Deutlichkeit keinen Fehler; aber die Abweſenheit offenbarer Fehler erzeugt noch keine Schönheiten. Er iſt ſo deutlich, daſs er matt und langweilig wird. Seine Klarheit entſteht aus dem Leeren. Ein Kraut mit drey oder vier Blätterchen kann freylich mit dem Auge leichter überſehen werden, als ein Aſt, an dem Zweige voller Blüten oder Früchte hangen. Der ganze Brief könnte lehrhafter, und doch eben ſo deutlich ſeyn, als er iſt, er hätte nur mit einer freyern Art abgefaſst werden dürfen. Will man ſehen, wie viel die Art, eine Sache zu ſagen, dem Briefe hilft, und worinnen ſie beſteht: ſo halte man einen Brief des Plinius von eben dieſem Inhalte gegen den erſten. Er ſchreibt ſo an ſeinen Freund Paulinus: *

„Ich bin böſe, ohne recht zu wiſſen, ob „ichs ſeyn ſoll; aber genug, ich bin böſe. Sie „wiſſen, daſs die Liebe zuweilen unbillig, oft „ausſchweifend, und allezeit bey Kleinigkeiten „empfindlich iſt. Doch meine Urſache iſt groſs

* den ich aus beiden, als ein Exempel anführe, ſchien mir das Ne nöthig zu ſeyn, um die Aehnlichkeit der alten und unſerer Briefe fühlbar zu machen, und den Leſer geſchwinder zu überzeugen, daſs die Regeln eines guten Briefs allezeit eben dieſelben geweſen ſind.

„genug ; nur weiſs ich nicht, ob ſie billig iſt. „Indeſſen thue ich, als ob ſie nicht weniger bil„lig, als groſs, wäre, und bin ſehr boſe auf „Sie, daſs Sie mir ſo lange nicht geſchrieben „haben. Sie können mich durch ein Mittel „wieder gut machen, nämlich, wenn Sie mir „wenigſtens nunmehr oft und recht viel ſchrei„ben. Dieſes will ich allein fur eine wahre „Entſchuldigung gelten laſſen, die übrigen neh„me ich nicht an. Ich war nicht in Rom, ich „hatte viel zu thun, das werde ich gar nicht „anhören ; und ich war krank, das wolle der „Himmel nicht! Ich, mein lieber Paulin, lebe „auf dem Lande, und ergötze mich zuweilen „durch Studiren, zuweilen auch durch Muſsig„gang. Beides habe ich der Ruhe von offentli„chen Geſchafften zu danken. Leben Sie wohl.

Dieſer Brief iſt unſtreitig beſſer, als der erſte, und man kann leicht ſehen, warum. Er iſt lebhafter, und völliger. Er hat mehr Gedanken ; und die Gedanken, die beide Briefe mit einander gemein haben, ſind in dieſem beſſer geformt, darum iſt er feiner. „Sie können mich nicht anders wie„der gut machen, als wenn Sie mir nunmehr „oft und recht viel ſchreiben. Dieſes wird mir „die beſte Entſchuldigung ſeyn ; alle andre „werde ich verwerfen - - „ Von dieſen Einfallen

fallen weiſs der erſte Brief nichts. Beide reden vom Böſeſeyn. Der erſte ſpricht: Ich möchte beynahe auf Sie böſe ſeyn, nachdem er einen wortreichen Eingang vorher geſchickt, und eine groſse Zubereitung zu einem ſehr gewöhnlichen Gedanken, den er noch dazu durch ein beynahe ſchwacht, gemacht hat. Der andre kehrt es um. Er fangt mit dem Böſeſeyn an, ohne die Urſache zu ſagen. Dieſes iſt nicht allein natürlicher, ſondern der Gedanke erweckt auch mehr Aufmerkſamkeit. Der erſte Brief macht einen Einwurf wider das Böſeſeyn, der andre auch. Jener ſagt gerade zu, „aber vielleicht ſind Sie zeither nicht in Leipzig geweſen, oder durch viele Arbeiten am Schreiben „verhindert worden; denn das will ich nicht hoffen, „daſs Sie eine Krankheit ſollte abgehalten haben, „mich Ihres Andenkens zu verſichern.„ Dieſer betrachtet den Einwurf auf einer andern Seite. Er macht aus Höflichkeit noch eine Frage daraus, ob er Recht habe, böſe zu ſeyn, daſs der andre ſo lange nicht an ihn geſchrieben. Er iſt zu beſcheiden, daſs er ſein Recht nur auf die Pflicht des andern, an ihn, als ſeinen Freund, zu ſchreiben, gründen ſollte. Er läſst ſeinen kleinen Zorn nicht bloſs aus dem langen Stillſchweigen ſeines Freundes entſtehen. Er rechtfertiget ihn erſt durch die Natur der Liebe.

Dieſer nimmt alſo mehr an der Sache wahr, als jener, und giebt dadurch ſeiner Vorſtellung mehr Leben. Man könnte zwar fragen, ob man überhaupt ſo behutſam mit ſeinen Freunden reden ſollte, und ob dieſes nicht ſchon zu gekünſtelt wäre? Mich deucht, Plinius, deſſen Briefen man die Mühe und das Studirte ſchon leicht anſieht, iſt hier nicht zu weit gegangen. Nur die Sentenz: Scis, quam ſit amor iniquus interdum, impotens ſaepe, μικρόπτιος ſemper, ſcheint mir zu geputzt zu ſeyn. Das interdum, ſaepe, ſemper, iſt ohne Zweifel geſucht. Indeſſen iſt die Stelle im Lateiniſchen nicht ſo beleidigend, weil ſie kürzer ausgedruckt iſt, als im Deutſchen geſchehen kann, und deswegen nicht ſo lehrermäſsig klingt. Wenn man das mittelſte Glied wegnimmt, ſo wird ſie nachläſsiger. Die Entſchuldigungen vom verreiſt ſeyn, vom krank ſeyn, weiſs Plinius weit lebhafter vorzutragen. Er läſst ſeinen Freund ſelbſt reden: Non ſum auditurus, non eram Romae, vel occupatior eram. Der Schluſs in ſeinem Briefe iſt ungleich ſtärker, als der Schluſs des andern. Wir wollen noch einen Verſuch machen. Ich will einem Freunde ſagen, daſs mir ſeine Abweſenheit ſehr ſchwer fällt, und daſs ich mich über die Bekanntſchaft erfreue, in die er mit einem gewiſſen gelehrten Manne gekommen iſt.

„Sie

„Sie haben mir letztens gemeldet, daſs es „Ihnen nicht recht in Holland bey dem Herrn „General gefallen wollte: Dieſes war mir nicht „lieb. Um deſto angenehmer iſt mirs, da ich „nunmehr erfahre, daſs es Ihnen beſſer da ge„fällt; und daſs Sie itzt uber meine Empfeh„lung, die ich Ihnen an den Herrn General u„berſchickt, zufriedner ſind, als anfangs. „Gleichwohl kann ich nicht laugnen, daſs ich „zuweilen wünſche es möchte Ihnen weniger „da gefallen, damit ich das Vergnügen hätte, „Sie eher wieder zu ſehen, und mich zu uber„reden, daſs Ihnen ohne mich nichts recht an„genehm ſeyn könnte. Doch ich will das Ver„langen nach Ihnen gern ertragen, wenn Sie „nur das Glück, das ich hoffe, in Holland ma„chen. Uber die vertrauliche Bekanntſchaft, „die Sie mit dem gelehrten Herrn N. gemacht „haben, erfreue ich mich von Herzen. Er„werben Sie ſich ja ſeine Liebe vollkommen. „Leben Sie wohl.„

Dieſer Brief ſcheint ziemlich natürlich zu ſeyn. Wer indeſſen wiſſen will, ob er nicht noch natürlicher, ob er nicht lebhafter, und in einer vertraulichern Sprache hätte abgefaſst werden können, der höre den Cicero in eben dieſem Falle reden. Er ſchreibt an den jungen

Treba-

Trebatius, den er ſehr liebte, und der damals bey dem Cäſar war, dem er ihn oft empfohlen hatte. Trebatius ſehnet ſich im Anfange ſehr wieder nach Rom zurück. Ich will den Brief ſo zu überſetzen ſuchen, daſs das Eigenthumliche der deutſchen Sprache nichts dabey leiden ſoll *.

„Wieder ein Beweis, wie uneins Leute „mit ſich ſelber ſind, die lieben! Anfangs war „ich unzufrieden, daſs es Ihnen bey dem Cä„ſar nicht gefallen wollte; nun kränkt michs, „daſs es Ihnen da gefällt. Ich konnte es nicht „leiden, daſs Sie über meine Empfehlung an „den Cäſar kein gröſsres Vergnügen hätten, und „nun thut mir es weh, daſs Ihnen etwas ohne „mich angenehm iſt. Doch lieber mag mich „die Sehnſucht nach Ihnen beunruhigen, als „daſs Sie das, was ich hoffe, nicht erlangen „ſollten. Ueber Ihre Freundſchaft mit dem „liebenswürdigen und gelehrten Marius habe „ich ein unbeſchreibliches Vergnugen. Machen „Sie ja, daſs er Sie recht ſehr lieben muſs. „Sie können nichts ſchöners aus dieſer Provinz „zurück

* S. den 15. Brief des ſiebenten Buchs.

** *Ses lettres peuvent nous donner une juſte idée du ſtile épiſtolaire. Il y en a de pur complument, de remerciment, de louange. Quelques-unes ſont gaies & enjouées, où il badine avec eſprit: d'autres graves & ſerieuſes, où il examine des queſtions importantes: dans d'autres il traite des*

affai-

„zurück bringen, als ſeine Freundſchaft ; glau„ben Sie mirs ! Leben Sie wohl. „

In dem Vortrage dieſes Briefs iſt weit mehr Natur, als in dem erſten, und weit mehr Beredſamkeit. Die Einfalt und Richtigkeit der Gedanken lehrt uns, daſs Cicero ohne Kunſt ſein Herz hat reden laſſen, und daſs er an nichts gedacht, als dem Trebatius ſeine Liebe zu zeigen. Ein Gedanke reicht dem andern freywillig die Hand. Der Ausdruck iſt ſo einfaltig, als die Gedanken ſind, und eben ſo gefallig, weil er richtig, und nicht weiter oder enger iſt, als die Vorſtellung es erfordert. Man mache, daſs ſich die Gedanken nicht mehr ſo genau berühren, und ſetze Zwiſchengedanken hinein ; man nehme den Sätzen ihre Kürze, und ſuche ſie ausführlicher, durch mehr Ideen, oder mehr Worte, zu machen ; man nehme endlich dem Briefe in dem Lateiniſchen den Ausdruck, und gebe ihm einen andern, ſogleich wird die Schönheit dieſes Briefes verſchwinden. Rollin hat das Verdienſt der Ciceronianiſchen Briefe vortrefflich beſtimmt **.

Man

affaires publiques ; Et celles-là ne ſont pas a mon ſens les moins belles. Celles, par exemple, ou il rend compte, d'abord au Senat Et au Peuple Romain, puis en particulier à Caton, de la conduite qu'il a gardée dans le gouvernement de ſa province, ſont un parfait modele de la netteté, de l'ordre, Et de la precijion, qui doivent regner dans des

Man kann einen Brief, als ein Ganzes, betrachten, und alsdann beſteht das Verdienſt deſſelben, wie ich ſchon erinnert habe, in dem Zuſammenhange und der Vollſtändigkeit ſeiner Theile. Wenn ich einen Brief ſchreibe: ſo habe ich den Inhalt ſchon, und ich bin nicht ſo wohl bekummert, was ich dem Andern ſagen will, als wie ichs ihm ſagen will; in was fur einer Ordnung; und wie ich die Sätze, aus welchen meine Meynung beſteht, ausfullen, und an einander hängen werde; wie ich anfangen, wie ich fortfahren und ſchlieſſen werde. Wir reden alſo nunmehr von der Form eines Briefs. In was fur einer Ordnung ſoll er abgefaſſt werden? Gehört eine gewiſſe abgemeſſne Eintheilung zu einem Briefe? Giebt es eine gewiſſe Kunſt, oder verſchiedne Methoden, nach welchen alle Materien in Briefen können vorgetragen, und mit einander verbunden werden? Man darf nur an das denken, was ein Brief iſt: ſo wird man ſich dieſe

des mémoires & dans des relations: & l'on doit ſur tout y remarquer la maniere adroite et inſinuante, qu'il employe pour ſe concilier les bonnes graces de Caton - - Sa fameuſe lettre a Lucceius, ou il le preſſe d'ecrire l'hiſtoire de ſon conſulat, ſera toujours regardée avec raiſon comme un monument eclatant de ſon eloquence, auſſi bien que de ſa vanité. J'ai parlé ailleurs de la belle lettre, qu'il ecrivit a ſon frere Quintus, ou toutes les graces & toutes les forces de l'art ſont miſes en uſage De la maniere d'enſeigner et d'etudier les Belles-Lettres. *Tome III. a Amſterd.* 1736. *p.* 105. &c.

ſe Fragen leicht beantworten konnen. Man darf nur an die Ordnung denken, die man beobachtet, wenn man im Umgange von ſolchen Dingen ſpricht, die man in einem Briefe vortragen will. Man bedient ſich im Umgange keiner weitläuftigen Eingange. Man fangt bald von der Sache an. Man ſetzt gemeiniglich das, was in der Sache das erſte iſt, voran. Man fahrt mit den Vorſtellungen fort, wie ſie ſich darbieten, und man hört auf, wenn man glaubt, das Nothwendigſte geſagt zu haben. Dieſes iſt auch der Plan zu einem Briefe. Man bediene ſich alſo keiner künſtlichen Ordnung *, keiner mühſamen Einrichtungen, ſondern man überlaſſe ſich der freywilligen Folge ſeiner Gedanken, und ſetze ſie nach einander hin, wie ſie in uns entſtehen: ſo wird der Bau, die Einrichtung, oder die Form eines Briefs natürlich ſeyn. Dieſe Regel bleibt ſtets die beſte, ſo viel man auch dawider einwenden mag. Man kann ſagen, daſs man

* *Illam vnam eſſe artem epiſtolarum in eloquendo cenſebant veteres, nullam aliam artem: modo ſtultis ſenſum aut mentis, et mens fortunatus aliquis eſſet ergo* Io. Ludov. Vives, *de conſcr. epiſtol. p.* m. 54. *Nec in ordine quidem admodum laboro: quæ optima in epiſtola, neglectus aut nullus; vt in colloquio inconditum quiddam et incompoſitum amamus. . . Omnia decora eſt incuria; et recte monet Cicero, epiſtolas debere interdum hallucinari. Itaque ille iſſe loquitur, reticet, turbat, mutat: nec quicquam magis curaſſe videtur, quam ne quid curæ prodat vel* Lipſius *Inſtit. Epiſt. c. VI.*

man ihr folgen, und doch noch einen ſehr unnatürlichen und unordentlichen Brief ſchreiben kann, nämlich wenn meine Art zu denken unrichtig, überflüſſig und unangenehm iſt. Es iſt wahr; aber wir ſetzen einen geſunden Verſtand zum voraus. Dieſes kann man niemanden in einer Regel beybringen. Viele Leute ſind von Natur ſo finſter, daſs ſie auch bey den gemeinſten Dingen noch unordentlich denken. Dieſen wird die Regel nichts helfen. Wer keine gute Auferziehung gehabt, wer ſeinen Verſtand noch gar nicht durch den Umgang mit geſchickten und vernünftigen Leuten, oder durch das Leſen guter Bücher geübt, und in Ordnung gebracht, oder wer ihn durch einen böſen Geſchmack gar ſchon verderbt hat, der wird freylich nach dieſer Regel immer noch elende Briefe ſchreiben können. Unterdeſſen iſt ſie die einzige, der man folgen ſoll. Alle dieſe künſtlichen Methoden, nach welchen uns unſre Briefſteller gemeiniglich lehren wollen, wie man einen Brief ordnen, und ſeine Gedanken in gewiſſe Behältniſſe zwingen ſoll, in die ſie ſich meiſtentheils nicht ſchicken, ſind nie-

* *Superſtitioſe facient, qui libertatem illam epiſtolarem certis partibus alligant, atque eiusmodi ſervitutis includunt, eiusmodi ne orationes quidem tenere Fabio placet. In ſimplicibus argumentis eum ſequamur ordinem, quem conſilium*

niemanden anzupreiſen *. Ja man kann beynahe das von ihnen ſagen, was Cicero von einer gewiſſen Anweiſung zur Beredſamkeit geſagt hat. Cleanth, ſpricht er, hat eine Redekunſt geſchrieben; aber ſo, daſs man nichts anders zu leſen braucht, als ihn, wenn man verſtummen will **. Die Erfinder dieſer Künſte haben es unſtreitig gut gemeynt; aber ihre gute Meynung, jungen Leuten das Briefſchreiben zu erleichtern, hat vielleicht mehr Schaden angerichtet, als wenn ſie die ſchlimmſte Abſicht gehabt hätten. Sie wollen uns, ehe wir denken können, gute Briefe ſchreiben lehren. Sie lehren uns daher die Satze des Briefs nach einem Formulare abfaſſen, bald in der Geſtalt einer Schlufsrede, bald in einer ordentlichen, bald in einer umgekehrten Chrie, bald ſo, daſs wir unſre Meynung in ein Antecedens, in eine Connexion und in ein Conſequens einſpannen müſſen. Sie wollen uns, ſage ich, auf dieſe Art bey Zeiten gute Briefe ſchreiben lehren, und ſie machen, daſs wir Zeit Lebens ſchlechte ſchreiben lernen, wenn wir uns einmal an dieſe Formulare gewöhnen.

Sie

filium nobis diſſuaſerit, non praeceptiunculae. Erasmus *de rat. conſc. epiſt. p. m. 98.*

* *Scripſit artem rhetoricam Cleanthes, ſed ſic, ut ſi quis commutare concupierit, nihil aliud legere debeat.* de finib. *l. 4. c. 7.*

Sie wollen uns die Ordnung im Schreiben beybringen, und benehmen uns eben durch dieſes Mittel das Muntre, das Freye, das eine Rede angenehm macht. Sie geben uns gewiſſe Anfangs- und Schluſs-Formeln, gewiſſe Verbindungswörter, die im Umgange nicht gebräuchlich ſind, gleichſam als Hüter, damit unſre Gedanken nicht aus ihren Feſſeln entrinnen können. Der Gebrauch dieſer Methoden iſt unſtreitig an dem ſchlimmen Geſchmache in Briefen hauptſachlich Urſache, der lange Zeit in Deutſchland geherrſcht hat *. Die Briefe haben nothwendig ſteif und ängſtlich werden muſſen, weil man durch den Schulwitz die natürliche

* So groſs die Menge der deutſchen Anweiſungen zu Briefen iſt: ſo groſs, ja noch viel gröſser iſt die Anzahl der lateiniſchen, die zum Theil von groſſen Gelehrten aufgeſetzet worden, und doch nur zu beweiſen ſcheinen, daſs es eine vergebne Mühe iſt, das Briefſchreiben in die Form einer Kunſt zu bringen. Einige haben einander ziemlich getreu abgeſchrieben; Andere über die Anweiſungen der Andern Commentarien gemacht; die meiſten nur für die lateiniſche Sprache geſorgt. Ludwigs a Vives Anleitung ſcheint in Anſehung der übrigen den Namen, *aureus libellus*, mit Recht zu verdienen. Erasmus und Lipſius haben ſelbſt nichts aus ihren Anweiſungen gemacht. Man findet indeſſen noch allemal Spuren groſſer Männer darinn. An Philipp Horſts und Valentin Erythräi Anleitung trifft man zugleich dasjenige an, was man im Griechiſchen von den Briefen gelehret hat, nämlich in dem erſten die wenigen Anmerkungen, die Demetrius Phalereus in ſeiner Elocution über die Natur und Schreibart der Briefe macht, und in dem andern

che Art zu denken erſtickt hat. Sie haben einförmig und eckelhaft werden muſſen, weil alles in einer einförmigen Stellung vorgetragen worden. Hiezu kömmt noch, daſs man uns hat bereden wollen, die Kanzleyſprache wäre die beſte, und alſo auch die Sprache der Briefe; welches eben ſo viel heifst, als wenn man ſagte, diejenige Sprache, die im gemeinen Leben am wenigſten gehört, und beynahe gar nicht verſtanden wird, muſs in Briefen geredet werden. Wir wollen ein Exempel einer ſolchen künſtlichen Einrichtung eines Briefes aus Junkers Briefſteller vor uns nehmen, um den Werth der Diſpoſitionen kennen zu lernen. Er ſagt uns,

andern die beiden Bücher Περὶ ἐπιστολιμαίων τύπων, *de epiſtolarum formis, ſtylis*, und περὶ τῶν ἐπιστολικῶν χαρακτήρων *de charactere epiſtolae*, die einige dem Libanius zuſchreiben, und von denen das letzte eine mühſame Eintheilung der Briefe iſt. Der kurze Brief des Gregorius von Nazianz an den Nicobulus, von der Kürze, der Deutlichkeit, und der Anmuth eines Briefs iſt vielleicht mehr werth, als manche dicke Anweiſung. Es iſt unter ſeinen Briefen der hundert und neunte. Calcius hat einen Commentar darüber geſchrieben. Die franzöſiſche Anweiſung, die vor Kubelets Sammlung auserleſener Briefe ſteht, verdient geleſen zu werden, und noch weit mehr diejenige, die in dem *Diarie Generael du Stile Fr. a Amſterdam* 1750. zu finden iſt. Unter den deutſchen Anweiſungen haben mich des Herrn Baron Stockhauſens Grundſätze den meiſten Beifall erwarten. Wer aber im Lateiniſchen eine recht kurze und ſehr ſchöne Anleitung zu Briefen leſen will, der ſchlage in des Herrn Doctor Ernefti ſeiner Rhetorik das Capitel von Briefen nach, S. 798.

uns, wie man den Brief in Form einer ordentlichen Chrie einrichten kann. Man ſetze, ſagt er, erſt den Hauptſatz, alsdann den Beweis; darauf mache man eine kleine Erweiterung, und alsdann beſchlieſse man. Das Skelet von einem ſolchen Briefe ſieht nach ſeinem Aufſatze a. d. 74. S. alſo aus:

Satz: Ich habe mit Betrübniſs vernommen, daſs deſſen Eheliebſte geſtorben ſey.

Beweis: Denn ſie war ihrer Tugend wegen von jedermann, und dahero auch von mir geliebt und werth gehalten.

Amplificatio per diſtributionem:

a) Wegen ihrer Gottesfurcht,
b) Häuslichkeit,
c) Kinderzucht,
d) Liebe gegen ihren Eheherrn,
e) Freundlicher Bezeugung gegen jedermann.

Beſchluſs: Darum iſt es kein Wunder, wenn er, ſo wohl als ich, nebſt andern Freunden, darüber gar ſehr bekümmert worden.

Endlich ſetzet man einen Troſt, nach gegenwärtigem Exempel, bey, und beſchlieſset den Brief mit einer beliebigen Schluſsformel.

Die

Die Ausarbeitung dieſes Aufſatzes klingt alſo:

Wohledler,

Hochgeehrter Herr Secretär,

Niemals bin ich ſo ſehr beſtürzt geweſen, als in Erbrechung Deines Briefes; aus welchem ich die unverhoffte Nachricht von dem Abſterben Deiner wertheſten Ehehebſten bekommen. Die Spuren von den Thränen, ſo Du in währendem Schreiben vergoſſen, lockten mir gleichfalls die Thränen aus den Augen, und ich konnte mich um deſto weniger der Thränen enthalten, je gröſſer der Verluſt iſt, den nicht allein Du, ſondern auch alle diejenigen, ſo keine Feinde der Tugend ſind, darüber erlitten. Ihre Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Ehehebſten, und ihre ungemeine Beſcheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedweden, iſt werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von ſolcher Beſchaffenheit, wie die Deinige geweſen, erkennen, den Verluſt mit Dir beklagen, den Du insbeſondre leideſt. Ich weiß Dir ſelber keinen Troſt zuzuſprechen, als daß ich Gott bitte, er wolle den Geiſt des Troſtes in Dein Herz ſchenken, daß Du in chriſtlicher Gelaſſenheit die Weisheit ſeiner Wege erkennen mögeſt. Ich meines Orts wünſche, daß ich forthin Dir allemal durch

etwas anders, als Condolenzbriefe, zeigen möge, daß ich ſey &c.

Man betrachte nur die Erweiterung der Urſache, (Aetiologie) und ſehe, ob ſie natürlich iſt. *Ihre* (der verſtorbenen Frau) *Gottesfurcht, Häuslichkeit, erbauliche Kinderzucht, ungefärbte Liebe gegen ihren Ehelichſten, und ihre ungemeine Beſcheidenheit und Freundlichkeit in dem Umgange mit jedweden, iſt werth, daß alle, welche den Werth einer Ehefrauen von ſolcher Beſchaffenheit, wie die Deinige geweſen, erkennen, den Verluſt mit dir beklagen, den du insbeſondre erlitten haſt.* - - Das heiſst, deucht mich, einen Gedanken nicht erweitern, ſondern durch überflüſſige Begriffe beſchweren, und durch eingeſchobne Worte aus einander dehnen. Man ſieht dieſer Erweiterung das Studirte, das Mühſame, auf allen Seiten an; und eben dieſes Mühſame und Geſuchte iſt wider den Affect der Traurigkeit, den ich dem Andern zu erkennen geben will. Um dieſe Urſachen auszudenken, brauche ich Gelaſſenheit und Nachſinnen. Wenn ich alſo dieſe Gründe gleichſam in einer Schlachtordnung nach einander hinſtelle: ſo zeige ich an, daſs ich nicht ſehr beſtürzt geweſen ſeyn muſs. Keine Ordnung würde bey dieſer Gelegenheit die beſte Ordnung geweſen ſeyn. Wer pflegt gegen

ſeinen

ſeinen Freund ſo ſtufenweiſe zu declamiren, wenn er ihm mündlich ſagen will, daſs er den Verluſt ſeiner Frau bedauert? Wird ein Freund des andern Frau durch alle Prädicamente loben, wer mit ihm von ihrem Tode ſpricht? Wäre der Verfaſſer wirklich gerührt geweſen: ſo würde ihm bald dieſes, bald jenes, von dieſen Umſtänden eingefallen ſeyn; aber nicht auf einmal, und in einem Perioden; ſo pflegen wir im Affecte nicht zu reden. Aber die Sprache des Herzens wollte ſich in keine Chrie zwingen laſſen. Hätte er hingegen nicht an die Chrie, ſondern an ſeinen armen Freund gedacht, und ſeine Empfindungen niedergeſchrieben: ſo würde der Brief lebhaft und ungezwungen geworden ſeyn. Endlich wenn der gedachte Brief gut wäre, was hat die Chrie dazu beygetragen? Beynahe nichts. Die beiden Sätze: Ihre wackere Frau iſt geſtorben: ich bin betrübt darüber; bieten ſich durch die Sache ſelbſt an, und die Chrie ſagt nichts mehr, als daſs ich dieſen vor und jenen nachſetzen kann, oder umgekehrt. Dieſes hat man vorher auch gewuſst. Die Erweiterung hat den Verfaſſer zu einem einzigen ängſtlichen Perioden geholfen. Das übrige in dem Briefe iſt alles willkührlich hinzu geſetzt, und der junge Menſch muſs es entweder in ähnlichen Fällen

erfinden, oder dieſes Modell getroſt abſchreiben. Sollte man alſo wohl junge Leute nach ſolchen Methoden in Briefen anführen, wenn ſie auch nicht unnatürlich wären? Das beſte Mittel, dieſe Methoden zu widerlegen, ſind die guten Briefe der Alten und Neuern. Man nehme ſie, und ſage uns, in welcher Form ſie geſchrieben ſind. Man wird unter hunderten nicht einen finden, der ſich ohne Gewaltthätigkeit in eine Chrie, oder Schlufsrede zwingen lafst. Dieſe guten Exempel gelten mehr, als alle Regeln. Und aus dieſen Exempeln ſehen wir nichts mehr, als dafs es keine abgemeſsne Ordnung giebt, die man ſchon im Vorrath hat, ehe man den Brief ſchreibt: ſondern dafs die Vorſtellung des Innhaltes jedesmal die Einrichtung giebt; dafs dieſe nicht gezwungen ſeyn darf; dafs ſie der natürlichen Art zu denken, die ein jedweder hat, überlaſſen iſt. Junge Leute werden tauſendmal mehr Vortheil haben, wenn man ihnen gute Briefe zu leſen giebt, und ſie auf eine brauchbare

* Bey der Durchſicht ihrer Briefe folge man der Vorſchrift des Erasmus: *Neque ſat habeat doctor, manifeſta ſermonis vitia caſtigare, verum ſi quod verbum parum elegans, ſi minus ornatum, ſi ſordidum, ſi durius translatum . . ſi quid abſurdius compoſitum, ſi quid aſperum, ſi quid hiulcum, id notatum emendabit mutabitque. Tum ſi quid alio loco dictum, quod alio magis quadrabit: ſi quid additum, quod non cohaereat: ſi quid praeteri-*

bare Art mit ihnen durchgeht, als von allen Regeln. Sie werden an guten Exempeln bald ſehen, wie man einen Brief einrichten, wie man ihn mit Gedanken, die ſich zur Sache ſchicken, ausfüllen ſoll. Man mache ſie auf die natürlichen, und oft bloſs wegen ihrer Einfalt ſchönen Stellen, auf die ganze Wendung, die einem Briefe gegeben worden, aufmerkſam. Man laſſe ſie oft aus wohlgeſchriebnen Briefen einen trocknen und kurzen Innhalt in wenig Sätzen ausziehen, und zeige ihnen, wie der Autor den Innhalt belebt, und ausgeführt hat; wie er von einem Gedanken zum andern übergegangen iſt; wie er alles verderbt haben würde, wenn er dieſen oder jenen Gedanken mehr auseinander gewickelt hätte. Man mache oft ſelbſt einen Hauptinnhalt aus einem ſolchen guten Briefe, und lege ihn jungen Leuten vor. Man frage ſie, wie ſie davon reden wollen. Man helfe ihnen die Zwiſchengedanken durch Fragen erfinden. Man laſſe ſie den Brief aufſetzen, und alsdann zeige man ihnen das Original ſelbſt. * Dieſes wird

teritum, quod inferi oportebat: ſi quod argumentum futile, vanum, translatum, aut aliqui vitioſum: ſi quod decus parum feliciter affectatum: ſi locus ſit frigidus: ſi languidius dictum, quod acrius oportebat: ſcribi a decoro fuerit receſſum: ſi tractationis color parum ſuaviter ſit delectus: ſi verboſius tractatum, quod oportebat brevius: aut ſi brevius perſtrictum, quod fuſius erat tractandum. Nec ſimul tamen omnia reprehendet praeceptor, ſed alium alia. De conſcrib. epiſt. *p. m. 49.*

die Fahigkeit zu denken bey jungen Leuten nicht allein vermehren, ſondern ihnen auch unvermerkt einen guten Geſchmack in Briefen beybringen. Ich will die Sache an einem leichten Exempel verſuchen, und folgenden kurzen Brief an einen guten Freund dazu nehmen:

Liebſter Freund,

Fahren Sie doch heute mit mir ſpatzieren. Es iſt ſo ſchön Wetter. Unterſuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieſer Reiſe haben werden, denken Sie lieber daran, daß ich ohne Ihre Geſellſchaft keins haben werde. Wenn Sie mir dieſes ſagten, ſo käme ich gewiß. Der Wagen iſt ſchon beſtellt. Wollen Sie kommen? Ja.

Wenn ich alſo einen jungen Menſchen nach dieſem Exempel üben wollte: ſo würde ich ihm ſagen, er ſollte an einen guten Freund ſchreiben, und ihn bitten, daſs er heute mit ihm ſpazieren fahre. Thun Sie, würde ich fortfahren, als ob Sie wirklich Luſt hätten ſpatzieren zu fahren; was würden Sie Ihrem Freunde bey dieſer Gelegenheit mündlich ſagen? *Daß ich Luſt hätte ſpazieren zu fahren; daß heute ſchön Wetter wäre; daß er mir einen groſſen Gefallen erweiſen würde, wenn er mit mir fuhre.* Aber iſt das nicht zu viel begehrt, daſs er bloſs

Ihres

Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll? *Nein, er kann ja eben das Vergnügen in meiner Geſellſchaft haben, das ich in ſeiner habe.* Wollen Sie ihm dieſes ſagen? Fühlen Sie nicht, daſs es zu ſtolz geſprochen iſt? Bleiben Sie dabey, daſs er Ihres Vergnügens wegen mit Ihnen fahren ſoll; aber wenden ſie den Gedanken ſo, daſs er vortheilhaft für Ihren Freund wird. Laſſen Sie ihn ſehen, wie ſehr Sie ihn lieben. *Ich will ihm alſo ſagen, daſs ich überhaupt ohne ſeine Geſellſchaft kein Vergnügen genieſſen könnte.* Ich dachte, Sie liefsen das überhaupt weg. Der Gedanke iſt zu allgemein, und klingt zu ſchmeichleriſch. Machen Sie ihn wahrer. Schränken Sie ihn blofs auf die itzige kleine Reiſe ein. Nehmen Sie das gute Wetter zu Hülfe, und ſagen Sie mir nunmehr, wie Sie ſchreiben wollen. - -

Ich werde ſchreiben:

Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, und fahren Sie heute mit mir ſpatzieren. Es iſt ein ſo ſchöner Tag, und ich ſage Ihnen, daſs ich ohne Ihre Geſellſchaft kein Vergnügen auf dieſer Reiſe haben werde. Fällt Ihnen nichts mehr bey, wodurch Sie ihn bewegen könnten? Er ſoll Ihnen einen Gefallen thun. *Ich will ihm ſagen, daſs ich ihm eben dieſen, oder einen andern Gefallen erweiſen will.* Ich will alſo

fortfahren: *Sie können verſichert ſeyn, daß ich Ihnen eben dieſen Gefallen bey andern Gelegenheiten erzeigen werde.* Dieſe Stelle iſt mir zu matt. Ihr, Sie können verſichert ſeyn, iſt nicht die vertrauliche Sprache eines Freundes. Werfen Sie es weg. Der Bewegungsgrund, daſs Sie ihm eben dieſen Gefallen wieder erweiſen wollen, iſt gar zu proportionirlich. Sagen Sie ihm mehr. Sprechen Sie lieber in der Sprache des Umgangs: *Ich will Ihnen alles wieder zu gefallen thun, wenn Sie mir dieſe Freude machen.* Wollen Sie noch was weiter ſagen? Wenn Sie im Umgange etwas bitten, was thun Sie am Ende? *Ich bitte noch einmal.* Wie wollen Sie alſo ſchlieſsen? *Thun Sie es doch, und kommen Sie, ich bitte Sie, ich bitte Sie recht ſehr.*

Nunmehr würde ich ſeinen Brief gegen den erſten halten. Ich würde ihm zeigen, daſs ſeine Formel: Haben Sie doch die Gewogenheit für mich, kein beſonderer Zierrath in einem freundſchaftlichen Briefe wäre. Ich würde ihm zeigen, daſs die Stelle: *Unterſuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieſer Reiſe haben werden; denken Sie vielmehr daran, daſs ich ohne Ihre Geſellſchaft keines haben werde*, weit beſſer ſey, als die Seinige: *Ich ſage Ihnen, daſs ich ohne Ihre Geſellſchaft kein Vergnü-*

Vergnügen auf dieſer Reiſe haben werde. Die erſte iſt natürlicher. Sie erinnert ihn an ſein eignes Vergnügen, und enthält das, was in uns vorgeht, wenn wir uns zu einer kleinen Reiſe entſchlieſsen ſollen. Sie benimmt dem Andern auf eine höfliche Art die Einwürfe, durch den darauf folgenden kleinen Lobſpruch. Der Lobſpruch ſelber wird beſcheidner und nothwendiger durch die Wendung, die man dem ganzen Gedanken gegeben hat. Auf dieſe Art kann man jungen Leuten ſagen, wie ſie einen bekannten Gedanken durch die Wendung auf gewiſſe Art neu machen können; wie ſie mit einem Einfalle umgehen, und ihn oft nur halb zeigen müſſen, wenn er gefallen ſoll. Ich würde ihm endlich ſagen, warum der Schluſs in dem erſten Briefe einigen Vorzug vor dem Schluſſe ſeines Briefs hätte. Wüſste ich einen gezwungenen Brief von eben dieſem Innhalte: ſo würde ich ihn ſolchen leſen laſſen, und ihn nöthigen, mir ſein Urtheil zu ſagen. Es ſteht einer in Junkers Briefſteller, der eben dieſen Innhalt hat:

Mein Herr,

Sehr werther Freund,

Sie ſind es nun von langer Zeit her überzeugt, daſs ich kein Vergnügen genieſſen kann, wenn Sie

durch ihre werthe Geſellſchaft mir ſolches nicht gleichſam erſt angenehm machen. Da nun heute überaus ſchön Wetter iſt, welches mich anreizet, eine Spatzierreiſe zu thun: ſo bitte mir die Ehre Ihrer Geſellſchaft aus. Ich erwarte Sie in einer Stunde auf meiner Stube, und Sie werden ſodann den Wagen bereits vor der Hausthüre finden.

Er würde mir das Gezwungne in der Verbindung und in den Perioden, das Matte, das Fremde in den Worten und Redensarten aufſuchen, und mir die Urſachen ſagen muſſen. Dieſe Arbeit ſtärkt die Einſicht, und vermehrt den guten Geſchmack, oder die geſchwinde und zarte Empfindung, das, was ſchön, oder nicht ſchön iſt, an einem Gedanken und an dem Ausdrucke wahrzunehmen. Endlich werden die vielen guten Exempel ein Bild von dem, was einen Brief im Ganzen ſchön macht, in ſeinen Verſtand eindrücken. Es iſt oft keine Urſache vorhanden, warum wir im Denken und Schreiben einen übeln Geſchmack haben, als weil wir keine Gelegenheit gehabt, den guten Geſchmack an ſchönen Beyſpielen kennen zu

* Unter der groſſen Menge franzöſiſcher Briefe ſind diejenigen, die wir von der *Babet*, der Marquiſinn von *Sevigne*, von ihrem Vetter, dem Grafen *Buſſy-Rabutin*, von

zu lernen, oder weil wir uns zuerſt an ſchlimme Exempel gewöhnt haben.

Man vergeſſe alſo die gewöhnlichen Künſte der Briefſteller, wenn man natürliche Briefe ſchreiben will. Man bekümmere ſich dafür um gute Briefe, man leſe ſie mit Aufmerkſamkeit, mehr als einmal, und mache ſich mit ihren Tugenden bekannt. Gefallt uns einer beſonders: ſo ziehe man, wie ich ſchon geſagt habe, den Hauptinnhalt in Gedanken heraus, und ſehe, wie ihn der Verfaſſer einzukleiden gewuſst hat. Man gebe auf die Gedanken Achtung, wodurch er ihn ausgefullt, und zu ſeiner gehörigen Gröſse gebracht. Man bemerke ferner die Umſtände, wodurch der Verfaſſer zu dieſem oder jenem Einfalle gekommen iſt, und wie ſie ſich an der Sache dargeboten haben. Man ſehe, wie er ſich leichter und bekannter Gedanken auf eine neue Art zu bedienen gewuſst. Wir haben leider noch wenig gute gedruckte Briefe im Deutſchen, und mein Rath wird nur denen helfen, die gute Briefe in fremden Sprachen leſen können, * oder ſich mit Ueberſetzungen behelfen wollen.

* von dem Grafen von *Eſtrades*, von *Crebillon*, dem Jüngern, von *Racinen*, dem Aeltern, von *Rouſſeau* und von *Voltairen*, in ſeinen Werken haben, unſtreitig die

Will man ſich ſelber im Briefſchreiben üben: ſo wird man ſehr wohl thun, wenn man im

die beſten. Man findet die Briefe der *Babet* in den *Lettres de Reſpect, d'Obligation & d'Amour de Mr. Bourſault, à Paris* 1667. Dieſes muntre und witzige Mädchen beſchämt den Bourſault ſehr durch ihre Briefe. Es ſind ihrer kaum dreyſsig. Bourſault ſagt in der Vorrede, daſs er die andern weggeliehn, und nicht wieder bekommen hätte. Warum hat man ihm doch nicht lieber die ſeinigen abgeborgt? Der Werth der Briefe, welche die Frau von *Sevigne* an ihre Tochter, die Gräfinn von Grignan, geſchrieben, iſt bekannt. Man hat ſie in ſechs Bänden zu Haag 1726 wieder aufgelegt. Wer nicht eine Kenntniſs von dem damaligen franzöſiſchen Hofe hat, wird freylich vieles nicht genug verſtehen, oder nicht genug ſchmecken. Sie ſind, von 1670 an, geſchrieben. Die Briefe des *Buſſy* würden vielleicht noch ſchöner ſeyn, als ſie ſind, wenn der General, der Staatsmann, der Akademiſt, weniger darinn redete; mit einem Worte, wenn der Graf nicht eben ſo ſtolz, als kleinmüthig, wäre. Die Briefe des Grafen von Eſtrades, die zu Brüſſel 1709 in fünf Bänden unter dem Titel, *Lettres, Memoires & Negociations*, herausgekommen ſind, und die er als franzöſiſcher Abgeſandter in Holland geſchrieben, ſind für diejenigen, die in öffentlichen Angelegenheiten ſchreiben wollen. Sie haben, als Nachrichten, das Verdienſt, das aus der Kürze, mit der Deutlichkeit verbunden, und aus der Kunſt entſteht, mit einem Prinzen zu rathſchlagen, ohne vertraut zu werden, und unangenehme Nachrichten zu ſchonen, ohne ſie zu verändern. Es ſind zugleich diejenigen Briefe mit eingerückt, welche ſein Herr, der König, und *Lionne* an ihn geſchrieben haben. *Crebillons* Briefe (*Lettres de Madame de M** au Comte de R***) verdienen in Anſehung der Moral nicht angeprieſen zu werden. Ein verheirathetes Frauenzimmer ſchreibt an ihren Liebhaber. Es iſt wahr, daſs ſie bey ihrem Tode ſehr unruhig wird; daſs ſie ſich die gröſsten Vorwürfe macht; und vielleicht

im Anfange gute Briefe überſetzt. Allein dieſe Arbeit iſt ſehr gefährlich, wenn man ſie

 ohne

leicht ſoll dieſes die Lehre ſeyn. Aber ſie liebt doch mitten im Sterben ihren Grafen noch. Soll dieſes auch eine Lehre ſeyn? Auſſerdem ſind ſie eine Originalgeſchichte des menſchlichen Herzens, wenn es liebt. Sie ſind natürlich geſchrieben, ſo bald man ein Frauenzimmer vom Verſtande und von der Gemüthsart der Marquiſinn vorausſetzt. Eben ſo genau ſchildern die Briefe der NINON L'ENCLOS (*Lettres de NINON de L'ENCLOS au Marquis de Sevigné* à la Haye 1750.) das menſchliche Herz ab, und ſie würden es noch genauer abſchildern, wenn ſie nicht manchmal beſondere Wahrheiten in allgemeine verwandelten. Sie offenbaren in einer muntern und oft boshaften Schreibart die verborgenſten Geheimniſſe der Liebe ſo ſcharfſinnig, daſs man die erhabne Enthuſiaſterey der platoniſchen Liebe nicht mit ſtärkern Waffen hätte angreifen können. Wie wenig würde man gegen ſie einzuwenden haben, wenn ſie ſich nicht zuweilen ein wenig allzuſehr auf die andre Seite ſchlügen, der Liebe die Stelle einer Tugend abſprächen, und ſie ganz für eine ſinnliche Empfindung ausgeben wollten. Manche Wahrheit würde vielleicht der Leſer lieber aus dem Munde einer Mannsperſon, als aus dem Munde eines unverheiratheten Frauenzimmers, hören wollen. Doch der Verfaſſer, oder die Verfaſſerin, hätten keine beſſere Perſon zu ihren Briefen wählen können. Wenn ſie ein Frauenzimmer ſchreiben ſollte: ſo konnte ſie eine freye Lenclos am erſten ſchreiben. Uns deucht, daſs ſie den Briefen des Crebillon, noch vorzuziehen ſind. Doch wer weiſs, ob ſie ihn nicht ſelbſt zum Verfaſſer haben. *Racinens* Briefe findet man in den *Memoires de Jean Racine*, die ſein Sohn herausgegeben. Sie ſind nicht allein als Briefe ſchätzbar, ſondern auch als Nachrichten, die das Leben und den Charakter dieſes vortrefflichen Scribenten erläutern. Er mag als ein Dichter mit ſeinem Despreaux, oder als ein zärtlicher Vater mit ſeinem Sohne reden, ſo iſt er

immer

ohne Aufſeher unternimmt, und nicht Einſicht genug in beyde Sprachen hat. Man kann das ſchönſte Original durch eine halbgetreue Ueberſetzung verderben. Das heiſst nicht getreu überſetzen, wenn man nur den Sinn ſeines Autors ausdrückt. Ich muſs auch die Art, mit der er denkt, und den Ausdruck ſeiner Gedanken

immer Racine. Er iſt es ſo gar in den Briefen, die er in ſeinen erſten Jahren geſchrieben, und ſein noch nicht reifer Witz verräth doch ſchon den künftigen groſsen Geiſt. Die Briefe des *Fontenelle* verdienen, deucht mich, gröſsten Theils immer noch eine Stelle unter den guten ſinnreichen Briefen. Man wirft ihnen den Fehler des Geſuchten vor; aber wenn weis ein Fontenelle nicht ſeine Fehler durch Schönheiten zu bedecken? Man hat von dieſen und von Crebillons Briefen eine deutſche Ueberſetzung; die erſte iſt von dem Herrn Prof. von Steinwehr, und die andre von Herr Straube. An den ſinnreichen Werken der Frau von Lambert (*Oeuvres de Madame la Marquiſe de Lambert à Lauſanne* 1747.) ſtehen auch einige ſchöne Briefe, davon man aber die meiſten eher kleine Betrachtungen aus der Moral und Critik, als Briefe im eignen Verſtande, nennen könnte. Wer den feinen Geſchmack des *St. Mard* kennt, der wird ſich auch von ſeinen galanten und philoſophiſchen Briefen, welche den zweyten Band ſeiner Werke ausmachen, nicht wenig verſprechen können, obgleich der Verfaſſer ſelbſt davon das Urtheil fällt, daſs ſie zum Theil vielleicht zu tiefſinnig, zum Theil, als ein Werk ſeiner Jugend, zu ſchimmernd wären. *Richelet* hat eine Sammlung von Briefen verſchiedner franzöſiſcher Scribenten, auszugsweiſe, in zween Bänden herausgegeben, und ſie unter gewiſſe Claſſen gebracht. Ich zweifle, daſs er recht gut gewählt hat. Man findet vor dem erſten Theile ein langes Verzeichniſs von Briefſchrei-

danken genau beybehalten; oder wo dieſes in meiner Sprache nicht mehr angeht, beydes mit gleichgeltenden Schönheiten zu verwechſeln wiſſen. Dazu gehört viel Geſchmack, und viel Stärke in den Sprachen. Unterdeſſen hat das behutſame Ueberſetzen einen doppelten Vortheil. Man wird mit den Schönheiten eines Origi-

ſchreibern ſeiner Nation; und wer ein noch längeres ſehen will, der leſe den Herrn Arenhold in ſeinem *Conſpectu Bibliothecae univerſalis . . Epiſtolarum* 38-58. Seite *Hanov.* 1746. Es ſind nach dieſer Zeit noch eine Menge guter Briefe in franzöſiſcher Sprache erſchienen. Einen groſſen Theil derſelben kann man in den *geſammelten Frauenzimmerbriefen zum Unterrichte und Vergnügen*, in 12 Bänden, und in dem *Unterrichte und Zeitvertreibe für das ſchöne Geſchlecht in geſammelten Briefen und Erzählungen*, beyde aus verſchiedenen Sprachen ins Deutſche überſetzt leſen. Dieſe letzte Sammlung wird noch bey Weidmanns Erben und Reich fortgeſetzt, und beſteht bereits aus 11 Theilchen. Man hat im Italiäniſchen bey nahe eine eben ſo groſſe Menge Briefe, als im Franzöſiſchen, gute und ſchlechte. *Annibal Caro*, *Guidiccioni*, *Bonſadio*, *Bembo*, *Bentivoglio*, *Loredano* und *Lupis* ſind bekannt. Die Briefe des *Annibal Caro* (*Lettere famigliari*, Ven. 1574. *II.* Vol.) und des *Bonſadio* nehmen unter den guten, ſo wie des *Loredano* und *Lupis* ſeine unter den ſchlechten Briefen, die erſten Stellen ein. Caro unterſcheidet ſich nicht nur durch das Natürliche und Ungezwungene in den Gedanken und in dem Ausdrucke; auch das Verdienſt, das man ihm in Anſehung der Reinigkeit und Schönheit der Sprache zugeſtehen muſs, macht ſeine Schreibart ſchätzbar. Und man muſs ſich wundern, wie ein Volk, das einen Caro in Briefen gehabt, im Stande geweſen iſt, die froſtigen Metaphern und die gothiſchen Zierrathen des Loredano einiger Aufmerkſamkeit zu würdigen.

Originals beſſer bekannt, und man bereichert ſeinen Ausdruck, weil man genöthigt iſt, die Wörter und Redensarten ſeiner Sprache in Gedanken aufzuſuchen, um den fremden Ausdruck zu erreichen, ohne ihn zu ſchwächen, und doch auch ohne undeutſch zu reden.*

Wenn man endlich ſelbſt Briefe ſchreiben will, ſo vergeſſe man die Exempel, um ſie nicht knechtiſch nachzuahmen, und folge ſeinem eignen Naturelle. Ein jeder hat eine gewiſſe Art zu denken und ſich auszudrücken, die ihn von Andern unterſcheidet. Dieſe ſoll er wohl nach guten Exempeln ausbilden, aber ſie nie unterdrücken, ſonſt wird er eben dadurch gezwungen und unnatürlich werden. Wenn wir alle auf einerley Art dächten: ſo würde die Aufmerkſamkeit und das Vergnügen wegfallen; wir würden bey einander einſchlafen. Die Mannigfaltigkeit des Vortrags befördert hingegen unſer Vergnügen, und wer ſeiner

* Cicero ſagt, daſs er in ſeinen jüngern Jahren dieſen doppelten Vortheil, durch das Ueberſetzen der griechiſchen Reden, erlangt habe: *Poſtea mihi placuit eoque ſum vſus adoleſcens, vt ſummorum oratorum gratas orationes explicarem, quibus lectis hoc aſſequebar, vt, cum ea, quae legerem Graece, Latine redderem, non ſolum optimis verbis vterer, et tamen vſitatis, ſed etiam exprimerem quaedam verba imitando, quae nova*

ſeiner eignen Art zu denken nicht folgt, der benimmt ſich das ſicherſte Mittel, dem Andern zu gefallen, und etwas neues zu ſagen. Wer ſich gar nichts, ſondern alles ſeinem Originale zutraut; wer im Nachahmen nichts thun will, als nur ſeinem Beyſpiele kümmerlich folgen,** der wird ihm nicht allein nicht gleichen, ſondern auch ſtets unter ihm ſeyn. Ueber dieſes iſt es meiſtentheils leichter, mehr zu thun, als eben daſſelbe zu thun: und eben ſo unanſtandig, bloſs auf Andrer Koſten zu leben. Und was würde durch das Nachahmen erhalten worden ſeyn, wenn keiner mehr ausgerichtet hätte, als das Original, dem er folgte?

Man vergeſſe im Schreiben nicht, daſs der Vorrath der Gedanken und der Worte zu einem guten Briefe meiſtens in der Nähe liege, und daſs viele nur darum ſchlechte Briefe ſchreiben, weil ſie beides in der Ferne ſuchen, und ſich deſſen nicht bedienen wollen, was ihnen

nem

nemo noſtri eſſent, dummodo eſſent idonea. L. I. de Orat. p. 305. l. c.

** *Eum nemo poteſt aequare, cuius veſtigia ſibi vtique inſiſtendum putat. Neceſſe eſt enim ſemper ſit poſterior, qui ſequitur. Adde, quod plerumque facilius eſt plus facere, quam idem.* Quinctil. *L. X. c. 2. Turpe etiam illud eſt, contentum eſſe id conſequi, quod imiteris. Nam rurſus quid erit futurum, ſi nemo plus effeciſſet eo, quem ſequebatur?* ibid.

nen die Sache und die Beſchaffenheit der Perſonen freywillig darbieten. Sie halten das Nahe für gemein. Sie ſuchen, und ſie kommen dadurch aus den Gränzen des Natürlichen.* Die Kunſt ſoll in den Briefen eigentlich nichts thun, als wehren, daſs die gewöhnlichen Vorſtellungen keinen Eckel erwecken.

Die Gelegenheiten, bey denen wir ſchreiben, erzeugen die meiſten Gedanken in Briefen. Man ſey alſo aufmerkſam auf die kleinen Umſtände, welche die Gelegenheit darbietet, um ſich mit Gedanken zu bereichern. Wer von Natur unempfindlich iſt, den wird nichts rühren, als das Grobe an einer Sache, und

* *Plerumque optima rebus cohærent et cernuntur ſuo lumine. At nos quærimus illa, tanquam lateant ſemper, ſeque ſubducant. Ita nunquam putamus circa id eſſe, de quo dicendum eſt; ſed ex alio loco petimus et inventu vim afferimus.* Quinctil. *L. II.* Prooem. Man kann folgende Stelle aus dem zehnten Buche eben dieſes vortrefflichen Anführers in der Beredſamkeit zu einer Regel bey der Verfertigung der Briefe machen: *Si non reſupini, ſpectemque tectum, et cogitationem meam mire agitantes, expectaverimus quid obveniat; ſed quid res poſcat, quid perſonam deceat, quod ſit tempus . . . intuiti, humano quodam modo ad ſcribendum acceſſerimus. Sic nobis et initia, et quæ ſequuntur, natura ipſa præſtabit. Certa ſunt enim pleraque, et, niſi conniteamur, in oculis incurrunt: ideoque nec indoctis, nec ruſticis diu quærunt, unde incipiant. Non ergo putemus ſemper optimum eſſe, quod latet. L. X. c. 3.*

* Ich will dem Frauenzimmer zur Ehre eine ſehr

und er wird von den vorkommenden Dingen immer auf eine gemeine Art reden. Wenn man hingegen viel an einer Sache ſieht; ſo bekömmt man viele und alſo auch neue Vorſtellungen. Auf dieſe Art entſteht das Volle und das Muntere in der Schreibart. Wer unter vielen Vorſtellungen, durch die Hulfe einer zarten und glücklichen Empfindung, die leichteſten, feinſten, und nöthigſten wählen, und einen gewiſſen Wohlſtand in ihrer Verbindung beobachten kann, der wird gewiſs gute Briefe ſchreiben. Aus dieſem Grunde kann man ſicher ſagen, woher es kömmt, daſs die Frauenzimmer oft natürlichere Briefe ſchreiben, als die Mannsperſonen. ** Die Empfindungen

ſehr ſchöne Stelle aus dem *la Bruyere* anführen? *Elles* (*les Lettres de* Balzac *et de* Voiture,) *ſont remplies de ſentiment, qui n'ont regné que depuis leur temps, et qui doivent aux femmes leur naiſſance. Le ſexe va plus loin, que le nôtre, dans ce genre d'écrire: elles trouvent ſous leur plume de tours et des expreſſions, qui ſouvent en nous ne ſont l'effet que d'un long travail et d'une pénible recherche, elles ſont heureuſes dans le choix des termes, qu'elles placent ſi juſte, que tout connus qu'ils ſont, ils ont la charme de la nouveauté et ſemblent être faits ſeulement pour l'uſage, où elles les mettent. Il n'appartient qu'à elles de faire lire dans un ſeul mot tout un ſentiment, et de rendre délicatement une penſée, qui eſt délicate. Elles ont un enchaînement de diſcours inimitable, qui ſe ſuit naturellement, et qui n'eſt lié que par le ſens. Si les femmes étoient toujours correctes, j'oſerois dire, que les lettres de quelques unes d'entre elles ſeroient peut-être ce que nous avons dans nôtre Langue de mieux écrit.* Tom. I. pag. 152.

dungen der Frauenzimmer ſind zarter und lebhafter, als die unſrigen. Sie werden von tauſend kleinen Umſtänden gerührt, die bey uns keinen Eindruck machen. Sie werden nicht allein öfter, ſondern auch leichter gerührt, als wir. Eine Vorſtellung macht bey ihnen geſchwind der andern Platz, daher halten ſie ſich ſelten bey einem guten Gedanken zu lange auf: wir fühlen ihn ſtärker, und darum gehen wir oft zu lange mit ihm um. Ihre Gedanken ſelbſt ſind, wie ihre Eindrücke, leicht; ſie ſind ein ſcharfes, aber kein tiefes Gepräge. Die Frauenzimmer ſorgen weniger für die Ordnung eines Briefs, und weil ſie nicht durch die Regeln der Kunſt ihrem Verſtande eine ungewöhnliche Richtung gegeben haben: ſo wird ihr Brief deſto freyer und weniger ängſtlich. Sie wiſſen durch eine gewiſſe gute Empfindung das Gefällige, das Wohlanſtändige, in dem Putze, in der Einrichtung eines Gemäldes, in der Stellung des Tiſchgeräthes leicht zu bemerken und zu finden; und dieſe gute Empfindung der Harmonie unterſtützt ſie auch im Denken und Briefſchreiben. Wer die Farben wohl zu wählen, und Theile, die nicht nothwendig zuſammen gehören, ſo zu ſtellen weiſs, daſs eins das andre erhebt, der wird auch ſeine Gedanken in einem Briefe gut

wählen

wählen und geſchickt ordnen können. Wir reden nicht von Frauenzimmern, die unter Leuten von verderbtem Geſchmacke aufgewachſen ſind; die ihren Verſtand und ihre Sprache noch durch keinen vernünftigen Umgang, durch kein gutes Buch ausgebeſſert haben; nein. Aber wir meynen auch nicht vielwiſſende Frauenzimmer, nicht ſolche, vor welchen Juvenal * die Männer warnt:

Non habeat matrona, tibi quae iuncta recumbit,
Dicendi genus, aut curuum ſermone rotato
Torqueat enthymema, nec hiſtorias ſciat omnes,
Sed quaedam ex libris, et non intelligat.

Man kann bis zur Orthographie, bis zu den Unterſcheidungszeichen in einer Rede unwiſſend ſeyn, und immer noch ſehr ſchöne Briefe ſchreiben. Und es iſt keine geringe Ehre für die Frauenzimmer, daſs die Briefe der Frau von Sevigne, zu denen ich noch die Briefe der Babet rechne, die ſie an den Bourſault geſchrieben, von den gröſsten Kunſtrichtern für die natürlichſten in ihrer Art gehalten werden. Das Herz der Sevigne flieſst ſtets von den lebhafteſten Empfindungen der Freundſchaft und Liebe gegen ihre Tochter über. Man erſtaunt über die ungemeine Zärtlichkeit; man

* Juv. Sat. 6.

man fürchtet, ſie werden ſie übertreiben, ſie werde aus dem Charakter einer Mutter fallen; und eben dieſe groſse Zärtlichkeit, die in der Sprache einer andern Mutter abentheuerlich, oder doch eckelhaft werden würde, bleibt in dem Munde der Sevigne ſchön und natürlich. Man nimmt ihre Empfindungen unwiſſend an. Man gefällt ſich bey dem, was man fühlt, und man würde oft unzufrieden ſeyn, wenn ſie anders geredt, ſich behutſamer ausgedrückt, und eine gewiſſe liebenswürdige Nachläſsigkeit vermieden hätte. Sie iſt auſser der Stunde ihres Affects in den Augenblicken, wenn ſie erzählt, oder ſcherzt, eben ſo lebhaft in ihren Vorſtellungen, eben ſo fruchtbar an Bildern, eben ſo naif bey Kleinigkeiten.

Ob gleich alle Briefe natürlich ſeyn ſollen: ſo müſſen es doch die am meiſten ſeyn, in welchen ein gewiſſer Affect herrſcht. Wenn man alſo dem Andern ſeine Traurigkeit, ſein Mitleiden, ſeine Freude, ſeine Liebe, in einem hohen Maaſse zu erkennen geben, oder in ihm ſelbſt die Empfindungen erwecken will: ſo laſſe man ſein Herz mehr reden, als ſeinen Verſtand; und ſeinen Witz gar nicht. Man wiſſe von keiner Kunſt, von keiner Ordnung in ſeinem Briefe. Der Beweis dieſer Regel liegt

liegt in den Affecten ſelber. Wer recht gerührt, recht betrübt, recht froh, recht zärtlich iſt, dem verſtattet ſeine Empfindung nicht, an das Sinnreiche, oder an eine methodiſche Ordnung zu denken. Er beſchäfftigt ſich mit nichts, als mit ſeinem Gegenſtande. Von dieſem iſt er voll, und ſeine Gedanken ſind geſchwinde und abgedrungne Abdrücke ſeiner Empfindungen. Die Rede wird, gleich dem Gefuhle, ſtark und unterbrochen ſeyn. Wie unſer Herz, wenn es in Wallung iſt, geſchwinder und ſtärker ſchlägt, und die vorige Ordnung nicht mehr hält: ſo unterbricht auch der Affect die gewöhnliche Art zu denken, und ſich auszudrücken. Es iſt alſo in ſolchen Briefen nichts unnatürlicher, als das, was Nachdenken, Kunſt, und Mühe verräth. Es wird eine gewiſſe Stille und Ruhe des Geiſtes erfordert, wenn wir unſre Vorſtellungen wohl verbinden wollen, wenn wir auf Vergleichungen, Gegenſatze und andere witzige Einfalle fallen ſollen. Der Affect aber läſt uns zu dieſer Arbeit weder Zeit noch Ruhe; und das Sinnreiche, es ſey ſo ſchön als es will, iſt in ſolchen Briefen allemal verwerflich. Man muſs aus eben dem Grunde nicht für den Schmuck in Worten ſorgen. Unſer Gedächtniſs wird uns diejenigen ſchon eingeben, die

den Leidenſchaften eigen, und deſswegen die kräftigſten ſind. Ein verwegner Ausdruck, der ſonſt nicht gebräuchlich iſt, kann im Affekte ſchön werden, weil ihn die Heftigkeit meiner Empfindung rechtfertiget. Eine Wiederholung des vorigen, mit eben den Worten, oder in andern Worten, kann in einem ſolchen Briefe zur Schönheit werden, weil wir oft glauben, eine Sache noch nicht, oder nicht genug geſagt zu haben, die uns ſtets vor den Augen ſchwebt Eine Frage, die bey einer andern Gelegenheit uberflüſſig iſt, kann in dergleichen Briefen natürlich ſeyn. Kurz, wer die Betrübniſs, die Freude, die Liebe, das Mitleid, das er zu erkennen geben, oder erwecken will, in der That empfindet, dem wird es nicht ſchwer ſeyn, davon zu reden, es müſste ihn denn die Armuth der Sprache, oder ein angewöhnter böſer Geſchmack verhindern. Wer ein Exempel von einem recht übertriebnen Trauerſchreiben ſehen will, der leſe Neukirchs Brief an die Frau von Bojanowsky *, über den Tod ihres Gemahls.

Allein, wird man ſagen, wenn man nun ſelbſt nicht gerührt iſt, wie ſoll man denn da ſchrei-

* S. *Neukirchs galante* riſchen Briefſtellers, S. 210. *Briefe* am Ende des Junke- Man findet dieſe Briefe auch

ſchreiben? Wie viel Condolenzbriefe, wie viel Freudensbezeugungen müſſen wir nicht mit kaltem Blute aufſetzen? Unſer Herz nöthiget uns nicht dazu, ſondern die Mode, der Wohlſtand, der bloſse Name eines Freundes, eines Clienten. Man ſtellt ſich, als ob man etwas wäre, das man nicht iſt. Gut! Wer eigennützig genug iſt, ſich zu verſtellen, oder wer dazu gezwungen iſt, der behält doch allemal in ſeinen Briefen die Pflicht, den Charakter zu beobachten, den er vorſtellen will. Er wird ſich doch erinnern können, wie er ſelbſt, oder Andre, bey dergleichen Gelegenheiten im Affecte zu reden pflegen. Dieſe Sprache muſs er nachahmen, wenn man nicht ſein kaltes und verſtelltes Herz entdecken ſoll; allein er muſs ſie nicht übertreiben. Er muſs allen Vergröſſerungen und Künſteleyen entſagen, damit ſein Affect nicht ſtudirt, oder comiſch werde. Er erinnere ſich folgender Erzählung:

Ein junger Menſch, der, wenn er Briefe ſchrieb,
Die Sachen kunſtreich übertrieb,
Und wenig gern mit ſtolzen Formeln ſagte,
Las einem klugen Mann ein Trauerſchreiben vor,
Darinn

auch bey einer Uberſetzung der Briefe des *le Pays*, die zu Hamburg 1730 herausgekommen; desgleichen in *Volks* Briefſteller.

Darinn er einen Freund beklagte,
Der ſeine Frau durch fruhen Tod verlor,
Un. ihm mit vielem Schulwitz ſagte,
Daß nichts gewiſſer wär, als daß er ihn beklagte.

Ihr Brief, fiel ihm der Kenner ein,
Scheint mir zu ſchwer und zu ſtudirt zu ſeyn.
Was haben Sie denn ſagen wollen?
„Daß mich der Fall des guten Freunds betrübt;
„Daß er ein Weib verlor, die er mit Recht geliebt,
„Und meinem Wunſche nach ſtets hätte haben ſollen;
„Daß ich, von Lieb und Mitleid voll,
„Nicht weis, wie ich ihn tröſten ſoll.
„Dieß ungefehr, dieß hab ich ſagen wollen.„

Mein Herr, fiel ihm der Kenner wieder ein,
Warum ſind Sie ſich denn durch Ihre Kunſt zuwider?
O ſchreiben Sie doch nur, was Sie mir ſagten, nieder:
So wird ihr Brief natürlich ſeyn.

Ueberhaupt läſst ſich von keinen Briefen weniger hoffen, als von denen, die der Geiſt des Ceremoniels und der Mode eingeführt, und

und an gewiſſe betrübte oder freudige Fälle, oder an gewiſſe Tage, an Namens- Geburts- und Neujahrs-Tage gebunden hat. Sie ſind die beſchwerlichſten, und aus einer gerechten Strafe gemeiniglich die ſchlechteſten. Es ſind Geburten, denen man ihre Herkunft, denen man die Verſtellung, die Schmeicheley, den Eigennutz, die Sklaverey, gemeiniglich anſieht. Es ſind ausgedehnte, froſtige, übertriebene Complimente. Die Materie verändert ſich in dieſen Briefen nicht. Das Erfreuen, das Glückwünſchen, das Bezeugen des Mitleids bleibt allemal das Hauptwerk, und die Gelegenheit iſt nur die Urſache dazu. Wer kann von einem ſo unfruchtbaren Innhalte etwas anſtändiges ſagen? Und wenn es einmal angeht, wer kann es zehn, zwölfmal verändert thun? Wer kann bey kleinen und täglichen Fällen, worüber die Perſon oft ſelbſt nicht betrübt iſt, an die man ſchreibt; wer kann ſich da immer auf eine natürliche Art betrüben? Wer kann immer auf eine andre Art, in einem ganzen Briefe, Glück wünſchen, ohne gezwungen zu werden? Ein bloſses Compliment läſst ſich ſeiner Natur nach nicht ausdehnen, wenn man ihm nicht Gewalt anthun will. Gleichwohl wird aus einem Complimente, wie wir es mündlich machen, noch kein Brief nach der

Mode. Seine Zuflucht zu langweiligen Anfangs- und Schluſs-Formeln nehmen, iſt pedantiſch. Sein Compliment in das Sinnreiche einkleiden, iſt eben ſo viel, als wenn ich ein mündliches Compliment nicht herſagen, ſondern meinen Gönnern nach den Noten abſingen wollte. Wenn nicht das beſondre Verhältniſs, das zwiſchen mir und dem Gönner iſt, freywillig etwas zum Anfange, oder zur Ausfüllung ſolcher Complimente, hergiebt; kurz, wenn die Beſchaffenheit der Perſonen, und gewiſſer zufälliger Umſtände, uns nicht bey ſolchen Gelegenheiten beredt macht, und uns zu einer guten Einkleidung hilft: ſo werden ſolche Briefe immer leer und unnatürlich bleiben. Mich deucht, groſse Herren wären glücklich, wenn die Mode zu gratuliren und condoliren unter ihren Clienten abkäme. Wie oft muſs nicht ein vornehmer Mann, an dem Neujahrstage, oder an ſeinem Geburtsfeſte, überhauft von den ſchriftlichen Complimenten ſeiner Verehrer, aus dem Plautus klagen: *Vix ex gratulando miſer jam eminebam.* Und wenn auch dergleichen Briefe keine höflichen Zwangsmittel ſind, dadurch man den Gönner zu etwas nöthigen will; wenn ſie auch, unſre Ehrfurcht zu bezeigen, geſchrieben werden: ſo ſind es doch ſo ungewiſſe und durch die Mode ſo verdäch-

verdächtig gewordne Zeichen, daſs uns oft Angſt dabey werden muſs, wenn wir uns ihrer bedienen. Man leſe zum Exempel folgenden Neujahrsbrief:

„*Meine Schuldigkeit erfodert, Ew. Excellenz bey dem Eintritt des neuen Jahres meinen unterthänigſten Glückwunſch abzuſtatten. Allein ich ſuche die Worte vergebens, wodurch ſich das alles ausdrücken lieſse, was man Ihnen wunſchen muſs, wenn man das Verlangen ſeines eignen Herzens befriedigen will. Sind Zufriedenheit, Leben und Hoheit eine gewiſſe Belohnung der Verdienſte: ſo werden Ew. Excellenz mit dieſem Jahre noch eine lange Reihe zufriedner und glückſeliger Tage antreten. Ich werde nie ablaſſen, um die Erfüllung dieſer Wünſche die Vorſicht anzurufen, und mit der erſinnlichſten Ehrerbietung zu beharren &c.*

Man fühlt den Zwang in dieſem Briefe, ob er gleich in ſeiner Art noch erträglich iſt. Es iſt nicht gerade zu, es iſt durch einen kleinen Umweg gewünſcht, und dadurch hat der Wunſch die Länge eines Briefs erreicht; aber vielleicht merkt man den Kunſtgriff zu ſehr. Der Wunſch iſt nicht in den gewöhnlichen Formeln abgefaſst, und auf dieſe Art hat er zwar das alltägliche verloren; aber eben da-

durch iſt er redneriſch geworden. Unterdeſſen glaube ich doch, daſs man beſſer thut, wenn einmal ſolche Briefe geſchrieben werden ſollen, daſs man ſie durch eine Tour verlängert, als daſs man den Wunſch auf die Folter ſpannt, und alle ſeine Theile unförmlich ſehen läſst; daſs man, ſage ich, beſſer thut, wenn man ihn in feine Worte einkleidet, als wenn man ſich der Kanzleyſprache bedient, wozu uns Herr Lünig durch ſeine curiöſen Hof- und Staatsſchreiben und durch ſeinen Vorrath wohlſtyliſirter neuer Briefe hat einladen wollen. Ich will aus dieſer letzten Sammlung ein kleines Exempel anführen.

Wir zweifeln nicht, es werden Ew. Liebden das zu Ende eilende Jahr bey allen hohen Vergnügen zurück legen, und haben dahero zu Bezeigung Unſerer Freund-Vetterlichen (Nachbarlichen) Ergebenheit nicht ermangeln wollen, zu dem geſegneten Eintritte dieſes inſtehenden neuen Jahres zu gratuliren, *mit dem aufrichtigſten Beywunſch, daſs der Allerhöchſte Ew. Liebden in dieſem und vielen folgenden Jahren mit aller ſelbſt wählenden Fürſtlichen* Proſperität, *und demjenigen, was ſonſt zu Dero* Contento *gereichen kann, mildiglich erfreuen wolle, die wir Ew. Liebden unter ausbittender* Continuation

Dero

Dero hochſchätzbaren Freundſchaft und Wohlwollens zu Erweiſung &c. &c.

So muſs man ſchreiben, wenn man wohlſtyliſirt ſchreiben will. Auſser der Armuth des Innhalts in den Complimentbriefen, macht auch der Reſpect, den man zu beobachten hat, dergleichen Briefe ſchwer und ſteif. Man ſoll mit groſsen Herren nicht frey reden; und was iſt alsdann möglicher, als daſs man ängſtlich ſpricht? Man ſoll demüthig und ehrerbietig ſprechen; und wie leicht kann dieſe Sprache kriechend und ſklaviſch werden? Man ſoll mit groſſer Behutſamkeit reden, und aus groſſer Behutſamkeit wird man oft koſtbar und gezwungen. Die Regeln des Ceremoniels ſchränken die natürliche Art, zu denken, ſo ſehr ein, daſs man dieſe oft unterdrucken muſs, wenn man jenes beobachten will. Die Art unſer langen und groſſen Ehrenwörter thut in dergleichen Briefen dem Ausdrucke und den Geſetzen der Sprache viele Gewalt an. Wir haben Abſtracta gemacht, und den gnädigen Herrn in die Gnade, den Hochedlen in das Hochedle, und ſo weiter verwandelt. Man ſoll nach dem Befehle der Briefſteller dieſe Titulaturen an beſtimmten Stellen wiederholen. Dieſes muſs nothwendig Eckel und

Bangigkeit im Ausdrucke verurſachen. Man ſoll nicht, wie man meiſtens im Umgange redet, durch Sie, Ihnen, Ihre, ſondern durch Dieſelben, Dero, Deroſelben, Höchſtdenenſelben, reden. Und wenn alles dieſes nicht die Grammatik beleidigte: ſo beleidigte es doch das Ohr. Will man das Hochgebohrne nicht alle Augenblicke wiederholen: ſo muſs man lange Perioden machen, und Sätze, die natürlicher Weiſe unverbunden geſagt werden wollen, in Einen Perioden zwingen. Unſere Anführer treiben uns noch weiter. Wir ſollen aus Ehrerbietung für Andre, die Wörter von ihrer natürlichen Stelle verdrängen, und zum Exempel nicht ſagen: Nachdem ich ſo glücklich geweſen, Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen; ſondern: Nachdem Ew. Excellenz Befehle zu vollziehen, ich ſo glücklich geweſen bin. Dieſe und noch viele andre Kleinigkeiten, die man beobachten ſoll, machen es beynahe unmöglich, einen ſolchen Complimentbrief natürlich abzufaſſen. Sie ſtören die freye Art zu denken, ſo wie vielleicht die weitſchweifigen Titulaturen in den Kirchengebeten die Andacht ſtören, wenn wir, indem wir z. Ex. um Gnade für den Lehnsherrn des Dorfs bitten, zugleich den ganzen Titel des gnädigen Herrn herbeten hören, über dem man oft zwey bis dreymal Athem holen muſs.

Die

Die Bittſchreiben und Dankſagungsbriefe an groſſe Herren ſind weit leichter zu machen, als die leeren Complimente. Man hat einen wahren Innhalt, dazu ſich immer verſchiedene Umſtände, verſchiedne Gedanken anbieten, die man von der Groſsmuth, von dem edelmüthigen Beſtreben ſeines Gönners, uns und Andre glücklich zu machen, von den Wohlthaten ſelbſt, die er uns ſchon erwieſen hat, hernehmen kann. Das Verlangen, Andre zu unſerm Glücke geneigt zu machen, und die Dankbarkeit, ſind beredte Empfindungen, und man hat im Schreiben mehr zu befürchten, daſs ſie uns zu übertriebnen Gedanken bringen werden, als daſs ſie uns gar keine eingeben ſollten. Ob nun wohl dergleichen Briefe an groſſe Herren mehr Schmuck vertragen, als andre, und ob man gleich mit einem vornehmen Manne nicht ſchläfrig ſprechen ſoll: ſo muſs man ſich doch auch nicht dem Balzaciſchen oder Voitüriſchen Geſchmacke überlaſſen, und weder, ohne auszuruhen, noch auch, was der gröſste Fehler dieſer Männer iſt, immer auf einen Schlag ſinnreich ſeyn. Muntre Köpfe ſind dieſem Unglücke am leichteſten unterworfen. Es hat dieſen beiden Männern nicht an Witze gefehlet. Nein, ſie haben eher zu viel Witz. Sie pralen damit. Sie wollen ihn ſtets anbrin-

gen, es koſte, was es wolle. Alles, was ſie betreten, ſoll eine Roſe werden. Sie verſchwenden ihre Hyperbolen in den Lobſprüchen, ihre Gegenſätze in dem Scharfſinnigen. Sie werden alſo, zur Unzeit und gezwungen, ſinnreich in ihren Briefen. Endlich ſind ſie immer auf einerley Art witzig, und alles, auch das Beſte, ermüdet, wenn es immer eben daſſelbe bleibt. Voitüre iſt ohne Zweifel dem Balzac noch vorzuziehen, wenigſtens ſind einige von ſeinen ſcherzhaften Briefen * angenehm zu leſen. Boileau hat beider Schreibart in zween Briefen an den Herzog von Vivonne nachgeahmt **, und ſeine Nachahmung iſt die beſte Satyre, die man dawider machen kann. Eine Probe von den Balzaciſchen Schönheiten mag folgender Brief *** an die Marquiſinn von Montauſier ſeyn. Er wünſcht ihr zu ihrer Niederkunft Glück.

Madame,

* Der Herr von Voltaire ſetzet die Zahl derſelben bis auf viere oder fünfe herunter, und meynt, daſs die übrigen nicht viel höher zu halten wären, als die Briefe des Bourſault und le Pays. (S. ſeinen *Temple du Gout.*) Wir wollen uns des Voitüre nicht annehmen; aber daſs Herr Voltaire den Büſſy mit ſeinen Briefen nicht in den Tempel laſſen will, ſcheint eine kleine Tyranney zu ſeyn. Die Fehler ſeiner Briefe ſind Fehler ſeines Herzens, und nicht ſeines Verſtandes. Die Sprache ſeiner Eigenliebe iſt beſchwer-

Madame,

Ob mich gleich meine Krankheiten von den
ichten des bürgerlichen Lebens befreyen: ſo
l ich mich doch meines Privilegii heute nicht
ienen. Es giebt Gelegenheiten, wo alle Pri-
egia aufhören müſſen, und Sie haben uns eine
gute Nachricht von ſich hören laſſen, daß
darüber vergeſſen habe, daß ich krank bin.
hat die Kraft gehabt, mich aus einem Schlum-
zu erwecken, aus dem der Ruf von Frankreichs
gen, und die Triumphlieder der öffentlichen
tungen mich zu ermuntern nicht vermögend
en. Sie hat mir die Freude gegeben, ſo
ig ich auch fähig war, Freude anzunehmen.
ſie mir nun die ſuſſe Gemüthsbewegung wie-
gegeben hat, die ich gar verloren zu haben
bte: ſo halte ichs für meine Schuldigkeit,
n, Madame, für mein eignes Vergnügen zu
en, das ich in dem Ihrigen finde. Die
age Ihres Hauſes ſind keine Privatfeſte,

erlich, das beſtändige
klagen über ſein Un-
iſt ein Fehler; aber
egen hört ſeine
ibart nicht auf, na-
h, leicht und fein
n. Pitaval beſchwert
ber dieſen Ausſpruch
Herrn Voltaire: *Il*
ait une auſſi grande in-
, qu'on la lui feroit, ſi

on ne l'y plaçoit même: je ne
crois pas que nous ayons rien
dans le ſtile Epiſtolaire, qui
ſurpaſſe le ſtile fin et aiſé du
Comte de Buſſy, S. Cauſes
celebres *Tom. VI. p.* 317.

** S. den vierten Theil
ſeiner Werke, d. 93. S.
Amſt. Aug.

*** *Lettres de M.* Balzac,
à Amſt. 1664. *p.* 356.

und bilden Sie ſich ja nicht ein, daß Sie nur für ſich allein glücklich ſind. Nein, Madame, es iſt ein Licht, womit Sie die Welt ausgeſchmückt haben; es iſt ein Glück; das Sie unſerm Jahrhunderte zu Wege gebracht haben. Und weil ich mich neuerlich wieder zum Poeten aufgeworfen: ſo wird es Ihnen nicht fremd vorkommen, wenn mir ein Wort entfährt, das prophetiſch klingt. Ich kann von dem nicht niedrig reden, noch eine nur geringe Hoffnung von dem haben, was ſich von zwo Perſonen herſchreibt, für die ich eine ſo hohe Ehrerbietung trage. Man kann in dem Falle unmöglich verwegne Wünſche thun, wenn Sie dieſelben erfüllen ſollen. Und weil die vortreffliche Erziehung nicht weniger von Ihnen ſelbſt herkommen ſoll, als die vortreffliche Geburt: ſo glaube ich auch nicht weniger wahrhaft in meinen Prophezeihungen zu ſeyn, als ich itzt in der Verſicherung bin, zeitlebens zu ſeyn &c. &c.

Dieſer Brief läuft von den Schönheiten der Vergröſſerung und des Gegenſatzes über. Jeder Period hat etwas von dieſen beyden Stücken. Gleich in dem zweyten erſcheint eine überflüſſige Sentenz. Der dritte iſt eine ungeheure Hyperbole. In dem folgenden ſetzt er, Freude geben und Freude annehmen, einander

ander entgegen. Gleich darauf fällt ihm das Verlieren der ſüſſen Empfindung ein, um es dem Wiedergeben entgegen zu ſtellen. Er fährt fort: *Ich habe es für meine Schuldigkeit erachtet, Ihnen für mein eignes Vergnügen zu danken, das ich in dem Ihrigen finde.* Wieder ein ſinnreicher Spruch! Der folgende Period redet aus eben dem Tone. Darauf wechſelt er mit einer Hyperbole von dem Lichte ab, mit dem die Marquiſinn die Welt ausgeſchmückt. Nunmehr ſpielt er mit den Worten Poet und prophetiſch. Er entſchuldiget ſich unmittelbar darauf wegen des Prophetiſchen in einem Gegenſatze. Er kann nicht niedrig von einem Kinde denken, das von Aeltern herkömmt, für die er eine hohe Ehrerbietung hat. Und wie gekünſtelt iſt nicht der Schluſs! Balzac gleicht beynahe in ſeinen Briefen einem Menſchen, der nach dem Tacte auf einen zugeht, um ihm ein Compliment zu machen; der bald ein Seitenpas, bald ein Vorpas macht, darauf eine Capriole ſchneidet, und, wenn er ſich uns genähert hat, zu guter letzt mit dem einen Fuſse battirt.

Wir wollen noch etwas weniges von den Briefen ſagen, deren Innhalt aus bloſsen Erzählungen beſteht. Sie ſcheinen die leichteſten zu ſeyn, ſo wie ſie vielleicht die gebräuchlich-

ſten und nothwendigſten ſind. Wenn man nichts ſagen will, als daſs heute dieſer Fall, morgen ein andrer ſich zugetragen hat: ſo wird freylich nichts leichter ſeyn. Aber dieſes heiſst eine Sache nur erwähnen, und nicht erzählen. Wir wollen nicht bloſs wiſſen, was vorgegangen iſt, ſondern oft auch, wie es erfolgt iſt. Wir wollen eine Sache in den Umſtänden wiſſen, durch die ſie eine Begebenheit geworden iſt; allein wir wollen ſie auch bald wiſſen, und nichts hören, was nicht zur Sache etwas beyträgt. Aus dieſem Grunde entſtehen die Haupttugenden der Erzählung, die Deutlichkeit und die Kürze. Dieſe beiden Regeln zu vereinigen, iſt die Kunſt im Erzählen. Man muſs die Umſtände prüfen können, die zur Sache gehören. Man muſs die Ordnung nicht ſtören, in welcher ſie auf einander gefolget ſind. Man muſs die geringen bald auſsen laſſen, bald etliche in Einen zuſammen ziehen, das heiſst, ſein Gedächtniſs, ſeine Augen und Ohren mit Verſtande ausſchreiben, und nicht mehr Worte brauchen, als nöthig iſt. Dieſe Art zu erzählen, iſt ſchon ein groſſes Verdienſt für Briefe. Allein man kann durch die Kürze leicht dunkel werden, und nicht allein der Deutlichkeit ſchaden, ſondern auch der Erzählung eine groſse Zierde, ich meyne,

meyne, das Muntre, dadurch benehmen. So erzählen, daſs man die Sache nicht allein verſteht, ſondern daſs man glaubt, ſie ſelbſt zu ſehen, und ein Zeuge davon zu ſeyn, das heiſst lebhaft erzehlen. Dieſes geſchieht durch die kleinen Gemälde, die man im Erzählen von den Umſtänden, oder Perſonen, entwirft, inſonderheit wenn man die Perſonen zuweilen ſelbſt reden läſst, und uns dadurch mit ihrem Character bekannt macht. Man redet oft ſelbſt im Erzählen den Andern an, und fragt ihn, wie wir bey einer Sache zu thun pflegen, die wir mündlich erzählen, oder die wir wirklich vorgehen ſehen. Man antwortet ſich; man ſtreut kleine Betrachtungen ein, die uns unſer Witz, oder unſre Beleſenheit hergeben. Alles dieſes am rechten Orte, mit Anſtändigkeit, nicht zu häufig, kurz, ſo thun, daſs alles, ſo ſehr es entbehrt werden kann, doch zur Anmuth der Geſchichte unentbehrlich geweſen zu ſeyn ſcheint, dieſes iſt das Verdienſt der Erzählung. Selbſt wenn ſie proſaiſch iſt, bleibt ſie noch allezeit auf gewiſſe Weiſe eine Art der Poeſie. Wie es überhaupt in der Poeſie gewiſſe Schönheiten giebt, die nicht durch Regeln erklärt werden können, die ſowohl Glück als Sorgfalt ſind; wie es in ihr, ſo wohl als in der Muſik, namenloſe Annehmlichkeiten giebt,

giebt, die ſich durch keine Methoden lehren laſſen, und die, wie Pope * ſpricht, eine Meiſterhand allein erreichen kann: ſo geht es auch mit vielen Schönheiten der proſaiſchen Erzählung. Livius iſt ein Meiſter in dieſer Art zu erzählen. Man darf nur ſeinen Streit der Horazier und Curiazier mit des Herrn Rollins Anmerkungen leſen, wenn man ſich davon überzeugen will. Die Perſonen, denen man erzählt, können, nachdem ſie hoch, oder uns gleich ſind, im Erzählen vieles verbieten, und vieles erlauben. Die Sachen ſelbſt, nachdem ſie wichtig, oder nicht wichtig, weitläufig, oder kurz, traurig, oder luſtig ſind, verlangen immer anders erzählt zu werden. Man muſs dieſes der Klugheit eines jeden überlaſſen.

Wie wir nicht immer aus Nothwendigkeit mit einander reden, ſondern auch zum Vergnügen: ſo giebt es auch Briefe, die zum Vergnügen geſchrieben werden. In dieſen Briefen, die eine Art der Vertraulichkeit, oder des genauern Umganges, vorausſetzen, haben wir die Erlaubniſs ſinnreich zu ſeyn, und tauſend

* *Some beauties — no Precepts can declare,*
For there's a happineſs as well as care,
Muſick reſembles Poetry; in each
Are nameleſs graces, which no methods teach,
And which a Maſter-hand alone can reach.
Eſſay on Criticism. v. 142.

ſend Dinge, die in ernſthaften Briefen unnatürlich ſeyn würden, können hier natürlich ſeyn. Es iſt ganz etwas anders, halb im Ernſte, oder zum Scherze ſinnreich ſeyn. Ich will im Scherze nicht ſo wohl überreden, als den Andern auf eine angenehme Art unterhalten. Er ſieht meine Abſicht, und willigt gleichſam unter der Bedingung darein, daſs ich ſie glücklich ausführen werde. Es iſt alſo bey ſolchen Briefen nicht die Frage, ob man von dergleichen Dingen, als darinnen vorkommen, im gemeinen Leben ſo ſinnreich, und ſo fortgeſetzt ſinnreich, zu reden pflegt. Nein es iſt die Frage, wenn man ſolche Briefe vor ſich hat, ob die Sache die Einfälle verträgt, ob dieſelben der Mühe werth ſind, ob ſie, als witzige Einfälle betrachtet, gut und richtig ſind, ob ſie ungezwungen ſind. Wenn das iſt, ſo mag der Brief durch und durch ſinnreich ſeyn, er wird immer in ſeiner Art natürlich bleiben. Man betrachtet ihn nicht ſowohl von der Seite eines Briefs; man ſieht ihn für einen witzigen Aufſatz in Form eines Briefs an, und nach dieſer Ausſicht beurtheilt man ihn. Man unterſucht nicht ſo wohl, ob uns oder vielen dieſe Art zu reden eigen iſt, ſondern vielmehr, ob ſie dem Verfaſſer leicht geworden iſt. Die Proſa iſt, überhaupt betrachtet, allemal natürlicher,

eher, als die Poeſie. Allein, wenn wir ein gut Gedichte leſen, in welchem alles ohne Zwang, und doch weit feiner geſagt iſt, als man proſaiſch davon zu reden pflegt: ſo iſt es uns genug, daſs dieſe Art zu denken dem Verfaſſer natürlich läſst, und wir wiſſen es ihm Dank, daſs er ſo und nicht anders mit uns geredet hat. Wir fragen nicht, ob es ihm keine Mühe gekoſtet, ob er keine Kunſt dabey angewandt hat. Wir ſind zufrieden, wenn wir dieſe Mühe, dieſe Kunſt nicht ſehen. Es gefällt uns an ihm, daſs er ſo glücklich iſt, immer das Beſte und Feinſte an einer Sache zu finden, ohne darnach gerungen zu haben. Wir halten ſeinen Witz für keine Pralerey, wenn wir ſehen, daſs er nicht ſowohl für ſeinen Ruhm, als für die Sache und für unſer Vergnügen beſorgt geweſen iſt. Eben dieſes findet auch bey den ſinnreichen Briefen ſtatt, in ſo weit dieſe ſinnreiche Art zu denken nicht vielen, ſondern nur wenigen eigen iſt. Man tadelt die Fontenelliſchen und andre dieſen ähnliche Briefe nicht deswegen, weil wir ordentlich in unſern Briefen nicht ſinnreich zu reden pflegen; ſondern deswegen, weil ihr Sinnreiches nicht ſelten gezwungen und froſtig iſt; wenigſtens ſollte man ſie nur aus dieſem Grunde tadeln. Wenn endlich ſolche

Briefe

Briefe auch ihrer Natur nach gut ſind: ſo iſt es doch kein Wunder, wenn eine ganze Sammlung von ſcharfſinnigen Schreiben den Leſer bald müde macht. Je länger unſer Geiſt von einem angenehmen Eindrucke angeſtrengt wird, deſto geſchwinder wird das Vergnügen, das wir dabey empfinden, zum Verdruſſe. Und ob der Wein gleich weit geiſtreicher iſt, als das Waſſer, und ob wir ihn gleich mehr lieben, als dieſes: ſo werden wir ihn doch weit eher ſatt. Die ſinnreiche Schreibart greift unſern Geiſt empfindlich an. Sie giebt uns immer etwas zu thun, indem ſie uns das Unerwartete, das Neue wahrnehmen läſst; aber eben dadurch ermüdet ſie in der Länge. Wie aber ſolche Briefe einzeln geſchrieben werden: ſo ſollte man ſie auch nach der Wirkung, die ſie einzeln thun, beurtheilen, und nicht aus dem, was ſie verurſachen, wenn man ſie hinter einander lieſt. Allein auch einzeln genommen, können ſie ermüden, wenn ſie lang, und immer aus Einem Tone ſinnreich ſind; ſo wie überhaupt eine abgemeſsne, geſchmückte, und lebhafte Schreibart, ohne Abwechſelung, ohne Mannigfaltigkeit, wenn ſie auch mit guten und hellen Farben ausgemalt iſt, dennoch, weder in der Poeſie, noch in der Proſa lange vergnügen

gen kann. * Man ſollte alſo die ſinnreichen Briefe kurz machen; und wenn dieſes nicht angeht, doch nicht Schritt vor Schritt ſinnreich ſeyn. Ein anders iſt, ſich in der Schreibart ungleich werden, und aus dem Feinen in das Grobe fallen; ein anders, die Schreibart nicht immer gleich durch anſtrengen. Niemand muſs einen Anſpruch auf dieſe Gattung der Schreibart machen, den die Natur nicht dazu gebildet hat. Und niemand, dem es an Lebhaftigkeit und einem lachenden Witze fehlt, wird es durch alle Regeln, durch alle Mühe, auch nur bis zu dem Leidlichen in der ſinnreichen und ſcherzhaften Schreibart bringen. Alle Regeln werden ihm zu nichts helfen, als daſs er auf ihre Rechnung Fehler macht. Wenn man den Klugen durch ſeinen Scherz nicht gefällt, ſo kann man ſicher wiſſen, daſs man keine Gabe dazu hat, wenn man auch noch ſo viel Luſt dazu hätte. Wer eine Fähigkeit zu dieſer Schreibart hat, bey dem wird ſie durch das Leſen munterer Briefe nicht allein erweckt, ſondern auch zugleich befruchtet werden. Er wird nicht nöthig haben, daſs man ihm die Quellen anzeigt, aus welchen man ſchöpft,

* *Vel ex poetis, vel ex oratoribus poſſumus iudicare, eminentem, diſtinctam, ornatam, feſtiuam, ſine intermiſſione, ſine reprehenſione, ſine varietate, quamuis cla-*

ra

ſchöpft, wenn man ſcherzhaft und galant ſeyn will; wenn man z. E. Höhere zum Scheine tadeln, ihnen zum Scheine widerſprechen, ihnen zum Scheine nicht gehorchen; wenn man denen Vorwürfe machen will, denen man aus Ehrerbietung keine machen ſoll; mit denen von Liebe reden will, die man beleidigen würde, wenn man es auf eine ernſthafte Art thäte. Man wird in den Poeſien des Abts Chaulieu verſchiedene ſchöne Briefe von dieſer Art finden, die er an die Herzoginn von Bouillon geſchrieben hat, die aber auch den freyen Charakter ihres Verfaſſers nicht ſelten verrathen.

Es giebt eine muntre Art zu reden, die der Freundſchaft und Liebe insbeſondre eigen iſt. Sie kömmt mehr aus dem Innerſten des Herzens, als aus dem Ueberfluſſe des Witzes her. Sie iſt nicht ſo wohl ſinnreich, als naif. Man ſagt ſeine wahre Meynung mit einer gewiſſen Sorgloſigkeit, mit einer Offenherzigkeit, die den Wohlſtand zu vergeſſen ſcheint, und die doch gefällt, weil ſie aus einem freudigen und immer zufriednen Herzen quillt. So redet die muntre Babet mit ihrem Liebhaber.

Sie

vis ſit coloribus picta vel poeſis, vel oratio, non poſſe in delectatione eſſe diuturna. Cic. *de* Orat. *L. III. p.* 477. edit. Elz.

Sie liebt ihn im Ernste, und redet doch selten ernsthaft von der Liebe. Alles ist Scherz, und doch Scherz, der aus Zärtlichkeit entspringt. Ihr Charakter ist Freude und Vergnügen, und ihre Liebe richtet sich nach diesem Charakter. Sie sagt mitten im Lachen ihrem Liebhaber die zärtlichsten Sachen. Sie nimmt sich kleine Freyheiten heraus, welche Mannspersonen unverschämt lassen würden; allein ihr stehen sie wohl. Man muss auch mehr, als einen lesen, wenn man ihre Schreibart schmecken will. Eine Uebersetzung davon findet man in gesammelten Frauenzimmerbriefen.

Von solchen aufgeweckten Briefen trifft man verschiedne gute in den griechischen Briefen des Alciphrons und Aristänets an; denn alle kann man sie von einem gewissen sophistischen Witze wohl nicht frey sprechen. Wer diese oft sehr freyen Galanterien im Griechischen nicht lesen kann, den verweisen wir in

* Alciphrons Briefe, drey Bücher aus dem Griechischen übersetzt von J. F. Hertel. Altenburg, in der Richterischen Handlung, 1767. 8. Wer eine kurze und bündige Nachricht von den griechischen Epistolographen lesen will, dem können wir vorzüglich die Einleitung empfehlen, die der Recension vorgedachter Ueberletzung in der Neuen Bibliothek der schönen Künste und Wissenschaften, im fünften Bande, auf der 292. S. fortgesetzt ist. Eine Sammlung selbst aber

in Anſehung der Briefe des Alciphrons auf die deutſche Ueberſetzung des Herrn Profeſſor Herels. * Auſſerdem hat man von beiden eine, obwohl nicht ganz getreue, franzöſiſche Ueberſetzung. ** Des Alciphrons Briefe ſind zwar darinne nicht alle überſetzt, ſondern nur die galanten gewählt. Es ſtehen auch in den bremiſchen Beyträgen, im zweyten Bande, ein Paar Ueberſetzungen, die man mit Vergnügen leſen wird.

Viele von den ſcherzhaften Briefen des le Pays im Franzöſiſchen, und die meiſten von denen, die man von Neukirchen in dieſer Art hat, fallen zu ſehr in das Kurzweilige, in das Grobe, oder auch Froſtige, als daſs man ſie jemanden anpreiſen könnte. Man leſe folgenden Brief von Neukirchen, wenn man ſich einen Eckel vor der unverſchämten Art zu ſcherzen erwecken will.

An

aber von griechiſchen Briefen, Briefen von fünf oder ſechs und dreyſsig Verfaſſern, theils Philoſophen, theils Rednern und Lehrern der Redekunſt, hat *Aldus Manutius* in zween Bänden im Jahre 1499 zuerſt heraus gegeben.

** *Lettres d'*Ariſtenete *aux quelles on a ajouté les Lettres choiſies d'*Alciphron, *traduites du Grec. a Londres* 1739. Ariſtänets Briefe ſind eher Gemälde und Beſchreibungen, als Briefe im gewöhnlichen Verſtande.

An Calliſten.

Meine Jungfer,

Ich habe ſchon anderthalb Tage nichts gegeſſen, und ängſte mich ſo abſcheulich, daß ich mir nicht mehr ähnlich ſehe. Meine Jungfer wird vielleicht meynen, daß ich es darum thue, weil ſie ſchon zwey Tage mit mir gezürnet. Es iſt wohl etwas: aber die gröſſte Schuld hat mein Philax, welcher geſtern früh verſchieden, und ein ſo unglückliches Ende genommen, daß die Seele ſchon vor der Thüre war, als mein Junge mir allererſt verkündigte, daß er ſtürbe. Ich kann nicht ſagen, wie ich mich darüber quäle, abſonderlich, weil mich alle meine Leute beſchuldigen, daß ich an ſeinem Tode Urſach ſey. Der arme Schelm hatte unſers Nachbars Amarelchen geſehen, und beſuchte ſie etliche Tage nach einander ſo oft, daß ich endlich furchte, es möchte zu einer wahrhaften Liebe ausſchlagen. Weil ich nun aus meinem eignen Exempel wußte, daß nichts ſchädlicher ſey, als dieſt Feuer, wenn man es nicht bey Zeiten leſchet: ſo wollte ich ihm die Gelegenheit darzu benehmen, und ſchloß ihn etliche Tage in meine Kammer. Inzwiſchen unterhielt ich ihn mit guten Speiſen, ich ſchmeichelte ihn mehr als ſonſten, und bemühte mich auf allerhand Art, ihn aufzumuntern: Aber deſſen

allen

allen ungeachtet blieb er betrübt, und rührte ſich nicht von der Stelle, wann ich ihn nicht mit Gewalt aufjagte, bis endlich dieſer erbärmliche Fall erfolgte, und er ſich vor Herzeleid und Kummer todt gegrämet. Ich weiß, daß ihm meine Jungfer ſehr wohl gewollt, und darum kann ich mir leicht einbilden, wie ſie ſich über dieſe Zeitung geberden wird. Wie? wird ſie ſagen: Hätte er denn nicht können klüger ſeyn? Der arme Hund hat es ihm ja genug gewieſen, daß er ohne ſeine Bublin nicht länger leben könnte: Warum hat er ihn nicht wieder los gelaſſen? Ich bekenne es, meine Jungfer, ich habe geirrt, und wann ich gewußt hätte, daß ich irrte, ſo würde es wohl ſchwerlich geſchehen ſeyn. Allein meine Jungfer weiß, daß ſie mich quälet, Sie hat meine Liebe ſelbſt angezündet, und kann leicht ſchließen, daß ein Menſch empfindlicher iſt, als ein Hund, und daß ihr alle Stunden an mir begegnen kann, was ich an meinem Philax erlebet. Gleichwohl höret ſie nicht auf, mich einzukerkern, und meinet, ſie habe ihre Sache ganz wohl gethan, wann ſie mich nur mit Worten ſpeiſet, da ſie mich doch inzwiſchen durch ihre unerträglichen Geſetze zu Grabe ſchicket. Ach Calliſte! Sie beherrſchet mich allzuſtrenge. Je mehr ich mich bemühe zu thun, was ſie befiehlet, je mehr befiehlet ſie mir zu thun, was ich nicht kann.

Und alſo iſt es unmöglich, ihr zu zeigen, daſs ich wahrhaftig ſey, wie ich es doch von Herzen bin,

Meine Jungfer,

Dero gehorſamer Knecht &c.

Muſs Calliſte nicht ein Vergnügen über dieſe ſchalkhafte Verglichung gehabt haben, durch die ſie erinnert wird, daſs die Liebe ihres Liebhabers gegen ſie eben ſo ſtark, ja wohl noch ſtärker iſt, als die Liebe ſeines Hundes gegen Nachbars Amarelchen war! Hätte der Verfaſſer wohl ein nachtheiliger und ſchmutziger Bild für ſich und ſeine Schöne wählen können? Es hat ſich ſchon vor Neukirchen ein Autor unter den Deutſchen gefunden, der ſeine Landsleute in Briefen hat wollen ſcherzen und galant ſprechen lehren. Ich meyne den Verfaſſer der Neu-Aufgerichteten Liebes-Cammer,* Franziſcy. Damit alſo die Jugend ermuntert werde, ſich dieſes luſtige und nützliche Buch bekannt zu machen, und ihren Geſchmack in ſcherzhaften und galanten Briefen darnach zu bilden: ſo will ich ein Exempel daraus herſetzen.

CCI

* Der ganze Titel dieſes Buchs heiſst: *Neu aufgerichtete Liebes-Cammer*, darinn allerhand höfliche verliebte Sendſchreiben an das löbliche und anmuthige Frauenzimmer, auch andre Perſonen, abgefaſst und bekant-

CCI *Brief.*

An Clymenen.

Was ein Kuſs ſey?

Zum höchſten wundert mich, ſchöne Clymene, daß ſie von mir ſchriftlich verlangt zu wiſſen, was eigentlich ein Kuſs ſey; da ich doch vermeine, es könnte ihr dieſe Wiſſenſchaft mündlich viel bequemer werden beygefugt. Denn dafern ſie nur einen einigen aus gewogenem Herzen rührenden mir ertheilte; würde ſonder Zweifel die erfolgliche Empfindung ihr genugſamen Unterricht geben, was das Kuſſen ſey, und bedeute, und was Sinnenblichte Veränderungen daraus entſtehen. Weil ſie derwegen die geſchickteſte Meiſterinn iſt, eine ſolche Frage aufzulöſen; möchte ich die Antwort lieber geben, als ſchreiben, wann es nach meinem Wunſch und Gefallen ergienge. Ich will aber meine Meinung unter ihren Willen demuthigen, und kurzlich ihren gnädigen Befehl verrichten, ſo gut es immermehr möglich, in einer Sachen, welche ſich beſſer durch die That, weder mit Worten und Buchſtaben erklärt.

antwortet ſind: voll mancherley Erfindungē ſo wohl zierlicher Schreibgrüſse und anderer Formularen, als vieler ſeltner Liebesfälle und mehrer Sachen, ſo der Jugend nicht nur luſtig, ſondern auch guten Theils nützlich zu leſen, erbauet durch C. F. 1679.

Jedoch wiſſe die Schönſte, daß ich ſolches ſo bloß, ohne Bedingung einiges Lohns nicht thun könne; beſondern aufs wenigſte ein paar Küſſe, zur Vergeltung meines Dienſts, darüber hoffe; um zu prüfen, ob meine Feder wohl oder übel davon geſchrieben.

Der Kuß iſt gleichſam das aufgedruckte Siegel eines Lieb- und Treubefliſſenen Willens: Ein Pfandſchilling künftiger Vereinigung: Die ſtumme, aber allervernehmlichſte Sprache des verliebten Herzens: Ein Geſchenke, das man giebt und verliert: Ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer Korallinenpreſſe: Ein paar gegen einander ſchlagende Feuerſteine: Ein Karmeſinrothes Wundenpflaſter der Liebe: Ein ſüſſer Lippenbiß: Ein holdſeliger Munddruck: Eine Speiſe, die man mit rothen Löffeln zu ſich nimmt: Ein Zuckerbrod, das nicht ſättiget: Ein Obſt, ſo man zugleich pflanzet und abbricht: Die allerſchnelleſte Frage und Antwort zweyer Herzen: der vierte Grad der Liebe.

Befindt Sie dieſe Beſchreibung und Eigenſchaften des Kuſſes nicht richtig: Wolan, Schönſte, ſo laſſt uns eine nach der andern an unſern Lippen fürnehmen und examiniren, und widerlegt

lrgt mich durch die Erfahrung, ſo ichs etwan nicht recht getroffen,

Ihrer Liebe Ergebener

N. N.

Ein Kuſs iſt ein Abdruck brünſtiger Zuneigung auf einer korallinen Preſſe. Die Lippen ſind koralline Preſſen, denn ſie ſehen roth, und laſſen ſich von der Zuneigung, wie vom Drucker, zuſammenziehen, und daraus entſteht ein Abdruck, das iſt der Kuſs. Ein Kuſs iſt ein Paar gegen einander ſchlagender Feuerſteine. Hört man bey dieſer Abbildung nicht die Küſſe vernehmlich ſchallen? Und weil die Küſſe das Feuer des Herzens vermehren: ſo ſind ſie freylich Feuerſteine. Das karmeſinrothe Wundenpflaſter der Liebe, und die Speiſe, die man mit rothen Löffeln zu ſich nimmt, verſteht ſich von ſich ſelbſt. Daſs aber der Kuſs der vierte Grad der Liebe ſeyn ſoll, möchte manchem deswegen nicht gefallen, weil er nicht weiſs, was die erſten drey Grade ſind, und weil ihm vielleicht die Grade der Tortur dabey einfallen könnten; wozu das Vorhergehende die allerſchnellſte Frage und Antwort zweyer Herzen, auch etwas beyzutragen ſcheint.

Universitäts-Bibliothek Berlin.

Muſs man nicht glauben, wenn man dergleichen Schriften lieſt, daſs die Ausländer ehedem nicht Unrecht gethan haben, wenn ſie den deutſchen Witz zu einem Sprichworte gemacht? In welcher Sprache hat man, auch in den Zeiten des ſchlimmſten Geſchmacks, ſo viel auſſerordentlich elende und ſo wenig ſchöne Werke der Wohlredenheit und Poeſie angetroffen, als vielleicht in der unſrigen? Und wann werden wir den Schimpf der ſchlechten Schriften durch den Werth ſo vieler guten auslöſchen können? Ich habe dieſe Exempel gar nicht angeführt, um darüber zu ſpotten: denn dazu gehört ſehr wenig; ſondern um die Jugend zu erſchrecken, und ihr ſichtbar zu zeigen, in welchen witzigen Unſinn man verfallen, und wie ſehr man ſein Vaterland verunehren kann, wenn man ohne Geſchmack, ohne Regel, ohne die Alten zu kennen, die Feder anſetzt. Die Bitterkeit iſt mein Fehler gar nicht: allein ich würde meiner ſelbſt geſpottet haben, wenn ich dergleichen Beyſpiele ernſthaft hätte beurtheilen wollen.

Unter

* In ſeinen galanten Briefen werden vielleicht nicht alle dasjenige finden, was ſie von einem ſo groſſen Namen erwarten. Wie glücklich hat einer ſeinen Landsleute das Eigenthümliche der Briefe zu treffen gewuſst! ich rede von dem Verfaſſer der *Clariſſa* und des *Grandiſon*. So verſchieden die Charaktere ſeiner Per-

Unter den deutſchen Briefen, aus unſern Zeiten, haben ſich die Freundſchaftlichen Briefe, in Anſehung des vertrauten Scherzes, und, in ihrer Art, die Sendſchreiben an gute Freunde, die in Danzig als ein Wochenblatt herausgekommen ſind, den meiſten Beyfall erworben. In der That muſs man ſich wundern, warum es in unſrer Sprache noch ſo ſehr an guten Briefen und Romanen fehlt, da man in den übrigen Arten der Beredſamkeit und der Dichtkunſt ſchon glücklich geweſen iſt. Sollten denn gute Redner und Poeten nicht auch gute Briefe ſchreiben können? Sehen wir dieſes nicht am Cicero, Plinius, und unter den Neuern am Chaulieu, an Racinen, an Rouſſeau, an Voltairen, an Popen, * an Swiften, und vielen Andern? Sind wir ſchon zu groſs, als daſs wir uns bis auf Briefe herunter laſſen ſollten, oder ſind wir zu bequem dazu? Iſt unſre Sprache zu ſtarr und unbiegſam, oder ſchreiben wir mehr Briefe in fremden Sprachen, als in unſrer eignen? Oder ſind wir nur zu derjenigen Beredſamkeit geſchickt,

* Perſonen ſind, ſo läſst er doch jede, von der *Clariſſa* an bis auf die *Arabella*, vom Sir *Grandiſon* bis zum Ritter *Meredith* herab, ſo ſchreiben, wie dieſe Perſonen geſchrieben haben würden, wenn ſie wirklich exiſtirt hätten; und dieſe Meiſterſtücke des Witzes verdienen unter den Briefen eine eben ſo vorzügliche Stelle, als unter den Romanen.

welche Mühe und Kunſt verlangt? Vielleicht machen es einige von dieſen Urſachen, daſs wir noch nicht mehr Briefe im guten Geſchmacke haben. Vielleicht heben auch geſchickte Leute aus Beſcheidenheit ihre Briefe nicht auf. Vielleicht iſt es auch gefährlich, wahre Briefe herauszugeben, weil man oft der Welt ſeine Heimlichkeiten verrathen, und ihr durch ſeine Briefe ſeinen Charakter entdecken muſs. Allein, aller dieſer Urſachen ungeachtet, haben doch andre Nationen ihre guten Briefe in ihrer eignen Sprache, und ich weis nicht, was die Ausländer, wenn ſie unſre Sprache lernen, von uns denken ſollen, daſs wir keine haben; oder was ſie von dem Geſchmacke eines Landes denken ſollen, das für unnatürliche Briefe eingenommen iſt. Wie man auf den guten oder böſen Geſchmack einer Nation aus den öffentlichen Luſtbarkeiten, aus den Schauſpielen ſchlieſst, die ſie liebt: ſo ſchlieſst man vielleicht noch ſichrer aus der Schreibart, die ſie zu dieſer oder jener Zeit in ihren Briefen liebt, auf ihre gezwungnen oder ungezwungnen, auf ihre guten oder ausſchweifenden Sitten, und auf die pedantiſche oder vernünftige Art ihres Umgangs. Den guten Geſchmack in einem Lande überhaupt, und inſonderheit den guten Geſchmack in Briefen herzu-

herzuſtellen, braucht nicht eine groſse Anzahl guter Köpfe auf einmal aufzuſtehen. Nein, etliche wenige, die zu einer leichten und lebhaften Schreibart gebohren ſind, werden in kurzer Zeit, ohne alle Regeln, bloſs durch ihre Klugheit beynahe alles ausrichten. Sie ziehen durch ihre natürlichen, einfältigen und oft unnachahmlichen Schönheiten die Leſer an ſich; ſie erwerben ſich in kurzem die meiſten Stimmen. Man lieſt ſie, weil ſie uns gefallen. Man lieſt ſie wegen der Hochachtung, die ſie ſich bey Andern erworben haben, eben ſo begierig, als ſeines eignen Vergnügens wegen. Diejenigen, die nicht gleich das Gute und Feine davon empfinden, ſchämen ſich doch, den Klugen und den Meiſten zu widerſprechen, und treten halb gezwungen auf die Seite des guten Geſchmacks. Man ahmet endlich dieſe Beyſpiele nach, und will eben ſo ſchön ſchreiben, wenn man gleich nicht mit gleichem Glücke ſchreibt. So werden durch wenig gute Beyſpiele, die in ihrer Art vortrefflich ſind, die richtigen Empfindungen des Natürlichen und Feinen in Andern erweckt und unterhalten, und der gute Geſchmack geht vom Freunde zum Freunde, vom Vater zum Sohne, von der vernünftigen Mutter zur Tochter fort, und wird der herrſchende Geſchmack.

Ein Redner und Poet zu werden, das ſteht nicht in unſrer Gewalt; aber ſeine Gedanken von Dingen, die entweder keine Gelehrſamkeit erfordern, oder die uns bekannt ſind, in einer anſtändigen und vernünftigen Schreibart vorzutragen, dieſe Geſchicklichkeit können ſich alle junge Leute durch eine gewiſſe Uebung erwerben. Gleichwohl treiben ſie die beiden erſten Kunſte oft lieber fruchtlos, als daſs ſie ſich mit der beſchäftigen ſollten, in welcher ſie glücklicher ſeyn könnten. Wenige von denen, die ſtudiren, ſind genöthigt, öffentliche Redner abzugeben; aber keiner kann die Schreibart der Briefe und die Beredſamkeit des gemeinen Lebens entbehren. Und mich deucht, wenn junge Leute bedenken wollten, daſs Briefe wider unſern Willen Verräther unſers Verſtandes, und oft unſers ganzen Charakters ſind; daſs ſie Mittel ſind, Andern eine gute oder ſchlechte Meynung von unſerer Geſchicklichkeit beyzubringen; daſs ſie Beweiſe ſind, ob es dunkel oder helle, ordentlich oder unordentlich, geſund oder krank in unſerm Geiſte ausſieht, ob wir zu leben wiſſen oder nicht; daſs ſie alſo ſehr oft Mittel ſind, uns Hochachtung und

* — *ſed hoc tu, qui κανὼν unde illud tam aureum, eſſe meorum ſcriptorum ſolet,* valetudini fideliter inſerviendo?

und Liebe zu erwerben, unſer Glück zu befördern oder zu hindern: ſo ſollten ſie ſich mehr Mühe um die Schreibart der Briefe, und da dieſe, ohne die Kenntniſs der Sprache nicht richtig ſeyn kann, auch mehr Muhe um ihre eigne Sprache geben. Cicero, ſo groſs er war, war doch nicht zu groſs, um ſich nicht bis zu einem Sprachfehler * mit ſeiner Critik herab zu laſſen, den ſein Tiro in einem Briefe begangen hatte. Wie ſorgfaltig beſtraft nicht Racine, der Ältere, ſeinen Sohn in ſeinen Briefen, wenn er ein Wort unrecht gebraucht! Es iſt ein Vergnügen, wenn man ſieht, daſs ſo groſse Geiſter über die Richtigkeit ihrer Sprache ſo gar in Briefen gewacht haben. Gut und richtig ſchreiben, wenn man ſich einmal dazu gewöhnt hat, koſtet nicht mehr Mühe, als ſchlecht ſchreiben. Schlechte Briefe ſchreiben, und ſtudirt haben, das macht dem Studiren nicht viel Ehre. Und wenn man auch nichts ſucht, als verſtanden zu werden: ſo iſts doch gewiſs, daſs keine Schreibart leichter verſtanden wird, als die gute. Man ſollte alſo ſelbſt an die niedrigſten Perſonen, ſeines eignen Nutzens wegen, immer noch gut ſchreiben.

* *wiendo? unde in iſtum locum fideliter venit? cui verbo domicilium eſt proprium in offic.* — Epiſt. 17. *Lib. XVI.*

Ich will durch alles dieſes niemanden, der einmal in dem Beſitze einer übeln Schreibart iſt, in ſeinem Rechte ſtören. Nein, man kann ſie haben, und immer noch ein wackerer und brauchbarer Mann ſeyn. Ich will nur diejenigen jungen Leute, die gütig genug ſind, eine Bitte von mir anzuhören, erſuchen, daſs ſie ſich bey Zeiten an eine natürliche und regelmäſsige Schreibart in Briefen gewöhnen; daſs ſie ſich ihre Aufſätze im Anfange von guten Freunden und Kennern beurtheilen laſſen. Dieſe Critiken werden ſie aufklären, und ſie das Natürliche, das Wohlanſtändige beſſer finden laſſen, als dicke Bande voll trockner und unbeſtimmter Regeln.

Briefe.

Erſter Brief.

An den
Herrn Rittmeiſter von B. ***

Es iſt wahr, meine Briefe an Sie, enthalten beynahe einerley; immer Verſicherungen, daß ich Sie von Herzen liebe, daß ich Sie hoch ſchätze; immer Dankſagungen und gute Wünſche. Aber was kann ich dafür? Liebte ich Sie weniger, und wären Sie nicht ſo redlich gegen mich geſinnt: ſo würde ich nicht beſtändig von Ihnen und von meiner Ergebenheit reden können. So lange Sie alſo Ihr Herz gegen mich nicht ändern, (und wie könnten Sie das?) ſo ſtehen Sie beſtändig in der Gefahr, einerley Briefe von mir zu leſen. Doch was ſchadets? Können die Verliebten in ihren Briefen, ohne es überdrüſſig zu werden, von nichts, als von Liebe reden: ſo müſſen auch gute Freunde von der Freundſchaft reden können, ohne dabey müde zu werden. Mögen doch Andre ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten anfüllen, wir wollen ſie mit den Empfindungen unſer Herzens anfangen und beſchlieſſen. Es iſt für mich eine Sache von der gröſten Wichtigkeit, Ihr Freund zu ſeyn, und ich fühle ſo viel Vergnügen dabey, wenn ichs Ihnen ſage, daß ichs Ihnen ganz gewiß noch viel hundertmal ſagen werde. Leben Sie wohl, und lieben Sie mich.

Zweyter

Zweyter Brief.

Madam,

Freuen Sie ſich! Ich bin entſetzlich für meinen Eigenſinn beſtraft worden. Dasmal auf einer Landkutſche gefahren, und nimmermehr wieder! Sie haben mir dafür, daß ich mich nicht erbitten laſſen wollte, noch einen Tag länger bey Ihnen zu bleiben, und die Poſt zu erwarten, unmöglich ſo viel Böſes wünſchen können, als mir auf meiner Rückreiſe begegnet iſt. Ueber ſechs Meilen habe ich zween Tage auf der Kutſche und eine Nacht in der Schenke zubringen müſſen. Werden Sie das wohl glauben? Den linken Arm trage ich in einer Binde, und ich wäre ſehr glücklich, wenn ich den Kopf auch in einer tragen könnte; ſo zerſchlagen iſt er mir. Ich habe binnen acht Tagen noch nicht ein vernünftiges Wort denken können, und wer weiß, ob ichs jemals wieder lerne. Das hätte noch gefehlt! Doch die Beſchwerlichkeiten des Fuhrwerks ſind immer noch das Wenigſte, wenn ich an meine Reiſegefährten denke. Stellen Sie ſich einmal vor, wie ich in einem ſchwer bepackten Wagen nebſt drey Perſonen unter einem blauen Tuche, darunter man hätte erſticken mögen, eingeſchloſſen ſitze.

Ich

Ich will Ihnen dieſe Leute auf die Art bekannt machen, wie ich ſie habe kennen lernen. Ein bejahrter Mann mit einem hagern Geſichte, das völlig ein Dreyeck ausmachte, mit ein paar kleinen pechſchwarzen Augen, mit einer Naſe, die ganz über ſeinen Knebelbart herunter hieng; Kurz, ein Mann in einer gelben Perücke, in einem grünen Rocke, in einer ledernen Weſte, mit einem ſchwarzen Degengehenke umgürtet, die blauen Strümpfe nicht zu vergeſſen, war mein Nachbar. Ich ſah ihn Anfangs für einen Zahnarzt an, und hielt den Mund feſt zu, damit er nicht etwan mitten im Fahren ſeine Kunſt an mir probiren möchte. Indem ich die übrigen Geſichter aufſuchen will: ſo ſtößt er mich ziemlich freundſchaftlich in die Seite, und präſentirt mir ſeine beinerne Schnupftobacksdoſe. Mit Verlaub, fieng er an, wo wollen Sie hin? Ich antwortete ihm kurz, nach Leipzig, und machte ihm eine finſtre Miene, weil ich nicht mit ihm reden wollte. Aber je finſtrer ich ausſah, deſto mehr gewann er mich lieb. Ich dachte, fuhr er fort, Sie wollten etwan übermorgen der Executien in Zeiz mit beywohnen. Es ſoll eine arme Sünderinn geköpft werden, und einer von unſern Leuten ſoll ſein Probeſtück machen. Ich will gern ſehen, wie es ablaufen wird. Er hat mir geſchrieben, daß die Delinquentinn einen ſehr

kurzen

kurzen Hals hat. Je nun, wenn er ſich auch nicht daran wagen wollte: ſo bin ich doch da. Und wenn der Hals in den Schultern ſteckte: ſo muß er bey mir auf einen Hieb herunter. Hier fühlte ich wirklich nach meinem Kopfe. Ich zitterte, ich ſah das Stühlchen bringen, ich ſah das Schwerdt unter einem blauen Mantel hervorragen, ich ſah alles. Einer von den beiden übrigen Reiſegefährten, der, wie ich am Ende erfuhr, ein Leinweber war, bezeigte unſerm ehrwürdigen Manne die meiſte Hochachtung, und erkundigte ſich ſorgfältig bey ihm nach allen Perſonen, die in dieſem Jahrhunderte im Sächſiſchen waren abgethan worden. Und das war unſerm Scharfrichter ſchon recht. Er erzählte mit einer henkeriſchen Beredſamkeit alle Executionen, denen er als eine Hauptperſon, oder als Collège, ſeit der Zeit ſeines tragenden Amtes, das hieß, ſeit fünf und vierzig Jahren beygewohnt hatte, und wünſchte nichts mehr, als daß er ſein künftiges Jubiläum recht feyerlich, nämlich mit dem Schwerdte in der Hand, begehen möchte. Ein kalter Schauer lief mir nach dem andern über den Leib; allein ich konnte zu keiner Ohnmacht kommen; denn er weckte mich allemal durch eine Henkergeſchichte, die noch ſchrecklicher, als die erſte war, wieder auf. Unter dieſen freundlichen Geſprächen, wozu noch

ſeine

ſeine Curen kamen, die er an Menſchen und Vieh gethan hätte, waren wir zwo Meilen weit gefahren, und alſo ſchon in R - - Hier ſtieg unſer Scharfrichter ab, und bedauerte ſehr, daß er das Vergnügen nicht haben könnte, weiter mit uns zu reiſen, weil er ſich hier wegen ſeiner Patienten, (es war eine Viehſeuche in dem Dorfe) einen Tag lang aufhalten müßte. Nunmehr holte ich das erſtemal aus freyer Bruſt Athem, nachdem ich drey Stunden, wie eine Taube, die den Stößer ſieht, mich nicht geregt hatte. Ich dankte dem Himmel, und wünſchte dem Scharfrichter noch allerhand Böſes; als ein junger Menſch, den ich noch wenig bemerkt hatte, aus dem Hintertheile der Kutſche hervorkroch, und des Scharfrichters Platz, der bequemer war, einnahm. Ich ſah ihn für einen jungen Studenten aus J - - an, und er ließ mich nicht lange in meiner Ungewißheit. Er hatte gehört, daß ich nach Leipzig wollte, und mochte mich, meiner verdrießlichen Mine wegen, vermuthlich für einen Schulcollegen halten. Er war eben nicht ungeſittet, aber deſto gelehrter. Er beſuchte nach einem halben akademiſchen Jahre ſeinen Herrn Vater zum erſtenmale, und wollte vermuthlich an mir die Weisheit verſuchen, die er zu Hauſe ausſchütten wollte. Der Leinweber ſchlug ſich Feuer zum Tabach an. Dieſes erinnerte mei-

nen

nen jungen Gelehrten an die Electricität. Er brachte die ganze Sache in ein Syſtem und docirte ſo gelehrt, daß der Leinweber vor Erſtaunen die Pfeife aus dem Munde fallen ließ. Er hielt mein Kopfſchütteln, das mir das Stoßen des Wagens verurſachte, unſtreitig für einen Widerſpruch. Dieſes machte ihn nur hitziger, und ſeine Augen wurden ganz elektriſch. Er fiel auf den zureichenden Grund, und demonſtrirte mir, daß mir die Haare zu Berge ſtunden. Ich wollte eben aus dem Wagen ſteigen, als der Leinweber zu ihm ſagte: Ich möchte Sie predigen hören, es gehet Ihnen vortreflich vom Munde. Ja, ſagte er, ich werde die Kanzel bey meinem Vater beſteigen. Sind Sie ein Theolog? fieng ich in aller Angſt an, ich dachte, ſie legten ſich auf die Philoſophie. Nein, rief er, ich räume nur durch die Philoſophie in der Theologie auf. Wer nicht demonſtriren kann, kann auch keine Bibel erklären, und noch weniger predigen. Mosheim und Jeruſalem, das ſind Schwätzer; mein Zuhörer muß überzeugt werden - - - Hier hätte ich mir beynahe den Scharfrichter wieder zurück gewünſcht; denn ſo lange dieſer da geweſen war, hatte unſer Demonſtrant kein Wörtchen geredt. Ich fragte ihn endlich aus Bosheit, ob er auch ein Poet wäre. Er verſicherte mich, daß er es ſchon auf der Schule weit in der

Poeſie

Poeſie gebracht hätte, itzt aber käme ihm ein Poet wie ein Seiltänzer vor. Er ſchalt auf den Herrn von Hagedorn, und von meinen Verſen ſagte er, daß kein Iudicium darinnen wäre. Lob genug! Zu meinem Glücke konnte er das Fahren nicht länger vertragen. Er ſtieg ab, und der Leinweber gieng aus Dankbarkeit mit unſerm Kunſtrichter etliche Stunden zu Fuße. Auf einen ſo glücklichen Tag ſollte eine noch glücklichere Nacht folgen. Unſer Kutſcher kehrte in einem Dorfe ein. Der Wirth von der Schenke war mit ſeiner Frau auf eine Hochzeit gereiſet, und hatte die Herrſchaft ſeinem Sohne, einem Lümmel von funfzehn Jahren, überlaſſen. Sie können leicht denken, daß nichts zu eſſen da war; aber das verſchlug mich nichts. Der Hunger vergieng mir, ſo bald ich in die Stube trat. Ich wunſchte mir nichts, als gut Waſſer. Man brachte mir ein Glas, und in dem Glaſe zugleich alle Gattungen von Gewürmer, die in dieſer Gegend ſeyn mochten. Ich fragte, ob ich keine Stube oder Kammer mit einem Bette bekommen könnte, und verſprach, es doppelt zu bezahlen. Aber vergebens! der junge Laffe antwortete mir, daß ſie ihre Kammern ſelber brauchten, und in den meiſten Obſt liegen hätten. Ich klagte meine Noth dem Fuhrmanne, dieſer brachte es ſo weit, daß die Streu um neun

Uhr

Uhr zurechte gemacht wurde. Ich war krank, und konnte nicht länger aufdauern. Kaum hatte ich mich auf das Stroh geworfen, und den Fuhrmann gebeten, ſich neben mich zu legen, damit ich vor dem Gelehrten ſicher ſeyn möchte, als man die Tiſche aus der Stube ſchaffte. Hierüber wurden alle die jungen Hüner, Gänſe, Schweine, und was zeither unter dem Ofen geſchlafen hatte, lebendig, und beſuchten mich, eins um das andre, auf meinem Lager. Gleich darauf kamen vier bis fünf Mägde mit Körben, und ſchütteten Hopfen in die Stube. Was ſoll denn das werden? fieng mein Fuhrmann, der ſchon bey mir lag, an. - - Wir wollen Hopfen leſen, rief des Wirths Sohn, ich habe jung Volk aus dem Dorfe dazu gebeten, damit wir bald fertig werden. Ach Madam, wie ward mir bey dieſer Anſtalt zu Muthe! bis um zwölf Uhr mußte ich das Lärmen und den Witz einer Stube voll verliebter Knechte und Mägde anhören. Mein Fuhrmann, den ich in der Angſt umarmte, und ihm alles verſprach, und ihn zu meinem Erben einſetzte, ſo krank war ich, fieng an zu ſchmähen, und zwar ziemlich nachdrücklich; er redete mit des Wirths Sohne von der Peitſche. Aber was war es? Eine verbuhlte Magd kam, und kützelte ihn auf der Streu, und brachte es mit ihren Liebkoſungen dahin, daß er aufſtund

und ſelbſt mit ſcheckerte. Nun war ich ohne Troſt. Der Hopfen war geleſen, die Stube ward ausgekehrt, und itzt nahm der junge Wirth ſeine Geige von der Wand, und ſpielte ſein Leibſtückchen. Der Groſsknecht nahm die Groſsmagd bey der Hand, und eröffnete den Ball. Ich hätte vor Staub erſticken müſſen, wenn ich länger liegen geblieben wäre. Ich bat des Wirths Tochter, ein Mädchen, das zu ſtolz war, mit zu tanzen, ſehr demüthig, daſs ſie mir eine Kammer einräumen ſollte. Kurz, ich bewegte ſie, daſs ſie mich in ihre eigne führte, und mir auch ein Nachtlicht gab. Ich warf mich auf das Bette, von dem Hopfengeruche, und dem Staube, und der Muſik ganz betrunken. Ehe ich ſo glücklich war, ein Auge zuzuthun, liefen ein paar Mäuſe ſchrecklich über mich weg. Ich, der ich vor dieſen Thieren natürlicher Weiſe zittere, ſprang aus meinem Bette, ſetzte einen Stuhl auf den Tiſch, und mich auf den Stuhl, und ſo blieb ich ſitzen, bis ich hörte, daſs der Fuhrmann die Pferde fütterte. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alles auf einmal erzählen wollte. Vergeben Sie mir, daſs ich Ihnen ſchon ſo viel erzählt habe. Wer redet nicht gern von ſeinen ausgeſtandnen Unglücksfällen? Ich küſſe Ihnen die Hand für alle die Freundſchaft, die Sie mir acht Tage lang in Ihrem Hauſe erwieſen haben, und thue

ein

ein Gelübde, lieber ein Vierteljahr länger an einem Orte zu bleiben, als mit einer Landkutsche zu fahren. Ich bin &c.

Dritter Brief.

An den
Herrn von P.***

Was machen Sie? Was macht Ihre liebe Gemahlinn? Doch kann ich mir diese Frage nicht selber beantworten?

Ihr liebt und schmeckt das Glück der Zärtlichkeit,
In aller der Vollkommenheit,
In welcher aus der goldnen Zeit
Ihr Bild der Welt zurück geblieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der alten Zeit
Uns die Ovide lehrten lieben;
In aller der Vollkommenheit,
In welcher in der neuern Zeit
Die Fontenellen sie beschrieben.

Können Sie an der Seite einer so liebenswürdigen Gemahlinn wohl anders, als zufrieden, leben? Ich

Ich ſehe ſie den Augenblick zu Ihnen in das Zimmer treten.

Sie kömmt, geführt von Unſchuld und Vergnügen,
Gefälligkeit und Sehnſucht blickt aus ihr,
Und Liebe herrſcht in allen ihren Zügen,
Sie ſieht ſich um. Nach wem? nach Dir!
Ihr Auge ſpricht. O laſs michs wagen,
Und was ihr Auge ſprach, mit meinen Worten ſagen!
„O P - - mein ganzes Herz iſt Dein,
„Nie kann mich Deine Wahl, nie Dich die meine reun;
„Nein, jeder Tag muſs Zeuge ſeyn,
„Daſs keine wahre Freud uns fehlet,
„Seit unſre Herzen ſich gewählet,
„Und der beglückten Wahl ſich freun.
„Ein jeder Blick muſs Zeuge ſeyn,
„Daſs wir ſtets zärtlicher empfinden,
„Daſs wir ſtets feſter uns verbinden,
„Und jeden Augenblick bereun,
„Den wir nicht ganz der Liebe weihn.
„Ein jedes Wort muſs Zeuge ſeyn,
„Daſs wir uns ſelbſt die Freuden geben,
„Die alle Stunden ſich verneun;
„Daſs uns vergebens Sorgen dräun,
„Daſs wir vor keinem Unfall beben,

„Und dafs, ſo lange wir nur leben,
„Uns alle Tag ein Feſt der Liebe prophezeihn.
„Ein jeder Kufs mufs Zeuge ſeyn,
„Dafs wir kein gröſſer Glücke wiſſen,
„Als uns Zeit Lebens zu genieſsen,
„Als uns zu ſehn, zu ſprechen, und zu küſſen.

Ich denke noch mit einer Art der Entzückung an die vergnügten Augenblicke, die ich in Ihrer Geſellſchaft und an der Seite Ihrer vortrefflichen Gemahlinn zugebracht habe. Ich ſehe noch jede kleine Miene, mit der ſie einander liebkoſen, und einander tauſend ſchöne Dinge ſagen. Ich höre noch alle die aufrichtigen Lobſprüche, mit denen Sie mir Ihre Gemahlinn beſchrieben. Ich ſehe noch die Röthe und die niedergeſchlagenen Augen, die ihr dieſe Lobſprüche abnöthigten. Ich höre ſie noch bitten, daſs Sie ſie nicht loben ſollten, und jedes Wort überzeugt mich noch, daſs ſie es verdient. Warum kann ich denn nicht oft um Sie beyde ſeyn, und an Ihrem Beyſpiele die Stärke der Liebe, der Eintracht, und der Klugheit kennen lernen, wodurch Sie Ihre Zufriedenheit verdienen, indem Sie ſie befördern, und wodurch Sie mich, als einen Zuſchauer, allemal auf ganze Tage ruhig und glücklich machen würden! Ja, liebſter P - - wenn es bey mir ſtünde, ich käme noch heute zu Ihnen, und in

langer

anger Zeit nicht von Ihrer Seite. Doch, es ſoll mir ſo gut nicht werden. Ich muß mit der Hoffnung zufrieden ſeyn, Sie mit dem Ende des Jahres erſt wieder zu ſehen. Aber werde ich denn binnen dieſer Zeit nicht wenigſtens einen Brief von Ihnen erhalten? Nicht einen? Das wäre zu viel! Wenden Sie nur einige Augenblicke von denen, die Sie Ihrer Gemahlinn nicht ſchenken können, dazu an. Schreiben Sie mir nur, daß Sie beyde noch nach meinem Wunſche leben; daß Sie den Neid eben ſo beſiegen, wie das Glück; daß Sie mein Freund ſind: ſo will ich zehn Briefe dafür ſchreiben, ohne eine Antwort zu begehren. Leben Sie wohl!

Vierter Brief.
An eben denſelben.

Hochwohlgebohrner Herr,

Ihre Frau Schweſter, die mir den Tod Ihrer liebenswürdigen Gemahlinn gemeldet hat, und die für Ihre Ruhe nur gar zu zärtlich beſorgt iſt, hat mir befohlen, ein Troſtgedicht an Sie aufzuſetzen. Wollte Gott, daß dieſes das Mittel wäre, Sie zu beruhigen! Aber es iſt es gewiß nicht, und ich bin von der Größe Ihres Verluſts

zu ſehr überzeugt, als daß ich Sie aufrichtig ſollte tröſten können, und Sie ſind zu betrübt, als daß Sie meinen Troſt anhören ſollten.

Was ſoll ich, Dich zu tröſten ſagen?
Du klagſt, und ich will mit Dir klagen,
Dieſs iſt der beſte Troſt für Dich.
Du weineſt aus gekränktem Herzen.
Ja weine! Sie verdient die Schmerzen,
Und ihr Verluſt erweicht auch mich.
Wer wird nun Deine Ruhe lieben?
Mit Dir ſich in der Tugend üben?
Mit Dir ſich eines Glücks erfreun?
Mit Dir die Laſt der Sorgen theilen?
Dir, wo Du gehſt, entgegen eilen?
Dir Freundſchaft, Welt und Wolluſt ſeyn?

Nein, ich will Ihre Thränen nicht hindern; ſie ſind Liebe, ſie ſind die zärtlichſte Liebe, ſie ſind die ſicherſten Beweiſe von dem Werthe Ihrer ſeligen Gemahlinn, und Sie wären Ihrer nicht würdig geweſen, wenn Sie ſie weniger beklagen könnten. Bedaurenswürdiger Freund! Wie bald haben Sie aufgehört, der glücklichſte Ehemann zu ſeyn! In dem erſten Jahre Ihrer Ehe verlieren Sie eine Gemahlinn, die noch nicht das neunzehnte ihres Lebens vollendet hat, die Sie unausſprechlich liebte, die das edelſte Herz beſaß; ein Herz zur Ehre der Tugend und zum Glücke der Welt

Welt geſchaffen! Sie verlieren ſie, nachdem Sie Ihnen einen Sohn geſchenkt hat. Mein ganzes Herz weigert ſich, eine Perſon, der ich das längſte Leben verſprochen und gewünſcht habe, die ich noch vor wenig Wochen in der Blüthe der Geſundheit, mit allem Reize der Schönheit und Anmuth geſchmückt, geſehen habe, von der mich jedes Wort entzückt, und zum ſtillen Verehrer ihres Geiſtes gemacht hat; Ja, betrübter Freund, mein ganzes Herz weigert ſich, dieſe Perſon ſich itzt im Sarge vorzuſtellen. Der Abſchied Ihrer Gemahlinn, den mir Ihre Frau Schweſter überſchrieben, hat mich tauſend Thränen gekoſtet: Alſo muſs ich Sie verlaſſen? O Gott, warum habe ich Sie kennen, warum habe ich Sie lieben müſſen? Sie, Sie machen mir mein Ende ſchwer, ſonſt nichts in der Welt —— Kann ich Sie denn nicht noch ein Jahr beſitzen? Doch, Herr, nicht mein Wille, ſondern der Deinige geſchehe! —— Verlaſſen Sie mich. Ich liebe Sie, ich ſterbe. *Ich habe Ihnen die Worte der Seligen mit Fleiß hergeſetzet. Es iſt die gröſſte Betrübniſs für Sie darinnen; aber auch ſehr viel Troſt.* Verlaſſen Sie mich. Ich liebe Sie —— ich ſterbe. *Weinen Sie, liebſter Freund, ich weine zugleich. Opfern Sie Ihrer Geliebten die treuſten Klagen. Nur diejenigen, die weder den Werth der Freundſchaft noch*

der Liebe kennen, ſehen eine gerechte Wehmuth für Weichlichkeit an, und ſchämen ſich der Thränen, die der Natur zur Ehre flieſſen. Klagen Sie; aber hören Sie auch eine Bitte von mir an, und hängen Sie Ihrer Wehmuth nicht zu zärtlich nach. Es iſt unmöglich, den erſten Regungen zu widerſtehen. Es gehört eine gewiſſe Zeit dazu, ehe ſich die Heftigkeit unſrer Empfindungen ſetzt; aber, ich weiß, daß Sie dieſer Zeit durch die Vorſtellungen der Weisheit und Religion zuvor kommen werden;

Denn, Freund, wem iſt der Menſchen Leben?
Der nimmt es, der es uns gegeben.
Verehre ſtandhaft ſeinen Rath!
Auch da, wenn uns der Herr betrübet,
Iſt er der Gott noch, der uns liebet,
Und der nach ſeiner Weisheit that

Dieß iſt der einzige Troſt, den Andre, und wir ſelbſt uns geben können. Ich bedaure Sie von Grund meiner Seele, und bin &c.

Fünfter Brief.

An den
Herrn von E***.

Halb iſt es Rache, daß ich Ihnen ſo ſpät antworte, und halb Beſchäftigung. Rache? werden

werden Sie ſagen; Iſt nicht mein langes Stillſchweigen durch eine Menge verdrieſslicher und trauriger Zufälle entſchuldigt genug? Nein, mein lieber Herr von E - - Sie muſsten doch Ihre Noth jemanden klagen, warum haben Sie mich nicht dazu erwählt? Warum haben Sie mir nicht das traurige Vergnügen gemacht, mit Ihnen zu fühlen, indem ich Sie aufgerichtet hätte? Ich weiß Ihnen für dieſe Beſcheidenheit, oder Zärtlichkeit in der Freundſchaft, keinen Dank. Ich will Ihren Kummer ſo wohl wiſſen, als Ihr Vergnügen, und in beiden Fällen fühlen, daß ich Sie liebe. Ihr trauriger Period iſt nunmehr vorbey. Was ſoll ich Ihnen nun ſagen? Daſs ichs von Herzen gern höre? Das ſagen Ihnen alle Leute, die gar nicht Ihre Freunde ſind. Aber, wenn Sie mir geſchrieben hätten, da Sie noch in voller Empfindung waren: ſo hätte ich Ihnen auch in voller Empfindung antworten können. Der Himmel gebe Ihnen recht viel glückliche Tage! Ich bitte darum, und hoffe es gewiß. Die Art, mit der Sie die Unfälle ertragen, iſt ein ſicheres Verdienſt zum Glücke. Melden Sie mir bald, wie Sie leben. Ich liebe Sie mehr, als ich Ihnen ſagen kann, und bin &c.

Sechster Brief.

Gnädiges Fräulein,

Wie vortheilhaft haben Sie in einem Briefe an Ihre Freundinn von meinem Charakter geurtheilt, und wie glücklich würde ich seyn, wenn ich diese Ehre verdiente! Aber nein, ich sage es Ihnen aufrichtig, ich verdiene sie nicht; und dennoch wünschte ich, daß Sie diese Aufrichtigkeit bewegen möchte, Ihren Ausspruch nicht wieder zurück zu nehmen; so sehr gefalle ich mir bey Ihrem Lobe. Dieses ist eine Eitelkeit, über die ich bey Andern spotten würde, und mir vergebe ich sie sehr gern, weil Sie mich dazu verleitet haben, und weil ich weiß, daß ich bey dem Lobspruche von hundert andern Fräuleins sehr gleichgültig geblieben seyn würde. Ich danke Ihnen also, gnädiges Fräulein, für ihre gütige Meinung mit einer gewissen edlen Empfindung, zu der man allein fähig ist, wenn man von Ihnen gelobt worden. Sie haben, in eben diesem Briefe an Ihre Freundinn, gewünscht, reich zu seyn, um mir jährlich eine Pension aussetzen zu können, und ich versichere Sie, daß mich dieser Wunsch mehr vergnügt hat, als mich vielleicht eine Pension von einem großen Herrn vergnügen würde.

würde. Ich traue Ihnen, mein Fräulein, nicht allein die Großmuth zu, Andre ohne ihr Bitten glücklich zu machen, sondern auch diese, ohne sie es wissen zu lassen, wem sie ihr Glück zu verdanken haben. Dieses können nur die edelsten Herzen. Aber, gnädiges Fräulein, wenn es bey mir stünde, so würde ich mir, wenn sie einmal vermählt seyn sollten, mehr wünschen, als eine Pension. Ich erinnere mich, daß La Fontaine in dem Hause der geistreichen Marquisinn de la Sabliere zwanzig Jahre seinen Aufenthalt, und an ihr eine großmüthige Beschützerinn und Freundinn gehabt hat. Würden Sie nicht de la Sabliere gegen mich seyn, wenn ich La Fontaine wäre? Ganz gewiß. Warum paßt doch die Vergleichung nicht so wohl auf mich, als auf Sie? Warum bin ich doch nicht ein La Fontaine so wohl, als - -? Doch Sie würden böse werden, wenn ich den Gedanken fortsetzte, und eben so wenig darf ich Ihnen sagen, wie viel Leipzig in den Augen Ihrer liebenswürdigen Freundinn, und in meinen Augen verloren hat, seit dem Sie nicht mehr hier sind; wie Sie beynahe der einzige Innhalt unsrer Gespräche sind, und wie beredt wir werden, wenn wir von Ihnen reden, und Ihnen alles das Glück wünschen können, das Ihre Eigenschaften verdienen; alles dieses darf ich Ihnen nicht wohl selbst sagen. Ich

ſchließe alſo, und verbleibe mit der gröſsten Ehrerbietung &c.

Siebenter Brief.

An eben dieſelbe.

Gnädiges Fräulein,

Die Freyheit, die ich mir genommen habe, an Sie zu ſchreiben, würde Ihnen bald zur Laſt, oder doch zu einer Arbeit werden, wenn Sie jeden von meinen Briefen ſo ſorgfältig und ſo ſchön beantworten wollten, wie den erſten. Ich bitte Sie alſo, mir nur ſelten, oder nur in ein paar Zeilen zu antworten, und aus dieſer Bitte zu ſchlieſsen, daſs ich lieber das gröſste Vergnügen entbehren, als Ihnen die geringſte Mühe machen will. Dieſe Beſcheidenheit iſt eine nothwendige Tugend, wenn man ſo viel Hochachtung für eine Perſon hat, als ich für Sie, gnädiges Fräulein, habe. Aber warum haben Sie es Ihrer Freundinn ſo hart verwieſen, daſs ſie Ihnen etwas von dem Beyfalle gemeldet, mit dem ich von Ihrer Schreibart geſprochen habe? Sie liebt Sie viel zu ſehr, als daſs ihr auch das geringſte Lob, das man Ihnen beylegt, gleichgültig ſeyn ſollte; und ſie verſteht ſich viel zu gut auf die Sprache

ehe der Ueberzeugung, als daß ſie nicht aus meinen Worten, und aus dem Tone ſelbſt, mit dem ich ſie ausgeſprochen habe, hätte ſchlieſſen ſollen, daß mein Lob keine Schmeicheley wäre. Sie kennen überhaupt die Vorzüge, die Sie vor vielen Perſonen Ihres Geſchlechts haben, zu wenig; und eben dieſes Verdienſt muß Ihnen die Hochachtung der Welt nur deſtomehr erwerben, und Andre nöthigen, Ihnen die Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, die Sie ſich ſelbſt verſagen. Wer ſo lebhaft und richtig denkt, wie Sie, mein Fraulein, der ſchreibt allemal ſchön, und um deſto ſchöner, je weniger er daran denkt, ſchön zu ſchreiben. Man lobt die natürliche Freyheit in den Briefen der Madam Sevigne, ungeachtet der kleinen Fehler im Ausdrucke; und ſelbſt ihre Nachläſſigkeiten ſind noch liebenswürdig. Es iſt ganz gewiß, gnädiges Fräulein, daß uns Ihr Geſchlecht in den Briefen übertrifft, und Sie werden in kurzer Zeit ein neuer Beweis davon ſeyn. Vergeben Sie mir dieſen pedantiſchen Ausſpruch wegen ſeiner Aufrichtigkeit. Man kann immer noch im Stande ſeyn, richtig zu urtheilen, wenn man gleich ſelbſt nicht gut ſchreibt. Beehren Sie mich ferner mit Ihrem gnädigen Andenken, und glauben Sie, daß ichs zu ſchätzen weiß. Ich habe die Ehre, zeitlebens zu ſeyn &c.

Achter Brief.

Madam,

Sie sind die beste Frau von der Welt, und ich bin Ihr bester Freund; dabey bleibe ich. Gewiß, Sie verdienen, (lassen Sie diese Zeile Ihren Mann nicht lesen!) Sie verdienen einen noch bessern und vornehmern Mann, als Ihr C - - ist. Dennoch darf Sie dieses nicht abhalten, ihn ferner zu lieben; alle Leute können unmöglich so viel Verdienste haben, als Sie und - - - darf ichs sagen? als Sie und ich. Aber wie leben Sie denn in Q - - -? Ist mein Gedichte auf Ihre Hochzeit immer noch eine Fabel? Hört Ihr Mann - - - Geben Sie wohl Achtung! Ich will den Homer nachahmen, und eine so seltne Begebenheit verdient es ja wohl! - - - Hört Ihr Mann den süßen Namen, Vater, noch nicht? Ja, liebe Freundinn, wenn Sie mir noch im alten Jahre einen Gevatterbrief geschickt hätten: so wäre mein Pathe (denn mit einem Sohne müssen Sie die Welt beschenken,) durch mich reich geworden. Ich bekam um diese Zeit ein Geschenke von funfzig Dukaten für eine kleine Bemühung. Ich wußte in der Eil nicht, wozu ich das Geld anlegen sollte. Bald wollte ich mir ein Haus, bald einen Lustgarten, bald ein Rittergut, endlich gar eine liebe Frau kaufen; und

wenn Sie damals gleich einen Gevatterbrief an mich erdichtet hätten: ſo hätte ich meinem Pathen alle dieſe Dukaten eingebunden. Es waren lauter rare Stücken mit doppelten Herzen, mit Cometen, mit gehörnten Siegfrieden und dergleichen. - - - Ich ſoll ſie aufheben; wollen Sie mir ſagen? Nein, meine gute Charlotte, nunmehr iſt es zu ſpät. Ich beſann mich den letzten Tag im Jahre noch, daß ich etliche Kleinigkeiten für Bücher zu bezahlen hätte, und dazu habe ich das Geld angewandt. Warten Sie alſo lieber bis wieder auf eine ſolche Begebenheit; denn itzt könnte ich meinem Pathen faſt mit nichts, als mit meinem Gebete und mit meinem Segen dienen, in der Sprache der Betſchweſter zu reden. - - - Ich habe gehört, daß Ihr Mann guten Ungriſchen Wein, ſeinem Stande gemäß, im Keller haben ſoll. Sagen Sie ihm doch, daß er ſich mit einem Antheil ſehr beliebt bey mir machen, und zugleich, als mein ehmaliger Reſpondent, das Präſidium bey mir dadurch abtragen könnte. Ich denke überhaupt, ich werde bald zu Ihnen kommen; denn ich möchte Sie gar zu gern einmal ſehen und küſſen. Es ſind freylich ſechszehn Meilen, es iſt auch ſchlechter Weg, es iſt kalt; aber alles dieſes wird mich nicht abhalten. Das menſchliche Leben iſt kurz, ich will reiſen, und Sie noch einmal ſprechen, und Ihnen

ganze Wochen lang ſagen, wie viel ich Ihnen Gutes gönne, und wie ſehr ich ſtets geweſen bin, und noch bin &c.

Neunter Brief.

Madam,

Das Landleben muß doch nicht für alles helfen. Ich bin ſeit vierzehn Tagen ein rechter Heautontimorumenos. Laſſen Sie mich immer ein Wort brauchen, das Sie nicht verſtehen, und das ich Ihnen vielleicht ſelbſt nicht recht erklären kann. Es ſchickt ſich dem Klange nach gar zu gut zu meinem Charakter. Leſen Sie nur das Wort noch einmal. Es hat ſo was ſchwerfälliges und verdrießliches bey ſich, daß ichs nicht für vieles Geld gegen ein anders vertauſchen würde. Ganz gewiß muß es einen unzufriedenen und mürriſchen Menſchen bedeuten, mein Herz ſagt mirs; und wenn es auch was anders bedeuten ſollte: ſo will ich doch durchaus, daß es einen Unzufriedenen bedeuten ſoll. Der bin ich, Madam! Ein vollkommner Heautontimorumenos bin ich ſeit vierzehn Tagen. Aber warum? Weil ichs bin; weiter weiß ich Ihnen nichts zu ſagen. Ich bin viel zu verdrießlich,

als

als daß ich nachſinnen ſollte, woher mein Verdruß käme; und wie könnte ich auch ungeſtört verdrießlich ſeyn, wenn ich lange nachſinnen wollte? Ich habe die ſchönſte Gegend vor mir, und ich nehme mich ſehr in Acht, daß ſie mich nicht rührt. Ich ſehe ſie an, und denke nicht auf das, was ich ſehe, ſondern daran, daß ich nicht zufrieden bin. Ich habe gute Bücher um mich herum liegen. Ich möchte dieſes, ich möchte jene; leſen, ich möchte ſie alle leſen. Ich berathſchlage, welches ich leſen will, und nach langen Berathſchlagungen nehme ich ein anders, als ich gewählt habe. Ich leſe, und fühle nichts, und werfe es weg. Ganz gewiß ſind meine Bücher zu lichte für mich. Die Gedanken ſollten dunkel, die Sprache ſollte ängſtlich ſeyn; dann würde ich leſen. Sagen Sie mir nur, Madam, ob ich etwan krank bin? Wenn es doch der Himmel wollte! Denn, wenn ich nicht krank ſeyn ſollte: ſo müßte ich beynahe närriſch ſeyn, und das mag ich doch, ungeachtet meines Haſſes gegen mich ſelbſt, nicht ſeyn. In den erſten Wochen konnte ich mich an den mannichfaltigen Scenen dieſer Gegend nicht ſatt ſehen. Ich flog von der Stube, um im Freyen, durch Berg und Thal, durch Fluren und Gebüſche, zu irren; und wenn ich müde war, die Gemälde der Natur zu ſehen: ſo ruhte ich in den vortrefflichen Bildergallerien des Herrn

des Dorfs aus. Itzt komme ich nicht weiter, als von dem Pfarrhause auf den Kirchhof. Ich besehe die Leichensteine, die hölzernen Kreuze, und ruhe nicht, bis ich einen halbverloschnen Namen herausgebracht habe. Wenn ich auf den Denkmalen die Worte finde, er starb alt und Lebenssatt: so bewegt sich mein ganzes Herz. Ich fühle es alsdann recht eigentlich, daß ich des Lebens müde bin; aber vielleicht in keinem bessern Verstande, als ich es einmal in meinem siebenten oder achten Jahre war. Ich weiß nicht, was mir für ein kindischer Wunsch damals fehl geschlagen seyn mochte. Genug, ich warf mich unter einen Baum im Garten, und bat den Tod recht inständig, daß er mich gen Himmel holen sollte; so verhaßt war mir die Welt. Kurz, Madam, wenn mir der Pfarrer den Kirchhof verschließen läßt: so weiß ich vor Angst nicht mehr, was ich anfangen soll. Aber warum kommen Sie nicht mehr in die Stadt, wenn Sie auf dem Lande so unzufrieden sind? Das weis ich euch nicht, Madam. Ich glaube, ich warte darauf, daß Sie mich bitten sollen. Und wenn Sie mich bitten werden: so werden Sie mich nach meinen Gedanken nicht inständig, nicht herzlich genug gebeten haben, und da werde ich wieder aus Rache nicht zurück reisen wollen. Itzt läßt mir mein Wirth die Scheere und das Federmes-

ser

ser sehr höflich abfordern. Merken Sie diese Liſt nicht? —— Aber wer hat denn gesagt, daß ich schwermüthig bin? Nein, unzufrieden bin ich nur, nicht bey mir selber, dieß ist es alles; und deswegen läßt man mir das Federmesser abfordern? Sagen Sies auf Ihr Gewissen, meine Freundinn, können Sie aus meinem ganzen Briefe etwas anders schliessen, als daß ich murrisch bin, daß ich selbst nicht weiß, was ich will, und wenn es hoch kömmt, daß ich hypochondrisch bin. Gut, ich bin es für mich, was kann denn das meinen Wirth verschlagen? Man läßt ja einem jeden das Recht, lustig zu seyn, und mir will man die traurige Freyheit nehmen, niedergeschlagen zu seyn? Das ist artig! Sie sind tausendmal billiger, Madam, Sie wehren mirs nicht. Sie lassen Sich vielmehr meine Unzufriedenheit klagen. Dieses sehe ich als die gröſste Wohlthat an, und küsse Ihnen die Hand dafür, und bin zeitlebens dafür Ihr &c.

Zehnter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich danke Ihnen ergebenst, daß Sie mich mit dem jungen Herrn L —— haben bekannt machen

ken

eben wollen. Er iſt aller meiner Freundſchaft und Liebe werth, und ſeine perſönlichen Eigenſchaften würden mir ſchon die Pflicht auflegen, ihm nach meinem Vermögen zu dienen, wenn er auch des niedrigſten Mannes Sohn wäre, und ohne Ihre Empfehlung meine Bekanntſchaft geſucht hätte. Um deſtomehr werde ichs thun, da mich die Freundſchaft gegen Sie, und die Hochachtung gegen ſeinen Herrn Vater dazu verbinden. Geſetzt, daß er auch von meinem Umgange keinen andern Vortheil hat, als daß ich ihn vor den Fehlern warne, die ich im Studiren entweder ſelbſt begangen habe, oder wohl noch begehe: ſo wird er doch mit meiner Aufrichtigkeit zufrieden ſeyn können. Gelehrt werden ihn ſchon andre Leute und ſein eigner Fleiß machen. Ich erfreue mich, daß er bey ſeinen wenigen Jahren ſchon ſo viel geleſen hat; noch weit mehr erfreue ich mich, daß er Genie hat. Von beiden läßt ſich alles hoffen. Leben Sie wohl, und ſchicken Sie mir bald wieder einen ſo geſchickten Jüngling.

Eilfter Brief.

An den Herrn von H — g.

Sie mögen ſeyn, wo Sie wollen, Sie ſind nirgends ſicher vor meinen Briefen. Ich habe mir

mir ſo feſt vorgenommen, Sie von Zeit zu Zeit an mich und an die Hochachtung, die ich Ihnen vor Andern ſchuldig bin, zu erinnern, daß ich Briefe über Briefe ſchreiben werde. Sie haben mir einmal die Erlaubniß dazu gegeben; und was das ſchlimmſte iſt: ſo finde ich oft eine ſo groſſe Wolluſt im Briefſchreiben, daß ich nicht eher aufhören kann, bis der Bogen beſchrieben iſt. Aber zum erſtenmale will ich Sie nicht ſo ſehr erſchrecken. Ich habe mit Fleiß nur einen halben Bogen genommen, damit ich nicht in meinen gewöhnlichen Fehler verfalle. Es iſt Zeit genug, Sie mit langen Briefen zu beſtrafen, wenn Sie mir auf die kurzen nicht antworten. Und o wenn ich nur nicht fürchten dürfte, daß ich mich auf dieſe Art noch vielmal würde ſatt ſchreiben können! In Wahrheit, mein lieber Herr von H ——, es iſt mein gröſtes Verlangen, eine Nachricht, nur eine kleine Nachricht von Ihren Umſtänden zu haben. Ich wünſche Ihnen die gröſte Zufriedenheit, und deswegen möchte ich gern hören, daß Sie zufrieden lebten; und zwar von niemanden lieber, als von Ihnen ſelbſt. Sagen Sie mir dieſes, und zugleich, daß Sie noch mein Freund und Gönner ſind: ſo will ich Ihnen wider meine Neigung verſprechen, Sie länger, als einen Monat, nicht wieder mit einem Briefe zu überfallen. Es wird meinem Herzen

zwar ſchwer werden; aber dennoch will ich mein Wort halten. Ich bin &c.

Zwölfter Brief.

An den
Herrn Sekretär K.

Ich bin Ihnen eine Antwort ſchuldig; allein wenn ich Ihnen auch keine ſchuldig wäre: ſo würde ich doch an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen, wie ſehr ich Ihr Freund bin, und wie ſehr ich wünſche, daß es Ihnen an allen Orten der Welt wohl gehen mag. Freylich wünſche ich auch, daß Sie noch bey mir ſeyn möchten; und wenn ſich Ihr Glück mit dieſem Wunſche vertrüge: ſo würde ich ihn noch öfter thun. Ich bin indeſſen froh, daß Friede iſt, oder daß wenigſtens die Leute vom Frieden reden, weil ich auf dieſe Art Sie am erſten wieder in Sachſen zu ſehen hoffe. Schreiben Sie ja oft an mich, ſonſt werde ich ſehr finſter ausſehen, wenn Sie wieder kommen. Ich habe Ihren letzten Brief der Madam S —— vorgeleſen, und ſie war böſe, daß er ſo kurz war. Wie gefällt Ihnen dieſer Lobſpruch, zu dem ich in ihrem Namen noch ein

ein Compliment hinzuzuſetzen habe? Was macht denn der Herr Major G ——? Sagen Sie ihm nebſt tauſend freundſchaftlichen Grüßen recht viel verbindliches von mir, und leben Sie wohl mit ihm, recht wohl!

Dreyzehnter Brief.
An drey Schweſtern.

Ich begehe eine Freyheit, die ſehr neu iſt. Wer hat wohl jemals an drey Frauenzimmer zugleich geſchrieben, ohne ſie zu kennen, ohne ſie geſehen zu haben, und ohne ihre Namen zu wiſſen? Hören Sie mir unbeſchwert zu, meine drey unbekannten Schönen, (wofern anders dieſer Brief in Ihre Hände kommen ſollte,) wie mirs geht. Heute kömmt Herr L —— zu mir, und zeigt mir einige Briefe von Ihnen, in denen Sie ſo gütig geweſen ſind, mich grüſſen zu laſſen, und meine Schriften mit Ihrem Beyfalle zu beehren. Ich müßte gar keine Neugierigkeit beſitzen, oder, den Lobſpruch eines Frauenzimmers zu fühlen, gar nicht im Stande ſeyn, wenn ich mich nicht nach Ihrem Namen hätte erkundigen ſollen. Ich that es; aber mein Freund war ſo boshaft und ſo eigennützig, daß er mir nicht darauf antwortete.

Ob ſie die Namen wiſſen oder nicht, fieng er trotzig an; genug, es ſind drey angenehme und kluge Frauenzimmer, drey liebe Schweſtern, die den Geſchmack und ihre verführeriſchen Schriften lieben. Das iſt alles, was ich ihnen ſagen kann. Sie wohnen in G ——. Sehen ſie, hier ſteht es; aber mehr erfahren ſie nicht, und wenn ſie auch vor Neugierigkeit alle Krankheiten auf einmal bekommen ſollten. *Dieſes unbeſcheidene Compliment beleidigte mich um deſto mehr, da mein Herz von dem Lobſpruche, den Sie mir ertheilet, noch ganz ſtolz war: dennoch verbarg ich meinen Unwillen mit einer gewiſſen lächelnden Miene, die ich vor einigen Jahren bey einem boshaften Hofmanne geſehen hatte, und fragte ihn ganz demüthig, ob er mir denn nicht einen kleinen Brief an dieſe drey artigen Schweſtern beſtellen wollte, aber verſiegelt. Ja, ſagte er, weil ſie noch Caffee haben, ſo will ich eine Pfeife Taback bey Ihnen rauchen; doch, ſo bald die Pfeife aus iſt, ſo muß der Brief fertig ſeyn, oder ich beſtelle ihn in meinem Leben nicht. Ach! der böſe Menſch! Itzt klopft er den Knaſter aus. Er ſteht gar auf. Ich möchte ſo gern noch mit Ihnen reden. Ich habe mich ja noch nicht für die Ehre Ihres Beyfalls bedankt; aber nein, er geht. Ich möchte Sie ſo gern um Ihre Freundſchaft bitten. Ich muß*

alles vergeſſen, wenn ich anders will, daß dieſer Brief fortkommen ſoll. Vergeben Sie mirs, und erlauben Sie mir die Ehre, Ihnen in aller Eil zu ſagen, daß ich mit einer ausnehmenden Hochachtung bin &c.

Vierzehnter Brief.

An den Herrn Sekretär K.**

Leben Sie wohl? Ein rechter deutſcher Autor muß keine Oſter- oder Michaelismeſſe vorbey laſſen, ohne etwas herauszugeben, wenn es auch nur ein Werk von zween Bogen wäre. Nein, nein, ich laſſe mir mein Recht nicht nehmen; ich ſchreibe, ſo lange ich geſunde Hände habe. Es iſt gar zu hübſch, wenn man ſich in dem Meßcatalogo, bald darauf in den Zeitungen und in den Journalen, und endlich in den Händen der Welt ſieht. Ich komme ſelten zu jemanden, daß ich nicht für meinen Fleiß belohnt werde, und wenigſtens eine von meinen Schriften auf dem Fenſter, oder auf dem Nachttiſche, ganz ſauber eingebunden finde. Ich kann Ihnen nicht ſagen, was ich da empfinde; aber das weiß ich, daß ich alsdann nicht zu halten bin. Ich eile nach Hauſe, und nehme die Feder in die Hände,

und

und ſchreibe, was ich ſchreiben kann, und ſtelle mir ſchon einen neuen Ort vor, wo ich mich wieder finden werde, wenn es auch in den Händen eines Holzbauers ſeyn ſollte. Unlängſt komme ich zu meinem Buchbinder. Indem ich mit ihm rede, tritt ein Holzbauer, der bey ihm bekannt iſt, herein, und langt aus ſeinem Kober, in dem ein guter Vorrath Butter und Brodt war, meine F. und E. ungebunden hervor. Da, fieng er in ſeiner Sprache an: bingt mir das Buch fein feſt und ſchien ein. Chriſtoph, ſprach mein Buchbinder, wo habt ihr denn das Buch bekommen? Er antwortete ihm ganz trotzig, daß er ſichs hier gekauft hätte; daß der Schulmeiſter und der Schulze auf ſeinem Dorfe, bey denen er das Buch zuerſt geſehen, ſich bald ſchecklicht darüber gelacht hätten, ſo viel ſpaßhaftes Zeug ſtünde darinne; er ſagte, daß er einen kleinen Sohn hatte, der ſchon hubſch leſen könnt, und der ihm des Abends, wenn er von der Arbeit käme, und ſeine Pfeife Taback in Ruhe rauchte, etwas daraus vorleſen ſollte, ſo würde er kaum nicht in die Schenke gehen. Er war noch jung, der Herr, fuhr er fort, ders in Druck hat ausgehen laſſen; ich wollte ihm was abbrechen, aber er ſagte, es wäre nicht anders, als vierzehn Groſchen, die habe ich ihm auch gegeben. Er hatte noch viel Bücher; das Bucherſchreiben

muß

muß ihm recht von der Hand geben. Ihr Narr, ſprach mein Buchbinder, der Mann, wo ihr das Buch gekauft habt, hat nichts geſchrieben, er handelt nur damit. Seht doch, fieng der Bauer an, ich dachte, es wäre der Herr ſelber, ich hätte ihm, bey meiner Treue, nicht ſo viel gegeben. Nunmehr hätte ich geben können; aber mein Ehrgeiz ließ es nicht zu. Ich hoffte, daß mich mein Buchbinder verrathen ſollte, und er that es zu meinem Glucke, denn auſer dem wurde ich mich dem Bauer ſelber entdeckt haben. Wenn Sie nur hätten ſehen ſollen, mit welcher Verwunderung mich der Bauer betrachtete, wie freundlich er mich auf die Achſeln klopfte, und mich ermahnte, mehr ſolch ſchnackiſch Zeug zu ſchreiben! Ich war den ganzen Tag auſerordentlich aufgeräumt. Ich ſtellte mir alle meine Leſer von dem Gröſten bis zu dem Holzbauer vor, und beſchloß den Augenblick, den zweyten Theil von der G - - fertig zu machen, den Sie mit dieſem Briefe erhalten. Schicken Sie mir ihn ja nicht wieder zurück, ich werde ſchwermüthig darüber. Endlich antworten Sie mir bald, ſonſt ſchreibe ich Ihnen keine ſolche merkwurdigen Hiſtörchen mehr. Ich bin &c.

Funfzehnter Brief.

An die Madam S. * *

Sehen Sie, wie ich mein Wort halte? Sie sind kaum abgereist, so schreibe ich schon an Sie, und ich denke, ich werde so lange schreiben, bis ich Sie wieder zurück geschrieben habe. In der That sind auch seit zweymal vier und zwanzig Stunden fast eben so viel Ursachen entstanden, die alle Ihre Gegenwart zu verlangen scheinen. Ich will Ihnen nur die wichtigsten melden. Ihr Herr Liebster hat gestern Nachmittage das Fieber nebst einem kleinen Frieſel bekommen. Er hat mir ausdrücklich verboten, Ihnen nichts davon zu schreiben. Ich habe es ihm auch versprochen; allein in einer Sache, die Sie so nahe angeht, sehe ichs für einen löblichen Fehler an, mein Wort nicht zu halten. Er befindet sich itzt zwar ganz leidlich, und verschiedne Leute wollen ihn heute auch gar haben ausgehen sehen; ich muß es aber am besten wissen, daß es noch sehr gefährlich mit ihm werden kann. Ihr kleiner Sohn hat von ungefähr den Porzellantisch umgestoßen, und gestern Nachmittags - - darf ichs Ihnen sagen? O wie bedaure ich Sie! - - gestern Nachmittags, denken Sie einmal das Unglück

glück an! iſt Ihr ganzer Silberſchrank ausgeräumt worden, ohne daß man bis dieſe Stunde noch weiß, von wem. Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Ihnen alle die Unfälle verſetzen wollte, die ſich ſeit Ihrer Abweſenheit zugetragen haben. Nur noch eine Urſache kann ich nicht verſchweigen, die mich insbeſondere Ihre baldige Rückkunft wünſchen heißt. Es iſt ein Ruf, den ich nach B - - mit der heutigen Poſt erhalten habe. Ich brauche Ihren Rath mehr, als jemals, je unſchlüßiger ich alle Augenblicke werde. Ach, Madam, warum ſind Sie doch gereißt? Was ſoll ich denn machen? Das geht unmöglich an, daß ich L - - verlaſſen kann, ohne Ihnen für die tauſend Gefälligkeiten zu danken, die Sie mir in ſo vielen Jahren erwieſen haben. Und gleichwohl - - Ich dächte, Sie kämen noch dieſe Woche zurück. Ihre liebe Muma kann in vier und zwanzig Stunden viel mit Ihnen reden. Kommen Sie doch, ich bitte Sie - - Ob das alles wahr iſt, was ich Ihnen erzählt habe? Ja wohl, Madam, denn, wenn ich nein ſagte, ſo kämen Sie nicht ſo bald wieder. Den Augenblick läßt mich Ihr Herr Liebſter rufen. Was wird wieder vorgegangen ſeyn? Scheint es doch, als ob alles Unglück in Ihrem Hauſe nur auf Ihre Abweſenheit gewartet hätte. Leben Sie wohl, Madam. Ich eile zu Ihrem Manne, und bin mit der vollkommenſten Hochachtung &c.

Sechzehnter Brief.

An eben dieſelbe.

Madam,

Ich habe vorige Nacht einen traurigen Traum gehabt. Sie ſaßen und ſchrieben, und ob Sie gleich beynahe ſechzehn Meilen von mir ſitzen mochten: ſo konnte ich durch Hülfe des Traumes doch ſo viel ſehen, daß Sie an einen guten Freund ſchrieben. Wer war froher, als ich? Ich ſah alle Augenblicke, ob Sie mit dem Briefe bald fertig wären, denn ich dachte nichts gewiſſer, als daß Sie an mich ſchrieben, ja ich war ſchon etlichemal im Begrife, Ihnen den Brief wegzunehmen. Indem kam Ihr kleiner Sohn, und ſtieß ſo unvorſichtig an den Tiſch, daß die Dinte umfiel. Ich wollte in der Angſt entweder nach dem Briefe, oder nach der Dinte, greifen, und darüber wachte ich auf, und quälte mich mit allerhand Auslegungen bis an den Morgen. Ich habe den Traum meiner alten Baſe erzählt. Sie ſagte mir, die Dinte bedeutete Zank und Streit mit Abweſenden. Ach Madam! Nur nicht mit Ihnen! Das wolle der Himmel nicht! Nein, ich will Ihnen keine Gelegenheit dazu geben, ich will gern nicht fragen, warum Sie mir nicht antwor-

ten.

ten. Laſſen Sie mir nur die Erlaubniß, daß ich ferner alle Poſttage an Sie ſchreiben, und Ihnen ſagen darf, wie hoch ich Sie ſchätze, und wie viel Leipzig entbehrt, wenn Sie in Dresden ſind.

Siebenzehnter Brief.

Liebe Madam,

Machen Sie ſich keine Sorge. Ich denke nicht, daß ich nach B - - kommen werde. Ich habe ganz was anders im Sinne, und es wird nur auf Sie ankommen, ob mein Einfall ausgeführet werden ſoll. Ich will zu Ihnen nach G - - ziehen. Nach G - -? warum denn das? Um den guten Geſchmack befördern zu helfen, der in dieſer Stadt unter dem Frauenzimmer herrſcht. Sollte man denn nicht den Mädchen eben ſo wohl Collegia leſen können, als den jungen Herren? Warum nicht? Gut, liebe Madam, ſo ſuchen Sie mir ein halb Dutzend hübſche und witzige Mädchen aus, denen ich einigen Unterricht in der Poeſie, in dem Briefſchreiben, in der Philoſophie, oder in den Sprachen geben kann. Ich will ſo wenig ein Pedant, und ſo wenig ein junger Menſch ſeyn, als es die Beſchaffenheit meiner

Zuhörerinnen fordert. Ich will auf öffentliche Koſten eine Frauenzimmerbibliothek anlegen, damit es uns nicht an guten Büchern zum Leſen fehle. Ich ſähe es gern, wenn meine Mädchen nicht unter funfzehn und nicht über dreyßig Jahre wären. Sollten einige von meinen Zuhörerinnen ſich zur Heirath entſchlieſſen: ſo wollte ich ihnen, zum Beſten der Ehe, ein halbes Jahr vor der Hochzeit ein Collegium über die Liebe, über die Klugheit in der Liebe, über die Mittel ſie zu erhalten, ſie zu verſüſſen, und ſo weiter, leſen. Was meynen Sie? Sollte ich mich nicht um Ihr Geſchlecht durch dieſen Einfall verdient machen können, und weit verdienter um die Welt, als wenn ich etlichen jungen Herren etwas vorſage, das ſie morgen nicht mehr wiſſen? Mit dem Honorario wollte ichs ganz leidlich machen. Ich läſe um die Ehre, und wenn mir die Witzigſte von meinen kleinen Freundinnen zuweilen einige Liebkoſungen machte: ſo würde ich mich für ſehr reichlich belohnt halten. Aber, Madam, in Ihrem Hauſe muß ich wohnen, denn Ihre und der übrigen Geſellſchaft iſt die erſte Urſache, warum ich in G - - leben will. Ich erwarte Ihre Antwort mit der größten Ungeduld.

Acht-

Achtzehnter Brief.

Hochzuehrender Herr Paſtor,

Ich kann Ihnen nicht genug ſagen, was ich für ein Verlangen nach Ihrem nähern Umgange habe, und wie oft ich Sie mitten unter meinen andern Freunden vermiſſe! Gleichwohl glaube ich nicht, daß wir jemals das Vergnügen haben werden, uns von Perſon zu ſehen und zu genießen, außer in einer andern Welt. Da ſollen unſere Umarmungen erſt angehen, wenn uns eine gewiſſe Stimme in unſerm Herzen ſagen wird, daß wir es ſind, die ſich einander ſuchen. Gott! Was iſt es für eine Wolluſt um das Gefühl der Freundſchaft! Und wie wenig ſind derer, die dieſes Geſchenke des Himmels zu ſchätzen und zu gebrauchen wiſſen! Das Andenken Ihrer Gewogenheit ſoll mir manche ſchwere Stunden erleichtern helfen; und das Andenken der meinigen thue Ihnen eben dieſe Dienſte! Ich traue es ihr wenigſtens zu. Was würde die Welt, die dieſer Empfindungen nicht fähig iſt, von uns denken, wenn ſie uns ſo reden hörte? Würde man uns nicht für Schwärmer in der Freundſchaft halten? Doch was geben uns die Blöden an, die ihre eigne Menſchheit nicht kennen? Ich würde mich

kränken, wenn ich weniger genöthigt wäre, Sie zu lieben, und den Werth Ihrer Freundschaft zu empfinden. Ich will nunmehr die Angelegenheiten meines Herzens auf einige Augenblicke vergessen, und von Ihren mir überschickten Werken reden. Ich habe sie mehr, als einmal gelesen, und allemal sehr schöne Stücken darinnen gefunden; aber ganz haben sie mir niemals gefallen. Lassen Sie mich recht aufrichtig reden, mein lieber Freund. Ich bemerke, ungeachtet ihrer gemachten Verbesserungen, einen gewissen Zwang in Ihren Erzählungen, der sich bald von der kurzen und sich immer gleichen Versart, bald von der Tyranney der Reime herschreibt; einen Zwang, dem Sie durch alle Mühe nicht werden abhelfen können, und der für die Kenner stets beleidigend bleiben wird. Ich habe sie meine Freunde lesen lassen, die alle schon Ihre Freunde sind; und alle diese sind meiner Meynung, und wünschen von Ihnen weit lieber andre Gedichte, als Erzählungen, und lieber reimlose, als gereimte Gedichte zu lesen. Sie haben mich gebeten, Sie mehr zur Prosa aufzumuntern, in der Sie ungleich stärker und neuer sind, als in der Poesie. Kurz, ich müßte Sie weniger lieben, wenn ich gelassen in die Ausgabe Ihrer Poesien willigen sollte. Verlangt aber Ihr Glück dieses Opfer, so wollte ich doch wünschen, daß Sie Ihren Namen nicht vor

das

das Werk ſetzten. Ich ſage Ihnen dieſes mit ſchwerem Herzen; allein, ich will lieber einmal wider meine Natur ſtrenge ſeyn, als wider Ihren Vortheil zu gefällig. Seyn Sie nicht unruhig! Sie haben Verdienſte genug um den guten Geſchmack. Sie können Ihre Liebe zur Religion und zu den ſchönen Wiſſenſchaften durch andre Schriften befriedigen, wenn es Ihnen ſonſt Ihre Amtsgeſchäffte erlauben. Genug, Ihr Herz gehöret unter die Herzen der Poeten, und Sie würden viele von denen, die Sie bewundern, erreicht haben, wenn Sie in ihren Umſtänden gelebt hätten. Was macht Ihre liebe Frau, und Ihr kleiner guter Jakob? Warum haben Sie mich nicht zu Gevattern gebeten? Ich glaube, ich wäre in Perſon gekommen; aber funfzig Meilen, das iſt freylich ein weiter Weg. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Liebſte und allen, die zu Ihrer Freundſchaft gehören, und ſchreiben Sie mir ja bald wieder.

Neunzehnter Brief.

An eben denſelben.

Wenn Sie auch noch ein halb Jahr geſchwiegen hätten: ſo würde ich doch nicht einen

Augenblick auf die Gedanken gefallen seyn, daß Sie weniger mein Freund wären, als ehedem. Nein, ich liebe Sie so sehr, daß ich gar nicht in diese Versuchung gerathen kann; und so grausam auch der Ausspruch war, den ich in meinem letzten Briefe über Ihre Gedichte gethan: so habe ich doch nicht die geringste schlimme Wirkung für mich befürchtet. Ich sah wohl, daß Ihnen mein Urtheil wehe thun würde; denn ich urtheilte von meinem Herzen auf das Ihrige; allein ich sah auch, daß die Aufrichtigkeit meiner Absichten diesen kleinen Schmerz bald heilen würde. Ich verließ mich auf die Bescheidenheit, mit der ich Ihnen eine bittre Meynung entdeckte, und noch weit mehr auf Ihre eigne Stärke. Es ist in der That eine rühmliche Begierde, ein Autor zu werden. Allein, kaum ist man es: so ist man unruhiger, als jemals; und so gern ich, in Ansehung der Welt, die Zahl der guten Scribenten vermehrt sehe: so sehr bedaure ich oft das Schicksal eines Autors, der sich mit tausendfacher Mühe den ungewissen Beyfall der Welt erkauft, der am Ende noch schwerer zu behaupten, als zu erlangen, ist. Ja, lieber Herr Pastor, ich freue mich, es ist wahr, ich freue mich ausnehmend, wenn ich solche feine Lobsprüche lese, als die Ihrigen sind. Ich gefalle mir; aber wie lange? Ein einziger gegründeter Tadel

del reißt alle mein Vergnügen darnieder. Die Begierde, immer einen neuen Verſuch zu wagen, und die ſchrecklichen Gedanken: Wird er dir auch gelingen? Wirſt du nicht vergebens, nicht zum Untergange deiner vorigen Werke, arbeiten? Ach was ſind das für heimliche Peiniger der Poeten! Wollen Sie ja das Vergnügen eines Autors ſchmecken; nun wohl! Folgen Sie mir nur, und wählen Sie die Proſa. In dieſer verſpreche ich Ihnen viel Glück, und mir, als Ihrem Freunde, durch Sie viel Ehre. Vielleicht iſt Ihrem kleinen Jacob das Glück oder Unglück aufgehoben, ſich durch die Poeſie groß zu machen. Wie werde ich mich nicht freuen, wenn ich ihm den Ort auf dem Parnaſſe zeigen kann, den ich gern ſelbſt erſtiegen hätte, und den er nunmehr zu erreichen ſuchen ſoll! Lehren Sie ihn, ſo bald es ſeine Jahre leiden, die Sprachen und Schönheiten der Alten. Wenn er in dieſer Verfaſſung zu mir kömmt: ſo werden wir ſchon gute Freunde ſeyn, und gern mit einander ſtudiren. Der zweyte Theil der G —— iſt ſchon an der Michaelsmeſſe herausgekommen. Ihre Frau Liebſte hat alſo nicht Urſache, auf meine Langſamkeit böſe zu ſeyn; vielleicht aber auf meine Geſchwindigkeit, wenn ſie das Werk geleſen haben wird. Machen Sie ihr mein ergebenſtes Compliment, und lieben Sie mich ferner. Ich bin allemal

mit der gröſsten Hochachtung und Aufrichtigkeit &c.

Zwanzigſter Brief.

An den
Herrn von A**.

Ihr Geſchenke iſt mir ſehr angenehm geweſen, doch die freundſchaftliche Art, mit der Sie mirs gemacht haben, iſt mir noch koſtbarer, als das Geſchenke ſelbſt. Ich werde den Voltaire nie unter meinen Büchern ſtehen ſehen, ohne mich über die Gewogenheit desjenigen zu erfreuen, der ich ihn zu danken habe, und ohne zu wünſchen, daſs ich ſie verdienen mag. Ja je gewiſſer ich weiſs, daſs Sie keine Erkenntlichkeit von mir verlangen, oder hoffen, deſtomehr wünſche ich mir eine Gelegenheit, erkenntlich zu ſeyn, und Ihnen zu zeigen, daſs ich wenigſtens eben ſo gern eine Pflicht beobachte, als Sie eine Freygebigkeit ausüben. Eine Gelegenheit weiſs ich, und die mir auch die liebſte iſt, wenn ſie nur ſchon da wäre. Sie kömmt gewiſs. Ein Herz, wie das Ihrige, kann die Freuden der Liebe nicht lange mehr entbehren. Ja, ich erlebe es noch, ich ſehe Sie gewiſs noch in den Armen einer liebenswürdigen Gemahlinn; ich ſehe

Dereinſt

Dereinſt noch einen Sohn, entflammt von Deinem Namen,
An Deinem Beyſpiel ſich erfreun,
Und angeführt von Dir, und kühn, Dich nachzuahmen,
Des beſten Vaters würdig ſeyn.

Ich bitte um Ihre Freundſchaft, ob ich ſie gleich ſchon habe; um Ihre Briefe, ob Sie gleich nicht gern ſchreiben; denn warum ſchreiben Sie ſo ſchön? Ich bitte endlich, Ihrer Fräulein Schweſter das ehrerbietigſte Compliment zu machen. Wie viel Glück wünſche ich dem, der ſie verdient! Leben Sie wohl, recht wohl! Ich bin mit der aufrichtigſten Hochachtung Ihr ergebenſter Freund und Diener.

Ein und zwanzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Um mich wenigſtens durch eine gute Abſicht um den jungen Herrn von G - - verdient zu machen: ſo will ich einen Vorſchlag zu ſeiner Erziehung thun. Er iſt gar nicht ſinnreich, er iſt vielmehr natürlich und einfältig, und vielleicht deßwegen gut.

Der junge Herr mag ein Staatsmann, oder ein Hofmann, oder ein Soldat, oder ein Beſitzer ſeiner eignen Güter werden: ſo kann er nie zu viel lernen, und um viel zu lernen, nie zu zeitig anfangen. Die Erziehung zu Hauſe hat tauſend Hinderniſſe. Ein Hofmeiſter kann unmöglich alles wiſſen; und wenn er auch viel weiß: ſo hat er doch nicht allemal die Gabe, gut zu unterrichten, oder ein junges und lebhaftes Herz genug zu unterhalten; und dieß gehört doch nothwendig zu einer guten Erziehung. Wir müſſen leicht und angenehm lernen, ehe wir wiſſen, wie viel wir zu lernen haben. Es iſt nicht genug, zu lernen, wir müſſen auch beyzeiten mit der Welt bekannt werden; allein, die Welt zu Hauſe iſt nicht allemal die beſte. Wir ſehen nur immer einerley Geſchöpfe, und wie wir wenig bemerkt werden, ſo bemerken wir auch Andre wenig. Kurz, wir bleiben gern ſchläfrig in unſerm eignen Hauſe, und werden in unſern Sitten, wo nicht rauh, doch zu einförmig. Man hat zu Hauſe zu befehlen, ehe man gehorchen lernt, und daher lernt man weder gut befehlen, noch gehorchen. Doch ich will ja kein Buch ſchreiben. Ich will nur ſagen, daß es ſo wohl für den Verſtand eines jungen Menſchen, als für ſein Herz und für ſeine Sitten, vortheilhaft iſt, wenn er an einem fremden Orte erzogen wird.

Könnte

Könnte ſich die gnädige Mama entſchließen, ihren Sohn von ſich zu laſſen: ſo wünſchte ich, daß er unter der Aufſicht eines Hofmeiſters, deſſen Herz eben ſo gut ſeyn muß, als ſein Verſtand, je eher, je lieber, nach Leipzig gethan würde. Der junge Herr iſt erſt zehn Jahr alt. Dieß ſind die glücklichen Jahre, da man noch alles aus ſich machen läßt, weil unſer Herz nicht weiß, was es will. Giebt man uns Gelegenheit, was zu lernen; macht man uns das Lernen mehr zu einem Zeitvertreibe, als zu einer Arbeit: ſo wird es uns ſo gar beſchwerlich werden, müßig zu ſeyn. Man weiß oft nicht, wozu ein junger Menſch geſchickt iſt, bis er vieles verſucht hat. Es iſt alſo gut, wenn er an einem Orte erzogen wird, wo er Gelegenheit hat, vieles zu ſehen und zu hören. Der Herr von G - - hat Vermögen, und man kann von Zeit zu Zeit die Lehrmeiſter in Sprachen, in der Muſik, im Zeichnen zu ihm auf die Stube geben laſſen. Er wird auf eine leichte Weiſe zu den erſten Gründen der Mathematik angeführt. Er tanzt und ficht beyzeiten, damit er den Körper in ſeine Gewalt bekömmt, und derſelbe deſto dauerhafter wird. Er geht mit ſeinem Hofmeiſter in Geſellſchaften, und wird der Welt gewohnt, ehe ſie ihn noch rührt. Er ſpeist an einem Familientiſche, und wohnt in dem Hauſe eines angeſehenen Mannes,

wo er ſtets glauben muß, daß man auf ihn Achtung giebt. Auf dieſe Art iſt der junge Graf -- als ein Kind nach Leipzig gekommen, bis in ſein ſechszehntes Jahr da geblieben, und alsdann mit ſeinem Hofmeiſter auf Reiſen gegangen. So ſind itzt noch verſchiedene ſehr junge Herren hier. Der Vortheil iſt groß. Sie fangen etliche Jahre eher an zu leben, und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu ſeyn. Kommen ſie in dem ſechszehnten oder achtzehnten Jahre erſt auf Univerſitäten: ſo ſind ſie oft ſchon zu lüſtern nach den Schwachheiten der Jugend, und werden durch die böſen Beyſpiele, wenn ſie auch das beſte Herz hätten, nur gar zu leicht zu Ausſchweifungen verleitet. Es verſteht ſich, daß ſich der Hofmeiſter wenigſtens auf ſechs Jahre dem jungen Herrn ganz und gar widmen, und ihn nie aus der Aufſicht laſſen muß. Er muß ſein Freund, aber auch ſein Gebieter ſeyn können. Er bildet ſeinen Verſtand und ſein Herz, und ſorgt, daß diejenigen, die ihn unterweiſen, ihre Pflicht wohl in Acht nehmen; aber er lehrt ihn nicht alles ſelbſt. Es verſteht ſich ferner, daß der Hofmeiſter auch mehr, als gewöhnlich, belohnet werden muß. Und was iſt es denn, ob der junge Herr etliche tauſend Thaler mehr, oder weniger hat, wenn er dafür geſchickt worden iſt, der Welt und ſich zu dienen, zu ſeiner Ehre, zu ſeinem Vergnügen, zu

ſeinem

ſeinem Glücke zu leben, und ſein Vermögen vernünftig zu genieſſen? Wenn ſich Herr K - - zu dieſer Stelle verſtehen wollte: ſo hielt ichs für ſehr gut. Er hat Verſtand und Redlichkeit und Welt genug dazu. Einen guten Sekretär könnten Sie wohl noch an ſeine Stelle finden; aber einen guten Mentor, den zu finden, das iſt leider ſchwer. Ich erwarte Ihren Ausſpruch, und bin &c.

Zwey und zwanzigſter Brief.

Hochwohlgebohrner Herr &c.

Wenn Sie mir auch nicht die Erlaubniß gegeben hätten, an Sie zu ſchreiben: ſo würde ich mir ſie doch nehmen; ſo groß iſt mein Verlangen, Ihnen meine Hochachtung und Ergebenheit zu bezeugen. Ja, ich bin ſo ſtolz, daß ich gar glaube, daß Ihnen dieſe Verſicherung nicht gleichgültig ſeyn kann.

Eſtimer la vertu, c'eſt toujours ma maxime;
Voyez vous la raiſon, pourquoi je vous eſtime?

Kurz, Sie müßten an meiner Aufrichtigkeit zweifeln, wenn Ihnen dieſes Geſtändniß unangenehm ſeyn ſollte; dazu aber ſind Sie zu bekannt mit meinem Charakter. Es iſt alſo gewiß, daß ich

vor andern Ihr Freund bin, und niemals ohne Vergnügen an Sie denken kann. Nachdem ich Ihnen dieſes geſagt: ſo dürfte ich bald meinen Brief ſchließen, damit ichs Ihnen nicht noch einmal ſage. Doch, ich kann noch nicht ſchlieſſen. Ich muß erſt fragen, wie Sie leben. —— Doch recht wohl? Recht zufrieden und dem Glücke nahe, das Sie verdienen? Ja, ich glaube es, wenigſtens weiß ich nichts, das ich lieber glauben und hören möchte. Vielleicht bewegt Sie dieſe aufrichtige Neugierigkeit, bald an mich zu ſchreiben, und ich würde Sie recht innſtändig darum bitten, wenn ich dieſes Vergnügen nicht vielmehr Ihrer eigenen Gütigkeit, als meinen Bitten, zu danken haben wollte. Machen Sie mich doch zu Ihrem Vertrauten, wenn ich Ihnen in irgend einer Angelegenheit hier in Leipzig dienen kann. Ich werde es mit Freuden thun, und beſtändig mit der gröſten Hochachtung ſeyn &c.

Drey und zwanzigſter Brief.

Liebe Mama,

Meine Schweſter hat Ihnen geſagt, daß ich mich in Miniatur habe abmalen laſſen, und Sie möchten das Bild gern haben, und ich wollte es

Ihnen

Ihnen eben ſo gern ſchicken, wenn ichs nur noch hätte; aber ich habe es nicht mehr. Wo haſt dus denn hingethan? Wo ichs hingethan habe? Ich habe es - - ſoll ichs Ihnen ſagen, meine liebe Mama? Ich habe es - - Sie nehmen es doch nicht übel? Ich habe es meinem Mädchen gegeben. Geſchwind laſs dirs wieder geben, und ſchicke mirs. Nein, meine gute Mama, das geht nicht an. Das arme Mädchen möchte weinen, wenn ichs ihr wieder nähme, und wer weiß, weinte ich nicht alsdann ſelbſt mit. Ich bin ihr gut, ſie iſt mir wieder gut, und ſo ſind wir einander ſchon lange gut geweſen, und ich denke, wir werdens noch lange ſeyn. Sage mir nur, ob das dein Ernſt iſt? Du biſt ja in deiner Jugend dem Frauenzimmer eben nicht ſo gewogen geweſen? Das weiß ich ſelbſt nicht mehr, liebe Mama. Aber wenn Sie nur das Mädchen ſehen ſollten! Sie würde Ihnen gewiß gefallen. Sie iſt recht artig, und in meinen Augen ſchön. Sie ſieht faſt ſo aus, wie Sie auf Ihrem Bilde, als Braut, gemalt ſind. Laſſen Sie uns immer die Freude, daß wir einander lieben dürfen. Ich rede recht oft mit ihr von Ihnen. Durfte ich ſie denn nicht einmal mit nach Hauſe bringen? Vielleicht könnte ich ſie alsdann bewegen, daß ſie Ihnen mein Portrait gäbe. Werden Sie nicht ungehalten, liebe Mama!

Sie

Sie haben mir ja wohl eher gewünſcht, daß ich eine ſtille und hübſche Frau finden möchte; warum ſollten Sie es nicht zugeben, daß ich ein ſolches Mädchen habe? Ich ſinne itzt nur herum, wie ich zu einem Rittergute kommen will, damit ich Ihnen die Freude machen, und ſie heirathen kann; alsdann wollten wir unſre Mama zu uns nehmen; denn, nicht wahr, es würde Ihnen beſſer bey mir gefallen, wenn Sie eine artige Schwiegertochter bey mir fänden?

Ich will den Augenblick zu ihr gehen, und ſehen, ob ich das Bild auf einige Tage zum abcopiren bekommen kann. Doch ich zweifle ſehr daran. Sie wird von Wankelmuth, Untreue, Falſchheit reden; und ehe ich dieſes anhöre, ſo will ich die Angſt, zu halben Tagen ſo unbeweglich, wie eine Bildſäule, zu ſitzen, lieber noch einmal ausſtehen, und mich vom neuen malen laſſen. Aber, Mama, reden Sie nicht etwan im Eifer ein Wort wider das arme Kind, wenn Sie mir antworten; ich möchte ihr vielleicht den Brief zeigen. Doch dazu ſind Sie zu gütig; ich bin einmal Ihr liebſter Sohn, und das bleibe ich. Wenn ich gleich ein Mädchen habe: ſo bin ich doch ſonſt viel beſſer, als meine Brüder; und im dreyßigſten Jahre geht dieſer kleine Fehler ja noch wohl an &c.

Vier

Vier und zwanzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Seyn Sie ſo gütig, und übergeben Sie dem Herrn Grafen den beygelegten Brief. Ich habe mehr, als zehnmal, die Ehre geſucht, ihm ſelber bey ſeiner Anweſenheit hier aufzuwarten; aber ich habe vor den groſſen Perücken, vor den Sammtröcken, vor den reichen Weſten, nie weiter, als bis an die Thüre des Vorſaals, kommen können, ob ich gleich auch eine Weſte mit Franzen anhatte; aber freylich waren es nur ſeidne. Den Sonnabend in der Zahlwoche wagte ichs, dem einen Bedienten, der mich, ich weiß nicht warum, lange anſah, meinen Namen zu entdecken. Nun, dachte ich, wird er dir ein tiefes Compliment machen, und dir durch die Antichambre helfen; aber er blieb ganz gelaſſen, und ich ſchämte mich, daß mein Name einem ſo wohl gewachsnen Menſchen unbekannt war. Ich blieb alſo demüthig ſtehen, und ſah zum Zeitvertreibe die Geſichter an, die zu dem Herrn Grafen wollten, ob ich vielleicht errathen könnte, was ſie bey ihm ſuchten. Bey vielen war mirs unmöglich, etwas herauszubringen; ſie ſahen mir aus, als wenn ſie es ſelber nicht recht wüſten; aber den meiſten ſah

ichs

ichs doch mit vieler Gewiſsheit an, daſs ſie einen Lobſpruch, eine Penſion, ein beſſres Amt, oder ſo etwas ſuchten. Diejenigen, die etwas in dem Buſen ſtecken hatten, oder deren Taſchen dick waren, machten mir die wenigſte Mühe. Was konnten ſie anders anzubringen haben, als Diſputationen, und Werke mit Dedicationen? Ich bedauerte den armen Herrn Grafen in meinem Herzen, und ärgerte mich über die Ungeſtümen, die den Groſſen ihr Schickſal ſo ſauer machen. Kurz, ich gieng fort, und glaubte, daſs ich durch mein Weggehen mehr Ehrerbietung für den Herrn Grafen bezeugte, als meine Collegen durch ihr hartnäckiges Warten. Bitten Sie um ſeine fernere Gnade für mich, wenn ich ſie verdiene - - Ihr Herr Bruder hat mir gemeldet, daſs er bald heirathen wird. Das iſt doch nicht recht, daſs Sie ſich in der Liebe von ihm übertreffen laſſen. Machen Sie doch bald ſich und ein Mädchen glücklich.

Ich ſing alsdann gewiſs ein Brautgedicht.
Wovon? das weiſs ich itzt noch nicht.
Ich könnte von der Liebe ſingen;
Von ihrer Liſt; von ihren Schlingen,
Die ſie den Herzen legt; von ihrer Zauberey,
Mit der ſie ſich der Sterblichen bemeiſtert,
Die Blöden oft mit Witz begeiſtert,
Die Klugen albern macht, die Treuen ungetreu,

Die

Die Freyen ſpröd, die Spröden frey,
Die Ungetreuen aber treu:
Wie ſie Betſchweſtern oft in ihrem Singen ſtöret,
Und morgen ſchon verbuhlt die Mütter ſeufzen lehret,
Die heute noch den Töchtern und der Magd,
Bey ihrem Fluch, das Lieben unterſagt;
So könnt ich von der Liebe ſingen,
Wie ſie vom Feld an Hof, die Groſsen zu bezwingen,
Vom Hof ins Feld zu Schäfern ſchleicht,
Bald aus der Jugend lacht, bald aus dem Alten keucht,
Aus dem Bramarb bramarbaſiret,
Aus dem Pedanten meditiret,
Aus ſuſſen Herren raffiniret;
Dieſs alles ſäng ich Dir vielleicht.

Sehen Sie wohl, was ich für ein hübſches Gedicht auf Ihre Hochzeit machen würde? Eilen Sie, es wird hohe Zeit, auſserdem möchten Sie zur Liebe, und ich zur Poeſie, zu alt werden. Ich will meinen Brief ſchlieſsen, ich möchte ſonſt mehr ſchreiben, als Sie zu leſen Luſt hätten, und ich will Ihnen zugleich verſprechen, daſs Sie ein ganzes halbes Jahr vor meinen Briefen ſicher ſeyn ſollen. Grüſsen Sie alle meine guten Freunde. Ich bin zeitlebens &c.

Fünf

Fünf und zwanzigſter Brief.

Mein fauler Freund,

Damit ich auf gewiſſe Weiſe eine Antwort von Ihnen erhalte, ohne daß Sie mir ſchreiben dürfen: ſo habe ich in Ihrem Namen ſelbſt einen Brief an mich aufgeſetzt. Seyn Sie ſo gut, und leſen Sie ihn durch, ſtreichen Sie die Stellen mit Bleyſtift an, wo ich Ihre Meynung getroffen habe, und ſchicken Sie mir ihn wieder zurück; oder noch bequemer, geben Sie ihn nur Herr Friderichin, damit er mir ihn zuſchicket. Hier iſt der Brief:

Mein lieber Freund,

„Wundern Sie Sich ja nicht, daſs ich ſeit et-
„lichen Jahren noch keine Zeile an Sie ge-
„ſchrieben habe. Ich bin E - -, das iſt ge-
„nug geſagt. Eben ſo wenig müſſen Sie ſich
„wundern, daſs ich Ihnen Ihr Manuſcript noch
„nicht geſchickt habe. Es iſt wahr, Sie ha-
„ben mich darum gebeten; Herr G - - r hat
„auch ſchon etlichemal deswegen auf mich ge-
„ſchmählt, ich habe es auch fortſchicken wol-
„len; aber, wie ich ſehe, liegt es noch da. Je
„nun, wer kann ſich helfen? Genug, daſs Sie

„Ihre

„Ihre Gedichte itzt erhalten, und zwar in eben „der Beſchaffenheit, wie Sie mir ſie auf mei„nen Tiſch gelegt haben. Sie irren nicht, „wenn Sie glauben, daſs kaum die Hälfte da„von gut iſt. Werfen Sie die angeſtrichenen „weg, und heben Sie die andern bis zu einer „neuen Auflage auf. Zum Unterſtecken ſind „ſie noch eher gut, als ein neu Regiment da„von aufzurichten. Denn im Vertrauen geredt, „ſie ſind weder recht gut, noch recht ſchlecht:

As heavy mules are neither horſe nor aſs,

„könnte ich zu Ihnen ſagen, wenn Sie nicht „Ihr bischen Engliſch vergeſſen hätten. Hät„ten Sie mirs doch von meinen Gedichten „bewieſen, werden Sie denken; aber ich ant„worte mit dem Cicero: *Neque - - ſi quid eſt „evidens, argumentari ſoleo: perſpicuitas enim „argumentatione eleuatur.* Alſo brauche ich „keine langen Critiken zu machen, und zwar „aus Liebe zur Deutlichkeit. Kurz, mein lie„ber Freund, keine Gedicht mehr!

O! Dichter, denkt an Philomelen!
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt!

„Wollt ihr aber nicht folgen, nun ſo iſt euch „das Urtheil ſchon geſprochen:

So fahrt denn fort, noch alt zu ſingen,
Und ſingt euch um die Ewigkeit!

„Für die überſchickten Näſchereyen und für „den guten Knaſter bedanke ich mich, mein „guter Freund. Ich habe mirs recht gut mit „Ihrem Bruder ſchmecken laſſen. Ich weiſs „nicht, es iſt alles ſo niedlich, ſo himmliſch, „was von Leipzig kömmt. Immer fahren Sie „fort, mir von Meſſe zu Meſſe ſo was zum „Weine zu ſchicken. Ich will auch heute „Ihre Geſundheit bey Renkendorfen trinken. „Ich bin, ohne es Ihnen unter etlichen Jahren „wieder zu ſchreiben, Ihr Freund und Diener E. - „

Dieſs iſt die Antwort, die ich in Ihrem Namen an mich aufgeſetzt habe. Nehmen Sie geſchwind eine Feder, und ſchreiben Sie, wo Sie es für gut befinden, Ja, oder Nein, an den Rand, und ſchieben Sie es ja nicht auf. Hören Sie? Bequemer weiſs ichs Ihnen nicht zu machen &c.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Madam,

Aus Ihrem letzten Briefe ſehe ich zwar, daſs Sie die Comödien nicht ganz haſſen; allein ich ſehe auch, daſs Sie von dem Nutzen derſelben noch nicht ſehr überzeugt ſind. Es kränkt mich, daſs die Comödie Ihren völligen Beyfall auch

nur

nur einen Augenblick entbehren ſoll, und es erfreut mich zu gleicher Zeit, daß Sie ihr Ihre Hochachtung aus einem ſo lobenswürdigen Grunde entziehen. Sie läugnen den Werth und die eigenthümliche Schönheit einer guten Comödie nicht; dazu iſt Ihr Geſchmack viel zu ſchön. Nein, Ihr Verſtand preist ſolche Arbeiten, und Ihr gar zu gewiſſenhaftes Herz verwirft ſie. Erlauben Sie mir die Ehre, Madam, daß ich Ihr Herz hierinnen widerlegen darf. Glauben Sie wohl, daß eine Schrift nützlich iſt, wenn ſie die Thorheiten, die ungereimten Neigungen und Meynungen der Menſchen auf eine ſinnliche und ſpöttiſche Art lächerlich, und dagegen die guten Sitten, Tugend und Vernunft liebenswürdig vorſtellt? Ich höre Sie dieſe Frage zehnmal mit einem freudigen Ja beantworten; aber in dem Augenblicke ſehe ich noch eine zweifelhafte Miene in Ihrem Geſichte entſtehen. Sie wollen mich vermuthlich fragen, warum man denn der Welt ihre Fehler auf eine ſpöttiſche Art zeigen müſſte, und ob es der Menſchenliebe nicht gemäſſer ſey, ſie mit ſanftem Ernſte zu lehren und zu beſſern? Dieſe liebreiche Frage iſt leicht beantwortet. Gewiſſe Krankheiten des Geiſtes ſind eben ſo wenig durch gelinde Mittel zu heben, als gewiſſe Krankheiten des Körpers. Die Satyre iſt der Moral eben ſo nöthig und heilſam, als das zubereitete

Gift in der Arzneykunſt. Und wie kann die Spötterey ein Verbrechen ſeyn, wenn man ſie nicht wider einzelne Perſonen, ſondern wider allgemeine Thorheiten anbringt? Wenn ich ein Geſpräch ſchreibe, und den Geizigen oder Scheinheiligen in ſolche Umſtände verwickele, daß ſie ihre Neigungen und ihre Vorurtheile auf eine ſolche Art entdecken, daß man ſie bald belacht, bald haßt: ſo ſehe ich nicht, wie dieſes die Menſchenliebe beleidigen könne.

Ein geiziger Orgon, eine eitle und verleumderiſche Clelia, ein unverträglicher und großſprecheriſcher Damon auf dem Theater, ſind nichts, als der Geiz, die Verleumdung, und Großſprecherey ſelbſt. Dieſe Leidenſchaften verſpottet der Comödienſchreiber; dieſe läßt er in einzelnen Perſonen handeln und herrſchen, damit man das Ungereimte, das Thörichte recht wahrnehmen kann, welches dieſe Laſter bey ſich führen. Er ſpottet nicht, um zu ſpotten, ſondern um zu lehren.

Aber, werden Sie ſagen, man denkt doch bey den Perſonen in der Comödie an Perſonen im gemeinen Leben, und die Verachtung, welche das Theater in meinem Herzen wider den Geizigen, oder Verläumder überhaupt erregt, fällt zugleich auf die Perſonen, an welchen ich dieſe Fehler wahr-

wahrgenommen habe, oder noch wahrnehmen werde. Die Comödie erweckt alſo nicht ſowohl den Haß gegen die Laſter, als gegen laſterhafte Perſonen. Und wie leicht kann dieſer Haß ungerecht, und den Geſetzen der Menſchenliebe nachtheilig werden? Wenn ich den Geizigen einmal für ein niederträchtiges und lächerliches Geſchöpf anſehe, wie leicht wird mirs nicht ſeyn, ihm meine Dienſte, meine Gefälligkeiten zu entziehen, ſeine Fehler zu vergröſſern, bey aller Gelegenheit bekannt zu machen, und auf ſeine guten Eigenſchaften, die er etwan noch haben könnte, nicht Acht zu haben! Und wo werde ich ihn mit Geduld ertragen, und ſeine Gemüthsart zu verbeſſern ſuchen, wenn mir ſeine Perſon einmal verhaßt iſt?

Ich gebe zu, daß die Comödie dieſen Fehler nach ſich ziehen kann; aber er iſt nicht ſowohl ihr, als uns, eigen. Man laſſe den Redner oder Poeten die böſen Neigungen, welche wir Laſter und Thorheiten nennen, im ſtrengſten Ernſte beſchreiben. Es ſoll ihm kein ſpöttiſches Wort entfahren. Er ſoll nur ſeine Laſter recht nach dem Leben und auf ihrer verächtlichſten Seite entwerfen. Wird ſeine Rede, wird ſein Gedicht, indem es uns mit dem Haſſe gegen die Thorheiten erfüllt, nicht auch mit dem Haſſe ge-

gen die Thoren beleben? Die Comödie iſt alſo nicht daran Schuld, weil ſie eine Comödie iſt; eben ſo wenig, als ein Licht, indem es ein dunkles und unordentliches Zimmer erleuchtet, Schuld an dem Eckel iſt, der wider die Unordnung in dieſem Zimmer in mir entſteht. Endlich iſt die Verachtung und der Eckel gegen die Thoren, den die Comödie erregt, an und für ſich nichts ſtrafbares. Einen muthwilligen Narren, als einen Narren, heißt mich kein Geſetz der Religion lieben. Ich ſoll ihn vielmehr in dieſem Verſtande verabſcheuen, und nur ſo viel Liebe für ihn haben, als nöthig iſt, ihn zu beſſern, wenn er ſich nicht ſelbſt widerſetzt. Und wenn die Comödie wider dieſe Art der Liebe zu ſtreiten ſcheint: ſo darf man die Schuld dem Poeten nicht beymeſſen. Seine Abſicht iſt, die ſchlimmen Charaktere lächerlich zu machen, weil er ſie verhaßt machen will. Und eine Rede von der Kanzel, die den Geiz als abſcheulich vorſtellet, kann zur Liebloſigkeit gegen die Geizigen eben ſo wohl Gelegenheit geben, als die Comödie.

Ich will mich zu meiner Ruhe bereden, Madam, als ob Sie mit der Auflöſung dieſes Einwurfs zufrieden wären. Was hat Ihr Herz nun weiter wider die Comödien vorzubringen? Vielleicht dieſes, daß ſie zur Eitelkeit verleiten?

Daß

Daß ſie in vielen Gemüthern den Trieb der Liebe rege machen? Daß ſie uns um eine Zeit, und um ein Geld bringen, welches wir beides weit nützlicher anwenden könnten? Darf ich bitten, ſo laſſen Sie mich auf dieſe Einwürfe im Namen der Comödie antworten. Die Comödie verleitet zur Eitelkeit. Sie werden vermuthlich nicht ſagen wollen, daß ſie dem Frauenzimmer und den jungen Mannsperſonen Gelegenheit giebt, ſich in ihrer Pracht und in ihrem Putze zu zeigen, und dadurch ihren Stolz und ihre Eigenliebe etliche Stunden wohl zu unterhalten. Sie werden ferner nicht ſagen wollen, daß durch den Innhalt der Comödien uns die Liebe zur Eitelkeit, oder ein ſolches Verlangen beygebracht werde, welches bloß auf die Befriedigung unſrer Sinne und unſrer Einbildung geht. Zu dem erſten können alle öffentliche Verſammlungen, und ſo gar diejenigen, die der Andacht gewidmet ſind, Anlaß geben. Der andern Gefahr ſind wir bey allen Geſellſchaften ausgeſetzt, wenn wir nicht wohl auf uns Achtung geben. Was iſt alſo die Eitelkeit, von der Sie reden? Sind es die verliebten Streiche, die liſtigen Verſtellungen und Betrügereyen, die grenzenloſen Scherze und Spottreden in der Comödie, welche zur Eitelkeit verführen? Vermuthlich meynen Sie dieſe Dinge, und Sie haben Recht zu Ihrer Klage. Viele

Comödien und Nachſpiele ſind mit einer ſtrafbaren Liebe und mit närriſchen Romanſtreichen angefüllt, welche man ohne Aergerniß nicht anhören kann. Man ahmet nicht die Thorheiten der Verliebten mit Kunſt nach, ſondern man bringt die grobe Natur ſelbſt auf das Theater. Man beleidiget unſern Verſtand durch ungeſittete Vorſtellungen, und unſer Herz durch böſe Neigungen. Man wird ein Poſſenreiſſer, ein Unverſchämter, um ſeinen elenden Witz ſehen zu laſſen, und auf Koſten der Ehrbarkeit den Pöbel zu vergnügen. Alle ſolche Stücke und alle ſchlimme Stellen in guten Stücken, ſind dem Theater eine Schande, und den guten Sitten ein Anſtoß. Aber, Madam, was kann die Comödie dafür, daß ſie oft in die Hände niederträchtiger Scribenten fällt? Was kann ſie dafür, daß ſie nicht Freunde und mächtige Beſchützer findet, welche für ihre Ehre und für die Tugend der Zuſchauer wachen?

Allein die meiſten Fabeln in den Comödien haben doch die Liebe zum Grunde. Und muß man denn ewig von der Liebe reden, wenn man vergnügen und nutzen will? Nein, es wäre beſſer, daß ſich wenigere Comödien mit Heirathen und mit der Uebergabe der Herzen ſchlöſſen. Viele ſonſt wackre Leute würden gewiß nicht in dem Irrthume ſtehen, daß eine Comödie ein

ver-

verliebtes Mährchen ſey, wenn die Poeten in ihren Luſtſpielen mehr an andre geſchickte Vorfälle aus dem gemeinen Leben, als an die Heirathen, gedacht hätten. Dennoch hat die Liebe, wie mich deucht, mit Recht den Platz auf dem Theater, den ſie in dem Herzen der Menſchen behauptet. Eine vernünftige, eine zärtliche und unſchuldige Liebe iſt das empfindlichſte Vergnügen der Menſchen. Und da uns die Natur mit dieſem Affekte gar zu genau verbunden hat; da ſo viel Glück und Unglück aus dieſer Begierde entſteht: ſo kann die Liebe nie zu ſehr auf ihrer ſchönen Seite, und nie verhaßt genug in ihren Thorheiten und Ausſchweifungen gezeigt werden. Deſtwegen kann man vernünftige Zärtliche und närriſche Verliebte niemals lange auf dem Theater entbehren. Daß man aber wolluſtige Jünglinge und verbuhlte Mädchen dahin ſtellt, die uns mit Frechheit und Aberwitz beleidigen, iſt, ſo ſehr man ſich mit der Nachahmung der menſchlichen Handlungen ſchützt, ein Verbrechen wider die guten Sitten, und alſo auch wider das Theater. Denn was im gemeinen Leben bey Vernünftigen ekelhaft und ärgerlich iſt, bleibt es auch auf der Schaubühne und ſoll dahin gar nicht, oder doch mit der größten Behutſamkeit, gebracht werden. Wenn übrigens die Comödie nichts, als das Schöne in der Liebe, bey uns in

Hochachtung setzt: so sind wir Ihr für diesen Dienst sehr verbunden. Je mehr sie uns an Beyspielen zeigt, daß niemand die Liebe recht genießen kann, als wer vernünftig und gesittet ist; desto mehr wird sie uns zu beiden Eigenschaften ermuntern. Ueberhaupt halte ichs für sehr dienlich, unter die lächerlichen Charaktere recht gute und edle zu mengen. Indem uns jene sagen, was wir nicht seyn sollen: so lehren uns diese zugleich, was wir seyn sollen. Eine liebreiche und großmüthige Frau bey einer Verleumderinn und Mißgünstigen, macht diese weit verächtlicher; so wie diese jene im Gegentheil erhebt. Freundschaft, Liebe, Großmuth, Ehrliebe, und alle Neigungen, welche das Herz edel und die menschliche Gesellschaft ruhig machen, sollten zum Besten der Tugend eben so reizend auf der Schaubühne vorgestellt werden, als man die schlimmen Neigungen ungereimt und widrig abschildert.

Ihr letzter Einwurf wider das Theater, scheint bloß die Verschwendung der Zeit und des Geldes zu betreffen. Ein Vernünftiger, der nicht gehohren zu seyn glaubt, um sich bloß zu belustigen, kann allerdings nie zu sorgfältig mit seiner Zeit umgehen. Indessen giebt es Stunden, wo man nicht mehr im Stande ist, etwas wichtiges zu verrichten. Aber, werden Sie sagen, sind

sind denn dieses eben die Stunden, wenn die Comödie angeht? Könnte man binnen dieser Zeit nicht noch etwas nützlichers vornehmen? Ja, Madam. Wer alle Tage in die Comödie gehen will, den müssen besondre Umstände rechtfertigen, wenn er sich keinen Vorwurf machen soll. Aber so viel ist doch gewiß, daß wir zuweilen von unsern ordentlichen Geschäfften ausruhen müssen, um uns neue Munterkeit und Kräfte zu holen. In dieser Absicht ist das Vergnügen eben so nothwendig, als die Arbeit, weil diese ohne jenes gar nicht, oder doch nur matt und schlafrig, von statten geht. Wenn ich nun diese Erholung, dieses Vergnügen in der Comödie finden kann: so ist meine Zeit nicht übel angewandt. Allein die Comödie hat, ausser dem Vergnügen, auch noch die Vortheile eines nutzbaren Zeitvertreibes. Unser Geschmack, unser Verstand, unser Herz, unsre Sitten und Lebensart können darinn verbessert werden. Der Kenner und der Einfältige, der Hohe und Niedrige, der Witzige und der Unwitzige, der Kluge und der Thor, können alle bey einem guten Stücke ihr Vergnügen und ihre Vortheile finden, ob gleich auf unterschiedne Weise. Und eben deßwegen verdienet der Zeitvertreib der Comödie in der Republik einen Vorzug vor vielen andern, weil er so allgemein ist. Es ist wahr; man könnte die Comödie, als ein

gutes Gespräch, zu Hause lesen, und euch Vergnügen, Nutzen, und wohl einen Vortheil der Zeit dabey finden. Aber, bedenken Sie nur, Madam, daß eben durch die öffentliche Vorstellung auf dem Theater die Comödie erst recht brauchbar wird. Sie bekömmt durch die Geschicklichkeit des Acteurs ihr Leben. Hundert Leute würden sie entweder gar nicht lesen, oder aus Trägheit nicht genug dabey empfinden, wenn die Vorstellung wegfiele. Es wird auf der Schaubühne alles begreiflicher und sinnlicher. Wenn die Thoren nicht durch das Vergnügen der Action vor das Theater gelockt würden: glauben Sie wohl, daß sie etwas anhören würden, was sie oft nicht wissen wollen? Die beste Comödie verliert ihre Kraft, wenn sie nicht Aufmerksamkeit findet. Und man liest doch meistens, oder läßt sich solche Stücke lesen, weil man mit seinem Nachdenken dabey müssig seyn will. Ein guter Acteur ist bey dieser Krankheit der beste Arzt. Er zwingt uns durch seine Geschicklichkeit die Aufmerksamkeit unvermuthet ab, und nimmt uns durch das Stück mit sich hindurch, ehe wir wissen, daß wir ihm schon so weit nachgefolgt sind. Wenn also witzige und moralische Gespräche auf der Stube gleich ebenfalls Vergnügen und Nutzen bringen können: so sind doch die Comödien, in so weit sie öffentlich vorgestellet werden, weit kräftigere

und

und allgemeinere Mittel, dieſe doppelte Abſicht zu befördern. Mancher hat wenig oder keine Gelegenheit, etwas muntres und witziges zu leſen und zu hören; dieſem verſchafft ſie das Theater. Mancher würde den Abend auf ſeinem Lehnſtuhle vergähnen, oder ſein Geld auf dem Caffeehauſe verſpielen, oder in einer elenden Geſellſchaft die Zahl der Schwätzer vermehren, wenn er nicht den öffentlichen Zeitvertreib des Theaters haben könnte. Setzen Sie nur zum voraus, daß die wenigſten ſo viel Klugheit beſitzen, ſich ein vernünftiges Vergnügen zu machen, und daß doch die meiſten immer ein Vergnügen ſuchen: ſo werden Sie ſehen, wie nöthig es iſt, dem Volke in einer groſſen Stadt ſolche öffentliche Vergnügungen anzubieten, als gute Comödien und Trauerſpiele ſind.

Was die Koſtbarkeit dieſes Zeitvertreibs anlangt: ſo gebe ich Ihnen gern zu, daß jeder, der die Comödie zu oft beſucht, er bezahle nach ſeinem Stande den theuerſten, oder den wohlfeilſten Platz, in ſeiner Art eine Verſchwendung begehen kann, wenn er ſich dadurch die Mittel zu nöthigen, oder zu liebreichen Ausgaben entzieht. Aber kann man nicht eine Eintheilung machen? Kann man ſich ſein Vergnügen nicht zuweilen verſagen, und das Geld dafur zu einer Gutthat anwenden? Endlich ſollte ich glauben, daß wenn

auch die Comödie Gelegenheit zum Aufwande gäbe, sie deßwegen noch nicht einzustellen wäre. Man schließe alle Theater zu, dennoch werden diejenigen, die sich für ihr Geld vergnügen wollen, noch nichts ersparen. Sie suchen andre Gelegenheiten. Und ist es denn nicht besser, daß sie eine solche suchen, wo man für ein vernünftiges Vergnügen gesorgt hat?

Es könnte vielleicht den meisten Klagen wider das Theater abgeholfen werden. Erstlich sollten die Comödianten einen geschickten und edelgesinnten Aufseher haben, dessen Urtheile sie alle Stücke unterwerfen müßten, welche sie aufführen wollten. Dieser vernünftige Mann und Kenner des Theaters würde kein mittelmäßiges Stück, keine närrischen Possenspiele auf das Theater lassen. Er würde so gar in den guten Stücken die freyen und anstößigen Stellen wegwerfen, und also sorgen, daß beide Geschlechter ohne Gefahr alle Comödien anhören könnten, und nie die einen bey dem Händeklatschen der Andern die Augen niederschlagen dürften. Das Alter und die Jugend, verheirathete und ledige Personen müßten alle Stücke sicher besuchen können. Um gute Köpfe aufzumuntern, für das Theater zu arbeiten, und schöne Stücke zu liefern, müßte der Aufseher die Freyheit haben, die Einkünfte

für

für die erſte oder zweyte Aufführung des Stücks dem Poeten zu geben, wie in andern Ländern geſchieht. Ferner müſste ein Abend für das Armuth, oder zu andern guten Anſtalten ausgeſetzt werden. Wie ſehr würde dieſes den Poeten und den Acteur ermuntern, wenn jeder wüſste, daß er durch ſeine Mühe heute ein öffentlicher Wohlthäter würde! Die Comödianten müſsten eine anſehnliche Beſoldung und einen gewiſſen Rang bekommen, damit ſie ordentlich und anſtändig leben, und die übeln Vorwürfe von ihrem Stande ablehnen könnten, welche man, ihnen und der Comödie zur Schande, vielleicht oft mit Recht, und oft mit Unrecht zu machen pflegt. Wenn die Comödie ſo eingerichtet wäre, wie ſie ſeyn ſollte: ſo wäre ein guter Acteur ein ſehr nützliches Glied in der Republik, und kein wackerer Menſch würde ſich ſchämen dürfen, eine ſolche Stelle zu verwalten. Das Theater müſste auf öffentliche Koſten erhalten werden. Man müſste beſtändig für gute Muſik ſorgen, damit auch auf dieſer Seite das Vergnügen der Zuſchauer befördert würde. Dieſe Anſtalten ſind alle leicht auszuführen, wenn ſie von einer hohen Hand, oder von einer ganzen und reichen Stadt unterſtützt werden.

Und wenn die Comödie eine ſolche Geſtalt gewönne: ſo ſehe ich nicht, was man für ein unſchul-

unſchuldiger und lehrreicher Vergnügen haben könnte. - - -

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung &c.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Liebe Madam,

Ich bedanke mich für Ihre kurze und leichtfertige Antwort, und melde Ihnen zugleich, daß ich unter vierzehn Tagen nicht werde an Sie ſchreiben können. Ich habe acht Briefe von acht Frauenzimmern zu beantworten; einen von Lorchen, einen von - - Sehen Sie, was es für Mühe macht, wenn man gar zu glücklich iſt! Ich kann ſie nicht einmal alle überzählen; doch Sie werden mir ſchon auf mein Wort glauben. Es iſt wahr, es iſt unter allen den Briefen keiner ſo ſchön geſchrieben, als der Ihrige; allein ich finde doch auch in allen mehr Freundſchaft, als in dem Ihrigen, und mehr Verlangen nach einer Antwort. Sie müßten alſo ſehr ungerecht ſeyn, wenn Sie mirs übel nehmen wollten, daß ich unſern Briefwechſel ſo lange unterbreche, bis ich dieſen guten Freundinnen geantwortet habe. Ich ſage Ihnen dieſes nicht deßwegen, als ob ich glaubte, daß Sie viel Ueberwindung nöthig hätten,

meine

meine Briefe zu entbehren; nein, bloß um Sie zu überführen, daß ich auch eine Schuldigkeit, die Sie mir leicht erlassen würden, nicht ohne die gerechteste Ursache verabsäume. Bin ich nicht bis zum Erstaunen gewissenhaft?

Acht und zwanzigster Brief.

An den Herrn Sekretär K.**

Wenn Sie wüßten, wie lieb ich Sie hätte, und wie lieb ich Sie stets haben werde, und wenn Sie zugleich wüßten, daß ich künftig eben nicht fleißiger an Sie schreiben werde, als zeither: so würden Sie etwas wissen, das nicht recht zusammen hängt, und das dem ungeachtet sehr wahr ist. Ich weiß nicht, was ich für ein ungezogener Mensch werde. Ich schreibe gar nicht gern mehr Briefe. Es liegen ihrer mehr, als ein halbes hundert, auf dem Fenster, die ich seit Ostern hätte beantworten sollen. Ich weiß nicht, wie viel darunter von Ihnen sind; allein ich mag es auch nicht wissen. Ich müßte suchen, und wenn ich suchte; so würde ich viele andre finden, die ich gar nicht sehen mag. Also mögen sie alle liegen. Wenigstens weiß ich einen von den Ihrigen auswendig. Sie lobten mich darinnen, und zwar recht

recht hübſch. Sie führten mir auch einen Lobſpruch aus einer gewiſſen Schrift an, dafür ich Ihnen ſehr danke, und dafür ich Ihnen, ungeachtet aller meiner Eitelkeit, noch mehr danken würde, wenn Sie mirs demonſtriren könnten, daß ich ihn in der That und von eben der Seite her verdiente. Ich hatte kurz vor dieſer Nachricht das Vergnügen, den Verfaſſer dieſer Schrift bey mir zu ſehen, ohne es damals zu wiſſen, daß er der Verfaſſer und mein Lobredner war. Es iſt ein vernunftiger und artiger Mann; aber doch nicht ſo gar artig, wie Sie. Sagen Sie mir doch, wo ſind Sie denn itzt? In Danzig? Behute der Himmel! Nun wo denn? Wieder in Amſterdam? Noch weniger! Alſo müſſen Sie doch auf Ihrem Tuſculan ſeyn? Ja freylich! Nun, das iſt mir ſehr lieb. Habe ich können nach Niederſachſen reiſen, vier und vierzig Meilen in kurzer Zeit reiſen: ſo werde ich doch auch - - - Erſchrecken Sie nur nicht, wenn jemand Fremdes binnen hier und Michael in Ihr Landgut gefahren kömmt. Mehr will ich Ihnen nicht ſagen. Ich bin Ihr &c.

Neun und zwanzigſter Brief.

Madam,

Ob ich bald wieder nach Leipzig kommen werde? Das weiß ich nicht; vielleicht komme ich

ich gar nicht wieder. So verächtlich Sie auch von meiner kleinen Vaterſtadt urtheilen, und ſo leicht man ſie auch mit einem Dorfe verwechſeln kann: ſo gefallt mirs doch an keinem Orte in der Welt beſſer. Nirgends, Madam, es iſt mein wahrer Ernſt, nirgends geht die Sonne ſo ſchön auf, nirgends ſieht der Himmel ſo blau aus, nirgends ſcheint der Mond ſo hell, und nirgends erfriſchen Luft und Waſſer ſo, als an dem Orte, wo ich gebohren bin.

Non, l'air n'eſt point ailleurs ſi pur, l'onde ſi claire,
Le ſaphir brille moins, que le Ciel, qui m'éclaire;
Et l'on ne voit qu'ici, dans tout ſon appareil
Lever, luire, monter et tomber le ſoleil.

Dieſe vier Verſe möchte ich, meinem Geburtsorte zu Ehren, herzlich gern fur meine eigne Arbeit ausgeben, wenn ich wüſte, daß Sie niemals über das Gedichte des Herrn Bernis ſur l'amour de la patrie *kämen. Ach, Madam, thun Sie mirs doch zu gefallen, und glauben Sie, daß die Lerchen, die ich itzt ſingen höre, weit annehmlicher, weit natürlicher ſingen, als die um Leipzig. Ich ſitze eben itzt unter den beiden Linden, die mein Vater in dem Jahre meiner Geburt hat ſetzen laſſen, damit ſie mit mir aufwachſen ſollten.*

il as

Was für unſchuldige Freuden fühle ich unter dieſen freundſchaftlichen Bäumen, die mit Fleiß heute mehr Schatten werfen, die heute mit Fleiß ſüßer auf mich herabduften, weil es mein Geburtstag iſt. Seyd mir geſegnet, ſchattenreiche Bäume! und du grünende Hecke! die ich mit meiner eignen Hand erbauet habe, in dir ſitze noch einſt der Sohn meines beſten Freundes, und erinnere ſich ſeines Vaters und meiner mit freudigen Zähren! Vergeben Sie mir dieſe kleine Entbuſiaſterey, Madam, ſie hat gar zu viel Wollüſt für mich. Wenn Sie mich nur unter meinen Zeitverwandten, unter meinen Bäumen, itzt ſollten ſitzen ſehen!

Hier, wo ich friſch bekränzt, als Knabe, froh geſeſſen,
Als Jüngling mich gewußt zu freun;
Hier will ich heut, als Mann, des Lebens Müh vergeſſen,
Und noch einmal ein Jüngling ſeyn.

Wie ein Wandrer von der Höhe die Hälfte des zurück gelegten Weges betrachtet: ſo ſehe ich in dieſem Augenblicke von meinem dreyßigſten Jahre bis in die Jahre meiner Kindheit herab. Hier beſchäfftigt mich ein Auftritt der Freude, dort ein Auftritt der Traurigkeit. Hier kömmt mir eine gute Abſicht entgegen, und hält mein Auge lange auf; dort eine

eine Thorheit, und wieder eine; und o wie geſchwind ſehe ich weg! Ich zähle meine geſunden und frohen Tage, und ſehe dankbar gen Himmel; ich zähle die kranken und traurigen, und ſchlage die Hände freudig zuſammen, daß ſie überſtanden ſind. Bald bin ich ein Schüler, bald ein Autor, bald ein Freund, bald ein Liebhaber, bald ein Client, bald - - - Nein, hier ſehe ich eine leere Scene. Zu der ſtolzen Rolle eines Patrons, hat mich mein gutes Schickſal noch nicht beſtimmen wollen. Ich habe zwar ein Paar guten Freunden einmal zu Aemtern geholfen; allein ſie verdienten ſie, ſie waren auch viel klüger und geſchickter, als ich, und alſo bin ich wohl noch kein rechter Patron geweſen.

Itzt ſehe ich meine alte Mutter auf mich zukommen. Doch nein, ſie ſieht, daß ich ſchreibe, und ſchleicht ganz behutſam auf die andre Seite. Die liebe Mutter! Aber bald will ich ſie herholen, und mich an ihrem freundlichfrommen Geſichte, an ihren ehrwürdigen weiſſen Haaren, die ganze Mahlzeit über recht ſatt ſehen. Ich bewirthe ſie dieſen Mittag.

Komm, die du mich gebahrſt, hier, Theure,
ſetz ich heute
Mich voll Entzückung zu Dir hin,
Freu mich, daſs Du mich liebſt, freu mich an
Deiner Seite,
Daſs ich von Dir gebohren bin.

Freylich

Freylich mag der Anblick meiner Mutter viel zu der Schönheit dieſer Gegend beytragen. Alles, was ſie redt und thut, iſt Liebe und Gewiſſen. Laſſen Sie mich immer ein Herz loben, Madam, mit dem Sie ſo viel Aehnlichkeit haben. Letztens lieſt ihr meine Schweſter aus einer von meinen Schriften etwas vor. Sie lächelt die ganze Zeit über. „Das hat er ganz hübſch gegeben, *fängt ſie endlich an.* Wer muſs ihm doch das alles geſagt haben! - - Er hat es doch auch ſelbſt gemacht? - - Ich habe freylich wohl eine Freude, wenn ich ihn loben höre - - Die Leute werdens doch aufrichtig meynen - - Ich höre, daſs er zuweilen in ſeinen Schriften von der Liebe redt, und äuſserlich thut er nun gar nicht, als ob er dem Frauenzimmer gut wäre - - Je nun, man kann ja einander in allen Ehren gut ſeyn. - - Er iſt ſtets ſtill und eingezogen geweſen." - - *Ja, Madam, ich gefalle mir in dieſem mütterlichen Lobe, voll natürlicher Unſchuld, mehr, als wenn mich eine ganze Nachwelt gelobt hätte. Wie glücklich bin ich, daſs ich von ihr abſtamme! Endlich nähert ſie ſich mir. Sie hat gewiſs unter der Zeit für mich gebetet. Nun ſollten Sie noch bey uns ſeyn, Madam, ſo wüſste ich mir keinen glücklichern Tag in meinem Leben, als den heutigen. Ich werde Ihnen zu Ehren heute wohl im Grünen ein Glas Wein mehr*

trinken,

trinken, und meine Mutter, die ſonſt nur ein halbes trinkt, will ich zu einem ganzen verführen. Ja, das wollen wir thun, wir wollen Ihre Geſundheit trinken. Ich dächte, ich hätte Ihnen genug geſchrieben! Leben Sie wohl.

Dreyſsigſter Brief.

Madam,

Wie froh bin ich, daſs die Brunnencur zu Ende iſt; nun darf ich wieder ſchreiben. Bedenken Sie nur, acht Wochen lang habe ich keine Feder anſetzen dürfen, ſo barbariſch iſt der Medicus mit mir umgegangen. Mein Herr, ſprach er, als ich die Cur anfieng, ich kenne ſie, ich weiſs, daſs ſie gern ſitzen und ſchreiben; allein, ich ſage es ihnen, Gift werden ſie trinken, und keinen Brunnen, wenn ſie ſich nicht von allen Verrichtungen los machen. „Aber, *ſagte ich*, darf ich denn nicht wenigſtens drey oder vier Briefe von guten Freundinnen bey meiner Cur beantworten? das wird mir doch nichts ſchaden!„ *Was? Nichts ſchaden? Drey oder vier Briefe an Frauenzimmer bey der Brunnencur? Mein Herr, ſie mögen wohl ein guter Poet ſeyn: aber nehmen ſie mirs nicht übel, von der Medicin verſtehen ſie nicht den*

Kukuk. Wollen ſie denn die Diät beſſer wiſſen, als ein alter Prakticus? Ich ſage es ihnen kurz, ſie dürfen nicht eine Feder in die Hand nehmen, bis die funfzehnte Flaſche rein ausgetrunken iſt. Der Pirmonter Brunnen iſt ein Brunnen, bey dem man an nichts, am allerwenigſten an ein Frauenzimmer, denken darf. - - -

Alle meine Bitten halfen nichts, Er prophezeihte mir ſo viele Krankheiten, daß ich ihm in der Angſt zuſchwur, keine Feder anzuſetzen. Der böſe Mann hat mich ſo lange vom Briefſchreiben abgehalten! Das ſoll die letzte Brunnencur ſeyn. Verlaſſen Sie ſich darauf, und erlauben Sie mir, daß ich mich nicht weiter entſchuldigen darf. In den Briefen an Ihre Frau Schweſter habe ich zwar eine böſe Hand, als die Urſache meines Stillſchweigens, vorgewendet; doch dort habe ich, als ein Poet, geredet. Gönnen Sie mir nur die Ehre Ihrer Freundſchaft ferner, und glauben Sie nicht, daß ich ein nachläſſiger Freund bin, weil ich ein nachläſſiger Correſpondent bin. Was macht Ihr Herr Liebſter? Befindet ſich Ihre Jungfer Tochter noch wohl? Denken beide manchmal an mich? Ich denke ſehr oft an Sie, und allezeit empfehle ich mich Ihrer Freundſchaft.

Ein

Ein und dreyſsigſter Brief.

Madam,

Meine Hand iſt nunmehr ſo geſund, als ich mir nur wünſchen kann. Ich habe mir auch dieſe Meſſe Federn und Papier, alles, was zum Briefſchreiben nöthig iſt, gekauft, und ich ſehe nicht, was mich abhalten ſollte, binnen hier und Weihnachten etliche hundert Briefe an Sie zu ſchreiben, wenn Sie mir nicht ausdrücklich befehlen, weniger freygebig damit zu ſeyn. Was werde ich Ihnen in den vielen Briefen nicht alles ſagen? Und vielleicht doch noch nicht ſo viel, als ich wünſche. Und was werde ich in Ihren Antworten für liebe Sachen leſen? Und vielleicht nur gar zu viel, die ich nicht verdiene. Ja, Madam, wenn Sie dieſe Meſſe zu uns gekommen wären, wenn Sie Doris, wenn Sie Aemilien mitgebracht hätten: ſo wollte ich gleich einen Brief in Verſen an Sie ſchreiben. Allein wovon?

Ja wohl! wovon wollt ich denn ſingen?
Doch, Sylvia, was frag ich erſt?
Iſt unter tauſend ſchönen Dingen,
Wovon die Dichter gerne ſingen,
Wohl eines, das du lieber hörſt,

Wohl eines, das du mehr verehrſt,
Wohl eins, von dem ich lieber ſchriebe,
Da Du mich ſeinen Werth ſelbſt durch Dein Beyſpiel lehrſt,
Als der Geſchmack, und als die Liebe?

Aber, weil Sie nicht gekommen ſind: ſo will ich das Gedicht verſparen, bis Sie kommen, und ſie in Proſa bitten, Ihrem Herrn Liebſten etliche finſtre Geſichter zu machen, wenn Sie anders dazu fähig ſind, daß er mich nicht beſucht hat. Ich habe ihn recht aufrichtig zu mir gebeten, und die Stunde, da man Caffee trinkt, bin ich gewiß zu Hauſe, und am erſten für einen guten Freund gemacht. L - - der böſe Menſch, iſt gewiß Schuld daran. Wenn er nur ſtürbe, daß ich und Sie, und vielleicht auch Aemilie, der Marter los würden, ihn alle Tage fehlen zu ſehen. Wie ſind Sie und Doris, und Aemilie mit der Schwediſchen Gräfinn zufrieden? Wäre es beſſer, wenn ſie nach dem erſten Theile geſtorben wäre? Aemilie wird vermuthlich gewaltig viel an der Frau Gouverneurinn, und noch mehr an dem armen zärtlichen Coſakenmädchen auszuſetzen haben. Doch, was kann ich dafür, daß die Frauenzimmer in Siberien empfindlicher ſind, als ſieben Meilen von Leipzig? Leben Sie wohl.

Zwey

Zwey und dreyſsigſter Brief.

Hochzuehrender Herr und Freund,

Ich bin Ihnen ſehr lange eine Antwort ſchuldig. Was denken Sie von mir? Ich könnte mich weitläuftig entſchuldigen, und unter vielen Hinderniſſen eine weite Reiſe nach Niederſachſen anführen; aber ich will es lieber Ihrer Freundſchaft überlaſſen, mir meine Langweiligkeit auf Treu und Glauben zu vergeben. Sie haben in Ihrem letzten Briefe einen Troſt von mir verlangt, und ich will wünſchen, daſs Sie ihn itzt nicht mehr bedürfen, und daſs die Zeit das bey Ihnen ausgerichtet haben mag, was im Anfange die ſtärkſten Gründe nicht von uns erhalten können. Wenn Sie auch noch zuweilen klagen müſſen: ſo bin ich doch zu ſehr Ihr Freund, als daſs ich Sie in Ihren gerechten und ſüſsen Klagen ſtören wollte. Nein, verehren Sie immer ein Herz durch Betrübniſs und Sehnſucht, das Ihrer Liebe ſo ſehr werth war, und verdienen Sie ſich dadurch eins, das dem verlornen gleicht. Ich wünſche und gönne es Ihnen vor vielen Andern, und bin mit aller Hochachtung &c.

Drey und dreyſsigſter Brief.

Hochwohlgebohrner Herr,

Schreiben Sie mir nicht mehr ſo ſchöne Briefe, wie der letzte war, ich ſtehe ſonſt nicht dafur, daß ich nicht ein wenig eiferſuchtig auf Sie werden ſollte, ſo ſehr ich Sie auch liebe. Das hilft nichts, daß Sie mir ſagen, Sie müßten itzt wieder eine ganz neue Schreibart annehmen. Sie ſchlafern mich mit dieſer kleinen Liſt gar nicht ein. Ich ſehe es doch wohl, daß Sie über der Sprache der Kanzley die Sprache der Welt nicht vergeſſen, und in Ihren Briefen eben ſo ſchön deutſch ſchreiben werden, als ob Sie niemals mit Akten etwas zu thun gehabt hätten. Im Ernſte, Sie haben mir durch Ihren Brief eine ausnehmende Freude gemacht, für die ich Ihnen um deſtomehr Dank weiß, weil ich mir dadurch bald eine neue zu verdienen hoffe. Ich ſoll Ihnen eine Beſchreibung von der Univerſität - - - machen; allein ich weiß Ihnen nicht viel zu ſagen, als daß es an dieſem Orte wohlfeil iſt, daß die Profeſſoren fleißig leſen, und die Studenten ziemlich frey, wo nicht gar wild, leben. Ihre ganze Moral ſcheint dieſe zu ſeyn: Wer fleißig und richtig in die Collegia geht; wer ſeine vier bis

fünf

fünf Stunden des Tages hört, der kann nach dem machen, was er will. Er mag trinken, er mag ſpielen, er mag ſich herumſchlagen, er mag ſich andern Ausſchweifungen überlaſſen, das hat nichts zu ſagen, er bleibt allemal ein wackerer Student; und die Seele des Studirens iſt die Freyheit. Kurz, ihre Sitten ſind etwas cyniſch. Dem ungeachtet glaube ich ganz gern, daß man ein gelehrter und geſitteter Mann auf dieſer hohen Schule werden kann, wenn man nur will; allein ich würde keinen Sohn dahin thun, und wenn er umſonſt da leben könnte. Ein Ort, der für die guten Sitten gefährlicher iſt, als ein andrer, mag ſonſt noch ſo viele Vortheile haben, es fehlt ihm doch der vornehmſte. In Anſehung der Collegien iſt dieſes noch gut, daß man ſie faſt alle in einem Jahre zweymal hören kann. So viel weiß ich ungefehr von dieſer Akademie; allein ich weiß es nur aus den Erzählungen der Andern. Ich ſelbſt bin niemals da geweſen, und ich möchte nicht gern, daß Sie meine Beſchreibung für authentiſcher hielten, als ich ſie ausgebe. Beehren Sie mich ferner mit Ihrer Freundſchaft, mit Ihren Briefen und Ihren Commiſſionen. Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung &c.

Vier und dreyſsigſter Brief.

An den Herrn Grafen von L.**

Ich erſuche Sie gehorſamſt, mir in dieſer Meſſe eine Gelegenheit zu verſchaffen, daß ich Ihrem gnädigen Papa aufwarten kann. Ich komme in keiner gefahrlichen Abſicht;

Nicht in der Stellung der Clienten,
Und mit erſeufzten Complimenten,
Mit einer Bittſchrift ihm zu drohn - -
Nein, ohne Dedication,
Und ohn ein Lob auf ſeinen Sohn,
Und ohne meins ihm zu erzählen,
Such ich das Glück allein,
Mich einem Manne zu empfehlen,
Der würdig war, ſo groſs zu ſeyn.

Sie wiſſen es, ich dränge mich gar nicht in die Antichambern der Groſsen, und ich weiſs nicht, ob ich zu blöde, oder zu beſcheiden, oder zu ſtolz dazu bin; aber Ihrem Papa möchte ich herzlich gern meine Aufwartung machen. Mir iſt dieſes ein Beweis, daß ich ihn aus bloſser Hochachtung zu ſehen verlange; ich weiſs nicht, ob ers Ihnen auch ſeyn wird. Freylich wäre es ein Unglück für einen Mann von groſsen Verdienſten, wenn alle

alle Leute ihre Hochachtung ſo weit treiben wollten. Doch das thut nichts. Das Verlangen, Ihrem gnädigen Papa meine Ehrerbietung zu bezeigen, iſt zu groß, als daß mich dieſer Gedanke aufhalten ſollte. Ich wiederhole meine Bitte, und habe die Ehre zu ſeyn &c.

Fünf und dreyſsigſter Brief.

An den

Herrn Rittmeiſter von B. ***

Ich erhalte geſtern die erſte, und heute die andre Ordre zum Aufbruche nach M - -; und da ich den Ueberbringer des Briefs frage, ob die Kutſche vor meinem Hauſe ſtünde: ſo ſagt er mir ganz ſinnreich, ſie wäre ſchon geſtern wieder nach M - - gegangen. Wundern Sie ſich alſo ja nicht, daß ich heute nicht mit einer Gelegenheit komme, die geſtern ſchon abgegangen iſt. Vielmehr erlauben Sie mir, daß ich mich über einen Irrthum unter den Bedienten, und über meine Thorheit, mich über Kleinigkeiten zu ärgern, wirklich ärgern darf. Ich mache geſtern Abends mit vieler Mühe noch einige Dinge fertig, die mich nicht wollten reiſen laſſen. Ich ſitze ſo lange darüber, daß ich die Nacht übel ſchlafe. Ich ziehe mich früh zur

Reise an, und warte auf die Rosse, die mich zu Ihnen bringen sollen, und siehe, es kömmt endlich der Bediente des Herrn Stiftsraths; und bringt mir die erfreuliche Nachricht, daß meine Mühe umsonst ist. Ich hätte dem Menschen gern das Dintenfaß an den Kopf geworfen, wenn er mich nicht versichert hätte, daß er und seine Collegen unschuldig wären. Doch vielleicht soll ich nicht mehr nach M - - kommen. Besuchen Sie mich diese Feyertage, so ist der Schade gehoben. Ich bin immer noch, bis zum Erstaunen, Ihr guter Freund.

Sechs und dreyßigster Brief.

An eben denselben.

Sie werden vielleicht glauben, ich würde so gutig seyn, und einmal aufhören, an Sie zu schreiben, weil Sie so sinnreich sind, und mir nicht antworten. Allein dieß will ich eben nicht. Ich vermuthe, daß Ihnen meine Briefe zur Last sind, und deßwegen will ich fortfahren, ihre Anzahl mit jedem Posttage zu vermehren. Man kann sich an einem, der nicht gern zuhört, nicht besser rächen, als wenn man ohne Aufhören plaudert, und an einem, der nicht antworten will, nicht

nicht beſſer, als wenn man ihm Briefe über Briefe ſchickt. O! werden Sie, mit zehn finſtern Mienen, heraus fahren; der Menſch muß doch auf der Welt nichts zu thun haben, weil er ſtets an mich ſchreibt. Sie irren ſich, Herr Rittmeiſter, ich habe Arbeit genug, und wenn ich Ihnen nicht einen Verdruß machen wollte: ſo würde ich ganz gewiß keine Zeit zum Schreiben haben. Aber ich dächte, Sie ſähen auch aus meiner Schreibart, daß ich nicht ganze Tage zu einem Briefe an Sie brauchte. Ich ſchreibe mit Willen nachläſſig, und von nichts, damit Sie recht böſe werden, und mir endlich in der Hitze einmal ſchreiben mögen, daß ich zu ſchreiben aufhören ſoll. Durch dieſe Liſt denke ich noch vor Ihrem Ende eine Antwort heraus zu locken. Heute iſt Sonnabend, verlaſſen Sie ſich darauf, auf den Montag ſollen Sie wieder einen Brief haben, darinnen noch weniger ſteht, als in dem itzigen. Wegen des Porto wollen wirs ſo machen, daß ich einen um den andern frankire; auf dieſe Weiſe geben Sie nichts mehr, als wenn Sie mir allemal antworteten. Bin ich nicht billig? Leben Sie wohl, wenn Sie anders noch leben.

Sieben und dreyſsigſter Brief.

An eben denſelben.

Im Ernſte, liebſter Herr Rittmeiſter, iſt es denn nicht möglich, daſs Sie nur einige Stunden nach H - - - kommen können? Sie würden meinem ganzen Hauſe eine unendliche Freude machen. Wir ſind alle beyſammen, und es geht ganz abſcheulich vornehm zu. Ich fertige daher einen Expreſſen an Sie ab, um zu erfahren, ob es nicht möglich iſt, Sie bey uns zu ſehen. Kommen Sie, wenn ich Ihnen anders lieber bin, als der Herzog. Hören Sie? Ohne Verzug ſollen Sie kommen. Wir haben mehr denn hundert Scheffel Haber, und ganze Böden voll Heu für Ihre Pferde und Maulthiere. Gienge es aber ja nicht an, welches doch der Himmel nicht wolle: ſo will ich nach R - - kommen, welches nicht weit von Ihrem Lager liegt. In dieſem Dorfe habe ich einen Anverwandten, der Paſtor und ein rechter frommer Mann iſt, und dort will ich Sie ſprechen, und Sie einſegnen laſſen, weil Sie doch nicht mit dem Leben davon kommen werden.

Acht und dreyſsigſter Brief.

An eben denſelben in das Lager.

Wo dächten Sie, daß ich wäre? In Ihrem Lager? Nein. In der A - - bey Ihrer Freundinn? Auch nicht. Wo denn? In dem Dorfe, wo Sie heute geweſen ſind. Hier erwarte ich Sie, und ſage Ihnen einmal für allemal, daß Sie Morgen früh mit mir nach H - - reiſen, und die Vaterſtadt Ihres beſten Freundes in ganz Deutſchland ſehen müſſen. Meine Mama, meine Schweſtern, Chriſtiane, Dorchen, und der ganze Rath in corpore erwarten Sie. Meine Mutter hat bloß Ihrentwegen ſechs Kapaunen, noch weit mehr Enten und vier Truthäner abſchlachten laſſen, weil ich ihr geſagt habe, daß Sie außerordentlich ſtark äßen. Ich dächte, Sie kämen noch heute nach R - - - - und bewillkommten mich auf das ſolennſte. Ich erwarte Sie, oder Ihre Antwort, oder Ihren Gottfried. Der Herr Paſtor in R - - nebſt ſeiner Frau Liebſte bitten um Ihre Wiederkunft. Sie haben Sie recht gelobt &c.

Neun und dreyſsigſter Brief.

An eben denſelben.

Dem Himmel ſey tauſendmal Dank, daſs Sie noch leben! Ich bin von Herzen erſchrocken, als ich die Nachricht von dem unglücklichen Treffen in Schleſien erhielt; aber ich habe gewiſs mehr Ihrentwegen, als wegen der Niederlage, gezittert. Mir iſt es ſehr gleichgültig, wer Schleſien oder Böhmen, beherrſcht, und ich gönne es jedem, dem es das Schickſal überlaſſen will. Doch, Sie über dieſem Streite zu verlieren, würde genug ſeyn, es weder einem Könige, noch einer Königinn, zu gönnen. Es iſt ein groſses Glück, daſs Sie der Gefahr unbeſchädigt entgangen ſind; allein, es würde ein noch viel gröſseres ſeyn, wenn ich wüſste, daſs Sie niemals wieder in die Gefahr des Lebens kommen würden. So lange Sie im Felde ſtehen, das iſt, ſo lange Sie ſich auf den erſten Wink eine Ehre daraus machen müſſen, Ihren Feind entweder umzubringen, oder von ihm umgebracht zu werden: ſo lange habe ich noch alles Ihrentwegen zu fürchten. Welcher armſelige Soldat würde ich geworden ſeyn! Kann man nicht anders berühmt werden, als wenn man der Liebe zum Leben entſagt: ſo will ich lieber hinter

dem

dem friedfertigen Pfluge vergagt leben, als auf dem furchterlichen Bette der Ehren mit Tapferkeit sterben. Es ist wahr, man kann nie ohne Bewunderung an einen Helden denken; aber auch nie, ohne ihn zu bedauern, daß er ein Held geworden ist. Ist es möglich: so vergessen Sie den Lorbeer, den man durch sein Blut erkaufen muß. Was hilft es mir und allen Ihren Freunden, wenn Sie hundert Feinde mit eigner Hand erlegen, und dabey das Leben verlieren, oder zerstümmelt zurück kommen? Ich werde Sie weit höher schätzen, wenn Sie mir bey Ihrer Zurückkunft gestehen werden, daß Sie die Gefahr menschlich vermieden hätten, als wenn Sie mir sagen, daß Sie Ihr Leben mit Vergnügen an diesem und jenem Orte gewagt. Nein! Zu unsrer Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht; sie ist ihr vielmehr schädlich. Ist denn die Welt etwan nicht schön genug, daß man recht darnach eilen sollte, sie nicht länger, als zwanzig, oder dreyßig Jahre, zu genießen? Doch, was mein Bitten nicht ausrichten kann, das wird vielleicht die Liebe für Ihre Freundinn bewerkstelligen. Sie erhalten dießmal drey Briefe zugleich von ihr, und sie weint alle Tage um Antwort. Schreiben Sie ja, und wenn Sie auch zu Pferde, und auf dem Vorposten, schreiben sollten. Veränderliches ist nichts mit ihr vorge-

gangen. Sie betet einen Tag, wie alle Tage, für Ihr Leben; ſie ſeufzt nach Ihrer Wiederkunft; ſie thut neue Gelübde; ſie lieſt Ihre Briefe; ſie ſchickt nach allen Zeitungen, und zittert, indem ſie lieſt; ſie klagt über mich, wenn ich ſie tröſten will. Dieß ſind ihre täglichen Verrichtungen. Der Feldbote kömmt. Leben Sie wohl, wenn man anders im Felde wohl leben kann. Ich wünſche es Ihnen von Herzen, denn ich bin vor tauſend Andern Ihr Freund &c.

Vierzigſter Brief.

An eben denſelben.

Ew. Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten, - - Was mache ich doch? Nehmen Sie es ja nicht übel, Herr Rittmeiſter, daß ich Sie Eure Excellenz genennt habe. Indem ich den Brief anfangen will: ſo ſtelle ich mir vor, wie Sie einmal, als General, ausſehen würden. Ich ſahe Sie in einem Geſichte mit groſſen Falten; und in den Mienen, wo ſonſt Liebe und Zärtlichkeit gewohnt hatten, herrſchten itzt das Alter und der Krieg. Sie trugen eine ſchwarze Peruke, und ſahen recht fürchterlich ehrwürdig aus. Ich ſtehe, nach meiner Meynung, vor Ihnen, und weil ich in der Angſt nicht weiß, was

ich

ich ſagen ſoll: ſo fange ich in Gedanken an zu ſagen: Eure Excellenz haben mir durch einen von Dero Leuten befohlen &c. und in Gedanken ſchreibe ich dieſe Worte aufs Papier. Es iſt mir auch ganz lieb. Denn bey dieſer Gelegenheit habe ich doch eine Seite vollgeſchrieben, und Ihnen zugleich eine verſteckte Erinnerung gegeben, daß Ihre Schönheit nicht ewig währen wird. Worauf ſind Sie alſo ſo ſtolz? Es iſt noch um einen Feldzug zu thun: ſo iſt Ihr ganzer Reiz verloren. Es haben mich ſchon viele Officier verſichert, der Feldzug in Böhmen hätte Sie ſo entſtellt, daß Sie ſich kaum mehr ähnlich ſähen. Kommen Sie nur wieder nach Sachſen: man wird ſich nicht ſehr um Sie zanken. Was habe ich Ihnen denn gethan, mein lieber - - höre ich Sie ſagen. So? Iſt dieſes nichts, wenn Sie nicht an mich ſchreiben, und ſo kaltſinnig mit mir umgehen, als wenn ich Ihr Feldprediger wäre? Sie dürfen nicht denken, als wenn ich ein ſo großes Verlangen nach Ihren Briefen hätte, und ſie nur gar zu gern läſe. Nein! Ich kann ſie leicht entbehren. Aber Sie ſollen mir doch den Reſpect nicht entziehen, den Sie mir, als Ihrem Freunde, und als einem Gelehrten, ſchuldig ſind. Allein, aller Ihrer Kaltſinnigkeit ungeachtet, will ich doch mein Wort halten, und Ihnen das verſprochene Manuſcript überſchicken.

Laſſen

Laſſen Sie es aber nicht bey der ganzen Armee herum laufen. Ich will ſehen, ob Sie inskünftige zärtlicher mit mir umgehen werden. Es iſt leider wahr, daß ich Sie noch liebe; allein, wenn Sie mir nicht bald ſchreiben: ſo hoffe ich es vor Oſtern noch ſo weit zu bringen, daß ich in zehen Jahren nicht in die Verſuchung fallen will, an Sie zu denken. Mein Vater erkundigt ſich faſt in allen Briefen nach Ihnen, und damit ich der beſtändigen Anfrage los werde: ſo habe ich ihm ganz treuherzig berichtet, daß Sie an einer Feldkrankheit geſtorben wären. Wenn Sie es aber nicht leiden können, daß er Sie für todt hält: ſo durfen Sie, weil Sie ohne dieß gern ſchreiben, nur an ihn ſchreiben, und ihm melden, daß Sie zu groſſem Glücke oder Unglücke noch lebten. Ich will mirs gefallen laſſen, und noch einige Zeit ſeyn &c.

Ein und vierzigſter Brief.

Eines Frauenzimmers an einen Freund.

Damit ich Sie recht von meiner Aufrichtigkeit überführe: ſo will ich Ihnen etwas entdecken, was man ſonſt ſorgfältig zu verbergen pflegt. Ich rede ſeit acht Tagen ſehr übel von Ihnen,

Ihnen, und lenke in allen Gesellschaften, wo ich Freunde oder Freundinnen von Ihnen antreffe, das Gespräche auf Sie. Man fängt Sie an zu loben, und Ihnen allerhand gute Eigenschaften beyzulegen. Dieses mache ich mir zu Nutze. Ich bejahe es, und thue, als ob ich Ihre Verdienste vergrößern wollte, damit man das Böse glauben soll, das ich von Ihnen zu sagen Willens bin. Ich könnte Ihnen einige von meinen Erfindungen hersetzen, die Sie gewiß etliche Officierflüche kosten würden; allein, weil Sie die Ungewißheit von dem, was ich sage, am meisten quälen wird: so will ich Sie auch darinnen lassen. Wie gefällt Ihnen meine neue Aufführung? Bin ich nicht ein redliches Frauenzimmer, da ich Ihnen auch so gar meine eigne Bosheit nicht verschweige? Es ist wahr, ich thue Ihnen Unrecht; allein, wie kann ich mir anders helfen? Ich bin zu bedauern, daß ich keine andern Kräfte habe, Sie wieder zu meiner Freundschaft zu bewegen, als daß ich Ihnen zeige, wie viel ich Ihnen schaden kann, wenn Sie nicht aufmerksamer auf mich sind. So bald Sie es bereuen werden, daß Sie mich letztens ohne Abschied verlassen, und Andre mir vorgezogen haben: so bald werde ich aufhören, von Ihnen übel zu reden. Thun Sie dieses: so will ich in allen Gesellschaften durch eben so viel gute Erzählungen meine ersten Nachrichten wider-

widerrufen. Thun Sie es nicht: ſo fürchten Sie alles von meiner Rache. Ich erwarte, was ich ferner ſeyn ſoll; Ihre Freundinn, oder Ihre Verleumderinn.

Zwey und vierzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie verſichern mich Ihrer Freundſchaft, und ich weiß für dieſe Ehre nicht dankbarer zu ſeyn, als wenn ich Ihnen ſage, daß ich wünſche, ſie zu verdienen. Fahren Sie mit Ihrer Gewogenheit gegen mich fort, ich bitte Sie darum, und ich werde dieſe Bitte um deſto öfterer wiederholen, weil ich ſonſt kein Mittel habe, Sie zu überführen, wie hoch ich Ihre Freundſchaft ſchätze. Aber was ſoll ich auf Ihren Glückwunſch zu meiner Beförderung antworten? Ich habe noch keine erhalten. Doch mein Schickſal mag über mich beſchloſſen haben, was es will, und mir eine Verſorgung in Ihrer Vaterſtadt geben, oder nicht: ſo habe ich doch Urſache, Ihnen den verbindlichſten Dank zu ſagen, daß Sie an meinem noch ungewiſſen Glücke zum voraus Theil nehmen. Es iſt Vergnügen genug für mich, daß Sie mirs vor Andern gönnen, und daß Sie mirs,

mirs, wenn ich es erhalten ſollte, durch Ihren Umgang noch ſchätzbarer machen werden. Ich bin &c.

Drey und vierzigſter Brief.

Hochzuehrende Jungfer Schweſter,

Ich ſuche Sie durch dieſen Brief von meiner Hochachtung und Freundſchaft zu überführen, und der Beweis wird mir ſehr leicht werden, wenn Sie mir auf mein Wort glauben wollen, daß das Verlangen Sie zu ſehen, und zu ſprechen, beynahe die einzige Urſache von meiner Reiſe nach B . . . geweſen iſt. In Wahrheit, liebe Jungfer Schweſter, ſo ſehr ich Ihren Verſprochenen und meine übrigen Freunde, die um ihn ſind, liebe: ſo würde ich mich doch ohne die Hoffnung, Sie zugleich zu finden, nie zu einer Reiſe von vierzig Meilen entſchloſſen haben. So weit bin ich in meinem Leben noch nicht gereist, und ich kann mir auch nicht einbilden, daß ich jemals wieder ſo weit reiſen werde; ich, der ich alle mögliche Krankheiten befürchte, wenn man nur von einer Spatzierfahrt ſpricht, und eine Zeit von Tag und Nacht brauche, ehe ich Ja ſagen kann. Aber ſtellen Sie Sich auch vor, wie ſehr ich erſchrocken bin, da ich Sie nicht

nicht fand; da ich hörte, daß Sie noch vierzehn Meilen von B - - entfernt wären. Ich hätte lieber geweint, und Ihr Bräutigam hatte genug an mir zu trösten. Bedauern Sie mich immer ein wenig, ich verdiene es; und wenn auch das zu viel gefordert iſt: ſo belohnen Sie mich wenigſtens dadurch für meine Reiſe, daß Sie nicht daran zweifeln, daß ich ſie in der Abſicht unternommen habe, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen, mir Ihre Freundſchaft zu verdienen, an dem Vergnügen Ihrer Liebe Theil zu nehmen, und Ihnen alle das Glück zu wünſchen, das nur ein Bruder ſeiner Schweſter gönnen kann. Ja, liebe Jungfer Schweſter, ich bin recht ſtolz auf die Ehre, mit Ihnen verwandt zu ſeyn. Ein Frauenzimmer, das G - - r zu ſeiner Frau wählt, muß außerordentliche gute Eigenſchaften haben. Vergeben Sie mir dieſen Lobſpruch, er geht mir von Herzen, und ich ſehe ihn als eine Pflicht an, die ich der Tugend ſchuldig bin. Leben Sie wohl, liebſte Jungfer Schweſter. Ich weiß es gewiß; Sie ſind zeitlebens glücklich, mit Ihrem G - - r glücklich &c.

Vier und vierzigſter Brief.

Meine liebe Mademoiſell,

Ich will Ihnen etwas im Vertrauen ſagen. Einer von meinen Freunden, der Sie nicht weiter,

ter, als aus Ihren Briefen an mich, kennt, und aus etlichen kleinen Beſchreibungen, die ihm Herr L - - von Ihnen gemacht, hat ſich in Sie verliebt. Nehmen Sie ſich in Acht, meine liebe Freundinn; der Menſch ſieht bald, wie Ihr lieber Opitz, aus, deſſen Bild und deſſen Poeſie Sie ſo wohl leiden können; und was wäre leichter, als daß er Ihnen in dieſer Miene gefiele, und wenn er Ihnen gefallen hätte, daß Sie ihn am Ende liebten? Gleichwohl weiß ich, daß Sie die Liebe für eine beſchwerliche Sache halten. Ich will Sie alſo recht aufrichtig gewarnet haben, meine werthe Aemilie, hüten Sie ſich vor meinem Freunde. Er wird nach G - - kommen. Er hat allerhand Mittel gefunden, die ihm die Bekanntſchaft Ihrer Frau Schweſter verſchaffen werden. Durch dieſe will er die Ihrige erhalten, und unter dem Charakter eines guten Freundes will er ſich unvermerkt in Ihre Liebe einſchleichen. Wenn alſo ein Menſch mit einer halbfinſtern Miene, mit ein Paar himmelblauen Augen, wenn ſich ſo ein Menſch vor Ihnen ſehen läßt: ſo zweifeln Sie nicht länger, daß es eben der gute Freund iſt, vor dem ich Sie warne. Ich will Ihnen noch mehr Merkmale geben. Er redt wenig in groſſen Geſellſchaften, und bemerkt lieber den Witz der Andern, als daß er ſeinen eignen in Anſehen bringen ſollte. Er ſucht durch eine ungekünſtelte Auf-

Aufrichtigkeit zu gefallen, und er gefällt, weil es ſein natürlicher Charakter iſt. Nunmehr werden Sie ihn nicht ſo leicht verfehlen; aber dem ungeachtet gehen Sie nicht oft allein mit ihm um. Die Liebe hat tauſend Mittel, unſre Vorſichtigkeit zu hintergehen. Ich kenne Ihren Liebhaber gar zu gut, ich kenne ihn von den erſten Jahren her. Er iſt ein Poet, er iſt eben ſo beſtändig, als er zärtlich iſt; er redt von der Liebe, ohne die Liebe zu nennen; er ſcheint oft wider die Liebe zu reden, und macht ihr doch einen verdeckten Lobſpruch. Dieſes iſt es alles, was ich Ihnen in der Eil rathen kann; aber vielleicht habe ich Ihnen ſchon zu viel gerathen? Vergeben Sie mirs; es iſt ein Fehler der Aufrichtigkeit, zu dem mich die Liebe für Ihre Ruhe verleitet hat. Machen Sie mich zu Ihrem Vertrauten, wenn Ihr Liebhaber erſcheinen ſollte. Ich verdiene dieſe Belohnung. Leben Sie wohl.

Fünf und vierzigſter Brief.

Mademoiſell,

Ihr unbekannter Liebhaber ſoll nunmehr nicht zu Ihnen kommen. Ich weiß es ſelbſt nicht recht, warum; aber das kann ich Ihnen geſtehen, daß ich ihm eben ſo ſehr von dieſer Reiſe abgera-

gerathen habe, als ob ich etwas dabey verlöre. Ich habe ihm auch Ihren letzten Brief nicht vorgeleſen, ſo gern ich ſonſt mein Vergnügen mit ihm theile. Er iſt freylich mein Freund, aber Ihr Brief war ſo ſchön, daß er mich nur allein vergnügen ſollte. In Wahrheit, Mademoiſell, Sie vermehren durch Ihren Briefwechſel alle Tage mein Verlangen, Sie von Perſon kennen zu lernen, und Ihnen meine Hochachtung mündlich zu bezeugen; ja, ich kränke mich, daß mir meine Umſtände nicht ſo viel Freyheit laſſen, dieſes unſchuldige Verlangen zu befriedigen. Giebt es denn wohl ein größeres Vergnügen, als mit einem vernünftigen Frauenzimmer umzugehen? Fahren Sie fort, mir den Verluſt Ihres Umgangs durch Ihre Briefe zu erſetzen, und Ihrem Geſchlechte Ehre zu machen. Es wird gewiß, weil Ihnen doch dieſer Charakter ſo wohl gefallen hat; es wird gewiß noch ein Steeley in der Welt ſeyn, der ſich freuen wird, ein Herz, wie das Ihrige iſt, zu belohnen. Ich bin &c.

Sechs und vierzigſter Brief.

An den Herrn Sekretär K.

Sie ſehen wohl, wenn man einen Autor zum Freunde hat: ſo iſt man keine Stunde ſicher, daß

daß er uns nicht ein Buch dedicirt, oder uns doch mit einem beſchenkt, wir mögen es nun haben wollen oder nicht. Es kann, zum Exempel, ſeyn, daß ihnen nicht viel an dem zweyten Theile - - gelegen iſt, aber das verſchlägt mich nichts; ich ſchicke ihnen dieſes Buch dennoch, und bilde mir zu meiner Ruhe feſt ein, daß Sie es mit Vergnügen leſen werden. Mit dieſem unverſchämten Irrthume muß ſich ein Autor für ſeine Mühe bezahlt machen; und je weniger ihm die Welt ihren Beyfall geben will, deſto mehr muß er ſich den ſeinigen geben. Ja, mein lieber K - -, hätten Sie das damals wohl gedacht, als wir noch in der Fürſtenſchule ganz demüthig in der letzten Claſſe ſaßen, daß ich ein ſo fruchtbarer Scribent werden ſollte? Nein, Sie haben es gewiß nicht gedacht, geſtehen Sie es nur. Aber Sie hatten es denken können. Habe ich nicht in Tertia alle Periodos ſimplices und compoſitas, aduerſa iu s, conceſſiuas &c. in Verſe gebracht? Habe ich nicht in Secunde mehr als eine apthonianiſche Chrie in ganz hübſchen Verſen gehalten? Sind dieß nicht alles Vorbedeutungen von der Autorſchaft geweſen? Ich wollte, daß ich das itzt wäre, was wir uns damals zu ſeyn einbildeten, wenn wir beyde bey dem Examen einen öffentlichen Lobſpruch bekamen; oder, daß ich, itzt ſo vergnügt wäre, als

wir

wir wurden, wenn wir auf dem Spatzierplatze nach einem langen Jahre den Ball einmal ſchlagen durften. Es waren mit alledem gute Zeiten, und ich wiederhole das Sprüchelchen oft:

Flieht der erſten Jahre Morgen:
O ſo geht es nicht mehr an,
Daſs man die beſtimmten Sorgen
Durch den Ball verſchlagen kann.

Endlich komme ich zu meiner Bitte. Seyn Sie ſo gütig, mein lieber Freund, und übergeben Sie dem Herrn Grafen meinen Brief nebſt der Beylage, und wenn Sie ſich um mich verdient machen wollen, ſo ſuchen Sie mir ſeine Gnade zu erhalten, und mein Glück ſeiner Vorſorge zu empfehlen. Aber, werden Sie ſagen, warum bitten ſie ihn nicht ſelbſt? Es iſt wahr, es iſt ein Fehler von mir; doch ich kann mir nicht helfen. Ich bin zu verſchämt, die Zahl der Supplicanten zu vermehren, und einen groſſen Herrn mit meinen Angelegenheiten zu beſchweren. Leben Sie wohl, bleiben Sie mein Freund, und glauben Sie gewiſs, daſs ich der Ihrige bin.

Sieben und vierzigſter Brief.

An den

Herrn von E**.

Sie denken etwan, ich werde es in Geduld erwarten, bis Sie Ihr Verſprechen, an mich zu ſchreiben, erfullen? Aber, Sie ſehen doch wohl, daß Sie falſch gedacht haben? Ja, ich mahne Sie, ich verlange ohne Aufſchub Briefe von Ihnen. Und wenn Sie mir binnen acht Tagen nicht ſchreiben: ſo iſt nichts gewiſſer, als daß ich Sie noch einmal mahne, und ſo von einem Poſttage zum andern, bis Sie Ihr Wort halten. Ich habe viel zu thun, höre ich Sie ſagen! Das glaube ich. Ich muß oft in Geſellſchaft ſeyn; oft verreiſen; oft meine Mama, meinen Papa, unterhalten! Das kann alles ſeyn; aber deßwegen fällt mein Recht nicht weg; und das mindert mein Verlangen nach Ihren Briefen nicht, daß Sie weniger Zeit übrig haben, als ich wünſche. Bedenken Sie nur, wie lange ichs gewohnt geweſen bin, alle Tage einmal mit Ihnen zu ſprechen, und wie viel ich ſeit Michael verloren habe, da ich Sie nicht mehr ſehe, Sie nicht mehr durch meinen Beſuch bey Ihren Büchern überfallen,

fallen, nicht mehr fragen kann: Was machen Sie, mein lieber E- -? Ich gehe oft recht betrübt bey Ihrer ehmaligen Wohnung vorbey. Ich ſehe in die Fenſter, nicht anders, als ob es möglich wäre, daß Sie noch herausſehen könnten. Habe ich ein klein Vergnügen gehabt: ſo rührt es mich ſchon weniger, daß ichs Ihnen nicht erzählen, daß ich Ihre freudige Miene darüber nicht ſehen kann; und wenn ich niedergeſchlagen bin: ſo werde ichs ſchon mehr, weil ichs Ihnen nicht ſagen kann, warum ichs bin. Erſetzen mir wohl etliche Briefe, binnen einem Monate, dieſen Verluſt? Und dieſe Briefe wollten Sie mir noch dazu verſagen, oder doch ſparſam damit ſeyn? Nein, das können Sie in die Länge nicht! Ihr Herz iſt eben ſo freundſchaftlich, als das meinige. Sie lieben mich eben ſo ſehr, als ich Sie liebe. Und wenn auch das nicht gewiß wäre: ſo werden Sie mich doch mit leichter Mühe in dieſen ſüſſen Gedanken erhalten können, wenn anders Briefe, wie Sie dieſelben ſchreiben, eine leichte Mühe ſind. Wie lieb iſt mirs, daß ich Ihnen darinnen zuvor gekommen bin! Sie haben mir alſo wider Ihren Willen zu einem Vergnügen geholfen, indem Sie mir ein anders entzogen haben. Ich ſehe ſchon, wie weh es Ihnen thun wird, ſich zu entſchuldigen. Doch ich will Ihnen dieſe kleine Strafe gern erlaſſen, wenn Sie mir bald und recht viel ſchreiben. Leben Sie wohl &c.

Acht und vierzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Sie haben mich durch einen ſehr ſchönen Brief mit Ihrer Freundſchaft und mit Ihrem Beyfalle beehrt, und ich würde mich für dieſes doppelte Geſchenk ſchon lange bey Ihnen bedankt haben, wenn ich nicht durch eine Menge kleiner Arbeiten und andre Hinderniſſe von dieſem Vergnügen wäre abgehalten worden. Aber heute ſoll mich nichts ſtören; ich will mit Ihnen reden, und Ihre Freundſchaft genieſſen, ohne zu unterſuchen, ob ich ſie genug verdient habe. Ein jeder neuer Freund iſt mir ein neues Glück, für das ich dem Himmel danke. Ich weiß mir überhaupt kein edler Vergnügen zu machen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken ſammle, und mich mit dieſen rechtſchaffnen Männern ſo betrachte, als ob wir eine eigne Familie in der Welt ausmachten. Wie freue ich mich, wenn ich von einem zu dem andern gehe, bey jedem verſchiedne Gaben und Verdienſte, und doch bey allen einerley guten Geſchmack, bey allen ein empfindliches und groſſes Herz antreffe! Und wie ſtolz werde ich endlich, wenn ich mich als ein Mitglied dieſer Verſammlung anſehe, und wie erweitert ſich mei-

ne

ne Seele durch das Verlangen, aller dieſer Freunde werth zu ſeyn!

Dieſes Geſtändniß ſoll die Stelle der Dankſagung vertreten, die ich Ihnen für Ihre mir freywillig geſchenkte Freundſchaft ſchuldig bin. Und um gleich die Pflicht eines Freundes zu beobachten: ſo will ich Ihnen aufrichtig ſagen, was ich von Ihren Poeſien urtheile, ohne deswegen das Amt eines Richters auf mich zu nehmen, das Sie mir aus gar zu großem Vertrauen aufgetragen haben. Sie ſind ſchön, und ſie würden noch ſchöner ſeyn, wenn Sie alle die kleinen Regeln hätten beobachten wollen, aus welchen die Kunſt zu erzählen beſteht. Kurz, die Poeſie ſcheint Ihnen zuweilen einigen Zwang verurſacht zu haben, und Sie ſcheinen ſich dadurch an Ihr gerücht zu haben, daß Sie manchmal von ihren eingeführten ſtrengen Geſetzen abgewichen ſind. Vielleicht würden Sie mich und viele andre im Erzählen zurück laſſen, wenn Ihnen Ihre Umſtände eine ſorgfältige Uebung und Ausbeſſerung verſtatteten, und wenn Sie einige kunſtverſtändige Freunde bey Ihren poetiſchen Arbeiten zu Rathe ziehen könnten. Meine Anmerkungen beſtehen in Kleinigkeiten, die ſich mündlich ſehr bald, ſchriftlich aber deſto übler ſagen laſſen. Indeſſen bin ich Ihnen für die Mittheilung Ihrer Poeſien gehorſamſt verbunden. Bleiben Sie ſtets

mein Freund und Gönner, und glauben Sie, daß ich mit der größten Hochachtung bin &c.

Neun und vierzigster Brief.

An einen vertrauten Freund.

Tausend Thaler wollte ich darum geben, wenn ich Dich in dem Augenblicke mit Deiner Louise überfallen, und nur zwo Stunden bey Dir seyn könnte - - - Ob ich die tausend Thaler gleich habe? Nein, ich habe Sie nicht; aber mein Nachbar soll funfzig tausend Thaler haben, und sein Kammerfenster geht in meinen Hof, und ich wollte - - Du verstehst mich doch? Ja, das wollte ich thun, wenn ich Dich und Deine liebe Frau dadurch gleich könnte zu sehen bekommen. Lebst Du denn recht vergnügt, recht zufrieden mit ihr? Und ist Louise überzeugt, daß sie keinen bessern Mann, als Dich, hatte bekommen können? Ganz gewiß! Aber wurdet Ihr nicht eine Freude haben, wenn ich die Envige mit ansehen, sie genießen, und Euch Euer Gluck in meinen Augen könnte lesen lassen? Gewiß, mein lieber G - - r, Du mußt besser seyn, als ich; weit besser, weil die Liebe so sehr für Dich sorgt, und für mich gar nicht. Bald wirst Du Dich

von

von einem kleinen Sohne geliebt, nachgeahmt, gelesen, und künftig hergestellt sehen. Bald wirst Du eine liebe Tochter, der Mutter ähnlich, in ihrem Reize heranwachsen, und dich von einem zärtlichen Poeten mit Thränen gebeten sehen, sie für ihn allein aufzuheben. Alle diese Freuden soll ich nicht haben. Was muß ich doch begangen haben, daß ich keine Louise finden kann? Sage mirs nur, bin ich denn gar nicht liebenswürdig? Die verzweifelte finstre Miene! - - aber ich sehe ja nicht stets finster aus. Ich bin ja nicht stets stumm, und ich bin es nie weniger, als bey einem Mädchen, das mir gefällt. Woran liegt es denn? Daß ich nicht so gar jung mehr bin? Das ist noch die Frage. Wenigstens glaube ich noch, daß ichs bin, oder doch zu seyn verdiente. Ich habe doch mit alle dem, wie mir verständige Leute sagen, ein Paar hübsche blaue Augen, und eine vernünftige Stirne. Wenn es nur die Schönen wissen sollten, wie sehr ich sie allezeit gelobt habe, und noch lobe: ich wette, daß sie mir gewogner seyn sollten, als Dir. Weißt Du denn kein Frauenzimmer, die mir recht gut ist, und der ich wieder recht gut seyn könnte? Schade für das Glück, berühmt zu seyn, wenn es nicht beliebt macht! Ich schreibe keine Zeile mehr für die Welt, wenn ich ohne Frau sterben soll. Das kannst Du allen Leuten sagen;

vielleicht hören ſie dieſe drohende Nachricht gern. Grüſſe Deine liebe Frau von Herzen von mir. Ich bin Dein &c.

Funfzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Madewoiſell,

Soll ich es gewiß glauben, daß Sie ſeit meiner Abreiſe vier Briefe an mich geſchrieben haben, und daß alle dieſe Briefe verloren gegangen ſind? Sie ſagen mirs, und da mirs unmöglich fällt, in Ihr Wort den geringſten Zweifel zu ſetzen: ſo will ich mich für die verlornen Briefe eben ſo nachdrücklich bedanken, als ob ich ſie wirklich erhalten hätte. Nur erlauben Sie mir, daß ich den Poſtbedienten von hier bis B - - - alles Unglück wünſchen darf. Es iſt billig, daß es den Leuten etliche Wochen nicht wohl geht, die Urſache ſind, daß ich ſeit ganzen Monaten keine Zeile von Ihnen habe leſen können. Aber, liebſte Freundinn, bey wem ſoll ich mich beklagen, daß die nunmehr erhaltne Zuſchrift von Ihnen nicht ſo zärtlich iſt, als ich wünſche? Fragen Sie mich ja nicht, worinnen ich das Zärtliche ſuche. Fragen Sie vielmehr Ihr Herz, ob es nicht bald anfan-

gen wird, gleichgültig gegen mich zu werden. Sie wollen mir ihr Portrait nicht eher, als mit künftiger Meſſe, ſchicken. So lange ſoll ich noch warten? So lange noch? Und warum ſoll ich das Vergnügen nicht haben, es mit der erſten Poſt zu erhalten, da es bloß auf Sie ankömmt? Wundern Sie ſich ja nicht über meine ungeſtüme Anforderung. Unterſuchen Sie vielmehr bey dieſer Gelegenheit Ihre Neigung gegen mich. Denn wenn Ihnen die Heftigkeit gefällt, mit der ich Ihr Bildniß fordre: ſo wird es ein Beweis ſeyn, daß ich Ihnen noch nicht gleichgültig geworden bin. Sie fragen mich in Ihrem Briefe, wenn Sie mich wieder ſehen würden. Was ſoll ich Ihnen hierauf antworten? Wollen Sie zufrieden ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mir dieſes Vergnügen alle Minuten wünſche? Meine Abſichten dürften mich wohl dieſen Sommer noch in G - - - zurück halten; doch können Sie mir ohne Betheurung glauben, daß ich Niederſachſen nicht verlaſſen werde, ohne die angenehmſte Perſon noch einmal zu ſehen, die ich in dieſem Lande angetroffen habe. Ich werde die Ehre Ihrer Bekanntſchaft ſtets, als den größten Vortheil meiner bisherigen Reiſen, anſehen, und mich ſelber zu haſſen anfangen, wenn ich jemals aufhöre, zu ſeyn &c.

Ein und funfzigſter Brief.

An einen Freund.

Sie ſind ganz gewiß der Unbekannte, in deſſen Namen mir Herr R - - eine ſo anſehnliche Belohnung für eine geringe Arbeit überbracht hat. Er hat mir es zwar nicht geſtehen wollen, und Sie werden mir es auch nicht geſtehen; allein ich kann nicht irren, wenn ich Ihnen den Dank dafür abſtatte. Wer könnte ſonſt eine ſo kleine Mühe ſo reichlich belohnen, und zugleich ſo beſcheiden? Sie haben der Belohnung die Geſtalt der Wohlthat benommen, um mich ihr Vergnügen, ohne die Unruhe der Verbindlichkeit, fühlen zu laſſen. Soll ich Ihnen auch dafür nicht danken? Leugnen Sie es nicht länger, daß ich Ihnen das Geſchenk ſchuldig bin. Sie haben Ihre Abſicht erreicht; ich bin völlig überzeugt, daß Sie mir eine Freude haben machen wollen, ohne mich dadurch verbindlich zu machen; allein es gehört nunmehr ſelbſt zu meiner Freude, daß ichs wiſſen muß, daß ich ſie niemanden anders ſchuldig bin, als Ihnen. Ihr Geſchenk iſt mir nicht ſo wohl durch ſich angenehm, als weil Sie wirs gemacht haben. Und ſo verbraucht auch dieſer Gedanke iſt: ſo empfinde ich doch ſeine Wahr-

Wahrheit zu ſehr, als daß ich ihn nicht für die aufrichtigſte Dankſagung halten ſollte. Eben itzt erfahre ich, daß es ſich mit Ihrem ſchon ſo lange ſterbenden Freunde etwas gebeſſert hat. Möchte ich doch der erſte ſeyn, der Ihnen dieſe freudige Nachricht gäbe! Ich wünſche Ihnen, nebſt Ihrer eigenen Geſundheit, ſein Leben zum neuen Jahre, und bin &c.

Zwey und funfzigſter Brief.

An eben denſelben.

Alſo haben Sie Ihren beſten Freund, Ihren L - -, verloren? Sie dauern mich unendlich, und ich wünſchte, daß ſelbſt dieſe Verſicherung etwas zu Ihrer Beruhigung beytragen möchte; denn was habe ich ſonſt, womit ich Sie aufrichten könnte? GOtt! wer hätte das vor wenig Monaten bey unſrer Zuſammenkunft in Merſeburg denken ſollen, daß dieſer ſo muntre und vor uns allen belebte Freund, der erſte und nächſte zum Tode ſeyn ſollte! Und er war es in dieſem Jahre noch. Vater der Menſchen! Wie flüchtig iſt das Leben, das wir ſo ſehr lieben, und als dein Geſchenk auch lieben müſſen! Ich weine,

indem ich dieſes ſchreibe; ich weine mit Ihnen, mein lieber B - - und ich wünſche, daß mich niemand dieſe Stunde in meinen Thränen und in meinen menſchlichen Empfindungen ſtören mag. Wie könnte ich die letzten Augenblicke vom Jahre, die noch übrig ſind, glücklicher anwenden, als wenn ich ſie dem Mitleiden, dem Gedanken des Todes, und der Seele des Verſtorbenen ſchenke! - - Er iſt alſo in dem Schooße der Ewigkeit und der unausſprechlichſten Ruhe - - ? Was muß ein Geiſt, von der Erde weggenommen, bey dem erſten Eintritte in das Land der Vollkommnen, fühlen; welche göttliche Wolluſt! - - Geleitet von der Hand des Allmächtigen, überſchaut er die Welten der Seligkeiten; entzückt von den Stralen der Gottheit preist er den Tag der Geburt und des Todes zugleich, und fühlet, daß der Herr Gott iſt. - - Nun ſieht er den göttlichen Erlöſer, und verliert ſich in dem Meere ſeiner Liebe, und wird trunken von den Geheimniſſen der Erlöſung. - - Er ſängt die ewigen Loblieder Gottes und der Tugend an. - - Die kleinſte gute That auf Erden ſtellt ſich ihm nunmehr im heiligen Lichte vor, und eine jede edle Abſicht wird ihm zur Belohnung vor dem Allwiſſenden, und bleibt ihm ein ewiger Ruhm in dem Angeſichte der Vollkommnen. - - -

Nehmen Sie, mein lieber B - -, dieſe Bilder der Einbildung zu Hulfe, wenn Sie mit Ihren Gedanken dem Seligen folgen. Sollte er nicht ſo glücklich ſeyn, als ich geſagt habe? Er iſt es gewiß, und ich preiſe Gott in dieſem Augenblicke, daß ers iſt. Wollten Sie wohl Ihren L - -, wenn es bey Ihnen ſtünde, von dieſem Glücke auch nur eine Stunde zurück halten? Heben ſolche Gedanken die natürliche Empfindung, in den Stunden der Wehmuth, und das Verlangen nach denen, die wir lieben und lieben müſſen, nicht auf: ſo machen ſie unſre Betrübniß doch zur Tugend, indem ſie ihr die gehörigen Schranken geben. Und welcher Troſt iſt ſtärker und erhabner, als der: Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen! Er erhalte Sie in dem Jahre, das wir anfangen, geſund und zufrieden, und ſchenke Ihnen dieſe Wohlthat noch in vielen folgenden. Er laſſe Sie die Freude der glücklichſten Väter erleben, und Sie, in den Sitten und Handlungen Ihrer Söhne, das liebenswürdige Herz einer nicht mehr vorhandenen Mutter, und ſtets den Lohn einer ſorgfältigen Erziehung erblicken. Ich wünſche dieſes mit dem aufrichtigſten Herzen, und bin zeitlebens &c.

Drey und funfzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Ich müßte ſehr unempfindlich ſeyn, wenn mich der Beyfall nicht vergnügen ſollte, mit dem Sie unlängſt meine Poeſie beehrt haben; allein ich bin auch zu gerecht, als daß ich ihn ganz für mich behalten ſollte. Ich will vielmehr die Lobſprüche, die Sie mir beygelegt haben, mit Ihnen theilen. Ihr ſchöner poetiſcher Brief überzeugt mich, daß Sie ein näher Recht dazu haben, als ich. Das Geſchenk Ihrer Freundſchaft hingegen nehme ich mit der größten Dankbarkeit an. Und wenn man ſie durch Liebe für den guten Geſchmack, und durch ein gutes Herz verdienen kann; ſo hoffe ich, derſelben unaufhörlich werth zu ſeyn. Ich bin unzufrieden, daß mir die weite Entfernung das Vergnügen Ihres Umgangs entzieht, und ich wollte wünſchen, daß Sie mir dieſen Verluſt durch Ihre Briefe erſetzten. Ich bin &c.

Vier und funfzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Alſo ſind alle Hinderniſſe gehoben, die Ihre Wünſche ſo lange aufgehalten haben? Ihr Geliebter

Geliebter iſt mit einem anſehnlichen Glücke verſorgt, und Sie ſind binnen wenig Wochen die Seinige? Keine Nachricht in der Welt hat mich ſo vergnügt, als dieſe. Ich kann mich an Ihrem Briefe gar nicht ſatt leſen. Wer iſt glücklicher, als ich? fangen Sie ihn an. Ja, wer iſt glücklicher, als Sie? Aber, wer hat auch mehr verdient, es zu ſeyn, als Sie? Wer hat zärtlicher, tugendhafter, und beſtändiger geliebt! Ich ſage es Ihnen zur Ehre, daß Sie unter allen Frauenzimmern, die ich zeitlebens gekannt, die größte Liebe, und zugleich den größten Heldenmuth bewieſen haben. Auf einen entfernten Liebhaber in dem Frühlinge der Schönheit länger, als acht Jahre warten; einem Liebhaber mit einem noch ungewiſſen Glücke die vortheilhafteſten Gelegenheiten aufzuopfern, ohne ſie erſt anzuhören; ja, meine Freundinn, wer kann das? Ich möchte Ihren erſten Umarmungen zugeſehen haben! Doch Sie haben mir ja dieſen zärtlichen Auftritt ſo beſchrieben, daß ich ihn geſehen und gefühlt habe. Umarmen Sie Ihren Geliebten, indem Sie dieſes leſen, und danken Sie ihm in meinem Namen mit tauſend Küſſen für das Vergnügen, das er mir durch das Ihrige gemacht hat. Ich komme gewiß auf Ihre Hochzeit; gewiß; denn der Himmel iſt zu gütig, als daß er mir die Freude entziehen ſollte, die größte

Liebe

Liebe und Tugend belohnt, kurz, Sie und Ihren Mann, nach ſo langen Wünſchen, glücklich zu ſehen. Wie wird er mir in den Armen ſeiner Braut danken, daß ich der erſte geweſen bin, der ſie ihn hat kennen lehren! Alſo iſt durch meine Freundſchaft die zärtlichſte, und endlich auch die glücklichſte, Liebe entſtanden? Stolzer Gedanke! Ich küſſe Ihnen die Hand, liebſte Braut, und bin in acht Tagen ſelbſt bey Ihnen. Da will ich Ihnen durch mein Vergnügen über Ihr Glück beweiſen, daß ich vor tauſend Andern bin &c.

Fünf und funfzigſter Brief.

An die Frau von P. * *

Gnädige Frau,

Ob mich gleich Ihr Herr Gemahl verſichert hat, daß Sie es gern ſehen würden, wenn ich in Verſen an Sie ſchriebe; und ob ich gleich nichts lieber thue, als was Sie gern ſehen: ſo kann ich mich heute doch nicht überwinden, poetiſch an Sie zu ſchreiben. Vor einigen Wochen würde ichs ohne Bedenken gewagt haben; denn damals hatte ich Ihre Gedichte noch nicht geleſen. Ich wußte, daß Sie eine Liebhaberinn von der Poeſie

waren;

waren; aber ich wußte nicht, daß Sie ſelbſt ſo ſchön dichteten. Itzt weiß ichs nicht allein, ſondern ich fühle es noch. Und aus Furcht, keine ſolche Verſe zu machen, als Sie verdienen, als Sie ſelbſt machen, und als Sie vielleicht von mir hoffen, will ich heute lieber keine machen, ſondern warten, bis eine Stunde kömmt, da ich mehr Herz, wenn gleich nicht mehr Glück, haben werde. Aber ich entſchuldige mich nicht anders, als ob Sie etwas verlören, daß dieſer Brief proſaiſch, und nicht poetiſch iſt. Iſt dieſer Fehler nicht faſt eben ſo groß, als wenn ich ein ſchlechtes Gedicht gemacht hätte? Kann ich nicht von etwas wichtigen reden? Ja, Madam, erlauben Sie mir, daß ich frage, wie Ihr lieber Gemahl lebt, und ob Sie ihn nicht mit jedem Tage liebenswürdiger finden? Ganz gewiß; und dieſes iſt die Frucht Ihres Umgangs. Wenn Sies nur hören ſollten, wie glücklich er ſich preist, daß er Sie beſitzt! Ich dürfte beynahe ſagen, daß er mir itzt gewogner iſt, als jemanden, bloß weil er ſieht, wie hoch ich Sie ſchätze, und wie ſehr ich überzeugt bin, daß er keine beßre Wahl hätte treffen können. Ich ſehe, daß ich in der Gefahr ſtehe, mehr zu ſagen, als es Ihre Beſcheidenheit erlaubt; ja ich fürchte, daß ich dieſen Fehler, in den die eifrigſte Hochachtung am leichteſten verfällt, ſchon begangen habe. Ich will

alſo

also lieber schliessen, und Ihnen durch mein Stillschweigen die Größe der Ehrerbietung zu erkennen geben, mit der ich vor allen Andern bin &c.

Sechs und funfzigster Brief.

Mein lieber Freund,

Ich bin krank. Kann man sich denn etwan gesund schreiben, wenn man an Sie schreibt? Sonst konnte ich mich zuweilen gesund lesen; aber itzt hilft es auch nicht mehr. Ich habe gestern alle Ihre Schriften hervor gesucht, ich las so gar meine eignen, und ich blieb immer noch mattherzig, immer noch schwergeistig. Ja, ja der Witz mag freylich nicht vor alles helfen. Wenn ichs gleich versuchen wollte, ob ich mich an Ihrem Christiancben gesund küssen könnte. Was meynen Sie? Es kann mir wenigstens nichts schaden, und Sie verlieren nichts dabey. Ich habe mir immer sagen lassen, daß ein Kuß von einem lieben Madchen eine halbe Universalmedicin seyn soll. Ach, was müssen nicht tausend, nicht noch einmal tausend, für Stärkung geben! Ich will es also immer wagen, und Sie sollen der Erste seyn, dem ich meine Gesundheit melden will, wenn das Mittel anschlägt. Was thut man nicht der Gesundheit wegen? Und was läßt

sich

ſich nicht ein guter Freund gefallen, um dem Andern dazu zu verhelfen? Machen Sie ſich keine Sorge, es ſoll keine Gewohnheit daraus werden; Sie ſollen auch nicht dabey vergeſſen werden. Ach, will ich ſprechen: noch eins, Chriſtianchen, nur noch eins, nicht für mich, für ihren Freund, für ihren lieben Damon - -. Sehen Sie, ſo küſst Ihr Damon - - -, doch nein, er küſst nicht ganz ſo; aber ſo. Ich will gleich zu ihr gehen, denn es wird mir über dem Schreiben immer ſchlimmer. Itzt tritt mirs recht ans Herz. Leben Sie wohl.

Sieben und funfzigſter Brief.

Madam,

Sie verlangen, daſs ich die Mütter durch eine öffentliche Schrift zu einer ſorgfältigen Erziehung der Töchter ermuntern ſoll. In der That iſt ihr Verlangen ſehr gerecht; aber würde ich auch Gehör finden? Und wenn ichs fände, würden die armen Mädchen nicht dabey zu kurz kommen? Stellen Sie ſich einmal vor, daſs die Mütter meinem Rathe folgten, und ihre Töchter auf eine recht feine Art erziehen lieſsen; daſs ſie ſie eben ſo wohl denken und reden lehrten, oder

lehren

lehren lieſſen, als nähen und kochen: was würde daraus entſtehen? Unter hundert Mädchen würden kaum ihrer zehn einen Mann bekommen, und unter dieſen zehn Ehen würden kaum zwo glückliche ſeyn. Nein, Madam, ſo lange die meiſten Mannsperſonen albern ſind: ſo würde es das gröſſte Unglück für unverheirathete Frauenzimmer ſeyn, wenn ſie alle klug wären. Entweder die Männer würden ſie nicht haben wollen, weil ſie den Fehler hätten, klüger, als ſie, zu ſeyn; oder die Mädchen, wenn auch mein Ruth Gehör fände, würden ſie nicht haben wollen, weil ſie ihnen zu albern wären. Aber könnte denn nicht ein kluger Mann zehn kluge Weibes nehmen? Ja, das läſſt ſich ganz wohl denken; aber die Polygamie hat zu viel Beſchwerlichkeiten, als daſs wir ſie wieder einführen ſollten. Ich, zum Exempel, komme auſſer mir, wenn ich nur Ein kluges und liebenswürdiges Frauenzimmer um mich ſehe; was würde mit mir werden, wenn ihrer zehn mein Herz an ſich zögen? Nein, Madam, die Liebe kann ohne die Gleichheit der Gemüther nicht beſtehen. Laſſen Sie alſo immer die meiſten Mädchen ohne Witz aufwachſen, damit ſie ihren künftigen Männern gleichen. Es iſt genug, wenn eine kleine Anzahl Schönen in jedem Lande ſorgfältig erzogen, und durch den guten Geſchmack recht liebenswürdig, und zur Liebe

fähig

fähig gemacht wird, damit die Klugen gute Weiber bekommen. Für Chriſtiancben bin ich unbeſorgt, ſo lange ſie unter den Händen ihrer vernünftigen Mutter und ihrer lieben Tanten iſt. Ihr gutes Herz wird bey ſo vielen Beyſpielen, die beſſer lehren, als alle Regeln, leicht ausgebildet, und mit allen den Vorzügen erfüllt werden, die ein Frauenzimmer von der Unſchuld, der Klugheit, und der Wohlanſtändigkeit zu erhalten pflegt. Aber wo wird das gute Kind einen Mann finden, der ihrer werth iſt, wenn ſie ſo wird, wie ſie uns hoffen läſſt? Das weiß ich Ihnen nicht zu ſagen, wenn ich auch noch ſo lange herum ſänne. Leben Sie recht wohl.

Acht und funfzigſter Brief.

An einen guten Freund.

Ueber Ihren unwitzigen Capellan habe ich mich ſehr geärgert, noch mehr aber über ihre boshafte Erzählung, und endlich noch mehr über mich, daß ich albern genug geweſen war, mich über jenes Unwiſſenheit, und über Ihre Bosheit zu ärgern, da beides mein Mitleiden hätte erwecken ſollen. Was iſt es denn nun, ob mich dieſer unbekannte Mann kennet und lieſt, oder nicht?

nicht? Und was iſt es denn nun mit des Andern ſeinen Spöttereyen? So dachte ich, da ich wieder zu ihir ſelber kam. Er will dir ungefehr ſagen, daß du kein vortrefflicher Autor wärſt. Gut, laß ihn reden! Er glaubt es freylich nicht;

Sed qui te vendit, Bibliopola putat,

Iſt das nicht genug? Nachdem ich dieſes Gedachte geſagt habe: ſo fühle ich ſehr genau, daß ich nicht mehr böſe auf Sie bin. Aber dem ungeachtet, ſoll mein Brief nicht länger werden, als der Ihrige, weil ich nicht ſehe, warum ich mehr an Sie ſchreiben ſoll, als Sie an mich, da ich, wo nicht vornehmer, doch eben ſo viel bin, als Sie. Ihr Brief iſt fünf und zwanzig Zeilen lang, und meiner, wenn Sie den Pentameter für zwo Zeilen rechnen, hat eben ſo viel Zeilen. Alſo leben Sie wohl. Es kömmt nicht bloß darauf an, daß Ihnen meine Briefe lieb ſind; nein, Sie müſſen ſie durch die Ihrigen verdienen. Gefallt Ihnen dieſe Schmeicheley?

Neun und funfzigſter Brief.

Madam,

Sie haben an mich geſchrieben, und ich bin über dieſe Höflichkeit mehr als einmal roth geworden.

den. Man kann die Nachläſſigkeit nicht höher treiben, als ich ſie getrieben habe. Zehn Jahre vorbey zu laſſen, ohne an eine Perſon zu ſchreiben, die man hoch ſchätzt, das iſt ein unglaublicher Fehler, und gleichwohl habe ich ihn begangen, und ich würde noch einen gröſſern begehen, wenn ich unverſchämt genug wäre, den erſten zu entſchuldigen. Sie haben mir in Ihrem Briefe nicht den geringſten Vorwurf gemacht, und das hat mich am meiſten geſchmerzt. Laſſen Sie es an dieſer Strafe genug ſeyn, und wenn Sie daran denken, daß ich in zehn Jahren nicht an Sie geſchrieben habe: ſo denken Sie auch daran, daß ich zwey Jahre lang beynahe alle Wochen einigemale an Sie geſchrieben, und Sie vielleicht alle Monate einmal beſungen habe. Laſſen Sie die Frau Commiſſionsräthinn mit der Phyllis abrechnen. Denn dieſen Ruhm können Sie mir doch nicht nehmen, daß ich ein rechter ſorgfältiger und gewiſſenhafter Liebhaber geweſen bin. Aber, was muß ich Ihnen doch in alle den vielen Briefen und Gedichten geſagt haben? Das möchte ich gern wiſſen. Steht denn in allen nichts, als daß ich liebe? Das kann nicht möglich ſeyn. Bringen Sie mir doch meine Briefe auf die Meſſe mit, ich bitte Sie recht inſtändig darum. Sie werden die Ihrigen in meinem Schreibetiſche ſo ſorgfältig aufgehoben finden, als kein Gelehrter

ſein

ſein koſtbarſtes Manuſcript aufhebt; aber das verſteht ſich, daß ſie ziemlich abgenutzt ſind. Ich trug ſie das erſte Jahr aus groſſer Liebe meiſtens bey mir. Im andern machte ich ſinnreiche Anmerkungen dazu, und im dritten ſchloß ich ſie mit vieler Bekummerniß in meinen Schreibetiſch ein, weil ich hörte, daß Sie heirathten. Wird Ihr Herr Liebſter nicht lachen, wenn er ſieht, wie grauſam Sie mich haben ſeufzen laſſen? Wie lange habe ich Sie bitten müſſen, daß Sie nicht mitten unter meinem kläglichen O und Ach davon liefen? Ich glaube, ein ganzes Vierteljahr. Eine ſolche Anekdote findet man in allen Romanen nicht. Dennoch küſſe ich Ihnen nach zehn Jahren noch die Hand, und bin mit der gröſſten Hochachtung &c.

Sechzigſter Brief.

Liebſter Freund,

Alſo bin ich Ihr Beförderer, und geſchickter, meine Freunde zu verſorgen, als mich ſelbſt? Reiſen Sie ins Gebürge, und nehmen Sie Ihr Amt, als ein Geſchenk Ihres günſtigen Schickſals an, das Sie ſo lieb gehabt hat, es Ihnen durch die Hand eines Freundes, und nicht eines Gönners,

zu überreichen. Schreiben Sie oft an mich, und erzählen Sie mirs, wenns Ihnen wohl geht. Dieſes ſoll die Belohnung für eine Freundſchaft ſeyn, für die ich eigentlich gar keine zu fordern habe. Ich bin Ihr lieber &c.

Ein und ſechzigſter Brief.

Madam,

Ich will Ihren letzten Brief nicht ſo wohl beantworten, als Ihnen nur ſagen, daß ich ihn erhalten habe. Ich ſetzte gern hinzu, daß ich ihn mit dem gröſten Vergnügen geleſen hätte, wenn ich dieſes ohne Eitelkeit von einem Briefe ſagen dürfte, der gröſtentheils mit meinem Lobe angefüllt iſt. Doch, was ſoll ichs läugnen? So beſcheiden ich auch bin, oder zu ſeyn wünſche: ſo ſehr ich mich doch von Niemanden lieber gelobt, als von einem Frauenzimmer, wie Sie ſind; und ohne die Begierde, Ihrem Geſchlechte zu gefallen, würde ich nicht nur überhaupt weniger, ſondern auch weniger Gutes, geſchrieben haben. Die beiden Gedichte, von welchen Sie reden, ſind von mir. Eins davon hat mir ſelbſt gefallen; aber ach! wie ſelten erlebe ich dieſes Glück! Ich habe ſo vielmal ohne Liebe von der Liebe ſingen

müſſen, daß es ein Wunder wäre, wenn dieſe Gedichte etwas mehr, als die Melodie der Liebe, enthielten. Soll ich Ihnen denn nicht zum neuen Jahre gratuliren? Beynahe möchte ich Ihnen das alles herſetzen, was ich Ihnen gönne, und was Sie verdienen; Aber, nein, Sie haben mir ja nichts gethan! warum wollte ich Sie mit einem langen Wunſche beſtrafen? Leben Sie, nebſt Ihrem Herrn Liebſten, glücklich und zufrieden. Ich empfinde es, daß mir dieſer Wunſch von Herzen geht, und daß mich ſchon der bloſſe Gedanke von Ihrem künftigen Glücke vergnügt.

Zwey und ſechzigſter Brief.

Mademoiſell,

Ich will Ihnen recht aufrichtig geſtehen, warum ich Ihnen ſo lange nicht geantwortet habe. Ich bin - - was dächten Sie wohl? Krank geweſen? Nein. Verreist geweſen? Auch nicht. Mit Geſchäfften überhäuft geweſen? Noch weniger. Ich ſehe es wohl, Sie errathen es nicht; aber könnten Sie es denn nicht errathen, wenn Sie wollten? Bedenken Sie nur, ich bin, ohne mich zu loben, ein Poet, und von Natur - - Nicht wahr, nun wiſſen Sies? Ja, meine liebe

Made-

Mademoiſell, Sie haben recht, ich bin verliebt geworden, und deſswegen habe ich Ihren Brief, und wohl noch dreyſsig andre ſeit vielen Monaten unbeantwortet gelaſſen. Allein, damit ich mich gleich für meine Aufrichtigkeit bezahlt mache: ſo verlange ich, daſs Sie mir in Ihrem künftigen Briefe meine Nachläſſigkeit nicht vorwerfen ſollen. Die Urſache, die mich dazu verleitet hat, iſt ja ſo menſchlich, als eine ſeyn kann. Ja, Mademoiſell, wenn Sie nur das liebe Mädchen ſehen ſollten! Wenn Sie nur ihre groſsen blauen Augen, die unſchuldige und zugleich witzige Miene - - Doch ich darf nicht weiter an Sie denken, ſonſt vergeſſe ich das Schreiben. Wie ſie heiſst; wollen Sie wiſſen? Das iſt beynahe zu viel gefordert. Soll ich Ihnen denn das ganze Geheimniſs ſagen? Doch ich nenne den Namen gar zu gern. Sie heiſst, wie Sie, wie Sie, Aemilie. Werden Sie nicht roth, ich will kein Wort mehr ſagen, auſser, daſs ich Ihr beſtändiger Freund und Verehrer bin.

Drey und sechzigster Brief.

An eine Anverwandte.

Meine liebste Freundinn,

Ich bedaure es alle Tage, daß ich Sie noch nicht von Person kenne, und zuweilen bin ich so eitel, daß ich mir einbilde, es könnte Ihnen auch nicht gleichgültig seyn, daß Sie mich noch nicht kennen. Stören Sie mich ja nicht in dieser süßen Einbildung. Sprechen Sie nicht, daß Sie Ihr Verlangen dadurch befriedigen, weil Sie von Ihrem Manne, als meinem andern Ich, auf mich schlössen. Der Einfall ist sehr sinnreich; aber er gefällt mir doch nicht ganz. Es ist wahr, ich und Ihr Mann, wir haben vieles gemein; allein wir gleichen einander doch nicht in allem. Zum Exempel, ich habe keinen von seinen Fehlern, ich lasse mich weit besser lenken, als er; ich mache keine Spöttereyen, und rede meinen Freunden nichts Böses nach. Ich bin ein vortrefflicher Wirth, und bloß das, was ich in meinen jüngern Jahren erspart habe, beläuft sich sehr hoch. Er hingegen wird Ihnen aus dieser Zeit nicht das geringste aufweisen können. Hundertmal habe ich zu ihm gesagt: Liebster Freund, legen Sie doch

doch etwas zurück; wenn Sie einmal heirathen, alsdann iſt dieſes Geld gefunden. Aber es half nichts. Er blieb immer leichtſinnig. Freylich wird ers leugnen, wenn Sie ihn darüber zur Rede ſetzen: denn wer geſteht gern ſeine Fehler? Verliebt iſt er auch Zeit ſeines Lebens geweſen. Hat er Ihnen denn nichts von einem Frauenzimmer erzählt, die Calliſte hieſs? - - Doch ich mag nicht reden. Sie möchten böſe auf ihn werden, und das wollte ich doch auch nicht gern. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen ſagen, daſs er mit meiner Schweſter noch bis auf dieſe Stunde eine heimliche und verbotne Correſpondenz führt. Sie iſt freylich ſchon funfzig Jahre; allein wozu iſt das viele Schreiben nutze? In der That iſts wahr, er ſchreibt ſehr ſchön, und hat auch eine beſſre Hand, als ich; er macht beſſre Verſe, als ich; er kann ſehr tiefſinnig denken. Aber bey allen ſeinen ſchönen Verſen, bey aller ſeiner Tiefſinnigkeit, iſt er, (nehmen Sie mirs nicht übel, daſs ich mich wieder ſelber loben muſs) iſt er, ſage ich, im Umgange doch nicht ſo munter, ſo artig, ſo gefällig, ſo geſellſchaftlich, wie ich. Es ſagte nur letztens noch eine Franzöſinn zu mir, daſs ich unter allen deutſchen Gelehrten, die ſie geſehen hätte, die meiſte Vivacité (es iſt ihr eignes Wort) beſäſse, und am wenigſten ein Pedant wäre. Leider hängt es den meiſten Leu-

ten aus der Studirſtube an, daß ſie in Geſellſchaften ſtumm ſind, ich hingegen, ob mir gleich meine Feinde das Gegentheil zeitlebens nachgeſagt haben, und mit vieler Wahrſcheinlichkeit noch immer nachſagen, ich bin ſo wenig zu dieſem Fehler geneigt, daß ich ſo gar in der Geſellſchaft der Schönen unſrer Stadt immer das letzte Wort habe; und dazu gehört gewiß viel Beredſamkeit. — Ob ich ſo ſchön ausſehe, wie Ihr Mann? das will ich eben nicht geſagt haben. Indeſſen habe ich mich vorigen Sommer in Miniatur abmalen laſſen, und alle Welt geſteht, daß mein Geſicht im Bilde recht angenehm ausſieht. Ich werde mir die Freyheit nehmen, es ihnen mit der erſten B— Meſſe zu überſchicken, damit Sie wenigſtens die Bildung Ihres Verehrers und beſten Freundes kennen lernen, und damit ich den kleinen Fehler nicht mehr begehen darf, mich ſelber zu loben, um ein Verlangen nach meiner Bekanntſchaft in Ihnen zu erwecken, und Sie zu einer Reiſe nach Oberſachſen zu bewegen. Im Vorbeygehen geſagt, meine liebſte Freundinn, es ſollte Ihnen bey uns ſo wohl gefallen, daß Sie wohl gar die Rückreiſe vergäßen.

Ich könnte hier meinen Brief mit gutem Gewiſſen ſchließen, wenn ich Ihnen nicht noch ſagen wollte, daß das beygelegte Präſent von mir her-

betrübte. Nicht, als ob Sie mich deßwegen zu Gevattern bitten ſollten. Nein. Ich ſagte zu meines Bruders Frau unlängſt: Frau Schweſter, ich möchte unſrer Freundinn in B - - - gern ein klein Präſent machen, wozu rathen Sie mir? Das will ich Ihnen bald ſagen, fieng ſie an. Bitten ſie die Madam St - - - daſs ſie ihnen ein Taufmützchen oder Häubchen, (ich weiß ſelbſt nicht, wie es heiſst,) macht, und ſchicken ſie es Louiſen; vielleicht braucht ſie es bald. Ihr Mann iſt viel zu unbedachtſam, als daſs er an ſolche Sachen denken ſollte. Dieſes waren ihre Worte. Kurz, was man mir ſagt, das thue ich. Ich ſchicke Ihnen alſo dieſes Zeichen meiner Fürſorge, ohne daſs es eben ein Beweis von der Liebe und Hochachtung ſeyn ſoll, mit welcher ich bin &c.

Vier und ſechzigſter Brief.

An den
Herrn von S * *.

Mein lieber kleiner S - - -

Ich weiß Ihnen nichts zu ſchreiben, als daſs ich Ihnen nichts zu ſchreiben habe. Denn daſs

ich Sie liebe, daß ich Sie hochschätze, dieses habe ich Ihnen nun schon zehn Jahre nach einander geschrieben. Die Comödien kann ich Ihnen nicht schicken, und wenn sie mir die Wache wollten setzen lassen. Ich denke aber, bald mein Wort zu erfüllen. Leben Sie wohl, und kommen Sie recht gesund aus dem Bade wieder. Ich bin wieder krank, und dennoch schreibe ich noch. Ja, mein lieber S - - -, wenn Sie einmal merken, daß ein Sohn von Ihnen ein Autor werden will: so lassen Sie ihm die rechte Hand lähmen. Es ist ein Unglück besser, als das andre. Ich bin Ihr lieber &c.

Fünf und sechzigster Brief.

An eben denselben.

Sie haben mir einen recht schönen Brief geschickt, für den ich Ihnen nicht besser zu danken weiß, als daß ich ihn gleich in der ersten Stunde beantworte. Ich vergebe mirs nun recht gern, daß ich mein Wort nicht gehalten, und Ihnen nicht zuerst geschrieben habe; denn vielleicht hätte ich diesen Brief nicht. Ich will also Ihnen auch nicht einmal sagen, daß ich im Gebürge gewesen bin, daß ich meine Mutter besucht,

ſucht, und alſo mehr, als ein Hinderniß, gehabt habe, nicht an Sie zu ſchreiben. Das aber muß ich Ihnen ſagen, daß ich auf meiner ganzen Reiſe recht erbärmlich krank geweſen bin; denn Ihr Mitleiden iſt mir lieber, als die kluge Regel, daß man nicht immer klagen ſoll.

Sie muntern mich im Namen der fränkiſchen Schönen auf, bald den dritten Band von meinen F. und E. herauszugeben: aber ſagen Sie dieſen witzigen Kindern nur getroſt, daß ſo leicht keiner kommen wird. Ich will lieber ihren Zorn unſchuldig ertragen, als vielleicht durch einen dritten Band ihren Beyfall verlieren. Ich habe von den Stücken, die ich Ihnen einmal vorgeleſen, wenigſtens ſchon die Hälfte vertilgt; und ich bin mir dieſe Grauſamkeit ſchuldig. Unfruchtbar ſeyn, iſt immer noch beſſer, als die Welt mit mittelmäßigen Geburten beſchweren. Sie wiſſen es, daß ich itzt den gröſten Theil der Zeit ganz andern Arbeiten ſchenken muß, als denen, die mich der Welt, oder doch den Buchhändlern, bekannt gemacht haben; und wer gut ſchreiben will, kann nicht immer, und ſoll auch nicht viel ſchreiben. Schreckliche Wahrheit! Bitten Sie nur bey dieſen Schönen für mich! Ein gut Wort von Ihnen kann mehr ausrichten, als ein Band von meinen Schriften. Sagen Sie ihnen

endlich, was Sie ſelbſt ſchreiben könnten, wenn Sie wollten; ſo werden dieſe Frauenzimmer die Fortſetzung von allen meinen Werken entbehren können. Und noch einmal endlich, kommen Sie bald wieder. Sie ſind nicht allein für die Schönen in Darmſtadt gemacht; nein, es warten in L.. und wenigſtens drey Meilen im Umkreis viele auf Sie: auch viele Freunde und beſonders Ihr lieber &c.

Sechs und ſechzigſter Brief.

Gnädige Frau,

Wenn Sie mir auch nicht die Ehre erlaubt hätten, an Sie zu ſchreiben: ſo würde ich mir ſie ſelbſt genommen haben, um Ihnen von Leipzig aus zu ſagen, wie viel ich Ihnen Dank ſchuldig bin. Sie haben mich nicht allein acht Tage in ihrem Hauſe geduldet, ſondern mir zugleich ſo viele Gnade erwieſen, als ob ich Ihr eigner Gaſt geweſen wäre. Womit habe ich das alles verdient, gnädige Frau? Womit? Doch genug, daß es Ihr Charakter iſt, auch gegen die gefällig zu ſeyn, die keinen Anſpruch darauf machen können. Kann ich dadurch dankbar ſeyn, daß ich die Ehre niemals vergeſſe, die Sie mir erwieſen haben: ſo werde ichs zeitlebens ſeyn.

Ich

Ich werde es wenigſtens ſo oft ſeyn müſſen, als ich B - - nenne, oder nennen höre, und Ihnen allemal in Gedanken die Hand küſſen. Dieß Geſetze will ich mir machen; und o wie leicht wird es mir zu halten ſeyn! Ich könnte Ihnen nunmehr eine ſehr klägliche Beſchreibung von meiner Rückreiſe machen; aber es wird genug ſeyn, wenn ich Ihnen ſage, daß ich erſt Donnerſtags Abends um eilf Uhr in Leipzig angekommen bin. Alſo habe ich über zwey und zwanzig Meilen vier Tage und drey Nächte gereiſet. Der böſe Kutſcher! mit ihm ſoll niemand, als mein Feind, niemand, als der fahren, der was Böſes im Sinne hat. Vergeben Sie mir dieſen kleinen Eifer. Ich weiß nichts mehr zu ſagen, als daß ich mit der vollkommenſten Ehrerbietung und Erkenntlichkeit bin &c.

Sieben und ſechzigſter Brief.

Eines Frauenzimmers.

Machen Sie ſich keine Sorge, Ihr Freund hat weder eine Belohnung zum voraus, noch eine bey der Ueberbringung Ihres Briefes erhalten. Ich kann mich auch nicht beſinnen, daß ich ihm eine verſprochen hätte; und wenn es

[illegible] gefühlen [illegible]: so will ich mich nicht be-
klagen, weil er damit geprallt hat. Ueberhaupt
haben Sie Recht, er iſt ein bischen tückiſch; ſo
eine ehrliche Miene, als er ſich auch geben kann.
Was verliert er denn, wenn Sie an mich ſchrei-
ben? Nichts, auf der Welt nichts. Und wenn
er ja ein Recht zu haben glaubt, Sie zu hinter-
gehen, muß er es denn zu meinem Schaden thun,
und Ihnen den giftigen Rath geben, daß Sie nicht
mehr an mich ſchreiben ſollen? Aber der gute bos-
hafte Rathgeber hat ſich betrogen, und er ſoll un-
ſern Briefwechſel nicht aufheben, wenn er auch
anders klüger, und das kann er doch gewiß nicht.
Ich ſage Ihnen alſo, daß mir Ihre Briefe recht
angenehm ſind, und ich traue dieſer Verſicherung
ſo viel zu, daß ich bald wieder einen von Ihnen
erhalten werde. Und wenn die meinigen denn
Ihnen einen zufriednen Augenblick mehr ver-
ſchaffen: ſo wüßte ich nicht, warum wir nicht
beiderſeits an einander ſchreiben wollten. Ja,
wir wollen es thun, wir wollen uns ſchreiben,
und wenn es den ſchlauen Freund verdrießt, wol-
len wir gut gut ſeyn, und er ſoll unſre Briefe
[illegible], und unſre Freundſchaft immer wachſen
ſehen müſſen, damit er nicht ohne Urſache böſe
iſt. Ich kann ihn gar nicht mehr leiden, und
ich habe große Luſt, ihn zu haſſen; wenn Sie
wüßten, daß man ſich an ihm eben nicht ſehr

verſün-

verſündigt. Deris will ich mit der Bedingung für Sie aufheben, wenn Sie als Mann noch ſo artig und fromm ſeyn wollen, als Sie als Jüngling ſind. Unſer beſtaufter Freund kömmt, ich will ihm den Brief dreiſt vorleſen, er kann mir doch kein finſtrer Geſichte machen, als er ſchon mitbringt. Da ſieht er kaum, daß ich recht ſehr Ihre gute Freundinn bin &c.

Acht und ſechzigſter Brief.

Hochzuehrender Herr,

Es thut mir leid, daß ich die Ehre, die Sie mir anbieten, nicht annehmen kann. Eine Frühlingscur, und eine Reiſe, die ich deswegen vornehmen muß, und zwar noch dieſe Woche, verbieten mir, eine Vorrede vor Ihre Gedichte zu ſchreiben, und kommen meiner Beſcheidenheit und Verlegenheit in dieſem Falle zu Hülfe. Indeſſen danke ich Ihnen vom ganzem Herzen für das beſondre Vertrauen, deſſen Sie mich würdigen, und ich will es den Augenblick durch eine freundſchaftliche Erinnerung zu verdienen ſuchen. Ich wünſchte nämlich, Hochzuehrender Herr, daß Sie Ihre Gedichte vor dem Drucke noch mit einigen guten Freunden und Kennern durchgehen, und hin und wieder beſſern, auch

etliche gar weglaſſen möchten. Ich finde überhaupt viel ſchönes darinnen; aber auch vieles, das mir nicht gefällt; vieles, das mir in Anſehung Ihres Charakters zu frey ſcheint, zumal wenn ich bedenke, daß dieſe Schrift einem groſſen Gottesgelehrten dediciret iſt. Doch ich kann irren, und es kömmt nicht auf meinen Ausſpruch an, ſondern auf das Urtheil der Kenner. Haben Sie dieſes ſchon zu Rathe gezogen: ſo will ich mit Freuden Unrecht haben. Alles dieſes ſage ich Ihnen aus wahrer Aufrichtigkeit, und nicht im geringſten aus einem critiſchen Stolze. Ich wünſche mir ihre Freundſchaft, und rede mit Ihnen, als Ihr Freund. Nehmen Sie mirs alſo nicht übel, wenn ich bey meiner Erinnerung die Worte nicht ſorgfältig genug gewählt habe. Ich bin mit der gröſten Hochachtung &c.

Neun und ſechzigſter Brief.

Meine liebe Jungfer Muhme,

Ich habe Ihr doppeltes Geſchenke erhalten. Es herrſcht in Ihrer Art, zu ſticken, eben der gute Geſchmack, der in Ihren Briefen und Geſprächen herrſcht, und ich würde ungerecht handeln, wenn ich Ihnen dieſen Lobſpruch länger ver-

verſchweigen wollte. Genug, Sie haben mich mit Ihrer Geſchicklichkeit beſchenkt; und was iſt billiger, als daß ich Sie wieder mit der meinigen beſchenke? Für zwo Stickereyen von Ihren Händen, ſchicke ich Ihnen zwey Bücher von den meinigen; einen Catechismus und einen Roman. Wenn Sie der letzte verderbt: ſo ſoll ſie der erſte unmittelbar wieder beſſern. Sie lachen? Wollen Sie mir etwan dadurch ſagen, daß ich mir dieſe Sorge nicht machen dürfte; daß mein Roman ſelber ein Catechismus wäre? Ey, ey, Jungfer Muhme, das war zu boshaft gelacht! So beiſſend hat mich noch kein Menſch critiſiret. Ich vergebe es Ihnen, weil ich nicht gleich ein Mittel weiß, mich zu rächen. Wir ſind nahe Freunde und -- ja; und wer weiß, ob Sie ganz Unrecht haben? Wir wollen nicht mehr daran denken. Leben Sie wohl. Grüßen Sie Ihre liebe Mama und Jungfer Schweſter hundertmal von mir.

Siebenzigſter Brief.

An eine Freundinn.

Meine liebe Madam,

Ehe wir noch mit einander reden, ſo erlauben Sie mir, daß ich Ihnen in Gedanken etliche Dutzend

Dutzend Mäulchen geben darf; denn das kann Ihr Mann nicht ſehen, und wenn ers auch nach ſeiner Scharfſichtigkeit ſähe; ſo kann ers uns doch nicht wehren. Auf die Mäulchen will ich Ihnen nunmehr ſagen, daß ich Ihnen recht herzlich gut bin, und daß ich von Ihrer freundſchaftlichen Seele eben dieſes erwarte. Ach wenn doch der May ſchon da wäre! Den ganzen May will ich bey Ihnen zubringen; da wollen wir mit einander reden, mit einander leſen, mit einander ſcherzen, und ſpatzieren gehen, und uns freuen, daß wir leben, und gute Freunde ſind; da wollen wir uns ins Grüne ſetzen, und Blumen pflücken, und einander Kränze winden, und dem Himmel für den ganzen Frühling danken. Alles das wollen wir thun! Aber wo ſoll denn Ihr Mann bleiben? Ihr Mann? Der kann auch mitgehen, wenn er nicht zu ſtudiren hat. Er kann aber auch zu Hauſe bleiben, und unterdeſſen etwas poetiſches oder proſaiſches arbeiten, damit er uns bey unſerer Zurückkunft etwas vorleſen, und ſich unſern Beyfall verdienen kann. Wer geſund iſt, der muß arbeiten, und wer ſo viel Geiſt hat, wie ihr Mann, der muß für zwo Perſonen arbeiten; ein kranker Poet aber, und eine liebe junge Frau müſſen ſich für drey Perſonen vergnügen. Der Doctor hat mir ausdrücklich gerathen, daß ich den Brunnen in Ihrer Geſellſchaft trinken ſoll, und

wenns der Doctor nicht gewesen iſt: ſo iſts mein eignes Herz geweſen, und beiden folge ich gern. Sie können unmaaßgeblich immer die jungen Hüner gut füttern laſſen. Gemäſtete Kälber ſollen auch ganz geſund ſeyn. Noch eins, liebe Madam, wo ſoll ich ſchlafen? Nur in keiner Kammer, wo Mäuſe ſind. Ich will lieber etliche kleine Bären und ein Rhinoceros um mich haben, als dieſe geſchwindfüſſigen Unholde. Es giebt doch auf Ihrem Landgute nicht etwan um? Nun, wenns auch wäre! Ich bringe einen ganz hübſchen Vorrath von ſchlechten Gedichten mit, mit denen ich die Geſpenſter auf zehn Meilen Wegs fortleſen will. Es haben ſich ſchon verſchiedne gute Freunde zu meinen Reiſegefährten angeboten; es iſt mir aber immer, als wenn ich keinen mitnehmen würde. Ich kann nicht ſagen, warum; aber ich fühle es, daſs wir ſie nicht brauchen. Ihr Mann möchte auch verdrießlich werden, wenn viele Leute unſre Vertraulichkeit mit anſähen.

Nun, das wird recht hübſch ſeyn! Aber meine liebe Freundinn, es ſind noch zween Monate bis dahin, wenn es doch nur ſo viel Tage wären! Nehmen Sie mirs nicht übel, ich muſs Ihnen wieder ein Mäulchen geben. Denn ich bin von dem vielen Schreiben ganz entkräftet. Sie können mirs ja wieder geben, wenn Ihr Mann

Umſtände

Umſtände machen will. Grüßen Sie ihn, und ſagen Sie ihm, daß ich ſeine Schriften ſo gern, als Mosheims Werke, läſe, damit er mir nicht gram wird. Ich bin zeitlebens Ihr rechter ſehr guter Freund.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

An einen guten Freund.

Sie wiſſen doch, daß heute ſchon der fünfte May iſt, und daß Sie mir verſprochen haben, den May bey mir auf dem Lande zuzubringen? Ich erinnere Sie alſo an Ihr Verſprechen, oder vielmehr an das Vergnügen, das Sie ſich ſelbſt ſchuldig ſind. Ich lade Sie vom neuen ein, im Namen meiner lieben Frau, im Namen der loſen Doris, im Namen der Freundſchaft, der Liebe und des Mays.

Das Herz der Edlen zu entzücken,
Lachſt du, o May, mit heitern Blicken
Aus der verſchönerten Natur;
Schmückſt Freunden, die dich zu genieſſen,
Und dankbar zu gebrauchen wiſſen,
Vor andern Fluren meine Flur.

Kommen-

Kommen Sie, Sie ſollen alles finden, was Sie von dem Frühlinge und einer gaſtfreyen Wirthinn erwarten können. O was machen Sie für eine unſchlüſſige Miene! Das iſt die Miene des Unterthanen, dem der gnädige Herr einen Hoftag anſagen läßt, und nicht die Miene eines Geſelligen, den ſeine Freunde zum Vergnügen rufen. Mit Ihren traurigen Büchern! Ob Sie nun in Ihrem Leben vierzehn Tage mehr oder weniger ſtudiren, dabey wird die beſte Welt nicht viel verlieren. Sie und viele Andre wiſſen zu viel, als daß ich glauben könnte, daß Sie noch aus Liebe für die Wiſſenſchaften und für die Welt, und nicht vielmehr aus einem weisheitsvollen Stolze ſtudiren ſollten. Im Vertrauen geredt, dieſe ganze Stelle von dem, **O was machen Sie - - an**, *hat mir meine Frau eingegeben. Ich wollte es beſchwören, daß es zugleich eine Satyre auf mich ſeyn ſoll, und ich wollte gern böſe auf meine Frau werden, wenn ich nur könnte. Aber wo kann ich? Sie hat mir, da ſie mir die Spötterey vorſagte, eine Miene gemacht, in der mehr Freundlichkeit war, als in zehn Satyren Bosheit ſeyn kann. Sie bleibt die Frau, die ich mir nicht beſſer wünſchen kann, und die Sie, als Ihren Bruder, liebt; aber unter der Bedingung, daß Sie zu uns kommen. Sie hat unſerm Chriſtoph ſchon anbefohlen, daß er auf den Sonnabend nach L - - fahren, daß er*

ſein

sein beſtes Kleid anziehen, daß er die Kutſche abputzen, daß er heute und morgen den Pferden viel zu gute thun, daß er Sie abholen, daß er nicht viel mit Ihnen reden, daß er Ihnen alles an den Augen abſehen, und ſich ja in Acht nehmen ſollte, daß Sie nicht mitten auf dem Wege aus der Kutſche ſprängen, und zu Fuße nach L.. zurück kehrten. Chriſtoph fragte, ob denn der Herr ſo eigenſinnig wäre. Ja doch, ſagte meine Frau, er iſt eben ſo eigenſinnig, als gutwillig, um deſto aufmerkſamer müßt ihr ſeyn; kurz, es iſt der Herr, in deſſen Büchern ihr Sonntags immer lest. Hier verbeugte ſich Chriſtoph, und ſagte, daß ihm ein ganzes Jahr Lohn nicht ſo lieb wäre, als daß er dieſen Herrn fahren ſollte. Er wird alſo auf den Sonnabend zu Mittage in vollem Staate, und tiefer Ehrfurcht, vor Ihrem Hauſe erſcheinen, und wir wollen Sie gegen Abend in der kleinen Allee, mit offnen Armen und gedeckter Tafel erwarten. Herr R.. läßt Sie ganz weichmüthig grüßen. Es iſt mit dem Frühlinge eine große Veränderung in ſeinem Charakter vorgetragen.

Der Stolze, der vor unſern Ohren
Die Liebe tauſendmal verſchworen,
Verſeufzt itzt ſeinen Tag betrübt;
Haſst, die ihn ſuchen aufzuwecken;
Flieht einſam in die finſtern Hecken.
O May! wo iſt ſein Stolz? Er liebt!

Im

Im Ernſte, er liebt. Rathen Sie, wen? Sie errathens nicht. Die junge Wittwe. Dieſe hat durch Hülfe des Lenzes das ganze Syſtem ſeines hageſtolziſchen Herzens über den Haufen geworfen. Es iſt ſein Ernſt, daß er ſie heirathen will, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden; ſie vielleicht auch nicht. Unterdeſſen iſt ſie noch zu ſehr Wittwe, als daß ſie ihn unter acht Tagen anhören ſollte. Kommen Sie, bringen Sie uns was zu leſen, ein offnes Geſicht, und ein offnes Herz mit. Ich bin &c.

Zwey und ſiebenzigſter Brief.

Ein Frauenzimmer an ihren Liebhaber.

Ich habe mir alle Mühe gegeben, Sie zu vergeſſen, und ich hatte es, ohne Ruhm zu melden, ſchon weit gebracht; aber Ihr letzter Brief hat alles wieder eingeriſſen. Ich weiß nicht, ob mein Herz zu gut iſt, Sie zu vergeſſen, oder ob Sie zu gut ſind, vergeſſen zu werden. Genug ich fühle, daß Sie mir noch nicht gleichgültig geworden ſind, und es würde mir gar nicht zuwider ſeyn, wenn ich eine Stunde um Sie ſeyn, und Ihrem proſaiſchen und poetiſchen Gewäſche zuhören ſollte. Allein verlaſſen Sie Sich nicht

zu ſehr auf dieſe Verſicherung. Ich ſtehe nicht für mein Herz. Woher weiß ich, ob es den Eindruck von ihren Verdienſten in die Länge behalten wird? Andre Leute haben auch Verdienſte, und ein Verdienſt kann ja wohl das andre auslöſchen. Wenn ich Ihnen alſo recht ehrlich rathen ſoll, mein Geliebter, ſo ſchreiben Sie mir ja fein oft, damit ich Gelegenheit habe, mich an Sie zu erinnern, und mein Herz mit Ihnen vom neuen anzufüllen. Loben Sie mich ein bischen, reden Sie von meiner Geſchicklichkeit in der Muſik, im Zeichnen, in der Poeſie. Sagen Sie, daß Ihre Verſe unter den meinigen ſind, daß Sie mir viel zu verdanken haben, daß Ihnen jede Stunde noch koſtbar iſt, die ich Ihnen aufgeopfert habe. Dieſes iſt das, was Sie mir ſchreiben ſollen. Die Art, es zu ſagen, überlaſſe ich Ihrem feinen Witze. Nun will ich Ihnen auch ſagen, was Sie mir nicht ſchreiben ſollen. Erſtlich überhaupt nichts von meinen Fehlern; denn, wenn ich auch welche hätte: ſo haben Sie als mein Verehrer, doch kein Recht, ſie wahrzunehmen. Ferner ſchreiben Sie mir nichts von Charlotten, weder im guten, noch im böſen, denn ſie geht Sie nichts an. Ich habe es Ihrem Manne geſagt, daß Sie Briefe mit ihr wechſelten, und er will deßwegen an Ihre gnädige Herrſchaft ſchreiben. Wenn ich gewußt hätte, daß er die Sache ſo

weit

weit treiben würde: ſo hätte ich wohl ſchweigen können. Endlich ſchreiben Sie mir keine ſolche Verſchen mehr, als in Ihrem letzten Briefe ſtehen, ſondern warten Sie, bis ich Sie um ſolche traurige Neuigkeiten bitte. Und noch einmal endlich, fangen Sie meine Briefe nicht mehr durch: Mein liebes Chriſtianchen, an, oder, wenn Sie dieſes Wort ja nicht laſſen können: ſo ſetzen Sie wenigſtens: Hochedelgebohrnes, Hochzuehrendes Chriſtianchen! Unter dieſen Bedingungen ſollen mir Ihre Briefe allezeit lieb ſeyn.

Drey und ſiebenzigſter Brief.

An den Herrn Baron Gr.**

Vom Lande.

Wären Sie immer mit mir gefahren. Es gefällt mir ungemein wohl auf dem Landgute der Frau von K - -, und es würde mir noch beſſer gefallen, wenn ich weniger bedient würde, nicht ſo weich ſchlafen, und weniger vornehm ſpeiſen dürfte. Meine Wirthinn iſt die gefälligſte Frau von der Welt. Ihr Geſicht iſt ſo heiter, wie die Gegend auf Ihrem Landgute, und ihre Fräulein Tochter könnte die Hälfte ihrer Reizungen und liebenswürdigen Eigenſchaf-

ten entbehren, und darum doch noch die Mißgunſt der Schönen, und die gröſſte Hochachtung unſers Geſchlechts verdienen. Soll ich Ihnen erzählen, wie ich meinen Tag hier zubringe? Aber warum frage ich noch? Sie haben mirs ja befohlen; ich habe es Ihnen verſprochen, und es würde mir zu viel an meinem Vergnügen fehlen, wenn ichs Ihnen nicht beſchreiben durfte. Machen Sie ſich alſo immer zur Geduld gefaßt, Herr Baron! denn ich habe heute überaus groſſe Luſt, zu ſchwatzen.

Ich ſchlafe in einem Zimmer, das auf der einen Seite in den Hof, und auf der andern in den Garten und in das Feld geht. Meiſtens um ſechs Uhr des Morgens ſtehe ich ſchon an dem Fenſter, und überſchaue mit einem unerſättlichen Auge den Herbſt, im Felde und Garten. Der weite Himmel, davon wir in der Stadt nichts wiſſen, iſt mir aus meinem Fenſter ein ganz neues Schauſpiel. Hier ſtehe ich nun, und vergeſſe mich eine halbe Stunde im Sehen und Denken. Nach dieſen glücklichen Augenblicken, und ganz berauſcht, von dem Geiſte des Morgens, öffne ich die Thüre, um einen Bedienten zu haben; aber ſo glücklich wird mirs nicht. Nein, es kommen ihrer wenigſtens drey auf einmal, die ſich mir zu Ehren aus dem Athem gelaufen haben, und mit

aller

aller Gewalt zu meinem Befehle ſeyn wollen: und wenn ich den einen etwas bitte, ſo nimmt es der andre übel, daß ich weniger Vertrauen zu ihm habe. Kurz, ich muß mich anziehen laſſen, ich mag wollen, oder nicht.

Unter dieſer Beſchäfftigung beſuchen mich fünf bis ſechs freundliche Windhunde, mit denen ich mich in ein kleines Geſpräch einlaſſe, weil ich weiß, daß ſie mir nicht antworten. Indeſſen erzählt mir der Jäger ihre Thaten von Jagd zu Jagd, beſchreibt mir das ganze Revier, und kränkt ſich, daß ich kein Liebhaber vom Hetzen bin. Weil ich ihm einigemal zu verſtehen gegeben habe, daß man auch gegen die Thiere barmherzig ſeyn müßte: ſo hat er ſich heimlich bey der gnädigen Frau erkundigt, ob ich ein Pietiſt wäre.

Nunmehr kömmt der Caffee; ich nehme ein Buch, mache eine gelehrte Miene, und den Augenblick fliehen meine Bedienten. Die Bücher, die ich zu mir geſteckt habe, ſind der Terenz, der Horaz, und der Greſſet. Sollten Sie wohl glauben, daß ich in dieſen Dichtern auf dem Lande weit mehr Schönheiten finde, als in der Stadt? Doch warum ſollten Sie ſich wundern? Hier iſt die Natur ſelbſt ihre Auslegerinn, die ſie begeiſterte, als ſie ſangen. Und ſie erklärt ſie, wenn gleich nicht ſo gelehrt, doch angenehmer und deutlicher, als die angeſehenſten Commentatores. Die Beſchreibung einer ſchö-

nen Aussicht, die Gemälde von der Unschuld und Freyheit des Landlebens entzücken mich doppelt, wenn ich sie mit der Natur zusammen halten kann. Selbst die andern Schönheiten der Poeten rühren mich hier mehr, als in dem Geräusche der Stadt; hier, wo mein Verstand durch die Anmuth des Landlebens offner, und mein Geschmack lebhafter und feiner gemacht wird. Diesen Morgen fiel mir der Eunuchus in die Hand, ich wollte ihn durchlesen; aber ich kam in der ganzen Stunde nicht weiter, als bis zu dem Ende der zwoten Scene; so oft bin ich durch die liebenswürdige Einfalt dieser Auftritte entzückt und aufgehalten worden. Ich kann mir nicht helfen, ich muß Ihnen ein Stück aus der Anrede des Parmeno an seinen verliebten Herrn aufdringen; es ist gar zu schön.

Et quod nunc tute tecum iratus cogitas:
Egone illam? quae illum? quae me? quae non? sine modo:
Mori me malim: sentiet, qui vir siem.
Haec verba me hercule vna falsa lacrumula,
Quam, oculos terendo misere, vix vi expresserit,
Restinguet: et te vltro accusabis, et ei dabis
Vltro supplicium.

So? höre ich Sie sagen, warum haben Sie denn eben diese Stelle ausgezogen? Ist es etwan gar eine Bosheit,

heit, die mir gelten ſoll? Eine Bosheit? Nein,
r Baron; aber fragen Sie nur Ihr Herz, ob et-
wahrers und richtigers ſeyn kann, als dieſe Stelle.
doch, rief ich überlaut, da ich ſie las, ja doch,
e kleine falſche Thräne! ich ſehe das Mäd.
n, itzt reibt ſie ſich die Augen, und zwar
ärmlich. Vortrefflich! Die kleine Thräne will
ht kommen; aber ſie muß. Und itzt löſcht
ſe Thräne alle die hitzigen Reden des Phä-
n aus; alle auf einmal. So dachte und ſprach
mit mir, und ſchmählte auf mich, daß ich
ht auch ſo klug, wie Terenz, wäre. Verge-
Sie mir dieſe Schulepiſode. Ich will gleich
meinen Büchern zu einem andern Zeitver-
be eilen.

Wenn ich mich bald ſatt geleſen habe: ſo
te ich der gnädigen Frau und Fräulein Toch-
auf. Ich treffe ſie gemeiniglich bey einem
che, oder mit dem Verwalter über einer Rech-
g an. Alles lacht mir entgegen, und ſo gar
Verwalter, der zwanzig Jahre ein Wacht-
ſter geweſen iſt, zwingt ſich, aus ſeinem furch-
ichen Geſichte mir ein freundliches zu machen.
dieſer Stunde, (denn ſo lange halte ich mich
efahr in dem Zimmer meiner Gebieterinn auf,)
diene ich eigentlich die Erlaubniß, mich auf
m Landgute zu vergnügen. Ich rede mit ihr,
unſer Geſpräch betrifft gemeiniglich die Er-
ung ihres Sohnes, der Hoffnung ihres Geſchlechts.

Wenn es bald Mittag iſt: ſo ſetze ich mich mitten auf den Hof, deſſen oberſte Hälfte gepflaſtert, und mit einem Geländer umgeben iſt. Ich klingle mit einem kleinen Glöckchen, und darauf kömmt — wer dächten Sie wohl? eine Heerde Federvieh, zu Fuſſe und im Fluge, herbey geſchoſſen. Ich füttere alſo Hüner, Truthüner, Enten, Günſe, Tauben, alles unter einander, und überzähle meine Nationen. Der Tauben iſt beynahe ein unzählbares Volk. Darauf beſuche ich die Rebhüner und Wachteln in ihrer Stube auf dem Taubenhauſe, und zugleich die jungen Tauben. Eine angenehme Scene! Hier füttert die Mutter ihre Kinder; dort brütet die andre eine noch zukünftige Nachwelt aus, und wird von ihrem Gatten ermuntert, das Neſt zu verlaſſen, ihm Platz zu machen, und ſich mit der Mahlzeit zu erquicken. Erſt bittet er ſanft und liebreich, dann redt er ernſthafter, und wenn ſie von ihrer Pflicht noch nicht weichen will: ſo gebietet er mit einem täuberiſchen Tone, und dreht ſich zehnmal in dem Kreis herum, als wollte er ſie nicht mehr anſehen, und ihr doch auch die Freyheit laſſen, ſich, unbemerkt von ihm, aus dem Neſte zu entfernen. Von da gehe ich in die Pferdeſtälle, und endlich von Stalle zu Stalle, und ſehe die gute Ordnung, die Reinlichkeit der Ställe, und die Mühe, mit der die Menſchen dem Viehe ihren Nutzen abverdienen müſſen.

Um

Um zwölf Uhr wird die Gesindeglocke geläutet, und nie bin ich froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine große Tafel, voll gesunder und hungriger Mägde und Knechte speisen sehe. Wenn diese Leute auch sonst nicht so glücklich sind, als ihre Herrschaft: so sind sie doch bey Tische gewiß glücklicher. Alles ißt und redet zugleich an ihnen. An der einen Reihe sitzt das Mannsvolk, und an der andern sitzen die Dorfschönen. Ein Brodt, so breit, wie der Tisch, ißt vor der halben Stunde verzehrt. Sie können leicht denken, daß es unter diesen beiden Geschlechtern auch Zärtliche giebt, und daß sich der Knecht, wenn er in die Schüssel sehen will, zuweilen vergißt, und seiner Geliebten in die schwarzen Augen sieht. Gestern war in einem benachbarten Städtchen Jahrmarkt. Sie hatten, von ein Uhr an, die hergebrachte Freyheit, den Jahrmarkt zu besuchen. Alle waren bey Tische in ihrem völligen Staate, und jeder Knecht triumphirte mit einem Bande auf seinem Hute, wie es seine Schöne um die Haare trug. Ihre Tafel war mit etlichen Schüsseln Tauben besetzt. Alles gieng freyer und empfindlicher zu. Die Schönen scherzten mit ihren Geliebten, wer dem andern einen Jahrmarkt kaufen sollte, und brachen, um es durch das Glück auszumachen, das Schloßbein der Tauben mit einander entzwey. Die Chapeaus ließen

den Schönen gemeiniglich die gröſste Hälfte, und dieſe bückten in währendem Spiele ſich ſo vortheilhaft über die breite Tafel, daſs ihre Galane entweder den Sieg vergaſsen, oder ihn doch am Ende vergeſſen konnten;

Denn Mädchen, wenn ſie gleich das Dorf erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Unter dieſen jungen Leuten ſitzt, zu oberſt an der Tafel, ein ſchon grauer Mann, ceu pius Aeneas, welcher Nachtwächter von dem Herrnhofe iſt, und doch den Tag über die ſauerſte Handarbeit verrichtet. Man iſst nicht eher, bis er ſeinen Platz eingenommen hat, und ſo bald er aufſteht, folgt die ganze Schaar von zwanzig Perſonen nach. Wenn ſie Fleiſch haben, welches die Woche drey oder viermal geſchieht: ſo iſt er nur die Hälfte von ſeiner Portion, und die andre Hälfte trägt er ſeiner neunzigjährigen Mutter nach Hauſe. Und eben um dieſe zu erhalten, iſt er Nachtwächter, denn er bekömmt für jede Nacht einen Groſchen. Ein ſchreckliches Geld! Aber der gute Mann muſs nicht nur von zehn Uhr bis zum Tage für dieſen Groſchen wachen, ſondern auch beſtändig beten und ſingen, damit man weiſs, daſs er wacht. Kurz, der Mann muſs für das ganze Dorf und alle umliegende Gegenden beten. Er kann

kann auch wirklich alle Pſalmen und das ganze Geſangbuch auswendig. Und in ſo weit dieſes zu ſeinem Dienſte nöthig iſt: ſo glaube ich, daß man weit eher zehen gute Gerichtsverwalter, als einen tüchtigen Nachtwächter für dieſen adelichen Hof finden kann. So wenig er ſchläft, ſo viel er arbeitet; ſo iſt er doch geſund, zufrieden und die Freundlichkeit ſelbſt. Sie vergeben mirs gewiß, daß ich mich ſo lange bey der Beſchreibung dieſes Mannes aufgehalten habe. Denn ſind Sie nicht auch meiner Meynung, daß er eher verewiget zu werden verdient, als mancher groſſe Mann, der ſich in ſeinem Kupferſtiche bewundert, und deſſen Leben einen ganzen dicken Quartanten anfüllt?

Wenn das Geſinde gegeſſen hat, ſo geht unſre Tafel an, und ob gleich die gnädige Frau, mir zu Liebe, eine Stunde hat eingehen laſſen, ſo ſitzen wir doch noch immer zwo. Ueber der Tafel gehöre ich der gnädigen Frau an, und nach der Tafel, damit ichs kurz mache, dem Garten, dem Schache, und dem Clavecin. Der Abend, von acht Uhr an, iſt für mich allein. Da leſe ich noch eine Stunde, und ſo geht der Tag vorbey. Was das meiſte iſt, ſo bin ich die ganzen acht Tage geſund geweſen. Das iſt viel Glück!

Mich deucht, Sie wiſſen nunmehr genug von meinem Zeitvertreibe auf dem Lande, und vielleicht mehr, als Sie haben wiſſen wollen. Dennoch muß ich Ihnen noch eine luſtige Begebenheit erzählen, welche die Kirchenordnung in der hieſigen Gegend angeht. Dieſe iſt ſehr tyranniſch. Ich gehe am vergangenen Sonntage ganz allein in die Kirche, weil die gnädige Frau Fremde bey ſich hatte. Ich ſetzte mich unbekannt neben den erſten den beſten Bauer. Ein Student ſtieg auf die Kanzel, und fieng über das Evangelium von den Lilien auf dem Felde eine ſchreckliche Predigt an. Er war ſo philoſophiſch, daß er den Bauern erklärte, was ſäen und erndten wäre. Die Predigt that ihre natürliche Wirkung auf mich; ich ſchlummerte ſanft ein. Aber in dieſer Kirche hat man die Freyheit nicht, über einer ſchlechten Predigt einzuſchlafen. Mein Nachbar weckte mich mit einem ziemlichen Stoſſe ſehr geſchwind auf und rief: Der Junge kömmt! Ich wußte nicht, was er wollte, und glaubte, weil der Prediger gleich mit einer Stelle aus dem Cicero bewies, daß niemand reich wäre, der nicht eine Armee aus ſeinem Vermögen unterhalten könnte, daß er mich dieſer gelehrten Stelle wegen aufgeweckt hätte, und alſo ſchlief ich wieder ein. Im kurzen erwachte ich zum andernmale von einem derben Schlage, und ſah einen kleinen

Bauer-

Bauerjungen mit einem ziemlich langen Stecken vor mir ſtehen. Er gab mir einen Verweis mit der Miene. Nun wuſte ich, was mein Nachbar hatte haben wollen. Dieſer Junge hatte das Recht, mit ſeiner Lanze in der Kirche herum zu laufen, und die Leute aufzuwecken. Ich ſchämte mich, und wollte lieber eine elende Predigt anhören, als mich noch einmal vor der ganzen Gemeine auf den Kopf ſchlagen laſſen. Muß der Junge nicht lachen, wenn er in wenig Tagen den Herrn in der Kutſche der gnädigen Frau, mit vier Pferden beſpannt, durch ſein Dorf wird fahren ſehen, den er am Sonntage ſeine Gewalt hat fühlen laſſen? Ich bin mit dem Ende dieſer Woche gewiß wieder in Leipzig. Wollen Sie aber noch zu uns kommen: ſo will ich bis künftige Woche hier bleiben, und mir in Ihrer Perſon ein neues Verdienſt bey meiner Wirthinn und der Fräulein erwerben. Ich dächte, Sie kämen!

Anhang
von
Sechs Briefen
der
Herren Gellert und Rabener.

Erſter Brief.

Gnädiges Fräulein,

Ihr zweyter Leibmedicus, Herr Kadelbach, hat mir verſichert, daß Sie wieder in den Umſtänden wären einen Brief von mir zu leſen, und dieſes iſt mir ſchon genug einen zu ſchreiben. Aber, womit werde ich Sie unterhalten? Gnädiges Fräulein! mit Ihrer ausgeſtandenen Krankheit? Das wäre ſehr grauſam! mit meinen Collegiis? das wäre noch grauſamer! Nein, mein Brief ſoll ein kleines Krieges-Diarium aus dem ſchwarzen Brette enthalten: denn ich weiß doch, daß Sie gütig genug ſind an meinem Schickſale Theil zu nehmen.

Den 18. November ließ ſich ein Huſaren-Lieutenant von dem Gefolge des General Malachowsky, ſehr ungeſtüm bey mir melden. Der Gewalt, dachte ich, kann niemand widerſtehen, faſſe dich, und nimm den Beſuch an, es begegne dir auch, was da will.

Sogleich trat ein hagerer ſchwarzer Mann mit drohenden Augen, kothigten Stiefeln und blutigen Sporen, haſtig auf mich zu; ſein gelbes Haar war in einen großen Knoten, und ſein Bart in etliche kleine geknüpft, mit der linken Hand hielt er ſeinen fürchterlichen Säbel, und in der rechten (den Arm mit dazu genommen) den Stock, ein paar Piſtolen, die Mütze und eine Karbatſche mit Drath durchflochten. Was iſt zu ihrem Befehl, Herr Lieutenant? fragte ich mit Zittern an; haben ſie Ordre mich zu arretiren? ich bin unſchuldig. Nein, mein Herr, ſind ſie der berühmte Bücherſchreiber und Profeſſor Gellert? Ja, ich bin Gellert. Nun, es freuet mich, ſie zu ſehen und zu umarmen, (O! wie zitterte ich bey dieſer Umarmung!) Ich bin ein groſſer Verehrer ihrer Schriften, ſie haben mir in meinen Feldzügen viele Dienſte gethan, und ich komme ihnen zu danken, und ſie meiner Freundſchaft zu verſichern. Das iſt zu viel Ehre für mich, Herr Lieutenant, mehr konnte ich vor Schrecken noch

noch nicht aus mir hervorbringen, haben ſie die Gnade und laſſen ſie ſich nieder. Ja, das will ich gerne thun, ſagen ſie mir nur, wie ſie es anfangen, daß ſie ſo viel ſchöne Bücher ſchreiben können? Ob meine Bücher ſchön ſind, Herr Lieutenant, das weiß ich nicht; aber wie ich es mit meinen Büchern angefangen habe, das kann ich ihnen ſagen. Wenn ich Luſt und Zeit zum Schreiben hatte, ſo dachte ich ein wenig nach, was ich ſchreiben wollte. Alsdenn ſetzte ich mich hin, vergaß alles andere, dachte nur an meine Materie, und ſchrieb, was mir dieſe eingab, ſo gut ich konnte. War ich fertig, ſo fragte ich ehrliche Leute, ob ſie das Werk für gut hielten, und was ſie zu erinnern hätten. Sagten ſie, es wäre gut, ich ſollte es hin und wieder verbeſſern und alsdenn drucken laſſen; ſo beſſerte ichs, und lieſs es drucken. Dieſes, Herr Lieutenant, iſt die Geburt meiner Schriften, die das Glück haben ihnen zu gefallen. Nun das will ich mir merken, verſetzte er: ich habe Luſt und Zeit zu ſchreiben, und ſo bald die verteufelte Ruſſen aus dem Lande ſind, will ich einen Verſuch nach ihrer Weiſe machen, itzt aber biete ich ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wohl keinen Rubel in ihrer Chatoulle, Herr Profeſſor? Leſen ſie ſich alſo einen aus, dieſe hier, ſind von einem Coſacken Obriſten, den ich bey Zornderf vom Pferde hieb: und dieſe

da, von der Frau eines ruſſiſchen Officiers, die in der Flucht mit dem Pferde ſtürzte.

Es lief mir bey dieſer Erzehlung und bey dem Präſente, Eis kalt über den Leib: Das ſey ferne, daß ich ihnen einen Theil ihrer Beute entziehen ſollte: Mein lieber Herr Lieutenant, behalten ſie ihre Rubel, ich habe genug an der Gewogenheit, aus der ſie mir dieſelben anbieten. Aber ſie müſſen ein Andenken von mir nehmen. Herr Profeſſor gefallen ihnen dieſe Piſtolen, es ſind Sibiriſche, und dieſe Peitſche, das iſt eine Knutbe, beides iſt zu ihren Dienſten. Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet, Türkiſches und Tartariſches, es ſtehet bey Eulenburg, und was ſie verlangen, will ich ihnen ſchicken. Ein Wort ein Mann, der Soldat hat nichts koſtbares, als Beute mit ſeinem Blute erfochten: Warum gefallen ihnen die Piſtolen nicht? Es iſt auserleſenes Gewehr; hier nahm ich ihn bey der Hand, und führete ihn an meine Bücherſchränke, dieſes iſt mein Gewehr, Herr Lieutenant, mit dem ich umzugehen weiß, und kaum; denn einen Theil verſtehe ich nicht, den andern brauche ich ſelten, und den dritten könnte ich zur Noth entbehren; aber um gelehrt zu ſcheinen, muß ich ſolche Waffen haben. Wollen ſie ſich ein Andenken von meiner gelehrten Beute auslesen? Ja! Geben ſie

mir

mir ihre gelehrten Troſtgründe wider ein ſieches Leben: wenn ich etwa noch von den Ruſſen bleſſirt würde: Denn ach! die Ruſſen, das iſt ein ſchreckliches Volk, ſie ſtehen wie die Berge ſo feſte, und man arbeitet ſich müde und todt, ehe man ſie zum Weichen bringt. Nunmehr wollte er mir die letzte Bataille erzehlen; aber zu meinem Glücke ſchlug es; meine Zuhörer kamen Haufenweiſe, und ich ſagte dem Herrn Huſaren-Lieutenant, daß ich ein Collegium hätte, er both mir nochmal ſeine Gewehr an, umarmte mich herzlich, und war unzufrieden, daß ich nichts annehmen wollte, beſahe meinen Catheder, wünſchte mir viel Gutes, und gieng mit ſeinen Piſtolen und ſeiner Knuthpeitſche, die ihm ein Huſar, der die Treppe nebſt andern Cameraden beſetzt hielt, abnahm. Peter, rief der Lieutenant, das iſt der Herr, der die Schwediſche Gräfinn geſchrieben hat! Peter ſahe mich ſtarre an, griff ehrerbietig an die Mütze, und lächelte mir ſeinen milden Beyfall zu: die andern Huſaren bückten ſich auch ſehr tief, und unter dieſen Umſtänden begleitete ich den Lieutenant die Treppe hinunter. Kann ich ihnen, war ſein letztes Wort, noch bey dem General Malachowsky auf irgend eine Weiſe dienen? Im geringſten nicht: oder auch bey dem General Dohna, oder auch beym Könige? Nein, Herr Lieutenant, empfehlen ſie ihm den Frieden in

meinem Namen fußfälligſt, und ſchnell entfloh ich dem Huſaren.

Den 29. Nov. an dieſem Tage ließ ſich der junge Graf Dohna, Adjutant bey ſeinem Vater dem General, melden, ich erſchrack wieder, aber ohne Urſach. Nein, gnädiges Fräulein, das war ein gutes Kind von 19 Jahren, mit einer ſanften frommen Mine, wie die Ihrige, der alle meine Schriften, und ſelbſt den Grandiſon, auswendig wußte, der mich verſicherte, daß der wahre Heldenmuth im Treffen ein gutes Gewiſſen und das Vertrauen auf GOtt ſey, daß die Freygeiſter in der Schlacht die verzagteſten Geſchöpfe wären, und daß er mich inſonderheit wegen meiner Lieder ſehr lieb hätte, aber, fuhr er fort, ich habe eine Bitte an ſie; werden ſie mir ſolche wohl abſchlagen? Was verlangen ſie? daß ich dann und wann an ſie ſchreiben darf: von Herzen gerne, Herr Graf! ein ſo junger lieber Officier, wie ſie, kann alles von mir bitten. Nun, Nun, rief er, ſo möchte ich ſie wohl um ein Frauenzimmer bitten wie die Schwediſche Gräfinn, oder Lottchen in den zärtlichen Schweſtern, iſt: Sie müſſen doch ſolche Perſonen kennen, die ſie ſo gut abgeſchildert haben. Ja, Herr Graf, ich kenne ein recht liebes Fräulein, ſie iſt itzt krank, und ſo lange nicht Friede iſt, ſage ich ihnen ihren

Namen

Namen nicht. So weit waren wir, als ein Corporal herein trat, die ſämmtlichen Oberofficiers, fieng er an, von dem Beverſchen Regimente ſind vor der Thüre, und wollen ſie, Herr Profeſſor, leſen hören. Wer? rief ich, und ſchon traten 12 und mehr Officiers nebſt einem Feldprediger herein, (es war Mittwochs um 11 Uhr,) und ich mußte alſo vor der halben Armee leſen.

So kriegeriſch, gnädiges Fräulein, geht es im ſchwarzen Brette zu, und ich werde es nicht lange mehr aushalten, ich flüchte entweder nach Wölke, oder, wie ich ſchon verſprochen habe, nach Bonau. Wie viel könnte ich Ihnen nicht noch erzehlen, wenn ich mich nicht ſchämete den dritten Bogen zu nehmen. Vergeben Sie mir meine Schwatzhaftigkeit, und leben Sie wohl, und ſagen Sie es der gnädigen Mama nicht, daß ich ſo oft an Sie ſchreibe &c. &c.

Gellert.

Zweyter Brief.

Liebſter Freund,

Bald werden ſie glauben müſſen, daß mein gutes freundſchaftliches Herz mit verbrannt ſey; da

da ich ſo lange Zeit, ſeit meinem erlittenen Unglücke an meinen liebſten Freund Färber nicht geſchrieben und meine Noth nicht geklaget habe. Mitten in meiner gröſten Beängſtigung habe ich tauſendmal an ſie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verloren hatte, ſo fiel mir zu meiner Beruhigung ein, daß mir doch die Freundſchaft meines Färbers übrig ſey. Es war ganz natürlich, daß mir dieſes einfiel, da ich, Sie wiſſen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und, da ich die Nachricht von meinem ganzen Verluſt eben damals in Gegenwart der Mademoiſell Schweſter erfuhr, die ich unendlich und doppelt hoch ſchätze, weil ſie Ihre Schweſter und meine Freundinn iſt; Sie wird Ihnen von Hohenſtein aus von meinem Schickſale etwas gemeldet haben. Erlauben Sie mir, daß ich es hier wiederhole, unſre Briefe ſind ſo oft vergnügt und ſcherzhaft geweſen, dieſer mag einmal ein traurigerer ſeyn. Nicht allzutraurig, ich gebe Ihnen mein Wort, denn mein Verluſt, ſo wehe er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekoſtet, und keine unruhige Minute gemacht, mir ſelbſt iſt das unbegreiflich, es war weder Unempfindlichkeit noch Philoſophie, nur Gnade von GOtt war es, ich erkenne es dafür! daß ich mit der gröſten Gelaſſenheit erfuhr, daß alles verloren ſey.

Der

Der 19te Jul. war dieſer ſchreckliche Tag: ſchon am 14ten, da unſere Noth angieng, war mein Haus der Gefahr am meiſten ausgeſetzt. Früh um 5 Uhr zerſchmetterte eine Haubitzgranate das Zimmer meines Bedienten, und zündete, wir löſchten damals noch das Feuer, ich ließ meine Sachen, ſo gut als möglich, zuſammen packen, und theils in ein Gewölbe, theils in den Keller ſchaffen, weil es mir feſte genug zu ſeyn ſchien; weil ſich aber die Gefahr vermehrte, und es Kugeln und Carcaſſen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, vermuthlich in der Abſicht 500. Centner Pulver, ſo 20 Schritte von meinem Hauſe unterm Walle lagen, in die Luft zu ſprengen, ſo flüchtete ich noch ſelbigen Tages Abends um 7. Uhr nach Neuſtadt zu Dolingen; meinen Bedienten aber ließ ich mit ſeinem guten Willen zurücke.

Neuſtadt ward vom 15ten an auch beſchoſſen, und zwey 12 Pfünder fuhren durchs Dolingſche Haus, aber wir waren doch daſelbſt mit Feuereinwerfen verſchont.

So gefährlich und ängſtlich dieſer unſer Aufenthalt war, ſo viel comiſche und lächerliche Auftritte kamen doch dabey vor. Die Zortheim mit ihrer Bedienung und ich, waren die meiſte Zeit bey Hamelon in ſeiner Stube, die Sie kennen,

und

und da ſchliefen wir auch, das war das klügſte, das wir thun konnten, hinten im Hofe im 2ten gemeldeten Stübchen ſteckte die ganze Dolingſche Familie und noch 40 Perſonen, alt und jung, die Fenſterladen waren mit Miſt bedecket, und mit eben ſo viel Miſte der ganze Hof beſtreuet, unter dieſen Miſte lagen alle die Perſonen; einige waren ſtille und verdrüßlich, einige betteten, und man ſahe es ihnen am Maule an, wie ſie mit ihrem Gott zanketen, daß er es doch ſo weit habe kommen laſſen, ohngeachtet ſie ihm, nun ſeit vier Jahren die Ehre angethan, und fleißig gebetet. In einem andern Winkel ſaſſen einige politiſche Kannengieſſer, und machten für Daun einen Operationsplan, wurden aber ſehr uneinig, weil ſie ſich um den kleinen Nebenumſtand nicht vergleichen konnten, ob ſie den König von Preuſſen mit ſeiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder über die Klinge ſpringen laſſen? Ich war für das letzte, aber ich ward überſtimmet. Eine Prieſterwittwe kriegte mich auf die Seite, ziſchelte mir ins Ohr, wir ſollten Gott danken, um der lieben Religion halben ſchöſſe uns der König von Preuſſen todt, und unſre Häuſer in Grund: Aber zum Teufel, Madame, was haben denn meine Perucquen mit der Religion zu thun, (denn kurz vorher hatte ich erfahren, daß eine 30pfündige Granate meinen Apparatum von Perucquen

quen zerſchmettert habe,) laſſen ſie es gut ſeyn, antwortete ſie mir, es wird ſich ſchon geben; danken ſie Gott dafür. Die verwünſchte fromme Frau hat mich grauſam gepeiniget. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in des Hamelon Stube mit Eſſen und Trinken, und mich deucht, das war noch am ſolideſten gedacht, unter dergleichen Abwechslungen und Unruhen brachten wir den 14ten heran, den ſchrecklichſten Tag meines Lebens! Schon um 2. Uhr Nachmittags ſtand die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller Flamme; Ich lief vorerſt in das Gouverneurhaus, hier war es eben, wo ich die Frau Mama und ihre Babet antraf, und ſahe dieſem Greuel der Verwüſtung zu, ich blieb einige Zeit dort, und gegen 5. Uhr kam mein ehrlicher Bedienter, mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeſchmiſſen, und darinn alles verbrannt, der ganze unbeſchädigte Keller aber von denen zum Löſchen commandirten Soldaten rein ausgeplündert ſey; das that wehe! mein lieber Färber, ſehr wehe! alle meine Meublen, Kleider, Wäſche, Vorräthe, alle meine Bücher, Manuſcripte, alle Briefe, die ich von Ihnen und andern guten Freunden ſo ſorgfältig geſammlet; alles war verloren: von Sachen, die ich ſo wohl auf 3000 Reichsthaler rechnen kann, habe ich nicht 10 Reichsthaler

ler werth gerettet, der älteſte Zeugreck, den ich anzog, um deſto bequemer zu löſchen; eine abgelebte Peruque, die ich in eben der Abſicht aufgeſetzet; ein paar alte Hemden, die ich ſchon für meinen Bedienten beſtimmet hatte, und ein Schlafrock, das war meine ganze Garderobe. Die witzigen Manuſcripte, die nach meinem Tode ſollten gedruckt werden, ſind zum kräftigen Troſt der Narren künftiger Zeit, alle, alle, mit verbrannt. Nun verlohnet es ſich beynahe nicht der Mühe, daß ich ſterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieſer Gedanke hat mich bisher noch beruhiget, wenn ich an den Tod gedachte, aber nun will ich noch immer lebendig bleiben, und mich in die Welt ſchicken, ſo gut ich kann. Meine ſchöne Bücher dauren mich ſehr, aber manchmal dauren mich meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten: Kurz, Färber! ich bin ſo bettelarm, wie ein Poet. Ein Glück für mich, daß ich meine Wechſel und Documente gerettet habe; an baarem Geld habe ich nicht über 40 Reichsthaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuerſekretär, der ein Jahr in Preußiſchen Depot, und zwey Jahre unter der Vormundſchaft der theureſten Landesbauptdeputation geſtanden? Das ſchmerzet mich am meiſten, was ich durch die Plünderung verloren habe; unſre Freunde, un-

ſre

ſre Hülfsgenoſſen, unſre apoſtoliſch-catholiſche Erretter, Leute, die das gröſte Gewiſſen ſich machen würden, am Charfreytage Schweinebraten zu eſſen, die plundern uns ſelbſt in der gröſten Beängſtigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vor der Wuth der Flammen und der Feinde noch etwas retten können, und man ſoll auch nicht einmal davon reden; das iſt zu grauſam! Sagen Sie es auf mein Wort in Warſchau nach, daß uns die Feinde zwey Drittel verbrannt, und unſre Freunde ein Drittel geſtohlen haben; aber ſagen Sie es auch zum Ruhme unſers Commandanten, daß er die ſtrengſte Ordre geſtellet, dieſem Unweſen zu ſteuren, doch hat es nichts geholfen, denn einen Spitzbuben macht der Galgen nicht ehrlich.

Den Sonntag frühe ward in der Neuſtadt angeſagt, daß, wer ſich aus der Stadt retten wollte, es bald thun mögte: eine neue Angſt! Um 8 Uhr frühe, gieng ich mit meinem Bedienten zum Schwarzenthore hinaus. In einem Ueberzuge von einem Kopfkuſſen ſtack mein ganzer Reichthum. Wir wanderten bey der grauſamſten Hitze durch den Sand bis auf Saarens Weinberg, das that ich in Geſellſchaft der Dohlingſchen Familie, welche wie die Salzburger emigrirten. Es ſchlug 12 Uhr, und ſie hatten noch nicht Anſtalt gemacht, etwas zu eſſen; zu trinken war

noch

noch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungerte und durstete, und ich als ein Abgebrannter sahe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule herausbringet. Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken, und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen, und sehen, wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht so sehr auf die göttliche Vorsehung verliesse, als sie. Ich gieng zum größten Aergernisse dieser gläubigen Seelen, welche Gott vertrauten, und von ganzem Herzen hungerten und dursteten. Ich kam nach Loschnitz zu einem guten Freund, bey dem ich willkommen und ziemlich gut versorget war; hier blieb ich bis Mittwochs frühe, wo ich ein Pferd bekam, und nach Hohenstein ritte. Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abentheurlicher Ritter gesehen worden als der meinige.

Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit 15 Jahren gewesen war im Karren zu ziehen, auf diesem Gaul den Steuersekretär Rabener noch nicht völlig 3 Ellen lang, und der schweren Zeiten ungeachtet, ander-

derthalb Ellen im Durchſchnitte, dieſen Sekretär in ein paar zerriſſenen Schuhen, ſchwarz ſeidenen Strumpfen, geſtrickten Beinkleidern, einen weiſſen beſchmutzten alten und lebensſatten Zeugrock, einer Haarbeutelperuque, welche ſeit der Belagerung nicht ausgekämmet, und nicht viel ſeit der preuſſiſchen Invaſion gepudert war; hinter ihm ein Kornſack, in welchen der Reſt ſeines Vermögens geflüchtet war, auf dieſem Kornſack einen buntſtreifigten Schlafrock, welcher im Fall es regnete, zum Roquelaure dienen ſollte, zur Rechten gieng mein Bedienter, ſo eine Schachtel mit Brodt und Braunſchweiger Wurſt trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zuſprach, und wenn er ſtolperte, ihn mitleidig aufrichten muſte. In dieſem Aufzuge kam ich endlich zum Amtsſteuereinnehmer in Hohenſtein, wo ich ſehr wohl aufgenommen wurde, denn Sie müſſen wiſſen, daſs wir Steuerſekretairs ein geſchenktes Handwerk haben, weil wir in allen Städten einen Einnehmer finden. Mein Logis bekam ich im Städtchen, wo die Wirthinn eine bejahrte dienſtfertige Frau war, voll des Ceremoniels, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mogte gebräuchlich geweſen ſeyn.

Der Wirth ein feiſter Mann, mein alter Schulkammerad, und ſeine Tochter ein friſches

rundes Mädchen, welche gute Hoffnung machte, daß sie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hosen herumlaufen lassen. Hier wohnete ich; aber fast eine halbe Stunde vom Städtchen, in einem Verwerk wohnte der Steuereinnehmer, und so weit mußte ich allemal über die Berge wegklettern, wenn ich essen wollte, die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Assistenzeinnehmerinn mit ihrer Familie und gar unvermuthet ihre Mademoiselle Schwester zu finden. In dieser vortrefflichen Gesellschaft habe ich zehn Tage lang mich so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und seine Frau sorgten für mich und unsre Bequemlichkeit: beyde waren sehr dienstfertig und gastfrey, auch hatte sie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich, und mit Hunden und Katzen sehr reichlich gesegnet.

Am andern Aug. fuhr ich mit der Frau Schwester wieder zurück, und bedauerte, daß unser Exilium nicht länger gewähret hätte. Nun bin ich hier, und wohne zur sonderbaren Erbauung der Stadt, bey der Dohnerinn, welche um ihren Geruch der Heiligkeit ferner wie bisher zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumet, und sich bis Michaeli nach Pförten begeben hat, alsdenn

alsdenn kommt ſie zurück, und ich beziehe ein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebſter Färber, meine lange Beſchreibung meiner Abendthaten, das übrige wünſche ich Ihnen mündlich zu erzehlen, und wenn? Bleiben Sie mein guter Freund, ich liebe Sie ewig, und küſſe Sie Millionenmal in Gedanken. Dero Herrn Papa empfehlen Sie mich gehorſamſt, verſichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche ſich Ihres abgebrannten Freundes nicht ſchämen. Leben Sie wohl &c.

Rabener.

Dritter Brief.

Mein liebſter Freund,

Um mich wieder aufzumuntern, will ich von Ihnen reden; was machen Sie, mein guter, beſter Gellert? Elegien? Hum! Ein Philoſoph wie Sie, das wäre ſehr unexemplariſch, wenn er ſich die gegenwärtige Noth ſo ſehr niederſchlagen ließe, aber geſund ſind Sie doch gewiß, das will ich Ihnen rathen, denn ich bin ſehr geſund, und kann es nicht leiden, daß meine Freunde krank ſind.

Man versichert mich, daß der König Befehl gegeben habe, Ihnen Ihre Pension richtig auszahlen zu lassen. Wie groß kam mir unser Feind, der König von Preussen, in dem Augenblick vor, als ich dieses hörete; vor Vergnügen vergaß ich, daß er mir selbst meine Besoldung zurückhalten lässet.

Haben Sie etwan auch gehöret, daß ich in preussische Dienste gehen werde? Hier sagen es unser Hof und die Stadt, aber Hof und Stadt sagen ein Märchen; Ich würde es am wenigsten itzt thun, da ein solcher Entschluß mehr als eine Desertion, als eine erlaubte Verbesserung meiner Glücksumstände scheinen würde.

Aber ich will Ihnen den Schlüssel zu diesem Räthsel geben. Ich habe viele Bekanntschaft mit preussischen Officiers und Beamten gemacht, weil ich bey vielen ein vernünftiges Betragen, einen feinen Geschmack, eine gute Belesenheit und ein redliches Herz gefunden.

Ich bin bey dem Prinz Heinrich länger als eine halbe Stunde gewesen, und bin mit wahrem Vergnügen bey ihm gewesen: Ich habe, so viel es der Wohlstand erlaubte, lebhaft mit ihm gestritten, da er die deutsche Sprache, und unsere Litteratur wenig schätzet; aber er schätzet Sie, mein

guter

guter Gellert, und dieſes macht ſeinen Fehler verzeihlich.

Er kannte den Poeten Gellert, aber ich lehrete ihn auch den redlichen Menſchenfreund Gellert kennen, und zu meiner Belohnung ſagte ich ihm trotzig, daß eben dieſer Gellert mein älteſter Freund ſey; denn auch bey Prinzen thue ich mit ihrer Freundſchaft groß.

Sie können wohl glauben, daß ich als ein deutſcher Patriot mit dieſem liebenswürdigen Prinzen geſprochen, und ihm Einwürfe gemacht habe, die ihm unerwartet zu ſeyn ſchienen; die wichtigſten Beweiſe hebe ich vor den König auf. Seit vierzehn Tagen ſtehe ich mit dem Könige in Tractaten, wer Ihm mich vorſtellen ſoll. Der Marquis d' Argens verlangt es zu thun, und hat mich darum anſprechen laſſen. Muß es denn eben ein Franzoſe ſeyn, der mitten in Deutſchland einen deutſchen Autor mit einem deutſchen Könige bekannt macht? Wahrhaftig, mein lieber Gellert, das thut mir wehe! Ich habe mich bey dem Marquis entſchuldigen laſſen, daß ich nicht durch ſeine Vermittelung würde den König ſehen können, da ich nicht geubt genug ſey, Franzöſiſch mit ihm, und noch weniger mit dem Könige zu ſprechen. Der Baron von Cocceji iſt dieſer Sache wegen unſer Adjutant.

Ich fand nöthig einen Brief zu ſchreiben, und mich darinn alſo auszudrücken:

Es iſt mir ſehr unangenehm, mein Herr, daß ich zu deutſch bin, und der Herr Marquis d'Argens zu franzöſiſch iſt, und daß ich daher von der Erlaubniß dieſem Gelehrten, den ich um ſo höher halte, weil er vielleicht der einzige von ſeiner Nation iſt, welcher uns armen Deutſchen erlaubet Witz zu haben, gehorſamſt aufzuwarten, nicht Gebrauch machen kann. Und was noch ſchlimmer iſt, und mich wahrhaftig in die äuſſerſte Verlegenheit ſetzet; ſo muß ich ſehen, daß ich aus eben dieſem Grunde nicht die Ehre haben kann, durch den Herrn Marquis dem Könige vorgeſtellt zu werden, und mich zu den Fuſſen Sr. Majeſtät niederzuwerfen.

Ich beſchwöre Sie, mein Herr, dieſe Sache ſo einzurichten, damit der Herr Marquis nicht glauben möge, daß ich ein völliger Barbar ſey. Nur ein wahrer Freund von mir wird darüber nicht verdrüßlich werden. Ich ſelbſt bin ſo beſcheiden, und will dem Herrn Marquis mit dergleichen Geplauder nicht beſchwerlich fallen. Dieß iſt die einzige Urſach, welche mich abhält, Ihm meine Aufwartung zu machen. u. ſ. w.

Der

Der Marquis d' Argens ſoll es alſo nicht ſeyn, welcher mich zu den Füſſen des Königs legt; der König iſt ſo gnädig, ſich meine Weigerung gefallen zu laſſen; Er will (wird das wohl die Nachwelt glauben?) deutſch, deutſch, will der groſſe Friedrich mit mir reden. Hat wohl jemals Auguſt mit dem Horaz in ſeiner harten Mutterſprache geredet? Wohl niemals; denn das Griechiſche war die allgemeine Sprache, der Welt und des Hofes; nur der Pöbel und die traurigen Pedanten in Rom, ſprachen Latein; alſo iſt die Sprache feſt geſtellet, in welcher der König mit mir reden will. Ich erwarte täglich ſeine Befehle, durch wen endlich dieſe Vorſtellung geſchehen ſoll.

Wie, Deutſch will ich mit dem Könige reden? Wie viel gelehrte und witzige Brandenburger, ſo gelehrt und witzig als Voltaire und Baumelle, wenigſtens treuer und dankbarer, als Voltaire und Baumelle, will ich ihm nennen, die Er und ſeine Franzoſen nicht kennen.

Ich bin durchaus muthig, wenn es mir einfällt, daß ich zum Beſten meiner Mutterſprache dem tapferſten und noch nicht überwundenen Könige dieſer Zeit, (ach wäre dieſer König nur unſer Freund!) den deutſchen Witz predigen ſoll.

Aber ich weiß es ſchon, ich predige den Brandenburgern eine Aergerniß, und den Franzoſen eine Thorheit. Nun werden Sie es begreifen können, lieber Gellert, wie es möglich iſt, daß man hier glaubt, ich ſey in preuſſiſche Dienſte getreten.

Das muß ich Ihnen noch ſagen, daß vor einem Jahre ſchon der König den Einfall in Potsdam geäuſſert hat, mich in ſeine Dienſte zu ziehen, daß vielleicht bey ſeinem Hofſtaat auch hier davon geſprochen worden iſt, und daß viele von denen Preuſſen gewiß glauben, Er werde mir noch ſeine Dienſte antragen.

Ich glaube es nicht, ich wünſche es auch nicht, denn je gnädiger er dabey wäre, je verlegener würde ich ſeyn, meinen Entſchluß zu erklären, ohne ihn zu beleidigen.

Im Ernſte wünſchte ich mit dem Könige zu ſprechen, und auſſer meinem beſten Könige, iſt es vor allen Königen nur dieſer, und einer noch, die ich zu ſprechen wünſchte.

Aber wenn mir auch einfällt, wie man hier auch ſchon itzt davon urtheilet, und was für einen nachtheiligen Eindruck es in künftigen Zeiten

ten wider mich machen könne: ſo vergeſſe ich meine Wunſche, und werde ſtumm, nichts bitters von dieſer argwöhniſchen Denkungsart zu ſagen.

Küſſen Sie mich, guter Gellert, küſſen Sie ihren freundſchaftlichen Plauderer tauſendmal; denn das ſchmeichele ich mir, daß Sie weder an den Oberſten Mannſtein, noch an Ihre Hypochondrie die ganze Zeit über gedacht haben, als Sie dieſen meinen langen Brief geleſen.

Noch etwas und zwar etwas ſehr luſtiges; können Sie ſich wohl vorſtellen, daß unſer Gleim den unerwarteten Einfall hat, eine Geſchichte des gegenwärtigen Krieges, und die neuen Siege ſeines Königes zu beſchreiben? Gleim, der Menſchenfreund, der Freund der Freuden und des Weins, unternimmt aus freyem Willen einen blutigen Krieg, und die traurige Zerſtöhrung ſo vieler tauſend Menſchen, die auch trinken, und ſcherzen, und küſſen können, zu beſchreiben. Durch ſeinen und meinen Freund, den Herrn Ebab ich ihm ſagen laſſen, daß ich ihm dieſen grauſamen Witz unter keiner Bedingung verzeihen würde, als unter dieſer, daß er den ganzen traurigen Krieg in anacreontiſchen Verſen beſchreibe, und ſeine Mordgeſchichte anſtatt der Capitel in Trinklieder eintheile.

Sagen Sie mir, mein Freund, woher kommt es, daſs Könige ſo gerne Dichter zu ihren Herolden haben; Boileau, Racine, Voltaire, drey Dichter, und unſer Gleim, der taumelnde Gleim, die ſollen fur die Nachwelt Zeugen ſeyn; Zeugen in Sachen, die ſie ſelbſt nicht glaubten, vor denen ſie ſelbſt erzitterten.

Warum verlangen die Könige nicht mich zu ihrem Herolde? Aber vielleicht fürchten ſie ſich, daſs die hiſtoriſche Lobſchrift ihrer unſterblichen Thaten der 5te Theil zu meinen Satyren werden mögte. Leben Sie wohl, mein ſtiller, mein friedfertiger, mein beſter Gellert &c.

Rabener.

Vierter Brief.

Mein beſter Freund,

— Penſion? guter Rabner, nein, es wird mir keine ausgezahlet; ich habe auch ohne die geringſte Unruhe, meine Quittung, die mir von Meiſſen zurück geſchickt wurde, in mein Pult gelegt; das kränkt mich nicht, obs mich gleich nicht erfreuen kann.

Könnte

Könnte ich meinem Vaterlande den Frieden, und beſſere Zeiten durch den Verluſt von 100 *Reichsthaler jährlich erkaufen, ich, der ich ſo bald ich nicht mehr arbeiten kann, auch nichts mehr habe; o, mit Freuden!*

B. hat mir durch C. den Antrag thun laſſen, ob ich mich zur Erziehung des Kronprinzen wollte brauchen laſſen? Aber mein liebſter Freund, ſo lange ich nicht wegen meiner nothdürftigen Erhaltung gedrungen bin, mein Vaterland zu verlaſſen, ſo will ich glauben, daß ich eine Pflicht habe, auch in einem unglücklichen Vaterlande zu leben; ſo denken Sie auch, ja denken Sie ewig ſo, wenn es möglich iſt. Sachſen verlieret, (dieß kann und muß ich ſagen) zu viel mit Ihnen, ein Mann fur Geſchäfte, fur den Staat, ein Autor! Sie müſſen unſer bleiben.

Bey mir hat es wenig Gefahr, halb krank, an die Stube gewöhnt, wahrſcheinlicher Weiſe, nicht lange mehr zu leben, nur fur einige junge Leute gut! O. ich kann bleiben, wo ich bin, und mein Wunſch iſt die Einſamkeit, das Land und noch ein gutes moraliſches Buch nach meinem Tode.

Sie ehren mich, wie ichs verdiene, wenn Sie dem Prinzen Heinrich ſagen, daß ich Ihr

älteſter und beſter Freund bin, und ich würde Ihm zu meinem Anſehen eben das geſagt haben.

Ja, daſs Sie, Gürtner, Schlegel, Crämer, Gieſecke meine Freunde geweſen, dieſes ſehe ich als die Glückſeligkeit meines Lebens an; dieſes ſoll mir bey der Nachwelt ſo gewiſs Ehre, Beweis meines guten Herzens, Sicherheit meines Geſchmacks ſeyn, als es Racinen Ehre iſt, daſs Boileau und Moliere ſeine Freunde geweſen. Unſere Periode, die itzige, wird in der Litteratur der Deutſchen nicht weniger merkwürdig ſeyn, als es der Zeitpunkt des Boileau im Franzöſiſchen iſt.

Gehen Sie immer zum Könige, Er ſoll Sie ſehen und bewundern, ich will es haben.

Ich verlange meine Penſion nicht, aber Er ſoll Ihnen geben, was Ihnen von Rechtswegen gebühret; Er ſoll beſſre Gedanken von den Deutſchen und unter dieſen von den Sachſen, in Anſehung des Witzes bekommen, und Sie ſollen ihm ſtatt aller Demonſtration ſeyn, und ſollen ihm, wanns möglich iſt, den Geiſt des Friedens inſpiriren und meine Furchtſamkeit.

Aber

Aber laſſen Sie ſich durch nichts feſſeln.

Ueber Gleims Unternehmen ärgere ich mich.
Leben Sie wohl, ſtets wohl, ich bin Ihr guter

Gellert.

Fünfter Brief.

Liebſter Gellert,

Läſe ich es nicht in den auswärtigen Zeitungen, daß Sie noch lebten, ſo würde mich ihr unausſtehliches Stillſchweigen vorlängſt auf die traurige Vermuthung gebracht haben, daß Sie geſtorben, oder doch durch Ihre finſtre Hypochondrie ſo menſchenfeindlich geworden wären, daß Sie Ihren guten Freund Rabener ganz vergeſſen könnten, und ſich in das dunkelſte Gebüſche zu Störmthal geflüchtet hätten, um einſiedleriſch über das unglückliche Vaterland und Ihren verdorbten Magen zu ſeufzen. Aber, werden Sie mit Ihrer hohlen und keuchenden Stimme ſo einſylbig als möglich ſprechen: Lieber Gott, - - weiß denn der Rabener gar nicht — und das könnte er lange wiſſen — wiſſen könnte ers — alle Kinder wiſſen es — freylich — der König hat mit mir geſprochen! — — O mein Hochgelehrter Herr Profeſſor! freylich viel Ehre

für Sie und den Witz! Aber das giebt Ihrem Stolze kein Recht, Ihren alten wahren Freund Rabener ganz zu vergeſſen. Der König hat mir mein Haus weggebrannt, das will noch viel mehr ſagen, als daß er mit Ihnen geſprochen hat, und doch bin ich nicht einen Augenblick ſtolz darauf geweſen, ſo wenig ſtolz, als daß ich ſogleich an meinen liebſten Gellert ſchrieb, und es ihm mit vieler Demuth meldete. Hätten Sie es nicht auch ſo machen ſollen? Hüten Sie ſich, ich rathe es Ihnen, Gellert, hüten Sie ſich! Ich bin Ihr Freund, aber, aber, ich bin auch ein Autor, und wenn ein beleidigter Autor —— verſtehen Sie mich, Gellert; kurz, ich erwarte mit der nächſten Poſt einen Brief von Ihnen. Man erzehlet hier ſo ungereimte Sachen von Ihrer Unterredung mit dem Könige, daß ich groſſe Luſt habe Leute zu verſichern, es ſey alles wahr, was man davon erzehlt, wenn Sie mir nicht bald antworten, und alles aufs umſtändlichſte melden, was der König zu Ihnen geſagt hat. Noch einmal warne ich Sie, ſäumen Sie nicht, oder ich werde es dem Publico ins Ohr ſagen, daß dieſer Gellert, der von nichts als Vaterland und Menſchenliebe ſpricht, —— ja, wie geſagt, daß dieſer ſtille und friedliebende Gellert dem Könige bey ſeiner Unterredung mit ihm einen weitläuftigen und Finanzmäßig ausgearbeiteten Plan mit aller

aller Demuth eines Poeten überreichet habe, worinnen er gezeiget, wie der Krieg wenigſtens noch zwey Jahre könne fortgeführet werden, ohne die Brandenburgiſchen Unterthanen im mindeſten zu beläſtigen, —— ja, ja, mein Herr, das iſt mein ganzer Ernſt, und haben wir einmal Friede, ſo ſollen Sie, —— zittern ſollen Sie, mehr ſage ich nicht!

Wie ich mich befinde? O ich bin viel zu ergrimmt, als daß ich Ihnen darauf antworten könnte. Unmöglich kann Ihnen viel daran liegen, ob ich krank oder geſund bin, Sie würden mich ſonſt lange darum gefragt haben. Aber ich merke es ſchon. Schmollen kann ich mit Ihnen unmöglich. Mitten in meiner patriotiſchen Wuth liebe ich Sie von ganzem Herzen, und wenn es mir einfällt, daß ich binnen acht Tagen einen Brief von Ihnen bekommen werde, ſo mögte ich Sie für Freuden tauſendmal umarmen!

Ich bin vollkommen geſund, heiter und zufrieden. Ich genieſſe die ruhigen Augenblicke, die wir itzt noch als eine Beute davon tragen, und erwarte die unruhigen Tage ohne zu ängſtliche Sorge.

Leſen

Leſen Sie die Innlage an unſern Cramer in Coppenhagen, ſo werden Sie noch mehr wiſſen. Mein ganzes Herz iſt darinnen, denn ſeit meinem erlittenen harten Unglücke, iſt mir alles ziemlich gleichgültig, und ich kann in einer Viertelſtunde mit eben der Munterkeit von meinem Tode reden, mit der ich gegen meine Freunde ſcherze, wie ich itzt mit Ihnen, mein beſter Gellert, geſcherzet habe. Heben Sie dieſe beyde Briefe auf, vielleicht machen Sie, wenn ich heuer noch ſterbe, eine merkwürdige Anekdote in meiner künftigen Lebensbeſchreibung, die deſto mehr in die Augen fallen muß, da ich in meinem ganzen Leben, wenn ich ein paar Schmähſchriften ausnehme, nichts wichtiges gethan, als dieſes, daß ich meinen Freund Gellert von ganzem Herzen geliebet habe.

Tauſend Empfehle an unſern lieben Commiſſionsrath und ſeine redliche Frau. Melden Sie ihnen, daß unſer Hochachtungswürdiger Freund L. auf künftige Mittwoche Hochzeit hat. Ich bin (wie man in Leipzig ſpricht) ganz Zufriedenheit und ganz Freude uber die Verbindung zweyer Perſonen, die Gott, wie es ſcheinet, darzu erſchaffen hat, um ſich durch ihre beyderſeitige Tugend und Rechtſchaffenheit glücklich zu machen. Leben Sie wohl. Fuhrt ſich Ihr Herr

Bruder

Bruder beſſer auf, als ſonſt, ſo können Sie ihm von mir auch grüßen, aber daß es nicht jemand merkt.

Rabener.

Sechster Brief.

Liebſter Rabener,

Sie mögen mit mir machen, was Sie wollen, ſo werde ich Ihnen doch dießmal keine ausführliche Antwort ſchreiben. Denn ich bin ſchon ſeit vierzehn Tagen von einem Huſten, und an Schmerzen in der linken Hufte krank. Es iſt wahr, daß ich in der Mitte des Wintermonats vorigen Jahres, durch einen Major zu dem Könige gerufen worden bin; daß er ſich von 4 Uhr bis Dreyviertel auf 6 Uhr mit mir von den ſchönen Wiſſenſchaften, der deutſchen Litteratur und der Methode, womit er ſeine Hypochondrie curiret, und mit der ich meine curiren ſollte, unterredet; daß er mir ſehr gnädig begegnet; daß ich wider allen meinen Character, ohne die geringſte Furcht, ohne Begierde zu gefallen, bloß das, was Wahrheit und Ehrerbietung befohlen, geredet, und eben deßwegen gefallen habe. Am Ende des Geſprächs fragte er mich: ob ich keine von meinen

meinen Fabeln auswendig könnte? Nein Sire — *Besinne er sich doch, Herr Professor, ich will etlichemal in der Stube auf und ab gehen.* —— *Endlich fiel ich, ohne zu wissen, warum, auf den Maler, die letzte im ersten Theile. Nun sagte Er, das ist gut, nein, das ist sehr gut, natürlich gut, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat er so schreiben lernen?* —— *In der Schule der Natur.* —— *Hat er den* la Fontaine *nachgeahmet?* —— *Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original, aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.* —— *Nein, ich muß ihn loben. Und da sagte er zum Major, der dabey stund, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte,* —— *Komme er wieder zu mir, und stecke er seine Fabeln zu sich, und lese er mir welche vor.* —— *Allein, guter Rabener, ich bin nicht wieder gekommen, der König hat mich nicht wieder rufen lassen, und ich habe an Sirachs Worte gedacht: Dränge dich nicht zu den Königen.* —— *Er hat mich den Tag darauf bey der Tafel gegen den Obristlieutenant Marwitz, auch den Englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lecteur Catt, und andere, die mir es wieder gesagt, mit einem Lobspruch gelobt, den ich nicht versetzen will, weil es doch eitel seyn würde. Der Englische Gesandte, der ein vortrefflicher Mann ist, mag*

wohl

wohl die wahre Urſach geweſen ſeyn, warum mich der König ſehen wollen. Denn der Geſandte hat mit Strauben in Breßlau meine Fabeln größtentheils geleſen, und iſt ſehr vor ſie eingenommen. Der König ſprach bald deutſch, bald franzöſiſch, ich meiſtentheils deutſch, und nur im Nothfall franzöſiſch. Den ausführlichen Inhalt einem Briefe anzuvertrauen, würde wenigſtens wider die Klugheit ſeyn. Warten Sie, bis ich ſie ſpreche. Gott gebe, daß dieſes bald geſchehe, und daß ich Sie geſund und zufrieden umarmen kann, wo es auch ſey. Das Ende Ihres Briefes, liebſter Kabener, iſt ſehr ernſthaft, allein ihr Ernſt iſt mir ſo ſchatzbar als kaum Ihr Scherz. Sie reden von Ihrem Tode. Ja, davon ſollten wir alle reden, und getroſt, wie Sie reden. GOtt laſſe uns leben, um wohl zu ſterben, zu der Zeit, da ers beſchloſſen hat. Menſchlich zu urtheilen, müſſen Sie mich lange und weit überleben. Ihren Brief an Cramern, der auch treflich iſt, hebe ich allerdings auf. An den Cammerrath L. wurde ich geſchrieben und ihm zu der ſo glücklich getroffenen Wahl meinen Wunſch recht von ganzer Seele abgeſtattet haben, wenn ich nicht Zeithero zu allen Verrichtungen und Pflichten der Geſellſchaft ungeſchickt geweſen wäre.

Ich umarme Sie, liebe Sie, und bin ewig der Ihrige.

Gellert.

Ich habe alle Tage noch mehr zu diesem Briefe schreiben wollen, und nicht gekonnt, morgen soll er also fortgehen. Eins können Sie noch anhören. Der König fragte nach den guten deutschen Schriftstellern, und die ersten, die mir einfielen, waren Sie, und Cramer. Er schmalte auf die Harte und Unförmlichkeit der deutschen Sprache —— aber warum nöthigen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen, dafs wir Sie lesen mussen? —— Vielleicht, *Sire*, fehlt uns noch die Zeit, vielleicht auch noch *Auguste* und *Louis XIV.* —— Sachsen hat ja schon zween Auguste gehabt. Ja, *Sire*, und wir haben auch schon einen guten Anfang in der schönen Litteratur gemacht. Als die Griechen aufhörten zu schreiben, fiengen die Römer an. Wir hoffen ruhigere Zeiten, —— So? gefallen ihm diese Zeiten nicht? Sinds böse Zeiten? —— Ich wünsche ruhigere Zeiten, und wenn ich der König von Preussen ware, so hatten die Deutschen Frieden, —— So? steht diefs bey mir? Drey wider Einen? —— Ich wiederhole es noch einmal, *Sire*, wollte GOtt! Sie gäben uns den Frieden!

—— Ja! ja!

E N D E.

Sämtliche Schriften

Herrn

C. F. Gellerts.

Zweyter Theil.

Geiſtliche
Oden und Lieder.

Lehrgedichte
und
Erzehlungen

von

Herrn C. F. Gellert.

Mit drey Kupfern.

Mit des hohen Standes Bern
Privilegio.

Bern, 1772.
Verlegts Rud. Ludwig Walthard

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Geiſtliche Oden und Lieder.

Vorrede.

Wenn die Sprache der Poeſie vorzüglich geſchickt iſt, die Einbildungskraft zu beleben, den Verſtand auf eine angenehme Weiſe zu beſchäftigen, und dem Gedächtniſſe die Arbeit zu erleichtern; wenn ſie geſchickt iſt, das Herz in Bewegung zu ſetzen, und die Empfindungen der Freude, der Liebe, der Bewunderung, des Mitleidens, des Schmerzes zu erwecken, oder zu unterhalten: ſo iſt es unſtreitig eine groſſe Pflicht der Dichter, dieſe Kraft der Poeſie vornemlich den Wahrheiten und Empfindungen der Religion zu widmen. Da überdieſes der Geſang eine groſſe Gewalt über unſre Herzen hat, und von gewiſſen Empfindungen ein eben ſo natürlicher Ausdruck iſt, als es die Mienen und Geberden des Geſichts ſind: ſo ſollte man der Religion beſonders diejenige Art der Poeſie heiligen, die geſungen werden kann. Ich habe in den nachſtehenden Oden und Liedern dieſe Pflicht zu erfüllen geſucht. Habe ich ſie mit dem gehörigen Beifalle, und zugleich mit Glücke, ausgeübt; ſind dieſe Geſänge, oder doch nur einige derſelben, geſchickt, die Erbauung der Leſer zu befördern, den Ge-

ſchmack an der Religion zu vermehren und Herzen in fromme Empfindungen zu ſetzen: ſo ſoll mich der gluckliche Erfolg meines Unternehmens mehr erfreuen, als wenn ich mir den Ruhm des gröſten Heldendichters, des beredteſten Weltweiſen aller Nationen, erſiegt hatte. Scaliger ſagt von einer gewiſſen Ode des Horaz, daß er lieber der Verfaſſer derſelben, als König in Arragonien ſeyn möchte. Ich weiß alte Kirchengeſänge, die ich mit ihren Melodien lieber verfertiget haben möchte, als alle Oden des Pindars und Horaz. Man wird es mir nicht zutrauen, daß ich die Meiſterſtücke des menſchlichen Witzes verachte; aber wenn es ſeit die heidniſchen Dichter für eine Pflicht, oder für eine Ehre gehalten, die Poeſie ihrer verderbten Religion zu widmen: ſollten ſichs chriſtliche Dichter zu keiner Pflicht, zu keiner Ehre machen, für eine göttliche Religion zu dichten?

Vielleicht trägt die Geringſchätzung, mit der die Welt auf ein geiſtliches Lied herabſieht, nicht wenig zur Verabſaumung dieſer Pflicht bey. Aber ſollen wir nur alsdann arbeiten, wenn der Ruhm und Beyfall der Welt ſich zu unſrer Belohnung darbeut? Iſt die Erfüllung ſeiner Pflicht nicht Ruhm genug, wenn auch alle Zungen der Menſchen ſchwiegen? Iſt der Beyfall ſeines Gewiſſens nicht Ehre genug, wenn uns auch

die

die ganze Welt für einen fanatiſchen Geiſt anſahe? Sollte die groſſe Abſicht, Weisheit und Tugend unter den Menſchen auszubreiten, und die Ehre des Stifters unſrer Religion zu verherrlichen, kein Ruhm ſeyn, da nach demſelben auch die Geiſter des Himmels, die ſo weit über uns erhaben ſind, ringen? Iſt der Vorwurf eines kleinen und einfaltigen Geiſtes, eines Abergläubiſchen, oder Mitzſuchtigen, den uns die Spötter machen können, iſt er, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, nicht der erhabenſte Lobſpruch für uns? Wer nicht groß genug iſt, ſich über dieſe falſche Schande hinwegzuſetzen, der iſt des Glückes werth, nur den Beyfall der Thoren und Leichtſinnigen zu haben.

Zu der Verachtung der geiſtlichen Geſänge überhaupt tragen unſtreitig die vielen ſchlechten Lieder dieſer Gattung nicht wenig bey. Viele wackere und fromme Männer haben es gewagt, geiſtliche Lieder zu dichten, und ihren Eifer für die Geſchicklichkeit zur Poeſie angeſehen. Aber wie die Frömmigkeit demjenigen, dem es an Kenntniſſen der Staatskunſt fehlet, nicht die Geſchicklichkeit ertheilen wird, in öffentlichen Geſchäften glücklich zu arbeiten: ſo wird auch ein frommer Mann, bloß darum, weil er fromm iſt, noch nicht mit Glücke

in der Poesie arbeiten, wenn er mit ihren Regeln nicht bekannt und mit keinem poetischen Genie begabt ist. Man kann ein sehr gutes Herz, auch Verstand und Wissenschaft, und doch einen übeln Geschmack besitzen. Man kann sich unnatürlich, unrichtig, abentheuerlich ausdrücken, wenn man von den heiligen Wahrheiten in der Sprache der Poesie reden will; und man kann es doch sehr gut meinen. Man kann, wenn man, die Fesseln der Dichtkunst zu tragen, und die Menge ihrer Schwierigkeiten zu überwinden, nicht gewohnt ist, gezwungne, elende und frostige Lieder zur Andacht verfertigen, und doch ausserdem ein guter, ja gar ein grosser Redner seyn. Um desto mehr sollten diejenigen, die von der Natur die Gabe der Poesie empfangen haben, dieses Geschenke der Religion heiligen, da es nicht bloß auf unser gutes Herz, nicht bloß auf den Verstand und die Gelehrsamkeit, ja selbst nicht auf die Beredsamkeit allein ankömmt, wenn wir Gesänge der Religion verfertigen wollen.

Noch eine Ursache, warum wir vielleicht in unsern Tagen mehr für die geistliche Poesie arbeiten sollten, ist diese, daß sich der Geschmack der Dichtkunst und Beredsamkeit in unserm Jahrhunderte sehr geändert hat. Vieles ist in der Sprache unsrer Väter, in ihrer Art zu den-

ken,

ten, erlaubt, gebräuchlich, und unanſtöſſig geweſen, das es in unſern Tagen nicht mehr iſt. Alle lebende Sprachen haben das Schickſal, daß ſie ſich andern, wenn gleich nicht ſtets verbeſſern; daß Wörter veralten und ihren Werth verlieren, neue aufkommen und einen Werth erhalten, wenn er auch nur willkührlich ſeyn ſollte. Endlich, wenn die Sitten feiner werden, ſo bekommen wir an einer nachläſſigen, ungewählten und platten Schreibart einen Ekel. Dieſer Ekel erſtreckt ſich auch auf die Schreibart in den Werken der Religion; und wir fangen an, oft die Uebungen der Andacht geringe zu ſchätzen, oder zu verachten, weil die Mittel, ſie zu erwecken oder zu unterhalten, dem allgemeinen Geſchmacke nicht mehr gemäß ſind. Ich will dieſen Ekel nicht ganz billigen; aber ich billige es auch nicht, daß man nicht eifriger iſt, ihm vorzuwehren. Haben wir nicht eine Menge guter alter Predigten, und warum druckt man ſo viel neue mit Rechte? Der Geſchmack in der Beredſamkeit hat ſich geändert und gebeſſert? und viele können die rauhe und unbearbeitete Sprache und den ſteifen Ausdruck unſrer Väter nicht mehr dulden. Aus eben dieſem Grunde wird man auch in der geiſtlichen Poeſie, wenigſtens wegen des geſittetern Theils unſrer Nation, neue Verſuche wagen müſſen; ob es

gleich gewiß bleibt, daß wir viel schöne Lieder haben, die in hundert Jahren noch eben so verständlich und geistreich seyn werden, als sie vor hundert oder zweyhundert Jahren waren. Wer diese verdrängt, um nur neuere dafür unterzuschieben, der ist gegen unsre Väter undankbar, und gegen die Erbauung, welche sie schaffen, unempfindlich. Viele alte Lieder sind auch nur stellenweise verwerflich; und wäre zu wünschen, daß die Verbesserung derselben weniger Schwierigkeiten ausgesetzet seyn möchte. Ich glaube nicht, um nur ein Beyspiel anzuführen, daß unsre Väter durch die Stelle des Abendliedes:

Oeffne deiner Güte Fenster,
Sende deine Wach herab,
Daß die schwarzen Nachtgespenster &c.

sind beleidiget worden; aber ich glaube, daß sie in unsern Tagen beleidiget. Das Platte in der geistlichen Poesie ist weder die Schuld unsrer Sprache, noch der Andacht. Luther hat in seinen herrlichen Liedern die Sprache meistens glücklich gewählt, so entfernt er auch von unsern Tagen gewesen ist. Es ist auch nicht die Härte der alten Sprache, welche Leser von Geschmacke beleidiget, sondern das gezwungne, frostige, abentheuerliche Harte; nicht die Versetzung

der

der Wörter, ſondern die unnöthige und armſelige Verwerfung. Man leſe folgende Stelle:

Es iſt ja, Herr, dein Geſchenk und Gab,
Mein Leib, Seel und alls, was ich hab
In dieſem armen Leben;
Damit ichs brauch zum Lobe dein,
Zum Nutz und Dienſt des Nächſten mein,
Wollſt mir deine Gnade geben!

Sie hat viel Hartes nach unſrer itzigen Mundart und uns ungewöhnliche Verſetzungen; und dennoch, wer kann ſie ohne Bewegung, ohne daß er fühlt, wie ſeine Seele von Dank und Demuth durchdrungen wird, ſingen oder leſen? Sie iſt mehr werth, als ganze Bände neuer Lieder, die kein andres Verdienſt haben, als daß ſie rein ſind. Und warum iſt dieſe Stelle, ungeachtet ihrer Härte, ſo ſchön? Weil der Ausdruck ſtark und kräftig, weil der Innhalt des Gedankens groß, und doch der Gedanke nicht ausgedehnt iſt; weil die Kürze und der Nachdruck das harte entſchuldigen; weil die Verſetzungen der Deutlichkeit nicht ſchaden, ſondern mehr die Aufmerkſamkeit befördern.

Aus den guten geiſtlichen Geſängen, die wir haben, und überhaupt aus der Natur derjenigen Gattung von Gedichten, die dem Geſange

gewidmet ſind, iſt es leicht, ſich die Regeln von dieſer Art der geiſtlichen Poeſie zu entwerfen. Es muß eine allgemeine Deutlichkeit darinne herrſchen, die den Verſtand nährt, ohne ihm Eckel zu erwecken; eine Deutlichkeit, die nicht von dem Matten und Leeren, ſondern von dem Richtigen entſteht. Es muß eine gewiſſe Stärke des Ausdrucks in den geiſtlichen Geſängen herrſchen, die nicht ſo wohl die Pracht und der Schmuck der Poeſie, als die Sprache der Empfindung, und die gewöhnliche Sprache des denkenden Verſtandes iſt. Nicht das Bilderreiche, nicht das Hohe und Prächtige der Figuren iſt das, was ſich gut ſingen und leicht in Empfindung verwandeln läßt. Die Einbildungskraft wird oft ſo ſehr davon erfüllt, daß das Herz nichts empfindet. Es muß in geiſtlichen Liedern zwar die ublichſte gewöhnliche Sprache der Welt herrſchen; aber noch mehr, wo es möglich iſt, die Sprache der Schrift; dieſe unnachahmliche Sprache, voll göttlicher Hoheit und entzückender Einfalt. Oft iſt der Ausdruck der Lutheriſchen Ueberſetzung ſelbſt der kräftigſte; oft giebt das Alterthum deſſelben der Stelle des Liedes eine feyerliche und ehrwürdige Geſtalt; oft werden die Wahrheiten, Lehren, Verheißungen, Drohungen der Religion dadurch am gewiſſeſten in das Gedächtniß zurück gerufen, oder die Vorſtellung davon am lebhaf-

lebhafteſten in unſerm Verſtande erneuret. Ja, oft können auch ſelbſt die Stellen und Ausdrucke der Schrift durch den Zuſammenhang, in den ſie der Liederdichter bringt, eine Art von Commentario erhalten, der für die Menge vielleicht ſehr nöthig iſt.

Es giebt eine doppelte Gattung der geiſtlichen Oden; zu der einen gehören die Lehroden, zu der andern die Oden für das Herz. Wir benennen ſie ſo, nachdem mehr Unterricht, oder mehr Empfindung darinne herrſchet. Es wird alſo auch eine doppelte Schreibart dieſer Oden geben. In den Lehroden wird Deutlichkeit und Kürze vornehmlich herrſchen müſſen; in der andern Gattung die Sprache des Herzens, die lebhafte, gedrungne, feurige und doch ſtets verſtändliche Sprache. Daß der Verſtand in den Liedern unterrichtet und genährt werde, iſt eine ſehr nothwendige Pflicht, wenn man die unrichtigen Begriffe, die ſich die Menge von der Religion macht, den Mangel der Kenntniß in den Wahrheiten derſelben, und die täglichen Zerſtreuungen bedenkt, unter denen unſre Einſicht in die Religion, oft Sätze, oft Beſtimmungen und Beweiſe, oft wenigſtens den Eindruck und die lebhafte Vorſtellung davon verliert.

Die

Die Lieder für das Herz, denen der Gesang vorzüglich eigen iſt, müſſen ſo beſchaffen ſeyn, daß ſie uns alles, was erhaben und rührend in der Religion iſt, fühlen laſſen; das Heilige des Glaubens, das Göttliche der Liebe, das Heldenmüthige der Selbſtverläugnung, das Groſſe der Demuth, das Liebenswürdige der Dankbarkeit, das Edle des Gehorſams gegen GOtt und unſern Erlöſer, das Glück, eine unſterbliche, zur Tugend und zum ewigen Leben erſchaffne und erlöſte Seele zu haben; daß ſie uns die Schändlichkeit des Laſters, das Thieriſche der Lüſte und Sinnlichkeit, das Niederträchtige des Geizes, das Kleine der Eitelkeit, das Schreckliche der Wollust; mit einem Worte, die Reizungen der Tugend und die Häßlichkeit des Laſters empfinden laſſen; der Tugend, wie ſie von GOtt geliebt, befohlen, zu unſerm Glücke befohlen wird; des Laſters, wie es vor GOtt ein Aufruhr, für uns Schande, zeitliches Elend, ewige Pein iſt.

Da die geiſtlichen Geſänge nicht wie die andern Arten der Poeſie das Vergnügen zu ihrer Hauptabſicht haben: ſo ſoll man für den Wohlklang weniger beſorgt ſeyn, als für das Nachdrückliche und Kräftige. Das Ohr leide bey einer kleinen Härte, bey einem abgerißnen e,

bey

bey einem nicht ganz reinen Reime; wenn nur das Herz dabey gewinnt. Ein kleiner Fehler, ohne den eine gröſsre Schönheit nicht wohl erreicht werden kann, hört auf an demſelbigen Orte ein Fehler zu ſeyn. Dadurch will ich aber weder meinen Freyheiten eine Schutzrede halten, noch junge Dichter in der Nachläſſigkeit des Wohlklanges und Versbaues beſtärken. Genug, daſs ich die Pflichten der Ausbeſſerung bey dieſen Geſängen eben ſo wenig vergeſſen habe, als bey meinen übrigen Gedichten. Dieſs Zeugniſs, wenn ich mirs nicht ſelbſt geben darf, können mir doch meine Freunde geben. Kommen in dieſen Liedern hin und wieder ähnliche Ausdrücke und einerley bibliſche Stellen vor: ſo rechtfertiget entweder der Innhalt dieſe Freyheit, oder der Gedanke, daſs Ein Lied für ſich ein Ganzes iſt, das man in einer Sammlung, als von den andern abgeſondert, betrachten muſs. Bey den meiſten dieſer Lieder habe ich auf Kirchenmelodien zurückgeſehen, von denen ich zu Ende des Werkes ein Verzeichniſs angehangen; und wie die Declamation des Redners ſeiner Rede das Leben giebt, ſo giebt oft die Melodie erſt dem Liede ſeine ganze Kraft. Vieles wird durch den Geſang eindringender und ſanfter, als es im Leſen war; und viele Lieder müſſen

aus

aus diesem Gesichtspunkte am meisten betrachtet werden. Sind endlich die gegenwärtigen nicht alle im eigentlichen Verstande zum Singen geschickt: so wird es doch genug Belohnung für mich seyn, wenn sie sich mit Erbauung lesen lassen. Leipzig, im Monat März,

1757.

Bitten.

GOtt, deine güte reicht ſo weit,
So weit die wolken gehen;
Du krönſt uns mit barmherzigkeit,
Und eilſt, uns beyzuſtehen.
Herr, meine Burg, mein Felz, mein hort,
Vernimm mein flehn, merk auf mein wort;
Denn ich will vor Dir bitten!

Ich bitte nicht um überfluß
Und ſchätze dieſer erden.
Laß mir, ſo viel ich haben muß,
Nach deiner gnade werden.
Gieb mir nur weisheit und verſtand,
Dich, GOtt, und den, den du geſandt,
Und mich ſelbſt zu erkennen.

Ich bitte nicht um ehr und ruhm,
So ſehr ſie menſchen rühren;
Des guten namens eigenthum
Laß mich nur nicht verlieren.

Mein

Mein mehrer ruhm ſey meine pflicht,
Der ruhm vor deinem angeſicht,
Und frommer freunde liebe.

So bitt ich dich, Herr Zebaoth,
Auch nicht um langes leben.
Im glücke demuth, muth in noth,
Das wolleſt du mir geben.
In deiner hand ſteht meine zeit;
Laß du mich nur barmherzigkeit
Vor dir im tode finden.

Danklied.

Du biſt, dem ruhm und ehre gebühret;
Und ruhm und ehre bring ich dir.
Du, Herr, haſt ſtets mein ſchickſal regieret,
Und deine hand war über mir.

Wenn noth zu meiner hütte ſich nahte:
So hörte GOtt, der HErr, mein flehn,
Und ließ, nach ſeinem gnädigen rathe,
Mich nicht in meiner noth vergehn.

Ich

Ich ſank in ſchmerz und krankheit danieder,
Und rief: O HErr, errette mich!
Da half mir GOtt, der Mächtige, wieder,
Und mein gebein erfreute ſich.

Wenn mich der haß des feindes betrübte:
Klagt ich GOtt kindlich meinen ſchmerz.
Er half, daß ich nicht rache verübte,
Und ſtärkte durch geduld mein herz.

Wenn ich, verirrt vom richtigen pfade,
Mit ſünde mich umfangen ſah:
Rief ich zu ihm, dem vater der gnade;
Und ſeine gnade war mir nah.

Um troſt war meiner ſeele ſo bange;
Denn GOtt verbarg ſein angeſicht.
Ich rief zu ihm: Ach HErr, wie ſo lange?
Und GOtt verließ den ſchwachen nicht.

Er half, und wird mich ferner erlöſen.
Er hilft; der HErr iſt fromm und gut.
Er hilft aus der verſuchung zum böſen,
Und giebt mir zu der tugend muth.

Dir dank ich für die prüfung der leiden,
Die du mir liebreich zugeschickt.
Dir dank ich für die häufigern freuden,
Womit mich deine hand beglückt.

Dir dank ich für die güter der erden,
Für die geschenke deiner treu.
Dir denk ich; denn du hießest sie werden,
Und deine güt ist täglich neu.

Dir dank ich für das wunder der güte;
Selbst deinen sohn gabst du für mich.
Von ganzer seel und ganzem gemüthe,
Von allen kräften preis ich dich.

Erhebt ihn ewig, göttliche werke!
Die erd ist voll der huld des Herrn.
Sein, sein ist ruhm und weisheit und stärke;
Er hilft und er errettet gern.

Er hilft. Den ehrends währet die klage,
Des morgens die unzufriedenheit.
Nach einer prüfung weniger tage
Erhebt er uns zur seligkeit.

Vergiß

Vergiß nicht deines GOttes, o ſeele!
Vergiß nicht, was er dir gethan.
Verehr und halte ſeine befehle,
Und bet ihn durch gehorſam an!

Das Gebet.

Dein heil, o chriſt, nicht zu verſcherzen,
Sey wach und nüchtern zum gebet!
Ein flehn aus reinem guten herzen
Hat GOtt, dein Vater, nie verſchmäht.
Erſchein vor ſeinem angeſichte
Mit dank, mit demuth, oft und gern,
Und prüfe dich in ſeinem lichte,
Und klage deine noth dem HErrn.

Welch glück, ſo hoch geehrt zu werden,
Und im Gebet vor GOtt zu ſtehn!
Der HErr des himmels und der erden,
Bedarf der eines menſchen flehn?

Sagt GOtt nicht: Bittet, daß ihr nehmet?
Iſt des gebetes frucht nicht dein?
Wer ſich der pflicht zu beten ſchämet,
Der ſchämt ſich, GOttes freund zu ſeyn.

Sein glück von ſeinem GOtt begehren,
Iſt dieß denn eine ſchwere pflicht?
Und ſeine wünſche GOtt erklären,
Erhebt dieß unſre ſeele nicht?
Sich in der furcht des Höchſten ſtärken,
In dem vertraun, daß GOtt uns liebt,
Im fleiß zu allen guten Werken,
Iſt dieſe pflicht für dich betrübt?

Bet oft in einfalt deiner ſeelen;
GOtt ſieht aufs herz, GOtt iſt ein Geiſt.
Wie können dir die worte fehlen,
Wofern dein herz dich beten heißt?
Nicht töne ſind's, die GOtt gefallen,
Nicht worte, die die kunſt gebeut.
GOtt iſt kein menſch. Ein gläubig lallen,
Das iſt vor ihm beredſamkeit.

Wer

Wer das, was uns zum frieden dienet,
Im glauben ſucht, der ehret GOtt.
Wer das zu bitten ſich erkühnet,
Was er nicht wünſcht, entehret GOtt.
Wer täglich GOtt die treue ſchwöret,
Und dann vergißt, was er beſchwur,
Und klagt, daß GOtt ihn nicht erhöret,
Der ſpottet ſeines Schöpfers nur.

Bet oft zu GOtt, und ſchmeck in freuden,
Wie freundlich er, dein Vater, iſt.
Bet oft zu GOtt, und fühl in leiden,
Wie göttlich er das leid verſüßt.
Bet oft, wenn dich verſuchung quälet;
GOtt hörts, GOtt iſts, der hülfe ſchaft.
Bet oft, wenn innrer troſt dir fehlet;
Er giebt den müden ſtärk und kraft.

Bet oft, und heiter im gemüthe
Schau dich an ſeinen wundern ſatt.
Schau auf den ernſt, ſchau auf die güte,
Mit der er dich geleitet hat.

Hier irrteſt du in deiner jugend,
Im alter dort. Er trug geduld,
Rief dich durch glück und kreuz zur tugend;
Erkenn und fühle ſeine huld.

Bet oft, und ſchau mit ſeelgen blicken
Hin in des Ewigen gezelt,
Und ſchmeck im gläubigen entzücken
Die kräfte der zukünftgen welt.
Ein glück von millionen jahren,
Welch glück! Doch iſts von jenem glück,
Das dem der Herr wird offenbaren,
Der ihm hier dient, kein augenblick.

Bet oft; durchſchau mit heilgem muthe
Die herzliche barmherzigkeit
Deß, der mit ſeinem theuren blute
Die welt, der ſünder welt befreyt.
Nie wirſt du dieſes werk ergründen;
Nein, es iſt eines GOttes that.
Erfreu dich ihrer, rein von ſünden,
Und ehr im glauben GOttes rath.

Bet

Bet oft; entdeck am ſtillen orte
GOtt ohne zagen deinen ſchmerz.
Er ſchließt vom herzen auf die worte,
Nicht von den worten auf das herz.
Nicht dein gebognes knie, nicht thränen,
Nicht worte, ſeufzer, pſalm und ton,
Nicht dein gelubd rührt GOtt; dein ſehnen,
Dein glaub an ihn und ſeinen ſohn.

Bet oft; GOtt wohnt an jeder ſtäte,
In keiner minder oder mehr.
Denk nicht: Wenn ich mit vielen bete:
So find ich eh bey GOtt gehör.
GOtt iſt kein menſch. Iſt dein begehren
Gerecht und gut: ſo hört ers gern.
Iſts nicht gerecht: ſo gelten zähren
Der ganzen welt nichts vor dem Herrn.

Doch ſäume nicht, in den gemeinen
Auch öffentlich GOtt anzuflehn,
Und ſeinen Namen mit den ſeinen,
Mit deinen brüdern, zu erhöhn;

Dein herz voll andacht zu entdecken,
Wie es dein mitchriſt dir entdeckt,
Und ihn zur innbrunſt zu erwecken,
Wie er zur innbrunſt dich erweckt.

Biſt du ein herr, dem andre dienen:
So ſey ihr beyſpiel, ſey es ſtets,
Und feyre täglich gern mit ihnen
Die ſelge ſtunde des gebets.
Nie ſchäme dich des heils der ſeelen,
Die GOttes hand dir anvertraut.
Kein knecht des hauſes müſſe fehlen;
Er iſt ein chriſt, und werd erbaut!

Bet oft zu GOtt für deine brüder,
Für alle menſchen, als ihr freund;
Denn wir ſind Eines leibes glieder;
Ein glied davon iſt auch dein feind.
Bet oft; ſo wirſt du glauben halten,
Dich prüfen, und das böſe ſcheun,
An lieb und eifer nicht erkalten,
Und gern zum guten weiſe ſeyn.

Die Ehre GOttes aus der Natur.

Die himmel rühmen des Ewigen ehre,
Ihr ſchall pflanzt ſeinen namen fort.
Ihn rühmt der erdkreis, ihn preiſen die meere;
Vernimm, o menſch, ihr göttlich wort!

Wer trägt der himmel unzählbare ſterne?
Wer führt die ſonn aus ihrem zelt?
Sie kömmt und leuchtet und lacht uns von ferne,
Und läuft den weg, gleich als ein held.

Vernimms, und ſiehe die wunder der werke,
Die die natur dir aufgeſtellt!
Verkündigt weisheit und ordnung und ſtärke
Dir nicht den Herrn, den Herrn der welt?

Kannſt du der weſen unzählbare heere,
Denn kleinſten ſtaub fühllos beſchaun?
Durch wen iſt alles? O gieb ihm die ehre!
Mir, ruft der HErr, ſollſt du vertraun.

Mein iſt die kraft, mein iſt himmel und erde;
An meinen werken kennſt du mich.
Ich bins, und werde ſeyn, der ich ſeyn werde,
Dein GOtt und Vater ewiglich.

Ich bin dein Schöpfer, bin Weisheit und Güte,
Ein GOtt der ordnung und dein Heil;
Ich bins! Mich liebe von ganzem gemüthe,
Und nimm an meiner gnade theil.

Prüfung am Abend.

Der tag iſt wieder hin, und dieſen theil des lebens,
Wie hab ich ihn verbracht? Verſtrich er mir vergebens?
Hab ich mit allem ernſt dem guten nachgeſtrebt?
Hab ich vielleicht nur mir, nicht meiner pflicht gelebt?

Wars in der furcht des HErrn, daß ich ihn angefangen?
Mit dank und mit gebet, mit eifrigem verlangen,
Als

Als ein geſchöpf von GOtt der tugend mich zu weihn,
Und züchtig, und gerecht, und GOttes freund zu ſeyn?

Hab ich in dem beruf, den GOtt mir angewieſen,
Durch eifer und durch fleiß ihn, dieſen GOtt, geprieſen;
Mir und der welt genützt, und jeden dienſt gethan,
Weil ihn der HErr gebot, nicht weil mich menſchen ſahn?

Wie hab ich dieſen tag mein eigen herz regieret?
Hat mich im ſtillen oft ein blick auf GOtt gerühret?
Erfreut ich mich des HErrn, der unſer flehn bemerkt?
Und hab ich im vertraun auf ihn mein herz geſtärkt?

Dacht ich bey dem genuß der güter dieſer erden
An den Allmächtigen, durch den ſie ſind und werden?

Verehrt ich ihn im ſtaub? Empfand ich ſeine huld?
Trug ich das glück mit dank, den unfall mit geduld?

Und wie genoß mein herz des umgangs ſuſſe ſtunden?
Fühlt ich der freundſchaft glück, ſprach ich, was ich empfunden?
War auch mein ernſt noch ſanft, mein ſcherz noch unſchuldsvoll?
Und hab ich nichts geredt, das ich bereuen ſoll?

Hab ich die meinigen durch ſorgfalt mir verpflichtet,
Sie durch mein beyſpiel ſtill zum guten unterrichtet?
War zu des mitleids pflicht mein herz nicht zu bequem?
Ein glück, das andre traf, war dieß mir angenehm?

War mir der fehltritt leid, ſo bald ich ihn begangen?
Beſtritt ich auch in mir ein unerlaubt verlangen?

Und

Und wenn in dieſer nacht GOtt über mich gebeut,
Bin ich, vor ihm zu ſtehn, auch willig und bereit?

GOtt, der du alles weißt, was könnt ich dir verhelen?
Ich fühle täglich noch dir ſchwachheit meiner ſeelen.
Vergieb durch Chriſti blut mir die verletzte pflicht;
Vergieb, und gehe du nicht mit mir ins gericht.

Ja, du verzeihest dem, den ſeine ſünden kränken;
Du liebſt barmherzigkeit, und wirſt auch mir ſie ſchenken.
Auch dieſe nacht biſt du der wächter über mir;
Leb ich, ſo leb ich dir, ſterb ich, ſo ſterb ich dir!

Gelaſſenheit.

Was iſts, daß ich mich quäle?
Harr ſtiner, meine ſeele,
Harr und ſey unverzagt!
Du weiſt nicht, was dir nützet;
GOtt weiß es, und GOtt ſchützet,
Er ſchützet den, der nach ihm fragt.

Er zählte meine tage,
Mein glück und meine plage,
Eh ich die welt noch ſah.
Eh ich mich ſelbſt noch kannte,
Eh ich ihn vater nannte,
War er mir ſchon mit hülfe nah.

Die kleinſte meiner ſorgen
Iſt dem GOtt nicht verborgen,
Der alles ſieht und hält;
Und was er mir beſchieden,
Das dient zu meinem frieden,
Wärs auch die gröſſte laſt der welt.

Ich lebe nicht auf erden,
Um glücklich hier zu werden;
Die luſt der welt vergeht.
Ich lebe hier, im ſegen
Den grund zum glück zu legen,
Das ewig, wie mein geiſt, beſtebt.

Was dieſes glück vermehret,
Sey mir von dir gewähret!
GOtt, du gewährſt es gern.
Was dieſes glück verletzet,
Wenns alle welt auch ſchätzet,
Sey, HErr, mein GOtt, mir ewig fern!

Sind auch der krankheit plagen,
Der mangel ſchwer zu tragen,
Noch ſchwerer haſſ und ſpott:
So harr ich, und bin ſtille
Zu GOtt; denn nicht mein wille,
Dein wille nur, geſchehe, o GOtt!

Du biſt der müden ſtärke,
Und aller deiner werke
Erbarmſt du ewig dich.
Was kann mir widerfahren,
Wenn GOtt mich will bewahren;
Und er, mein GOtt, bewahret mich.

Die Wachſamkeit.

Nicht, daß ichs ſchon ergriffen hätte;
Die beſte tugend bleibt noch ſchwach;
Doch, daß ich meine ſeele rette,
Jag ich dem kleinod eifrig nach.
Denn tugend ohne wachſamkeit
Verliert ſich bald in ſicherheit.

So lang ich hier im leibe walle,
Bin ich ein kind, das ſtrauchelnd geht.
Der ſehe zu, daß er nicht falle,
Der, wenn ſein nächſter fällt, noch ſteht.
Auch die bekämpfte böſe luſt
Stirbt nimmals ganz in unſrer bruſt.

Nicht

Nicht jede beſſerung iſt tugend,
Oft iſt ſie nur das werk der zeit.
Die wilde hitze roher jugend
Wird mit den jahren ſittſamkeit;
Und was natur und zeit gethan,
Sieht unſer ſtolz für tugend an.

Oft iſt die Ændrung deiner ſeelen
Ein tauſch der triebe der natur.
Du fühlſt, wie ſtolz und ruhmſucht quälen,
Und dämpfſt ſie; doch du wechſelſt nur;
Dein herz fühlt einen andern reiz,
Dein ſtolz wird wolluſt, oder geiz.

Oft iſt es kunſt und eigenliebe,
Was andern ſtrenge tugend ſcheint.
Der trieb des neids, der ſchmähſucht triebe
Erweckten dir ſo manchen feind;
Du wirſt behutſam, ſchränkſt dich ein,
Fliehſt nicht die ſchmähſucht, nur den ſchein.

Du denkſt, weil dinge dich nicht rühren,
Durch die der andern tugend fällt:
So werde nichts dein herz verführen!
Doch jedes herz hat ſeine welt.
Den, welchen ſtand und gold nicht rührt,
Hat oft ein blick, ein wort verführt.

Oft ſchläft der trieb in deinem herzen.
Du ſcheinſt von rachſucht dir befreyt;
Itzt ſollſt du eine ſchmach verſchmerzen,
Und ſieh, dein herz wallt auf und dräut,
Und ſchilt ſo liblos und ſo hart,
Als es zuerſt geſcholten ward.

Oft denkt, wenn wir der ſtille pflegen,
Das herz in ſtillen tugendhaft.
Kaum lachet uns die welt entgegen;
So regt ſich unſre leidenſchaft.
Wir werden im geräuſche ſchwach,
Und geben endlich ſtrafbar nach.

Du opferſt GOtt die leichtern triebe
Durch einen ſtrengen lebenslauf;
Doch opferſt du, wills ſeine liebe,
Ihm auch die liebſte Neigung auf?
Dieß iſt das auge, dieß der fuß,
Die ſich der chriſt entreißen muß.

Du fliehſt, geneigt zu ruh und ſtille,
Die welt, und liebſt die einſamkeit;
Doch biſt du, forderts GOttes wille,
Auch dieſer zu entfliehn bereit?
Dein herz haßt habſucht, neid und zank;
Fliehts unmuth auch und müßiggang?

Du biſt gerecht; denn auch beſcheiden?
Liebſt müßigkeit; denn auch geduld?
Du dieneſt gern, wenn andre leiden;
Vergiebſt du feinden auch die ſchuld?
Von allen laſtern ſollſt du rein,
Zu aller tugend willig ſeyn.

Sey nicht vermeſſen! Wach und ſtreite;
Denk nicht, daß du ſchon genug gethan.
Dein herz hat ſeine ſchwache ſeite,
Die greift der feind der wohlfahrt an.
Die ſicherheit droht dir den fall;
Drum wache ſtets, wach überall!

Wider den Uebermuth.

Was iſt mein ſtand, mein glück, und jede gute gabe?
Ein unverdientes gut.
Bewahre mich, o GOtt, von dem ich alles habe,
Vor ſtolz und übermuth.

Wenn ich vielleicht der welt mehr, als mein nächſter, nütze;
Wer gab mir kraft dazu?
Und wenn ich mehr verſtand, als er beſitzt, beſitze;
Wer gab mir ihn, als du?

Wenn mir ein gröſſer gluck, als ihn erfreut, begegnet;
Bin ich ein beſſrer knecht?
Giebt deine gütigkeit, die mich vor andern ſegnet,
Mir wohl zum ſtolz ein recht?

Wenn ich, geehrt und groß, in würden mich erblicke;
GOtt, wer erhöhte mich?
Iſt nicht mein nächſter oft, bey ſeinem kleinern glucke,
Viel würdiger, als ich?

Wie könnt ich mich, o GOtt! des guten überheben,
Und meines ſchwachen lichts?
Was ich beſitz, iſt dein. Du ſprichſt, ſo bin ich leben;
Du ſprichſt! ſo bin ich nichts.

Von dir kömmt das gedeihn, und jede gute gabe
Von dir, du höchſtes gut!
Bewahre mich, o GOtt, von dem ich alles habe!
Vor ſtolz und übermuth.

Beſtändige Erinnerung des Todes.

Was ſorgſt du ängſtlich ſur dein leben?
Es GOtt gelaſſen übergeben,
Iſt wahre ruh und deine pflicht.
Du ſollſt es lieben, weislich nützen,
Es dankbar, als ein glück, beſitzen;
Verlieren, als verlörſt dus nicht.

Der tod ſoll dich nicht traurig ſchrecken,
Doch dich zur weisheit zu erwecken,
Soll er dir ſtets vor augen ſeyn.
Er ſoll den wunſch zu leben mindern,
Doch dich in deiner pflicht nicht hindern,
Vielmehr dir kraft dazu verleihn.

Ermatteſt du in deinen pflichten:
So laß den tod dich unterrichten,
Wie wenig deiner tage ſind.
Sprich: Sollt ich gutes wohl verſchieben?
Nein, meine zeit, es auszuüben,
Iſt kurz, und ſie verfliegt geſchwind.

Denk

Denk an den tod, wenn böſe triebe,
Wenn luſt der welt und ihre liebe
Dich reizen; und erſticke ſie.
Sprich: Kann ich nicht noch heute ſterben?
Und könnt ich auch die welt erwerben,
Begieng ich doch ſolch übel nie.

Denk an den tod, wenn ruhm und ehren,
Wenn deine ſchätze ſich vermehren,
Daß du ſie nicht zu heftig liebſt.
Denk an die eitelkeit der erden,
Daß, wenn ſie dir entriſſen werden,
Du dann dich nicht zu ſehr betrübſt.

Denk an den tod bey frohen tagen.
Kann deine luſt ſein bild vertragen:
So iſt ſie gut und unſchuldsvoll.
Sprich, dein vergnügen zu verſüſſen:
Welch gluck werd ich erſt dort genieſſen,
Wo ich unendlich leben ſoll.

Denk an den tod; wenn deinem leben
Das fehlt, wornach die reichen ſtreben;
Sprich: Bin ich hier, um reich zu ſeyn?
Heil mir! wenn ich in Chriſto ſterbe,
Dann iſt ein unbeflecktes erbe,
Dann iſt der himmel reichthum mein.

Denk an den tod, wenn leiden kommen;
Sprich: alle trubſal eines frommen
Iſt zeitlich, und im glauben leicht.
Ich leide; doch von allem böſen
Wird mich der tod bald, bald erlöſen;
Er iſts, der mir die krone reicht.

Denk an den tod, wenn freche rotten
Des glaubens und der tugend ſpotten,
Und laſter ſtolz ihr haupt erhöhn.
Sprich bey dir ſelbſt: GOtt trägt die frechen;
Doch endlich kömmt er, ſich zu rächen,
Und plötzlich werden ſie vergehn.

Denk an den tod zur zeit der ſchrecken,
Wenn pfeile GOttes in dir ſtecken;
Du ruffſt, und er antwortet nicht.
Sprich: Sollte GOtt mich ewig haſſen?
Er wird mich ſterbend nicht verlaſſen;
Dann zeigt er mir ſein angeſicht.

So ſuche dir in allen fällen
Den tod oft, lebhaft, vorzuſtellen;
So wirſt du ihn nicht zitternd ſcheun;
So wird er dir ein troſt in klagen,
Ein weiſer freund in guten tagen,
Ein ſchild in der verſuchung ſeyn.

Osterlied.

Erinnre dich, mein geist, erfreut
Des Leben tags der herrlichkeit;
Halt im gedächtniß JEsum Christ,
Der von dem tod erstanden ist!

Fühl alle dankbarkeit für ihn,
Als ob er heute dir erschien,
Als sprach er: Friede sey mit dir!
So freue dich, mein geist, in mir!

Schau über dich, und bet ihn an.
Er mißt den sternen ihre bahn;
Er lebt und herrscht mit GOtt vereint,
Und ist dein König und dein Freund.

Macht, ruhm und hoheit immerdar
Dem, der da ist, und der da war!
Sein name sey gebenedeyt,
Von nun an bis in ewigkeit!

O glau-

O glaube, der das herz erhöht!
Was iſt der erde majeſtät,
Wenn ſie mein geiſt mit der vergleicht,
Die ich durch GOttes Sohn erreicht?

Vor ſeinem thron, in ſeinem reich,
Unſterblich, heilig, engeln gleich,
Und ewig, ewig ſelig ſeyn;
HErr, welche herrlichkeit iſt mein!

Mein herz erliegt froh unter ihr,
Lieb und verwundrung kämpft in mir,
Und voll von ehrfurcht, dank und pflicht,
Fall ich, GOtt, auf mein angeſicht.

Du, der du in den himmeln thronſt,
Ich ſoll da wohnen, wo du wohnſt?
Und du erfüllſt einſt mein vertrauen,
In meinem fleiſche dich zu ſchauen?

Ich ſoll, wenn du, des lebens fürſt,
In wolken göttlich kommen wirſt,
Erweckt aus meinem grabe gehn,
Und rein zu deiner rechten ſtehn?

Mit engeln und mit ſeraphim,
Mit thronen und mit cherubim,
Mit allen frommen aller zeit
Soll ich mich freun in ewigkeit?

Zu welchem glück, zu welchem ruhm
Erhebt uns nicht das chriſtenthum!
Mit dir gekreuzigt, GOttes Sohn,
Sind wir auch auferſtanden ſchon.

Nie komm es mir aus meinem ſinn,
Was ich, mein heil, dir ſchuldig bin;
Damit ich mich, in liebe treu,
Zu deinem bilde ſtets erneu.

Er iſt, der alles in uns ſchafft.
Sein iſt das reich, ſein iſt die kraft.
Halt im gedachtniß JEſum Chriſt,
Der von dem tod erſtanden iſt.

Der Kampf der Tugend.

Oft klagt dein herz, wie schwer es sey,
Den weg des HErrn zu wandeln,
Und täglich seinem worte treu,
Zu denken und zu handeln.
Wahr ists, die tugend kostet mühe,
Sie ist der sieg der lüste;
Doch richte selbst, was wäre sie,
Wenn sie nicht kämpfen müste?

Die, die sich ihrer laster freun,
Trift die kein schmerz hienieden?
Sie sind die sklaven eigner pein,
Und haben keinen frieden.
Der fromme, der die lüste dämpft,
Hat oft auch seine leiden;
Allein der schmerz, mit dem er kämpft,
Verwandelt sich in freuden.

Des lasters bahn ist anfangs zwar
Ein breiter weg durch auen;
Allein sein fortgang wird gefahr,
Sein ende macht und grauen.
Der tugend pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum heil,
Und endlich zum entzücken.

Nimm an, GOtt hätt es uns vergönnt,
Nach unſers fleiſches willen,
Wenn wolluſt, neid und zorn entbrennt,
Die luſte frey zu ſtillen;
Nimm an, GOtt ließ den undank zu;
Den frevel, dich zu kränken;
Den menſchenhaß; was würdeſt du
Von dieſem Gotte denken?

GOtt will, wir ſollen glücklich ſeyn,
Drum gab er uns geſetze.
Sie ſind es, die das herz erfreun,
Sie ſind des lebens ſchätze.
Er redt in uns durch den verſtand,
Und ſpricht durch das gewiſſen,
Was wir, geſchöpfe ſeiner hand,
Fliehn, oder wählen müſſen.

Ihn fürchten, das iſt weisheit nur,
Und freyheit iſts, ſie wählen.
Ein thier folgt feſſeln der natur,
Ein menſch dem lichte der ſeelen.
Was iſt des geiſtes eigenthum?
Was ſein beruf auf erden?
Die tugend! Was ihr lohn, ihr ruhm?
GOtt ewig ähnlich werden!

Lern nur geſchmack am wort des HErrn
Und ſeiner gnade finden,
Und übe dich getreu und gern,
Dein herz zu überwinden.
Wer kräfte hat, wird durch gebrauch
Von GOtt noch mehr bekommen;
Wer aber nicht hat, dem wird auch
Das, was er hat, genommen.

Du ſtreiteſt nicht durch eigne kraft;
Drum muß es dir gelingen.
GOtt iſt es, welcher beides ſchafft,
Das wollen und vollbringen.
Wenn gab ein vater einen ſtein
Dem ſohn, der brod begehrte?
Bet oft; GOtt müßte GOtt nicht ſeyn,
Wenn er dich nicht erhörte.

Dich ſtärket auf der tugend pfad
Das beyſpiel ſelger geiſter.
Ihn zeigte dir, und ihn betrat
Dein GOtt und HErr und Meiſter.
Dich müſſe nie des frechen ſpott
Auf dieſem pfade hindern;
Der wahre ruhm iſt ruhm bey GOtt,
Und nicht bey menſchenkindern.

Sey ſtark, ſey männlich allezeit,
Tritt oft an deine bahre;
Vergleiche mit der ewigkeit
Den kampf ſo kurzer jahre.
Das kleinod, das dein glaube hält,
Wird neuen muth dir geben;
Und kräfte der zukünftigen welt,
Die werden ihn beleben.

Und endlich, chriſt, ſey unverzagt,
Wenn dirs nicht immer glücket;
Wenn dich, ſo viel dein herz auch wagt,
Stets neue ſchwachheit drücket.
GOtt ſieht nicht auf die that allein,
Er ſieht auf deinen willen.
Ein göttliches verdienſt iſt dein!
Dieß muß dein herze ſtillen.

Die Güte GOttes.

Wie groß iſt des Allmächtgen güte!
Iſt der ein menſch, den ſie nicht rührt?
Der mit verhärtetem gemüthe
Den dank erſtickt, der ihm gebührt?
Nein, ſeine liebe zu ermeſſen,
Sey ewig meine größte pflicht.
Der HErr hat mein noch nie vergeſſen;
Vergiß, mein herz, auch ſeiner nicht.

Wer hat mich wunderbar bereitet?
Der GOtt, der meiner nicht bedarf.
Wer hat mit langmuth mich geleitet?
Er, deſſen ruth ich oft verwarf.
Wer ſtärkt den frieden im gewiſſen?
Wer giebt dem geiſte neue kraft?
Wer läßt mich ſo viel gluck genieſſen?
Iſts nicht ſein arm, der alles ſchafft?

Schau, o mein geiſt! in jenes leben,
Zu welchem du erſchaffen biſt;
Wo du, mit herrlichkeit umgeben,
GOtt ewig ſehn wirſt, wie er iſt.
Du haſt ein recht zu dieſen freuden;
Durch GOttes güte ſind ſie dein.
Sieh, darum muſte Chriſtus leiden,
Damit du könnteſt ſelig ſeyn.

Und dieſen GOtt ſollt ich nicht ehren:
Und ſeine güte nicht verſtehn?
Er ſollte rufen; ich nicht hören?
Den weg, den er mir zeigt, nicht gehn?
Sein will iſt mir ins herz geſchrieben;
Sein wort beſtarkt ihn ewiglich.
GOtt ſoll ich uber alles lieben,
Und meinen nächſten gleich als mich.

Dieß iſt mein dank, dieß iſt ſein wille.
Ich ſoll vollkommen ſeyn, wie er.
So lang ich dieß gebot erfulle,
Stell ich ſein bildniß in mir her.
Lebt ſeine lieb in meiner ſeele:
So treibt ſie mich zu jeder pflicht;
Und ob ich ſchon aus ſchwachheit fehle,
Herrſcht doch in mir die ſünde nicht.

O GOtt! laß deine güt und liebe
Mir immerdar vor augen ſeyn!
Sie ſtärk in mir die guten triebe,
Mein ganzes leben dir zu weihn.
Sie tröſte mich zur zeit der ſchmerzen;
Sie leite mich zur zeit des glücks;
Und ſie beſieg in meinem herzen
Die furcht des letzten augenblicks.

Das natürliche Verderben des Menſchen.

Wer bin ich von Natur, wenn ich mein innres prüfe?
O wie viel greul läſst mich mein herze ſehn!
Es iſt verderbt; darum verbirgt mirs ſeine tiefe,
Und weigert ſich, die prüfung auszuſtehn.

Der weisheit erſter ſchritt iſt, ſeine thorheit kennen;
Und dieſen ſchritt, wie oft verwehrt mirs ihn!
Voll eigenlieb und ſtolz will ſichs nicht ſtrafbar nennen,
Der reu entgehn, doch nicht den fehler fliehn.

Wahr iſts, ich find in mir noch redendes gewiſſen,
In der vernunft noch kenntniß meiner pflicht.
Ich kann mein auge nie der tugend ganz verſchlieſſen,
Und oft ſcheint mir ein ſtral von ihrem licht.

Doch ſchwaches licht, das mir den reiz der tugend zeiget,
Und vom verſtand nicht bis zum herzen dringt!
Vergebens lehret er, das herz bleibt ungebeuget,
Hat ſein geſetz, und folgt ihm unbedingt.
Ein richter in mir ſelbſt ſtört oft des herzens ruhe;
Er klagt mich an. Ich ſteh erſchrocken ſtill,
Und billige nicht mehr das böſe, das ich thue,
Und thue nicht das gute, das ich will.
Verſtellung, die ich doch an meinem nächſten haſſe,
Erlaub ich mir, und halt es für gewinn,
Wenn ich im falſchen licht mich andern ſehen laſſe,
Und ſcheinen kann, was ich mir ſelbſt nicht bin.
Ich weiß, daß der beſitz der güter dieſer erden
Der ſeele nie das wahre glück verleiht;
Doch bleiben ſie mein wunſch; und, um beglückt zu werden,
Erring ich mir die laſt der eitelkeit.

Ich

Ich weiß, wie groß es ſey, aus überlegung handeln,
Und handle doch aus ſinnlichem gefühl.
Durch falſchen ſchein getäuſcht, eil ich, ihm nachzuwandeln,
Und leidenſchaft und irrthum ſteckt mein ziel.

Ein gegenwärtig gut verſäum ich zu genieſſen,
Flieh, was mich ſucht, und ſuche, was mich flieht.
Im glücke bin ich ſtolz, verzagt in kümmerniſſen,
Und ohne ruh um ruhe ſtets bemüht.

Mein nächſter hat ein recht auf viele meiner pflichten;
Doch wird dieß recht ſo oft von mir entweiht.
Verſagt er mir die pflicht; ſo eil ich, ihn zu richten;
Und ſein verſehn iſt ungerechtigkeit.

Nicht liebe gegen GOtt heißt mich dem nächſten dienen,
Mehr eigenlieb und niedrer eigennutz.
Aus ihnen fließt betrug, verſtellung; und in ihnen
Findt neid und haß, und ſtolz und härte ſchutz.

GOtt ehren iſt mein ruf. Wenn ich den ruf betrachte,
Was ſind ich da für mängel meiner pflicht!
Die wunder der natur, die GOtt zu lehrern machte,
Stehn vor mir da, und dieſe hör ich nicht.
Und heißt ihr anblick mich auf ſeine weisheit ſchlieſſen,
Auf güt und macht: ſo ſchließt nur mein verſtand.
Das herz bleibt ungerührt, betäubt bleibt das gewiſſen,
Und GOtt, mein HErr und Vater, unbekannt.
Er ſchenkt mir ſo viel guts. Gebrauch ich ſeine güte
Zu meinem glück; und geb ich ihr gehör?
Nein, durch den mißbrauch ſelbſt verſchließ ich mein gemüthe
Der dankbarkeit und liebe deſto mehr.
Oft ſagt mir mein verſtand, daß des Allmächtgen gnade
Das gröſte güt, der troſt des lebens iſt,
Und welche ſchulden ich auf mein gewiſſen lade,
Wenn ſie mein herz für menſchengunſt vergiſt.

Und.

Und doch, o GOtt! wie oft geb ich dieß glück der ſeelen,
Dir werth zu ſeyn, für kindiſchen gewinn,
Für einen ruhm der welt, für luſte, die mich quälen,
Für eitelkeit, und für ein nichts dahin!

GOtt iſt der Herr der welt; auf ſeine hülfe bauen,
Iſt meine pflicht. Doch wenn gehorch ich ihr?
Bald bebt mein herz vor furcht, und bald iſt das vertrauen,
Das mich beſeelt, nur ein vertraun zu mir.

Dieß iſt des menſchen herz. Wer hat dieß herz verheeret?
So kam es nicht, o GOtt! aus deiner hand.
Der menſch durch eigne ſchuld hat ſeine wurd entehret;
Und beides fiel, ſein herz und ſein verſtand.

Doch ſo verderbt wir ſind, ſo ſchwach, uns ſelbſt zu heilen:
So ſteuert GOtt doch der verdorbenheit;
Läßt durch ſein heilig wort uns neue kraft ertheilen,
Licht der vernunft, dem herzen reinigkeit.

Und du willst dieser kraft, o mensch! dich widersetzen?
Sie beut sich an, du aber wehrest ihr?
Und willst des grösten glücks dich selber unwerth schätzen?
Erkenne GOtt, noch steht dein heil bey dir!

Der Weg des Frommen.

Wer GOttes wege geht, nur der hat grossen frieden,
Er widersteht der bösen lust;
Er kämpft, und ißt des lohns, den GOtt dem kampf beschieden,
Ißt seiner tugend sich bewußt.

Er merkt auf seinen gang, geht ihn mit heilgem muthe,
Wächst an erkänntniß und an kraft,
Wird aus der schwachheit stark, und liebt und schmeckt das gute,
Das GOtt in seiner seele schuft.

Ihn

Ihn hat er allezeit vor augen und im herzen,
Prüft täglich ſich vor ſeinem thron,
Bereut der fehler zahl, und tilgt der ſünden ſchmerzen
Durch JEſum Chriſtum, ſeinen Sohn.

Getreu in ſeinem ſtand, genieſſt er GOttes gaben,
Wehrt ſeiner ſeele geiz und neid,
Und iſt, wenn andre gleich viel weins und kornes haben,
In GOtt bey wenigem erfreut.

Schenkt ſeine hand ihm viel: ſo wird er vielen nützen,
Und, wie ſein GOtt, gutthätig ſeyn;
Des freundes glück erhöhn, verlaßne tugend ſchützen,
Und ſelbſt den feind in noth erfreun.

Ihm iſt es leichte laſt, die pflichten auszuüben,
Die er dem nächſten ſchuldig iſt;
Die liebe gegen GOtt heißt ihn die menſchen lieben;
Und durch die liebe ſiegt der chriſt.

Er

Er kränket nie dein glück, ſchätzt deinen ruhm,
dein leben;
Denn er ehrt GOttes bild in dir.
Er trägt dich mit geduld, iſt willig zum vergeben;
Denn GOtt, denkt er, vergiebt auch mir.

Sein beyſpiel ſucht dein herz im guten zu beſtärken,
Er nimmt an deiner tugend theil;
Denn alle ſind von GOtt gezeugt zu guten werken,
Und haben Einen HErrn, Ein heil.

Dieß heil der ewigkeit, das hier der fromme ſchmecket,
Erhöht ſein glück, ſtillt ſeinen ſchmerz,
Giebt ihm geduld und muth. Kein tod, der ihn erſchrecket!
Im tode noch freut ſich ſein herz.

Paſſionslied.

Erforſche mich, erfahr mein herz,
Und ſieh, HErr, wie ichs meyne.
Ich denk an deines leidens ſchmerz,
An deine lieb, und weine.
Dein kreuz ſey mir gebenedeyt!
Welch wunder der barmherzigkeit
Haſt du der welt erwieſen!
Wenn hab ich dieß genug bedacht,
Und dich aus aller meiner macht
Genug dafür geprieſen?

Rath, Kraft, und Friedefürſt und Held!
In fleiſch und blut gekleidet,
Wirſt du das opfer für die welt,
Und deine ſeele leidet.
Dein freund, der dich verräth, iſt nah.
Des zornes GOttes ſtund iſt da,

Und

Und ſchrecken ſtrömen über.
Du zagſt, und fuhlſt der höllen weh:
„Iſts möglich, Vater, o ſo geh
„Der kelch vor mir vorüber!„

Dein ſchweiß wird blut; du ringſt und zagſt,
Und fällſt zur erden nieder;
Du, Sohn des Höchſten, kämpfſt, und wagſt
Die erſte bitte wieder.
Du fuhlſt, von GOtt geſtärkt im ſtreit,
Die ſchrecken einer ewigkeit,
Und ſtrafen ſonder ende.
Auf dich nimmſt du der menſchen ſchuld,
Und giebſt mit göttlicher geduld
Dich in der ſünder hände.

Du trägſt der miſſethäter lohn,
Und hatteſt nie geſündigt;
Du, der Gerechte, GOttes Sohn!
So wars vorher verkündigt.
Der frechen ſchaar begehrt dein blut,
Du duldeſt, göttlich groß, die wuth,

Um ſeelen zu erretten.
Dein mörder, JEſus, war auch ich;
Denn GOtt warf aller ſund auf dich,
Damit wir friede hätten.

Erniedrigt bis zur knechtsgeſtalt,
Und doch der gröſſt im herzen,
Erträgſt du ſpott, ſchmach und gewalt,
Voll krankheit und voll ſchmerzen.
Wir ſahn dich, der verheiſſung ziel;
Doch da war nichts, das uns gefiel,
Und nicht geſtalt noch ſchöne.
Vor dir, HErr, unſre zuverſicht,
Verbarg man ſelbſt das angeſicht;
Dich ſchmähn des bundes ſöhne.

Ein opfer nach dem ewgen rath,
Belegt mit unſern plagen,
Um deines volkes miſſethat
Gemartert und zerſchlagen,
Gehſt du den weg zum kreuzesſtamm,
In unſchuld ſtumm, gleich als ein lamm,

Das man zur ſchlachtbank führet,
Freywillig, als der helden held,
Trägſt du, aus liebe für die welt,
Den tod, der uns gebühret.

„Sie haben meine hände mir,
„Die füſſe mir durchgraben,
„Und groſſe farren ſinds, die hier
„Mich, GOtt! umringet haben.
„Ich heul, und meine hülf iſt fern.
„Sie ſpotten mein: Er klags dem HErrn,
„Ob dieſer ihn befreyte!
„Du legſt mich in des todes ſtaub.
„Ich bin kein menſch, ein wurm; ein raub
„Der wuth, ein ſpott der leute.

„Ich ruf und du antworteſt nie,
„Und mich verlaſſen alle.
„In meinem durſte reichen ſie
„Mir eſſig dar und galle.
„Wie wachs zerſchmelzt in mir mein herz.
„Sie ſehn mit freuden meinen ſchmerz,

„Die

„Die arbeit meiner ſeelen.
„Warum verläſſt du deinen knecht?
„Mein GOtt! mein GOtt! ich leid und möcht
„All mein gebeine zählen.„

Du neigſt dein Haupt. Es iſt vollbracht.
Du ſtirbſt! die erd erſchüttert.
Die arbeit hab ich dir gemacht,
HErr! meine ſeele zittert.
Was iſt der menſch, den du befreyt?
O wär ich doch ganz dankbarkeit!
HErr, laß mich gnade finden!
Und deine liebe dringe mich,
Daß ich dich wieder lieb, und dich
Nie kreuzige mit ſünden!

Welch warten einer ewgen pein
Für die, die dich verachten!
Die, ſolcher gnade werth zu ſeyn,
Nach keinem glauben trachten!
Für die, die dein verdienſt geſtehn,
Und dich durch ihre laſter ſchmähn,

Als einen ſündendiener!
Wer dich nicht liebt, kömmt ins gericht.
Wer nicht dein wort hält, liebt dich nicht;
Ihm biſt du kein verſühner.

Du haſts geſagt. Du wirſt die kraft
Zur heiligung mir ſchenken.
Dein blut iſts, das mir troſt verſchaft,
Wenn mich die ſünden kränken.
Laß mich im eifer des gebets,
Laß mich in lieb und demuth ſtets
Vor dir erſunden werden.
Dein heil ſey mir der ſchirm in noth,
Mein ſtab im glück, mein ſchild im tod,
Mein letzter troſt auf erden!

Der thätige Glaube.

Wer GOttes wort nicht hält, und ſpricht:
Ich kenne GOtt! der truget;
In ſolchem iſt die wahrheit nicht,
Die durch den glauben ſieget.
Wer aber ſein wort glaubt und hält,
Der iſt von GOtt, nicht von der welt.

Der glaube, den ſein wort erzeugt,
Muß auch die liebe zeugen.
Je höher dein erkenntniß ſteigt,
Je mehr wird dieſe ſteigen.
Der glaub erleuchtet nicht allein;
Er ſtärkt das herz und macht es rein.

Durch JEſum rein von miſſethat;
Sind wir nun GOttes kinder.
Wer ſolche hoffnung zu ihm hat,
Der flieht den rath der ſünder;
Folgt Chriſti beyſpiel, als ein chriſt,
Und reinigt ſich, wie Er rein iſt.

Alsdann

Alsdann bin ich GOtt angenehm,
Wenn ich gehorſam übe.
Wer die gebote hält, in dem
Iſt wahrlich GOttes liebe.
Ein täglich thätig chriſtenthum,
Das iſt des glaubens frucht und ruhm.

Der bleibt in GOtt, und GOtt in ihm,
Wer in der liebe bleibet.
Die lieb iſts, die die Cherubim,
GOtt zu gehorchen, treibet.
GOtt iſt die lieb; an ſeinem heil
Hat ohne liebe niemand theil.

Warnung vor der Wolluſt.

Der wolluſt reiz zu widerſtreben,
Dieſt, jugend, liebſt du glück und leben,
Laſt täglich deine weisheit ſeyn.
Entflieh der ſchmeichelnden begierde;
Sie raubet dir des herzens zierde,
Und ihre freuden werden pein.

Laſt, ihr die nahrung zu verwehren;
Nie ſpeis und trank dein herz beſchweren,
Und ſey ein freund der nüchternheit.
Verſage dir, dich zu beſiegen,
Auch öfters ein erlaubt vergnügen,
Und ſteure deiner ſinnlichkeit.

Laſt nicht dein auge dir gebieten;
Und ſey, die wolluſt zu verbuten,
Stets ſchamhaft gegen deinen leib.
Entflieh des witzlings freye ſcherzen,
Und ſuch im umgang edler herze
Dir beyſpiel, witz, und zeitvertreib.

Der menſch, zu fleiß und arbeit träge,
Fällt auf des müſſigganges wege
Leicht in das netz des böſewichts.
Der unſchuld ſchutzwehr ſind geſchäffte.
Entzieh der wolluſt ihre kräfte
Im ſchweiſſe deines angeſichts.

Erwacht ihr trieb, dich zu bekämpfen;
So wach auch du, ihn früh zu dämpfen,
Eh er die freyheit dir verwehrt.
Ihn bald in der Geburt erſticken,
Iſt leicht; ſchwer iſts, ihn unterdrücken,
Wenn ihn dein herz zuvor genährt.

Oft kleiden ſich des laſters triebe
In die geſtalt erlaubter liebe,
Und du erblickſt nicht die gefahr.
Ein langer umgang macht dich freyer;
Und oft wird ein verbotnes feuer
Aus dem, was anfangs freundſchaft war.

Dein fühlend herz wird ſichs verzeihen;
Es wird des laſters ausbruch ſcheuen,
Indem es ſeinen trieb ernährt.
Du wirſt dich ſtark und ſicher glauben,
Und kleine fehler dir erlauben,
Bis deine tugend ſich entehrt.

Doch nein, du ſollſt ſie nicht entehren,
Du ſollſt dir ſtets die that verwehren;
Iſt drum dein herz ſchon tugendhaft?
Iſts ſünde nur, die that vollbringen?
Sollſt du nicht auch den trieb bezwingen,
Nichts auch den wunſch der leidenſchaft?

Begierden ſind es, die uns ſchänden;
Und ohne daß wir ſie vollenden,
Verletzen wir ſchon unſre pflicht.
Wenn du vor ihnen nicht erröthteſt,
Nicht durch den geiſt die luſte tödteſt;
So rühme dich der keuſchheit nicht!

Erfulle dich, scheinst du zu wanken,
Oft mit dem mächtigen gedanken:
Die unschuld ist der seele glück.
Einmal verscherzt und aufgegeben,
Verläßt sie mich im ganzen leben,
Und keine reu bringt sie zuruck.

Denk oft bey dir: Der wollust bande
Sind nicht nur dem gewissen schande,
Sie sind auch vor der welt ein spott;
Und könnt ich auch in finsternissen
Den greul der wollust ihr verschliessen:
So sieht und findet mich doch GOtt.

Die wollust kürzt des lebens tage,
Und seuchen werden ihre plage,
Da keuschheit heil und leben erbt.
Ich will mir dieß ihr glück erwerben.
Den wird GOtt wiederum verderben,
Wer seinen tempel hier verderbt.

Wie blühte nicht des jünglings jugend!
Doch er vergaß den weg der tugend;
Und ſeine kräfte ſind verzehrt.
Verweſung ſchändet ſein geſichte,
Und predigt ſchrecklich die geſchichte
Der luſte, die den leib verheert.

So rächt die wolluſt an den frechen,
Früh oder ſpäter die verbrechen,
Und züchtigt dich mit harter hand.
Ihr gift wird dein gewiſſen quälen;
Sie raubet dir das licht der ſeelen,
Und lohnet dir mit unverſtand.

Sie raubt dem herzen muth und ſtärke,
Raubt ihm den eifer edler werke,
Den adel, welchen GOtt ihm gab;
Und unter deiner luſte burde
Sinkſt du von eines menſchen würde
Zur niedrigkeit des thiers herab.

Drum fliehe vor der wolluſt pfade,
Und wach und rufe GOtt um gnade,
Um weisheit in verſuchung an.
Erzittre vor dem erſten ſchritte;
Mit ihm ſind ſchon die andern tritte
Zu einem nahen fall gethan.

Morgengeſang.

Mein erſt gefühl ſey preis und dank;
Erheb ihn, meine ſeele!
Der HErr hört deinen lobgeſang;
Lobſing ihm, meine ſeele!

Mich ſelbſt zu ſchützen, ohne macht,
Lag ich und ſchlief im frieden.
Wer ſchafft die ſicherheit der nacht,
Und ruhe für die müden?

Wer wacht, wenn ich von mir nichts weiß,
Mein leben zu bewahren?
Wer ſtärkt mein blut in ſeinem fleiß,
Und ſchützt mich vor gefahren?

Wer lehrt das auge ſeine pflicht,
Sich ſicher zu bedecken?
Wer ruft dem tag und ſeinem licht,
Die ſeele zu erwecken?

Du biſt es, HErr und GOtt der welt,
Und dein iſt unſer leben.
Du biſt es, der es uns erhält,
Und mirs itzt neu gegeben.

Gelobet ſeyſt du, GOtt der macht,
Gelobt ſey deine treue,
Daß ich nach einer ſanften nacht
Mich dieſes tags erfreue!

Laß deinen ſegen auf mir ruhn,
Mich deine wege wallen;
Und lehre du mich ſelber thun
Nach deinem wohlgefallen.

Nimm meines lebens gnädig wahr;
Auf dich hofft meine ſeele.
Sey mir ein retter in gefahr,
Ein vater, wenn ich fehle,

Gieb mir ein herz voll zuversicht,
Erfüllt mit lieb und ruhe,
Ein weises herz, das seine pflicht
Erkenn und willig thue;

Daß ich, als ein getreuer knecht,
Nach deinem reiche strebe,
Gottselig, züchtig und gerecht
Durch deine gnade lebe;

Daß ich, dem nächsten beyzustehn,
Nie fleiß und arbeit scheue,
Mich gern an andrer wohlergehn
Und ihrer tugend freue;

Daß ich das glück der lebenszeit
In deiner furcht genieße,
Und meinen lauf mit freudigkeit,
Wenn du gebeutst, beschließe.

Von der Quelle der guten Werke.

Wenn zur vollführung deiner pflicht
Dich GOttes liebe nicht beſeelet:
So rühme dich der tugend nicht,
Und wiſſe, daß dir alles fehlet.
Wenn vortheil, wolluſt, eigenſinn
Und ſtolz dir nur das gute rathen:
So thue noch ſo gute thaten;
Du haſt vor GOtt den lohn dahin.

Sey durch die gaben der natur
Das wunder und das glück der erden!
Beglückeſt du die menſchen nur,
Um vor der welt geehrt zu werden;
Erfüllt die liebe nicht dein herz:
So biſt du bey den größten gaben,
Bey dem verſtand, den engel haben,
Vor GOtt doch nur ein tönend erz.

Bau häuſer auf, und brich dein brod,
Das volk der armen zu verpflegen;
Entreiß die wittwen ihrer noth,
Und ſey der waiſen ſchutz und ſegen!
Gieb alle deine habe hin!
Doch haſt du nichts vor GOtt gegeben.
Wenn lieb und pflicht dich nicht beleben:
So iſt dir alles kein gewinn.

Thu thaten, die der heldenmuth
Noch jemals hat verrichten können;
Vergieß fürs vaterland dein blut,
Laß deinen leib für andre brennen!
Beseelet dich nicht lieb und pflicht;
Bist du die absicht deiner thaten:
So schutz und rette ganze staaten;
GOtt achtet deiner werke nicht.

Läg ihm an unsern werken nur:
So könnt er uns, sie zu vollbringen,
Sehr leicht durch fessel der natur,
Durch kräfte seiner Allmacht zwingen.
Vor ihm, der alles schaft und giebt,
Gilt weisheit nichts, nichts macht und stärke.
Er will, die absicht deiner werke,
Ein herz, das ihn verehrt und liebt.

Ein herz, von eigenliebe fern,
Fern von des stolzes eitlem triebe,
Geheiligt durch die furcht des HErrn,
Erneut durch glauben zu der liebe;
Dieß ists, was GOtt von uns verlangt.
Und wenn wir nicht dieß herz besitzen:
So wird ein leben uns nichts nutzen,
Das mit den größten thaten prangt.

Drum täuſche dich nicht durch den ſchein,
Nicht durch der tugend bloßen namen.
Sieh nicht auf deine werk allein;
Sieh auf den quell, aus dem ſie kamen.
Prüf dich vor GOttes angeſicht,
Ob ſeine liebe dich beſeelet.
Ein herz, dem nicht der glaube fehlet,
Dem fehlet auch die liebe nicht.

Wohnt liebe gegen GOtt in dir:
So wird ſie dich zum guten ſtarken.
Du wirſt die gegenwart von ihr
An liebe zu dem nächſten merken.
Die liebe, die dich ſchmücken ſoll,
Iſt gütig; ohne liſt und tücke;
Beneidet nicht des nächſten glücke;
Sie bläht ſich nicht; iſt langmuthsvoll.

Sie deckt des nächſten fehler zu,
Und freut ſich niemals ſeines falles;
Sie ſuchet nicht bloß ihre ruh;
Sie hofft und gläubt und duldet alles.
Sie iſts, die dir den muth verleiht,
Des Höchſten wort gern zu erfüllen,
Macht ſeinen ſinn zu deinem willen,
Und folgt dir in die ewigkeit.

Preis des Schöpfers.

Wenn ich, o Schöpfer! deine macht,
Die weisheit deiner wege,
Die liebe, die für alle wacht,
Andenkend überlege:
So weiß ich, von bewundrung voll,
Nicht, wie ich dich erheben soll,
Mein GOtt, mein HErr und Vater!

Mein auge sieht, wohin es blickt,
Die wunder deiner werke.
Der himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist dich, du GOtt der stärke!
Wer hat die sonn an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit majestät?
Wer ruft dem heer der sterne?

Wer mißt dem winde seinen lauf?
Wer heißt die himmel regnen?
Wer schließt den schooß der erden auf,
Mit vorrath uns zu segnen?
O GOtt der macht und herrlichkeit!
GOtt, deine güte reicht so weit,
So weit die wolken reichen!

Dich predigt ſonnenſchein und ſturm,
Dich preist der ſand am meere.
Bringt, ruft auch der geringſte wurm,
Bringt meinem Schöpfer ehre!
Mich, ruft der baum in ſeiner pracht,
Mich, ruft die ſaat, hat GOtt gemacht;
Bringt unſerm Schöpfer ehre!

Der menſch, ein leib, den deine hand
So wunderbar bereitet;
Der menſch, ein geiſt, den ſein verſtand,
Dich zu erkennen, leitet;
Der menſch, der ſchöpfung ruhm und preis,
Iſt ſich ein täglicher beweis
Von deiner gut und gröſſe.

Erheb ihn ewig, o mein geiſt!
Erhebe ſeinen namen!
GOtt, unſer Vater, ſey gepreist,
Und alle welt ſag amen!
Und alle welt fürcht ihren HErrn,
Und hoff auf ihn, und dien ihm gern!
Wer wollte GOtt nicht dienen?

Troſt der Erlöſung.

Gedanke, der uns leben giebt,
Welch herz vermag dich auszudenken?
„Alſo hat GOtt die welt geliebt,
„Uns ſeinen Sohn zu ſchenken!„

Hoch über die vernunft erhöht,
Umringt mit heilgen finſterniſſen,
Füllſt du mein herz mit majeſtät,
Und ſtillſt mein gewiſſen.

Ich kann der ſonne wunder nicht,
Noch ihren lauf und bau ergründen;
Und doch kann ich der ſonne licht
Und ihre wärm empfinden.

So kann mein geiſt den hohen rath
Des opfers JEſu nicht ergründen;
Allein das göttliche der that,
Das kann mein herz empfinden.

Nimm

Nimm mir den troſt, daß JEſus Chriſt
Am kreuz nicht meine ſchuld getragen,
Nicht GOtt und mein Erlöſer iſt:
So werd ich angſtvoll zagen.

Iſt Chriſti wort nicht GOttes ſinn:
So werd ich ewig irren müſſen,
Und wer GOtt iſt, und was ich bin,
Und werden ſoll, nicht wiſſen.

Nein; dieſen troſt der chriſtenheit
Soll mir kein frecher ſpötter rauben;
Ich fühle ſeine Göttlichkeit,
Und halte feſt am glauben.

Des Sohnes GOttes eigenthum,
Durch ihn des ewgen lebens erbe,
Dieſt bin ich; und das iſt mein ruhm,
Auf den ich leb und ſterbe.

Er giebt mir ſeinen Geiſt, das pfand,
Daran wir ſeine liebe merken,
Und bildet uns durch ſeine hand
Zu allen guten werken.

So

So lang ich ſeinen willen gern
Mit einem reinen herzen thue;
So fühl ich eine kraft des HErrn,
Und ſchmecke fried und ruhe.

Und wenn mich meine ſunde kränkt,
Und ich zu ſeinem kreuze trete:
So weiß ich, daß er mein gedenkt,
Und thut, warum ich bete.

Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt,
Daß ich, erwecket aus der erde,
Wenn er ſich zum gericht erhebt,
Im fleiſch ihn ſchauen werde.

Kann unſre lieb im glauben hier
Für den, der uns geliebt, erkalten?
Dieß iſt die lieb, o GOtt! zu dir,
Dein wort von herzen halten.

E fall mein herz mit dankbarkeit,
So oft ich deinen namen nenne,
Und hilf, daß ich dich allezeit
Treu vor der welt bekenne.

Soll ich dereinſt noch würdig ſeyn,
Um deinetwillen ſchmach zu leiden:
So laß mich keine ſchmach und pein,
Von deiner liebe ſcheiden!

Und ſoll ich, GOtt, nicht für und für
Des glaubens freudigkeit empfinden:
So wirk er doch ſein werk in mir,
Und reinge mich von ſunden.

Hat GOtt uns ſeinen Sohn geſchenkt;
(So laß mich noch im tode denken!)
Wie ſollt uns der, der ihn geſchenkt,
Mit ihm nicht alles ſchenken!

Lied am Geburtstage.

Dir dank ich heute für mein leben;
Am tage, da du mirs gegeben,
Dank ich dir, GOtt, dafür.
Durch freye gnad allein bewogen,
Haſt du mich aus dem nichts gezogen;
Durch deine güte bin ich hier.

Du haſt mich wunderbar bereitet,
An deiner rechten mich geleitet,
Bis dieſen augenblick.
Du gabſt mir tauſend frohe tage,
Verwandelteſt ſelbſt meine klage
Und meine leiden in mein glück.

Ich bin der treue zu geringe,
Mit der du, Herrſcher aller dinge,
Stets über mich gewacht.
O GOtt! damit ich glücklich werde,
Haſt du an mich, mich ſtaub und erde,
Von ewigkeit her ſchon gedacht!

Du ſahſt und hörteſt ſchon mein ſehnen,
Und zähltеſt alle meine thränen,
Eh ich bereitet war;
Und wogſt, eh ich zu ſeyn begonnte,
Eh ich zu dir noch rufen konnte,
Mir mein beſcheiden theil ſchon dar.

Du lieſſt mich gnade vor dir finden;
Und ſahſt doch alle meine ſunden
Vorher von ewigkeit.
O welche liebe! welch erbarmen!
Der HErr der welt ſorgt fur mich armen,
Und iſt ein Vater, der verzeiht.

Für alle wunder deiner treue,
Für alles, deſſen ich mich freue,
Lobſinget dir mein geiſt.
Er ſelber iſt dein gröſſt geſchenke;
Dein iſts, daß ich durch ihn dich denke,
Und dein, daß er dich heute preist.

Daß du mein leben mir gefriſtet,
Mit ſtärk und kraft mich ausgeruſtet,
Dieß, Vater, dank ich dir;
Daß du mich wunderbar geführet,
Mit deinem geiſte mich regieret,
Dieß alles, Vater, dank ich dir.

Soll ich, o GOtt! noch länger leben:
So wirſt du, was mir gut iſt, geben;
Du giebſts, ich hoff' auf dich.
Dir, GOtt, befehl ich leib und ſeele.
Der HErr HErr, dem ich ſie befehle,
Der ſegne und behüte mich!

Vom Worte GOttes.

GOtt iſt mein hort!
Und auf ſein wort
Soll meine ſeele trauen.
Ich wandle hier,
Mein GOtt, vor dir
Im glauben, nicht im ſchauen.

Dein wort iſt wahr;
Laß immerdar
Mich ſeine kräfte ſchmecken.
Laß keinen ſpott,
O HErr mein GOtt,
Mich von dem glauben ſchrecken!

Wo hätt ich licht,
Wofern mich nicht
Dein wort die wahrheit lehrte?
GOtt, ohne ſie
Verſtund ich nie,
Wie ich dich würdig ehrte.

Dein

Dein wort erklärt
Der seele werth,
Unsterblichkeit und leben.
Zur ewigkeit
Ist diese zeit
Von dir mir übergeben.

Dein ewger rath,
Die missethat
Der sünder zu versühnen,
Den kennt ich nicht,
Wär mir dieß licht
Nicht durch dein wort erschienen.

Nun darf mein herz
In reu und schmerz
Der sünden nicht verzagen;
Nein, du verzeihst,
Lehrst meinen geist
Ein gläubig Abba sagen.

Mich zu erneun,
Mich dir zu weihn,
Iſt meines heils geſchäfte.
Durch meine müh
Vermag ichs nie;
Dein wort giebt mir die kräfte.

HErr, unſer hort,
Laß uns dieß wort!
Denn du haſts uns gegeben.
Es ſey mein theil,
Es ſey mir heil,
Und kraft zum ewgen leben!

Weihnachtslied.

Dieß iſt der tag, den GOtt gemacht;
Sein werd in aller welt gedacht!
Ihn preiſe, was durch JEſum Chriſt
Im himmel und auf erden iſt!

Die völker haben dein geharrt,
Bis daß die zeit erfüllet ward;
Da ſandte GOtt von ſeinem thron
Das heil der welt, dich, ſeinen ſohn.

Wenn ich dieß wunder faſſen will:
So ſteht mein geiſt vor ehrfurcht ſtill;
Er betet an, und er ermißt,
Daß GOttes lieb unendlich iſt.

Damit der ſünder gnad erhält,
Erniedrigſt du dich, HErr der welt,
Nimmſt ſelbſt an unſrer menſchheit theil,
Erſcheinſt im fleiſch, und wirſt uns heil.

Dein

Dein könig, Zion, kömmt zu dir.
„Ich komm, im buche ſteht von mir;
„GOtt, deinen willen thu ich gern.„
Gelobt ſey, der da kömmt im HErrn!

HErr, der du menſch gebohren wirſt,
Immanuel und Friedefürſt,
Auf den die väter hoffend ſahn,
Dich, GOtt Meſſias, bet ich an.

Du, unſer heil und höchſtes gut,
Vereineſt dich mit fleiſch und blut,
Wirſt unſer freund und bruder hier,
Und GOttes kinder werden wir.

Gedanke voller majeſtät!
Du biſt es, der das herz erhöht.
Gedanke voller ſeligkeit!
Du biſt es, der das herz erfreut.

Durch Eines ſünde fiel die welt.
Ein mittler iſts, der ſie erhält.
Was zagt der menſch, wenn der ihn ſchützt,
Der in des vaters ſchooße ſitzt?

Jauchzt, himmel, die ihr ihn erfuhrt,
Den tag der heiligſten geburt;
Und erde, die ihn heute ſieht,
Sing ihm, dem HErrn, ein neues lied!

Dieß iſt der tag, den GOtt gemacht;
Sein werd in aller welt gedacht!
Ihn preiſe, was durch JEſum Chriſt
Im himmel und auf erden iſt!

Geduld.

Ein herz, o GOtt! in leid und kreuz geduldig,
Das bin ich dir und meinem heile ſchuldig.
Laß mich die pflicht, die wir ſo oft vergeſſen,
Täglich ermeſſen.

Bin ich nicht ſtaub, wie alle meine väter?
Bin ich vor dir, HErr, nicht ein übertreter?
Thu ich zu viel, wenn ich die ſchweren tage
Standhaft ertrage?

Wie oft, o GOtt, wenn wir das böſe dulden,
Erdulden wir nur unſrer thorheit ſchulden,
Und nennen lohn, den wir verdient bekommen,
Truhſal der frommen!

Iſt dürftigkeit, in der die trägen klagen,
Sind haß und pein, die ſtolz und wolluſt trugen,
Des ſchwelgers ſchmerz, des neids vermiſßte freuden,
Chriſtliches leiden?

Iſt deren quaal, die deinen rath verachtet,
Nach gottesfurcht und glauben nie getrachtet,
Und die ſich itzt in finſtrer ſchwermuth quälen,
Prüfung der ſeelen?

Doch ſelbſt, o GOtt, in ſtrafen unſrer ſünden
Läßt du den weg zu unſerm heil uns finden,
Wenn wir ſie uns, die miſſethat zu haſſen,
Züchtigen laſſen.

Jag ich nur nach dem frieden im gewiſſen:
Wird alles mir zum beſten dienen müſſen.
Du, HErr, regierſt, und ewig wirkt dein wille
Gutes die fulle.

Ich bin ein gaſt und pilger auf der erden,
Nicht hier, erſt dort, dort ſoll ich glücklich werden;
Und gegen euch, was ſind, ihr ewgen freuden,
Dieſer zeit leiden?

Wenn ich nur nicht mein elend ſelbſt verſchulde;
Wenn ich als menſch, als chriſt, hier leid und dulde:
So kann ich mich der hülfe der erlösten
Sicher getröſten.

Ich bin ein menſch, und leiden müſſen kränken;
Doch in der noth an ſeinen ſchöpfer denken,
Und ihm vertraun, dieß ſtärket unſre herzen
Mitten in ſchmerzen.

Schau über dich! Wer trägt der himmel heere?
Merk auf! Wer ſpricht: Bis hieher! zu dem meere?
Iſt er nicht auch dein helfer und berather,
Ewig dein vater?

Willſt

Willſt du ſo viel, als der Allweiſe, wiſſen?
Itzt weißt du nicht, warum du leiden müſſen;
Allein du wirſt, was ſeine wege waren,
Nachmals erfahren.

Er züchtigt uns, damit wir zu ihm nahen,
Die heiligung des Geiſtes zu empfahen,
Und mit dem troſt der hülfe, die wir merken,
Andre zu ſtärken.

Das kreuz des HErrn wirkt weisheit und erfahrung;
Erfahrung giebt dem glauben muth und nahrung.
Ein ſtarkes herz ſteht in der noth noch feſte.
Hoffe das beſte!

Gottes Macht und Vorſehung.

GOtt iſt mein lied!
Er iſt der GOtt der ſtärke;
Hehr iſt ſein nam, und groß ſind ſeine werke,
Und alle himmel ſein gebiet.

Er will und ſprichts;
So ſind und leben welten.
Und er gebeut; ſo fallen durch ſein ſchelten
Die himmel wieder in ihr nichts.

Licht iſt ſein kleid,
Und ſeine wahl das beſte;
Er herrſcht als GOtt, und ſeines thrones veſte
Iſt wahrheit und gerechtigkeit.

Unendlich reich,
Ein meer von ſeligkeiten,
Ohn anfang GOtt, und GOtt in ewgen zeiten!
HErr aller welt, wer iſt dir gleich?

Was

Was iſt und war
In himmel, erd und meere,
Das kennet GOtt, und ſeiner werke heere
Sind ewig vor ihm offenbar.

Er iſt um mich,
Schafft, daß ich ſicher ruhe;
Er ſchafft, was ich vor oder nachmals thue,
Und er erforſchet mich und dich.

Er iſt dir nah,
Du ſitzeſt oder gehеſt;
Ob du ans meer, ob du gen himmel flöheſt:
So iſt er allenthalben da.

Er kennt mein flehn
Und allen rath der ſeele.
Er weiſt, wie oft ich gutes thu und fehle,
Und eilt, mir gnädig beyzuſtehn.

Er wog mir dar,
Was er mir geben wollte,
Schrieb auf ſein buch, wie lang ich leben ſollte,
Da ich noch unbereitet war.

Universitäts Bibliothek Berlin

Nichts, nichts ist mein,
Das GOtt nicht angehöre.
HErr, immerdar soll deines namens ehre,
Dein lob in meinem munde seyn!

Wer kann die pracht
Von deinen wundern fassen?
Ein jeder stand, den du hast werden lassen,
Verkündigt seines schöpfers macht.

Der kleinste halm
Ist deiner weisheit spiegel.
Du, luft und meer, ihr auen, thal und hügel,
Ihr seyd sein loblied und sein psalm!

Du tränkst das land,
Führst uns auf grüne weiden;
Und nacht und tag, und korn und wein und freuden
Empfangen wir aus deiner hand.

Kein sperling fällt,
HErr, ohne deinen willen;
Sollt ich mein herz nicht mit dem troste stillen,
Daß deine hand mein leben hält?

Ist

Iſt GOtt mein ſchutz,
Will GOtt mein retter werden:
So frag ich nichts nach himmel und nach erden,
Und biete ſelbſt der hölle trutz.

Die Liebe des Nächſten.

So jemand ſpricht: Ich liebe GOtt!
Und haßt doch ſeine brüder,
Der treibt mit GOttes wahrheit ſpott,
Und reißt ſie ganz darnieder.
GOtt iſt die lieb, und will, daß ich
Den nächſten liebe, gleich als mich.

Wer dieſer erden güter hat,
Und ſieht die brüder leiden,
Und macht den hungrigen nicht ſatt,
Läßt nackende nicht kleiden;
Der iſt ein feind der erſten pflicht,
Und hat die liebe GOttes nicht.

Wer ſeines nächſten ehre ſchmäht,
Und gern ſie ſchmähen höret,
Sich freut, wenn ſich ſein feind vergeht,
Und nichts zum beſten kehret;
Nicht dem verläumder widerſpricht;
Der liebt auch ſeinen bruder nicht.

Wer zwar mit rath, mit troſt und ſchutz
Den nächſten unterſtützet,
Doch nur aus ſtolz, aus eigennutz,
Aus weichlichkeit ihm nützet;
Nicht aus gehorſam, nicht aus pflicht;
Der liebt auch ſeinen nächſten nicht.

Wer harret, bis, ihn anzuflehn,
Ein dürftger erſt erſcheinet,
Nicht eilt, dem frommen beyzuſtehn,
Der im verborgnen weinet;
Nicht gütig forſcht, obs ihm gebricht;
Der liebt auch ſeinen nächſten nicht.

Wer andre, wenn er ſie beſchirmt,
Mit härt und vorwurf quälet,
Und ohne nachſicht ſtraft und ſtürmt,
So bald ſein nächſter fehlet;
Wie bleibt bey ſeinem ungeſtümm
Die liebe GOttes wohl in ihm?

Wer für der armen heil und zucht
Mit rath und that nicht wachet,
Dem übel nicht zu wehren ſucht,
Das oft ſie dürftig machet;
Nur ſorglos ihnen gaben giebt;
Der hat ſie wenig noch geliebt.

Wahr iſt es, du vermagſt es nicht,
Stets durch die that zu lieben.
Doch biſt du nur geneigt, die pflicht
Getreulich auszuüben,
Und wünſcheſt dir die kraft dazu,
Und ſorgſt dafür: ſo liebeſt du.

Ermattet dieſer trieb in dir:
So ſuch ihn zu beleben.
Sprich oft: GOtt iſt die lieb, und mir
Hat er ſein bild gegeben.
Denk oft: GOtt, was ich bin, iſt dein;
Sollt ich, gleich dir, nicht gütig ſeyn?

Wir haben Einen GOtt und HErrn,
Sind Eines leibes glieder;
Drum diene deinem nächſten gern;
Denn wir ſind alle brüder.
GOtt ſchuf die welt nicht bloß für mich;
Mein nächſter iſt ſein kind, wie ich.

Ein heil iſt unſer aller gut.
Ich ſollte Brüder haſſen,
Die GOtt durch ſeines Sohnes blut
So hoch erkaufen laſſen?
Daß GOtt mich ſchuf, und mich verſühnt,
Hab ich dieß mehr, als ſie, verdient?

Du ſchenkſt mir täglich ſo viel ſchuld,
Du HErr von meinen tagen!
Ich aber ſollte nicht geduld
Mit meinen brüdern tragen?
Dem nicht verzeihn, dem du vergiebſt,
Und den nicht lieben, den du liebſt?

Was ich den frommen hier gethan,
Dem kleinſten auch von dieſen,
Das ſieht Er, mein Erlöſer, an,
Als hätt ichs ihm erwieſen.
Und ich, ich ſollt ein menſch noch ſeyn,
Und GOtt in brüdern nicht erfreun?

Ein unbarmherziges gericht
Wird über den ergehen,
Der nicht barmherzig iſt, der nicht
Die rettet, die ihn flehen.
Drum gieb mir, GOtt! durch deinen Geiſt
Ein herz, das dich durch liebe preist.

Abendlied.

Für alle güte ſey gepreist,
GOtt Vater, Sohn und heilger Geiſt!
Ihr bin ich zu geringe.
Vernimm den dank,
Den lobgeſang,
Den ich dir kindlich ſinge.

Du nahmſt dich meiner herzlich an,
Haſt groſſes heut an mir gethan,
Mir mein gebet gewähret;
Haſt väterlich
Mein haus und mich
Beſchützet und genähret.

HErr, was ich bin, iſt dein geſchenk;
Der geiſt, mit dem ich dein gedenk,
Ein ruhiges gemüthe;
Was ich vermag
Bis dieſen tag,
Iſt alles deine güte.

Sey

Sey auch, nach deiner lieb und macht,
Mein ſchutz und ſchirm in dieſer nacht;
Vergieb mir meine ſünden.
Und kömmt mein tod,
HErr Zebaoth,
So laß mich gnade finden.

Auf die Himmelfahrt des Erlöſers.

Jauchzt, ihr erlösten, dem HErrn! er hat ſein werk vollendet;
Deß müſſe ſich der erdkreis freun!
Er fährt verkläret hinauf zu dem, der ihn geſendet,
Und nimmt die himmel wieder ein.

Der HErr, nachdem er das heil und unvergänglich leben
Auf erden an das licht gebracht,
Den weg zu GOtt uns gelehrt, ſich ſelbſt für uns gegeben,
Fährt auf zur rechten ſeiner macht.

Sein,

Sein, ſein iſt alle gewalt im himmel und auf erden,
Und uns hat er das heil verdient.
Wer ſein wort gläubet und hält, ſoll nicht verloren werden;
Er hat die welt mit GOtt verſühnt.

Hoch über alle vernunft beſiegt er ihr verderben,
Und ſeine lieb ermüdet nie.
Ein unvergängliches glück den menſchen zu erwerben,
So heiligt er ſich ſelbſt für ſie.

Jauchzt, ihr gerechten, dem HErrn, und preiſet ſeinen namen!
Ihm danken, das iſt unſre pflicht.
Wir ſind glückſelig in ihm. Sein wort iſt ja und amen;
Und GOtt iſt unſre zuverſicht.

Preist, ihr erlösten, den HErrn, und rühmet all, ihr frommen!
Er fährt gen himmel, als ein held,
In wolken fährt er hinauf, ſo wird er wieder kommen,
Ein HErr und richter aller welt.

Dieſt

Dieß iſt des gläubigen troſt, verklärt ihn einſt zu ſchauen,
Und ſeiner liebe ſich zu freun.
Dieß iſt des gläubigen pflicht, ihm ewig zu vertrauen,
Und ſich durch tugend ihm zu weihn.

Wer des Erlöſers ſich ſchämt, deß wird auch er ſich ſchämen,
Den wieder ehren, der ihn ehrt.
Laß uns das leben von dir und gnad um gnade nehmen,
HErr, deſſen herrſchaft ewig währt!

Ich bin ein irrendes ſchaaf, du weiſeſt mich zurechte,
Und leiteſt mich nach deinem rath;
Machſt mich vom knechte der welt zu einem deiner knechte,
Und tilgeſt meine miſſethat.

Was iſt die hoheit der welt? Sie rührt den chriſten wenig.
Du kleideſt ihn mit ruhm und pracht.
Was iſt die hoheit der welt? Zum prieſter und zum könig
Bin ich durch dich vor GOtt gemacht.

Dank

Dank ſey dem Heiland der welt! Er hat ſein
werk vollfuhret.
Frolock ihm, volk der chriſtenheit!
Er ſitzt zur rechten des HErrn. Er lebet und
regieret
Von ewigkeit zu ewigkeit.

Am Communiontage.

Ich komme, HErr, und ſuche dich,
Mubſelig und beladen.
GOtt, mein Erbarmer, würdge mich
Des wunders deiner gnaden.
Ich liege hier vor deinem thron,
Sohn GOttes und des menſchen Sohn,
Mich deiner zu getröſten.
Ich fühle meiner ſünden müh;
Ich ſuche ruh, und finde ſie
Im glauben der erlöſten.

Dich

Dich bet ich zuverſichtlich an,
Du biſt das heil der ſunder.
Du haſt die handſchrift abgethan,
Und wir ſind GOttes kinder.
Ich denk an deines leidens macht,
Und an dein wort: Es iſt vollbracht!
Du haſt mein heil verdienet.
Du haſt fur mich dich dargeſtellt.
GOtt war in dir, und hat die welt
In dir mit ſich verſuhnet.

So freue dich, mein herz, in mir!
Er tilget deine ſunden,
Und läſt an ſeiner tafel hier
Dich gnad um gnade finden.
Du rufſt, und er erhört dich ſchon,
Spricht liebreich: Sey getroſt, mein ſohn!
Die ſchuld iſt dir vergeben.
Du biſt in meinen tod getauft,
Und du wirſt dem, der dich erkauft,
Von ganzem herzen leben.

Dein

Dein iſt das gluck der ſeligkeit;
Bewahr es hier im glauben,
Und laß durch keine ſicherheit
Dir deine krone rauben.
Sieh, ich vereine mich mit dir;
Ich bin der weinſtock, bleib an mir:
So wirſt du früchte bringen.
Ich helfe dir, ich ſtärke dich;
Und durch die liebe gegen mich
Wird dir der ſieg gelingen.

Ja, HErr, mein glück iſt dein gebot,
Ich will es treu erfüllen.
Und bitte dich, durch deinen tod,
Um kraft zu meinem willen.
Laß mich von nun an würdig ſeyn,
Mein ganzes herz dir, HErr, zu weihn,
Und deinen tod zu preiſen.
Laß mich den ernſt der heiligung
Durch eine wahre beſſerung
Mir und der welt beweiſen!

Zufriedenheit mit ſeinem Zuſtande.

Du klagſt, und fühleſt die beſchwerden
Des ſtands, in dem du durftig lebſt;
Du ſtrebeſt glücklicher zu werden,
Und ſiehſt, daß du vergebens ſtrebſt.

Ja, klage! GOtt erlaubt die zähren,
Doch denk im klagen auch zurück.
Iſt denn das glück, das wir begehren,
Für uns auch ſtets ein wahres glück?

Nie ſchenkt der ſtand, nie ſchenken güter
Dem menſchen die zufriedenheit.
Die wahre ruhe der gemüther
Iſt tugend und genugſamkeit.

Genieſſe, was dir GOtt beſchieden,
Entbehre gern, was du nicht haſt.
Ein jeder ſtand hat ſeinen frieden,
Ein jeder ſtand auch ſeine laſt.

GOtt iſt der HErr, und ſeinen ſeegen
Vertheilt er ſtets mit weiſer hand;
Nicht ſo, wie wirs zu wünſchen pflegen,
Doch ſo, wie ers uns heilſam fand.

Willſt du zu denken dich erkühnen,
Daß ſeine liebe dich vergißt?
Er giebt uns mehr, als wir verdienen,
Und niemals, was uns ſchädlich iſt.

Verzehre nicht des lebens kräfte
In bloßer unzufriedenheit;
Beſorge deines ſtands geſchäfte,
Und nutze deine lebenszeit.

Sey pflicht und fleiß ſich GOtt ergeben,
Ein ewig glück in hoffnung ſehn,
Dieß iſt der weg zu ruh und leben.
HErr, lehre dieſen weg mich gehn.

Vom Tode.

Meine lebenszeit verſtreicht,
Stundlich eil ich zu dem grabe.
Und was iſts, das ich vielleicht,
Das ich noch zu leben habe?
Denk, o menſch! an deinen tod.
Saume nicht; denn Eins iſt noth.

Lebe, wie du, wenn du ſtirbſt,
Wünſchen wirſt, gelebt zu haben.
Guter, die du hier erwirbſt,
Würden, die dir menſchen gaben,
Nichts wird dich im tod erfreun;
Dieſe guter ſind nicht dein.

Nur ein herz, das gutes liebt,
Nur ein ruhiges gewiſſen,
Das vor GOtt dir zeugniß giebt,
Wird dir deinen tod verſüſſen;
Dieſes herz, von GOtt erneut,
Iſt des todes freudigkeit.

Wenn

Wenn in deiner letzten noth
Freunde hülfos um dich beben:
Dann wird über welt und tod
Dich dieß reine herz erheben;
Dann erſchreckt dich kein gericht;
GOtt iſt deine zuverſicht.

Daß du dieſes herz erwirbſt,
Fürchte GOtt, und bet und wache.
Sorge nicht, wie früh du ſtirbſt;
Deine zeit iſt GOttes ſache.
Lern nicht nur den tod nicht ſcheun,
Lern auch ſeiner dich erfreun.

Ueberwind ihn durch vertraun,
Sprich: Ich weiß, an wen ich glaube,
Und ich weiß, ich werd ihn ſchaun
Einſt in dieſem meinem leibe.
Er, der rief: Es iſt vollbracht!
Nahm dem tode ſeine macht.

Tritt im geiſt zum grab oft hin,
Siehe dein gebein verſenken;
Sprich: HErr, daß ich erde bin,
Lehre du mich ſelbſt bedenken;
Lehre du mich jeden tag,
Daß ich weiſer werden mag!

Wider den Aufſchub der Bekehrung.

Willſt du die buße noch, die GOtt gebeut, verſchieben:
So ſchändeſt du ſein wort, und muſt dich ſelbſt nicht lieben.
Iſt deine beſſerung nicht deiner ſeele glück?
Und wer verſchiebt ſein heil gern einen augenblick?

Allein wie ſchwer iſts nicht, ſein eigen herz bekämpfen,
Begierden widerſtehn, und ſeine lüſte dämpfen?
Ja, ſünder, es iſt ſchwer; allein zu deiner ruh
Iſt dieß der einzge weg. Und dem entſageſt du?

Iſt deine pflicht von GOtt, wie kannſt du ſie vergeſſen?

Nach deinen kräften ſelbſt hat er ſie abgemeſſen.

Was weigerſt du dich noch? Iſt GOtt denn ein tyrann,

Der mehr von mir verlangt, als ich ihm leiſten kann?

Sprich ſelbſt: gewinnet GOtt, wenn ich ihm kindlich diene,

Und, ſeiner werth zu ſeyn, im glauben mich erkühne?

Wenn du die tugend übſt, die GOtt, dein HErr, gebeut,

Wem dienſt du? Ringſt du nicht nach deiner ſeligkeit?

Was weigerſt du dich noch, das laſter zu verlaſſen?

Weil es dein unglück iſt, befiehlt es GOtt zu haſſen.

Was weigerſt du dich noch, der tugend freund zu ſeyn?

Weil ſie dich glücklich macht, befiehlt ſie GOtt allein.

GOtt

GOtt beut die kraft dir an, das gute zu vollbringen.
Soll er durch Allmacht dich, ihm zu gehorchen, zwingen?
Er gab dir die vernunft; und du verleugneſt ſie?
Er ſendet dir ſein wort; und du gehorchſt ihm nie?

Sprich nicht: GOtt kennt mein herz; ich hab es ihm verheißen,
Mich noch dereinſt, mich bald vom laſter loszureißen;
Itzt iſt dieſt werk zu ſchwer. Doch dieſe ſchwierigkeit,
Die heute dich erſchreckt, wächst ſie nicht durch die zeit?

Je öfter du vollbringſt, was fleiſch und blut befohlen,
Je ſtärker wird der hang, die that zu wiederholen.
Scheuſt du dich heute nicht, des Höchſten feind zu ſeyn:
Um wie viel weniger wirſt du dich morgen ſcheun!

Iſt denn die buß ein werk von wenig Augenblicken?
Kann dich kein ſchneller tod der welt noch heut entrücken?
Iſt ein Geſchrey zu GOtt, ein wunſch nach beſſerung,
Und angſt der miſſethat, die wahre heiligung?

Iſts gnug zur ſeligkeit, des glückes der erlöſten,
Wenn uns der tod ergreift, ſich ſicher zu getröſten;
Iſt das bekenntniß gnug, daß uns die ſünde reut:
So iſt kein leichter werk, als deine ſeligkeit.

Doch fordert GOtt von uns die reinigkeit der ſeelen;
Iſt keine ſeele rein, der glaub und liebe fehlen;
Iſt dieſes dein beruf, GOtt dienen, den du liebſt:
So zittre vor dir ſelbſt, wenn du dieß werk verſchiebſt.

Der glaube heiligt dich. Iſt dieſer dein
geſchaffte?

Nein, menſch! Und du verſchmähſt des geiſtes
GOttes krafte?

Erſchrecht dich nicht ſein wort? Giebt in ver-
kehrten ſinn

Den ſunder, der beharrt, nicht GOtt zuletzt
dahin?

Hat Chriſtus uns erlöst, damit wir ſunder
bleiben,

Und, ſicher durch ſein blut, das laſter höher
treiben?

Gebeut uns Chriſti wort nicht tugend, recht
und pflicht:

So iſt es nicht von GOtt. GOtt widerſpricht
ſich nicht.

Noch heute, weil du lebſt, und ſeine ſtimme
höreſt,

Noch heute ſchicke dich, daß du vom böſen keh-
reſt.

Begegne deinem GOtt, willſt du zu deiner pein

Dein hier verſaumtes glück nicht ewig noch be-
reun.

Entſchließe dich bekehrt, dich ſelber zu beſiegen;
Der ſieg, ſo ſchwer er iſt, bringt göttliches vergnügen.
Was zagſt du? Geht er gleich im anfang langſam fort;
Sey wacker! GOtt iſt nah, und ſtärkt dich durch ſein wort.

Ruf ihn in demuth an, er tilget deine ſünden.
Und läßt dich ſein geſetz erſt ihren fluch empfinden:
So widerſtreb ihm nicht; denn GOttes traurigkeit
Wirkt eine reu in dir, die niemals dich gereut.

So ſüß ein laſter iſt, ſo giebts doch keinen frieden.
Der tugend nur allein hat GOtt dieß glück beſchieden.
Ein menſch, der GOtt gehorcht, erwählt das beſte theil;
Ein menſch, der GOtt verläßt, verläßt ſein eignes heil.

Die

Die buſſe führt dich nicht in eine welt voll leiden;
GOtt kennt und liebt dein glück; ſie führt zu deinen freuden;
Macht deine ſeele rein, füllt dich mit zuverſicht,
Giebt weisheit und verſtand, und muth zu deiner pflicht.

Sprich ſelbſt: Iſt dieß kein glück, mit ruhigem gewiſſen
Die güter dieſer welt, des lebens glück genieſſen,
Und mäßig und gerecht in dem genuſſe ſeyn,
Und ſich der ſeligkeit ſchon hier im glauben freun.

Bufslied.

An dir allein, an dir hab ich geſündigt,
Und übel oft vor dir gethan.
Du ſiehſt die ſchuld, die mir den fluch verkündigt;
Sieh, GOtt, auch meinen jammer an.

Dir iſt mein flehn, mein ſeufzen nicht verborgen,
Und meine thränen ſind vor dir.
Ach GOtt, mein GOtt, wie lange ſoll ich ſorgen?
Wie lang entfernſt du dich von mir?

HErr, handle nicht mit mir nach meinen ſünden,
Vergilt mir nicht nach meiner ſchuld.
Ich ſuche dich, laſs mich dein antlitz finden,
Du GOtt der langmuth und geduld.

Früh wollſt du mich mit deiner gnade füllen,
GOtt, Vater der barmherzigkeit.
Erfreue mich um deines namens willen;
Du biſt ein GOtt, der gern erfreut.

Laſs

Laſs deinen weg mich wieder freudig wallen,
Und lehre mich dein heilig recht,
Mich täglich thun nach deinem wohlgefallen;
Du biſt mein GOtt, ich bin dein knecht.

HErr, eile du, mein ſchutz, mir beyzuſtehen,
Und leite mich auf ebner bahn.
Er hört mein ſchreyn, der HErr erhört mein flehen,
Und nimmt ſich meiner ſeelen an.

Die Liebe der Feinde.

Nie will ich dem zu ſchaden ſuchen,
Der mir zu ſchaden ſucht.
Nie will ich meinem feinde fluchen,
Wenn er aus haſs mir flucht.

Mit güte will ich ihm begegnen,
Nicht drohen, wenn er dreht.
Wenn er mich ſchilt, will ich ihn ſegnen;
Dieſs iſt des HErrn gebot.

Er, der von keiner ſünde wußte,
Vergalt die ſchmach mit huld,
Und litt, ſo viel er leiden mußte,
Mit ſanftmuth und geduld.

Will ich, ſein jünger, wiederſchelten,
Da er nicht wiederſchalt?
Mit liebe nicht den haß vergelten,
Wie er den haß vergalt?

Wahr iſts, verleumdung dulden müſſen,
Iſt eine ſchwere pflicht.
Doch ſelig, wenn ein gut gewiſſen
Zu unſrer ehre ſpricht!

Dieß will ich deſto mehr bewahren;
So beſſert mich mein feind,
Und lehrt mich, weiſer nur verfahren,
Indem ers böſe meint.

Ich will mich vor den fehlern hüten,
Die er von mir erſann.
Und auch die fehler mir verbieten,
Die er nicht wiſſen kann.

So

So will ich mich durch ſanftmuth rächen,
An ihm das gute ſehn,
Und dieſes gute von ihm ſprechen;
Wie könnt er länger ſchmähn!

In ſeinem haß ihn zu ermüden,
Will ich ihm gern verzeihn,
Und als ein chriſt bereit zum frieden,
Bereit zu dienſten ſeyn.

Und wird er, mich zu untertreten,
Durch güte mehr erhitzt:
Will ich im ſtillen für ihn beten,
Und GOtt vertraun; GOtt ſchützt.

Demuth.

HErr! lehre mich, wenn ich der tugend diene,
Daß nicht mein herz des ſtolzes ſich erkühne,
Und nicht auf ſie vermeſſen ſey.
HErr! lehre mich, wie oft ich fehle, merken.
Was iſt der menſch bey ſeinen beſten werken?
Wenn ſind ſie von gebrechen frey?

Wie oft fehlt mir zum guten ſelbſt der wille!
Wie oft, wenn ich auch dein gebot erfülle,
Erfüll ichs minder, als ich ſoll!
Sind lieb und furcht ſtets die bewegungsgründe
Der guten that, der unterlaßnen ſünde?
Und iſt mein herz des eifers voll?

Gedenke nicht der ſünden meiner jugend,
Gedenke nicht der unvollkommnen tugend
Der reifern jahre meiner zeit.
Wenn ich noch oft aus ſtolz nach tugend ſtrebe,
Aus menſchenfurcht mich laſtern nicht ergebe;
Was iſt denn meine frömmigkeit?

Wenn

Wenn ich den geiz aus furcht der ſchande fliehe,
Aus weichlichkeit mich wohlzuthun bemühe,
Und mäßig bin, geſund zu ſeyn;
Wenn ich die rach aus eigennutze haſſe,
Der ehrſucht pfad aus trägheit nur verlaſſe;
Was iſt an dieſer tugend mein?

Und GOtt, wie oft ſind unſre beſten triebe
Nicht frömmigkeit, nicht früchte deiner liebe,
Nur früchte der natur und zeit!
Wenn fühlen wir der tugend ganze würde?
Wenn iſt dein joch uns eine leichte bürde,
Und dein gebot zufriedenheit?

Doch, HErr, mein GOtt! wenn auch zu deiner ehre
Mein herze rein, rein meine tugend wäre;
Weß iſt denn dieſes eigenthum?
Wer ließ mich früh zur tugend unterrichten,
Mein glück mich ſehn in meines lebens pflichten,
Und im gehorſam meinen ruhm?

Wer gab mir muth, HErr, dein gebot zu lieben?
Wer gab mir kraft, es freudig auszuüben,
Und in verſuchung ſchild und ſieg?
Weß iſt der quell, der mich mit weisheit tränkte,
Und weß der freund, der mich zum guten lenkte?
Und mir den fehler nicht verſchwieg?

Du triebſt mich an, daß ich das gute wählte,
Und riefſt mich oft, wenn ich des wegs verfehlte,
Durch ſtimmen deines geiſts zurück;
Zogſt mich durch kreuz, durch wohlthat auch, von ſünden,
Ließſt, wenn ich rief, mich wieder gnade finden,
Und gabſt zu meiner beſſrung glück.

Was iſt der menſch, daß du, GOtt, ſein gedenkeſt,
Gerechtigkeit in deinem ſohn ihm ſchenkeſt,
Und zur belohnung ſelbſt ein recht?
Und wenn ich nun, durch deines Geiſtes gabe,
Des glaubens kraft, und alle werke habe,
Wer bin ich? Ein unnützer knecht.

Weih-

Weihnachtslied.

Auf, ſchicke dich,
Recht feyerlich
Des Heilands feſt mit danken zu begehen.
Lieb iſt der dank,
Der lobgeſang,
Durch den wir ihn, den GOtt der lieb, erhöhen.

Sprich dankbar froh:
Alſo, alſo
Hat GOtt die welt in ſeinem Sohn geliebet!
O, wer bin ich,
HErr, daß du mich
So herrlich hoch in deinem Sohn geliebet?

Er, unſer freund,
Mit uns vereint,
Zur zeit, da wir noch ſeine feinde waren;
Er wird uns gleich,
Um GOttes reich
Und ſeine lieb im fleiſch zu offenbaren.

An ihm nimm theil,
Er iſt das heil;
Thu täglich buſs und gläub an ſeinen namen.
Der ehrt ihn nicht,
Wer Herr, Herr, ſpricht,
Und doch nicht ſucht ſein beyſpiel nachzuahmen.

Aus dank will ich
In brüdern dich,
Dich, Gottesſohn, bekleiden, ſpeiſen, tränken;
Der frommen herz
In ihrem ſchmerz
Mit troſs erfreun, und dein dabey gedenken.

Rath, Kraft und Held,
Durch den die welt
Und alles iſt, im himmel und auf erden!
Die chriſtenheit
Preist dich erfreut,
Und aller knie ſoll dir gebeuget werden.

Erhebt den HErrn,
Er hilft uns gern,
Und wer ihn ſucht, den wird ſein name tröſten.
Alleluja!
Alleluja!
Freut euch des HErrn, und jauchzt ihm, ihr erlöſten!

Das Glück eines guten Gewiſſens.

Beſitz ich nur
Ein ruhiges gewiſſen:
So iſt für mich, wen andre zagen müſſen,
Nichts ſchreckliches in der natur.

Dieſs ſey mein theil!
Dieſs ſoll mir niemand rauben.
Ein reines herz von ungefärbtem glauben,
Der Friede GOttes nur iſt heil.

Welch ein gewinn,
Wenn meine ſünde ſchweiget;
Wenn Gottes Geiſt in meinem geiſte zeuget,
Daſs ich ſein kind und erbe bin!

Und

Sieh, alles weicht,
Bald wirſt du ſterben müſſen.
Was wird alsdann dir deinen tod verſüſſen?
Ein gut gewiſſen macht ihn leicht.

Heil dir, o Chriſt!
Der dieſe ruh empfindet,
Und der ſein glück auf das bewuſtſeyn gründet,
Daß nichts verdammlichs an ihm iſt!

Laß erd und welt,
So kann der fromme ſprechen,
Laß unter mir den bau der erde brechen!
GOtt iſt es, deſſen hand mich hält.

Verſicherung der Gnade GOttes.

So hoff ich denn mit feſtem muth
Auf GOttes gnad und Chriſti blut;
Ich hoff ein ewig leben.
GOtt iſt ein Vater, der verzeiht,
Hat mir das recht zur ſeligkeit
In ſeinem Sohn gegeben.

HErr, welch ein unausſprechlich heil,
An dir, an deiner gnade theil,
Theil an dem himmel haben;
Im herzen durch den glauben rein;
Dich lieben und verſichert ſeyn
Von deines Geiſtes gaben!

Dein wort, das wort der ſeligkeit,
Wirkt göttliche zufriedenheit,
Wenn wir es treu bewahren.
Es ſpricht uns troſt im elend zu,
Verſüſſet uns des lebens ruh,
Und ſtärkt uns in gefahren.

Erhalte mir, o HErr, mein Hort!
Den glauben an dein göttlich wort,
Um deines namens willen;
Laß ihn mein licht auf erden ſeyn,
Ihn täglich mehr mein herz erneun,
Und mich mit troſt erfüllen!

Ermun-

Ermunterung die Schrift zu leſen.

Soll dein verderbtes herz zur heiligung geneſen,
Chriſt, ſo verſäume nicht, das wort des HErrn zu leſen;
Bedenke, daß dieſt wort das heil der ganzen welt,
Den rath der ſeligkeit, den geiſt aus GOtt enthält.

Merk auf, als ob dir GOtt, dein GOtt, gerufen hätte;
Merk auf, als ob er ſelbſt zu dir vom himmel redte!
So lies; mit ehrfurcht lies, mit luſt und mit vertraun,
Und mit dem frommen ernſt, in GOtt dich zu erbaun.

Sprich fromm: O GOtt! vor dem ich meine hände falte,
Gieb, daß ich dein gebot für dein wort ewig halte;
Und laß mich deinen rath empfindungsvoll verſtehn,
Die wunder am geſetz, am wort vom kreuze ſehn!

Er,

Er, aller wahrheit GOtt, kann dich nicht
irren laſſen.
Lies, Chriſt, ſein heilig buch, lies oft; du wirſt
es faſſen,
So viel dein heil verlangt. GOtt iſts, der weis-
heit giebt,
Wenn man ſie redlich ſucht und aus gewiſſen liebt.

Lies, frey von leidenſchaft, und ledig von
geſchäfften,
Und ſammle deinen geiſt mit allen ſeinen kräf-
ten.
Der beſte theil des tags, des morgens heiterkeit,
Und dann der tag des HErrn, der ſey der ſchrift
geweiht.

Rührt dich ein ſtarker ſpruch: ſo ruf ihn,
dir zum glücke,
Des tags oft in dein herz, im ſtillen oft, zu-
rücke;
Empfinde ſeinen geiſt, und ſtärke dich durch ihn
Zum wahren edelmuth, das gute zu vollziehn.

Um

Um tugendhaft zu ſeyn, dazu ſind wir auf erden.
Thu, was die ſchrift gebeut; dann wirſt du inne werden,
Die lehre ſey von GOtt, die dir verkundigt iſt,
Und dann das wort verſtehn, dem du gehorſam biſt.

Spricht ſie geheimnißvoll: ſo laß dich dieß nicht ſchrecken.
Ein endlicher verſtand kann GOtt nie ganz entdecken;
GOtt bleibt unendlich hoch. Wenn er ſich dir erklärt:
So glaube, was er ſpricht; nicht, was dein witz begehrt.

Sich ſeines ſchwachen lichts bey GOttes licht nicht ſchämen,
Iſt ruhm; und die vernunft alsdann gefangen nehmen,
Wenn GOtt ſich offenbart, iſt der geſchöpfe pflicht;
Und weiſe demuth iſts, das glauben, was GOtt ſpricht.

Drum

Drum laß dich, frommer Chriſt, durch keine zweifel kränken.
Hier biſt du kind; doch dort wird GOtt mehr licht dir ſchenken.
Dort wächst mit deinem glück dein licht in ewigkeit;
Dort iſt die zeit des ſchauns, und hier des glaubens zeit.

Verehre ſtets die ſchrift; und ſiehſt du dunkelheiten:
So laß dich deinen freund, der mehr als du ſieht, leiten.
Ein forſchender verſtand, der ſich der ſchrift geweiht,
Ein angefochtnes herz, hebt manche dunkelheit.

Halt feſt an GOttes wort; es iſt dein glück auf erden,
Und wird, ſo wahr GOtt iſt, dein glück im himmel werden.
Verachte chriſtlich groß des bibelfeindes ſpott;
Die lehre, die er ſchmäht, bleibt doch das wort aus GOtt.

Abendlied.

HErr, der du mir das leben
Bis dieſen tag gegeben,
Dich bet ich kindlich an!
Ich bin viel zu geringe
Der treue, die ich ſinge,
Und die du heut an mir gethan.

Mit dankendem gemüthe
Freu ich mich deiner güte;
Ich freue mich in dir.
Du giebſt mir kraft und ſtärke,
Gedeyn zu meinem werke,
Und ſchaffſt ein reines herz in mir.

GOtt, welche ruh der ſeelen,
Nach deines worts befehlen
Einher im leben gehn;
Auf deine güte hoffen,
Im geiſt den himmel offen,
Und dort den preis des glaubens ſehn!

Ich

Ich weiß, an wen ich glaube,
Und nahe mich im ſtaube
Zu dir, o GOtt, mein heil!
Ich bin der ſchuld entladen,
Ich bin bey dir in gnaden,
Und in dem himmel iſt mein theil.

Bedeckt mit deinem ſegen,
Eil ich der ruh entgegen;
Dein name ſey gepreist!
Mein leben und mein ende
Iſt dein, in deine hände
Befehl ich, Vater, meinen geiſt.

Paſſionslied.

HErr, ſtärke mich, dein leiden zu bedenken,
Mich in das meer der liebe zu verſenken,
Die dich bewog, von aller ſchuld des böſen
Uns zu erlöſen!

Vereint mit GOtt, ein menſch gleich uns auf erden,
Und bis zum tod am kreuz gehorſam werden;
An unſrer ſtatt gemartert und zerſchlagen,
Die ſunde tragen;

Welch wundervoll hochheiliges geſchäfte!
Sinn ich ihm nach: ſo zagen meine kräfte,
Mein herz erbebt; ich ſeh und ich empfinde
Den fluch der ſunde.

GOtt iſt gerecht, ein rächer alles böſen.
GOtt iſt die lieb, und läſst die welt erlöſen.
Dieß kann mein geiſt, mit ſchrecken und entzücken,
Am kreuz erblicken.

Es

Es ſchlägt den ſtolz und mein verdienſt danieder,
Es ſtürzt mich tief, und es erhebt mich wieder;
Lehrt mich mein glück, macht mich aus GOttes feinde
Zu GOttes freunde.

O HErr! mein heil, an deſſen blut ich glaube,
Ich liege hier vor dir gebückt im ſtaube,
Verliere mich mit dankendem gemüthe
In deine güte.

Sie überſteigt die menſchlichen gedanken;
Allein ſollt ich darum im glauben wanken?
Ich bin ein menſch; darf der ſich unterwinden,
GOtt zu ergründen?

Das gröſſt in GOtt iſt gnad und lieb erweiſen;
Uns kömmt es zu, ſie demuthsvoll zu preiſen,
Zu ſehn, wie hoch, wenn GOtt uns gnad erzeiget,
Die gnade ſteiget.

Laß deinen Geiſt mich ſtets, mein Heiland, lehren,
Dein göttlich kreuz im glauben zu verehren;
Daß ich, getreu in dem beruf der liebe,
Mich chriſtlich übe.

Das gute thun, das böſe fliehn und meiden,
HErr, dieſe pflicht lehrt mich dein heilig leiden.
Kann ich zugleich das böſe mir erlauben,
Und an dich glauben?

Da du dich ſelbſt für mich dahin gegeben,
Wie könnt ich noch nach meinem willen leben?
Und nicht vielmehr, weil ich dir angehöre,
Zu deiner ehre?

Ich ſollte nicht, wenn leiden dieſer erden,
Wenn kreuz mich trift, gelaßnes herzens werden;
Da du ſo viel für uns, die wirs verſchuldet,
Liebreich erduldet?

Für

Für welche du dein leben ſelbſt gelaſſen,
Wie könnt ich ſie, ſie meine brüder haſſen?
Und nicht, wie du, wenn ſie mich untertreten,
Für ſie noch beten?

Ich will nicht haß mit gleichem haß vergelten,
Wenn man mich ſchilt, nicht rächend wiederſchelten.
Du, heiliger, du, HErr und haupt der glieder,
Schaltſt auch nicht wieder.

Ein reines herz, gleich deinem edlen herzen,
Dieß iſt der dank für deines kreuzes ſchmerzen.
Und GOtt giebt uns die kraft in deinem namen,
Dich nachzuahmen.

Unendlich glück! Du litteſt uns zu gute.
Ich bin verſöhnt mit deinem theuren blute.
Du haſt mein heil, da du für mich geſtorben,
Am kreuz erworben.

So bin ich denn ſchon ſelig hier im glauben?
So wird mir nichts, nichts meine krone rauben?
So werd ich dort, von herrlichkeit umgeben,
Einſt ewig leben?

Ja, wenn ich ſtets der tugend pfad betrete,
Im glauben kämpf, im glauben wach und bete:
So iſt mein heil ſchon ſo gewiß erſtrebet,
Als JEſus lebet.

Lockt böſe luſt mein herz mit ihrem reize:
So ſchrecke mich dein wort, das wort vom kreuze.
Und werd ich matt im laufe guter werke:
So ſey mirs ſtärke.

Seh ich dein kreuz den klugen dieſer erden
Ein ärgerniß und eine thorheit werden:
So ſeys doch mir, trotz alles frechen ſpottes,
Die weisheit GOttes.

GOtt

GOtt, eile nicht, ſie rächend zu zerſchmettern;
Erbarme dich, wenn einer von den ſpöttern
Sich ſpät bekehrt, und den, den er geſchmähet,
Um gnade flehet.

Wenn endlich, HErr, mich meine ſünden kränken:
So laß dein kreuz mir wieder ruhe ſchenken;
Dein kreuz, dieß ſey, wenn ich den tod einſt leide,
Mir fried und freude!

In Krankheit.

Ich hab in guten ſtunden
Des lebens glück empfunden;
Und freuden ohne zahl:
So will ich denn gelaſſen
Mich auch in leiden faſſen;
Welch leben hat nicht ſeine quaal?

Ja, HErr, ich bin ein ſünder,
Und ſtets ſtrafſt du gelinder,
Als es der menſch verdient.
Will ich, beſchwert mit ſchulden,
Kein zeitlich weh erdulden,
Das doch zu meinem beſten dient?

Dir will ich mich ergeben,
Nicht meine ruh, mein leben,
Mehr lieben, als den HErrn.
Dir, GOtt, will ich vertrauen,
Und nicht auf menſchen bauen;
Du hilfſt, und du errettеſt gern.

Laß du mich gnade finden,
Mich alle meine ſünden
Erkennen und bereun.
Itzt hat mein geiſt noch kräfte;
Sein heil loß mein geſchäfte,
Dein wort mir troſt und leben ſeyn.

Wenn ich in Chriſto ſterbe,
Bin ich des himmels erbe.
Was ſchreckt mich grab und tod?
Auch auf des todes pfade
Vertrau ich deiner gnade;
Du, HErr, biſt bey mir in der noth.

Ich will dem kummer wehren,
GOtt durch geduld verehren,
Im glauben zu ihm flehn.
Ich will den tod bedenken.
Der HErr wird alles lenken;
Und was mir gut iſt, wird geſchehn.

Osterlied.

Freywillig hab ichs dargebracht,
„Und niemand nimmt mein leben.
„Es selbst zu lassen, hab ich macht,
„Macht, wieder mirs zu geben.
„Und darum liebt mein vater mich,
„Daß ich mein leben lass, und ich
„Für meine feind es lasse.

„Ich bin in meiner niedrigkeit
„Ein ärgerniß der erden;
„Verschmält, gegeißelt und verspeyt,
„Gekreuzigt werd ich werden.
„Wenn alles dieß vollendet ist:
„So wird des menschen sohn, der christ,
„Nicht die verwesung sehen.

„Weil er sich selbst erniedrigt hat:
„So wird ihn GOtt erhöhen.
„Ich leid und sterb an eurer statt,
„Dann werd ich auferstehen.
„Am dritten tag geb ich heraus,
„Lösch alle schmach des kreuzes aus,
„Als GOttes Sohn bewiesen.

„*Ich will euch ſehn, erfreuet euch,*
„*Euch ſiegreich wiederſehen;*
„*Euch lehren, meines vaters reich*
„*Und hohen rath verſtehen;*
„*Euch den verheißnen geiſt verleihn;*
„*Und, ihr ſollt meine zeugen ſeyn,*
„*Daß ich vom tod erſtanden.*

„*Geht hin und lehret alle welt;*
„*Ich bin des weibes ſaamen,*
„*Der ſaamen Abrahams, der held;*
„*Und taufet in meinem namen.*
„*Wer an GOtt gläubt, glaubt auch an mich.*
„*Thut wunder, und beweist, daß ich*
„*Zur rechten GOttes ſitze.*

„*Kämpft für mein evangelium,*
„*Und freuet euch der leiden.*
„*Kein engel und kein fürſtenthum,*
„*Nichts ſoll euch von mir ſcheiden.*
„*Man wird euch haſſen, und euch ſchmähn,*
„*Euch tödten; dennoch ſolls geſchehn,*
„*Daß eure lehre ſieget.*

HErr, unſer heil! ſie hat geſiegt,
Und ſiegt in allen landen,
Und zeuget, daß dein wort nicht trügt,
Und zeugt, du biſt erſtanden.
Dein kreuz, an das man dich erhöht,
Verwandelt ſich in majeſtät;
Du gehſt aus deinem grabe.

Gehaßt in deiner niedrigkeit,
Warſt du ein ziel des ſpottes,
Und zeigteſt doch zu gleicher zeit
An dir die hoheit GOttes.
Dein kreuz ſchien zwar der welt ein greul;
Doch ſterben für der feinde heil,
Dieß iſt die höchſte tugend.

Dein reich war nicht von dieſer welt,
Dein ruhm nicht menſchenehre.
An demuth groß, an lieb ein held,
Und göttlich in der lehre;
Geduldig, und von ſünden rein,
Gehorſam, bis zum kreuze, ſeyn;
Dieß war des Heilands gröſte.

Du ſtarbſt am kreuz. Doch war dir nicht
Die kraft des HErrn gegeben?
Wer gab den blinden das geſicht?
Den toten ſelbſt das leben?
Und wem gehorchte wind und meer?
Und wem der böſen geiſter heer?
Du warſt von GOtt gekommen.

Nun irren mich nicht ſchmach und ſpott,
Noch deines kreuzes ſchanden.
Du biſt mein HErr, du biſt mein GOtt;
Denn du biſt auferſtanden.
Du biſt mein heil, mein fels, mein hort,
Der HErr, durch deſſen mächtig wort
Auch ich einſt ewig lebe.

Wir ſind nun göttlichen geſchlechts,
Durch dich des himmels erben.
Dieß iſt die hoffnung deines knechts,
In dieſer will ich ſterben.
Wie du vom tod erſtanden biſt;
So werd auch ich, HErr JEſu Chriſt,
Am jüngſten tag erſtehen.

Ver-

Vertrauen auf GOttes Vorſehung.

Auf GOtt, und nicht auf meinen rath
Will ich mein glücke bauen,
Und dem, der mich erſchaffen hat,
Mit ganzer ſeele trauen.
Er, der die welt
Allmächtig hält,
Wird mich in meinen tagen
Als GOtt und vater tragen.

Er ſah von aller ewigkeit,
Wie viel mir nützen würde,
Beſtimmte meine lebenszeit,
Mein glück und meine bürde.
Was zagt mein herz?
Iſt euch ein ſchmerz,
Der zu des glaubens ehre
Nicht zu beſiegen wäre?

GOtt kennet, was mein herz begehrt,
Und hätte, was ich bitte,
Mir gnädig, eh ichs hat, gewährt,
Wenns ſeine weisheit litte.
Er ſorgt für mich
Stets väterlich.
Nicht, was ich mir erſehe,
Sein wille, der geſchehe!

Iſt nicht ein ungeſtörtes glück
Weit ſchwerer oft zu tragen,
Als ſelbſt das widrige geſchick,
Bey deſſen laſt wir klagen?
Die gröſte noth
Hebt doch der tod;
Und ehre, glück und habe
Verläßt mich doch im grabe.

An dem, was wahrhaft glücklich macht,
Läßt GOtt es keinem fehlen;
Geſundheit, ehre, glück und pracht
Sind nicht das glück der ſeelen.
Wer GOttes roth
Vor augen hat,
Dem wird ein gut gewiſſen
Die trübſal auch verſüſſen.

Was iſt des lebens herrlichkeit?
Wie bald iſt ſie verſchwunden!
Was iſt das leiden dieſer zeit?
Wie bald iſts überwunden!
Hofft auf den HErrn!
Er hilft uns gern:
Seyd frölich, ihr gerechten!
Der HErr hilft ſeinen knechten.

Wider den Geiz.

Wohl dem, der beſſre ſchätze liebt,
Als ſchätze dieſer erden!
Wohl dem, der ſich mit eifer übt,
An tugend reich zu werden;
Und in dem glauben, deß er lebt,
Sich über dieſe welt erhebt!

Wahr iſt es, GOtt verwehrt uns nicht,
Hier güter zu beſitzen.
Er gab ſie uns, und auch die pflicht,
Mit weisheit ſie zu nützen.
Sie dürfen unſer herz erfreun,
Und unſers fleiſſes antrieb ſeyn.

Doch nach den gütern dieſer zeit
Mit ganzer ſeele ſchmachten,
Nicht erſt nach der gerechtigkeit
Und GOttes reiche trachten;
Iſt dieſes eines menſchen ruf,
Den GOtt zur ewigkeit erſchuf?

Der

Der geiz erniedrigt unſer herz,
Erſtickt die edlern triebe.
Die liebe fur ein ſchimmernd erz
Verdrängt der tugend liebe,
Und machet, der vernunft zum ſpott,
Ein elend gold zu deinem gott.

Der geiz, ſo viel er an ſich reißt,
Läßt dich kein gut genieſſen;
Er quält durch habſucht deinen geiſt,
Und tödtet dein gewiſſen,
Und reißt durch ſchmeichelnden gewinn
Dich blind zu jedem frevel hin.

Um wenig vortheil wird er ſchon
Aus dir mit meineid ſprechen;
Dich zwingen, der arbeiter lohn
Unmenſchlich abzubrechen;
Er wird in dir der wittwen flehn,
Der waiſen thränen widerſtehn.

Wie könnt ein herz, vom geize hart,
Der wohlthat freuden ſchmecken,
Und in des unglücks gegenwart
Den ruf zur hülf entdecken?
Und wo iſt eines ſtandes pflicht,
Die nicht der geiz entehrt und bricht?

Du biſt ein vater; und aus geiz
Entziehſt du dich den kindern,
Und läſſeſt dich des goldes reiz,
Ihr herz zu bilden, hindern;
Und glaubſt, du habſt ſie wohl bedacht,
Wenn du ſie reich, nur dich, gemacht.

Du haſt ein richterliches amt;
Und du wirſt dich erfrechen,
Die ſache, die das recht verdammt,
Aus habſucht recht zu ſprechen;
Und ſelbſt der tugend gröſter feind
Erkauft an dir ſich einen freund.

Gewinn-

Gewinnſucht raubt dir muth und geiſt,
Die wahrheit frey zu lehren;
Du ſchweigſt, wenn ſie dich reden heiſſt,
Ehrſt, wo du nicht ſollſt ehren,
Und wirſt um ein verächtlich geld
Ein ſchmeichler, und die peſt der welt.

Erhalte mich, o GOtt! dabey,
Daß ich mir gnügen laſſe,
Geiz ewig als abgötterey
Von mir entfern und haſſe.
Ein weiſes herz und guter muth
Sey meines lebens gröſtes gut!

Allge-

Allgemeines Gebet.

Ich komme vor dein angeſicht,
Verwirf, o GOtt, mein flehen nicht;
Vergieb mir alle meine ſchuld,
Du GOtt der gnaden und geduld.

Schaff du ein reines herz in mir,
Ein herz voll lieb und furcht zu dir,
Ein herz voll demuth, preis und dank,
Ein ruhig herz mein lebenlang.

Sey mein beſchützer in gefahr;
Ich harre deiner immerdar.
Iſt wohl ein übel, das mich ſchreckt,
Wenn deine rechte mich bedekt?

Ich bin ja, HErr, in deiner hand.
Von dir empfieng ich den verſtand;
Erhalt ihn mir, o HErr! mein hort,
Und ſtärk ihn durch dein göttlich wort.

Laß,

Laſs, deines namens mich zu freun,
Ihn ſtets vor meinen augen ſeyn.
Laſs, meines glaubens mich zu freun,
Ihn ſtets durch liebe thätig ſeyn.

Das iſt mein glück, was du mich lehrſt.
Das ſey mein glück, daſs ich zuerſt
Nach deinem reiche tracht, und treu
In allen meinen pflichten ſey!

Ich bin zu ſchwach aus eigner kraft
Zum ſiege meiner leidenſchaft;
Du aber ziehſt mit kraft mich an,
Daſs ich den ſieg erlangen kann.

Gieb von den gütern dieſer welt
Mir, HErr, ſo viel, als dir gefällt;
Gieb deinem knecht ein mäſsig theil,
Zu ſeinem fleiſse glück und heil.

Schenkt deine hand mir überfluſs:
So laſs mich mäſsig im genuſs,
Und, dürftge brüder zu erfreun,
Mich einen frohen geber ſeyn.

Gieb mir gesundheit, und verleih,
Daß ich sie nütz, und dankbar sey,
Und nie, aus liebe gegen sie,
Mich zaghaft einer pflicht entzieh.

Erwecke mir stets einen freund,
Der treu mit meiner wohlfahrt meint,
Mit mir in deiner furcht sich übt,
Mir rath und trost und beyspiel giebt.

Bestimmst du mir ein längres ziel,
Und werden meiner tage viel:
So laß, GOtt, meine zuversicht,
Verlaß mich auch im alter nicht.

Und wird sich einst mein ende nahn:
So nimm dich meiner herzlich an,
Und sey durch Christum, deinen Sohn,
Mein schirm, mein schild und groſser lohn.

Troſt eines ſchwermüthigen Chriſten.

Du klagſt, o chriſt, in ſchweren leiden,
Und ſeufzeſt, daß der geiſt der freuden
Von dir gewichen iſt.
Du klagſt und rufſt: HErr, wie ſo lange?
Und GOtt verzeucht, und dir wird bange,
Daß du von GOtt verlaſſen biſt.

Sind meine ſünden mir vergeben,
Hat GOtt mir ſünder heil und leben
In ſeinem ſohn verliehn:
Wo ſind denn ſeines geiſtes triebe?
Warum empfind ich nicht die liebe,
Und hoffe nicht getroſt auf ihn?

Mühſelig, ſprichſt du, und beladen
Hör ich den troſt vom wort der gnaden,
Und ich empfind ihn nicht;
Bin abgeneigt, vor GOtt zu treten;
Ich bet, und kann nicht gläubig beten;
Ich denke GOtt, doch ohne licht.

Sonſt war mirs freude, ſeinen willen
Von ganzem herzen zu erfullen;
Sein wort war mir gewiſs.
Itzt kann ichs nicht zu herzen faſſen,
Und meine kraft hat mich verlaſſen,
Und meinen geiſt deckt finſterniſs.

Oft fühl ich zweifel, die mich quälen,
Heul oft vor unruh meiner ſeelen;
Und meine hulf iſt fern.
Ich ſuche ruh, die ich nicht finde;
In meinem herzen wohnt nur ſünde,
Nur unmuth, keine furcht des Herrn.

Zag nicht, o chriſt! denn deine ſchmerzen
Sind ſichre zeugen beſſrer herzen,
Als dir das deine ſcheint.
Wie könnteſt du dich ſo betrüben,
Daſs dir die kraft fehlt, GOtt zu lieben,
Wär nicht dein herz mit ihm vereint?

Kein menſch vermag GOtt zu erkennen,
Noch JEſum einen HErrn zu nennen,
Als durch den heilgen Geiſt.
Haſt du nicht dieſen Geiſt empfangen?
Er iſts, der dich nach GOtt verlangen,
Und ſein erbarmen ſuchen heißt.

Vertrau auf GOtt. Er wohnt bey denen,
Die ſich nach ſeiner hülfe ſehnen;
Er kennt und will dein glück.
Er höret deines weinens ſtimme;
Verbirgt er gleich in ſeinem grimme
Sich einen kleinen augenblick.

GOtt ließ ſo manchen ſeiner frommen
In dieß gefühl des elends kommen,
Und ſtund ihm mächtig bey.
Du ſollſt dein nichts erkennen lernen,
Sollſt das vertraun auf dich entfernen,
Und ſehn, was GOttes gnade ſey.

Vor ſicherheit dich zu bewahren,
Läßt er dich ſeine ſtreng erfahren,
Und ſchickt dir dieſe laſt.
Er reinigt dich wie gold im feuer,
Macht dir das heil der ſeele theuer,
Damit du halteſt, was du haſt.

So wie ein vater über kinder,
Erbarmet Gott ſich über ſünder,
Die ſeinen namen ſcheun.
Dein ſeufzen iſt ihm nicht verborgen.
So fern der abend iſt vom morgen,
Läßt er von dir die ſünde ſeyn.

Zwar iſt um troſt dir itzo bange,
Denn alle züchtigung, ſo lange
Sie da iſt, ſcheint uns hart.
Doch nachmals wird ſie friedſam geben
Frucht der gerechtigkeit und leben
Dem, der durch ſie geübet ward.

Fahr fort zu beten und zu wachen.
GOtt iſt noch mächtig in den ſchwachen,
Iſt güte für und für.
Laß dir an ſeiner gnade gnügen.
Sein wort iſt wahr, und kann nicht trügen:
Ich ſtärke dich, ich helfe dir!

Auf, faſſe dich in deinen nöthen!
Sprich: Wollte mich der Herr auch tödten:
So harr ich dennoch ſein.
Mir bleibt das erbtheil der erlöſten;
Und will mich GOtt nicht eher tröſten,
Wird er mich doch im tod erfreun.

Oſterlied.

JEſus lebt, mit ihm auch ich.
Tod, wo ſind nun deine ſchrecken?
Er, er lebt, und wird auch mich
Von den todten auferwecken.
Er verklart mich in ſein licht;
Dieß iſt meine zuverſicht.

JEſus lebt, ihm iſt das reich
Ueber alle welt gegeben;
Mit ihm werd auch ich zugleich
Ewig herrſchen, ewig leben.
GOtt erfüllt, was er verſpricht;
Dieß iſt meine zuverſicht.

JEſus lebt, wer nun verzagt,
Läſtert ihn und GOttes ehre.
Gnade hat er zugeſagt,
Daß der ſünder ſich bekehre.
GOtt verſtößt in Chriſto nicht;
Dieß iſt meine zuverſicht.

JEſus

JEſus lebt, ſein heil iſt mein,
Sein ſey auch mein ganzes leben.
Reines herzens will ich ſeyn,
Und den luſten widerſtreben.
Er verläßt den ſchwachen nicht;
Dieß iſt meine zuverſicht.

JEſus lebt, ich bin gewiß,
Nichts ſoll mich von JEſu ſcheiden,
Keine macht der finſterniß,
Keine herrlichkeit, kein leiden.
Er giebt kraft zu dieſer pflicht;
Dieß iſt meine zuverſicht.

JEſus lebt, nun iſt der tod
Mir der eingang in das leben.
Welchen troſt in todesnoth
Wird er meiner ſeele geben,
Wenn ſie gläubig zu ihm ſpricht:
HErr, HErr, meine zuverſicht!

Betrachtung des Todes.

Wie ſicher lebt der menſch, der ſtaub!
Sein leben iſt ein fallend laub;
Und dennoch ſchmeichelt er ſich gern,
Der tag des todes ſey noch fern.

Der jüngling hoft des greiſes ziel,
Der mann noch ſeiner jahre viel,
Der greis zu vielen noch ein jahr,
Und keiner nimmt den irrthum wahr.

Sprich nicht: Ich denk in glück und noth
Im herzen oft an meinen tod.
Der, den der tod nicht weiſer macht,
Hat nie mit ernſt an ihn gedacht.

Wir leben hier zur ewigkeit,
Zu thun, was uns der HErr gebeut,
Und unſers lebens kleinſter theil
Iſt eine friſt zu unſerm heil.

Der

Der tod richt ſeelen vor gericht;
Da bringt GOtt alles an das licht,
Und macht, was hier verborgen war,
Den rath der herzen offenbar.

Drum da dein tod dir täglich dräut,
So ſey doch wacker und bereit;
Prüf deinen glauben, als ein chriſt,
Ob er durch liebe thätig iſt.

Ein ſeufzer in der letzten noth,
Ein wunſch, durch des Erlöſers tod
Vor GOttes thron gerecht zu ſeyn,
Dieß macht dich nicht von ſünden rein.

Ein herz, das GOttes ſtimme hört,
Ihr folgt, und ſich vom böſen kehrt;
Ein gläubig herz, von lieb erfüllt,
Dieß iſt es, was in Chriſto gilt.

Die heiligung erfordert müh;
Du wirkſt ſie nicht, GOtt wirket ſie.
Du aber ringe ſtets nach ihr,
Als wäre ſie ein werk von dir.

Der ruf des lebens, das du lebst,
Dein höchstes ziel, nach dem du strebst,
Und deiner tage rechenschaft
Ist tugend in des glaubens kraft.

Ihr alle seine tage weihn,
Heißt eingedenk des todes seyn;
Und wachsen in der heiligung,
Ist wahre todeserinnerung.

Wie oft vergeß ich diese pflicht!
HErr, geh mit mir nicht ins gericht;
Druck selbst des todes bild in mich,
Daß ich dir wandle würdiglich;

Daß ich mein herz mit jedem tag
Vor dir, o GOtt! erforschen mag,
Ob liebe, demuth, fried und treu,
Die frucht des geistes, in ihm sey;

Daß ich zu dir um gnade fleh,
Stets meiner schwachheit widerstehe,
Und einstens in des glaubens macht
Mit freuden ruf: Es ist vollbracht!

Um

Um Ergebung in den göttlichen Willen.

O HErr, mein GOtt! durch den ich bin und lebe,
Gieb, daſs ich mich in deinen rath ergebe;
Laſs ewig deinen willen mein,
Und was du thuſt, mir theuer ſeyn!

Du, du regierſt, biſt weisheit, lieb und ſtärke.
Du, HErr, erbarmſt dich aller deiner werke.
Was zag ich einen augenblick?
Du biſt mein GOtt, und willſt mein glück.

Von ewigkeit haſt du mein loos entſchieden.
Was du beſtimmſt, das dient zu meinem frieden.
Du weiſt mein glück, du wegſt mein leid,
Und was du ſchickſt, iſt ſeligkeit.

Gefällt es dir: ſo müſſe keine plage
Sich zu mir nahn; gieb mir zufriedne tage.
Allein verwehrts mein ewig heil:
So bleibe nur dein treſt mein theil.

Du giebſt aus huld uns dieſer erde freuden;
Aus gleicher huld verhängſt du unſre leiden.
Iſt nur mein weh nicht meine ſchuld:
So zag ich nicht. Du giebſt geduld.

Soll ich ein glück, das du mir gabſt, verlieren,
Und willſt du, GOtt! mich rauhe wege führen:
So wirſt du, denn du hörſt mein flehn,
Mir dennoch eine hülf erſehn.

Vielleicht muß ich nach wenig tagen ſterben.
HErr, wie du willſt! Soll ich den himmel erben,
Und dieſer iſt im glauben mein,
Wie kann der tod mir ſchrecklich ſeyn?

Am neuen Jahre.

Er ruft der ſonn und ſchafft den mond,
Das jahr darnach zu theilen;
Er ſchafft es, daß man ſicher wohnt,
Und heißt die zeiten eilen;
Er ordnet jahre, tag und nacht;
Auf! laßt uns ihm, dem GOtt der macht,
Ruhm, preis und dank ertheilen.

HErr, der da iſt, und der du war!
Von dankerfüllten zungen
Sey dir für das verfloſſne jahr
Ein heilig lied geſungen;
Für leben, wohlfarth, troſt und rath,
Für fried und ruh, für jede that,
Die uns durch dich gelungen.

Laß auch dieß jahr geſegnet ſeyn,
Das du uns neu gegeben.
Verleih uns kraft, die kraft iſt dein,
In deiner furcht zu leben.
Du ſchützeſt uns, und du vermehrſt
Der menſchen glück, wenn ſie zuerſt
Nach deinem reiche ſtreben.

Gieb mir, wofern es dir gefällt,
Des lebens ruh und freuden.
Doch ſchadet mir das glück der welt:
So gieb mir kreuz und leiden.
Nur ſtärke mit geduld mein herz,
Und laſs mich nicht in noth und ſchmerz
Die glücklichern beneiden.

Hilf deinem volke väterlich
In dieſem jahre wieder.
Erbarme der verlaſſnen dich,
Und der bedrängten glieder.
Gieb glück zu jeder guten that,
Und laſs dich, GOtt, mit heil und rath
Auf unſern fürſten nieder;

Daſs weisheit und gerechtigkeit
Auf ſeinem ſtuhle throne;
Daſs tugend und zufriedenheit
In unſerm lande wohne;
Daſs treu und liebe bey uns ſey;
Dieſs, lieber Vater, dieſs verleih
In Chriſto, deinem Sohne!

Der

Der Schutz der Kirche.

Wenn Chriſtus ſeine kirche ſchützt:
So mag die hölle wüten.
Er, der zur rechten GOttes ſitzt,
Hat macht, ihr zu gebieten.
Er iſt mit hulfe nah;
Wenn er gebeut, ſtehts da.
Er ſchützet ſeinen ruhm,
Und hält das chriſtenthum:
Mag doch die hölle wüten!

GOtt ſieht die fürſten auf dem thron
Sich wider ihn empören;
Denn den Geſalbten, ſeinen Sohn,
Den wollen ſie nicht ehren.
Sie ſchämen ſich des worts,
Des Heilands, unſers Horts;
Sein kreuz iſt falſch ihr ſpott;
Doch ihrer lachet GOtt.
Sie mögen ſich empören!

Der

Der frevler mag die wahrheit ſchmähn;
Uns kann er ſie nicht rauben.
Der unchriſt mag ihr widerſtehn;
Wir halten feſt am glauben.
Gelobt ſey JEſus Chriſt!
Wer hier ſein jünger iſt,
Sein wort von herzen hält,
Dem kann die ganze welt
Die ſeligkeit nicht rauben.

Auf, chriſten! die ihr ihm vertraut,
Laßt euch kein drohn erſchrecken!
Der GOtt, der von dem himmel ſchaut,
Wird uns gewiß bedecken.
Der HErr HErr Zebaoth
Hält über ſein gebot,
Giebt uns geduld in noth,
Und kraft und muth im tod;
Was will uns denn erſchrecken?

Troſt des ewigen Lebens.

Nach einer prüfung kurzer tage
Erwartet uns die ewigkeit.
Dort, dort verwandelt ſich die klage
In göttliche zufriedenheit.
Hier übt die tugend ihren fleiſs;
Und jene welt reicht ihr den preis.

Wahr iſts, der fromme ſchmeckt auf erden
Schon manchen ſelgen augenblick;
Doch alle freuden, die ihm werden,
Sind ihm ein unvollkommnes glück.
Er bleibt ein menſch, und ſeine ruh
Nimmt in der ſeele ab und zu.

Bald ſtören ihn des körpers ſchmerzen,
Bald das geräuſche dieſer welt;
Bald kämpft in ſeinem eignen herzen
Ein feind, der öfter ſiegt, als fällt;
Bald ſinkt er durch des nächſten ſchuld
In kummer und in ungeduld.

Hier

Hier, wo die tugend öfters leidet,
Das laſter öfters glücklich iſt,
Wo man den glücklichen beneidet,
Und des bekümmerten vergißt;
Hier kann der menſch nie frey von pein,
Nie frey von eigner ſchwachheit ſeyn.

Hier ſuch ichs nur, dort werd ichs finden;
Dort werd ich, heilig und verklärt,
Der tugend ganzen werth empfinden,
Den unausſprechlich groſſen werth;
Den GOtt der liebe werd ich ſehn,
Ihn lieben, ewig ihn erhöhn.

Da wird der vorſicht heilger wille,
Mein will und meine wohlfahrt ſeyn;
Und lieblich weſen, heil die fülle
Am throne GOttes mich erfreun.
Dann läßt gewinn ſtets auf gewinn
Mich fühlen, daß ich ewig bin.

Da werd ich das im licht erkennen,
W'as ich auf erden dunkel ſah;
Das wunderbar und heilig nennen,
W'as unerforſchlich hier geſchah;
Da denkt mein geiſt mit preis und dank
Die ſchickung im zuſammenhang.

Da werd ich zu dem throne dringen,
W'o GOtt, mein Heil, ſich offenbart;
Ein Heilig, Heilig, Heilig ſingen
Dem lamme, das erwürget ward;
Und Cherubim und Seraphim
Und alle himmel jauchzen ihm.

Da werd ich in der engel ſchaaren
Mich ihnen gleich und heilig ſehn,
Das nie geſtörte glück erfahren,
Mit frommen ſtets fromm umzugehn.
Da wird durch jeden augenblick
Ihr heil mein heil, mein gluck ihr glück.

Da werd ich dem den dank bezahlen,
Der GOttes weg mich gehen hieſs,
Und ihn zu millionenmalen
Noch ſegnen, daſs er mir ihn wies;
Da ſind ich in des Höchſten hand
Den freund, den ich auf erden fand.

Da ruft, o möchte GOtt es geben!
Vielleicht auch mir ein ſeliger zu:
Heil ſey dir! denn du haſt mein leben,
Die ſeele mir gerettet; du!
O GOtt, wie muſs dieſs glück erfreun,
Der retter einer ſeele ſeyn!

Was ſeyd ihr, leiden dieſer erden,
Doch gegen jene herrlichkeit,
Die offenbahrt an uns ſoll werden,
Von ewigkeit zu ewigkeit?
Wie nichts, wie gar nichts gegen ſie
Iſt doch ein augenblick voll müh!

Lehrgedichte
und
Erzehlungen,
von
C. F. Gellert.

Der Menſchenfreund.

Wie ſelig lebt ein mann, der ſeine pflichten kennt,
Und, ſeine pflicht zu thun, aus menſchenliebe brennt,
Der, wenn ihn auch kein eid zum dienſt der welt verbindet,
Beruf, und eid und amt ſchon in ſich ſelber findet!
Ihm wird des andern wohl ſein eignes himmelreich;
Er fühlet meine noth, als träf ihn ſelbſt der ſtreich;
Und das, was ihn beherrſcht, iſt ein gerecht beſtreben,
So treu, als er ſich lebt, der ganzen welt zu leben.
Daß ſeine milde hand dir glück und ruhe ſchafft,
Iſt kein erzwungner trieb von deiner thränen kraft:
Er ſieht, du biſt es werth, er ſieht, er kann dir nützen,
Und mehr, als du gehofft, wirſt du durch ihn beſitzen

Nicht macht er dich beglückt, daß du ſein ſklave
ſeyſt,
Und aus erkenntlichkeit ihm dein gewiſſen leihſt,
Und, weil er dein gedacht, ihm dich auf ewig
ſchenkeſt,
Und, wie er denkt und glaubt, auch mit ihm
glaubſt und denkeſt.
Auch hilft dir nicht ſein herz nur bloß aus
weichlichkeit,
Indem es jede noth aus innrer wolluſt ſcheut;
Viel minder wird er dich mit ſeiner gunſt be-
glücken,
Um, was er einmal that, dir zehnmal vorzurü-
cken.
Nicht darum wird dein glück von ſeiner huld
vermehrt,
Von ſeinem arm beſchützt, damit man öfters hört:
„Ich hob ihn aus dem ſtaub in den beglückten
orden,
„Ich ſprach: er werde groß, und er iſt groß ge-
worden.„
Nein, wenn der menſchenfreund ſich um dein
wohl bemuht:
So glaub, er wartet nicht, bis es der erdkreis ſieht.

Er

Er bittet dich vielmehr, die wohlthat zu verſchweigen;
GOtt und ſein eignes herz ſind ihm die liebſten zeugen.
Kein ſtolz noch eigennutz wirkt ſeine gütigkeit.
Was die natur befiehlt, was die vernunft gebeut,
Was dein bedürfniß heiſcht, dieß reitzet ſeine triebe,
Auch ohne ruhm und lohn, zu wahrer menſchenliebe.
Nie hält er ſich zu ſchwach, dir hülfreich beyzuſtehn;
Sein anſehn und ſein freund, ſein ſtand, ſein wohlergehn,
Sind mittel deines glücks; und kann er nicht durch thaten,
So wird er durch verſtand, und durch erfahrung rathen.

O! ſpricht er bey ſich ſelbſt, mir gab der Allmacht hand,
Bey gütern und gewalt, auch willen und verſtand;
Die letzten wend ich an, damit die erſten gaben,
Indem ſie mir genützt, der welt genützet haben.

Was ſoll der reiche ſchatz? Wie ſoll er nur allein
Des moders halber raub und meine marter ſeyn?
Und ſoll ich, als ein thor, mein herz und mein
gewiſſen,
Vergnügen und verſtand zugleich mit ihm ver-
ſchlieſſen?
Welch elend iſt mein glück, wenn ich von unruh
voll,
Als meines ſchatzes herr, den ſchatz nur hüten
ſoll!

Bekam ich darum nur der väter reiches erbe,
Damit ich reicher noch, als meine väter, ſterbe?
Iſt dieß des reichthums frucht, daß ich, dem
geize treu,
Bey allem überfluß ſelbſt arm und dürftig ſey:
So fluch ich auf mein glück, und nenn es eine
hurde,
Und hielt ein freudenfeſt, wenn ſie geſtohlen
wurde.

Der, der aus ſeiner hand, die ihn mit müh ernährt,
Und noch vom ſchweiſſe ſchwitzt, ſein ſchwarzes
brod verzehrt,
Und ſichs zufrieden lacht iſt gleich das letzte ſtücke,
Lebt beſſer ohne glück, als ich bey groſſem glücke.

Zwar

Zwar ſeh ich, wie Gargil ſein reiches gut gebraucht,
Wenn ſtets ſein ſpeiſeſaal von zwanzig ſchüſſeln raucht;
Nie hebt die tafel an, ſo zeigen neue trachten,
Daß ihm die väter nicht umſonſt ihr geld vermachten.
Wahr iſts, Gargil lebt wohl, kennt auch um mitternacht!
Da kömmt kein gaſt zu ſpät, wo ſtets der mundkoch wacht.
Dich wird der liebſte wirth mit ſpeiſen überladen,
Mit gläſern auf dich gehn, und dich mit weine baden.
Trink dich um den verſtand, du trinkſt ihm nie zu viel.
Du taumelſt, taumle recht, denn dieſes wünſcht Gargil;
Er lacht den andern tag, wenn du die ſtirne ſtreicheſt,
Und krank durch ſeine huld, aus ſeinem hauſe ſcheideſt.
So braucht Gargil ſein gut, und legt der ſchwelgerey,
Mit welcher ers verpraßt, der großmuth namen bey.

Und meint, er lebe klug, und lebt, und ſchwelgt bethöret,
Bis ſein gelaſt für ſchuld der ganzen ſtadt gehöret.

O! denkt der menſchenfreund, Suſſen mag häuſer baun,
Und ſich, beym leben ſchon, durch ſtein verewigt ſchaun;
Was nützt die ſtolze wand, als daß von ſeinem ſegen
Die enkel einſt, in ihr, der wolluſt ſanfter pflegen?
Haut ganze wälder um, legt theure gärten an,
Viel habt ihr für die pracht, nichts für die welt gethan;
Schmückt gärten, haus und hof mit bildern und mit ſäulen,
Den küſtlern wird die welt, nicht euch, den ruhm ertheilen.
Ich will mit meinem gut, das mir das glück verliehn,
Mein reinliches gemach nicht glänzend überziehn;
Es iſt bequem genug, mich und den freund zu faſſen;
Der freund beſucht es gern, und wirds nicht gern verlaſſen.

Den

Den fremden, und dem freund ſey ſtets mein tiſch gedeckt.
Wenn ein geſund gericht mir und den güſten ſchmeckt,
Was ſoll der überfluß aus feldern, wald und ſeen,
Dem tiſch und mir zur laſt vor meinen augen ſtehen?
Macht mich ein kluger freund, durch reden voller geiſt,
Bey wenig ſpeiſen ſatt: ſo hab ich wohl geſpeist,
Und tauſche nicht mit dem, der hundert ſchüſſeln zählet,
Und doch bey jeder klagt, daß ihm der hunger fehlet.

Die welt hat recht genug zu meinem wohlergehn.
Was ich nicht ſelbſt bedarf, muß ihr zu dienſte ſtehn.
Für alle ſchuf der HErr die güter dieſer erden,
Für alle, die da ſind, und noch gebohren werden.
Daß mancher fromme darbt, manch redlich herz verdirbt,
Und der, zum greis erſehn, vor noth als jüngling ſtirbt;

Daß mancher vater ächzt, weil er bey fleiß und wachen
Nicht ſo viel brod erſchwitzt, die kinder ſatt zu machen.
Thut dieſes die natur? Gibt ſie nicht reichlich gnug?
Verſchwendung, hoffart, geiz, liſt, eigennutz, betrug,
Dieß macht den erdkreis arm. O ſteinern herz des böſen,
Zum retten haſt du kraft, und willſt doch nicht erlöſen!
So lange ſiecht Philet von weh und angſt beklemmt.
Warum? weil noch bis itzt kein Samariter kömmt.
Er leidet ohne ſchuld, und wäre längſt geneſen,
Wärſt du zum mitleid nicht zu kalt und karg geweſen.

So denkt der Menſchenfreund; er denkt nicht nur, er thut,
Er theilt mit klugheit aus, und freut ſich, daß ſein gut

Die

Die zahl der froben mehrt, die zahl entblöſter mindert,
Und, wenn er längſt verweſt, noch manches elend hindert.
Er hilft der wiſſenſchaft; weil, wenn er die beſchützt,
Er auch der wahrheit hilft, und auch der tugend nützt,
Und ihrem gröſten feind, der GOtt und ſie entehret,
Dem ſohn der finſterniß, dem aberglauben wehret.
Ein kopf, dem die natur mehr geiſt, als glück, verliehn,
Iſt ſeiner achtung werth; er ſucht ihn aufzuziehn,
Durch beyſpiel, durch verſtand, durch groſsmuth, hulf und wachen,
Klug, edelmüthig, treu, groß, und beglückt zu machen.
Was kann er edlers thun, als daſs er für die welt,
Ein nicht von ſeinem blut entſproſſnes kind erhält?
Er ſchenkt ihm zucht und kunſt, der vater gab ihm Leben;
Wer hat für dieſen ſohn das meiſte hergegeben?

Er ſetzt das ganze jahr gewiſſe gelder aus.
Für wen? frißt ſie vielleicht der ſchmeichler und der ſchmauß?
Erkauft er ſich damit der dichter lorbeerreiſer?
O nein! erröthet nur, er baut den wittwen häuſer,
Wird zarter waiſen GOtt, und ſchätzt ſich dann beglückt,
Wenn ſie durch ſeine hand zum dienſt der welt geſchickt,
Den zeiten nützlich ſind. O! ſpricht er, dieſer ſaume
Sey, wenn ich nicht mehr bin, mein preis und ſpäter name.

So wie der wucherer zählt, wenn itzt ein jahr verlauft,
Wie hoch ſein baares geld ſich durch die zinſen häuft;
So zählt der Menſchenfreund mit jedes tages ende
Den wucher ſeines guts, das wohlthun ſeiner hände.
Er lacht des eitlen ſtaats; für das verſchmißne geld,
Wovon Marull ein haus unnützer diener hält,

Die

Die ihm im wege ſtehn, und ihm und ſeinen pferden
Am müſſiggange gleich, und gleich an geilheit werden;
Fur dieſs verpraßte geld weiß unſer Menſchenfreund
Den, der mit jammer wacht, und auf dem lager weint,
Aus liebe zur natur, bewegt von ſelgen pflichten,
Groſsmüthig zu erfreun, und göttlich aufzurichten.
Zum prinzen fehlt ihm nichts, als ein gehorchend land.
Kommt, völker, gebet ihm den zepter in die hand:
Er wird als Antonin das ruder weislich führen,
Gelinde, wie Trajan, groſs, wie Auguſt, regieren.
Er hält nicht glück und volk für ſich allein gemacht,
Sich hält er für die welt von GOtt hervorgebracht;
Ihm will er, als ſein bild, durch wahre hoheit gleichen,
Durch liebe ſucht er dieſs, und wirds durch lieb erreichen.
Kein undank ſchreckt ihn ab, dir noch ſein herz zu weihn.
Verſuch es, ſey ſein feind, du wirſts nicht lange ſeyn:

Durch wohlthun wird er bald haſs und verfolgung ſchwächen,
Und wenn du ihn bedrängſt, ſich nur durch groſsmuth rächen.

Wo aber bleibt die frucht von allem, was er gab?
O freund! ſprich ſeiner huld nicht gleich den nutzen ab;
Der landmann pflegt im herbſt den acker feiſs zu bauen,
Und ſein erſpartes korn den hufen zu vertrauen,
Itzt ſieht er keine frucht, er ſieht nach kurzer zeit
Sein reich geſtreutes korn vergraben und verſchneyt,
Und doch verzagt er nicht; nach wenig frühlingtagen
Zeigt ſich ſein feld bereit, im ſommer reich zu tragen.
Das grüne ſproſst hervor, die ſaat fängt an zu blühn,
Der ſtengel eines korns, ſo klein er erſtlich ſchien,
Wird vielfach ſchon ein halm; dann trägt in vollen ähren
Ein einzig korn oft brod, dich tage zu ernähren.

So

So zeigt der wohlthat frucht ſich nicht im augenblick;
Itzt leget ſie den grund zu eines waiſen glück.
Dieß ſcheint nicht viel gethan; was hilft das glück des einen,
Wenn tauſend gegen ihn ihr unglück noch beweinen?
Doch warte kurze zeit, der waiſe wird ein mann,
Der durch verſtand und kunſt und güter dienen kann.
Er hilft, er dient, er nützt, ſorgt, wachet und verbeſſert,
Und mehrt des andern wohl, ſo wie man ſeins vergröſſert.
So keimt aus einem glück oft ganzer häuſer heil.
Und ganzer häuſer wohl wird ganzer länder theil:
So nützt des erſten hand, die dem das glück gegeben,
In ihm noch oft der welt nach eines mannes leben.

O! wollte doch der menſch des menſchen ſchutzgott ſeyn:
So wär das meiſte weh noch unbekannte pein!

Belebte jedes herz der geiſt der menſchenliebe:
So wären neid und haſs noch ungezeugte triebe.
Als glieder ſchuf uns GOtt, als bürger einer welt,
In der des einen hand die hand des andern hält.
Wir trennen dieſes band, und bleiben fühllos ſtehen,
Und bauen unſer glück auf andrer untergehen.

Ein treu und redlich herz wohnt bey vernunft in dir;
Allein du denkſt, du ſprichſt, du glaubſt nicht ſo, wie wir:
So ſiehſt du deine quaal in blinder eifrer händen,
Die redend heilig ſind, und GOtt durch thaten ſchänden.
Aus eifer für den GOtt, der liebe nur gebeut,
Verfolgt und drängt man dich, und ſtöſst aus heiligkeit
Dich ſchäumend von ſich aus, und ſuchet durch verheeren,
Durch martern des barbars dich chriſtlich zu bekehren.
Hält nicht noch manches land, aus nie befohlner pflicht,
Rechtgläubig vor dem HErrn, ein heilig blutgericht,

Zum

Zum bau des chriſtenthums, und ketzern zum verderben,
Die oft weit ſeliger, als ihre henker, ſterben?

So lieblos macht der menſch den menſchen unglucksvoll,
Statt, daß er ihn als freund mit ſanftmuth tragen ſoll.
Komm wieder, glücklich jahr, du goldne zeit der alten,
Da wahrheit, treu und recht, und menſchenliebe galten!

Reichthum und Ehre.

Wie? leb ich darum nur, daß ich mich lebend kränke?
So iſt mein leben ſelbſt das ſchrecklichſte geſchenke:
So wünſcht ich tauſendmal, daß ich, von einſicht leer,
Unedel, wie das thier, nicht wüßte, daß ich wär.
Zufrieden will ich ſeyn, geſichert vor den ſchmerzen:
Dieß wünſcht und ſucht mein herz und mit ihm aller herzen.

Allein,

Allein, wie ſtill ich ihn, den trieb, der mich beſiegt?
O! wär ich reich und groß: ſo wär ich wohl vergnügt.
Könnt ich im überfluß die güter mir gewähren,
Wovon mich jedes ruhrt, was würd ich mehr begehren?
Ja, reichthum wünſch ich mir. Doch hab ich auch bedacht,
Ob das der reichthum iſt, wozu der ſchein ihn macht?
Kann nicht, durch wahn verführt, mein herz für ihn entbrennen?
Ihr, die ihr ihn beſitzt, lehrt ſeinen werth mich kennen.

Cleant, der reichſte mann, wird der zufrieden ſeyn:
So ruh ich eher nicht, bis ſchätze mich erfreun.
Ich geb ihm heimlich nach. Er zählt, und lacht im zählen,
Und eilt, was er gezählt, in ſchlöſſern zu verhehlen.
Des kaſtens thüre knarrt, vor dem er ſchmachtend kniet:
Cleant erſchrickt, ſpringt auf und ſieht ſich um, und ſieht

Die

Die kammer zehnmal durch, greift zitternd auf das bette,
Ob ſich vielleicht der dieb darinn verborgen hätte.
Er findet nichts und geht, tiefſinnig geht er fort,
Miſstrauiſch kehrt er ſchnell nach dem verlaſsnen ort,
Und greift an jedes ſchloſs, und reiſst, um zu erfahren,
Ob ſie verſchloſſen ſind, wie ſie verſchloſſen waren.
Cleant! Dich ruft dein weib, der tiſch iſt ſchon bereit.
Man bringt ein halbes brod, er ſieht es an, und ſchreyt:
Wie? geſtern ſchnitt ichs auf, und halb iſts ſchon verzehret?
Frau! Bettler werden wir, wenn das noch länger währet.
Er iſst und ſchielt auf das, was er dem weibe gab;
Es ſchmeckt der guten frau: dieſs iſt genug: deckt ab!
Ein mann, der mehr beſitzt, als oft kein prinz beſeſſen,
Iſst ſich nicht ſatt und läſst ſein weib nicht ſatt ſich eſſen?

Nichts-

Nichtswürdiger Cleant, du ſollteſt glücklich ſeyn,
Du, deines ſchatzes knecht? Nein, er iſt deine
pein.
Beſtraf mich nicht, o GOtt, mit ſchätzen dieſer
erden,
Um ein unſeliger, um ein Cleant zu werden!

Ich eile vom Cleant zum glücklichern Lupin.
Er glänzt und alles glänzt in ſeinem haus um
ihn:
Er führt mich ſelbſt herum. Mehr kann man
nicht erblicken,
Mehr kunſt, und mehr geſchmack, erſonnen zum
entzücken.
Hier herrſcht bequemlichkeit, vereint mit kluger
pracht.
Was künſtlern witzig glückt, was maler ewig
macht,
Was ſeine wolluſt heiſcht, dieß lachte mir entgegen,
Und nichts gebrach an dem, was menſchen wün-
ſchen mögen.
Wie glücklich, fieng ich an, wie glücklich ſind ſie
nicht!
Und eine röthe flieg Lupinen ins geſicht.

Was

Was kann man, fuhr ich fort, noch mehr als dieß begehren?
Ich glücklich? sprach Lupin, und schon entwischten zähren,
Mein sohn, ein böſewicht, den ich nicht beſſern kann,
Mein weib, das mich nicht liebt - - - Ich unglückſeliger mann!
Was hilft mir mein pallaſt? was helfen millionen?
Wurd ich dieß elend los, in hütten wollt ich wohnen.

Alceſt iſt reich und jung, genieſſt, was er beſitzt,
Und ſorgt, man rühmts ihm nach, daß es auch freunden nutzt.
Kein geiz, kein weib, kein ſohn ſtört ihn in ſeinen freuden,
Kein neid; wie könnte man den, der gern giebt, beneiden?
Sein haus iſt eine ſtadt und jeder tag ein feſt.
Wenn niemand glücklich iſt: ſo iſts vielleicht Alceſt.
Itzt zeigt mir ihn, mein freund. O welch ein blaſſ geſichte!
Wie kraftlos geht der mann! ſind dieß des fiebers früchte?

Ja,

Ja, ſiech zu ſeyn, dieß iſt ſein unglück auf der welt.

Noch ſiecher machen ihn die ärzte für ſein geld;
Ich kenn ihn, ſpricht mein freund; die nacht iſt ſeine plage,
Und für die quaal der nacht rächt ſich Alceſt bey tage.

Er ſuchet freund und welt, zerſtreuung, ſpiel und ſcherz;
Doch weder freund noch luſt dringt in ſein mattes herz.

Sein tiſch iſt reich beſetzt, ſein wein iſt ſtets der beſte;
Doch beides, tiſch und wein, vergnügt nur ſeine gäſte.

Alceſt iſt miſsvergnügt und will es doch nicht ſeyn.
Er iſst, ihm eckelt ſchon, er trinkt, ihm ſchmeckt kein wein.

Doch ſetzt er denen zu, die bey der tafel eſſen,
Und trinkt den wein mit zwang, nur um ſich zu vergeſſen.

Ach! ſprach er einſt zu mir, ich bin mir ſelbſt verhaßt;
Mein reichthum heißt mein glück, und iſt doch meine laſt;

Was mich am tag erfreut, quält ſchlafios mich im bette.
Siech bin ich; würd ichs ſeyn, wofern ich minder hätte?

Cleant, Lupin, Alceſt, ſo ſchlt, ſo reich ihr ſeyd,
Euch bey dem überfluſt doch die zufriedenheit?
Und tauſend, die der thor bey ſchätzen glücklich preiſet,
Beweiſen tauſendfach mir das, was ihr beweiſet.
So brauch ich, um beglückt, nicht eben reich zu ſeyn?
Und zur zufriedenheit nicht pracht und fülle?
Nein.
Vernunft! ſo wehre doch den ungerechten trieben,
Und nöthige mein herz, die ſchätze nicht zu lieben,
Die man mit müh gewinnt, bald praſſend ſie verzehrt,
Bald geizig ſie bewacht und bald mit fluch vermehrt.
Wie ſchwer, wie mülſam iſts, ſich ſchätze zu erwerben!
Soll ich ſie dumm erfreyn und hinterliſtig erben?
Soll ich durch ſklaverey vor groſſen ſie erflehn,
Und niederträchtig ſeyn, um mich bald reich zu ſehn?

Soll

Soll ich ſie, wie Serpil, durch meineid mir erlügen,
Staat, mündel und altar und GOtt darum betrügen?
Verwünſcht ſey ſo ein ſchatz! Verflucht ſey der gewinn,
Durch den ich reich, als thor, reich als ein räuber, bin!

Dieß, ſprichſt du, ſuch ich nicht. Ich kenne beſſre güter.
Iſt nicht der ruhm das ziel der feurigſten gemüther?
Die achtung vor der welt, die ſucht mein herz allein.
Welch glück, im leben groß, im tod unſterblich ſeyn!
Das thun, mit beyfall thun, was wenig ſich erkühnen!
Ruhm will ich nicht allein, ich will ihn auch verdienen;
Entweder etwas thun, das ſchreibenswürdig iſt;
Wo nicht, ſelbſt dieſer ſeyn, den welt und nachwelt lieſt.
Wär ich die luſt des volks, der weisheit erſte zierde:
So würd ich glücklich ſeyn, beglückt durch ruhmbegierde.

Mein

Mein ganzes herz entbrennt, o ruhm, allein für dich!
Dir weih ich meinen fleiß, des lebensluſt und mich.
Mein nächſter liegt und ruht, der träge thor, er ruhe!
Ich wache dieſe nacht, daß ich was groſſes thue.
Mir winkt ein lieber freund. Wie gern wär ich um ihn!
Doch, nein, mein rühmlich werk - - Gebt, ſagts, er ſoll mich fliehn.
Wie heiter lacht der tag! Ich will - - - doch nein, er lache!
Was heißt ein ſchöner tag, wenn ich mich ewig mache!
Wie matt bin ich durch fleiß! - - Gebt, langt mir ein glas wein - -
Doch er erzeugt den ſchlaf. Gut, waſſer gebt herein.
Wie lange hab ich mich lebendig ſchon begraben!
Könnt ich dich, Doris, nicht zum edlern umgang haben?
In deinem treuen arm ſchmeckt ich des lebens ruh:
Wer iſt ſo ſchön, ſo klug, ſo treu, ſo fromm, wie du?

Doch

Doch kann man, wenn man liebt, auch frey nach ehre ſtreben?
O nein; die liebe ſtört. Gut, ich will einſam leben. - - -

Viel jahre ſind vorbey. Wen rühmt man itzo? Mich.
Wer denkt am gründlichſten? Wer ſchreibt am feinſten? Ich.

So warſt du, ſeltnes glück, denn mir allein beſchieden?
Dir, ehre, ſeys gedankt, ich bin nunmehr zufrieden.
Ich bin des volkes luſt, der klugen augenmerk. - -
Allein, mein ruhm wird alt. Er braucht ein neues werk.

Auf, auf, glückſeliger! dein feuer möcht erkalten,
Den ruhm, den du erſiegt, den muſt du auch erhalten.

Auf! wag es noch einmal! Vergiß den zeitvertreib,
Schlaf, freunde, lieb und wein; verleugne dich, und ſchreib.

Wahr iſts, dein körper ſiecht, dein fleiß iſt ſein verderben;
Doch beſſer, jung mit ruhm, als alt unrühmlich ſterben. - -

Nun

Nun lieſt die welt von mir ein neues meiſterſtück:
Sie lieſt, lieſts noch einmal, erſtaunt und wünſcht mir glück.
Nun iſt mein wunſch geſtillt. Was könnt ich mehr begehren?
Mit dem erſiegten ruhm ſoll ſtill mein herz ſich nähren.
Wie viel empfind ich itzt! Wie viel - - doch wie mich deucht:
So ſeh ich einen noch, der mir berühmten gleicht.
Nur einen? nein, noch viel. Dieß kann ich nicht vertragen,
Nein, neben mir zu ſtehn, dieß muß ſich keiner wagen.
Ich will ein urbild ſeyn. Eh bin ich nicht vergnügt,
Bis jeden, der mir gleicht, mein gröſſrer geiſt beſiegt.

Wie lange läßt du dich, o thor, vom ruhm beſeelen!
Du ſiehſts, er quälet dich, und wird dich ewig quälen.
Wie bey des fiebers glut den durſt, der dich verzehrt,
Der oft genoſſne trank nie ſtillt und ſtets vermehrt:

So wird durch allen ruhm, den man für dich empfindet,
Dein ehrgeiz nicht gestillt, nur immer mehr entzündet.

Betrachte doch den ruhm, vielleicht verlöscht die glut.
Ist nicht der gröste ruhm ein klein und flüchtig gut?
Ein kleines gut, sprichst du, wenn eine welt mich ehret,
Und, was sie von mir denkt, mich durch bewundrung lehret?
O freund! dieselbe welt, die deinen namen preist,
Hat oft in einem tag ein wandrer durchgereist.
Was praist du mit der welt? Der kleinste theil der erden
Wär noch nicht klein genug, von dir erfüllt zu werden.
Der mann, von dem du denkst, daß er dich schätzt und liest,
Weiß warlich vielmal kaum, daß du gebohren bist;
Und der, auf dessen gunst du zehnmal stolz geschworen,
Lacht heimlich über dich, und zählt dich zu den thoren.

Doch

Doch der bewundrer zahl, die dich mit ruhm erfreun,
Sey millionen ſtark, wirſt du drum glücklich ſeyn?
Wer ſind die willigen, die dich zum wunder machten?
Iſts meiſtens nicht ein volk, das ich und du verachten?
Hat einer oder zween, wenn hundert dich genannt,
Zum lobſpruch gnug geſchmack, zum richten gnug verſtand?
Sey ſtolz! zehn lobten dich; allein von eben dieſen
Ward, ſey nicht länger ſtolz, bald drauf ein geck geprieſen.
„Sind denn nicht kenner da? Was ſagen die von mir?„
Sie loben dich: noch mehr, ſie ſind entzückt von dir.
An dir hat unſre zeit den feinſten geiſt bekommen,
Du biſt der klügſte kopf; ſie ſelber ausgenommen.
Faſt jeder, der dich lobt, belohnt ſich für den dienſt,
Und iſt ſich ingeheim, was du zu ſeyn ihm ſchienſt.
Dein kenner iſt, wie du, hat göttlich ſchöne gaben;
Doch auch, wie du, den ſtolz, ſie nur allein zu haben.

Viel rühmen dich. Warum? Aus überzeugung? Nein.

Man lehrt durch höflichkeit dich wieder höflich ſeyn.

Warum hat dich Criſpin ſo vielmal ſchon erhoben?
Er wird dein lob, um ſich der welt ſelbſt einzuloben.
Der redner rühmet dich; nicht, weil dus würdig biſt,
Nein, um uns darzuthun, daß er ein redner iſt.
Hier ſpricht ein tiſch von dir. Wie? ſchätzen dich die blöden?

O nein, ſie wollten itzt nicht mehr vom wetter reden.
Sarkaſt lobt heute dich; warum? dächtſt du das wohl?

Damit ſein künftger ſpott mehr eindruck machen ſoll.

Geſetzt, daß tauſend ſich im ernſt für dich erklären,

Geſetzt, dein ruhm iſt groß, wie lange wird er währen?

Ein herz, das dieſen tag bey deinem namen wallt,
Bleibt oft den folgenden bey deinem namen kalt.
Man wird es heimlich ſatt, dich immer hoch zu achten,
Und hört ſchon denen zu, die dich zu ſtürzen trachten.

Entgeht

Entgeht ein ſterblicher wohl je der tadelſucht?
Iſt nicht des andern neid ſelbſt deines ruhmes frucht?
Der kluge wird an dir bald wahre fehler merken,
Und mit erdichteten wird ſie der neid verſtärken.
Man hört den ſpötter an, und liebt ihn noch dazu;
Denn daß du fehler haſt, gehört zu unſrer ruh.

So ſicher iſt der ruhm der helden und der weiſen.
Und um ein ſolches gut willſt du dich glücklich preiſen?
Du ſammelſt, was dich flieht, mit müh und zittern ein,
Und wenn dus endlich haſt: ſo iſt es noch nicht dein.
Soll man für ſo ein gut, noch eh man es beſeſſen,
Dann auch, wenn mans beſitzt, des lebens ruh vergeſſen?

Erfahrung und vernunft, o ſteht uns beyde bey!
Macht von der ehrſucht uns, wie von dem geldgeiz, frey.

Nicht ruhm noch überfluß kann unsre wünsche stillen;
Von beyden steht auch keins allein in unserm willen.
Was beydes unserm geist gab und zu geben schien,
Rührt seine fläche nur und dringt nicht selbst in ihn.
Ein gut, das glücklich macht, muß, solls mich wahr entzücken,
Nicht unbeständig seyn, und für den geist sich schicken.
Habt wollust, ruhm und macht; ihr habts und wünscht noch mehr;
Noch immer bleibt ein theil in eurer seele leer.
Und dieser leere theil, für wen ist er beschieden?
O tugend! giebst denn du vielleicht dem herzen frieden?

Ja, mensch, erwirb dir sie: so wirst du ruhig seyn.
Sey weise, lieber freund, schränk die begierden ein.
Wahr ists, die kunst ist schwer sich selber zu besiegen:
Allein in dieser kunst wohnt göttliches vergnügen.
Dein wunsch ist überfluß; doch eh du ihn noch stillst,
Verfliegt ein leben schon, das du genieſſen willst.

Was

Was ſuchſt du viel? O lern, was du nicht brauchеſt, meiden!
Und was du haſt, genieß! die welt iſt reich an freuden;
Du aber biſt zu ſchwach, die freuden auszuſpähn,
Und glaubſt, wo tauſend ſind, kaum eine nur zu ſehn.
Gönn jedem gern ſein glück; lern vortheilhaft empfinden
Und in der andern glück ein theil von deinem finden!
Dem warf die ſchickung viel, dir aber wenig zu.
Iſt jener glücklicher, der reicher iſt, als du?
Du denkſts und lügeſt dir. Steig glücklich auf die thronen,
Du wirſt des thrones glück doch fühllos bald gewohnen,
Und ſehn, daß jener dort, den eine hütt umſchlieſt,
Der wenig hat und braucht, drum noch nicht elend iſt,
Und oft, wenn ihn ein quell nach ſtrenger arbeit kühlet,
Mehr wolluſt bey dem quell, als du beym weine, fühlet.

Entbehrt er eine luſt, die dir der reichthum ſchenkt:
So kränkt ihn das auch nicht, was dich als reichen kränkt.

Such ſolche freuden auf, die ſtill dein herz beſeelen,
Und, wenn du ſie gefühlt, dich nicht mit reue quälen.
Was ſorgſt du, ob dein ruhm die halbe welt durchſtrich?
Dein freund, dein weib, dein haus ſind welt genug für dich.
Such ſie durch ſorgfalt dir, durch liebe zu verbinden,
Und du wirſt ehr und ruh in ihrer liebe finden.
Ein jeder freundſchaftsdienſt, ein jeder treuer rath,
So klein die welt ihn ſchätzt, iſt eine groſſe that.
Auch in der dunkelheit gibts göttlich ſchöne pflichten,
Und unbemerkt ſie thun, heiſſt mehr, als held, verrichten.

Ein richter ſieht in dir ſtets deiner abſicht zu,
Lohnt, wenn du edel willſt, dir mit geheimer ruh.
Du ſtreiteſt wider dich; kaum iſt der ſieg gelungen:
So krönt ſein beyfall ſchon das herz, das ſich bezwungen.

Willſt

Willſt du dich an der welt, an lieb und freundſchaft freun,
Gern öffnet er dein herz, und läßt die freuden ein;
Er ſchärfet dein gefühl; da lacht mit reichem ſegen
Die prächtige natur dem heitern aug entgegen.
Wohin du gehſt, geht auch ſein ſtiller beyfall mit,
Und jedes ort wird ſchön, den nur dein fuß betritt.
Du ſchleichſt durchs bunte thal, ſtreifſt durch die grune heyde,
Und was du ſiehſt, iſt luſt, und was du fühlſt, iſt freude.
Dein aug erweitert ſich, und mit ihm ſelbſt dein geiſt;
Siehſt, wie der ſtolze baum GOtt, ſeinen Schöpfer, preist;
Siehſt, wie durch fruchtbarkeit die ſaaten ihn verehren,
Und des berufs ſich freun, die menſchen zu ernähren;
Siehſt, wie das kleinſte gras, das dort in demuth ſteht,
Den mit verborgner kunſt, der es gemacht, erhöht;

Du ſiehſts und wirſt entzückt. Dir lacht die ganze flüche,
Dir weht der ſanfte weſt, dir rauſchen frohe bäche,
Dir ſingt der vögel chor, dir ſpringt zufriednes wild,
Und alles iſt für dich mit wolluſt angefüllt;
Und du, an unſchuld reich, und ſicher im gewiſſen,
Triffſt da viel freuden an, wo tauſend ſie vermiſſen.

Frey von des neides pein, frey von des geizes laſt,
Strebſt du nach wenigem, und haſt mehr, als du haſt,
Siehſt ſtets auf deine pflicht, oft auf dein kurzes leben,
Nie ohne freudigkeit auf den, der dirs gegeben.
Du fühlſt durch deſſen hand, der war, eh du gedacht,
Den plan zu deinem glück von ewigkeit gemacht,
Den plan zum glück des wurms, der itzt vor dir verſchwindet,
Und nahrung und ein haus im kleinſten ſandkorn findet.

In

In deines freundes arm, an deiner gattinn bruſt,
Wird oft ein kleines glück für dich die gröſſte luſt.
Und kömmt ein ungemach, (denn wer hat keins zu tragen?)
So iſts doch ſchon ein troſt, es ihm und ihr zu klagen.
Du hörſt, daß dich dein feind zu läſtern ſich erkühnt.
Es ſchmerzt; doch troſt genug, du haſt es nicht verdient.
Ein unfall raubt dein gut, ein räuber hats entführet.
Es ſchmerzt; doch glück genug, daß GOtt die welt regieret.
Du fühlſt ein ander weh; du fühlſt der krankheit pein;
Doch troſt genug, nicht krank durch eigne ſchuld zu ſeyn.
Dir raubt der tod dein weib, den freund, den einzgen erben.
Es ſchmerzt; doch troſt genug, ſie waren werth zu ſterben.

So ſey dein lichſtes gut ein frommes weiſes herz.
Dieß mehre deine luſt, dieß mindre deinen ſchmerz;

Dieſs ſey dein ſtolz, dein ſchatz, dein höchſtes ziel auf erden.
Sonſt alles, nur nicht dieſs, kann dir entriſſen werden.
Zu wiſſen, es ſey dein, zu fühlen, daſs du haſt,
Dieſs glück erkaufſt du nicht um aller güter laſt;
Und ohne dieſes herz ſchmeckt noch ſo viel vergnügen,
Es iſt ein rauſch, und bald, bald wird der rauſch verfliegen.

Der Chriſt.

Menſch, der du chriſten ſchmähſt, was iſt in ihrer lehre,
Das der vernunft ein ſchimpf, und GOtt nicht ruhmlich wäre?
Verdient ſie deinen haſs, verdient ſie deinen ſpott:
Zeig uns ein beſſer glück, und einen beſſern GOtt,
Als uns die ſchrift gezeigt. Komm, zeig uns ſchönre pflichten,
Mehr antrieb, ſie dem GOtt der menſchen zu entrichten,
Mehr tugend für das herz und für das glück der welt,
Mehr troſt, wenn ſein gericht der richter in uns hält,

Mehr

Mehr licht, wenn fürchterlich uns finſtre zweifel quälen,
Mehr edelmuth im glück, in noth mehr ruh der ſeelen.
Bring eine lehre vor, die beſſer für uns wacht,
Uns weiſer, ruhiger, und tugendhafter macht:
Und dann will ich mit dir die ſchrift mit ſpott betrachten,
Ihr wort für menſchenwort und deins für GOttes achten.
Bring dieſe lehre vor; wo nicht, ſo ſey ein chriſt,
Wenn du, wie du dich rühmſt, ein freund der wahrheit biſt.
Sonſt fürcht ich, daß dein herz, ſein laſter zu verehren,
Den GOtt nicht kennen will, den ſeine boten lehren.
Auf, dichtkunſt! ehre den, den ſtolz der freygeiſt ſchilt,
Und zu des chriſten ruhm entwirf des chriſten bild!
Iſt er der weiſe nicht, der nach der wahrheit ſtrebet?
Durch ſie erleuchtet, denkt, durch ſie gebeſſert, lebet?
Er ehret die vernunft, und das, was ihr gebricht,
Erſetzt in ſeinem geiſt ein göttlich heller licht.

Er iſts, der von dem wahn die wahrheit unterſcheidet,
Und, frey vom vorurtheil, und von dem ſtolz entkleidet,
Die engen grenzen kennt, die ein verſtand ermiſſt,
Dem GOtt oft dunkelheit, der menſch ein räthſel iſt.
Er nimmt die weisheit auf, mit der GOtt unterrichtet;
Und deſſen ausſpruch iſts, der ſeine zweifel ſchlichtet,
Der ihm das licht ertheilt, die nebel zu zerſtreun,
Den muth, trotz allem wahn, der wahrheit treu zu ſeyn,
Des irrthums tyranney und die bewährten lügen
Des laſters, das ſie ſchützt, durch glauben zu beſiegen.
Er kennet ſich und GOtt; ſein wort wird ihm verſtand.
So hat kein Sokrates, kein Plato, GOtt gekannt.

Durch dich, ſo ſpricht der chriſt, bin ich, o GOtt! vorhanden.
Die himmel und ihr heer ſind durch dein wort entſtanden;

Denn,

Denn, wenn du ſprichſt, geſchichts, wenn du gebeutſt, ſtehts da.
Mit allmacht biſt du mir und auch mit güte nah!
Du biſt der GOtt der kraft; dich preiſen erd und meere,
Und himmel predigen die wunder deiner ehre.
Dich bet ich dankend an. Mein heil kömmt von dem Herrn.
Du hörſt der menſchen flehn, und du errettſt gern.
Und wenn ich deiner hülf, o GOtt! gewürdigt werde,
Was frag ich auſſer dir nach himmel und nach erde?
Im himmel donnerſt du, und ſchrecken füllt das land;
Noch fürcht ich nichts, denn du hältſt mich bey deiner hand.
Wenn ich die himmel ſeh, die du, HErr, ausgebreitet,
Der ſonne majeſtät, den mond, den du bereitet,
Was iſt der menſch, o GOtt! daß ſeiner du gedenkſt?
Unzählich iſt das gut, das du ihm täglich ſchenkſt.
Als ſchafe läſſt du uns auf grünen auen weiden,
Stärkſt uns mit ſpeis und trank, füllſt unſer herz mit freuden.

Du

Du sahst mich, eh der grund der welt geleget war;
Zogst mich aus mutterleib, und eh sie mich gebahr,
Wogst du mein glück mir ab, und leiden, die mich üben,
Und meiner tage zahl war auf dein buch geschrieben.
Du bist der frommen schutz und bist der müden ruh,
Ein GOtt, der gern verzeiht; wo ist ein GOtt, wie du?
Wem soll ich sonst vertraun, als dir, du GOtt der götter?
Wen ehren, als nur dich, mein Schutz und mein Erretter?
Wie süß ist dein befehl! gieb mir dein herz, mein sohn,
Und liebe mich; ich bin dein schild und grosser lohn!
HErr! dein gebot ist heil und deine wahrheit leben.
Wie könnt ich einem GOtt der liebe widerstreben?
Umsonst lockt mich das glück, in dem das laster blubt;
Könnt ich ein sünder seyn, da mich dein auge siebt?
Auch im verborgnen nicht soll ihm der sieg gelingen;
Denn du wirst aller werk einst vor gerichte bringen.

Umsonst

Umſonſt reizt mich die luſt, von fleiſch und blut verſüßt;
Ich weiß es, daß mein leib ein tempel GOttes iſt.
Sollt ich der menſchen ruhm ſtolz zu erringen trachten?
Nein, HErr! wenn du mich ehrſt, mag mich der menſch verachten.
Iſt es des reichthums glück, dem ich die ſeele weih?
Um reichthum ließ ich GOtt? Sein iſt abgötterey!
Sollt ich durch ſchmeichlungen des nächſten ruhm verderben?
Wer ſeinen bruder haßt, kann GOttes reich nicht erben.
Verleugnen ſollt ich dich, wenn die tyrannen drohn?
Du biſt der fürſten HErr, ſprich! und ſie fallen ſchon.
Verleugnen ſollt ich dich, wenn ſpötter deiner ſpotten?
Dich, Heiland! bet ich an; du eilſt, ſie auszurotten.
Dein kreuz iſt thorheit nur dem, der verloren geht;
Uns, die der glaube ſtärkt, iſts heil und majeſtät.
Darf ſich ein menſch vor GOtt, gerecht zu ſeyn erkühnen?
Und wer, als GOttes Sohn, konnt uns mit GOtt verſühnen?

Iſt

Iſt beydes nicht gleich groß, der welt ein ſchöpfer ſeyn,
Und eine welt, die fiel, vom falle zu befreyn?
Wer kann die majeſtät der lieb und großmuth faſſen,
Als Sohn des Ewigen der Gottheit thron verlaſſen,
Sich ſelbſt erniedrigen, einher in demuth gehn,
Der wahrheit Herold ſeyn, und ſich verſpottet ſehn,
Die wunder GOttes thun, und, an das kreuz geſchlagen,
Mit himmliſcher geduld des menſchen ſchulden tragen,
Um der zu ſeyn, der ihm ein ewigs heil erwirbt?
Des herz iſt göttlich groß, der ſelbſt für feinde ſtirbt!
Erſchrickt nicht die vernunft? Ja! denn ſie ſoll erſchrecken.
Zu ſchwach, der gottheit rath vom menſchen zu entdecken,
Bet ich der liebe macht, die ich nicht faſſen kann,
GOtt iſt kein menſch, wie ich, in tiefſter demuth an.
Der tag der ewigkeit wird mehr licht mir gewähren,
Des Gottmeſſias lieb im ſchauen mir erklären.
Unendlich iſt mein heil. O glaube, der erfreut!
Gelobet ſey der HErr, gelobt in ewigkeit!

So

So ſpricht, und glaubt der chriſt. Lern mehr
ſein herz noch kennen,
Du wirſt, ſein feind zu ſeyn, dir länger nicht
vergönnen.
Iſt ſeine lehr ein werk, das den verſtand nur übt?
Ihm licht, doch auch zugleich mehr ſtolz dem her-
zen giebt?
Nein, edler wird ſein herz. Die luſte zu beſiegen,
Die, wider die vernunft, ſein glück und deins be-
kriegen,
Dieß iſt ſein göttlich amt. Nicht ſiegt er durch
die kraft;
Die bald der eigennutz und bald der ſtolz erſchafft.
Nicht, als vor menſchen nur, die nach den augen
richten,
Nein, ſelber als vor GOtt, erfüllt er ſeine pflichten.
Die ſtrenge ſeiner pflicht, die dir ſo traurig ſcheint,
Macht ihn zum freudigſten. Er weiß, GOtt iſt
ſein freund.
Ja, ſtreng iſt ſeine pflicht und ſchwer ſind ſeine
werke;
Doch ein unendlich glück, wie viel ertheilt dieß
ſtärke!
Der chriſt fühlt dieſes glück. Heil und unſterblichkeit
Glaubt er, von GOtt belebt, und überwindet weit.

Iſt

Ist dieß kein edles herz, das brüderlich dich liebet?
Mit dir sich gern erfreut, sich gern mit dir betrübet?
Der christ erblickt dein gut; kein neid empöret ihn;
Ihn heißt sein eignes glück für dein glück sich bemühn.
Und wenn du elend bist, wie gütig wird er eilen,
Von dem, was GOtt ihm gab, dir hülfreich mitzutheilen!
Nicht dienet dir der christ, groß vor der welt zu seyn,
Und sich verehrt zu sehn. Nein, menschen zu erfreun,
Dieß ist sein gottesdienst; und unbemerkt von ihnen
Wird er mit hülfe hier und dort mit rathe dienen.
Nicht treibt ihn erst dein dank zu reicher wohlthat an;
Nein, was er brüdern thut, das hat er GOtt gethan.
Ein trunk, mit dem sein dienst dem durstigen begegnet;
Ein blick voll trost, mit dem sein herz den müden segnet;
Ein rath, mit dem er dich in deinem kummer stärkt,
Nichts, weiß er, ist so klein, das nicht der HErr bemerkt.

Eilt

Eilt dort ein boshaft herz, unfrieden anzurichten:
So eilt ſein ſanfter muth, der bruder zwiſt zu ſchlichten.

Er wird der unſchuld ſchutz; ihr leiden iſt ſein ſchmerz;
Und iſt ſein ſchutz zu ſchwach: arbeitet doch ſein herz.

Er hilft den dürftigen die mittel gern erſinnen,
Durch fleiß ihr eigen brodt in ruhe zu gewinnen;
Er legt durch ſparſamkeit, zu zarter waiſen glück,
Die ſeine hand erzieht, den überfluß zurück;
Und er erſpart das gut, das ſtolz und pracht verzehren,
Den kranken zu erfreun, die wittwe zu ernähren.
Doch ſtärker nimmt ſein herz an deiner tugend theil.
Ein beyſpiel lehret dich; und einer ſeele heil
Iſt ihm das gröſſte glück. Dir mangeln gute ſitten;
Er gicht dir unterricht und ſtärket ihn durch bitten.
Er ſieht ein redlich herz, das durch des freygeiſts ſpott
Im glauben wanken will; er ſiehts, und wird ſein GOtt.

Er ſieht, des jünglings fuß verläßt den weg der tugend;
Er eilt, als wärs ſein ſohn, und rettet ſeine jugend.
Oft ſagt er, wenn du fehlſt, es dir aus demuth nicht;
Doch ein lehrreicher blick ruft dich zu deiner pflicht.
Sey groß, nicht aber fromm! er wird dein herz verachten.
Sey klein und fromm! er wird nach deiner liebe trachten.
Wenn kränkt ſein reiner mund aus ſchmähſucht deine ruh?
Er rühmet dein verdienſt, deckt deine fehler zu.
Und wagt, wenn deinen ruhm und wenn den ruf der deinen
Ein läſterer ſchänden will, für deinen ruhm den ſeinen.
Er iſt der wahre freund. Sein herz, in ſich erfreut,
Verbreitet gern in deins den tag der heiterkeit.
Von laſten nicht beherrſcht, fühlt er mit offnem triebe
Der freundſchaft heilige glück; und ſeine ſeel iſt liebe.

Er

Er ehrt mich, wie ſich ſelbſt, und liebt mich treu, wie ſich:
Sein umgang giebt mir muth, und ihm vertrau ich mich,
Mein weib, mein kind, den rath, mein künftigs glück zu bauen.
Wer GOtt vor augen hat, wie ſollt ich dem nicht trauen?

Nur iſts allein der chriſt, der keine rache ſucht,
Den liebt, der ihn verfolgt, den ſegnet, der ihm flucht.
Er bleibt ſich gleich, denkt groß: Laß meinen feind mich ſchelten,
Die rach iſt mein, ſpricht GOtt, und ich, ich will vergelten.
Beleidigt handelt er noch als ein menſchenfreund:
Sein feind iſt ohne brodt; er ſpeiſet ſeinen feind.
Sein feind geht bloß einher; der chriſt erblickt ſein leiden,
Großmüthig läßt er den, der ihn verfolgte, kleiden.
Doch, wer den ſchimpf erträgt, hat der wohl edelmuth?
Räch ich nicht rühmlicher die ehre durch mein blut,

Wenn

Wenn ich des unrechts dich durch waffen überführe?
Mein muth sucht deinen fall - - Dieß ist der muth der thiere!
Thor, ruft mir die vernunft, ist denn das leben dein?
Kämpf sieghaft, fäll den feind; wirst du kein mörder seyn?
Kein feind des vaterlands, den seine rächer suchen,
Und kein rebell vor GOtt, dem alle himmel fluchen?
Doch rächt mein arm sich nicht: so wird mein nam ein spott;
Die welt - - Ist denn die welt mehr, als ein starker GOtt?
Und ist der christ kein held, der dir den kampf versaget,
Und doch fürs vaterland sein bint mit freuden waget?
Wer wird zur zeit der pflicht den tod wohl minder scheun,
Als der, der beruhigt glaubt, ich werd unsterblich seyn?
Wird, in der hand des Herrn, ihn die gefahr erschüttern?
Nein; doch wer GOtt nicht scheut, der muß vor allem zittern.

Geb

Geh itzt dem chriſten nach, und folg ihm in
ſein haus,
Verehret und geliebt, theilt er hier freuden aus,
Sucht durch belebten fleiß die ſeinen wohl zu nähren,
Durch kluge ſparſamkeit des fleißes frucht zu
mehren.
Sein weib, ſein würdigs weib, erleichtert ihm die
müh,
Lohnt ihm mit zärtlichkeit, und er empfindet ſie.
Als vater eilt er fromm, der kinder glück zu
gründen,
Und in dem ihrigen ſeins noch einmal zu finden.
Er bildet gern ihr herz; und an des vaters hand,
Regiert durch gottesfurcht, geleitet durch verſtand,
Wachst ſein geſittet kind; und er ſchmeckt heil
und leben,
Dem himmel und der welt ein würdigs glied zu
geben.

Klug, ohne hinterliſt, ſtreng, ohne bitterkeit,
Noch liebreich, wenn er ſtraft, noch ſanft, wenn
er gebeut,
Regiert der chriſt ſein haus; und göttliche geſetze
Sind ſeines wandels licht und ſeines hauſes ſchätze.

Dem niedern, der ihm dient, begegnet er gerecht,
Giebt gern ihm seinen lohn, und ehrt in seinem knecht
Ein göttliches geschöpf, das, gleich den herrn der erden,
Hier lebt, um tugendhaft und glücklich einst zu werden.
Er ist des knechtes fürst; doch niemals sein tyrann;
Er straft und zeigt ihm auch, daß er vergeben kann;
Hält ihn von lastern ab, vermindert ihm das leiden,
Belohnet seine treu, und sorgt für seine freuden.

Wie treu gehorcht er dir, du, seines landes fürst!
Gebeut! und er vollzieht, was du gebieten wirst.
Der GOtt, den er verehrt, hat dir den thron gegeben,
Den stutzt er durch sein gut, und schutzt ihn durch sein leben.
Mißbrauche die gewalt; er trotzt ihr nicht; er sieht,
Und blickt mit ehrfurcht noch auf deine majestät.
Gebeut ihm, was du willst, nur nichts, was GOtt verboten;
Denn widersetzt er sich, wenn alle fürsten drohten.

Der

Der chriſt, iſt der ein freund der blöden ſchuchternheit,
Die vor den menſchen flieht und die geſellſchaft ſcheut?
Nein, freund, er wird mit luſt und ruhigem gewiſſen
Das gluck, ein menſch zu ſeyn, des umgangs glück genieſſen.
GOtt ſchuf ihn nicht zur quaal. Lad ihn zu freuden ein;
Er ſcherzt mit ſeinem witz, lacht heitrer bey dem wein,
Freut ſich des ſaitenſpiels; und lieb in deinen blicken,
Und freud auf deiner ſtirn, wird ſeine ſeel entzucken.
Dieß, daß er freude ſchmeckt und mäßig ſie genieſſt,
Iſt ſelbſt der wohlthat dank, den er GOtt ſchuldig iſt;
Und heut erquickt er ſich, um morgen ſeine pflichten,
Als bürger und als chriſt, geſtarkter zu entrichten.
In dem vergnugen ſelbſt wird er ſich ein geſetz.
Doch iſt dein umgang nichts, als ein beredt geſchwätz,
Nichts, als ein leer gewerb vornehmer eitelkeiten,
Nichts, als der witz, den ruhm der andern zu beſtreiten;

Iſts nichts, als ſchmeicheley, nichts, als der geiſt der pracht,
Des balles und des ſpiels, der ſo beredt dich macht:
So wird er ſeine zeit ungern bey dir verſchwenden.
Er iſt zu kluz, um ſie nicht edler anzuwenden.
Nennſt du dieß lebensart, ſich, aus geſelligkeit,
Den taumel wilder luſt, das glück der trunkenheit,
Den kützel frechen ſpotts im umgang zu vergönnen:
So iſt der chriſt kein mann von lebensart zu nennen.

Wie ruhig iſt der chriſt, wenn ſich der unchriſt quält!
Ihm gnügt bey wenigem, wenn dieſem alles fehlt.
Erringt er ſich in müh ein elend glück durch ränke?
Iſts niederträchtigkeit, ſinds feſſelnde geſchenke,
Wodurch er ſich die gunſt des mächtigern erſchleicht?
Zufrieden mit dem glück, das man durch fleiß erreicht,
Und durch verſtand beſchützt; nicht durſtig nach den ehren,
Die deinen rang, mit ihm die knechtſchaft auch vermehren;

Dem

Dem amte, das er ziert, und ſeiner pflicht getreu,
Lebt er von mancher quaal, die dich verfolget, frey.
Die laſt des übermuths, in der ſich ſtolze quälen,
Die müh, mit der ſich ſelbſt die geizigen beſtehlen,
Die pein, die ſich zum lohn der ſchwelger wild erpraßt,
Der fluch, den vor der welt der haſſer ſich erhaſt,
Der ſchmerz, mit dem der neid ſein feindlich herz verzehret,
Das gift, das früh den lenz des wollüſtlings verheeret,
Der ſchimpf, mit dem, beſtraft, dort ein verſchwender irrt,
Der haß, der endlich noch des läſterers rächer wird;
Dieß alles, und was ſonſt die laſter büſſend tragen,
Sind, tugendhafter chriſt! dir unbekannte plagen,
Und hier kannſt du dich ſchon des lohns der tugend freun.

Doch drückt kein elend ihn? Ja, laſt ihn elend ſeyn,
Und dann wirſt du ſein herz in ſeiner gröſſ erblicken;
Groſſ durch religion, wenn ihn die leiden drücken.

Das feuer friſt ſein gut, der hagel ſeine ſaat;
Kränkt dieß den chriſten nicht? Es kränkt ihn; doch der rath
Der vorſicht wird ſein troſt. Wenn hier der unchriſt tobet,
So ſpricht der chriſt: GOtt gabs; GOtt nahms; Er ſey gelobet!
Ihn drückt der armuth laſt; ſein leben iſt nur müh;
Er fühlt die dürftigkeit, und ſtill erträgt er ſie.
Der, der die lilien ſo majeſtätiſch kleidet,
Den hirſch zur quelle führt, das ſchaaf in auen weidet,
Den jungen raben ſpeist, ſorgt der für menſchen nicht?
Er ſorgt; ich hoff auf ihn. Geduld iſt meine pflicht.
Verleumder ſchmähen ihn. Es ſchmerzt; doch ein gewiſſen,
Das uns mit beyfall lohnt, hilft dieſen ſchmerz verſüſſen.
Der feind, den er genährt, raubt ihm ſein eigenthum;
Doch, wer das unrecht trägt um gutes, das iſt ruhm.
Der tod der ſeinigen ſchlägt ſeine ruhe nieder;
Er weint, und tröſtet ſich: bald ſeh ich dort ſie wieder.

Sein

Sein glaube wird verfolgt; doch, flüchtig und entblößt,
Bekennt er treu den HErrn, der theuer ihn erlöst,
Und ſpricht, vom ſchwerſten ſchlag des arms des HErrn getroffen.
Wenn du mich tödten wollteſt, werd ich auf dich doch hoffen!

So ſiegt der chriſt im kreuz, und findt im elend ruh:
Doch du, des chriſten tod, wie feyerlich biſt du!
Beſtürzt verkündigt ihm der arzt ein nahes ende.
Er hörts, fühlt neue kraft, druckt dankbar ihm die hände.

So iſt, Allmächtiger! denn meine hülfe nah?
Du rufſt, hier bin ich, HErr! Preis und Alleluja
Sey dir, der ſeine hand ſtets über mich gebreitet,
Dir, GOtt! der bis ans grab mich wunderbar geleitet!

Wie oft vergaß mein herz ſein heil und ſeine pflicht!
Doch giengſt du, Heiliger! nicht mit mir ins gericht.

Vernimm des dankes lied, das ich dir ſterbend bringe.
Ich bin viel zu gering, der treu viel zu geringe

Und der barmherzigkeit, die du an mir gethan.
Frohlockend bet ich dich mit allen himmeln an,
Dich, heil der ganzen welt! Erfülle mein ver-
trauen,
Und deine herrlichkeit laß meine ſeele ſchauen.
Du biſt die lieb, o GOtt! und gnade für und für.
Mein geiſt wird ſelig ſeyn; denn ihn befehl ich dir.
Mit allen heiligen, von herrlichkeit umgeben,
Unſterblich, engeln gleich, werd ich dich ſchaun
und leben
Und du, mein beſter freund, der ſich den ruhm
erwirbt,
Im tod es mir zu ſeyn, leb wohl! - - Er ſprichts,
und ſtirbt!
Iſt dieß des chriſten bild, das herz, die pflicht
des chriſten,
Was läſterſt du, ſein feind? Iſts thorheit, frey
von lüſten,
Gottſelig und gerecht, und treu, und mäſſig ſeyn?
Sich der vollbrachten pflicht und ſeines lebens freun?
Geſundheit, ehr und ruh, und glück zu ſchätzen
wiſſen?
Wer ſoll denn ſonſt das glück, dein freund zu ſeyn,
genieſſen?

Der

Der mann, der keinen GOtt und keinen himmel
glaubt,
Kein recht und unrecht kennt, ſich, was er will,
erlaubt,
Dir ehre, ruh und glück, und ſelbſt dein weib
entwendet,
Des ſohnes herz verführt, und deine töchter
ſchändet?

Doch, ſprichſt du, werden auch viel ſolcher
chriſten ſeyn,
Wie ſie dein lied beſingt? Wahr iſts, die zahl iſt
klein;
Doch was beſchwerſt du dich? Anſtatt dich zu
beſchweren,
Daß ihrer wenig ſind: ſo hilf die zahl vermehren.
Nein, ſprichſt du, die vernunft iſt mir ein heller
licht:
Ihr folg ich. Folg ihr nur, ſie hintergeht dich
nicht.
Sprich ſie bedachtſam an, die wahrheit dir zu
zeigen;
Doch laß das vorurtheil, laß deine lüſte ſchwei-
gen;

Dann höre, was ſie ſpricht: ſie wird dir laut geſtehn,
Ein menſchlichs werk zu ſeyn, ſey ſtets die ſchrift zu ſchön.
Entblöſſt von deinem ſtolz, wag dich in ihre tiefen;
Pruf alles. Wer verwirft ein werk, ohn es zu prüfen?
Frag ſie: was iſt der menſch? was ſoll er auf der welt?
Er iſt der Allmacht werk, die liebreich ihn erhält.
Unſterblich iſt ſein geiſt, und ſoll zu ſeligkeiten,
In dieſer welt der müh, durch tugend ſich bereiten.
Antwortet die vernunft, wenn ſie der weiſe fragt,
So göttlich, als das wort, dem dein verſtand entſagt?
Frag ſie, woher es kömmt, wenn GOtt die welt regieret,
Daß oft die tugend ſeufzt, das laſter triumphiret?
Frag die vernunft. Sie ſchweigt. Frag die religion.
In jener welt, ſpricht ſie, vertheilt GOtt ſtraf und lohn.

Du ſpotteſt ſtolz der ſchrift, nennſt ſie den witz der blöden,
Doch laſt die Sokraten von GOtt und tugend reden;
Spricht einer ſo gewiß, mit ſo viel kraft und licht,
So zuverſichtlich ſchön, als ein Apoſtel ſpricht?
Des witzes furſt, Homer, ſingt ſeiner gottheit rechte.
Wer iſt ſein Zevs? ein gott, der ich nicht werden möchte.
Ihn kleide noch ſo ſchön die pracht der dichtkunſt ein,
Ich bin zu ſtolz, ſein freund, und auch er ſelbſt, zu ſeyn.
Doch welchen GOtt der macht erheben David. Chöre?
Warum verkündigen den GOtt nicht die Homere?
Das volk des heidenthums, verführt vom blinden wahn,
Ruft hier ein thier, als gott, dort pflanzen betend an;
Giebt erſt durch ſeine kunſt dem klotze haupt und glieder,
Und fällt dann vor dem gott, den es gezimmert, nieder;

Erhebt das laſter ſelbſt, das es mit ſcheu begeht,
Zum gott, um deſſen ſchutz das blut der opfer flekt;
Warum entriſſen die, die ſich in weisheit übten,
Und einen beſſern Gott und beſſre ſitten liebten,
Warum entriſſen ſie, GOtt und der tugend treu,
Das volk dem laſter nicht, nicht der abgötterey?
Warum gehorcht die welt der ſtimme blöder jüden?
Sie reden; und ihr wort ſät weisheit aus und frieden.
Thut buſſe! ſprechen ſie, dieſs iſts, was GOtt gebeut.
Entblöſst von wiſſenſchaft, fern von beredſamkeit
Tritt ein Apoſtel auf, und kündiget den lüſten
Den krieg gottſelig an; und heiden werden chriſten.
Man widerſetzt ſich ihm. Der weiſe ſchmäht das wort.
Beſtrafet und beſchimpft ſtöſst man den lehrer fort.
Er duldet frob die ſchmach, mit der man ihm begegnet;
Man droht, er zittert nicht; man fluchet ihm, er ſegnet.

Redt

Redt freudig vor dem volk, und muthig vor dem thron,
Und redt in banden noch das wort von GOttes Sohn;
Und ſeine lehre ſiegt. Schon ſtürzen die altäre,
Von hoheit, ehr und glück, von der gewalt der heere,
Dem arm des vorurtheils, des laſters und der liſt,
Vergebens unterſtutzt. Der heide wird ein chriſt.
Er glaubt, bezwingt ſein herz, bezwingt des laſters mächte;
Und ſklaven wilder luſt ſind plötzlich GOttes knechte.
Schon eilen auf ihr haupt verachtung, ſchmach und ſpott.
Verleugnet euern Herrn; nein! unſer HErr iſt Gott.
Man wütet, und umſonſt! der chriſt erträgt die leiden,
Und in des henkers arm des todes quaal mit freuden.
Die lehre JEſu ſiegt. Hat GOtt ſie nicht geſchutzt,
Sie nicht durch kraft und geiſt, durch wunder unterſtützt:

So muſſt du dieß, daß ſie hat beyfall finden können,
Und daß ſie ſich erhielt, der wunder wunder nennen.

Du ſiehſt viel zweifel. Gut! Siehſt du nicht
auch viel licht?
Wenn du beweiſe ſiehſt; dann iſt der glaube pflicht.
Der wahrheit heimlich ſeind, ſinnreich in eiteln
fragen,
Hängſt du dem zweifel nach, und magſt ihm nicht
entſagen.
Prüf die religion; doch denk auch, was du biſt;
Daß dein verſtand umſchränkt und GOtt unend-
lich iſt.
Thu ihren willen treu; dann wirſt du inne werden,
Sie ſey des himmels geiſt und nicht der witz
der erden.

Der Stolz.

Der du zu deiner ruh dein nichts ſo gern vergiſt,
Und deſto mehr dich dünkſt, je weniger du biſt,
Menſch! was erzeugt dein ſtolz, mit dem dein herz ſich nähret,
Nur dein verdienſt dir rühmt, und Beſſrer werth entehret?
An andern haſſeſt du des ſtolzes eitelkeit,
Und ſklaviſch machſt du ihn zum HErrn, der dir gebeut.

Wie, ſprichſt du, mir den ſtolz, dieß laſter vorzurücken?
Wenn zeig ich ihn? Sehr oft. Er redt aus deinen blicken,
Er pralt in deinem gang, gebeut aus deinem ton;
Oft iſt dein kleid und oft des dieners kleid ſein thron;
Der titel, der dich bläht, der name deiner väter,
Der dich ſo oft entzückt, wird dein und ſein verräther.

Wat

Was iſts, wodurch der ſtolz dich nicht zu faſſen weiſt?
Stand, ſchönheit, glück und ruhm, witz, tugend, kunſt und fleiß,
Das, was wir hoch mit recht, und oft mit unrecht ſchätzen,
Dieſt alles beut er auf, ſich feſt in dir zu ſetzen;
Und haſt du kein verdienſt, ſo täuſcht er dich durch ſchein,
Läßt, was du niemals warſt, dich in gedanken ſeyn;
Und was du endlich haſt, dieſt ſind vollkommne gaben,
Und heimlich wirſt du ſie bloß dir zu danken haben.

So, ſprichſt du, ſoll ich blind der güter werth verſchmähn,
Nicht wiſſen, was ich bin, was ich vermag, nicht ſehn,
Den vorzug, der mich ſchmückt, vor vielen ſchmückt, nicht kennen,
Mir den genuß des glücks und meiner ſelbſt, nicht gönnen?
Mein ſtolz iſt ein gefühl von meinem eignen werth.
Wenn hab ich mehr zu ſeyn, als ich verdient, begehrt?

Kann

Kann ich in mir das amt der wahrheit wohl verwalten,
Und minder von mir ſelbſt, als ſich gebühret, halten?
O freund! wer biſt du denn? Ich ſeh aus deiner pracht,
Dich hat der überfluß, der reichthum ſtolz gemacht.
Berechtigt dich ein gut, das aus der väter kiſten
In deine hände fiel, dich königlich zu brüſten?
Iſt jener, der durch fleiß der dürftigkeit entflohn,
Nicht würdiger, als du bey deiner million?
Iſt dieſes ein verdienſt, viel überfluß beſitzen?
Verſtehſt du denn die kunſt, den reichthum ſchön zu nützen,
Der andern glück zu ſeyn? Wozu gebrauchſt du ihn?
Des volks bewunderung durch pracht auf dich zu ziehn,
In kutſchen dich zu blähn, in ſchlöſſern ſtolz zu wohnen,
Der ſchmeichler knecht zu ſeyn, und narren zu belohnen;
Deſswegen biſt du ſtolz?

So recht! verſetzt Crispin,
Er hat den ſchatz ererbt; doch ich erwarb mir ihn.

Mir

Mir hat der fleiß mein gut, ihm hats das glück beſchevet;
Durch witz hab ichs erreicht, durch ſparſamkeit vermehret.
Ich treibe keine pracht, kein hochmuth nimmt mich ein.
Doch iſts nicht ein verdienſt, mit ehren reich zu ſeyn?
Und darf ich dieß verdienſt nicht an mir ſelbſt bemerken?
So gründlich weiß Crispin ſich in dem ſtolz zu ſtarken.
Sein gut, durch ſtumme liſt und tückiſchen verſtand
Den armen abgedrückt, und freunden oft entwandt,
Dem fürſten und dem ſtaat durch gleißnerey entriſſen,
Dieß nennt er ſein verdienſt, und trotzt auf ſein gewiſſen.

Doch, ſey auch kein Crispin, ſey reich durch beſſern fleiß!
Entſtund dein überfluß, dein glück auf dein geheiß?
Wer gab zu deiner kunſt dir fähigkeit und kräfte?
Wodurch gelungen dir ſo glückliche geſchäfte?

Warſt

W'arſt du der HErr der zeit, die günſtig dir erſchien?
Des zufalls, der mehr glück, als andern, dir verliehn?
Sind jene redlichen, die ſich im mangel grämen,
Nicht dieſe, die durch fleiß und kunſt dich oft beſchämen?
Allein ich ſtreite dir den gröſten fleiß nicht ab.
W'as ſchaffſt du mit dem gut, das fleiß und kunſt dir gab?
„Ich unterhalte die, die gern ſich nähren wollen - -
„Ich baue - - „ Baufſt du bloß, daß andre leben ſollen?
„Ich ſorge für mein haus und laß ihm einſt mein glück „
Ich ließ ihm, wär ich du, gern weniger zurück,
Und würde, mir das wohl der meinen zu verpfänden,
Auf ihre zucht, ihr herz, weit mehr, als du, verwenden.
Du glaubſt, du thuſt ſehr viel; doch kenneſt du die pflicht
Des reichthums und dich ſelbſt: ſo glaubteſt du dieß nicht.

Doch

Doch jener, deſſen geiſt, dem ſtaube ſich entriſſen,
Den, ihrem throne nah, die fürſten günſtig küſſen;
Er, den die weisheit hob und in der höhe ſchützt,
Er, der ſich ſelbſt verzehrt, indem er andern nutzt;
Er winkt, ſo flieht die ſchaar des hofes ihm entgegen,
Dem dräut ſein blick den fluch, und jenem lacht er ſegen;
Hat er, der fürſten freund, den jeder tag mehr preist,
Und deſſen glanz zu ſehn, der fremde küſten reist;
Er, deſſen namen ſchon ins ohr entfernter zeiten
Die ſänger des Apolls mit ewgem laut verbreiten;
Hat er, den alles ſchätzt und ſein verdienſt ihn lehrt,
Nicht recht zu ſeinem ſtolz, mit dem er ſich verehrt?
O hätt er muth genug, die ſchmeichler zu verachten,
Dreiſt in ſein herz zu gehn und ſtreng es zu betrachten,
Entkleidet von dem ſchein, was ſchein iſt, zu verſchmähn:
Wie würd er ſo beſchämt auf ſeine gröſſe ſehn!

Was iſt die weisheit denn, durch die ſein geiſt geſtiegen?
Oft nur die wiſſenſchaft, den fürſten zu vergnügen,
Durch ſcenen ſtolzer luſt ihn glücklich zu zerſtreun,
Und, um ſich groß zu ſehn, des fürſten knecht zu ſeyn.
Was iſt die wachſamkeit, die ſeine hoheit ſchützet?
Den, welcher mehr verſtand, mehr witz, als er, beſitzet,
Dem weisheit und natur ein edler herz verliehn,
Den augen ſeines Herrn ſorgfältig zu entziehn.
Was iſt der edelmuth, mit dem er andern dienet?
Iſts tugend, daß er ſich, dein ſchutz zu ſeyn, erkühnet?
Bewegt ihn dein verdienſt, wenn er die bittſchrift lieſt,
Mehr, als die kunſt, mit der ein narr den ſaum ihm küßt?
Er hilft mir, weil mein flehn ſein weichliches herz beſchweret;
Und meine demuth iſts, die ihn die groſsmuth lehret.
Was iſt des groſsen fleiß, von dem er ſtündlich ſpricht?

Wem

Wem dient er? Meistens sich und selten seiner
Pflicht.
Was treibt ihn feurig an, das schwerste zu voll-
führen?
Sein amt? Nein, mehr die furcht, sein amt nicht
zu verlieren.
O spricht er bey sich selbst: Gesegnet sey mein weib!
Gesegnet sey mein fleiß! denn beydes hält den staat;
Und wenn er dieß sich sagt, spricht oft das land
indessen:
Verflucht sey doch die kunst, den unterthan zu
plagen!
„*Geschieht nicht, was geschieht, im ganzen staat*
durch mich?
„*Wer übersieht ihn mehr, wer kennt ihn mehr,*
als ich?„
Stirb, und vor deiner gruft wird sich der staat
beschweren,
Du habst ihn nur gekannt, um tief ihn zu ver-
heeren.
Hat jener, der sein haus im dunkeln wen regiert,
Ihm fleiß und tugend lehrt, nicht mehr, als du,
vollführt?
Ihn ehret die vernunft; und gegen seine größe
Ist deine hoheit schwulst, und dein verdienst nur
lüge.

Am

Am ſtolz dem groſſen gleich, und ſtolzer oft, als er,
Tritt, der die demuth lehrt, der weiſe, dort einher,
Zeigt uns auf ſeiner ſtirn, dem menſchlichen geſchlechte,
Der künftgen welt zum dienſt, verwachte finſtre nächte.
Wer, denkt er, trieb die kunſt ſo hoch, als ich ſie trieb?
Wer ſchrieb am gründlichſten, ſeitdem man bücher ſchrieb?
Ein licht, aus meinem geiſt hellſtrahlend ausgegoſſen,
Hat endlich den verſtand der menſchen aufgeſchloſſen.
Nun irrt kein ſterblicher, wofern er mich verſteht,
Er leſe, was ich ſchrieb. Sind ſo viel Alphabet
Voll weisheit, hell erklärt, und kettenweis bewieſen,
Jahr aus, Jahr ein, gedruckt, und monatlich getrieſen,
Sind dieſe nicht geſchickt, die wahrheit zu erheben?
Nein, ehe glaubt ich ſelbſt, mein ruhm könnt untergehn.
O glaub es, ſtolzer mann! wer wird dich künftig leſen?
Die welt verlöre nichts, wärſt du gleich nicht geweſen.

Ja.

Ja, denkt ein Damon hier, der fleiße mann
iſt klein;
In meiner wiſſenſchaft, da glückt es, groß zu ſeyn.
Iſt nicht mein koſtbar werk der ſchmuck in bu-
chersalen?
Sagt nichts, wie viel ich weiß, wie oft die andern
fehlen?
Für einen kenner an, ders nicht für göttlich hält?
Ja; Damon, doch dieß werk, was nützt es dann
der welt?
Haſt du durch deinen dienſt ſie dir ſo ſehr ver-
pflichtet,
Als jener, der ſein dorf zur tugend unterrichtet?

Doch dein verdienſt ſey mehr, als ein ge-
lehrter ruf.
Sey ſelbſt der größte geiſt, den die natur erſchuf;
In dir ſey wiſſenſchaft, geſchmack und witz ver-
bunden;
Hab überdacht, geprüft, und habe ſelbſt erfunden;
Sey mit der welt genau, die vor dir war, bekannt;
Sprich fleißs beredſamkeit, ſprich göttlichen verſtand;
Erforſche die natur auf dem geheimſten gleiſe;
Schreib ganze ſchulen klug, und nationen weiſe.

Und

Und habe denn das ziel des größten ruhms erreicht,
Daß itzt dir keiner glich, und künftig keiner gleicht;
Noch hast du wenig recht, geringre zu verachten,
Und als den würdigsten mit stolz dich zu betrachten.
Der geist, mit dem du dich so vieles ruhms erkühnt,
Woher bekamst du ihn; wer hat ihn dir verdient?
Sprich, ob du aus dem nichts, als mensch gebildet, gingest,
Oder ein verdienst für dich, daß du so viel empfingest?
Daß jene weise hand dir mehr, als uns verleiht,
Gibt dir kein recht zum stolz, nein, zur erkenntlichkeit.
Der fleiß, den du verehrst, ist dieser fleiß dein eigen?
Wer gab dir muth und lust, so glücklich ihn zu zeigen?
Geburt und unterricht, der lehrer und der freund,
Das beyspiel und das glück, und was sich sonst vereint,

Den trieb nach wiſſenſchaft und deinen fleiß zu mehren,

Wo iſt ſie? Wag es nur, und zieh von deinen ehren

Gerechte den antheil ab, den jedes fordern kann,

Was hatte, ſonder ſie, dein groſſer fleiß gethan?

Du haſt weit mehr gewirkt, als tauſend nicht verrichten,

Wär iſts doch hätteſt du nicht auch weit gröſſre pflichten?

Gehört zur edlen that erfolg und umfang hier?

Der quell, aus dem ſie flieſt, macht unſre handlung groß.

Verſchwende deinen fleiß in ſchaaren groſſer thaten,

Ihr nutzen greift nur ſich, und ſigne ganze flaaten:

Allein, was war der grund von deiner edlen wahl

Der menſchen gluck? Sprach dieſs in deiner ſeele mal

Für ſie?

Belebte deinen fleiß, beſeelte deine triebe

Der heilge ruf der pflicht, der geiſt der menſchenliebe?

Wie oder war dein ruhm, der geiſt der eitelkeit,

Dein gluck der GOtt, dem du den ewgen fleiß geweiht?

Oft

Oft nur für unſern ruhm erringen wir uns ſtärke,
Und auf unedlem grund erbaun wir edle werke.
So füllt die lilie wohlriechend ihr gebiet,
Die doch den nahrungsſaft aus faulem ſtaube zieht:
So wird die fruchtbarkeit, mit der die ſaat ſich hebet,
Und unſre ſcheuren füllt, doch erſt vom ſchlamm belebet.

Die beſten tugenden ſind dieſe tugend nur!
Wie oft erzwinget ſie der hochmuth der natur!
Er macht ſie ſcheinbar nach, und weiß, durch kunſt beſcheiden,
In demuth, höflichkeit und gute ſich zu kleiden.
Sieh jenen gütigen! Stolz iſts, der ihn erweicht;
Ich ſehs aus der hand, die mir die gutthat reicht.
Nimm, ſagt er durch die art, mit der er ſie beweget.
Das, was ein niedriger, wie du, zu ſchätzen pfleget.
Du haſt dich itzt mit recht, mich anzuflehn, erkühnt;
Nützt nicht mein überfluß auch dem, ders nicht verdient?

Was ist der fromme wunsch, womit allerst uns
segnet?
Stolz, den der gruß beseelt, mit dem wir ihm
begegnet.
Sich gegen höflichkeit, mit welcher freundlichkeit
Bemerkt er unsern wunsch? Er schenkt uns seine
zeit,
Schmiegt sich in unser herz, und sucht, und kennt
in allen,
Der kunste schwerste kunst, jedweden zu gefallen.
Sich selber ist er nichts, und alles sind wir ihm.
Doch seine höflichkeit ist stolzen ungestümm.
Und ein befehl sie uns, ihn doppelt hoch zu
achten,
Weil er so gütig war, nicht laut uns zu verachten.
Sieh die bescheidne dort. Ihr gang, ihr blick, ihr
ton
Ist demuth; lobe sie, und sie erröthet schon.
Sie giebt der schönheit ruhm erschrocken dir zu-
rücke,
Und widerlegt ihn noch durch lobenswerthre blicke.
Verringert ihren werth, der sich dein lob gewann,
Damit sie dir beweist, wie schön sie denken kann.

Und wird zuletzt vor dir der demuth thränen weinen,
Aus stolz, was göttlichers, als andre sind, zu scheinen.

Man eifert auf den stolz, nennt seinen eifer pflicht,
Und unser eifer selbst ist stolz, der uns anspricht.
Man schreibt ein sinnreich werk, dieß laster zu vertreiben,
Und wird aus stolz geschickt, schön wider ihn zu schreiben.

Man rühmt des weisen ruh, rühmt die gelassenheit,
Mit der er sich beschützt, wenn ihm der unfall dräut;
Und oft ist diese ruh geheimer trotz der seelen,
Der spricht: Gings nach verdienst, so würde nichts mir fehlen.

Man rühmt des helden muth, der, wenn das schwerdt der schlacht
Itzt legionen frißt, ihn unerschüttert macht;
Oft ist sein muth nur stolz. Er denkt, für meine massen,
Mich zu vertheidigen, sind dich nur gestalten.

Doch herrscht der übermuth in höhen nur allein?
Nein, selbst das gebiet der niedrigsten ist sein.
Der arme landmann sieht des ärmern reiche gaben;
Er schätzt, denkt sein stolz, er will, doch ich nicht, haben.
So sieht des bettlers neid ein bettler ungerührt;
Mir würdigern, denkt er, mir hätte viel gebührt.
So schließt des künstlers stolz aus seiner tracht von seide,
Wie viel er besser ist, als der im wollnen kleide.

O mensch! vertreibe doch den glanz des falschen lichts!
Warum verbirgst du dir mit so viel kunst dein nichts?
Was ist des menschen ruhm, das klugen wahre größe?
Die kenntniß seiner selbst, die kenntniß seiner blöße.
Ein redendes gefühl, das laut im herzen spricht:
So viel ich hab und bin, hab ichs von mir doch nicht;
So wenig ich empfieng, will ichs mit dank besitzen,
Mich seiner täglich freun, und unverdient es nützen.

Und iſt dein ohr, o freund! vor dieſer ſtimme taub:
So ſchleiche tiefgebückt und krumme dich im ſtaub,
Und predige das nichts der äuſerlichen ehren,
Du wirſt den gröbſten ſtolz auch noch im ſtaub ernähren.

Die Freundſchaft.

Sey ohne freund; wie viel verliert dein leben!
Wer wird dir troſt und muth im unglück geben,
Und dich vertraut im glück erfreun?
Wer wird mit dir dein glück und unglück theilen;
Dir, wenn du rufſt, mit rath entgegen eilen,
Und, wenn du fehlſt, dein warner ſeyn?

Sprich nicht: wo ſind der freundſchaft ſeltne früchte?
Wer hält den bund, den ich mit ihm errichte?
Wer fühlt den trieb, den ich empfand?
O klage nicht! Es giebt noch edle ſeelen.
Doch ſehn wir auch, wenn wir uns freunde wählen,
Genug auf tugend und verſtand?

Aus eitelkeit für jenen ſich erklären,
Weil er vielleicht begehrt, wie wir begehren,
Und weil ſein umgang uns gefällt;
Das herz ihm weihn, noch ehe wir ſeines kennen,
Aus eigennutz ihm unſre zeit verſchwenden,
Dieſs iſt nicht freundſchaft, dieſs iſt neid.

Um einen freund von edler art zu finden,
Muſt du zuerſt das edle ſelbſt empfinden,
Das dich der liebe würdig macht.
Haſt du verdienſt, ein herz voll wärme
So ſorge nichts; ein ähnliches gemüthe
Laſſt deinen werth nicht aus der acht.

Du muſt für dich und die empfangnen gaben
Erſt ſorgfalt tragen, gnug erwärmung haben;
Und deinem herzen nichts verzeihn.
Du muſt dich oft, ohn eigennutz zu dienen,
Du muſt dich ſtets, gerecht zu ſeyn, erkühnen,
Und daſs es andre ſind, dich freun.

Ein Herz, das nie ſich ſelbſt mit ernſt bekämpfet,
Nie ſtolz und neid und eigenſinn gedämpfet;
Liebt dieſes herz wohl dauerhaft?
Wie bald wirds nicht durch kleine fälle ermüden!
Es fühlet ſich, und ſtört der freundſchaft frieden
Durch ungezähmte leidenſchaft.

Haſt du das herz, mit dem du dich verbunden,
Dem deinen gleich, der liebe werth gefunden:
So thue, was die weisheit ſpricht.
Sie heißt in ihm dich jede tugend ehren,
Wie ſehr du liebſt, durch thaten ihn belehren,
Und macht ſein glück zu deiner pflicht.

Sie legt dir auf, ſein gutes nachzuahmen.
Du ahmſt es nach, und du belebſt den ſamen,
Der eintracht und der zärtlichkeit.
Du ſorgſt mit luſt für deines freundes ruhe,
Er, ob er gnug, dich zu verdienen, thue;
Und eure treu wächst durch die zeit.

Dein freund, ein menſch, wird ſeine fehler haben;
Du duldeſt ſie bey ſeinen größern gaben,
Und milderſt ſie mit ſanfter hand.
Sein gutes herz bedient ſich gleicher rechte,
Begeiſtert deins, wenns minder muthig dächte,
Und ſein verſtand wird dein verſtand.

Wenn, ungewiß bey meiner pflicht, ich wanke,
Wie ſtärkt mich oft der ſelige gedanke:
Was that Atiſt bey dieſer pflicht?
Verfahre ſo, als wär er ſelbſt zugegen:
So giebt ein blick auf ihn mir ein vermögen;
Und der erſt wankte, wankt itzt nicht.

Ein gleicher zweck, des geiſtes bild die freude,
Der weisheit glück, vereint und fuhrt uns beyde,
Denn ich und er, ſind beyd ihr freund.
Ein gleiches gut, das höchſte gut der erden,
Der tugend glück, läßt uns zufriedner werden,
Denn nur für ſie ſind wir vereint.

Ich eile froh, ſein glück ihm zu verſüſſen;
Doch daß ichs that, ſoll er nicht immer wiſſen;
Mein herz belohnt mich ſchon dafür.
Und wenn ich ihm vor ſeinen augen diene,
Entzieh ich doch dem dienſt des dienſtes miene,
Als nützt ich minder ihm, denn mir.

Theilt er mit mir die laſt der gröſſern ſorgen:
So bleibt von mir die kleinſt ihm nicht verborgen,
Und ſchwindet in vertraulichkeit.
Kann klag ichs ihm, was mich im ſtillen drücket:
So hat ſein blick oft ſchon mein herz erquicket,
Eh mich ſein mund mit troſt erfreut.

Entfernt von ihm wird mir ein glück zu theile;
Und wenn im geiſt ichs ihm zu ſagen eile,
Wird mir dieß glück gedoppelt ſüß.
Entfernt von ihm drohn mir des unglücks pfeile;
Und wenn im geiſt ichs ihm zu klagen eile,
So fühl ich minder kümmerniß.

Wenn wir vertraut, mit aufgeweckterm herzen,
Nach reifem ernſt, die ſtund uns froh verſcherzen:
So bildet der geſchmack den ſcherz.
Den witz, den geiſt, die uns itzt ſcherzen lehren,
Beſeelt die liebe; und daß wir uns verehren,
Vergiſſt auch nie das muntre herz.

Sollt je ein zwiſt der freundſchaft ruhe kränken,
Sollt übereilt ich ihr zum nachtheil denken,
Und meinem freund ein anſtoß ſeyn:
So eil ich ſchon, den fehler zu geſtehen.
Wars klein von mir, ihn hitzig zu begehen:
So iſt es groß, ihn zu bereun.

Menſch, lerne doch dein leben dir verſüßen,
Und laß dein herz von freundſchaft überfließen.
Der ſüſſen quelle für den geiſt!
Sie quillt nicht bloß für dieſe kurzen zeiten;
Sie wird ein bach, der ſich in ewigkeiten
Erquickend durch die ſeel ergießt.

Dort werd ich erſt die reinſte freundſchaft ſchätzen,
Und bey dem glück, ſie ewig fortzuſetzen,
Ihr heilig recht verklärt verſtehn.
Dort werd ich erſt ihr ganzes heil erfahren,
Mich ewig freun, daß wir ſo glücklich waren,
Fromm mit einander umzugehn.

Der Ruhm.

Was iſt das gut, nach dem du ſtrebſt,
Der ruhm, für den du denkſt und lebſt?
Wags, du ſein freund, ihn zu betrachten!
Gewährt er, was er dir verſpricht,
So bleib ihm treu. Gewährt ers nicht,
So lern ihn dreiſt verachten.

Welch glück, wenn mich ein groſſer ſchätzt,
Der fürſt an ſeine ſeite ſetzt,
Und laut mir ſeinen beyfall ſchenket!
Alsdann wird mein verdienſt bekannt;
Dann denkt von mir das ganze land
Groß, wie mein ehrgeiz denket.

Wer iſt der groſse, der dich ehrt?
Sprich, kennt er der verdienſte werth?
Setz ihn im geiſt aus ſeinem ſtande!
Vielleicht wird dir ſein beyfall klein;
Vielleicht haltſt dus, ihm werth zu ſeyn,
Nunmehr für eine ſchande.

Wenn itzt des dichters lobgedicht,
Der redner göttlich von dir ſpricht,
Und laut dich die geſchichte preiſen;
Wenn, auf ihr wort, die halbe welt
Dich für den gröſsten weiſen hält;
Wirſt du darum zum weiſen?

Wächst deiner tugend etwas zu,
Gewinnet deines geiſtes ruh;
Wenn viele deinen namen hören?
Biſt du beglückt, in dir beglückt;
Wenn thor und thörinn auf dich blickt,
Und länder dich verehren?

Suchſt du den ruhm nicht in der pflicht,
Giebt dir dein herz den beyfall nicht;
Was wird dir andrer beyfall nützen?
Und haſt du deinen ruhm in dir;
Was ſorgſt du kummervoll dafür,
Den äuſſern zu beſitzen?

Wenn jener deinen namen lieſt,
Gleichgültig nennt, und dann vergiſt:
Iſt dieß ein ſchätzbar glück zu nennen?
Iſt dieß die welt, die von dir hört;
Wenn gegen einen, der dich ehrt,
Dich tauſend noch nicht kennen?

Iſt dieß des nachruhms ewigkeit;
Wenn ein ſcribent der trockenheit
Sich künftig an dein leben waget?
Und wenn dem wandrer einſt noch ſpät
Der ſtein, vor dem er müſſig ſteht,
Daß du zu früh ſtarbſt, ſaget?

Und iſt das glück ſo ungemein,
Von einer welt gerühmt zu ſeyn,
Die oft den wahren ruhm verkennet;
Das laſter rühmet, wenn es gleißt,
Die wildheit muth, den unſinn geiſt,
Und eiferſucht große nennet?

Du ſtrebſt mit eiferſucht und angſt,
Damit du ihren ruhm erlangſt.
Wahn, du fällſt ihn ſchnell erſtreben!
Doch welch unſchätzes eigenthum!
Vielleicht rent bald die welt der ruhm,
Den ſie dir ſchnell gegeben.

Die zahl der klugen iſt nicht groß.
Verlangſt du ihren beyfall bloß,
So ſuch ihn ſtill in ihrer ſphäre.
Der kluge ſieht auf dein verdienſt;
Und biſt du das nicht, was du ſcheinſt,
So biſt du ſonder ehre.

Erwirb dir tugend und verſtand;
Nicht, um ſie, von der welt genannt,
Mit eitlem ſtolze zu beſitzen.
Erwirb ſie dir mit edler müh,
Und halte dieß für ruhm, durch ſie
Der welt und dir zu nutzen.

Nicht deines namens leerer ſchall,
Nicht deiner tugend widerhall
Muß dich zu groſſen thaten ſtarken.
Die zeit, die kräfte, groſſer geiſt!
Die du ſo laut dem ruhme weihſt,
Die weihe ſtill den werken.

Erfüllſt du, was die weisheit ſpricht,
Und gleicht dein eifer deiner pflicht:
So wird der ruhm ihm folgen müſſen.
Und wann dein werth ihn nicht erhält:
So giebt dir ihn, trotz aller welt,
Doch ewig dein gewiſſen.

Der Informator.

Ein bauer, der viel geld, und nur zween ſöhne hatte,
Nahm einen Informator an.
Ich, ſprach er, und mein ehegotte,
Wir übergeben ihm, als einem wackern mann,
Was uns am liebſten iſt. Fuhr er ſie treulich an;
Er ſchlts, es ſind zwey muntre knaben.
Und freylich wird er mühe haben;
Allein ich will erkenntlich ſeyn.
Ich halte viel aufs rechnen und aufs ſchreiben,
Dieß laß er ſie fein fleiſſig treiben,
Und präg er ihnen ja das chriſtenthum wohl ein.
Ich kanns ihm nicht ſo recht beſchreiben.
Allein, er wird mich wohl verſtehn;
Ich wünſchte ſie gern klug und ehrlich ſehn.
Dieß macht bey aller welt gelitten,
Und iſt vor GOtt im himmel ſchön;
Erfüll er alſo meine bitten.
Hier geb ich ihm zwey ſtübchen ein,
Und was er braucht, das ſoll zu ſeinem dienſte ſeyn.

Der

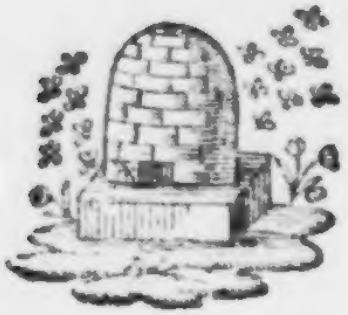
Der lehrer fand ein herz bey seinen bauerknaben,
Als hundert junker es nicht haben;
Denn zeugt nicht manches schlechte haus
Oft kinder mit den größten gaben?
Und bildete die kunst den rohen marmor aus,
Was würden wir für grosse männer haben!
Wohl mancher, der im krug so gern Mandate liest,
Trüg itzt verdient, als staatsmann, seinen orden;
Wohl mancher, der bey einem bauernzwist,
Versehn mit kühnheit und mit list,
Aus ehrgeiz gern der führer ist,
Wär einst ein größrer held geworden,
Als du, vornehmer held, nicht bist.

Der junge mann, geschickt im unterrichten,
Erfüllte redlich seine pflichten;
Und dieß gefiel dem bauer sehr.
Er hielt ihn ungemein in ehren,
Kam oft den kindern zuzuhören,
Als obs die pflicht der väter wär.

Nun war ein jahr vorbey. Herr, sprach der gute bauer,
Was soll für seine mühe seyn?
„Ich fordre dreyßig thaler.„ Nein,
Nein, fiel der alte hitzig ein,
Sein Informatordienst ist sauer.
So kriegte ja der großknecht, der mir pflügt,
Ey nah so viel, als der gelehrte kriegt,
Der das besorgt, was mir am herzen liegt.
Die kinder nützen ihn ja durch ihr ganzes leben.
Nein, lieber herr, das geht nicht an,
So wenig giebt kein reicher mann.
Ich will ihm mehr, ich will ihm hundert thaler geben,
Und mich darzu von herzen gern verstehn,
Ihm jährlich diesen lohn ansehnlich zu erhöhn.
Gesetzt, ich wüßt ein gut verfinden;
Auch das. Ists denn ein lustenstück?
Viel besser ich verfinds zu meiner kinder glück,
Als daß sies, reich und lasterhaft, verschwenden.

* * *

Hat dieß ſich wirklich zugetragen?
Ja, wirklich. Glaub es auf mein wort.
Ich wollte dir ſo gar den ort,
Wo dieſer bauer wohnt, und ſeinen namen ſagen;
Allein dieß wär für ihn betrübt.
Er würde nur verdruß vom edelmanne haben,
Weil der für ſein halbdutzend knaben
Mit vielem ſtolz kaum dreyßig gülden giebt.



Elmire und Selinde.

Mit ihren kränzen in den haaren,
Erſchienen einſt vor Charons kahn
Zwo jungfern in den beſten jahren,
Und wollten eilends überfahren.
Der ſchiffer, ſonſt ein finſtrer mann,
Sah ſeine ſchönen freundlich an:
Ihr kinder, kommt ihr gar zu paaren?
Was hat euch denn die oberwelt gethan?
Vor kurzem kam ein hübſcher jüngling an;
Du da in deinen ſchwarzen haaren,
War dieſes etwann dein galan?
Ich möcht es bald aus deinen augen leſen.
Und du dort, lächelndes geſicht,
Nicht wahr, ihr ſeyd verliebt geweſen?
Geſteht mirs, eher fahr ich nicht.

Mein herr, was will er mit der liebe?
Fiel ihm Elmire hitzig ein.
Kann man denn ohne dieſe triebe
Kein ſchön und glücklich mädchen ſeyn?

Was?

Was? Ich verliebt? er irrt ſich. Nein.
Ich kann es ihm durch einen eid verſichern,
Daß ich, bey meinem leben ſtand,
Dank ſeys der tugend und den büchern,
Die liebe nicht gewünſcht, noch weniger gekannt.
Und kurz, was brauch ich mehr zu ſagen?
Da ich die liebe ſtets verſchmäht?
Verſehen er mich mit ſolchen fragen,
Wovon vielleicht Selinde mehr verſteht.

Ich, ſprach ſie, wills aufrichtig ſagen,
Ich ſchäme mich der ſüſſen ſchwachheit nicht.
Mein ſchäfer war, wie man in unſrer ſprache ſpricht,
Mein gröſter wunſch, und ich ſein glück und ſein gedicht.
Ich gab ihm oft gelegenheit zum küſſen,
Und that, als wollte michs verdrieſſen,
Doch in der that verdroß michs nicht.
Ich zürnte, wenn er zärtlich redte,
Und hätte doch geweint, wenn er geſchwiegen hätte.

Ich

Ich ſchalt ihn, daß er mir von nichts als liebe ſchrieb,
Und meinen reiz in lieblern übertrieb,
Im herzen aber war mirs lieb.
Ich ließ mich oft von ihm nachläſſig überſchleichen,
Und floh geſchwind, und ließ im weichen
Geſchickt ihm zeit, mich zu erreichen.
So hab ich unſchuldsvoll, bis mich der tod ereilt,
Ein zärtlich herz mit ihm getheilt.

Gut, fieng der fährmann an, gleich wird ſichs offenbaren,
Wer unter euch den kranz mit ehren trägt.
So bald ich meinen kahn bewegt:
So wird er der, die nicht mit recht ihn trägt,
Mit ungeſtumm vom kopfe fahren.
Kommt, kinder, kommt, damit wirs ſehn.
Den augenblick riß ihn Elmire von den haaren;
Allein Selinde ließ ihn ſtehn.

Universitäts
Bibliothek
Berlin.

Hanns Nord.

Ein mann, der ſich auf vielerley verſtund,
That durch den druck in London kund,
Daß er ein ſeltnes kunſtſtuck wüſte,
Und lud auf ſein erbaut gerüſte
Den kunftgen tag die bürger ein;
Ließ einen engen krug und ſich in kupfer ſtechen;
In dieſen krug, war ſein verſprechen,
Kriech ich Hanns Nord mit kopf und bein,
Um zehn uhr durch den hals hinein.
Der preis für einen platz ſoll nur acht groſchen ſeyn.
Nun gieng das blatt durch alle gaſſen.
„In einen krug? Was? Rast der mann?
„Das ſoll er mir wohl bleiben laſſen.
„Mit einem wort, es gelt nicht an;
„Der dümmſte kopf muß das verſtehen.
„Allein acht groſchen wag ich dran.
„Komm, bruder, komm, den narren muß ich ſehen.

Kurz, einer riß den andern fort.
Dem pöbel folgten schon carossen um die wette,
Worinn der kaufmann und der Lord
Aus gründen der Physik bewiesen, daß Hanns Nord
Unmöglich raum in einem kruge hatte.
Gesetzt auch, wandte Lady ein,
Gesetzt, dieß könnte möglich seyn:
So wird doch stets der kluge fragen:
Wie kömmt der narr denn durch den hals hinein? - -
Doch unser kutscher schläft ganz ein,
Fahrt zu, Johann! itzt wird es neune schlagen.

Halb London saß nunmehr an dem bestimmten ort,
Und sah den krug erstaunt auf dem theater stehen.
„*Wird nicht das werk bald vor sich gehen?*
Man wartet, pocht und lärmt. Indessen schlich Hanns Nord
Sich heimlich mit dem gelde fort.

Wer

Wer war nunmehr der gröſste thor zu nennen?
Nord, oder eine halbe ſtadt,
Die ſich, von neugier blind, auf ſein phantaſtiſch blatt,
Vor ſeine bühne drängen können?

* * *

Du lachſt; doch weiſt du auch, daſs du durch gröſsre liſt
So leicht, wohl leichter noch, zu hintergehen biſt?
Was braucht wohl ein Hanns Nord, verſehn zum buchverſchmieren,
Was braucht er, um dich zu verführen?
Ein wunderbares titelblatt,
Das den betrug ſchon bey ſich hat.
Er will die ganze welt durch goldtinktur curiren;
Durch einen ſchluſs dich klug und glücklich deraiſonniren;
Sein gründlich wörterbuch erſpart dir das ſtudiren;
Er lehrt ohn umgang dich die kunſt zu converſiren,
Er lehrt dich, ohne mühſinnreich poetiſiren;

Dich ohne koſten wirthſchaft fuhren;
Und glücklich laſſt du dich das wunderbare ruhren,
Erſtaunſt und eilſt, und kaufſt und lieſt,
Was denn? daſs du betrogen biſt.

Der alte Dichter und der junge Criticus.

Ein jüngling ſtritt mit einem alten
Sehr lebhaft über ein gedicht,
Der alte hielts für ſchön, der jüngling aber nicht,
Und hatte recht, es nicht für ſchön zu halten.
Er wies dem alten, ſchritt für ſchritt,
Hier bald das matte, dort das leere,
Und dachte nicht, daſs der, mit dem er ſtritt,
Der Autor des gedichtes wäre.

Wie, ſprach der alte, ganz erhitzt,
Sie tadeln ausdruck und gedanken?
Mein herr, ſie ſind zu jung, mit einem mann zu zanken,
Den feiſt, geſchmack und alter ſchützt.

Da

Da man ſie noch im arm getragen,
Hub ich der kunſt ſchon nachgedacht.
Und kurz: was würden ſie wohl ſagen,
Wenn ich die verſe ſelbſt gemacht?

Ich, ſprach er, würde, weil ſie fragen,
Ich würde ganz gelaſſen ſagen,
Daß man, geſchmack und dichtkunſt zu entweihn,
Oft nichts mehr braucht, als nit und ſtolz zu ſeyn.

Alceſt.

Durch unglück mehr, als durch verſehn,
Verlohr Alceſt im handel ſein vermögen.
Er ſaß bereits der ſchulden wegen.
Kein freund erſchien, ihm beyzuſtehn;
So viel in London ihrer waren.
Sein ſohn allein, noch in des jünglings jahren,
Wagts, ſeine freyheit zu erflehn.
Er wagt ſich zärtlich vor Valeren,
Der dem Alceſt das meiſte geld gelichn,

Und bittet mit den treuſten zähren,
Die ſchamhaft von den wangen fliehn,
Dem vater doch das glück der freyheit zu gewähren.

Nein, ſpricht Valer, mit meinem willen nicht.
Soll mich ein jeder böſewicht
Um ſo viel tauſend pfund betrügen?
Bezahlt mich dein vater nicht:
So ſoll er nie die freyheit wieder kriegen.

Beſtürmt von ſcham, von zärtlichkeit und pflicht,
Wirft ſich der ſohn zu ſeinen fuſſen.
O! GOtt, was hab ich hören müſſen,
Schmäht meinen armen vater nicht.
Unglücklich iſt er nur; allein kein böſewicht.
Laſt mich an ſeiner ſtatt verſchlieſſen.
Ich weiche nicht von euern fuſſen,
Als bis ich dieſen wunſch erreicht.

Valer

Valer bewunderte des jünglings edle triebe,
Empfand die macht des mitleids und der liebe,
Und ward mit einemmal erweicht.
Er hob ihn auf mit zitterndem erbarmen.
Ich, ſprach er, habe dich durch meine ſtreng'
entehrt;
Laß zur verſöhnung dich umarmen,
Dein herz iſt deiner bitte werth.
Dem vater ſoll der ſohnes wegen
Die ganze ſchuld erlaſſen ſeyn;
Allein, wer wird das andre geld erlegen,
Um deinen vater zu befreyn?

Der jüngling weint.

Hör an, ich habe viel vermögen,
Und eine tochter nur, die lieb ich ungemein,
Ihr herz iſt deiner werth, willſt du mein eydam
ſeyn:
So habe ſie und meinen ganzen ſegen.

Die ſchöne reicht die hand dem edlen jüng-
linge dar;
Und o wie glücklich ward dieß paar!

Itzt aber giengen sie, der jüngling mit der schöne,
Aus der gefangenschaft den vater zu befreyn.
Erst tritt der sohn, und nun tritt sie herein.
Welch freudig schrecken nimmt mich ein!
Ich sehe sie - - doch diese scene
Will nur gefühlt, und nicht beschrieben seyn.

Der gehoffte Ruhm.

Voll von sich selbst und von der that,
Die er vollführt, gieng Tullius entzücket,
Itzt aus Sicilien, wohin ihn der Senat
Vor einem jahr als Quästor abgeschicket;
Er gieng zurück nach Rom, und theilte zum voraus,
Im Namen Roms, sich die belohnung aus.
Wer ist wohl itzt des volks verlangen?
Wen, dacht er, nennt man itzt, als mich?
Wen wird man jauchzender empfangen,
Als dich, o Tullius! als dich?

Das

Das iſt er, ruft man dir entgegen,
Der uns Sicilien der Theurung abgewehrt!
Der uns mit einem reichen Segen
Von Korn ein ganzes Jahr ernährt. * -
In dieſen ſchmeichelnden Gedanken
Stieg bey Puteoli der Quäſtor an das Land,
Wo er ganz unverhofft vornehme Römer fand,
Die damals gleich den Brunnen tranken.

Schnell ließ er ſich vor ſeinen Gönnern ſehn,
Und ſuchte ſchon ſein Ich in ihren Mienen.
Iſt das nicht Cicero? rief einer unter ihnen,
Ja, ja, er iſts; o das iſt ſchön!
Wie lange haben wir ſchon nichts von Rom vernommen!
Wie ſtehts in Rom? Wenn reisten ſie von da?
Wie, rief er ganz erzürnt, wie könnt ich daher kommen!
Ich komm aus der Provinz - - Vielleicht aus Afrika?
Verſetzt ein andrer hurtig wieder.
Hier zitterten dem Quäſtor alle Glieder.
„Nein, aus Sicilien komm ich als Quäſtor wieder „

Ja, fuhr nunmehr ein dritter fort,
Er kömmt daher. Verlaßt euch auf mein wort.
Mit diesem ruhm schlich Tullius sich fort.

* * *

Du, der du denkst, daß alle von dir wissen,
Von dir itzt alle reden müssen,
Und dich im herzen stolz erhebst;
Von tausenden, die dich nach deiner meinung kennen,
Und dich und deine thaten nennen,
Weiß oft kaum einer, daß du lebst.

Der Freundschaftsdienst.

Noch unbekannt und ungepriesen
Lebt hier und dort ein Jonathan,
Der größre treu dem freund erwiesen,
Als man von brüdern fordern kann.

Ihn zu besingen, wähl ich einen;
Und von der nachwelt hochgeschätzt
Ich Amyant, und habe keinen,
Den man ihm an die seite setzt!

Spricht einſt in den noch fernen jahren
Ein redner von der freunde pflicht:
So denkt er ſein, und ganzen ſchaaren
Lockt er die thränen ins geſicht.

Zu ihm, dem treuſten freund auf erden,
Kam einſt Philint, ſein ander Ich.
Freund, ſprach er, hilf mir glücklich werden,
Ich weiß ein liebes weib für mich.

Sie hat, was vielen ſchönen fehlet,
Sie hat verſtand, und reiz, und glück.
Ihr herz, von redlichkeit beſeelet,
Gefällt und ſpricht in jedem blick.

Ach Amyant, du kannſt mir dienen,
Du biſt ein angeſehner mann.
Verreis und halt um Wilhelminen
Für mich bey ihren Eltern an.

Ich weiß, daß dich geſchäfte halten;
Doch - - Schweig! fiel Amyant ihm ein.
Geſchäfte kann ich ſtets verwalten,
Allein nicht ſtets dir nützlich ſeyn.

Ich reise gleich, um dir zu dienen.
Er thats, eh noch der tag verstrich.
Er reiste, sahe Wilhelminen,
Und nahm die schöne selbst für sich.

Der grosmüthige Räuber.

Auf einem weg hielt einen wandersmann
Ein räuber, nah um London, an.
Ach, sprach der arme wandersmann,
Ich bitt euch, last mir nur das leben.
Ich hab euch ja kein leids gethan,
Und wollt euch gern, was ihr verlanget, geben;
Doch heute hab ich nichts bey mir.
Ich geh itzt nach der stadt, um da zehn pfund zu heben;
Und morgen bin ich wieder hier,
Und theile sie mit euch; so wahr GOtt über mir!

Gut, fieng er an, du hast geschworen.
Ich glaube dirs. Geh fort. Ich wunsche dir viel gluck.
In kurzem kam der wandersmann zurück.

Ach,

Ach, sprach er mit erfreutem blick,
Seht, was ich ärmster fand, ihr habts doch wohl verloren,
Zehn pfund, und mehr noch, - - welch ein glück!
Und diese bring ich euch zurück.
Erlaßt mir das, was ich beschworen.

Nein, bub der räuber an, ich habe nichts verloren,
Behaltet euer geld, weil ihr so ehrlich seyd.

* * *

So fühlt oft selbst ein schelm den werth der redlichkeit.

Dorant.

Erschrocken kam Frontin zu seinem freund Dorant.

„*Ach, liebster freund, ist dirs denn nicht bekannt?*
„*Ich kann vor zorn kein glied mehr rühren.*
„*Bedenke die verfluchte liß,*
„*Man strebt nach dem, was dir am liebsten ist,*
„*Man will dir deine frau entführen.*

„*In*

„In dieser nacht noch, solls geschehn.
„Unglücklicher! was willst du machen?
„Laß doch geschwind das haus bewachen.
„Mein blut soll dir zu diensten stehn,
„Und ich will augenblicklich gehn,
„Den garten und den hof verschliessen.

Nein, schrie Dorant, willst du mich glücklich wissen:
So laß die thüren offen stehn.

* * *

Ihr weiber, dieses klingt nicht schön!
Ists möglich, seyd ihr an den plagen
Liebloser eben wirklich schuld?
Ja, nach der männer ihren klagen,
Sind wir durch wildriges betragen
An aller quaal der eben schuld.
Doch wenn bald nach den hochzeittagen,
Die männer uns gebietrisch plagen,
Die uns vergöttern, wenn sie freyn:
Wie können wir da lange zärtlich seyn?

Ihr männer, dieses klingt nicht fein!

Der

Der Arme und das Glück.

Ein armer mann ersehn zum graben,
Wollt itzt ein besser schicksal haben,
Und rief das gluck um beystand an.
Das glück erhörte sein verlangen.
Er fand, indem er grub, zwo starke goldne stangen;
Allein der ungeschickte mann
Sah sie für altes messing an,
Und gab für wenig geld den reichthum aus den händen,
Fuhr fort, und bat das glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

O thor! rief ihm die gottheit zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher, als du,
Wenn du gewusst, dich in dein gluck zu schicken?

Du wünschest dir mit angst ein glück,
Und klagst, dass dir noch keins erschienen.
Klag nicht, es kömmt gewiss ein gross'ger augenblick;
Allein bitt um verstand, dich selber zu bedienen:
Denn dieses ist das gröste glück.

Der Schwätzer.

Die gröste plage klugen leben,
Ein unbund von beredten thoren,
Ein unerträglich ungemach,
Ein schwätzer, der zu allen zeiten
Mit rednerischem o und ach!
Von den geringsten kleinigkeiten,
Von zeitungsangelegenheiten,
Und, was noch schlimmer war, meist von sich selber sprach;
Und, dass es ihm ja nicht am stoffe fehlte,
Was er vorher erzählt, gleich noch einmal erzählte.

Ein so beredter herr sah einen wackern mann,
Der denkend schwieg, verächtlich an.

Der

Der herr, ziſcht er dem nachbar in die ohren,
Hat wohl das reden gar verſchworen,
Ich wett, er iſt ein narr, und weiß nicht, was
er will.
Das dächt ich nicht, ziſcht er ihm wieder in die
ohren;
Ein narr, mein herr, ſchweigt niemals ſtill.

Der ungerathene Sohn.

Ein vater war, wie viele vater,
Mit einem willen ſohn geſtagt,
Nichts thörichtes, nichts kühnes ward gewagt,
Johann, ſein ſohn, war allemal der thäter.
Der vater, der kein mittel ſah,
Bey ehren in der ſtadt zu bleiben,
Schickt ihn, um ihm den kützel zu vertreiben,
Zwey jahre nach Amerika;
So ſauer auch die liebe mutter ſah.

Allein, was halfs? Johann kam wieder,
Und wer war ärger, als Johann?
Der vater und des vaters bruder,
Beſchloſſen endlich mann für mann,

Daß

Daß, weil er nicht gehorchen wollte,
Johann der trommel folgen ſollte.
Der ausgelaßne ſohn ward alſo ein ſoldat.
Und dieß war auch der beſte rath.
Denn was nun auch die leute ſagen,
Die dieſem ſtand nicht gunſtig ſind;
So ward doch mancher mutter kind
Von einem herrn oft klug geſchlagen,
Der, trotz der ſcherpe, die er trug,
Nicht weiſer war, als der, den er vernünftig ſchlug.

Doch dieſe zucht ward auch vergebens unternommen.

Johann blieb wild und ungeſtümm.
Der hauptmann ließ den vater kommen;
„Nehmt euren ſohn zurück, ich ziehe nichts aus ihm.„
Der vater muß ihn wieder nehmen.
Nun wird er wohl den wildfang niemals zähmen?
Doch nein, ein mittel half geſchwind,
Und eh vier wochen noch vergingen,
War ſein Johann fromm, wie ein kind.

Wie? ließ er ihn ins zuchthaus bringen?
Ich dachte gar. Warum nicht lieber auf den bau?
Er wußt ihn beſſer zu bezwingen,
Er gab ihm eine böſe frau.

Die beyden Schwarzen.

Zween ſchwarze lebten einſt, verdammt zur ſklaverey,
Dem ſtolzen Spanier und ihrem ſchickſal treu.
Sie waren beyde jung, und bey dem freundſchaftstriebe
Empfanden ſie zugleich die ſtärke gleicher liebe.
Das ſchönſte ſchwarze kind, das noch ihr vaterland
Nie reizender geſehn, war beyder gegenſtand.
Als ſklavinn lebte ſie bey einem herrn mit ihnen.
Und jeder wünſcht allein ihr herz ſich zu verdienen,
Und trug in jedem blick ihr ſeins beſcheiden an.
Ich lieb euch, ſprach ſie oft, und einer ſey mein mann,
Allein, ich wähle nicht, um keinen zu betrüben.
Ver-

Vergleicht euch, und alsdenn will ich nur einen
lieben.
Ein trauriger vergleich, für beyde stets zu schwer.
Denn jeder liebte sich bey diesem glück zu sehr,
Als daß er eine braut, die sich ihm schenken
wollte,
Und die er schon geboßt, dem andern lassen sollte;
Dieß kann er nicht. Allein bey aller zärtlichkeit,
Besaß ein jeder auch zu viel rechtschaffenheit,
Als daß, so lang ihn nicht sein freund selbst über-
redte,
Er ihn gekränkt, und sie dem freund entzogen
hätte.

So blieb in langer zeit der ausgang ungewiß,
Zum unglück jeglicher des andern hinderniß,
Und still ertrugen sie die quaal feindseliger triebe,
Die quaal der eifersucht, der redlichkeit und liebe,
Und sahn sich oft, wenn sie beschämt einander sahn,
Mit thränen, die das haus selbst weinend mach-
ten, an;
Mit thränen, wie sie da zween brüder treu ver-
gießen,
Die sich im unglück sehn und keine rettung wissen.

Nach

Nach oft gefuhlter pein, und unentſchiednem ſtreit
Der freundſchaftlichen treu und gleicher zärtlichkeit,
Und als ſie einſt mit ihr betrübt im grünen ſitzen,
Und ihre liebe wuth. Zu ſchwach, ſich zu beſchützen,
Bewilligen ſie ſchnell den ſchrecklichſten verluſt,
Und jeder ſtößt den dolch in der geliebten bruſt.
Ein ſklave ſah von fern die ſchreckensvolle ſcene,
Er kam. Hier lagen ſie, umarmten ihre ſchöne,
Beweinten ihren tod, ſahn ſich noch einmal an,
Und thaten ſchnell an ſich, was ſie an ihr gethan.

* * *

Von mancher that, die die natur entehrte,
War oft der grund ein edler trieb,
Der in ein laſter ſich verkehrte,
Bloß, weil er ungebildet blieb.

Der fromme General.

Ein ſpötter der religion,
Und auch ein groſer prinz; denn trägt nicht mancher thron
Noch ſpötter der religion?
Sprach einſt mit einem tapfern greiſe
Und ihrem groſsen freund, nach kühner ſpötter weiſe,
Von ihr in einem ton, aus dem ein ſtolzer lacht,
Der kein geſetz erkennt, als das er ſelbſt gemacht.

Prinz, ſprach der General, ſie kränken meinen glauben,
Und wollen mir, mir alten mann,
Des lebens troſt, den troſt im tode rauben,
Was hab ich ihnen denn gethan?
Nichts, rief der fürſt, ihr ſeyd ein tapfrer mann,
Ihr ſeyd mein beſter unterthan,
Bis auf den frommen aberglauben.
Nur den verlaſst. „Nein, den verlaſs ich nicht.„

Auch da nicht, wenn ichs euch befehle?
„Nein, dieß iſt wider ihre pflicht.
„GOtt iſt nur Herr von meiner ſeele,
„Und alle fürſten ſind es nicht.
Wie aber, wenn ich herr von eurem leben wäre?
Dieß ſind ſie, ſprach der greis; ich hab es unverzagt,
In mehr als einer ſchlacht, für ſie, mein fürſt, gewagt;
Und itzt wag ichs zu GOttes ehre.

Thor! rief der prinz, wie wenn nun keiner wäre?
Wie, wenn ich dich, daß keiner iſt, belehre?
„So hätt ich luſt, ein böſewicht zu ſeyn,
„Und würde, wär kein GOtt, auch keinen könig ſcheun,
„Und meiner würden in dem heere
„Gewiß noch viele tauſend ſeyn.
„Dieß, Prinz, dieß flieſſt aus ihrer lehre!

Rhynfolt und Lucia.

Umſonſt wandt Rhynfolt alles an,
Ein reizend weib, getreu dem mann,
Ein edles herz zur wolluſt zu verführen.
Ihm öffnete ſein hoher ſtand ihr haus;
Allein ſie wich des fürſten liebling aus,
Und ließ ihm die verachtung ſpüren,
Die der, wärs auch ein Prinz, verdient,
Der ſich, die tugend zu verführen,
Aus niederträchtigkeit erkühnt.

Was kann das laſter nicht erzwingen,
Wenn es die hoheit unterſtützt!
Sollt es der brunſt, die Rhynfolts herz erhitzt,
Durch unrecht nicht, nicht durch gewalt gelingen?
Gerichtlich zieht er bald des weibes ehmann ein,
Und eilet, ihm das leben abzuſprechen.
Allein, was iſt denn ſein verbrechen?
Iſts mehr noch, als der mann der ſchönſten frau zu ſeyn,
Die von der pflicht nicht weicht, den mann allein zu lieben?
Ja, Rhynfolt zeigt, wer Danvelt *ſey,*
Er überführet ihn der landsverrätherey
Durch briefe, die er nie geſchrieben;
Und morgen eilt ſein todestag herbey.

Sein

Sein weib wirft ſich zu Rhynſolts füſſen,
Und klagt und ſieht verzweiflungsvoll.
Doch auch das auge ſelbſt, aus dem itzt thränen ſchieſſen,
Das ach, das ihn mitleidig machen ſoll,
Ein blick, beſeelt von wehmuth und von treue,
Und hände, die gerungen flehn,
Erhitzen nur des richters glut aufs neue.
Nie ſah er Lucien ſo ſchön.
Er klagt ihr ſein unkenſches feuer.
Verſchämte muſe, ſags nicht nach,
Was ein erhabnes ungeheuer
Zu einem frommen weibe ſprach!

Um ſie durch ihren man zu rühren,
Läſst er ſie ſelbſt in ſeinen kerker führen,
Und läſst ſie da mit ihm allein.
Sie kämpfen mit dem gröſſten leiden,
Lieb und verzweiflung ſpricht aus beyden.
„*O Dawelt! ſoll ich dich vom tode nicht befreyn?*
„*Man eilt, dich ſchrecklich hinzurichten*
„*Vergeſs ich nicht noch heute meiner pflichten:*
„*So wirſt du morgen nicht mehr ſeyn.*
„*Willſt du die ſchande mir verzeihn:*
„*Nun ſo gebeut*„ - - - *Sie zittert mehr zu ſagen,*
Und drückt ihn ſtarr an ihre bruſt.
Er klagt, und weint in ihre klagen;
Ihn ſchreckt ein doppelter verluſt.

„Soll ich den tod, den peinlichſten erdulden?
„Ach liebſte: weib, ich bin zu ſchwach!
„Befreyſt du mich durch deine ſchmach:
„So ſind es zwar nicht deiner tugend ſchulden;
„Und doch - - O GOtt! was ſoll ich nun erdulden?

Der morgen kömmt; und Lucia,
Die Danvelts tod vor augen ſah,
Ergiebt ſich thränend dem barbaren.
Er ſtillt die brunſt und bittet ungeſcheut,
Mit einer gleichen gütigkeit
Auch gegen ihn in zukunft fortzufahren.
Itzt aber, fängt er lächelnd an,
Itzt kannſt du deinen lieben mann
Nach deinem wunſch aus ſeinem kerker holen;
Doch daß er mir nicht künftig ſchaden kann:
So hab ich das zugleich gethan,
Was lieb und klugheit mir befohlen.
Ich weiß, du zürnſt deßwegen nicht.

Sie ſieht, mit ſchaam und mit verletzter pflicht,
Des mannes kerker aufzuſchlieſſen.
Doch himmel! ohne haupt lag er zu ihren füſſen.

Sie ſieht erſtarrt; kein ach erſchallt,
Man ſieht auch keine thräne rinnen,
Des ſchmerzens tödtliche gewalt
Heißt ſie allein auf rache ſinnen.

Sie

Sie ſucht den hof, wo Carl, ihr fürſt, regiert,
Und hat das gluck, den fürſten zu erreichen.
Wenn dich, ruft ſie, die ſchmach der tugend rührt;
So luſt, o Carl, dich itzt mein flehn erweichen;
Es iſt zu ſpät, mein ſchutz zu ſeyn.
Du kannſt nichts thun als mich elende rächen.
Denn Rhynſolt - - ſtrafe ſein verbrechen;
Ich ſchäme mich, es auszuſprechen.
Lies dieſe ſchrift und fuhle meine pein.

Carl lieſt, und eine fromme zähre
Flieſt von des helden angeſicht,
Der tugend und auch ihm zur ehre.
Ihr fürſten, welch ein lobgedicht!
Carl lieſt, und eine fromme zähre
Flieſt von des helden angeſicht.

Doch iſts genug, das laſter zu beweinen?
Ein tag wird angeſetzt; der liebling muſt erſcheinen,
Und gleich nach ihm tritt Lucia herein.
Kennſt du dieß weib? ſpricht Carl. Ein plötzliches erſchrecken
Verräth den böſewicht; er räumt das laſter ein;
Und ihre ſchande zu bedecken,
Will er mit ihr vermählet ſeyn.

Der fürſt läſst gleich den biſchoff kommen,
Und wohnt der trauung ſelber bey.
Du, ſpricht er, haſt ſie zwar aus furcht vor mir genommen;
Doch dieſs beweist nicht deine treu;
Sie zur vergebung zu bewegen,
Verſchreib ihr alle dein vermögen.
Er thats. Sieh, Lucia, fieng drauf der Herzog an,
Du biſt durch mich gerächt; allein aus gleichen pflichten
Räch ich nunmehr auch deinen mann.
Und er gebot den liebling hinzurichten.

An
den Herrn Grafen
Hanns Moriz von Brühl;
bey ſeinem vierzehnten
Geburtstage.

O Graf! vom himmel beſtimmt, den jahren, welche noch kommen,
Ein beyſpiel ſeltner verdienſte zu ſeyn!
Am tage deiner geburt bitt ich zum Schöpfer der menſchen
Um noch mehr ſeelen, der deinigen gleich.

Am tage deiner geburt bitt ich mit freudigen thränen,
Mit thränen, welche die liebe mich lehrt:
Erfull die hoffnung der welt, und ſey in jeglichem alter
Durch neue tugenden nützlich und groß.

Ja, Graf, ich weiß es gewiß, du wirſt die hoffnung erfullen,
Die deine jugend verehrungswerth macht.
Nie herrſcht ein kleinerer wunſch in deiner rühmlichen ſeele,
Als menſchen glücklich und weiſe zu ſehn.

Du wirſt, begabet mit macht, ſie nur zum wohlthun gebrauchen,
Und, unverblendet vom glanze des glücks,
Noch gütig, wenn du gebeutſt, noch liebreich, wenn du beſtrafeſt,
Noch groß ſeyn, wenn du die bitte verſagſt.

Bey allem beyfall der welt, und bey der liebe der fürſten
Wird der gedanke dir niemals entfliehn,
Daß das vollkommenſte glück in einem reinen gewiſſen,
Die wahre hoheit im herzen beſteht.

Kein menſch iſt edel und frey, der den begierden gehorchet,
Noch groß, wofern er dem ſchöpfer nicht dient;
Er ſey das wunder der welt, er ſey der könig der helden,
Stets iſt er ohne die tugend ein knecht.

Dich wird in zukunft ein volk, das volk der ſchmeichler, belagern,
Die peſt der großen und glücklichen welt;
Doch, ſtolz auf wahres verdienſt, wirſt du den lobſpruch verachten,
Den dir der richter im herzen verſagt.

Von

Von edler abſicht erfüllt, wird dich die müh nicht quälen,
Zu ſcheinen, was man doch wirklich nicht iſt.
Von edler abſicht erfüllt, wirſt du dir immerfort ähnlich
Und auch im kleinen noch liebenswerth ſeyn.

Der ruhm, der beyfall der welt, iſt der verdienſte gefahrte;
Doch heimlich folget die eiferſucht nach.
Wie wirſt du, glücklicher Graf, einſt dieſe feindinn beſiegen!
Durch güte, wie ſie dein onkel beſiegt.

Auf, Graf! bereichre dich itzt, itzt in dem Lenze der jahre,
Mit allerley ſchätzen der weisheit und kunſt.
Dein rang, dein heller verſtand, dein edelfühlendes herze,
Wie viel verſpricht es der hoffenden welt!

Dieſt, in den jahren des kinds ſchon reifer denkender jüngling,
Dieſt bittet dich dein verehrer und freund.
Mein lob ermuntre dein herz! denn wenn ſie keines verdienen,
So lob ich ſelber die könige nicht.

An
Herrn
Johann Andreas Cramer,
bey ſeiner Verbindung.

O freund, welch angenehm geſichte
Kührt meinen geiſt, indem ich dichte;
Dein künftig ſchickſal zeigt ſich mir.
Ich ſehe ſich in lange zeiten
Dein leben und verdienſt verbreiten,
Und glück und tugend folgen dir.
Dich ſeh ich an Charlottens ſeite
Nach vielen jahren noch, wie heute,
Als mann und freund vergnügt mit ihr,
Und immer dich, bey treuen küſſen,
Vertraulich und empfindungsvoll,
Das glück der zärtlichkeit genieſſen,
Von der nur wenig herzen wiſſen,
Die nur ein Cramer ſingen ſoll.

So wie ſich deine jahre mehren,
Mehrt dein verdienſt ſich um die welt.
Stets ſeh ich dich geſchmack und tugend lehren,
Und beides, wenn du ſchreibſt, gefällt.
Dein geiſt ſtürzt bald den aberglauben,
Und bald das laſter von dem thron,
Und rettet uns, was ſchlaue ſpötter rauben,
Das gröſte, die religion.

Dann merkt die welt auf deine gaben;
Und wenn ſie ſie nicht recht erkennt:
So ſcheut ſie doch den ſchimpf, den nicht belohnt zu haben,
Den man des lohnes würdig nennt.
Sie ſchmücket dich mit neuen ehren; *
Und du, erkenntlich gegen ſie,
Entzückſt ſie, bald mit heilgen chören,
Bald durch die pracht der Homilie.

Allein noch eine ſchönre ſcene
Nimmt mich in deinem leben ein,
Da liebe töchter, liebe ſöhne
Des edlen vaters herz erfreun.
Geſucht und oft umringt von ihnen,
Fühlſt du die zärtlichſte gewalt;
Dieß relt mit küſſen, dieß mit mienen,
Wenn jenes dir entgegen lallt;
Du aber überläſſt dich ihnen.
Da ſeh ich dich recht menſchlich ſchön,
Da ſeh ich Cramern, wie Racinen, **
In einem kreis mit kindern ſpielend gehn.

* *Der Herr Oberhofprediger war damals noch Paſtor in dem Dorfe Crellwitz.*

** *Der jünge e Racine in dem Leben ſeines Vaters:* . . En préſence même d'étrangers, il oſoit être Pére: il étoit de tous nos eux: je me ſouviens de proceſſions, dans leſquelles mes ſœurs étoient le Clergé, j'étois le Curé, & l'auteur d'Athalie chantant avec nous, portoit la croix. Memoires ſur la Vie de Jean Racine. p. 6.

Charlotte kömmt, und von Charlotten
Läſſt du dich gern der kinderſpiele ſpotten,
Und küſſend giebt ſie dir den lohn;
Du ſtreichelt dich, indem ſie küſte,
Als ob er auch mit lieben müſte,
Auf ihrem arm der zarte ſohn.
So ruhſt du oft vom fleiſſe ſchwerer werke,
Und biſt nur vater für dein haus;
Prüfſt liebreich deiner kinder ſtärke,
Und bildeſt ihre herzen aus,
Und freuſt dich, wenn der ſohn erſcheinet,
Der jung ſchon dich und deine freunde liest,
Bey einer ſchönen ſtelle weinet,
Und heimlich eiferſüchtig iſt,
Daß noch von ihm die welt nichts liest.

Ja, lieber Cramer, *wahre freuden,*
Ich weiß es, wahre warten dein.
Und wär es gnug, es wieder zu bereun:
So würd ich gleich um eine dich beneiden.

Auf

Herrn Willens Tod.

Du, dem ein weiſer gebrauch der jugend, welche dich ſchümckte,
Das ziel der glücklichſten greiſe verhieß,
Der, würden jahre verdient, ſie durch ſein herze verdiente,
O Wille! redliche weinen um dich!

Du ſtirbſt, von freunden beklagt, die mit unrühmlichen thränen
Noch nie die gabe des mitleids entehrt.
Sie haben niemals geweint, als vor dem grabe der edlen,
Und von dem reize der tugend bewegt.

Aus allen klaget Ein herz. So klagen zärtliche brüder
Des jüngſten rühmlichen bruders verluſt;

Sie ſehn ihn blühend im ſarg, und rufen ängſtlich: Ach bruder!
Und thränen reden das übrige fort.

Du ſtirbſt, von freunden verehrt, die ſelbſt den gröſsten nicht ehren,
Wenn ohne tugend der purpur ihn ſchmückt.
O! Wille, ſeliger freund! in welcher glücklichen gegend,
In welchem himmel frolocket dein geiſt?

Entrücket in das gebiet der vielen tauſendmal tauſend,
Die ſich in heiliger wolluſt erfreun,
Wenn eine ſeele noch mehr, gleich ihnen glücklich geworden,
Wie viel, o ſeliger, fühleſt du da!

Dein geiſt, der unſchuld geweiht, fand ſchon im ſterblichen leibe,
Schon hier in freundſchaft und liebe ſein glück;
Und nun, vom fleiſche getrennt, ſieht er im göttlichen lichte
Den reiz der tugend, und kennet ſie ganz.

Er

Er findt die ſtimme bewährt, die hier im herzen ihm ſagte:

„Sey weis und gütig! GOtt ſchuf dich dazu.

„Du lebſt, mit freybeit begabt, hier in dem lande der prüfung,

„Und ewigkeiten erwarten dich dort.„

Er findt die ſtimme bewährt, jauchzt himmliſch, daß er ihr folgte,

Da jauchzen ſchaaren der himmel mit ihm;

Er kömmt, geleitet durch ſie, zum thron des göttlichen Mittlers,

Fällt dreymal nieder, und betet ihn an.

Hier, hier verliert ſich ſein blick im glanz der herrlichkeit GOttes;

Der liebe wunder eröfnen ſich ihm.

So ſteht ein jüngling erſtaunt, dem, blind vom leibe der mutter,

Der arzt die binde vom angeſicht zieht.

Er ſieht die wunder der welt mit ſtarren augen, und zittert.

Wo bin ich? ruft er, und zittert noch mehr.

Er ſah die ſonne noch nicht; doch nun verläßt ſie die wolke,

Und unbeweglich bewundert er ſie.

O freund!

O freund! glückſeliger freund! wir ſegnen deine gebeine,
Und ehren ewig dein liebendes herz.
Dich liebe, wer dich gekannt! dein beyſpiel lehre den jüngling,
Damit er lebe, zu ſterben, wie du!

Vor deinem grabe ſitz einſt der freunde künftige nachwelt,
Und er, der liebling des guten geſchmacks,
Beſtreu mit roſen dein grab und ſag aus deinen gedichten,
Die ſchönſten ſtellen der fühlenden vor!

Verzeichniſs
derjenigen Lieder,
welche Kirchenmelodien haben.

Bitten. S. 19
Mel. *Es iſt das Heil uns kommen her &c.*

Prüfung am Abend. S. 30
Mel. *O GOtt, du frommer Gott &c.*

Gelaſſenheit. S. 34
Mel. *In allen meinen Thaten &c.*

Die Wachſamkeit. S. 36
Mel. *Wer nur den lieben Gott läſt walten &c.*

Oſterlied: *Erinnre dich, mein Geiſt, erfreut &c.* S. 46
Mel. *Vom Himmel hoch da komm ich her &c.*

Der Kampf der Tugend. S. 49
Mel. *Durch Adams Fall iſt ganz verderbt &c.*

Paſſionslied: *Erforſch mich, Herr, erfahr mein Herz &c.* S. 63
Mel. *Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld &c.*

Der thätige Glaube. S. 69
Mel. *Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt &c.*

Morgengeſang. S. 76
Mel. *Ich dank dir ſchon durch deinen Sohn &c.*

Preis

Preis des Schöpfers. *S.* 82
Mel. *Sey Lob und Ehr dem höchſten Gut &c.*

Vom Worte GOttes. *S.* 91
Mel. *Ach Gott und Herr &c.*

Weihnachtslied: *Dieß iſt der Tag, den Gott gemacht &c.* *S.* 94
Mel. *Vom Himmel hoch da komm ich her &c.*

Geduld *S.* 96
Mel. *Herzliebſter Jeſu, was haſt du verbrochen &c.*

Die Liebe des Nächſten. *S.* 103
Mel. *Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt &c.*

Abendlied: *Für alle Güte ſey gepreist &c.* *S.* 108
Mel. *Mit meinem Gott geh ich zur Ruh &c.*

Am Communiontage. *S.* 112
Mel. *O König, deſſen Majeſtät &c.*

Vom Tode: *Meine Lebenszeit verſtreicht &c.* *S.* 117
Mel. *Jeſus, meine Zuverſicht &c.*

Wider den Aufſchub der Bekehrung. *S.* 119
Mel. *O Gott, du frommer Gott &c.*

Weihnachtslied: *Auf ſchicke dich &c.* *S.* 133
Mel. *Wir Chriſtenleut &c.*

welche Kirchenmelodien haben.

Verſicherung der Gnade GOttes. *S.* 139
Mel. *Kommt her zu mir, ſpricht Gottes Sohn &c.*

Ermunterung die Schrift zu leſen. *S.* 140
Mel. *O Gott, du frommer Gott &c.*

Abendlied: *Herr, der du mir das Leben &c.* *S.* 144
Mel. *Nun ruhen alle Wälder &c.*

Paſſionslied: *Herr, ſtärke mich, dein Leiden zu bedenken &c.* *S.* 146
Mel. *Herzliebſter Jeſu, was haſt du verbrochen &c.*

In Krankheit. *S.* 151
Mel. *In allen meinen Thaten &c.*

Oſterlied: *Freywillig hab ichs dargebracht &c.* *S.* 154
Mel. *Es iſt das Heil uns kommen her &c.*

Vertrauen auf Gottes Vorſehung. *S.* 158
Mel. *Was Gott thut, das iſt wohlgethan &c.*

Wider den Geiz. *S.* 160
Mel. *Wohl dem, der ſich auf ſeinen Gott &c.*

Allgemeines Gebet. *S.* 164
Mel. *Für deinen Thron tret ich hiermit &c.*

Oſterlied: *Jeſus lebt, mit ihm auch ich &c.* *S.* 172
Mel. *Jeſus, meine Zuverſicht &c.*

Betrach-

Verzeichniſs derjenigen Lieder, welche &c.

Betrachtung des Todes: *Wie ſicher lebt der Menſch, der Staub &c.* S. 174

Mel. *Herr Jeſu Chriſt, meins Lebens Licht &c.*

Am neuen Jahre. S. 179

Mel. *Es iſt das Heil uns kommen her &c.*

Der Schutz der Kirche. S. 181

Mel. *Ein feſte Burg iſt unſer Gott &c.*

Troſt des ewigen Lebens. S. 183

Mel. *Wer nur den lieben Gott läſst walten &c.*

Regiſter
über die Gedichte,
welche in dieſem Theile enthalten.

Geiſtliche Oden und Lieder.

	Seite.
Bitten.	19
Danklied.	20
Das Gebet.	23
Die Ehre Gottes aus der Natur.	29
Prüfung am Abend.	30
Gelaſſenheit.	34
Die Wachſamkeit.	36
Wider den Uebermuth.	40
Beſtändige Erinnerung des Todes.	42
Oſterlied.	46
Der Kampf der Tugend.	49
Die Güte Gottes.	53
Das natürliche Verderben des Menſchen.	55
Der Weg des Frommen.	60
Paſſionslied.	63
Der thätige Glaube.	69

Warnung

	Seite.
Warnung vor der Wollust.	71
Morgengesang.	76
Von der Quelle der guten Werke.	79
Preis des Schöpfers.	82
Trost der Erlosung.	84
Lied am Geburtstage.	88
Vom Worte Gottes.	91
Weihnachtslied.	94
Geduld.	96
Gottes Macht und Vorsehung.	100
Die Liebe des Nächsten.	103
Abendlied.	108
Auf die Himmelfarth des Erlösers.	109
Am Communiontage.	112
Zufriedenheit mit seinem Zustande.	115
Vom Tode.	117
Wider den Aufschub der Bekehrung.	119
Bufslied.	126
Die Liebe der Feinde.	127
Demuth.	130
Weihnachtslied.	133
Das Glück eines guten Gewissens.	135

Ver-

	Seite.
Verſicherung der Gnade Gottes.	139
Ermunterung die Schrift zu leſen.	140
Abendlied.	144
Paſſionslied.	146
In Krankheit.	151
Oſterlied.	154
Vertrauen auf Gottes Vorſehung.	158
Wider den Geiz.	160
Allgemeines Gebet.	164
Troſt eines ſchwermüthigen Chriſten.	167
Oſterlied.	172
Betrachtung des Todes.	174
Um Ergebung in den göttlichen Willen.	177
Am neuen Jahre.	179
Der Schutz der Kirche.	181
Troſt des ewigen Lebens.	183

Lehrgedichte.

Der Menſchenfreund.	191
Reichthum und Ehre.	205
Der Chriſt.	216
Der Stolz.	253
Die Freundſchaft.	269
Der Ruhm.	275

Erzehlungen.

Seite.

Der Informator. 280

Elmire und Selinde. 284

Hanns Nord. *Nach einer Nachricht, die vor einigen Jahren in den Zeitungen von London aus, gemeldet worden.* 289

Der alte Dichter und der junge Criticus. 292

Alceſt. *S. Elite des bons mots. Tom. II. p. 47.* 293

Der gehoffte Ruhm. *S. Oratio Cic. pro Plancio.* 296

Der Freundſchaftsdienſt. 298

Der groſsmüthige Räuber. 300

Dorant. 301

Der Arme und das Glück. 303

Der Schwätzer. 304

Der ungerathene Sohn. 305

Die beiden Schwarzen. *S. Spectator Vol. III, n. 215.* 307

Der fromme General. 310

Rhynſolt und Lucia. *S. Spect. Vol. VII. n. 491.* 312

Anhang.

An den Herrn Grafen Hanns Moritz von Brühl; bey ſeinem vierzehnten Geburtstag. 317

An Herrn Johann Andreas Cramer, bey ſeiner Verbindung. 320

Auf Herrn Willens Tod. 323

Sämtliche Schriften

Herrn

C. F. Gellerts.

Dritter Theil.

UNIVERSITÄTS
BERLIN

Luſtſpiele.

Erſter Theil.

von

Herrn C. F. Gellert.

Mit Kupfern.

Mit des hohen Standes Bern
Privilegio.

Bern, 1772.
Verlegt Beat Ludwig Walthard.

FRANZÖSISCHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Vorrede.

Man kann nicht viel von ſeinen Schriften ſagen, wenn man ſich nicht zugleich ſelber loben oder tadeln will. Ich werde daher den Leſer mit keiner langen Vorrede zu dieſem Bande Comödien aufhalten, damit ich nicht wider meinen Willen in einen von dieſen beyden Fehlern verfalle. Der Autor hat ja auch bey dem Gerichte über ſeine Werke keine Stimme. Er muſs es die Welt, inſonderheit, die Welt der Kenner, ausmachen laſſen, ob ſeine Schriften gut ſind, oder nicht. Und wenn er ſonſt ein gut Gewiſſen hat, ſo kann er ſicher auf die Billigkeit der Critik hoffen. Sie wird ihm über lang oder kurz Gerechtigkeit widerfahren laſſen, ohne daſs er ſich ſelber ins Spiel mengt. Die Welt muſs ohnedieſs etlichemal ausſterben, ehe eine Schrift das gewiſſe und untrügliche Siegel ihrer Güte und Schönheit erhält. Und

das gröſste Lob der gegenwärtigen Zeit wird unſern Werken, wenn ſie bloſs mittelmäſsig ſind, nichts helfen, als daſs man ſie zehen oder zwanzig Jahre in den Bücherſchränken beſtäubt ſtehen, und endlich vom Staube verzehrt werden ſieht. Mein Troſt iſt, daſs einige von meinen Luſtſpielen ſchon ſo glücklich geweſen ſind, den Beyfall der Kenner zu erhalten, und daſs ich bey den übrigen keine kleinere Abſicht gehabt habe, als ihn noch einmal zu verdienen. Wie ruhig wollte ich ſeyn, wenn ich nicht noch zweifeln müſste, ob ich meine Abſicht erreicht hätte!

Ich muſs nunmehr einige Erinnerungen über etliche von den nachſtehenden Comödien machen. Die erſte betrifft einen Vorwurf, den man der Betſchweſter in der Regenſburger gelehrten Zeitung gemachet hat; nicht denjenigen, daſs ſie keine Verwicklungen hätte; nein, die gelehrten Herren Schweitzer ſind ſchon ſo gütig geweſen, und haben

mich

mich beſſer vertheidiget, als ichs mir hätte wünſchen können. Und ich würde ſehr undankbar ſeyn, wenn ich die Rechte, die ich durch ihre Vertheidigung erhalten habe, noch höher treiben wollte. Geſetzt, der Vorwurf der Regensburger Zeitung wäre auch gegründet: ſo würde ich zwar darüber ſchamroth werden, mich aber gar nicht vertheidigen. Man ſpreche mir den Witz ab. Es iſt mir gar nicht lieb, ich wollte tauſendmal lieber gefallen. Aber das weiſs ich gewiſs, daſs ich den Ruhm des Witzes nie durch Streitſchriften zu erzwingen ſuchen werde. Die Welt iſt klüger, als der Autor und Gegner. Sie iſt auch billiger, als beyde. Alſo wird ſie die Sache ſchon ausmachen, ohne erſt unſere Eigenliebe in einer Vertheidigungsſchrift kennen zu lernen. Allein es ſtehet in der Regensburger Recenſion eine Stelle, die nicht bloſs meinen Witz, ſondern mein Herz*

* Freimüthige Nachrichten von neuen Büchern. etc. 4to Zürich 1746. Bl.. 276. u. f.

beleidiget. Sie heiſst, „der gemeine Mann „würde nicht wiſſen, ob man die Betſchweſter, „oder den König David lächerlich machen „wollte.„ Ich dächte, dieſes heftige Urtheil hätte ich nicht verdienet. Welcher gemeine Mann, der die geſunde Vernunft beſitzt, und einige Stellen aus der Schrift weiſs, ſollte auf dieſen unſeligen Zweifel verfallen können? Sollte er niemals in der Schrift, aus der er die Andacht des Davids kennet, ſollte er da nicht auch von gewiſſen Leuten geleſen haben, welche den Schein der Religion hatten, und ihre Kraft verleugneten? Welche lange Gebete machten, ſauer ausſahn, mit groſſer Strenge faſteten: kurz, welche die Religion in äuſſerlichen Dingen, in Geberden und Minen, in Kleidern, in der Enthaltung von Speiſen, in kläglichen Tönen, in gefaltenen Händen, in Gebetsformeln, in verzagten Schritten ſuchten, und bey ihrer heiligen Geſtalt ein boshaftes Herz hatten und behielten? Wenn er von Leuten gehört hat,

die

die zu den Zeiten unſers Erlöſers und nach denſelben gern einen Vertrag zwiſchen der Natur und Religion ſtiften wollten; die das Leichteſte aus dem Geſetze nahmen und das Schwere andern überlieſſen; welche die Pflichten ſorgfältig beobachteten, die ihren natürlichen Neigungen am meiſten gemäſs oder am wenigſten zuwider waren; welche die Figur der Gottſeligkeit und die Form zu wiſſen hatten, und was Recht war im Geſetze; die als fromme Kinder Dill und Kümmel verzehndeten, und doch als Phantaſten vor ſich her poſaunen lieſſen, wenn ſie den Armen etliche Groſchen austheilen wollten; die durch ihre lange Gebete ſich zu Heiligen machten, und die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit vor und nach ihren Gebeten ſchändeten: Sollte, ſage ich, ein gemeiner Mann, der dieſes weiſs, noch zweifeln können, ob ich den König David, das heiſst, die vernünftige Andacht eines frommen Herzens, oder die Betſchweſter, das heiſst, die abergläubiſche Andacht eines ungebeſſer-

ten und liebloſen Herzens lächerlich machen wolle? Wie weh ſollte mirs thun, wenn ich dieſen guten Leuten die Religion verdächtig machte! Doch nein, ich mache mir keine Sorge. Die Ungelehrten machen weit ſeltner falſche Auslegungen, als die Halbgelehrten. Der Witz ſey verdammt, den ich mit Vorſatz oder auch wider meinen Willen gegen die Religion anwende! Ja, ich traue in dieſem Stücke meinem Herzen ſo ſehr, daſs ich gar nicht glaube, daſs es mich bey einer ſo wichtigen und heiligen Sache unvorſichtig denken und ſcherzen laſſen ſollte. Wer mit der Religion ſpottet; wer es auch nur merken läſst, daſs er damit ſpotten will, iſt der unverſchämteſte und frechſte Menſch, wenn er auch tauſendmal die Religion nicht für göttlich hielte. Kann man mit einer Sache, die dem gröſſten Theile der Welt, ſo viel tauſend klugen und groſſen Seelen ehrwürdig und ſchätzbar geweſen iſt, und noch iſt, verächtlich umgehen, ohne die Vernunft zu beſchimpfen? Iſt

die

die Religion aber das einzige Mittel, wodurch die Menſchen tugendhaft und zufrieden werden können; (und ſie iſt es gewiſs;) wehe demſelben, der die Welt in dem Gebrauch dieſes Mittels nur einen Augenblick durch ſeine Spöttereyen ſtöret. Ich ſage dieſes gewiſſen muntern Köpfen zum Beſten, die man wegen ihrer Geſchicklichkeit hoch halten, und wegen ihrer geringen Achtung, die ſie gegen die Religion in ihren Schriften blicken laſſen, mit Mitleiden und Entſetzen anſehen muſs. Ihr Eifer für die Vernunft ſey ſchön; ihr Witz ſey gut und fein; er wird dennoch ihre Schande und das Unglück der Menſchen werden, wenn ſie ihn nicht wider den Aberglauben, ſondern für den Unglauben und wider die Majeſtät der Religion brauchen.

In den Zärtlichen Schweſtern *kömmt ein kleiner Pedant vor, der weiter keinen Fehler hat, als daſs er zur Unzeit gelehrt, und in ſeine Art der Gelehrſamkeit, mit Ver-*

achtung der übrigen Arten, verliebt iſt. Dieſer Charakter herrſcht ſo allgemein unter den Gelehrten und Künſtlern, daſs ich nicht geglaubt hätte, daſs man das Original dazu in dieſer oder jener einzelnen Perſon ſuchen würde. Allein kaum waren die Zärtlichen Schweſtern gedruckt: ſo muſste ich den ſchrecklichen Vorwurf hören, als ob ich dieſen oder jenen wackern Mann in der Perſon des Magiſters gemeint hätte. Und warum glaubten ſie dieſs? Etlicher Worte wegen, die doch hundert andere auch brauchen; und vielleicht aus keiner andern Urſache, als weil er auch ein Magiſter war. Alle, die mich kennen, werden wiſſen, daſs ich einen Abſcheu vor allen perſönlichen Beleidigungen habe, und theils zu träge, theils nicht boshaft genug dazu bin. Ich liebe den Frieden von Natur, und denke ſelten an die Fehler der andern; ohne mich wegen meiner eigenen zu ſchämen. Ich bitte alſo meine Leſer, wenn ſie ein Original zu dem Magiſter ſuchen, daſs ſie ſich tauſend

Perſo-

Perſonen in Gedanken vorſtellen, und hie und da einen Zug entlehnen mögen, bis ein Geſichte daraus wird, das dieſem Charakter gleicht. Wenn ſie ihn ſo ſuchen: ſo werden ſie ſehen, daſs mein Pedant unter allen Gattungen der Gelehrten herrſcht, und daſs ich dieſen Charakter bloſs darum einem Philoſophen gegeben habe, weil ich ihn nicht allen Arten der Gelehrten zugleich andichten können.

- - Poeta tabulas cum cepit ſibi
Quaerit, quod nusquam eſt gentium, reperit tamen,
Facit illud veriſimile, quod mendacium eſt.

PLAVT.

Das Singſpiel, welches der Leſer in dieſem Bande findet, iſt durchgehends aus einem proſaiſchen Nachſpiele genommen. * *Ich würde in meinem Leben an keins gedacht haben, wenn ich nicht auf einen hohen Befehl*

* Nouveau Recueil choiſi et mêlé des meilleurs Pieces du Théatre François et Italien. Tom. VIII.

eins hätte verfertigen ſollen; nicht deſswegen, weil ich dieſe Art der Gedichte für unnatürlich hielte; nein, ſondern weil ich ſie für ſehr ſchwer halte, wenn ſie ſchön ſeyen ſollen. Und wer weiſs, ob ich an dem ſo ſchönen Nachſpiele deſs Herrn von Saintfoix nicht den Vorwurf im Terenz verdient habe:

\- - - - - ex

Graecis bonis latinas fecit non bonas.

Sollten einige an der Betſchweſter, dem Looſe in der Lotterie und den Zärtlichen Schweſtern überhaupt tadeln, daſs ſie eher mitleidige Thränen als freudige Gelächter erregten: ſo danke ich ihnen zum voraus für einen ſo ſchönen Vorwurf. Doch ich habe meinen Leſern im Anfange verſprochen, wenig oder nichts von den gegenwärtigen Stücken zu ſagen; und gleichwohl ſehe ich, daſs es mir wie den Liebhabern geht, die, indem ſie ihren Schönen noch ſchwören, nichts mehr von der Liebe zu erwähnen, auch dieſen Schwur unvermerkt brechen. Es mag alſo genug ſeyn.

Leipzig, im Monat Septemb. 1747.

Die

Die Zärtlichen Schwestern.

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Die
zärtlichen
Schweſtern.
Ein Luſtſpiel
von drey Aufzügen.

Perſonen.

Cleon.

Der Magiſter, ſein Bruder.

Lottchen, Cleons älteſte Tochter.

Julchen, deſſen jüngſte Tochter.

Siegmund, Lottchens Liebhaber.

Damis, Julchens Liebhaber.

Simon, Damis Vormund.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen.

Lieber Papa, Herr Damis iſt zugegen. Der Thee iſt ſchon in dem Garten, wenn Sie ſo gut ſeyn und hinunter gehen wollen.

Cleon. Wo iſt Herr Damis?

Lottchen. Er redt mit Julchen.

Cleon. Meine Tochter, iſt dirs auch zuwider, daß ich den Herrn Damis auf eine Taſſe Thee zu mir gebeten habe? Du merkſt doch wohl ſeine Abſicht. Geht dirs auch nahe? Du gutes Kind, du dauerſt mich. Freylich biſt du älter, als deine Schweſter, und ſollteſt alſo auch eher einen Mann haben. Aber - - -

Lottchen. Papa, warum bedauren Sie mich? Muß ich denn nothwendig eher heirathen, als Julchen? Es iſt wahr, ich bin etliche Jahre älter; aber Julchen iſt auch weit ſchöner, als ich.

Ein

Ein Mann, der ſo vernünftig, ſo reich, und ſo galant iſt, als Herr Damis, und doch ein armes Frauenzimmer heirathet, kann in ſeiner Wahl mit Recht auf diejenige ſehen, die die meiſten Annehmlichkeiten hat. Ich mache mir eine Ehre daraus, mich an dem günſtigen Schickſale meiner Schweſter aufrichtig zu vergnügen, und mit dem meinigen zufrieden zu ſeyn.

Cleon. Kind, wenn das alles dein Ernſt iſt: ſo verdienſt du zehn Männer. Du redſt faſt ſo klug als mein Bruder, und haſt doch nicht ſtudirt.

Lottchen. Loben Sie mich nicht, Papa. Ich bin mir in meinen Augen ſo geringe, daß ich ſo gar das Lob eines Vaters für eine Schmeicheley halten muß.

Cleon. Nun, nun, ich muß wiſſen, was an dir iſt. Du haſt ein Herz, deſſen ſich die Tugend ſelbſt nicht ſchämen dürfte. Höre nur - -

Lottchen. O, wie demüthigen Sie mich! Ein Lobſpruch, den ich mir wegen ſeiner Größe nicht zueignen kann, thut mir weher, als ein verdienter Verweis.

Cleon. So bin ich nicht geſinnt. Ich halte viel auf ein billiges Lob, und ich weigere mich keinen Augenblick es anzunehmen, wenn ichs

ichs verdiene. Das Lob iſt ein Lohn der Tugend, und den verdienten Lohn muß man annehmen. Höre nur, du biſt verſtändiger, als deine Schweſter, wenn jene gleich ſchöner iſt. Rede ihr doch zu, daß ſie ihren Eigenſinn fahren läßt, und ſich endlich zu einem feſten Bündniſſe mit dem Herrn Damis entſchließt, ehe ich als Vater ein Machtwort rede. Ich weiß nicht, wer ihr den wunderlichen Gedanken von der Freyheit in den Kopf geſetzet hat.

Lottchen. *Mich deucht, Herr Damis iſt Julchen nicht zuwider. Und ich hoffe, daß er ihren kleinen Eigenſinn leicht in eine beſtändige Liebe verwandeln kann. Ich will ihm dazu behülflich ſeyn.*

Cleon. *Ja, thue es, meine Goldtochter. Sage Julchen, daß ich nicht ruhig ſterben würde, wenn ich ſie nicht bey meinem Leben verſorgt wüßte.*

Lottchen. *Nein, lieber Papa, ſolche Bewegungsgründe zur Ehe ſind wohl nicht viel beſſer, als die Zwangsmittel. Julchen hat Urſachen genug in ihrem eignen Herzen und in dem Werthe ihres Geliebten, die ſie zur Liebe bewegen können; dieſe will ich wider ihren Eigenſinn erregen, und ſie durch ſich ſelbſt und durch ihren Liebhaber beſiegt werden laſſen.*

Cleon.

Cleon. Gut, wie du denkſt. Nur nicht gar zu lange nachgeſonnen! Rühme den Herrn Damis. Sage Julchen, daß er funfzig tauſend Thaler baares Geld hätte, und . . . arme Tochter! es mag dir wohl weh thun, daß deine Schweſter ſo reich heirathet. Je nun, du biſt freylich nicht die Schönſte; aber du wirſt gewiß auch verſorget werden. Betrübe dich nicht.

Lottchen. Sorgen Sie nicht! Ich müßte mich bloß deßwegen betrüben, weil Sie mein Herz für ſo niedrig halten, daß es meiner Schweſter ihr Glück nicht gönnen ſollte. Dazu gehört ja gar keine Tugend, einer Perſon etwas zu gönnen, für welche das Blut in mir ſpricht. Kommen Sie, Papa, der Thee möchte kalt werden.

Cleon. Du brichſt mit Fleiß ab, weil du dich fühlſt. Sey gutes Muths, mein Kind. Ich kann dir freylich nichts mitgeben. Aber ſo lange ich lebe, will ich alles an dich wagen. Nimm dir wieder einen Sprachmeiſter, einen Zeichenmeiſter, einen Claviermeiſter, und alles an. Ich bezahle, und wenn mich der Monat funfzig Thaler käme. Du biſt es werth. Und höre nur, dein Siegmund, dein guter Freund, oder, wenn du es lieber hörſt, dein Liebhaber, iſt freylich durch den unglücklichen Proceß ſeines verſtorbenen Vaters um ſein Vermögen gekommen; aber

er hat etwas gelernt, und wird ſein Glück und das deine gewiß machen.

Lottchen. *Ach lieber Papa, Herr Siegmund iſt mir itzt noch eben ſo ſchätzbar, als vor einem Jahre, da er viel Vermögen hatte. Ich weiß, daß ſie unſere Liebe billigen. Ich will für die Verdienſte einer Frau ſorgen, er wird ſchon auf die Ruhe derſelben bedacht ſeyn. Er hat ſo viel Vorzüge in meinen Augen, daß er ſich keiner Untreue von mir befürchten darf, und wenn ich auch noch zehn Jahre auf ſeine Hand warten ſollte. Wollen Sie mir eine Bitte erlauben: ſo laſſen Sie ihn heute mit uns ſpeiſen.*

Cleon. *Gutes Kind, du wirſt doch denken, daß ich ihn zu deinem Vergnügen habe herbitten laſſen. Er wird nicht lange ſeyn.*
(Siegmund tritt herein, ohne daß ihn Lottchen gewahr wird.)

Lottchen. *Wenn ihn der Bediente nur auch angetroffen hat. Ich will ſelber ein paar Zeilen an ihn ſchreiben. Ich kann ihm und mir keine größere Freude machen. Er wird gewiß kommen, und den größten Antheil an Julchens Glücke nehmen. Er hat das redlichſte und zärtlichſte Herz. Vergeben Sie mir, daß ich ſo viel von ihm rede.*

Cleon.

Cleon. *Alſo haſt du ihn recht herzlich lieb?*

Lottchen. *Ja, Papa, ſo lieb, daß, wenn ich die Wahl hätte, ob ich ihn, mit einem geringen Auskommen, oder den Vornehmſten, mit allem Ueberfluſſe, zum Manne haben wollte, ich ihn allemal wählen würde.*

Cleon. *Iſts möglich? Hätte ich doch nicht gedacht, daß du ſo verliebt wäreſt.*

Lottchen. *Zärtlich, wollen Sie ſagen. Ich würde unruhig ſeyn, wenn ich nicht ſo zärtlich liebte; denn dieß iſt es alles, wodurch ich die Zuneigung belohnen kann, die mir Herr Siegmund vor ſo vielen andern Frauenzimmern geſchenkt hat. Bedenken Sie nur, ich bin nicht ſchön, nicht reich, ich habe ſonſt keine Vorzüge, als meine Unſchuld; und er liebt mich doch ſo vollkommen, als wenn ich die liebenswürdigſte Perſon von der Welt wäre.*

Cleon. *Aber ſagſt dus ihm denn ſelbſt, daß du ihn ſo ausnehmend liebſt?*

Lottchen. *Nein, ſo deutlich habe ich es ihm nie geſagt. Er iſt ſo beſcheiden, daß er kein ordentliches Bekenntniß der Liebe von mir verlangt. Und ich habe tauſendmal gewünſcht, daß er mich nöthigen möchte, ihm eine Liebe zu entdecken, die er ſo ſehr verdienet.*

Cleon. *Du wirſt dieſen Wunſch bald erfüllt ſehen. Siehe dich um, mein liebes Lottchen.*

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Cleon. Lottchen. Siegmund.

Lottchen. *Wie? Sie haben mich reden hören?*

Siegmund. *Vergeben Sie mir, mein liebes Lottchen. Ich habe in meinem Leben nichts vortheilhafters für mich gehört. Ich bin vor Vergnügen ganz trunken, und ich weiß meine Verwegenheit mit nichts, als mit meiner Liebe zu entſchuldigen.*

Lottchen. *Eine beſſere Fürſprecherinn hätten Sie nicht finden können. Haben Sie alles gehört? Ich habe es nicht gewußt, daß Sie zugegen wären; um deſto aufrichtiger iſt mein Bekenntniß. Aber wenn ich ja auf den Antrieb meines Papas einen Fehler habe begehen ſollen: ſo will ich ihn nunmehr für mich allein begehen: Ich liebe Sie. Sind Sie mit dieſer Ausſchweifung zufrieden?*

Siegmund. *Lichſtes Lottchen, meine Beſtürzung mag Ihnen ein Beweis von der Empfindung meines Herzens ſeyn. Sie lieben mich? Sie ſagen mirs in der Gegenwart Ihres Papas? Sie? mein Lottchen! Verdiene ich dieß? Soll ich Ihnen antworten? und wie? O laſſen Sie mich gehen und zu mir ſelber kommen!*

Cleon. Sie ſind ganz beſtürzt, Herr Siegmund. Vielleicht thut ihnen meine Gegenwart einigen Zwang an. Lebt wohl, meine kinder, und ſorgt fur Julchen. Ich will mit dem Herrn Damis reden.

Dritter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Siegmund. Wird es Sie bald reuen, meine Geliebte, daſs ich ſo viel zu meinem Vortheile gekört habe?

Lottchen. Sagen Sie mir erſt, ob Sie ſo viel zu hören gewünſcht haben?

Siegmund. Gewünſcht habe ichs tauſendmal; allein verdiene ich ſo viele Zärtlichkeit?

Lottchen. Wenn mein Herz den Ausſpruch thun darf: ſo verdienen Sie ihrer weit mehr.

Siegmund. Nein, ich verdiene Ihr Herz noch nicht; allein ich will mich zeitlebens bemühen, Sie zu überführen, daſs Sie es keinem unwürdigen geſchenkt haben. Wie edelgeſinnt iſt Ihre Seele! Ich verlor, als Ihr Liebhaber, mein ganzes Vermögen, und mein Unglück hat mir nicht den geringſten Theil von Ihrer Liebe entzogen. Sie haben Ihre Gewogenheit gegen mich vermehrt,

vermehrt, und mir durch Sie den Verluſt meines Glücks erträglich gemacht. Dieſe ſtandhafte Zärtlichkeit iſt ein Ruhm für Sie, den nur ein erhabenes Herz zu ſchätzen weiß. Und ich würde des Haſſes der ganzen Welt werth ſeyn, wenn ich jemals aufhören könnte, Sie zu lieben.

Lottchen. Ich habe einen Fehler begangen, daß ich Sie ſo viel zu meinem Ruhme habe ſagen laſſen. Aber Ihr Beyfall iſt mir gar zu koſtbar, als daß ihn meine Eigenliebe nicht mit Vergnügen anhören ſollte. Sie können es ſeit zwey Jahren ſchon wiſſen, ob ich ein redliches Herz habe. Welche Zufriedenheit iſt es für mich, daß ich ohne den geringſten Vorwurf in alle die vergnügten Tage und Stunden zurückſehen kann, die ich mit Ihnen, mit der Liebe und der Tugend zugebracht habe!

Siegmund. Alſo ſind Sie vollkommen mit mir zufrieden, meine Schöne? O warum kann ich Sie nicht glücklich machen? Welche Freude müßte es ſeyn, ein Herz, wie das Ihrige iſt, zu belohnen, da mir die bloſſe Vorſtellung davon ſchon ſo viel Vergnügen giebt! Ach, liebſtes Kind, Julchen wird glücklicher, weit glücklicher als Sie, und - - -

Lottchen. Sie beleidigen mich, wenn Sie mehr reden. Und Sie beleidigen mich auch ſchon, wenn Sie es denken. Julchen iſt nicht glückli-

cher, als ich bin. Sie habe ihrem künftigen Bräutigam noch ſo viel zu danken: ſo bin ich Ihnen doch eben ſo viel ſchuldig. Durch Ihren Umgang, durch ihr Beyſpiel bin ich zärtlich, ruhig, und mit der ganzen Welt zufrieden worden. Iſt dieſes kein Glück: ſo muß gar keins in der Welt ſeyn. Aber, mein liebſter Freund, wir wollen heute zu Julchens Glücke etwas beytragen. Sie liebt den Herrn Damis, und weiß es nicht, daß ſie ihn liebt. Ihr ganzes Bezeigen verſichert mich, daß der prächtige Gedanke, den ſie von der Freyheit mit ſich herumträgt, nichts als eine Frucht der Liebe ſey. Sie liebt; aber die verdrießliche Geſtalt, die ſie ſich vielleicht von der Ehe gemacht hat, umnebelt ihre Liebe. Wir wollen dieſe kleinen Nebel vertreiben.

Siegmund. Und wie? mein liebes Kind. Ich gehorche Ihnen ohne Ausnahme. Herr Damis verdient Julchen; und ſie wird eine recht liebenswürdige Frau werden.

Lottchen. Hören Sie nur. Doch hier kömmt Herr Damis.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Damis.

Lottchen. *Sie ſehen ſehr traurig aus, mein Herr Damis.*

Damis.

Damis. Ich habe Urſache dazu. Anſtatt, daß ich glaubte, Julchen heute als meine Braut zu ſehen: ſo merke ich, daß noch ganze Jahre zu dieſem Glücke nöthig ſind. Je mehr ich ihr von der Liebe vorſage, deſto unempfindlicher wird ſie. Und je mehr ſie ſieht, daß meine Abſichten ernſtlich ſind, deſto mehr miſſfallen ſie ihr. Ich Unglücklicher! Wie gut wäre es für mich, wenn ich Julchen weniger liebte!

Lottchen. Laſſen Sie ſich ihre kleine Halsſtarrigkeit lieb ſeyn. Es iſt nichts, als Liebe Eben weil ſie fühlt, daß ihr Herz überwunden iſt: ſo wendet ſie noch die letzte Bemühung an, der Liebe den Sieg ſauer zu machen. Wir brauchen nichts, als ſie dahin zu bringen, daß ſie ſieht, was in ihrem Herzen vorgeht.

Damis. Wenn ſie es aber nicht ſehen will?

Lottchen. Wir müſſen ſie überraſchen, und ſie, ohne daß ſie es vermuthet, dazu nöthigen. Der heutige Tag iſt ja nicht nothwendig Ihr Brauttag. Glückt es uns heute nicht: ſo wird es ein andermal glücken. Es kömmt bloß darauf an, meine Herren, ob Sie ſich meinen Vorſchlag wollen gefallen laſſen.

Siegmund. Wenn ich zu des Herrn Damis Glücke etwas beytragen kann, mit Freuden.

Damis. Ich weiß, daß Sie beide groſsmüthig genug dazu ſind. Und mir wird nichts in der Welt zu ſchwer ſeyn, das ich nicht für Julchen wagen ſollte.

Lottchen. Herr Damis, verändern Sie die Sprache bey Julchen etwas. Fangen Sie nach und nach an, ihr in den Gedanken von der Freyheit Recht zu geben. Dieſe Uebereinſtimmung wird ihr anfangs gefallen, und ſie ſicher machen. Sie wird denken, als ob ſie Ihnen deswegen erſt gewogen wurde, da ſie es doch lange aus weit ſchönern Urſachen geweſen iſt; und in dieſem Selbſtbetruge wird ſie Ihnen ihr ganzes Herz geben laſſen.

Damis. Wollte die Liebe, daß Ihr Rath ſeine Wirkung thäte! Wie glücklich würde ich mich ſchätzen!

Lottchen. (zu Siegmunden.) Und Sie müſſen dem Herrn Damis zum Beſten einen kleinen Betrug ſpielen, und ſich gegen Julchen zärtlich ſtellen. Dieſes wird ihr Herz in Unordnung bringen. Sie wird böſe auf Sie werden. Und mitten in dem Zorne wird die Liebe gegen den Herrn Damis hervorbrechen. Thun Sie es auf meine Verantwortung.

Siegmund. Dieſe Rolle wird mir ſehr ſauer werden.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Julchen.

Julchen. *Da ſind Sie ja alle beyſammen. Der Papa wollte gern wiſſen, wo Sie wären, und ich kann ihm nunmehr die Antwort ſagen.*

(Sie will wieder gehen.)

Lottchen. *Mein liebes Julchen, warum gehſt du ſo geſchwind? Weißt du eine beſſere Geſellſchaft, als die unſrige?*

Julchen. *Ach nein, meine Schweſter. Aber wo Ihr und Herr Siegmund ſeyd, da wird gewiß von der Liebe geſprochen. Und ich finde heute keinen Beruf, einer ſolchen Verſammlung beyzuwohnen.*

Lottchen. *Warum rechneſt du denn nur mich und Herr Siegmunden zu den Verliebten? Was hat dir denn Herr Damis gethan, daß du ihm dieſe Ehre nicht auch erweiſeſt?*

Julchen. *Herr Damis iſt ſo gütig geweſen und hat mir verſprochen, lange nicht wieder von der Liebe zu reden; und er iſt viel zu billig, als daß er mir ſein Wort nicht halten ſollte.*

Damis. *Ich habe es Ihnen verſprochen, meine liebe Mamſell, und ich verſpreche es Ihnen*

vor dieſer Geſellſchaft zum andernmale. Erlauben Sie mir, daß ich meine Zärtlichkeit in Hochachtung verwandeln darf. Die Liebe können Sie mir mit Recht verbieten; aber die Hochachtung kömmt nicht auf meinen Willen, ſondern auf Ihre Verdienſte an. Scheuen Sie ſich nicht mehr vor mir. Ich bin gar nicht mehr Ihr Liebhaber. Aber darf ich denn auch nicht Ihr guter Freund ſeyn?

Julchen. Von Herzen gern. Dieſes iſt eben mein Wunſch, viele Freunde und keinen Liebhaber zu haben; mich an einem vertrauten Umgange zu vergnügen, aber mich nicht durch die Vertraulichkeit zu binden und zu feſſeln. Wenn Sie mir nichts mehr von der Liebe ſagen wollen: ſo will ich ganze Tage mit Ihnen angeln.

Lottchen. Kommen Sie, Herr Siegmund. Bey dieſen froſtigen Leuten ſind wir nichts nütze. Ob wir ihr kaltſinniges Geſpräch von der Freundſchaft hören, oder nicht. Wir wollen zu dem Papa gehen.

Sechster Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. Ich bin meiner Schweſter recht herzlich gut; aber ich würde es noch mehr ſeyn, wenn

wenn ſie weniger auf die Liebe hielte. Es kann ſeyn, daß die Liebe viel Annehmlichkeiten hat; aber das traurige und eingeſchränkte Weſen, das man dabey annimmt, verderbt ihren Werth, und wenn er noch ſo groß wäre. Ich habe ein lebendiges Beyſpiel an meiner Schweſter. Sie war ſonſt viel munterer, viel ungezwungener.

Damis. Ich habe Ihnen verſprochen, nicht von der Liebe zu reden, und ich halte mein Wort. Die Freundſchaft ſcheint mir in der That beſſer.

Julchen. Ja. Die Freundſchaft iſt das frohe Vergnügen der Menſchen, und die Liebe das traurige. Man will einander recht genießen, darum liebt man, und man eilt doch nur, einander ſatt zu werden. Habe ich nicht recht, Herr Damis?

Damis. Ich werde die Liebe in Ihrer Geſellſchaft gar nicht mehr erwähnen. Sie möchten mir ſonſt dabey einfallen. Und wie würde es alsdann um mein Verſprechen ſtehen?

Julchen. Sie könnten es vielleicht für einen Eigenſinn, oder ich weiß ſelbſt nicht für was für ein Anzeichen halten, daß ich die Liebe ſo fliehe. Aber nein. Ich ſage es Ihnen, es gehört zu meiner Ruhe, ohne Liebe zu ſeyn. Laſſen Sie mir doch dieſe Freyheit. Muß man denn dieſe traurige Plage fühlen? Nein, meine Schweſter irrt; es geht an, ſie nicht zu empfin-

den. Ich ſehe es an mir. Aber warum ſchweigen Sie ſo ſtille? Ich rede ja faſt ganz allein. Sie ſind verdrießlich? O wie gut iſts, daß Sie nicht mehr mein Liebhaber ſind! ſonſt hätte ich Urſache, Ihnen zu Gefallen auch verdrießlich zu werden.

Damis. O nein, ich bin gar nicht verdrießlich.

Julchen. Und wenn Sie es auch wären, und zwar deswegen, weil ich nicht mehr von der Liebe reden will: ſo würde mir doch dieſes gar nicht nahe gehen. Es iſt mir nicht lieb, daß ich Sie ſo verdrießlich ſehe; aber als Ihre gute Freundinn werde ich darüber gar nicht unruhig. O nein! Ich bin ja auch nicht jede Stunde zufrieden. Sie können ja etwas zu überlegen haben. Ich argwohne gar nichts. Ich mag es auch nicht wiſſen - - - Doch, mein Herr, Sie ſtellen einen ſehr ſtummen Freund vor. Wenn bin ich Ihnen denn ſo gleichgültig geworden?

Damis. Nehmen Sie es nicht übel, meine ſchöne Freundinn, daß ich einige Augenblicke ganz fuhllos geſchienen habe. Ich habe, um ihren Befehl zu erfüllen, die letzten Bemühungen angewandt, die ängſtlichen Regungen der Liebe völlig zu erſticken, und den Charakter eines aufrichtigen Freundes anzunehmen. Die Vernunft hat nunmehr über mein Herz geſiegt. Die Lie-

be war mir ſonſt angenehm, weil ich ſie Ihrem Werthe zu danken hatte. Nunmehr ſcheint mir auch die Unempfindlichkeit ſchön und reizend zu ſeyn, weil ſie durch die Ihrige in mir erwecket worden iſt. Verlaſſen Sie ſich darauf, ich will mir alle Gewalt anthun; aber vergeben Sie mir nur, wenn ich zuweilen wider meinen Willen in den vorigen Charakter verfalle. Ich liebe Sie nicht mehr; aber ach ſollten Sie doch wiſſen, wie hoch ich Sie ſchätze, meine engliſche Freundinn!

Julchen. Aber warum ſchlagen Sie denn die Augen nieder? Darf man in der Freundſchaft einander auch nicht anſehen?

Damis. Es gehört zu meinem Siege. Wer kann Sie ſehen, und Sie doch nicht lieben?

Julchen. Sagten Sie mir nicht wieder, daß Sie mich liebten? O das iſt traurig! Ich werde über Ihr Bezeigen recht unruhig. Einmal reden Sie ſo verliebt, daß man erſchrickt, und das andremal ſo gleichgültig, als wenn Sie mich zum erſtenmale ſähen. Nein, ſchweifen Sie doch nicht aus. Sie widerſprechen mir ja ſtets. Iſt dieß die Eigenſchaft eines guten Freundes? Wir brauchen ja nicht zu lieben. Iſt denn die Freyheit nicht ſo edel, als die Liebe?

Damis O es gehört weit mehr Stärke des Geiſtes zu der Freyheit, als zu der Liebe!

Julchen. Das ſage ich auch. Warum halten Sie mirs denn für übel, daß ich die Freyheit hochſchätze; daß ich ſtatt eines Liebhabers lieber zehn Freunde; ſtatt eines einfachen lieber ein vielfaches Vergnügen haben will? Sind denn meine Gründe ſo ſchlecht, daß ich darüber Ihre Hochachtung verlieren ſollte? Thun Sie den Ausſpruch, ob ich bloß aus Eigenſinn rede. (Damis ſieht ſie zärtlich an.) Aber warum ſehen Sie mich ſo ängſtlich an, als ob Sie mich bedauerten? Was wollen mir Ihre Augen durch dieſe Sprache ſagen? Ich kann mich gar nicht mehr in Ihr Betzeigen finden. Sie ſcheinen mir das Amt eines Aufſehers, und nicht eines Freundes, über ſich genommen zu haben. Warum geben Sie auf meine kleinſte Miene Achtung, und nicht auf meine Worte? Mein Herr, ich wollte, daß Sie nunmehr . . .

Damis. Daß Sie giengen, wollten Sie ſagen. Auch dieſen Befehl nehme ich an, ſo ſauer er mir auch wird. Sie mögen mich nun noch ſo ſehr haſſen: ſo werde ich mich doch in Ihrer Gegenwart nie über mein Schickſal beklagen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Julchen. Haſſen? Wenn habe ich denn geſagt, daß ich Sie haſſe? Ich verſtehe dieſe Sprache. Weil Sie mich nicht lieben ſollen, ſo wollen Sie mich haſſen. Dieß iſt ſehr großmuthig. Das

ſind die Früchte der berühmten Zärtlichkeit. Ich werde aber nicht aus meiner Gelaſſenheit kommen, und wenn Sie auch mit dem kaltſinnigſten Stolze noch einmal zu mir ſagen ſollten: Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen. Das iſt ja eine rechte Hofſprache.

Damis. Es iſt die Sprache der Ehrerbietung.

(Er geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Julchen allein.

Wie? Er geht? Aber warum bin ich ſo unruhig? Ich liebe ihn ja nicht - - Nein, ich bin ihm nur gewogen. Es iſt doch ein unerträglicher Stolz, daß er mich verläßt. Aber habe ich ihn etwan beleidigt? Er iſt ja ſonſt ſo vernünftig und ſo großmüthig - - - Nein, nein, er liebt mich nicht. Es muß Verſtellung geweſen ſeyn. Ich habe heute ein recht mürriſches Weſen. (Lottchen tritt unvermerkt herein.) *Wenn ich nur meine Laute hier hätte, ich wollte - - -*

Achter Auftritt.

Julchen. Lottchen.

Lottchen. Ich will ſie gleich holen, wenn du es haben willſt. Aber, mein Kind, was haſt du

mit dir allein zu reden? Es iſt ja ſonſt deine Art nicht, daß du mit der Einſamkeit ſprichſt.

Julchen. Wenn hätte ich denn mit mir allein geredt? Ich weiß nicht, daß ich heute allen ſo verdächtig vorkomme.

Lottchen. Aber woher wüßte ichs, daß du die Laute hatteſt haben wollen, wenn du nicht geredt hätteſt? Mich haſt du nicht geſehen, liebes Kind, und alſo mußt du wohl mit dir ſelbſt geredt haben. Ich dächte es wenigſtens, oder biſt du anderer Meynung?

Julchen. Ihr müßt euch alle beredt haben, mir zu widerſprechen.

Lottchen. Wie ſo? Ich habe dir nicht widerſprochen. Und wenn es Herr Damis gethan hat, ſo kann ich nichts dafür. Warum ziehſt du deine guten Freunde nicht beſſer? Er ſagte mir, im Vorbeygehen, du wäreſt recht böſe geworden, weil er es etlichemal verſehen, und wider ſein Verſprechen an die Liebe gedacht hätte.

Julchen. Schweſter, ich glaube, Ihr kommt, um Rechenſchaft von mir zu fordern. Ihr hört es ja, daß ich mich nicht zur Liebe zwingen laſſe.

Lottchen. Recht, Julchen, wenn dir Herr Damis zuwider iſt: ſo bitte ich dich ſelber, liebe ihn nicht.

Julchen. Was das für ein weiſer Spruch iſt! wenn er dir zuwider iſt - - - Muß man

denn

denn einander haſſen, wenn man nicht lieben will? Ich habe ja noch nicht gefragt, ob dir dein Herr Siegmund zuwider iſt.

Lottchen. Nein, du haſt mich noch nicht gefragt. Aber wenn du mich fragen ſollteſt: ſo würde ich dir antworten, daß ich ihn recht ſehr, recht von Herzen liebe, und mich meiner Zärtlichkeit nicht einen Augenblick ſchäme. Es gehört weit mehr Hoheit des Gemüths dazu, die Liebe vernünftig zu fühlen, als die Freyheit zu behaupten.

Julchen. Ich möchte vor Verdruß vergehen. Herr Damis hat gleich vorhin das Gegentheil behauptet. Wem ſoll man nun glauben? Nehmt mirs nicht übel, meine Schweſter, ich weiß, daß Ihr mehr Einſicht habt, als ich; aber erlaubt mir, daß ich meinen Einfall dem Eurigen vorziehe. Und warum kann Herr Damis nicht ſo gut Recht haben, als Ihr? Ihr habt ja immer geſagt, daß er ein vernünftiger und artiger Mann wäre.

Lottchen. Das Beywort artig hätte nicht eben nothwendig zu unſerer Streitfrage gehört. Aber vielleicht gehört dieſe Vorſtellung ſonſt in die Reihe deiner Empfindungen. Herr Damis iſt ganz gewiß verſtändiger, als ich; aber er iſt auch ein Menſch, wie ich; und der beſte Verſtand hat ſeine ſchwache Seite.

Julchen. Lottchen, alſo ſeyd Ihr hieher gekommen, um mir zu demonſtriren, daß Herr Damis ein Menſch, und kein Engel am Verſtande iſt? Das glaube ich. Aber, mein liebes Lottchen, Eure Spöttereyen ſind mir ſehr erträglich. Ich könnte Euch leicht die Antwort zurück geben, daß Euer Herr Siegmund auch unter die armen Sterblichen gehörte; aber ich will es nicht thun. Ihr würdet nur denken, daß ich aus Eigenſinn den Herrn Damis vertheidigen wollte. Nein, er ſoll nicht den gröſten Verſtand haben; er ſoll nicht ſo galant, nicht ſo liebenswürdig ſeyn, als Euer Siegmund. So habe ich noch eine Urſache mehr, meine Freyheit zu behaupten, und ihn nicht zu lieben.

Lottchen. Mein liebes Kind, du kömmſt recht in die Hitze. Du ſchmähſt auf mich und meinen Geliebten, und ich bleibe dir doch gut. Man kann dich nicht haſſen. Du trägſt dein gutes Herz in den Augen und auf der Zunge, ohne daß du daran denkſt. Du biſt meine liebe ſchöne Schweſter. Deine kleinen Fehler ſind faſt eben ſo gut, als Schönheiten. Wenigſtens kann man ſie nicht begehen, wenn man nicht ſo aufrichtig iſt, wie du biſt. Kind, ich habe dieſe Nacht einen merkwürdigen Traum von einer jungen angenehmen Braut gehabt, und ich . . .

Julchen.

Julchen. Ich bitte dich, liebe Schweſter, laß mich allein. Ich bin verdrießlich, recht ſehr verdrießlich, und ich werde es nur mehr, je mehr ich rede.

Lottchen. Biſt du etwan darüber verdrießlich, daß ich in der Heftigkeit ein Wort wider den Herrn Damis . . .?

Julchen. O warum denkſt du wieder an ihn? Willſt du mich noch mehr zu Fehlern bringen? Laß ihm doch ſeinen ſchwachen Verſtand, und mir meinen verdrießlichen Geiſt, und das Glück, einige Augenblicke allein zu ſeyn. Die ältern Schweſtern haben doch immer etwas an den jüngern auszuſetzen.

Lottchen. Ich höre es wohl, ich ſoll gehen. Gut. Komm bald nach, ſonſt mußt du wieder mit dir allein reden.

Neunter Auftritt.

Julchen. Der Magiſter.

Julchen. Iſt es nicht möglich, daß ich allein ſeyn kann? Muſſen Sie mich nothwendig ſtören, Herr Magiſter? Sagen Sie mirs nur kurz, was zu Ihren Dienſten iſt.

Der Magiſter. Jungfer Mühme, ich will etwas mit Ihnen überlegen. Vielleicht bin ich

wegen

wegen meiner Jahre und meiner Erfahrung nicht ungeſchickt dazu. Ich liebe Sie, und Sie wiſſen, was der Verſtand für eine unentbehrliche Sache bey allen unſern Handlungen iſt.

Julchen. Ja, das weiß ich. Dem ungeachtet wollte ich wünſchen, daß ich heute gar keinen hätte; vielleicht wäre ich ruhiger.

Der Magiſter. Sie übereilen ſich. Wer würde uns das Wahre von dem Falſchen, das Scheingut von dem wahren Gute unterſcheiden helfen? Wer würde unſern Willen zu feſten und glücklichen Entſchließungen bringen, wenn es nicht der Verſtand thäte? Und würden Sie wohl ſo liebenswürdig geworden ſeyn, wenn Sie nicht immer verſtändig geweſen wären?

Julchen. Herr Magiſter, Sie ſind ja nicht auf Ihrer Studirſtube. Was quälen Sie mich mit Ihrer Gelehrſamkeit? Ich mag ja nicht ſo weiſe ſeyn, als Sie. Ich kann es auch nicht ſeyn, weil ich nicht ſo viel Geſchicklichkeit beſitze.

Der Magiſter. Zu eben der Zeit, da Sie wünſchen, daß Sie keine Vernunft haben möchten, beweiſen Sie durch Ihre Beſcheidenheit, daß Sie ihrer ſehr viel haben. Ich fordere keine Gelehrſamkeit von Ihnen. Ich will ſogar die meinige vergeſſen, indem ich mit Ihnen ſpreche. Sie ſollen heute den Schritt zu Ihrem Glücke thun. Es ſcheint aber nicht, daß Sie dazu entſchloſ-

ſchloſſen ſind. Gleichwohl wünſcht es Ihr Herr Vater herzlich. Ich habe ihm verſprochen, Ihnen einige kleine Vorſtellungen zu thun. Und ich wünſchte, daß Sie ſolche anhören, und mir Einwürfe dagegen machen möchten. Dieß kann ich, ſo alt ich bin, doch wohl leiden. Die Liebe iſt eine der ſchönſten, aber auch der gefährlichſten Leidenſchaften. Sie rächt ſich an uns, wenn wir ſie verſchmähen; und ſie rächt ſich auch, wenn wir uns in unſerm Gehorſame übereilen.

Julchen. Sie ſind etwas weitläuftig in ihren Vorſtellungen. Allein Sie ſollen ohne Einwurf Recht haben. Laſſen Sie mich nur in Ruhe. Mein Verſtand iſt freylich nicht ſo ſtark an Gründen, als eine Philoſophie. Dennoch iſt er noch immer ſtark genug für mein Herz geweſen.

Der Magiſter. Wiſſen Sie nicht, daß uns unſere Leidenſchaften am erſten beſiegen, wenn ſie am ruhigſten zu ſeyn ſcheinen? Das Herz der Menſchen iſt der gröſte Betrüger. Und der Klügſte weiß oft ſelbſt nicht, was in ihm vorgeht. Wir lieben, und werden es zuweilen nicht eher gewahr, als bis wir nicht mehr geliebt werden. Dieſes alles ſollen Sie nicht glauben, weil ichs ſage. Nein, weil es die größten Kenner des menſchlichen Herzens, ein Sokrates, ein Plato, ein Seneka, und viele von den neuern Philoſophen geſagt haben.

Julchen.

Julchen. Ich kenne alle dieſe Männer nicht, und verlange ſie auch nicht zu kennen. Aber wenn ſie ſo weiſe geweſen ſind, wie Sie behaupten: ſo werden ſie wohl auch geſagt haben, daß man ein unruhiges Herz durch viele Vorſtellungen nicht noch unruhiger machen ſoll. Und ich traue dem Plato und Seneka, und wie ſie alle heißen, ſo viel Einſicht und Höflichkeit zu, daß ſie Sie bitten würden, mich zu verlaſſen, wenn ſie zugegen wären. So bald ich die Leidenſchaften, und inſonderheit die Liebe nicht mehr regieren kann: ſo will ich Ihre Philoſophie um Beyſtand anſprechen.

Der Magiſter. Ihre Aufrichtigkeit gefällt mir, ob ſie mir gleich zu widerſprechen ſcheint. Aber ich würde mich für ſehr unphiloſophiſch halten, wenn ich den Widerſpruch nicht gelaſſen anhören könnte. Sie ſollen mich nicht beleidiget haben. Nein! Aber Sie ſagen, Sie ſind unruhig. Sollte es itzt nicht Zeit ſeyn, dieſe Unruhe durch Ueberlegung zu dämpfen? Was verurſacht Ihre Unruhe? Iſts der Affect der Liebe, oder des Abſcheus? Der Furcht, oder des Verlangens? Ich wollte wünſchen, daß Sie ein anſchauendes Erkenntniß davon hätten. Wenn man die Urſache eines moraliſchen Uebels weiß: ſo weiß man auch das moraliſche Gegenmittel. Ich meine es gut mit Ihnen. Ich rede begreiflich, und ich wollte, daß ich noch deutlicher reden könnte.

Julchen.

Julchen. Ich ſetze nicht das geringſte Mißtrauen, weder in Ihre Aufrichtigkeit, noch in Ihre Gelehrſamkeit. Aber ich bin verdrießlich. Ich weiß nicht, was mir fehlt, und mag es auch zu meiner Ruhe nicht wiſſen. Verlaſſen Sie mich. Sie ſind mir viel zu ſcharfſinnig.

Der Magiſter. Warum loben Sie mich? Wenn Sie ſo viele Jahre der Wahrheit nachgedacht hätten, als ich: ſo würden Sie vielleicht eben ſo helle denken. Unterdrücken Sie Ihre Unruhe, und überlegen Sie das Glück, das ſich Ihnen heute auf Ihr ganzes Leben anbietet. Herr Damis verlangt Ihr Herz, und ſcheint es auch zu verdienen. Was ſagt Ihr Verſtand dazu? Auf die Wahl in der Liebe kömmt das ganze Glück der Ehe an; und kein Irrthum beſtraft uns ſo ſehr, als der, den wir in der Liebe begehen. Allein wenn kann man ſich leichter irren, als bey dieſer Gelegenheit?

Julchen. Ich glaube, daß dieſer Unterricht recht gut iſt. Aber was wird er mir nützen, da ich nicht lieben will?

Der Magiſter. Sie reden ſehr hitzig. Dennoch werde ich nicht aus meiner Gelaſſenheit kommen. Sie wollen nicht lieben, nicht heirathen? Aber wiſſen Sie denn auch, daß Sie dazu verbunden ſind? Soll ich Ihnen den Beweis aus meinem Rechte der Natur vorlegen? Sie wollen doch,

daß

daß das menſchliche Geſchlecht erhalten werden ſoll? Dieſes iſt ein Zweck, den uns die Natur lehret. Das Mittel dazu iſt die Liebe. Wer den Zweck will, der muß auch das Mittel wollen, wenn er anders vollſtändig iſt. Sehn Sie denn nicht, daß Sie zur Ehe verbunden ſind? Sagen Sie mir nur, ob Sie die Kraft dieſer Gründe nicht fühlen?

Julchen. Ich fühle ſie in der That nicht. Und wenn die Liebe nichts iſt, als eine Pflicht: ſo wundert mich's, wie ſie ſo viele Herzen an ſich ziehen kann. Ich will ungelehrt lieben. Ich will warten, bis mich die Liebe durch ihren Reiz bezaubern wird.

Der Magiſter. Jungfer Mahme, das heißt halsſtarrig ſeyn, wenn man die Augen vor den klarſten Beweiſen zuſchließt. Wenn Sie erkennen, daß Sie zur Ehe verbunden ſind, wie könnte denn Ihr Wille undeterminirt bleiben? Iſt denn der Beyfall im Verſtande und der Entſchluß im Willen nicht eine und eben dieſelbe Handlung unſerer Seele? Warum wollen Sie ſich denn nicht zur Heirath mit dem Herrn Davis entſchließen, da Sie ſehen, daß Sie eine Pflicht dazu haben?

Julchen. Nehmen Sie mirs nicht übel, Herr Magiſter, daß ich Sie verlaſſe, ohne von Ihrer Sittenlehre überzeugt zu ſeyn. Was kann

ich

ich armes Mädchen dafür, daß ich nicht ſo viel Einſicht habe, als Plato, Seneka, und Ihre andern weiſen Manner? Machen Sie es mit dieſen Leuten aus, warum ich keine Luſt zur Heirath habe, da ich doch durch Ihren Beweis dazu verbunden bin. Ich habe noch etliche Anſtalten in der Kuche zu machen.

Zehnter Auftritt.

Der Magiſter. Cleon.

Der Magiſter. Ich habe deiner Tochter Julchen alle mögliche Vorſtellungen gethan. Ich habe mit der größten Selbſtverlaugnung mit ihr geſprochen. Ich habe ihr die ſtärkſten Beweiſe angeführt; aber . . .

Cleon. O hätteſt du ihr lieber ein paar Exempel von glücklich verheiratheten Madchen angeführt!

Der Magiſter. Sie widerſprach mir mehr, als einmal; aber ich kam nicht aus meiner Gelaſſenheit. Ich erwies ihr, daß ſie verbunden ware, zu heirathen.

Cleon. Du haſt dir viel Mühe gegeben. Ich denke, wenn ein Mädchen achtzehn Jahre iſt:

ſo

ſo wird ſie nicht viel wider dieſen Beweis einwenden können.

Der Magiſter. Julchen ſah alles ein. Ich machte es ihr ſehr deutlich. Denn wenn man mit Ungelehrten zu thun hat, die nicht abſtract denken können: ſo muß man ſich herunter laſſen, und das Ingenium zuweilen zu Hulfe nehmen.

Cleon. Aber wie weit haſt du Julchen durch deine Gründe gebracht? Will ſie den Herrn Damis heirathen? Hat ſie denn ihre Herzensmeinung nicht verrathen? Ich kann ja den rechtſchaffenen Mann nicht länger aufhalten. Er meint es ſo redlich, und hat ſo viele Verdienſte.

Der Magiſter. Sie ſagte, ſie wäre unruhig. Und das war eben ſchlimm; denn die Gründe der Philoſophie fordern ein ruhiges Herz, wenn ſie die Ueberzeugung wirken ſollen. Wenn der Verſtand durch die Triebe des Willens beſtürmt wird: ſo iſt er nicht aufmerkſam; und ohne Aufmerkſamkeit ſind die ſchärfſten Beweiſe nichts, als ſtumpfe Pfeile.

Cleon. Rede nicht ſo tiefſinnig. Du hätteſt ſie eben ſollen ruhig machen: ſo ſähe ich den Nutzen von deiner Geſchicklichkeit.

Der Magiſter. Ich verſuchte alles. Ich zeigte ihr die ſchönen Seiten der Liebe. Ich ſagte ihr erſtlich, daß eine glückliche Ehe das gröſte Vergnügen wäre.

Cleon. Ja, die glücklichen Ehen ſind etwas ſehr Schönes. Aber du hätteſt ihr ſagen ſollen, daß ihre Ehe wahrſcheinlicher Weiſe ſehr glücklich werden würde. Das iſt meine Abſicht geweſen, warum ich dich zu ihr geſchickt habe.

Der Magiſter. Kurz und gut, durch Lehrſätze und Erweiſe iſt ſie nicht zu gewinnen, das ſehe ich wohl. Sie verſteht wohl die einzelnen Sätze; aber wenn ſie dieſelben in Gedanken zuſammen verbinden und dem Schluſſe das Leben geben ſoll: ſo weicht ihr Verſtand zurück, und ſie wird ungehalten, daß er ſie verläßt.

Cleon. Alſo kannſt du mir weiter nicht helfen, und ſie nicht überreden?

Der Magiſter. Es giebt noch gewiſſe witzige Beweiſe zur Ueberredung, die man Beweiſe κατ' ἄνθρωπον nennen könnte. Dergleichen ſind bey den alten Rednern die Fabeln und Allegorien, oder Parabeln. Bey Leuten, die nicht ſcharf denken können, thun dieſe witzigen Blendwerke oft gute Dienſte. Ich will ſehen, ob ich durch mein Ingenium das ausrichten kann, was ſie meinem Verſtande verſagt hat. Vielleicht macht ihr eine Fabel mehr Luſt zur Heirath, als eine Demonſtration. Ich will eine machen, und ſie ihr vorleſen und thun, als ob ich ſie in dem Fabelbuche eines jungen Menſchen in Leipzig gefunden hätte, der ſich durch ſeine Fabeln

und Erzählungen bey der Schuljugend ſo beliebt gemacht hat.

Cleon. Ach ja, das thue doch, damit wir alles verſuchen. Wenn die Fabel hübſch iſt: ſo kannſt du ſie gleich auf meiner Tochter Hochzeit der Welt mittheilen. Mache nur nicht gar zu lange darüber. Eine Fabel iſt ja keine Lobrede. Es muß ja nicht alles ſo accurat ſeyn. Meine Tochter wird dich nicht verrathen. Mache, daß ſie Ja ſpricht: ſo will ich dir ohne Fabel, aber recht aufrichtig danken.

(Der Magiſter geht ab.)

Eilfter Auftritt.

Cleon. Lottchen.

Lottchen. Papa, der Herr Vormund des Herrn Damis hat durch ſeinen Bedienten dieſes Zettelchen an Sie geſchickt.

Cleon. (Er lieſt.) „Weil Sie es verlangen: ſo werde ich die Ehre haben, gegen die „Caffeezeit zu Ihnen zu kommen. Ich laſſe mir „die Wahl des Herrn Damis, meines Mündels, „ſehr wohl gefallen. Er hätte nicht glücklicher „wählen können. Kurz, ich will mich dieſen „Nachmittag mit Ihnen und Ihren Jungfern „Töchtern recht vergnügen, weil ich ohne dieß „heute

„heute eine angenehme Nachricht vom Hofe er-
„halten habe. Zugleich muß ich Ihnen melden,
„daß heute oder morgen das Teſtament Ihrer
„verſtorbenen Frau Mahme, der Frau Stephan,
„eröffnet werden ſoll. Ich glaube gewiß, daß
„ſie Ihnen etwas vermacht hat. Vielleicht kann
„ich Ihnen die Gewißheit davon um vier Uhr
„mitbringen. Ich bin ꝛc.„

Das geht ja recht gut, meine liebe Tochter. Ich dachte immer, der Herr Vormund würde ſeine Einwilligung nicht zur Heirath geben, weil meine Tochter kein Vermögen hat.

Lottchen. *Das habe ich gar nicht befürchtet. Der Herr Vormund hat ja die Leute ſelbſt, und machſich gewiß eine Freude daraus, zu dem Glücke eines Frauenzimmers etwas beyzutragen, der man keinen größern Vorwurf machen kann, als daß ſie nicht reich iſt.*

Cleon. *Tochter, du haſt ſehr Recht. Es iſt ein lieber Mann. Ich habe nur gedacht, daß er einen gewiſſen Fehler haben müßte, weil er ſchon nahe an vierzig iſt, und noch kein Amt hat. Aber was hilft uns das alles, wenn Julchen den Herrn Damis nicht haben will?*

Lottchen. *Machen Sie Sich keine Sorge, lieber Papa. Julchen iſt ſo gut, als beſiegt; und ich denke, es könnte ihr kein größer Unglück wi-*

derſahren, als wenn man ihr ihren Schatz, die ſogenannte Freyheit, ungeraubt ließe. Ich habe die ſicherſten Merkmale, daß ſie den Herrn Damis liebt.

Cleon. Sollte es möglich ſeyn? Ich dürfte es bald ſelbſt glauben. Ihr loſen Mädchen thut immer, als wenn euch nichts an den Männern läge, und heimlich habt ihr doch eine herzliche Freude an ihnen. Je nun, die Liebe iſt auch nöthig in der Welt.

Lottchen. Papa, dieſe Satyre auf die loſen Mädchen trifft mich nicht. Ich dächte, ich machte kein Geheimniß aus meiner Liebe. Wenigſtens halte ich die vernünftige Liebe für kein größer Verbrechen, als die vernünftige Freundſchaft.

Cleon. Mein Kind, wenn mir die Frau Muhme Stephan etwas vermacht haben ſollte: ſo ſähe ichs ſehr gern, wenn ich euch, meine Töchter, auf einen Tag verſprechen, und euch in kurzem auf einen Tag die Hochzeit ausrichten könnte. Ich wollte gern das ganze Vermächtniß dazu hergeben.

Lottchen. Sie ſind ein liebreicher Vater. Nein, wenn Sie auch durch das Teſtament etwas bekommen ſollten: ſo würde es doch ungerecht ſeyn, wenn wir Sie durch unſre Heirathen gleich um alles brächten. Nein, lieber Papa, ich kann

noch

noch lange warten. Und mein Gelichter wird ſich ohnedieß nicht zur Ehe entſchlieſſen, bis er nicht eine hinlängliche Verſorgung hat.

Cleon. Thue dein Möglichſtes, daß Julchen heute noch Ja ſpricht. Die Mädchen müſſen wohl ein wenig ſpröde thun; aber ſie müſſen es den Junggeſellen nicht ſo gar ſauer machen.

Lottchen. Papa, unſere liebe Mama ſagte nicht ſo.

Cleon. Loſes Kind, ein Vater darf ja wohl ein Wort reden. Ich bin ja auch jung geweſen, und meine Jugend reut mich gar nicht. Ich und deine liebe Mutter haben uns ein Jahr vor der Ehe, und ſechszehn Jahr in der Ehe, wie die Kinder vertragen. Sie hat mir tauſend vergnügte Stunden gemacht, und ich wills ihr noch im Grabe danken. Sie hat auch euch, meine Kinder, ohne Ruhm zu melden, recht gut gezogen. Es wird dir gewiß wohl gehen. Verlaſſe dich darauf. Du thuſt mir viel Gutes. Du fuhrſt meine ganze Haushaltung. Sey zufrieden mit deinem Schickſale. Ich laſſe dir nach meinem Tode einen ehrlichen Namen und eine gute Auferziehung. Laſs mich ja zu meiner lieben Frau ins grab legen. Ich will ſchlafen, wo ſie ſchläft.

Lottchen. Ach Papa, warum machen Sie mich weichmüthig? Sie werden, wenn es nach meinem Wunſche geht, noch lange leben, und erfahren, daß ich meinen Ruhm in der Pflicht Ihnen zu dienen ſuche. Und wenn ich Sie hundert Jahre verſorge: ſo habe ich nichts mehr gethan, als was mir meine Schuldigkeit befiehlt. Heute müſſen ſie vergnügt ſeyn. Doch vielleicht iſt die traurige Empfindung, die in Ihnen entſtanden iſt, die angenehmſte, die nur ein rechtſchaffener Vater fühlen kann. Aber, lieber Papa, es iſt kein Wein mehr im Keller, als das gute Faß, das Sie in meinem Geburtsjahre einpfleget haben. Was werden wir heute unſern Gaſten für Wein vorſetzen?

Cleon. Tochter, zapfe das Faß an. Und wenn es Nectar wäre: ſo iſt er für den heutigen Tag nicht zu gut. Es wird bald Mittagszeit ſeyn. Ich will immer gehen, und die Forellen aus dem Fiſchbehälter langen. Wenn ich Julchen ſehe: ſo will ich dir ſie wohl wieder herſchicken, wenn du noch einmal mit ihr reden willſt.

Lottchen. Recht gut, Papa, ich will noch einige Augenblicke hier warten.

Zwölfter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Siegmund. Ich habe ſchon einen Augenblick mit Julchen geſprochen. Sie iſt ungehalten auf den Herrn Damis; aber ihre ganze Anklage ſcheint mir nichts, als eine Liebeserklärung in einer fremden Sprache zu ſeyn. Ich hätte nicht gedacht, daß ſie ſo zärtlich wäre. Die Liebe und Freundſchaft reden zugleich aus ihren Augen und aus ihrem Munde, je mehr ſie nach ihrer Meynung die erſte verbergen will.

Lottchen. Fy, ey, mein lieber Herr Siegmund! Ich könnte bald einige Minuten eiferſuchtig werden. Nicht wahr, meine Schweſter iſt reizender, als ich? Aber dennoch lieben Sie mich.

Siegmund. Wer kann Sie einmal lieben und nicht beſtändig lieben? Ihre Jungfer Schweſter hat viele Verdienſte; aber Sie haben ihrer weit mehr. Sie kennen mein Herz. Dieſes muß Ihnen für meine Treue der ſicherſte Bürge ſeyn.

Lottchen. Ja, ich kenne es und bin ſtolz darauf. Ach mein liebſter Freund! ich muß Ihnen ſagen, daß uns vielleicht ein kleines Glück bevorſteht. Möchte es doch zu ihrer Beruhigung

etwas beytragen! Der Herr Vormund des Herrn Damis hat dem Papa in einem Billette gemeldet, daß heute das Teſtament der Frau Mahme Stephan geöffnet werden würde, und daß er glaubte, ſie würde den Papa darinne bedacht haben. O wie glücklich wäre ich, wenn ich ihre Umſtände zu verbeſſern vermögend wäre!

Siegmund. Machen Sie mich nicht unruhig. Sie lieben mich mehr, als ich verdiene. Gedulden Sie ſich, es wird noch alles gut werden, und - - -

Lottchen. Sie ſind unruhig? Was fehlt Ihnen? Sagen Sie mirs. Mein Leben iſt mir nicht lieber, als Ihre Ruhe.

Siegmund. Ach, mein ſchönes Kind! es fehlt mir nichts, nichts als das Glück, Sie ewig zu beſitzen. Ich bin etwas zerſtreut. Ich habe dieſe Nacht nicht wohl geſchlafen.

Lottchen. O kommen Sie, und werden Sie mir zu Liebe munter. Wir wollen erſt zu Julchen auf ihre Stube, und dann gleich zur Mahlzeit gehen.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Cleon. Julchen.

Cleon. *Du wirſt doch wiſſen, ob du ihm gut biſt?*

Julchen. *Lieber Papa, woher ſoll ichs denn wiſſen? Ich will Ihnen gern gehorchen; aber laſſen Sie mir nur meine Freyheit.*

Cleon. *Ich will Ihnen gern gehorchen; aber laſſen Sie mir nur meine Freyheit. Kleiner Affe, was redſt du denn? Wenn ich dir deine Freyheit laſſen ſoll: ſo brauchſt du mir ja nicht zu gehorchen. Ich will dich gar nicht zwingen. Ich bin dir viel zu gut. Nein, ſage mir nur, ob er dir gefällt.*

Julchen. *Ob mir Herr Damis gefällt? Vielleicht, Papa. Ich weiß es nicht gewiß.*

Cleon. *Tochter, ſchäme dich nicht, mit deinem Vater aufrichtig zu reden. Du biſt ja erwachſen, und die Liebe iſt ja nichts verbotnes. Gefällt dir ſeine Perſon, ſeine Bildung?*

Julchen. *Sie mißfällt mir nicht. Vielleicht - - - gefällt ſie mir gar.*

Cleon. Mädchen, was willſt du mit deinem Vielleicht? Wir reden ja nicht von verborgnen Sachen; du darfſt ja nur dein Herz fragen.

Julchen. Aber wenn nun mein Herz ſo untreu iſt, und mir nicht aufrichtig antwortet?

Cleon. Rede nicht ſo poetiſch. Dein Herz biſt du; und du wirſt doch wiſſen, was in dir vorgeht. Wenn du einen jungen, wohlgebildeten, geſchickten, vernünftigen und reichen Menſchen ſiehſt, der dich zur Frau haben will: ſo wirſt du doch leicht von dir erfahren können, ob du ihn zum Manne haben möchteſt.

Julchen. Zum Manne? -- Ach Papa! laſſen Sie mir Zeit. Ich bin heute unruhig, und in der Unruhe könnte ich mich übereilen. Ich glaube in der That nicht, daß ich ihn liebe, ſonſt würde ich munter und zufrieden ſeyn. Wer weiß auch, ob ich ihm gefalle?

Cleon. Wenn du darüber unruhig biſt: ſo hat es gute Wege. Biſt du nicht ein albernes Kind! Wenn du ihm nicht gefielſt, ſo würde er ſich nicht ſo viel Mühe um dich geben. Er kennt dich vielleicht beſſer, als du dich ſelbſt kennſt. Stelle dir einmal vor, ob ich deine gute Mutter, da ſie noch Jungfer war, zur Ehe begehret haben würde, wenn ſie mir nicht gefallen hätte. Indem er zu dir ſagt: Jungfer Julchen, oder wie er dich nennt -- -- Du kannſt mirs ja ſagen, wie er dich heißt.

Julchen.

Julchen. Er heißt mich Mamſell.

Cleon. Kind, du betrügſt mich. Er ſpräche ſchlecht weg, Mamſell? Das kann nicht ſeyn.

Julchen. Zuweilen ſpricht er auch, liebe Mamſell.

Cleon. Tochter, du verſtellſt dich. Ich bin ja dein Vater. Im Ernſte, wie heißt er dich, wenn ers recht gut meynt?

Julchen. Ich kann mich ſelbſt nicht beſinnen. Er ſpricht - - er ſpricht - - mein Julchen - -

Cleon. Warum ſprichſt du das Wort ſo kläglich aus? Seufzeſt du über deinen Namen? Dein Name iſt ſchön. Alſo ſpricht er zu dir: Mein Julchen? Gut, hat er dich nie anders geheißen?

Julchen. Ach ja, lieber Papa. Er heißt mich auch zuweilen, mein ſchönes Julchen. Warum fragen Sie mich denn ſo aus?

Cleon. Laß mir doch meine Freude, du kleiner Narr. Ein rechtſchaffener Vater hat ſeine Töchter lieb, wenn ſie wohlgezogen ſind. Ich bin ja ſtets freundlich mit euch umgegangen. Aber daß ich wieder auf das Hauptwerk komme. Ja, indem Herr Damis z. E. zu dir ſpricht: Mein ſchönes Julchen, ich habe dich - -

Julchen. O! Er heißt mich Sie. Er würde nicht Du ſprechen. Das wäre ſehr vertraut, oder doch wenigſtens unhöflich.

Cleon. Nun, nun, wenn er dich auch einmal Du hieſſe, deſswegen verlörſt du nichts von deiner Ehre. Hat mich doch die ſelige Frau, als Braut, mehr als einmal Du geheiſſen, und es klang mir immer ſchön. Indem er alſo zu dir ſpricht: Mein ſchönes Julchen, ich bin Ihnen gut, ſo ſagt er auch zugleich, Sie gefallen mir; denn ſonſt würde er das erſte nicht ſagen.

Julchen. Das ſagt er niemals zu mir.

Cleon. Du machſt mich böſe. Ich habe es ja mehr, als einmal, ſelber gehört.

Julchen. Daſs er zu mir geſagt hätte: Ich bin Ihnen gut?

Cleon. Ja wohl!

Julchen. Mit Ihrer Erlaubniſs, Papa, das hat Herr Damis in ſeinem Leben nicht zu mir geſagt. Ich liebe Sie von Herzen, das ſpricht er wohl; aber niemals, ich bin Ihnen gut.

Cleon. Biſt du nicht ein zänkiſches Mädchen! Wir ſtreiten ja nicht um die Worte.

Julchen. Aber das klinget doch allemal beſſer: Ich liebe Sie von Herzen, als das andere.

Cleon. Das mag ſeyn. Ich habe das letzte immer zu meiner Liebſten geſagt, und es gefiel ihr ganz wohl. Daſs die Welt die Sprache ändert, dafür kann ich nicht. Ihr Mädchen gebt heut zu Tage auf ein Wort Achtung, wie ein Rechenmeiſter auf eine Ziffer. Es gefällt dir alſo,

alſo, wenn er ſo zu dir ſpricht? Gut, meine Tochter, ſo nimm ihn doch. Was wegerſt du dich denn? Ich gehe nach der Grube zu. Worauf willſt du denn warten? Kind, ich ſage dirs, es dürfte ſich keine Gräfinn deines Bräutigams ſchämen. Herr Damis möchte heute gern die völlige Gewißheit haben, ob er - - -

Julchen. Papa!

Cleon. Nun, was willſt du? Nur nicht ſo verzagt. Ich bin ja dein Vater. Ich gehe ja mit dir, wie mit einer Schweſter, um.

Julchen. Papa, darf ich etwas bitten?

Cleon. Herzlich gern. Du biſt mir ſo lieb, als Lottchen, wenn jene gleich etwas gelehrter iſt. Bitte, was willſt du?

Julchen. Ich? Ich bin ſehr unentſchloſſen, ſehr verdrießlich.

Cleon. Das iſt ja keine Bitte. Rede offenherzig.

Julchen. Ich wollte bitten, daß Sie - - - mir meine Freyheit lieſſen.

Cleon. Mit deiner ewigen Freyheit! Ich dachte, du wollteſt ſchon um das Brautkleid bitten. Ich laſſe dir ja deine Freyheit. Du ſollſt ja aus freyem Willen lieben, gar nicht gezwungen. Bedenke dich noch eine Stunde. Ueberlege es hier allein. Ich will dich nicht länger ſtören.

Zweyter Auftritt.

Julchen. Damis.

Damis. Darf ich mit Ihnen reden, mein ſchönes Kind?

Julchen. Es iſt gut, daß Sie kommen. Die Unart, die Sie mir über Tiſche von der Liebe zubrachten, hat mich recht gekränkt. Meine Schweſter lachte darüber; aber das kann ich nicht. Sie hat heute überhaupt eine widerwärtige Gemüthsart, die ſich ſogar bis auf Sie, mein Herr, erſtreckt.

Damis. Bis auf mich? Darf ich weiter fragen?

Julchen. Ich ſagte ihr, daß Sie meiner Meynung wären, und behauptet hätten, daß mehr Hoheit der Seele zur Freyheit, als zur Liebe, gehörte. Darüber ſpottete ſie, und ſagte dreiſt, Sie hätten Unrecht, wo ſie nicht gar noch mehr ſagte. Aber laſſen Sie ſich nichts gegen ſie merken; ſie möchte ſonſt denken, ich wollte eine Feindſchaft anrichten.

Damis. Lottchen wird es nicht ſo böſe gemeint haben. Sie iſt ja die Gutheit und Unſchuld ſelbſt.

Julchen.

Julchen. *Das konnte ich mir einbilden, daſs Sie mir widerſprechen würden. Und ich will es Ihnen nur geſtehen, daſs ichs zu dem Ende geſagt habe. Freylich hat meine Schweſter mehr Gutheit, als ich. Sie redt von der Liebe, und ſo gütig bin ich nicht.*

Damis. *Vergeben Sie es ihr, wenn ſie auch etwas von mir geſagt hat. Ich bin ja nicht ohne Fehler. Und vielleicht würde ich Ihnen mehr gefallen, wenn ich ihrer weniger hätte.*

Julchen. *Wozu ſoll dieſe Erniedrigung? Wollen Sie mich mit dem Worte Fehler demüthigen?*

Damis. *Ach liebſtes Kind! werden Sie es denn niemals glauben, wie gut ichs mit Ihnen meyne?*

Julchen. *Daran zweifle ich gar nicht. Sie ſind ja meiner Schweſter gewogen; und alſo wird es Ihnen nicht ſauer ankommen, mir Ihre Gewogenheit in eben dem Grade zu ſchenken.*

Damis. *Ja, ich verſichere Sie, daſs ich Lottchen allen Schönen vorziehen würde, wenn ich Julchen nicht kennte.*

Julchen. *Ich ſehe, die Gefahr mich hochmüthig zu machen, iſt zu wenig, Sie von einer Schmeicheley abzuſchrecken.*

Damis. *Meine liebe Freundinn, ich verliere mein Glück, wenn dieſes eine Schmeicheley war. Warum halten Sie mich nicht für aufrichtig?*

Julchen.

Julchen. (zerſtreut.) *Ich - - ich habe die beſte Meynung von Ihnen.*

Damis. Warum ſprechen Sie dieſen Lobſpruch mit einem ſo traurigen Tone aus? Koſtet er Sie ſo viel? In Wahrheit, ich bin recht unglücklich. Je länger ich die Ehre habe, Sie zu ſehen, und zu ſprechen, deſto unzufriedner werden Sie. Sagen Sie mir nur, was Sie beunruhigt? Ich will Ihnen ja ihre Freyheit nicht rauben. Nein, ich will nicht den geringſten Anſpruch auf Ihr Herz machen. Ich will Sie ohne alle Belohnung, ohne alle Hoffnung, lieben. Wollen Sie mir denn auch dieſes Vergnügen nicht gönnen?

Julchen. Sie ſind wirklich großmüthiger, als ich geglaubt habe. Wenn Sie mich lieben wollen, ohne mich zu feſſeln: ſo wird mir ihr Beyfall ſehr angenehm ſeyn. Aber dieß iſt es auch alles, was ich Ihnen ſagen kann. Werfen Sie mir mein verdrießliches Weſen nicht mehr vor. Ich will gleich ſo billig ſeyn, und Sie verlaſſen.

Damis. Aber was fehlt Ihnen denn? mein Engel.

Julchen. (unruhig.) *Ich weiß es in Wahrheit nicht. Es iſt mir alles ſo ängſtlich, und es ſcheint recht, als ob ich das Aengſtliche heute ſuchte, und liebte. Ich bitte Sie recht ſehr,*

laſſen

laſſen Sie deßwegen nichts von Ihrer Hochachtung gegen mich fallen. Es iſt unhöflich von mir, daß ich Sie nicht muntrer unterhalte, da Sie unſer Gaſt ſind. Aber auf mein Gewiſſen! ich kann nichts dafür. Ich will mir eine Taſſe Caffee machen laſſen. Vielleicht kann ich mein verdrießliches Weſen zerſtreuen. Aber gehn Sie nicht gleich mit mir. Lottchen möchte mir ſonſt einige kleine Spöttereyen ſagen. Wollen Sie ſo gütig ſeyn?

Dritter Auftritt.

Damis. Lottchen.

Lottchen. Nun, Herr Damis, wie weit ſind Sie in Ihrer Liebe? Sie weinen? Iſt das möglich?

Damis. O gönnen Sie mir dieſes Glück! Es ſind Thränen der Erkenntlichkeit, die meine ganze Seele vergnügen. Wenn Sie nur das liebenswürdige Kind hätten ſollen reden hören! Wenn Sie nur die Gewalt hätten ſehen ſollen, die Sie ihrem Herzen anthat, um es nicht ſehen zu laſſen! Sie ſagte endlich aufrichtig, ſie wäre unruhig. Ach! mit welcher Annehmlichkeit, mit welcher Unſchuld ſagte ſie dieß! Sie liebt mich wohl,

ohne

ohne es recht zu wiſſen. Bedenken Sie nur, mein lichſtes Lottchen, o bedenken Sie nur! wie - - -

Lottchen. Warum reden Sie nicht weiter?

Damis. Laſſen Sie mich doch mein Glück erſt recht überdenken. Sie nannte ihre Unruhe ein verdrießliches Weſen. Sie bat mich, daß ich deßwegen nichts von der Hochachtung gegen ſie ſollte fahren laſſen. Und das Wort Hochachtung drückte ſie mit einem Tone aus, der ihm die Bedeutung der Liebe gab. Sie ſagte endlich in aller Unſchuld, ſie wollte ſich eine Taſſe Caffee machen laſſen, um den Nebel in ihrem Gemüthe dadurch zu zerſtreuen.

Lottchen. Das gute Mädchen! Wenn der Caffee eine Arzney für die Unruhen des Herzens wäre: ſo würden wir wenig Gemüthskrankheiten haben. Nunmehr wird ſie bald empfinden, was Liebe und Freyheit iſt. Das Traurige, das ſich in ihrem Bezeigen meldet, ſcheint mir ein Beweis zu ſeyn, daß ſie ihre Freyheit nicht mehr zu beſchützen weiß. Verwandeln Sie ſich nunmehr nach und nach wieder in den Liebhaber, damit Julchen nicht gar zu ſehr beſtraft wird.

Damis. Dieſe Verwandlung wird mir ſehr natürlich ſeyn. Aber ich fürchte, wenn Julchen in Gegenwart ſo vieler Zeugen mir ihre Liebe wird bekräftigen ſollen: ſo wird ihr Herz wieder

ſchon

ſcheu werden. Sie bat mich, da ſie mich verließ, daß ich ihr nicht gleich nachfolgen ſollte, damit ihr Lottchen nicht einige Spöttereyen ſagen möchte. Wie furchtſam klingt dieſes!

Lottchen. Ja, es heißt aber vielleicht nichts anders, wenn man es in ſeine Sprache überſetzt, als: Gehen Sie nicht mit mir, damit Lottchen nicht ſo deutlich ſieht, daß ich Sie liebe. Ihre Braut ſcheut ſich nicht vor der Liebe, ſondern nur vor dem Namen derſelben. Wenn ſie weniger natürliche Schamhaftigkeit hätte, ſo würde ihre Liebe ſich in einem größern Lichte ſehen laſſen; aber vielleicht würde ſie nicht ſo reizend erſcheinen. Vielleicht geht es mit der Zärtlichkeit eines Frauenzimmers, wie mit ihren äußerlichen Reizungen, wenn ſie gefallen ſollen.

Damis. Was meynen Sie, meine liebe Jungfer Schweſter, ſoll ich - - - Aber wie? Ich nenne Sie ſchon Jungfer Schweſter, und ich ſcheue mich doch zugleich, Sie deswegen um Vergebung zu bitten?

Lottchen. Ich will den Fehler gleich wieder gut machen, mein lieber Herr Bruder. Ich habe Ihnen nun nichts vorzuwerfen. Aber was wollten Sie ſagen?

Damis. Fragen Sie mich nicht. Ich habe es wieder vergeſſen. Ich kann gar nicht mehr zu meinen eignen Gedanken kommen. Jul-

chen

eben denkt und ſinnt und redt in mir. Und ſeit dem ich ſie traurig geſehen habe, habe ich groſſe Luſt, es auch zu ſeyn. Was für ein Geheimniſs hat nicht ein Herz mit dem andern! Ich ſehe, daſs ich glücklich bin, und ſollte vergnügt ſeyn. Ich ſehe, daſs mich Julchen liebt, und indem ich dieſes ſehe, werde ich traurig, weil ſie es iſt. Welche neue Entdeckung in meinem Herzen!

Lottchen. Ich weiſs Ihnen keinen beſſern Rath zu geben, als den, folgen Sie Ihrer Neigung, und vertreiben Sie ſich die Traurigkeit nicht, ſonſt werden Sie zerſtreut werden. Sie wird ihres Platzes von ſich ſelber müde werden, und ihn bald dem Vergnügen von neuem einräumen.

Damis. Ich werde recht furchtſam. Und ich glaube, wenn ich Julchen wieder ſehe, daſs ich gar ſtumm werde.

Lottchen. Das kann leicht kommen. Vielleicht gebt es Julchen auch alſo. Ich möchte ſie beyde itzt beyſammen ſehen, ohne von Ihnen bemerkt zu werden. Sie wurden beyde tiefſinnig thun. Sie würden reden wollen, und ſtatt deſſen ſeufzen. Sie würden die verrätheriſchen Seufzer durch gleichgültige Mienen entkräften wollen, und ihnen nur mehr Bedeutung geben. Sie würden einander wechſelsweiſe bitten, ſich

zu verlaſſen, und einander Gelegenheit geben, zu bleiben. Und vielleicht würde Ihre beyderſeitige Wehmuth zuletzt in etliche ſehr freundſchaftliche Kuſſe ausbrechen. Aber ich höre meine Schweſter kommen. Ich will Sie nicht ſtören.

(Sie geht, und bleibt in der Scene verſteckt ſtehen.)

Vierter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. War nicht meine Schweſter bey Ihnen? Wo iſt ſie?

Damis. (in tiefen Gedanken.) *Sie gieng, und ſagte, ſie wollte uns nicht ſtören.*

Julchen. Nicht ſtören? Was ſoll das bedeuten?

Damis. Vergeben Sie mir. Ich habe mich übereilet. Ach Juliane!

Julchen. Sie haben ſich übereilet, und woher? Aber - - Ja - - Ich will Sie verlaſſen. Sie ſind tiefſinnig.

Damis. Sie wollen mich verlaſſen? meine Juliane! Mich - -?

Julchen. Meine Juliane! ſo haben ſie mich ja ſonſt nicht geheißen? Sie vergeſſen ſich. Ich will Sie verlaſſen.

Damis. O gehen Sie noch nicht! Ich habe Ihnen recht viel zu ſagen. Ach viel!

Julchen.

Julchen. Und was denn? Sie halten mich wider meinen Willen zurück. Iſt Ihnen etwas begegnet? Was wollen Sie ſagen? Reden Sie doch.

Damis. (bange.) Meine Juliane!

Julchen. (mit beweglicher Stimme.) Juliane! den Namen höre ich zum dritten male. Sie ſchweigen wieder? Ich muß nur gehen. (Sie geht. Er ſieht ihr traurig nach, und ſie ſieht ſich um.) Ungeduldig, es muß Ihnen etwas groſſes begegnet ſeyn. Darf ichs nicht wiſſen?

(Er kömmt auf ſie zu.)

Damis. Wenn Sie mirs vergeben wollten: ſo wollte ich Ihnen ſagen. Aber nein - - Ich werde Ihre Gewogenheit darüber verlieren, und - - - (Er küſst ihr die Hand, und hält ſie dabey.) Nein, ich habe Ihnen nichts zu ſagen. Ach Sie ſind verdrieſslich, meine Juliane!

Julchen. (ganz betroffen.) Nein, ich bin nicht traurig. Aber ich erſchrecke, daß ich Sie ſo beſtürzt ſehe. Ja - - Ich bin nicht traurig. Ich bin ganz gelaſſen, und ich wollte, daß Sie auch ſo wären. Halten Sie mich nicht bey der Hand. Ich will Sie verlaſſen. Ich wollte meine Schweſter ſuchen und ihr ſagen - - -

Damis. Was wollen Sie ihr denn ſagen, mein ſchönes Kind!

Julchen. Ich wollte ihr ſagen - - daß der Papa nach ihr gefragt hätte und - - -

Damis. Der Papa? mein Engel?

Julchen.

Julchen. *Nein, ich irre mich, Herr Siegmund hat nach ihr gefragt, und meine Schweſter ſprechen wollen, und mich gebeten - -* (Sie ſieht ihn an.) *In Wahrheit, Sie ſehen ſo traurig aus, daß man ſich des Mitleidens - -*

(Sie wendet das Geſicht bey Seite.)

Damis. *Meine Juliane! Ihr Mitleiden - - Sie bringen mich zur äuſerſten Wehmuth.*

Julchen. *Und Sie machen mich auch traurig. Warum hielten Sie mich zurück? Warum weinen Sie denn?* (Sie will ihre Thränen verbergen.) *Was fehlt Ihnen? Verlangen Sie mich, wenn ich bitten darf.*

Damis. *Ja.*

Julchen. (für ſich.) *Er geht?*

Damis. (indem er wieder zurück kehrt.) *Aber darf ich nicht wiſſen, meine Schöne, was Ihnen begegnet iſt? Sie waren ja Vormittage nicht ſo traurig.*

Julchen. *Ich weiß es nicht. Sie wollen ja gehen. Iſt Ihnen meine Unruhe beſchwerlich? Sagen Sie mir nur, warum Sie - - Sie reden ja nicht.*

Damis. *Ich?*

Julchen. *Ja.*

Damis. *O wie verſchönert die Wehmuth Ihre Wangen! Ach Juliane!*

Julchen.

Julchen. Was ſeufzen Sie? Sie vergeſſen ſich. Wenn doch Lottchen wieder käme! Bedenken Sie, wenn ſie Sie ſo betrübt ſähe und mich - - - Was würde ſie ſagen?

(Lottchen tritt aus der Scene hervor.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen.

Lottchen. Ich würde ſagen, daß man einander durch bekümmerte Fragen und Thränen die ſtärkſte Liebeserklärung machen kann, ohne das Wort Liebe zu nennen. Mehr würde ich nicht ſagen.

Julchen. O wie ſpöttiſch! Ich muß nur gehen.

Lottchen. O ich habe es wohl oft geſehen, daß du baſt gehen wollen, und doch - -

Julchen. Das wußte ich in der That nicht.

(Sie geht ab.)

Sechster Auftritt.

Damis. Lottchen.

Lottchen. Es dauert mich, daß ich Sie beyde geſtöret habe. Ich hätte es nicht thun ſollen; aber

aber ich konnte mich vor Freuden nicht länger halten. Kann wohl ein schönerer Anblick seyn, als wenn man zwey unschuldig Zärtliche sieht, die es vor Liebe nicht wagen wollen, einander die Liebe zu gestehen? Mein lieber Herr Damis, habe ich den Plan ihres zärtlichen Schicksals nicht gut entworfen gehabt? Hatte ich mich noch einige Augenblicke halten können: so würde Ihre beiderseitige Ehrnuth gewiß noch bis zu etlichen vertraulichen Liebkosungen gestiegen seyn.

Damis. Daran zweifle ich sehr. Ich war in Wahrheit recht traurig, und ich bins noch.

Lottchen. Ja, ich sehe es. Und es wird Ihnen sehr sauer werden, mit mir allein zu reden. Holen Sie unmaaßgeblich Ihre betrübte Freundinn wieder zurück. Ich will sie mitcinander aufrichten.

Damis. Ja, das will ich thun.

Siebenter Auftritt.

Lottchen. Simon.

Simon. Ich bitte Sie um Vergebung, Mamsell, daß ich unangemeldet hereintrete. Das Vergnügen macht mich unhöflich. Sind Sie nicht die liebenswürdige Braut meines Herrn Mandels?

Lottchen. Und wenn ich nun seine Braut wäre, was - - -

Simon. So habe ich die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß Ihnen Ihre verſtorbene Frau Muhme in ihrem Teſtamente ihr ganzes Rittergut vermacht hat. Sie werden die Gewißheit davon noch heute vom Rathhauſe erhalten. Das Teſtament iſt geöffnet; und Ihr Herr Pathe, der Herr Hofrath, der bey der Eröffnung zugegen geweſen, hat mir aufgetragen, Ihrem Herrn Vater dieſe angenehme Zeitung zum voraus zu hinterbringen, ehe er noch die gerichtliche Inſinuation erhält.

Lottchen. Iſt das möglich? Die Frau Muhme hat ihr Verſprechen zehnfach erfüllt. Wie glücklich iſt meine Schweſter! Sie verdient es in der That. Das iſt eine ſonderbare Schickung. Mein Herr, Sie ſetzen mich in das empfindlichſte Vergnügen. Ich bin nicht die Braut Ihres Herrn Mündels. Aber die Nachricht würde mich kaum ſo ſehr erfreuen, wenn ſie mich ſelbſt angienge.

Simon. Kurz, Mamſell, ich weiß nicht, welche von ihnen meinen Mündel glücklich machen will. Allein genug, die jüngſte Tochter des Herrn Cleon iſt die Erbinn des ganzen Ritterguts, und alſo eines Vermögens von mehr als funfzig tauſend Thalern.

Lottchen. Das iſt meine Schweſter. Wie erfreue ich mich!

Simon. Es thut mir leid, daſs ich Ihnen nicht eben dieſe Nachricht bringen kann. Ich wollte es mit tauſend Freuden thun. Wo iſt Ihr lieber Herr Vater?

Lottchen. Ich habe gleich die Ehre, Sie zu ihm zu führen. Aber ich will Sie erſt um etwas bitten. Gönnen Sie mir doch das Vergnügen, daſs ich meiner Schweſter und Ihrem Herrn Mündel die erſte Nachricht von dieſer glücklichen Erbſchaft bringen darf. Es iſt meine gröſste Wolluſt, die Regungen des Vergnügens bey andern ausbrechen zu ſehen. Und wenn ich viel hätte, ich glaube, ich verſchenkte alles, nur um die Welt ſich zu ſehen. Laſſen Sie mir das Glück, meiner Schweſter das übrige anzukündigen.

Simon. Von Herzen gern. Eine ſo edle Liebe habe ich nicht leicht unter zwo Schweſtern gefunden. Ich erſtaune ganz. Ich wuſste wohl, Mamſell, daſs Sie die Braut meines Mündels nicht waren; allein ich wollte mir meinen Antrag durch eine verſtellte Ungewiſsheit leichter machen. Ich glaubte, Sie würden erſchrecken, und über die Vortheile Ihrer Jungfer Schweſter unruhig werden. Aber ich ſehe das Gegentheil, und fange an zu wünſchen, daſs Sie ſelbſt die Braut meines lieben Mündels und die glückliche Erbinn der Frau Stephan ſeyn möchten.

Lottchen. Wenn man Ihren Beyfall dadurch gewinnen kann, daß man frey vom Neide, und zur Menſchenliebe geneigt iſt: ſo hoffe ich, wir ihr Wohlwollen zeitlebens zu erhalten. Alſo wollen Sie Julchen und dem Herrn Damis nichts von der Erbſchaft ſagen, ſondern es mir überlaſſen? Sie ſind ſehr gutig.

Simon. Ich will ſogar dem Herrn Vater nichts davon ſagen, wenn Sie es ihm ſieber hinterbringen wollen. Hier kömmt er.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Cleon. Herr Siegmund.

Cleon. Mein werthester Herr, ich habe Sie mit dem Herrn Siegmund ſchon im Garten geſucht. Ich ſahe Sie in das Haus hereintreten, und ich glaubte, Sie würden den Caffee im Garten trinken wollen. Ich erfreue mich über die Ehre Ihrer Gegenwart. Ich erfreue mich recht von Herzen.

Simon. Und ich erfreue mich, Sie wohl zu ſehen, und heute einen Zeugen von Ihrem Vergnügen abzugeben.

Lottchen. Ach lieber Papa! Ach lieber Herr Siegmund! Soll ichs ſagen? Herr Simon!

Simon.

Simon. Wenn Sie es erzählen, wird mirs ſo neu klingen, als ob ichs ſelbſt noch nicht wüßte.

Cleon. Nun, was iſt es denn? meine Tochter! Wem willſt du es erſt ſagen, mir, oder meinem lieben Nachbar? Welcher iſt dir lieber, du loſes Kind?

Lottchen. Wenn ich die Liebe der Ehrfurcht frage: ſo ſind Sies. Und wenn ich die Liebe der Freundſchaft höre: ſo iſt es Ihr lieber Nachbar. Ich wills Ihnen beyden zugleich ſagen, was mir Herr Simon itzt erzählt hat. Die verſtorbene Frau Mahme hat Jungfer in Ihrem Teſtamente ihr ganzes Rittergut vermacht. Das Teſtament iſt geöffnet, und mein Herr Vater, der Herr Hofrath, laßt Ihnen durch den Herrn Simon dieſe Nachricht bringen.

Cleon. Welch Entzücken für einen Vater! Das Gut iſt doch Weiberlehn? Ja! Ich erſchrecke ganz vor Freuden. Das hätte ich nimmermehr gedacht. O ſie war dem Mädchen ſehr gut! Das ganze Rittergut?

Siegmund. Das iſt vortrefflich. Die rechtſchaffene Frau!

Simon. (zu Cleon.) Ich habe mir in Ihrem Namen die Abſchrift von dem Teſtamente ſchon ausgebeten, und ich heiße Sie gegen Abend zu erhalten. Sie werden auch bald eine gerichtliche Verordnung bekommen.

Cleon. Das iſt ja ganz was auſſerordentliches. Ich wills die Armen gewiß genieſſen laſſen. Aber du, meine liebe Tochter, du kömmſt dabey zu kurz.

Lottchen. Ich? Papa. Nein. Wer weiß, ob ich ein ſolches Gluck ertragen könnte! Ich habe ſchon Gluck genug. Nicht wahr? Herr Siegmund! Was meynen Sie?

Siegmund. Doß Sie es eben ſo würdig ſind, als Ihre Jungfer Schweſter.

Cleon. Herr Simon, Sie haben mir ja in Ihrem Billette gemeldet, daß auch Sie eine erfreuliche Nachricht erhalten hätten. Kommen Sie doch mit mir in den Garten, und vertrauen Sie mirs. Dieſe beyden feindſeligen Gemüther werden ſich ſchon allein vertragen, oder uns nachkommen.

Neunter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Lottchen. Wenn ich Ihre Gröſſe nicht kennte: ſo wurde ich gezittert haben, Ihnen die Nachricht von dem groſſen Glücke meiner Schweſter zu hinterbringen. Aber ich weiß, Sie ſchätzen mich deſswegen nicht einen Augenblick geringer. Unſer Schickſal ſteht in den Händen

der

der Vorſicht. Dieſe theilen allemal weiſe aus, und ſie werden ſich auch noch zu unſerm Vortheile öffnen, wenn gleich nicht in dem Augenblicke, da wir es wünſchen.

Siegmund. Mein liebes Lottchen, es wird mir ſehr leicht, über Ihrem Herzen das Glück zu vergeſſen. Wir wollen hoffen. Vergeben Sie mir nur, daß ich noch immer den Zerſtreuten vorſtelle. Ich habe lange mit Ihrem Papa geſprochen, und ich weiß in Wahrheit nicht was.

Lottchen. Wenn Sie mich ſo lieben, wie ich Sie, ſo wundert michs nicht, daß Ihnen ein Tag, wie der heutige iſt, wo ſolche Aufſätzen gemacht werden, einige Wünſche und Unruhen abnöthiget. Trauen Sie doch der Vorſehung! Es iſt eben heute ein Jahr, da Sie durch den unglücklichen Proceß Ihres Herrn Vaters Ihr Vermögen verloren. Vielleicht beunruhiget Sie dieſer Gedanke; aber vielleicht haben Sie auch alles heute über ein Jahr wieder. Haben Sie mit Julchen geſprochen, und dem Herrn Damis zum Beſten ſich etwas zärtlich geſtellt?

Siegmund. Nein, weil ich ſo zerſtreut bin, ſo - - -

Lottchen. Gut. Sie werden dieſe kleine Mühe faſt erſparen können. Ihr Herz ſcheint keinen groſſen Antrieb mehr nöthig zu haben. Aber ſagen Sie ihr noch nichts von der Erb-

ſchaft. Ich will ſie holen, und es ihr in ihrer Gegenwart entdecken, und ihrem Geliebten zugleich.

Zehnter Auftritt.

Siegmund allein.

Welche entſetzliche Nachricht! - - Julchen! - - Ein ganzes Rittergut! Julchen - - die ſo viel Reizungen, ſo viel Schönheit und Anmuth beſitzt! Konnte ich Julchens Herz nicht: ſo wurde Julchen - - Aber iſt Julchen nicht auch tugendhaft - - gutmüthig - - klug - unſchuldig - -? Iſt ſie nicht die Sittſamkeit ſelbſt? Iſt Lottchen ſo ſchamhaft? oder - - Verdammte Liebe, wie quälſt du mich! Muß man auch wider ſeinen Willen untreu werden? - - Warum konnte jene nicht die reiche Erbſchaft bekommen? Habe die Mutter auch, daß die jüngſte mehr Verdienſte hatte? - - Ich Elender! Ich bin ohne meine Schuld um das größte Vermögen gekommen. - - - Aber habe ich weniger Vorzüge, als Damis? Julchen widerſteht ja ſeiner Liebe. - - Iſt es ein Verbrechen? - - Was kann ich dafür, daß ſie mich wählt? Sind meine Wünſche ungerecht, wenn ſie mit Julchens Wünſchen vielleicht übereinſtimmen? Sie kömmt allein.

Elmire

Eilfter Auftritt.

Siegmund. Julchen.

Julchen. *Meine Schweſter hat geſagt, ich ſoll ſie hier in Ihrer Geſellſchaft erwarten. Sie ſucht den Herrn Damis, und will alsdann hieher kommen, und uns etwas angenehmes erzählen.*

Siegmund. *Wird Ihnen unterdeſſen die Zeit in meiner Geſellſchaft nicht verdrießlich werden?*

Julchen. *Mir? Bey Ihnen? Gewiß nicht. Sie ſind heute am freundſchaftlichſten mit mir umgegangen. Und es wird Ihnen auch wohl kein Geheimniß ſeyn, daß ich Ihnen gut bin, wenn gleich nicht ſo, wie meine Schweſter.*

Siegmund. (Er küßt ihr die Hand.) *Sie ſagen mir viel ſchönes, angenehme Braut.*

Julchen. *Bin ich denn eine Braut? Das hat mir noch kein Menſch geſagt. Nein, mein Herr, heißen Sie mich nicht ſo. Es kann ſeyn, daß ich dem Herrn Damis gewogen bin; aber muß ich darum ſeine Braut ſeyn? Nein, er iſt ſo gutig, und ſagt mir faſt gar nichts mehr von der Liebe.*

Siegmund. *Aber wenn ich Ihnen etwas von der Liebe ſagte, würden Sie auch zürnen? Sie wiſſen es wohl nicht, wieviel ich Sie . . doch . .*

Julchen. Bey Ihnen bin ich ſehr ſicher. So lange ein Lottchen in der Welt iſt, werden Ihre Liebeserklärungen nicht viel zu bedeuten haben. Sie wollen mich vielleicht ausforſchen; aber Sie werden nichts erfahren.

Siegmund. Meine Schöne, ich wollte wünſchen, daß ich aus Verſtellung redte; aber ach nein! Denken Sie denn, daß man - - -

Julchen. Und was?

Siegmund. Daß man Sie ſehen, und doch unempfindlich bleiben kann?

Julchen. Sie ſpielen die Rolle des Herrn Damis, wie ich ſehe.

Siegmund. So werde ich ſehr unglücklich ſeyn, weil ſie mit ſeiner Rolle nicht zufrieden ſind.

Julchen. Was verlieren denn Sie und meine Schweſter, wenn ich ſeine Wünſche nicht erfülle?

Siegmund. Vielleicht gewönne ich. Vielleicht würden Sie die Abſichten des aufrichtigſten Herzens ſehen. Ich verehre Sie; doch - - wie kann ich Ihnen das ſagen, was ich empfinde!

Julchen. Sie können eine fremde Perſon vortrefflich annehmen. Aber auch die Liebe im Scherze beunruhigt mich. Ich weiß nicht, wo meine Schweſter bleibt. Ich möchte doch wiſſen, was ſie mir zu ſagen hatte; ſie küßte mich vor Freuden. Es muß etwas wichtiges ſeyn. Ich muß ſie nur ſuchen. Verziehn Sie einen Augenblick.

Zwölfter Auftritt.

Siegmund allein.

Ich Abſcheu! Was habe ich gethan? Ich werde der redlichſten Seele untreu, die mich mit Entzückung liebt? Ich? - - Aber wie ſchön, wie reizend iſt Julchen! Sie liebt ihn noch nicht - - Und mir, mir iſt Sie gewogen? Aber die Vernunft - - ? Sie ſoll ſchweigen - - Mein Herz mag die Sache ausführen. - - Mißlingt mir meine Abſicht: ſo bleibt mir Lottchen noch gewiß. - - Hat ſie mir nicht ſelbſt befohlen, mich verliebt in Julchen zu ſtellen? Werde ich ihr darum untreu? Wie? ſie kömmt noch einmal? Sucht ſie mich mit Fleiß?

Dreyzehnter Auftritt.

Siegmund. Julchen. Der Magiſter.

Julchen. (zu Siegmund.) *Lottchen will mir nichts eher ſagen, bis Herr Damis wieder kömmt. Er iſt eine halbe Stunde nach Hauſe gegangen, und Sie ſollen ſo gütig ſeyn und zu dem Papa kommen.*

Siegmund. Nach Ihrem Befehle. Aber darf ich küſſen?

Julchen. Weil Sie in der Sprache der Liebhaber reden: ſo muß ich Ihnen in der Sprache der Schönen antworten: Sie müſſen mit meinem Papa davon ſprechen.

Der Magiſter. Ja, Herr Siegmund, mein Bruder wartet auf Sie, und ich möchte gern ein Wort mit Jungfer Julchen allein ſprechen.

Vierzehnter Auftritt.

Julchen. Der Magiſter.

Julchen. Herr Magiſter, wollen Sie mir etwa ſagen, was mir Lottchen neues erzählen will?

Der Magiſter. Nein, ich habe ſie gar nicht geſehen. Ich komme aus meiner Studirſtube, und habe zum Zeitvertreibe in einem deutſchen Fabelbuche geleſen. Wenn Sie mir zuhören wollten: ſo wollte ich Ihnen eine Fabel daraus vorleſen, die mir ganz artig geſchienen hat. Ich weiß, Sie hören gern witzige Sachen.

Julchen. Ja, aber nur heute nicht, weil ich gar zu unruhig bin. Sie leſen mir ja ſonſt keine Fabeln vor. Wie kommen Sie denn heute auf dieſen Einfall? Ja, ich weiß wohl eher, daß Sie mir eine ziemliche finſtere Miene gemacht haben, wenn Sie mich in des la Fontaine, oder Hagedorns Fabeln haben leſen ſehen.

Der

Der Magiſter. Sie haben Recht. Ich halte mehr auf gründliche Schriften. Und das Solide iſt für die Welt allemal beſſer, als das Witzige. Aber wie man den Verſtand nicht immer anſtrengen kann: ſo iſt es auch erlaubt, zuweilen etwas Leichtes zu leſen. Wollen Sie die Fabel hören? Sie heißt die Sonne.

Falchen. O ich habe ſchon viele Fabeln von der Sonne geleſen! Ich will es Ihnen auf Ihr Wort glauben, daß ſie artig iſt. Leſen Sie mir ſie nur nicht vor.

Der Magiſter. Jungfer Muhme, ich weiß nicht, was Sie heute für eine verdrießliche Gemüthsart haben. Ihnen zu gefallen verderbe ich mir etliche koſtbare Stunden. Ich arbeite für Ihr Glück, für Ihre Beruhigung. Und Sie ſind ſo unerkenntlich, und beleidigen mich alle Augenblicke dafür? Bin ich Ihnen denn ſo geringe? Verdienen meine Abſichten nicht wenigſtens Ihre Aufmerkſamkeit? Sind denn Ihre Pflichten gegen mich durch die Blutsverwandſchaft nicht deutlich genug beſtimmt? Warum widerſprechen Sie mir denn? Kann ich etwas dafür, daß Sie nach der Vernunft verbunden ſind, zu heirathen? Habe ich den Gehorſam, den Sie Ihrem Herrn Vater und mir ſchuldig ſind, etwa erdichtet? Iſt er nicht in dem Geſetze der Vernunft enthalten?

Julchen. Sie ſchmähten auf mich, Herr Magiſter; aber ſie ſchmähten doch gelehrt, und deßwegen will ich mich zufrieden geben. Darf ich bitten: ſo leſen Sie mir die Fabel vor, damit ich wieder zu meiner Schweſter gehen kann. Sie wiſſen nicht, wie hoch ich Sie ſchätze.

Der Magiſter. Warum ſollte ichs nicht wiſſen? Wenn Sie gleich nicht den ſcharfſten Verſtand haben: ſo haben Sie doch ein gutes Herz. Und ich wollte wetten, wenn Sie ſtatt der Bremiſchen Beyträge und anderer ſolchen leichten Schriften, eine ſyſtematiſche Moralphiloſophie läſen, daß ſie bald anders ſollten denken lernen. Wenn Sie die Triebe des Willens und ihre Natur philoſophiſch kennen ſollten: ſo würden ſie ſehen, daß der Trieb der Liebe ein Grundtrieb wäre, und alſo - - -

Julchen. Sie reden mir ſo viel von der Liebe vor. Haben Sie denn in Ihrer Jugend auch geliebt? Kennen Sie denn die Liebe recht genau? Was iſt Sie denn? Ein Rätzel, das niemand auflöſen kann - -

Der Magiſter. Als wer Verſtand genug hat, in die Natur der Dinge zu dringen. Die Liebe iſt eine Uebereinſtimmung zweener Willen zu gleichen Zwecken. Mich deucht, dieß iſt ſehr adäquat. Oder ſoll ich Ihnen eine andere Beſchreibung geben?

Julchen.

Julchen. Nein, ich habe mit dieſer genug zu thun. Sagen Sie mir lieber die Fabel. Ich muß zu meiner Schweſter.

Der Magiſter. Ja, ja, die Fabel iſt freylich nicht ſo ſchwer zu verſtehen, als eine Catſaldefinition. Sie iſt kurz, und ſie ſcheint mir mehr eine Allegorie, als eine Fabel zu ſeyn. Sie klingt alſo:

Die Sonne verliebte ſich, wie man erzählt, einsmals in den Mond. Sie entdeckte ihm ihre Flamme auf das zärtlichſte; allein der Mond blieb ſeiner Natur nach kalt und unempfindlich. Er verlachte alle die Gründe, womit ihn einige benachbarte Planeten zur Zärtlichkeit gegen die Sonne bewegen wollten. Ein heimlicher Stolz hieß ihn ſpröde thun, ob ihm die Liebe der Sonne gleich angenehm war. Er trotzte auf ſein ſchönes und reines Geſicht, bis es eine Gottheit auf das Bitten der Sonne mit Flecken verunſtaltete. Und dieß ſind die Flecken, die wir noch heut zu Tage in dem Geſichte des Mondes finden.

Dieß iſt die Fabel. Was empfinden Sie dabey?

Julchen. Ich empfinde, daß ſie mir nicht gefällt, und daß der Verfaſſer ihrer noch viel machen wird. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie dieſe Erzählung im Ernſt für artig halten.

Der Magiſter. Freylich kann der Verſtand bey witzigen Sachen ſeine Stärke nicht ſehen laſſen. Aber wie, wenn ich die Fabel ſelbſt gemacht hätte?

Julchen.

Julchen. So würde ich glauben müſſen, daß die Schuld an mir läge, warum ſie mir nicht ſchön vorkömmt.

Der Magiſter. Sie wiſſen ſich gut herauszuwickeln. Ich will es Ihnen geſtehen, es iſt meine Arbeit. Ich will mich eben nicht groß damit machen; denn Witz kann auch ein Ungelehrter haben. Aber wollten Sie dieſe Fabel wohl auflöſen? Was ſoll die Moral ſeyn?

Julchen. Das werden Sie mir am beſten ſagen können.

Der Magiſter. Die Moral ſoll etwan dieſe ſeyn: Ein ſchönes Frauenzimmer, die gegen den Liebhaber gar zu lange ſpröde thut, ſteht in der Gefahr, daß das Alter ihr ſchönes Geſicht endlich verwüſtet.

Julchen. Sie ſind heute recht ſinnreich, Herr Magiſter. Ich merke, die Fabel geht auf mich. Ich bin der Mond; Herr Damis wird die Sonne ſeyn, und die Planeten werden auf Sie und meine Schweſter zielen. Habe ich nicht alles errathen?

Der Magiſter. Ich ſehe wohl, wenn man Ihnen ſeine Gedanken unter Bildern vortragt: ſo machen ſie einen groſſen Eindruck bey Ihnen. Jungfer Mahme, denken Sie unmaaßgeblich an die Fabel, und widerſtehen Sie der Liebe des Herrn Damis nicht länger. Was ſoll ich Ihrem Papa für eine Antwort bringen?

Julchen.

Julchen. Sagen Sie ihm nur, daß ich über Ihre Fabel hätte lachen müſſen, ſo verdrießlich ich auch geweſen wäre. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Funfzehnter Auftritt.

Der Magiſter. Cleon. Siegmund.

Cleon. Nun, mein lieber Magiſter, was ſpricht Julchen? Ich denke, ſie wird ſich wohl ohne deine Fabel zur Liebe entſchloſſen haben.

Der Magiſter. Sie bleibt unbeweglich. Ich weiß nicht, warum ich mir des eigenſinnigen Mädchens wegen ſo viele Mühe gebe. Wer weder durch philoſophiſche noch durch ſinnliche Beweiſe zu bewegen iſt, den muß man ſeinem Wahne zur Strafe überlaſſen. Ich ſage ihr kein Wort mehr. So gelt es, wenn man ſeinen Kindern nicht bey Zeiten ein gründliches Erkenntniß von der Moral beybringen läßt. Ich habe mich zehnmal erboten, deine Töchter denken zu lehren, und ihnen die Grundurſachen der Dinge zu zeigen. Aber nein, ſie ſollten witzig, und nicht vernünftig werden.

Siegmund. Mein Herr, dieß war ein verwegner Ausſpruch. Iſt Julchen nicht vernünftig genug?

Der

Der Magiſter. Warum denn nur Julchen? Ich verſtehe Sie. Ich habe ein andermal die Ehre Ihnen zu antworten. Itzt warten meine Zuhörer auf mich.

Sechzehnter Auftritt.

Cleon. Siegmund.

Cleon. Ich weiß nicht, wem ich glauben ſoll, ob dem Magiſter, oder Lottchen? Dieſe ſpricht, Julchen liebt den Herrn Damis; und jener ſpricht nein. Er hat ja Verſtand. Sollte er denn die Sache nicht einſehen? Sagen Sie mir doch Ihre aufrichtige Meynung, Herr Siegmund.

Siegmund. Ich komme faſt ſelbſt auf die Gedanken, daß Julchen den Herrn Damis nicht wohl leiden kann.

Cleon. Aber was ſoll denn daraus werden? Wenn ſie ſchon etwas von der Erbſchaft wüßte: ſo dächte ich, das Rittergut machte ſie ſtolz. Herr Damis iſt ſo redlich geweſen, und hat ſie zur Frau verlangt, da ſie arm war; nun ſoll ſie ihn, da ſie reich iſt, zur Dankbarkeit heirathen. Sie wird ſich wohl noch geben.

Siegmund. Aber Sie wiſſen wohl, daß der Zwang in der Ehe üble Früchte bringt.

Cleon.

Cleon. Es wird ſchon gehen. Ich verlaſſe mich auf die Zeit. Und ich wollte wohl wünſchen, Herr Siegmund, wenn Sie anders noch Willens ſind, meine Tochter Lottchen zu ehelichen, daß ich heute ein doppeltes Verlöbniß ausrichten könnte.

Siegmund. Ja, wenn nur meine Umſtände - - - Ich habe einige hundert Thaler Schulden - -

Cleon. Gut. Julchen ſoll Ihre Schulden von ihrer Erbſchaft bezahlen, und ihnen auch noch Tauſend Thaler zum Anfange in der Ehe geben.

Siegmund. Das iſt ſehr ſchön; aber - -

Cleon. Sie kriegen an Lottchen gewiß eine verſtändige Frau. Das Mädchen hat faſt gar keinen Fehler, und ihr Geſichte iſt auch nicht ſchlecht. Ich darfs ihr nicht ſagen, aber ſie ſieht eine Sache manchmal beſſer ein, als ich. Wenn doch die Abſchrift von dem Teſtamente bald käme! Alſo wollen Sie Lottchen haben?

Siegmund. Ja, ich wünſche mir Lottchen. Ich gehorche Ihnen, als meinem Vater. Aber darf ich Ihnen ſagen, daß es ſcheint, daß mir Julchen gewogner iſt, als dem Herrn Damis; und daß Lottchen hingegen mit dieſem ſehr zufrieden zu ſeyn ſcheint. Darf ich Ihnen wohl ſagen, daß mir Julchen nur itzt noch befohlen hat, bey Ihnen um ſie anzuhalten, und - -

Cleon.

Cleon. *Was höre ich? nun errathe ich, warum das Mädchen ſich ſo geweigert hat. Lieber Herr Siegmund, ich beſchwöre Sie, ſagen Sie mir, was bey der Sache anzufangen iſt. Ich vergebe, ich - - Ja doch, Julchen kann Ihnen gewogen ſeyn, aber Lottchen iſt Ihnen noch gewogener.*

Siegmund. *Sie haben vollkommen Recht, lieber Papa.*

Cleon. *Alſo will Lottchen zween Männer, und Herr Damis zwo Weiber haben? Das iſt ja unſinnig.*

Siegmund. *Es iſt eine verwirrte Sache, bey der ich eine ſehr ungewiſſe Perſon ſpiele. Das Beſte wird ſeyn, daß Sie alles ſo geheim halten, als es möglich iſt, und die Verlobung mit dem Herrn Damis etwa noch acht Tage anſtehen laſſen. Vielleicht beſinnt ſich Julchen anders.*

Cleon. *O zu wem wollte ich davon reden, als zu Ihnen? Ich müßte mich ja ſchämen.*

Siegmund. *Wenn Lottchen den Herrn Damis freywillig wählen ſollte: ſo bin ich viel zu redlich, als daß ich ihr einen Mann mit ſo groſſem Vermögen entziehen will.*

Cleon. *Sie ſind die Groſſmuth ſelbſt. Ich kann alles zufrieden ſeyn. Ich wollte Ihnen Julchens Vermögen eben ſo wohlgönnen, als dem Herrn Damis. Freylich wäre die Eintheilung nicht uneben. Lottchen wäre durch Herrn Damis Vermögen, und Ihnen durch Julchens Liebhaberey geholfen. Ich weiß nicht, was ich anfangen ſoll.*

Sieg-

Siegmund. Alſo wollten Sie mir, wenn es ſo weit kommen ſollte, Julchen verſprechen?

Cleon. Aber Lottchen hat Sie ſo lieb, lieber, als mich. Und ich dächte, es wäre billig, daß Sie ſie vergeſſen. Ich kann mir nicht einbilden, daß meine Tochter ſo unbeſtändig ſeyn ſollte. Nein. Sie irren ſich wohl.

Siegmund. Eben deswegen wollen wir die Sache noch geheim halten. Ich liebe Lottchen, wie meine Seele, und ich werde ſie auf alle Art zu erhalten ſuchen.

Cleon. Ihr wollen heute zuſehen. Wir wollen genau auf alles Acht geben. Ich denke gewiß, es ſoll bey der erſten Einrichtung bleiben. Ich will Ihnen Lottchen mit einer guten Art verſchicken. Sagen Sie ihr nur recht viel zärtliches vor. Sie hört es gern. Julchen will ich ſelber noch einmal ausforſchen, aber ganz ſchlau. Ich habe mich lange aufgehalten, und den Herrn Simon alleine gelaſſen. Wenn es nur der rechtſchaffne Mann nicht übel nimmt.

Siebenzehnter Auftritt.

Siegmund allein.

Das geht gut. Julchen wird noch meine - - Sie iſt ſchön, reich, und wohlgeſittet, aufrichtig, edel-

edelgeſinnt - - Aber wie? wenn Lottchen mein Verbaben erfahren ſollte! Würde ſie mein Herz nicht verabſcheuen? - - Doch nein. Sie iſt ſicher. Sie liebt mich - - Aber was quält mich? Sind es die Schwüre, die ich ihr - - Unkräftige Schwüre der Treue, die uns die Leidenſchaft entreißt - - O Julchen, wie reizend biſt du! Dich zu beſitzen, iſt dieß kein gerechter Wunſch?

Achtzehnter Auftritt.

Siegmund. Lottchen.

Lottchen. Itzt kommen ſie beyde. Nun wollen wirs ihnen entdecken. Wie wird ſich Julchen erfreuen, o wie wird ſie ſich erfreuen! Und Sie, mein Freund, Sie haben mich doch noch lieb? Vergeben Sie mir dieſe überflüſſige Frage.

Siegmund. Ja, meine Schöne, ich liebe Sie ewig und bin durch Ihre Liebe für meine Treue unendlich belohnet. O könnte ich Sie doch vollkommen glücklich machen! (Er küſst ſie.) *Um dieß Vergnügen muß mich ein Prinz beneiden. Hier kommen ſie. Erlauben Sie, meine Schöne, der Papa wartet mit dem Caffee auf mich. Er möchte ungehalten werden.*

Neun-

Neunzehnter Auftritt.

Lottchen. Julchen. Damis.

Lottchen. (zum Damis.) *Ich wollte Ihnen ein ſchönes, junges, liebenswürdiges Frauenzimmer mit einem Rittergute anbieten, wenn Sie Julchen wollen fahren laſſen.*

Julchen. *Iſt das die Neuigkeit?*

Damis. *Und wenn Ihr Frauenzimmer zehn Rittergüter hätte: ſo würde mir Julchen auch in einer Schäferhütte beſſer gefallen.*

Julchen. *Was reden Sie? Hören Sie doch Lottchen an. Wer weiß, wie glücklich Sie werden! Ich gönne es Ihnen und der andern Perſon. Lottchen, wer iſt ſie denn?*

Lottchen. *Es iſt ein artiges Kind. Sie hat ein Rittergut für funfzig tauſend Thaler. Sie iſt wohl erzogen.*

Julchen. *So? Aber, wo - - Wie heißt ſie denn?*

Lottchen. *Sie iſt faſt ſo ſchön, wie du.*

Julchen. *Das mag ich ja nicht wiſſen. Wenn ich ſchön bin: ſo wird mirs der Spiegel ſagen. So muß keine Schweſter mit der andern reden. Sage es dem Herrn Damis allein. Ich werde wohl nicht dabey nöthig ſeyn.*

(Sie will gehen.)

Damis.

Damis. Ach liebe Manſell, gehn Sie noch nicht. Ich gehe mit Ihnen.

Julchen. Das wird ſich nicht ſchicken. Das Frauenzimmer mit dem Rittergute, das ſich in Sie verliebt hat, würde es ſehr übel nehmen. Es iſt gut, daß Sie ſich bey mir in den Liebeserklärungen geübt haben; nunmehr werden ſie Ihnen wenig Mühe machen.

Lottchen. Höre nur, meine Schweſter. Es kömmt erſt darauf an, ob das Frauenzimmer dem Herrn Damis gefallen wird. Sie hat freylich ſchöne große blaue Augen, faſt wie du; eine gefällige Bildung, und eine recht erobernde Miene; kleine volle runde Hände. (Julchen ſieht ihre Hände an.) Sie iſt dem Herrn Damis gut; aber ſie liebt auch die Freyheit.

Julchen. O ich weiß gar nicht, was du haben willſt? Kurz, wie heißt denn das Frauenzimmer, die den Herrn Damis liebt?

Lottchen. Sie heißt ebenfalls, wie du, Julchen.

Julchen. O! du willſt mich zum Kinde machen.

Lottchen. Nein, Julchen, ich kündige hiermit dir und deinem Liebhaber ein anſehnliches Glück an. Die verſtorbene Frau Muhme hat dir in ihrem Teſtamente ihr ganzes Rittergut vermacht. Herr Simon hat uns die Nachricht

nicht nur itzt gegeben, und ich habe ihn gebeten, daſs er mir die Freude gönnen möchte, ſie Euch beyden zuerſt zu hinterbringen. Meine liebe Schweſter, ich wünſche dir tauſend Glück zu deiner Erbſchaft, und Ihnen, mein Freund, wünſche ich meine Schweſter. Wie glücklich bin ich heute!

Julchen. Was? Das ganze Rittergut? Und dir nichts? Hätte ſie es denn nicht theilen können? Iſt es denn auch gewiſs? Kann es nicht ein Miſsverſtand ſeyn? Warum hat ſie denn dir nichts vermacht?

Lottchen. Wenn ſie dich nun lieber gehabt hat, als mich. Genug, die Erbſchaft iſt dein, und für dich beſtimmt geweſen. Ich habe genug, wenn ich künftig ohne Kummer mit meinem Geliebten leben kann. Ach Julchen! ich weiſs, daſs dem Papa ein jeder Augenblick zu lang wird, bis er dir ſeinen Glückwunſch abſtatten kann. Ich habe ihn gebeten, dich nichts merken zu laſſen, bis ich mit dir geredt hätte.

Damis. Ich erſtaune ganz. Vielleicht wäre es ein Glück für mich, wenn kein Teſtament wäre. Ach mein liebes Julchen, ſoll ich Sie verlieren?

Julchen. Lottchen, ich theile das Gut mit dir und dem Papa. Nein, ganz wünſche ich mir es nicht. Ich verdiene es auch nicht.

Traurige Erbſchaft! - - Ich war unruhig vor dieſer Nachricht, und ich bin noch nicht vergnügt. (Sie ſieht den Damis an.) *Und Sie, mein Herr - -?*

Damis. Und Sie, meine Schöne - -?

Lottchen. Kommt, ſonſt geht die traurige Scene wieder an. Ich weiß, daß der Papa ſchon ein wenig geſchmählet haben wird.

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Cleon.

Cleon. Ihr loſen Kinder, wo bleibt ihr denn? Soll ſich der Caffee ſelber einſchenken?

Lottchen. Schmählen Sie nicht, lieber Papa. Ihre Töchter ſind in guten Handen. Wir waren gleich im Begriffe, zu Ihnen zu kommen.

Julchen. Ach lieber Papa - -

Cleon. Nun, was willſt du? Soll ich dir zu deinem Glücke gratuliren? Ich habe vor Freuden ſchon darüber geweint. Du gutes Kind. Ach Lottchen, geh doch, und unterhalte den Herrn Simon noch einen Augenblick. Er will alsdann gehen, und ſich um die Abſchrift des Teſtamentes bemühen. Sie, Herr Damis, ſollen ſo gütig ſeyn, und ihm Geſellſchaft leiſten.

Damis. Von Herzen gern. (Er geht mit Lottchen und Julchen, und der Vater winkt Julchen.)

Ein

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Cleon. Julchen.

Cleon. *Nun, meine Tochter, wie ſteht es mit deinem Herzen? Es muß dir doch lieb ſeyn, daß du ein Rittergut haſt.*

Julchen. Ja, deßwegen, damit ichs Ihnen und meiner Schweſter anbieten kann.

Cleon. Du gutes Kind! Behalte, was dein iſt. Willſt du deiner Schweſter etwas geben; wohl gut. Ich werde ſchon, ſo lange ich lebe, Brodt in meinem kleinen Hauſe haben. Aber, was ſpricht Herr Damis? Hat auch der eine Freude über deine Erbſchaft?

Julchen. Meine Erbſchaft ſcheint ihm ſehr gleichgültig zu ſeyn.

Cleon. Ja, ja, er hat freylich ſelber genug Vermögen. Aber du mußt auch bedenken, daß er dich gewählt hat, da du noch ein armes Mädchen warſt. Ach wenn du wiſſen ſollteſt, wie viel gutes mir der Herr Vormund itzt von ihm erzählet hat, du würdeſt ihn gewiß lieben! Ich habe immer gedacht, er wäre nicht gar zu gelehrt, weil er nicht ſo hoch redt, wie mein Bruder, der Magiſter; allein, ſein Vormund hat mich verſichert, daß er ein rechter ſcharfſinniger

Menſch wäre, und mehr gute Bücher geleſen hätte, als Stunden im Jahre wären. Wer hätte das denken ſollen?

Julchen. Daß er gelehrt iſt, habe ich lange gewußt; allein daß ichs nicht bin, weiß ich leider auch. Vielleicht ſucht er die Gelehrſamkeit bey einem Frauenzimmer, und nicht ein Rittergut.

Cleon. Du redeſt artig. Da werden die Töchter ſtudieren können, wie die Söhne. Du kannſt ja auf der Laute ſpielen. Du kannſt ſchön ſingen. Du kannſt dein Bischen Franzöſiſch. Du ſchreibſt einen feinen Brief und eine gute Hand. Du kannſt gut tanzen, verſtehſt die Wirthſchaft, und ſiehſt ganz fein aus; biſt ehrlicher Geburt, geſittet und fromm, und nunmehr auch ziemlich reich. Was will denn ein Mann mehr haben? Herr Damis liebt dich gewiß. Mache, daß ich ihn bald Herr Sohn, und dich Braut heiſſen kann.

Julchen. Braut? Das weiß ich nicht. Sollte er mich lieben? Papa, Sie haben mich wohl zu ſehr gelobt. Meine Schweſter kann ja eben ſo viel, und noch mehr, als ich.

Cleon. Es iſt itzt die Rede nicht von deiner Schweſter. Sie hat ihren Herrn Siegmund, und verlangt kein groſſes Glück. Gieb ihr etwas von deinem Vermögen: ſo wird ſie vollkommen zufrie-

zufrieden ſeyn; und ſo will ich ſie gleich heute verloben. Oder möchteſt du Herr Siegmunden lieber zum Manne haben?

Julchen. Ich? Papa. Herr Siegmunden? Wie kommen Sie auf die Gedanken? Wenn ich lieben wollte, warum ſollte ich nicht den Herrn Damis lieben? Hat er nicht vielleicht noch mehr Verdienſte, als jener? Und wenn auch dieſer liebenswürdiger wäre, da er es doch nicht iſt, wie könnte ich ohne Verbrechen an ihn denken; du ihn meine Schweſter, und er ſie ſo zärtlich liebt?

Cleon. So gefällſt du mir. Ich bin ein rechter glücklicher Vater. (Er klopft ſie auf die Backen.) *Meine liebe ſchöne Tochter, bleibe bey den Gedanken. Du wirſt wohl dabey fahren. Nicht wahr, du haſt den Herrn Damis viel lieber, als Herr Siegmunden? Dieſer ſcheint mir zuweilen ein bischen leichtſinnig zu ſeyn, oder doch loſe. Ich habe alleweile mit dem Herrn Simon von ihm geſprochen und allerhand - -*

Julchen. Papa, wenn ich mich zur Liebe entſchlieſſe: ſo gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich einen Mann wähle, wie Herr Damis iſt. Wenn ich nur nicht meine Freyheit dabey verlöre! Wenn ich nur wüßte, ob ich ihn etwa ſchon gar liebte! Nein Papa, ich liebe ihn noch nicht. Ich habe eine ſo reiche Erbſchaft gethan, und gleichwohl bin ich nicht zufriedner. Ob ich etwa gar krank werde?

Universitäts Bibliothek

Cleon. *Ja wohl kann man vor Liebe krank werden. Aber die Gegenliebe macht wieder geſund. Ich ſpräche Ja, wenn ich wie du wäre, damit ich der Krankheit zuvorkäme.*

Julchen. *Ach! Papa.*

Cleon. *Ach! Du ſollſt nicht Ach, du ſollſt Ja ſprechen. Du gefällſt ihm ganz ausnehmend. Er wird dich wie ſein Kind lieben.*

Julchen. *Aber werde ich ihm ſtets gefallen?*

Cleon. *Das kannſt du denken. Woran ſtößt ſich denn dein Herz noch? Befürchteſt du denn gar, daß er dir künftig untreu werden möchte? Nimmermehr! Der Herr Vormund hat mir geſagt, daß dein Liebſter oft zu ſagen pflegte, daß er kein Menſch ſeyn möchte, wenn er nicht zugleich fromm ſeyn ſollte. Er wird dich gewiß zeitlebens für gut halten. Er wird ſeine Schwüre nicht brechen.*

Julchen. *Ich höre keine Schwüre von ihm. Würde er ſeine Liebe nicht betheuern, wenn er mich - -*

Cleon. *Das iſt ſchön, daß er nicht ſchwört. Um deſto mehr kannſt du auf ſein Wort bauen. Das öffentliche Verſprechen iſt eben der Schwur in der Liebe; und dieſen Schwur will er heute thun, wenn du ihn zugleich thun willſt.*

Julchen.

Julchen. Papa, ich bin unentſchloſſen und ungeſchickt, die Sache recht zu überlegen. Laſſen Sie mir noch Zeit.

Cleon. Bis auf den Abend bey Tiſche ſollſt du Zeit haben. Alsdann ſprich Ja oder Nein. Die Sache iſt ernſtlich gemeynt. Ich habe dir mein Herz entdeckt. Du haſt meine Einwilligung. Mache es, wie du willſt. Komm, dein Liebſter wird ſich ſchon recht nach dir umgeſehen haben. Komm und führe mich bey der Hand; ich möchte gern einmal von einer Braut geführet werden.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Siegmund. Julchen.

Julchen. *Was ſagen Sie mir? Das glaube ich in Ewigkeit nicht.*

Siegmund. *Ich aber glaube es.*

Julchen. (beſtürzt.) *Hat er es Ihnen denn ſelbſt geſagt? Ich Unglückliche!*

Siegmund. *Er hat mirs nicht mit deutlichen Worten geſagt; aber es iſt gewiß, daß er Ihnen Lottchen weit vorzieht. Ich wollte ihm dieſe Beleidigung, ſo groß ſie auch iſt, gern vergeben, wenn er nur Sie nicht zugleich beleidigte. Ich bedaure Sie, mein Engel. Ich weiß, Sie meynen es aufrichtig, und werden meine Redlichkeit dadurch belohnen, daß Sie dem Unbeſtändigen wenigſtens meinen Namen verſchweigen.*

Julchen. *War dieß die Urſache ſeiner Traurigkeit? Der Treuloſe! Was hat er für Vortheil davon, ein unerfahrnes Herz zu betrügen? Wenn er mir aus Rache das Leben hätte nehmen wollen: ſo würde ich ihn noch nicht haſſen. Aber daß er mich unter der Maske der Liebe*

und Aufrichtigkeit hintergeht, iſt die ſchandbarſte That.

Siegmund. Er wird es leugnen, denken Sie an mich.

Julchen. Der Verräther! Ja, er ſoll es leugnen. Ich mag dieſes Verbrechen nie aus ſeinem Munde erfahren. Ich will ihn nicht beſtrafen. Nein! Sein Gewiſſen wird mich rächen - - Wie? Er? dem ich heute mein Herz ſchenken - - doch nein, ich habe ihn nicht geliebt. Aber hat er nicht tauſendmal geſagt, daß er mich liebte? Hält man ſein Wort unter den Männern nicht beſſer?

Siegmund. O, meine Freundinn! laſſen Sie das Verbrechen eines einzigen nicht auf unſer ganzes Geſchlecht fallen. Sollten Sie mein Herz ſehen! Ja - - auch der Zorn macht Sie noch liebenswürdiger.

Julchen. Verlaſſen Sie mich, liebſter Freund. Ich will - - Und du, meine Schweſter, du ſchweigſt? Und alles dieß thuſt du, o Liebe, du Peſt der Menſchen! - - Verlaſſen Sie mich. Ich verſpreche Ihnen bey meiner Ehre, Ihren Namen nicht zu entdecken, und Ihre Aufrichtigkeit zeitlebens zu belohnen. Aber kommen Sie bald wieder hieher.

Siegmund. So bald, als ich glaube, daß ſich Ihre Hitze etwas gelegt haben wird.

Zweyter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. (die ihn in der Hitze nicht kommen ſieht) *Eben zu der Zeit, da er mir die theureſten Verſicherungen der Liebe giebt, wird er auch untreu - -? Und ich, ich kann ihn noch nicht haſſen? Bin ich bezaubert?*

Damis. Allerliebſtes Kind, ſehen Sie mich denn nicht? Mit wem reden Sie?

Julchen. Mit einem Betrüger, den ich geliebt haben würde, wenn ich weniger von ihm erfahren hätte. (gelinder) *Iſt es Ihnen möglich geweſen, mich zu hintergehen? Mich? die ich ſchon anfing, Sie im Herzen allen Perſonen ihres Geſchlechts vorzuziehen? Warum handeln Sie ſo grauſam, und erwecken eine Neigung in mir, die ich verabſcheuen muß, nachdem ich ſie gefühlt habe? Doch um Ihnen zu zeigen, was Sie für ein Herz hintergangen haben: ſo ſage ich Ihnen, daß ich Sie niemals haſſen, daß ich mich zuſammen nehmen werde, Ihren Fehler vor mir ſelbſt zu verbergen.*

Damis. Ich Unglücklicher! Iſt der Betrüger der Name, den ich verdiene? Ich entſchuldige

dige mich nicht einen Augenblick, erzürnte Freundinn. Ich ſage Ihnen vielmehr mit dem Stolze eines guten Gewiſſens, daß mein Herz gar keines Betrugs fähig iſt. Ich verlange es auch nicht zu wiſſen, wer Ihnen die üble Meynung beygebracht hat. Die Zeit wird mich ſchon rechtfertigen.

Julchen. Und Sie ſprechen noch mit ſo vielem Stolze?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen.

Damis. (zu Lottchen.) *Kommen Sie, meine Freundinn, und fangen Sie an, mich zu haſſen. Ich ſoll meine Juliane hintergangen haben.*

Lottchen. Haben Sie ſich beyde ſchon ein wenig gezankt? Vermuthlich über die erſten Küſſe.

Damis. (zu Julchen.) *Verklagen Sie mich doch bey Ihrer Jungfer Schweſter. Sagen Sie ihr doch mein Verbrechen.*

Julchen. Vielleicht fände ich da die wenigſte Hulfe.

Lottchen. Ach Julchen, wenn die verſtorbne Frau Mahme es hätte wiſſen ſollen, daß du dich an dem Tage deiner Verlobung mit deinem Bräutigam zanken wurdeſt: ſie hätte dir nicht

einen Ziegel von ihrem Rittergute vermacht. Ich habe die gute Hoffnung, daß der Krieg nicht lange dauern wird. Dein Herz iſt von Natur friedfertig, wenn gleich die Liebe etwas zänkiſch iſt.

Julchen. O ſcherze nicht.

Lottchen. (zu Damis.) Sehn Sie nur Ihre liebe Braut recht an. Haben Sie ſie durch eine kleine Liebkoſung erbittert gemacht: ſo wollte ich Ihnen den Rath geben, ſie durch zwo neue zu beſänftigen. Julchen, rede wenigſtens mit mir, wenn es Herr Damis nicht verdient. Oder wenn er dich ja beleidigt hat, ſo laß dir den Kuß wiedergeben: ſo ſeyd ihr geſchiedene Leute. Was habt Ihr denn miteinander?

Julchen. Was wir mit einander haben? Das werde ich in deiner Gegenwart nicht ſagen können. Ich glaube zwar gar nicht, daß du ihm Gelegenheit gegeben haſt. Und was kann er dafür, daß du liebenswürdiger biſt, als ich? Auch ſein Vergehn iſt noch ein Verdienſt. Er würde dich nicht lieben, wenn er nicht die größten Verbrechen zu lieben gewohnt wäre. Ich entſchuldige ihn ſelbſt.

Lottchen. Du gutes Kind! Alſo bin ich deine Nebenbuhlerinn? Du dauerſt mich in Wahrheit. Ich will dir das ganze Geheimniß eröffnen. Kennen nicht die Beſchuldigungen wider deinen Liebhaber von Herr Siegmunden her? Ich kann

mirs

mirs leicht einbilden. Er hat ſich in dich verliebt ſtellen ſollen, um dich zu überführen, daß du vielleicht ſchon liebteſt. Er wird alſo die Liſt gebraucht und dich beredt haben, daß Herr Damis mich liebte. Vergieb ihm dieſen Scherz. Er hat ſeine Rolle gar zu gut geſpielt.

Julchen. Er that ſehr ernſtlich, und - -

Damis. (zu Julchen.) *Sehen Sie, was ich für ein bitteriſches Herz habe?*

Julchen. Aber - -

Damis. Sie können noch ein Mißtrauen in mich ſetzen? Wie wenig müſſen Sie mich kennen!

Julchen. Ich? mein Herr - - -

Damis. Iſt das der Lohn für meine Liebe?

Julchen. Der Lohn? Haſſen Sie mich denn? Würde ich eiferſüchtig geworden ſeyn, wenn ich nicht - - Alſo haben Sie mich nicht hintergangen? Ja, mein ganzes Herz hat für Sie geſprochen.

Lottchen. Du haſt dich fangen laſſen, meine gute Schweſter. Und ich merke, daß es dir ſchon wehe thut, daß du deinen Geliebten wegen deiner Hitze noch nicht um Vergebung gebeten haſt. Ich will es an deiner Stelle thun. (Zum Damis.) *Mein Herr, ſeyn Sie ſo gütig, und vergeben Sie es Julchen, daß Sie zärtlicher von ihr geliebt worden, als Sie gedacht haben.*

Julchen. Nein, wenn ich mich geirrt habe: ſo bitte ich Ihnen meinen Fehler freywillig ab.

Damis. Aber lieben Sie mich denn auch?

Julchen. Ja! nunmehr weiß ichs gewiß, daß ich Sie liebe. Und nunmehr bin ich bereit, dieſes Bekenntniß vor meinem Vater und Ihrem Herrn Vormunde zu wiederholen, wenn Ihre Wünſche dadurch befriediget werden.

Damis. Meine Juliane! Ich bin zu glücklich.

Julchen. Wenn ich Ihr Herz noch nicht hätte: ſo würde ich nunmehr ſelbſt darum bitten, ſo hoch ſchätze ichs.

Damis. Vortreffliche Juliane! Ich bin — Doch es iſt mir keine Gedanke anſtändig genug für Sie. Dieſes iſt es alles, was ich Ihnen in der Entzückung antworten kann.

Lottchen. Meine liebe Schweſter, (ſie umarmt Julchen.) deine liebe ſey ewig glücklich! Sey mir ein Beyſpiel der Zärtlichkeit und der Zufriedenheit. (Zum Damis.) Und Sie, mein lieber Herr Bruder, ſollen ſo glücklich ſeyn, als ich meine Schweſter zu ſehen wünſche. Bleiben Sie ein Freund meines Freundes, und befördern Sie unſere Ruhe durch Ihre Aufrichtigkeit. Kommen Sie, wir wollen zu unſerm ehrlichen Vater gehen. Wie froh wird der fromme Alte nicht ſeyn, wenn er Julchens Entſchluß hört! Doch ich ſehe den Herrn Vormund kommen. Gehn Sie,

Sie, ich will das Vergnügen haben, dieſem rechtſchaffenen Manne, der mir heute eine freudige Poſt gebracht hat, auch die erſte Nachricht von der Gewißheit ihrer beiderſeitigen Liebe zu geben.

(Julchen und Damis gehen ab.)

Vierter Auftritt.

Lottchen. Simon.

Simon. Endlich habe ich die Ehre, Ihnen die Aufſchrift von dem Teſtamente zu bringen. Ich habe ſie ſelbſt geholet. Wollen Sie unbeſchwert dieſen Punkt leſen?

(Er reicht ihr die Abſchrift.)

Lottchen. (Sie lieſt.) *Wie? Ich bin die Erbinn des Ritterguts? Ich?*

Simon. Ja, Sie ſind es, Mamſell, und nicht Ihre Jungfer Schweſter. Der Herr Hofrath, der mir die erſte Nachricht gegeben, muß ſich entweder geirret, oder dieſe kleine Verwirrung mit Fleiß angerichtet haben, um ſeiner Jungfer Patbe eine deſto gröſſere Freude zu machen. Genug, es iſt nunmehr gewiß, daß Sie die Erbinn des Ritterguts ſind, und kein Menſch kann Ihnen dieſes Glück aufrichtiger gönnen, als ich thue. Sie verdienen noch weit mehr.

Lottchen.

Lottchen. O das iſt ein trauriges Glück! Wird nicht meine liebe Schweſter darüber betrübt werden? Wird nicht Ihr Herr Mundel - -

Simon. Waren Sie doch viel zufriedner, da ich Ihnen die erſte und nunmehr falſche Nachricht brachte. Leſen Sie doch nur weiter. Sie ſind die Erbinn des Ritterguts, aber Sie ſollen Jungfer Julchen zehn tauſend Thaler abgeben, ſo bald ſie heirathen wird.

Lottchen. Nun bin ich zufrieden. Sie ſoll noch mehr haben, als zehn tauſend Thaler, wenn ſie ſich nur nicht über ihren Verluſt kränkt. O was für Bewegungen fühle ich in meiner Seele! Und was werde ich erſt da empfinden, wenn ich meinen Geliebten vor Freuden über mein Glück erſchrecken ſehe? O wie ſchön wird er erſchrecken! Wie glücklich bin ich! Wenn nur meine liebe Schweſter nicht unruhig wird.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund.

Siegmund. Jungfer Julchen hat, wie ich gleich gehört, endlich ihr Ja von ſich gegeben? Iſt es gewiß? Das iſt mir ſehr angenehm.

Lottchen.

Lottchen. (zu Simon.) *Ja, Sie hat ſich nach dem Wunſche Ihres Herrn Mündels erklärt, und wird die Ehre haben, Sie um einen Bräutigam zu bitten, der unter ihren Händen ſo liebenswürdig geworden iſt. - - - Aber, mein Liebſter, hier iſt die Abſchrift von dem Teſtament. Geht es Ihnen nicht ein wenig nahe, daß die Frau Muhme uns beide vergeſſen hat?*

Siegmund. *Nein, nicht einen Augenblick. Sie ſind mir mehr, als ein reiches Teſtament.*

Lottchen. *Aber wenn uns Julchen etwas von ihrer Erbſchaft anbieten ſollte, wollen wirs annehmen?*

Siegmund. *Da ſie nicht mehr über ihr Herz zu gebieten hat: ſo hat ſie auch nicht über ihr Vermögen zu befehlen.*

Simon. *O mein Herr, Sie können verſichert ſeyn, daß ihr mein Mündel die völlige Freyheit laſſen wird, freygebig und erkenntlich zu ſeyn. Er ſucht ſeinen Reichthum nicht in dem Ueberfluſſe, ſondern in dem Gebrauche deſſelben. Er würde Julchen gewählt haben, wenn ſie auch keine Erbſchaft gethan hätte. Und vielleicht wäre es ihm gar lieber, wenn er ihr Glück durch ſich allein hätte machen können. Wir wollen wünſchen, daß alle Liebhaber ſo edelgeſinnt ſeyn mögen, als er.*

Lottchen.

Lottchen. Hören Sie, Herr Siegmund, was wir für einen groſsmuthigen Bruder bekommen haben?

Siegmund. Er macht ſeinem Herrn Vormunde und uns die gröſste Ehre.

Simon. Ja ich bin in der That ſtolz auf ihn. Er iſt von ſeinem zehnten Jahre an in meinem Hauſe geweſen, und hat bis auf dieſe Stunde alle meine Sorgfalt für ihn ſo reichlich belohnet, und mir ſo vieles Vergnügen gemacht, daſs ich nicht weiſs, wer dem Andern mehr Dank ſchuldig iſt.

Lottchen. Dieſes iſt ein Lobſpruch, den ich niemanden, als dem Bräutigam meiner Schweſter, gönne. Und wenn mein Papa ſterben ſollte: ſo würde ich Ihr Mündel ſeyn, um eben dieſes Lob zu verdienen. O was iſt der Umgang mit edlen Herzen für ein Vergnügen! Aber Herr Simon, darf ich in ihrer Gegenwart eine Freyheit begehen, die die Liebe gebeut und rechtfertiget? Ja, Sie ſind es würdig, die Regungen meiner Seele ohne Decke zu ſehen.

(Sie geht auf Siegmund zu, und umarmet ihn.) Endlich, mein Freund, bin ich ſo glücklich, Ihren Umgang und ihre Treue gegen mich durch ein unvermuthetes Schickſal zu belohnen. Sie haben mich als ein armes Frauenzimmer geliebt. Die Vorſicht hat mich heute mit einer Erbſchaft beſchenkt,

beſchenkt, die ich nicht rühmlicher anzuwenden weiß, als wenn ich ſie in Ihre Hände bringe. Ich weiß, Sie werden es mir und der Tugend davon wohlgeben laſſen. Hier iſt eine Abſchrift des Teſtaments, worinn ich zur Erbinn erkläret bin, anſtatt, daß es meine liebe Schweſter nach unſerer Meynung war. Kurz, die Erbſchaft iſt Ihre, und ein Theil von zehntauſend Thalern gehört Julchen. Fragen Sie nunmehr Ihr Herz, was Sie mit mir anfangen wollen.

Siegmund. Ohne Ihre Liebe iſt mir Ihr Geſchenke ſehr gleichgültig.

Lottchen. Eben deſswegen verdienen Sies. Fehlt zu Ihrem Glücke nichts, als meine Liebe: ſo können Sie nie glücklicher werden.

Siegmund. Ach, meine Schöne, wie erſchrecke ich! Sie machen, daß man die Liebe und das Glück erſt hochſchätzt. O warum kann nicht die ganze Welt Ihrer Großmuth zuſehen! Sie würden auch den niederträchtigſten Seelen liebenswürdig vorkommen, und ihnen bey aller Verachtung der Tugend den Wunſch auspreſſen, daß ſie Ihnen gleichen möchten. Ich danke es der Liebe ewig, daß ſie mir Ihren Beſitz zugedacht hat. Und ich eile mit Ihrer Erlaubniß zu Ihrem Herrn Vater, um ihn nunmehr - -

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Der Bediente. (zu Lottchen.) *Hier iſt ein Brief an Sie, Mamſell. Er kommt von der Poſt.*

Lottchen. Ein Brief von der Poſt?

Siegmund. Ja, ich habe den Briefträger ſelbſt auf dem Saale ſtehen ſehen, ehe ich herein gekommen bin.

Lottchen. Wollen Sie erlauben, meine Herren, daß ich den Brief in Ihrer Gegenwart erbrechen darf?

Simon. Ich will indeſſen meinem lieben Mündel meinen Glückwunſch abſtatten.

Siebenter Auftritt.

Lottchen. Siegmund.

Lottchen. (Indem ſie den Brief für ſich geleſen hat.) *O mein Freund! man will mir mein Glück ſauer machen. Man beneidet mich, ſonſt würde man Sie nicht verkleinern. Es iſt ein boshafter Streich! Er iſt mir aber lieb, weil ich Ihnen einen neuen Beweis meines Vertrauens und meiner Liebe geben kann. Ich will Ihnen den Brief leſen, Er beſteht, wie Sie ſehen, nur aus zwo Zeilen.*

(Sie lieſt.)

„Mamſell,

„*Mamſell, trauen Sie Ihrem Liebhaber,*
„*dem Herrn Siegmund, nicht. Er iſt ein Be-*
„*trüger N. N.*„

Siegmund. *Was? Ich ein Betrüger?*

Lottchen. (Sie nimmt ihn bey der Hand.) *Ich weiß, daß Sie groß genug ſind, dieſes haſſenswürdige Wort mit Gelaſſenheit anzuhören. Es iſt ein Lobſpruch für Sie. Ich verlange einen ſolchen Betrüger, als Sie ſind, mein Freund.*

Siegmund. *Aber wer muß mir dieſen boshaften Streich an dem heutigen Tage ſpielen? Wie? Sollte es auch Herr Simon ſelbſt ſeyn? Liebt er Sie vielleicht? Macht ihn Ihre Erbſchaft boshaft? Warum gieng er, da der Brief kam? Soll ich ihm dieſes Laſter vergeben? Wenn er mir meinen Verſtand, meinen Witz abgeſprochen hätte: ſo würde ich ihm für dieſe Demüthigung danken; aber daß er mir die Ehre eines guten Herzens rauben will, das iſt ärger, als wenn er mir Gift hätte geben wollen. Ich? — Ich, ein Betrüger? Es wird ſich zeigen, wer ein Betrüger iſt, ich, oder der, der dieſen Brief geſchrieben hat? Iſt das der edelgeſinnte Vormund?*

Lottchen. *Ich bitte Sie bey Ihrer Liebe gegen mich; beruhigen Sie ſich. Verſchonen Sie den Herrn Vormund mit Ihrem Verdachte. Es iſt nicht möglich, daß er eine ſolche Niederträchtigkeit begehen ſollte. Sein Charakter iſt edel.*

Wer

Wer weiß, was Sie ſonſt für einen Feind haben, der von unſerer Liebe und von meiner Erbſchaft heute Nachricht bekommen hat.

Siegmund. Sie entſchuldigen den Vormund noch? Hörten Sie nicht den beißenden Ausdruck: Wir wollen wünſchen, daß alle Liebhaber ſo edel geſinnt ſeyn mögen, als mein Mündel? Iſt dieſes nicht eine unverſchämte Anklage wider mich?

Lottchen. Ich ſage Ihnen, daß Sie mich beleidigen, wenn Sie ihn noch einen Augenblick im Verdachte haben. So, wie ich ihn kenne, und wie mir ihn ſein Mündel beſchrieben hat: ſo iſt er ein Mann, dem man ſein Leben, ſeine Ehre, und alles vertrauen kann.

Siegmund. Aber ſollte er nicht unerlaubte Abſichten haben? Ich habe gemerkt, daß er ſehr genau auf Ihr ganzes Bezeigen, bis auf das geringſte Wort, Achtung gegeben hat. Es kömmt noch ein merkwürdiger Umſtand dazu. Er hat in dem Billette an Ihren Herrn Vater ſchon triumphiret, daß er heute eine erfreuliche Nachricht vom Hofe erhalten hätte. Und er hat es dem Herrn Vater auch ſchon entdeckt; aber mir nicht.

Lottchen. Ich beſchwöre Sie bey Ihrer Aufrichtigkeit, laſſen Sie dieſen Mann aus dem Verdachte.

Siegmund. Warum hat er mir nicht geſagt,

ſagt, daß man ihm vom Hofe einen vornehmen Charakter und eine ungewöhnliche Penſion gegeben hat? Was ſucht er darunter, wenn er nicht mein Unglück bey Ihnen ſucht.

Lottchen. Ich vergebe Ihnen Fehler Ihrer zärtlichen Liebe zu mir. Außerdem würde ich Sie nicht länger anhören. Wir wollen die Sache zu unſerm Vortheile enden. Ihre Feinde mögen ſagen, was ſie wollen. Sie ſind beſtraft genung, daß ſie Ihren Werth nicht kennen. Und wir können uns nicht beſſer rächen, als daß wir uns nicht die geringſte Mühe geben, ſie zu entdecken. Laſſen Sie Ihren Zorn hier verſiegen. Ich komme in der Geſellſchaft meines Vaters, und der übrigen gleich wieder zu Ihnen, unſer Bündniß in den Augen unſerer Feinde ſicher zu machen.

Achter Auftritt.

Siegmund allein.

Das war ein verdammter Streich! Aber er macht mich nur muthiger. Julchen iſt verloren - - - Gut, iſt doch Lottchen, iſt doch das Kittergut mein - - Ich bin nicht untreu geweſen. Nein! Ich habe es nur ſeyn wollen; aber ich war zu edel, als daß mich die Umſtände hatten werden laſſen.

laſſen. Aber wo bleibt Lottchen? Hat ſie gar meine Untreue erfahren? Ich will ſie ſicher machen.

Zehnter Auftritt.

Julchen. Damis.

Julchen. *Wo bleibt Lottchen? Hat ſie gar meine Untreue erfahren? Ich will ſie ſicher machen. Der Boshafte! Hörten Sie ſein Bekenntniß? Wir wollten ſehen, wie er ſich nach dieſem Briefe aufführen würde. O hätten wir dieſe Unglückſelige Entdeckung doch niemals gemacht! Du arme Schweſter, du verbindeſt dich mit einem Menſchen, der ein böſes Herz bey der Miene der Aufrichtigkeit hat.*

Damis. Ja, es iſt ein nichtswürdiger Freund, wie ich Ihnen geſagt habe. Er hat den gröſten Betrug begangen. Ich bitte ihn heute Vormittage, wie man einen Bruder bitten kann, daß er mir ihre Liebe ſollte gewinnen helfen; und ſtatt deſſen bittet er Ihren Herrn Vater, unſere Verlobung noch acht Tage aufzuſchieben, und will ihn bereden, als ob Sie, meine Braut, ihn ſelbſt liebten. Iſt das mein Freund, dem ich mehr als einmal mein Haus und mein Vermögen angeboten habe?

Julchen.

Julchen. Mich hat er bereden wollen, daß Sie meiner Schweſter gewogner wären, als mir. Nunmehr weiß ich gewiß, daß es keine Verſtellung geweſen. Aber meine arme Schweſter wird es doch denken, weil ſie ihm dieſe Liſt aus gutem Herzen aufgetragen hat. Wer ſoll ihr ihren Irrthum entdecken? Wird ſie uns hören? Und wenn ſie es glaubt, überführen wir ſie nicht von dem gröſten Unglücke? Wie dauert ſie mich!

Damis. Ja. Aber ſie muß es doch erfahren, und wenn Sie ſchweigen, ſo rede ich.

Julchen. Ach bedenken Sie doch das Unglück meiner lieben Schweſter! Schweigen Sie. Vielleicht - - Vielleicht iſt er nicht von Natur boshaft, vielleicht hat ihn nur meine Erbſchaft - -

Damis. Es habe ihn, was auch immer wolle, zur Untreue bewogen: ſo iſt er in meinen Augen doch allemal weniger zu entſchuldigen, als ein Menſch, der den andern aus Hunger auf der Straſſe umbringt. Hat ihn die ausnehmende Zärtlichkeit, die ganz bezaubernde Unſchuld, die edelſte Freundſchaft Ihrer Jungfer Schweſter nicht treu und tugendhaft erhalten können: ſo muß es ihm nunmehr leicht ſeyn, um eines Gewinnſtes willen ſeinen nächſten Blutsfreund umzubringen.

Julchen. Aber ach! meine Schweſter - - Thun Sie es nicht. Ich zittre - -

Damis. Meine Braut, Sie ſind mir das koſtbarſte auf der Welt. Aber ich ſage Ihnen, ehe ich Lottchen ſo unglücklich werden laſſe, ſich mit einem Nichtswürdigen zu verbinden: ſo will ich mein Vermögen, meine Ehre und Sie ſelbſt verlieren. Ich gehe und ſage ihr alles, und wenn Sie auch ohne Troſt ſeyn ſollte. Mein Vormund hat das Billet an Lottchen auf meine Bitte ſchreiben und auf die Poſt bringen laſſen. Ihr ehrlicher Vater und der Magiſter, die Siegmund beide für zu einfältig gehalten, haben ſeine tückiſchen Abſichten zuerſt gemerkt, und Ihr Herr Vater hat ſie meinem Vormunde vertraut. Dieſer haßt und ſieht die kleinſten Betrügereyen.

Julchen. Iſt er denn gar nicht zu entſchuldigen?

Damis. Nein, ſage ich Ihnen. Wir haben alles unterſucht. Er iſt ein Betrüger (mit Bitterkeit) *und verdient die Strafe der Betrüger. Wie? Wir Männer wollen durch den häßlichſten Betrug das Frauenzimmer im Triumph aufführen, das wir durch unſere Tugend ehren ſollten?*

Julchen. Was ſoll aber meine Schweſter mit dem Untreuen anfangen?

Damis. Sie ſoll ihn mit Verachtung beſtrafen. Sie ſoll ihn fühlen laſſen, was es heißt, ein edles Herz hintergehen.

Julchen.

Julchen. Wenn ihm aber meine Schweſter verzeihen wollte. Wäre das nicht auch großmüthig?

Damis. Sie braucht ihn nicht zu verfolgen. Sie kann alle Regungen der Rache erſticken, und ſich doch ſeiner ewig entſchlagen. Er iſt ein Unmenſch.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Simon.

Simon. Ich ſtehe die gröſſte Quaal aus. Unſere Abſicht mit dem Briefe ſchlägt leider fehl. Sie liebt ihn nur deſto mehr, je mehr ſie ihn für unſchuldig hält. Sie dringt in ihren Vater, daß er die Verlobung beſchleunigen ſoll. Dieſer gute Alte liebt ſeine Tochter, und vergißt vielleicht in der groſſen Liebe die Vorſichtigkeit und meine Erinnerungen. Wenn es niemand wagen will, ſich dem Sturme Preis zu geben: ſo will ichs thun.

Damis. Ich thue es auch.

Julchen. Wenn nur meine Schweſter käme. Ich wollte - - Aber ſie liebt ihn unausſprechlich. Was wird ihr Herz empfinden, wenn es ſich auf einmal von ihm trennen ſoll?

Simon. Es wird viel empfinden. Sie liebt ihn ſo ſehr, als man nur lieben kann; aber ſie liebt ihn auch ſo ſehr, weil ſie ihn der Liebe werth hat. So bald ſie ihren Irrthum ſehen wird, ſo wird ſich die Vernunft, das Gefühl der Tugend, und das Abſcheuliche der Untreue wider ihre Liebe empören und dieſe verdringen. Der Haß wird ſich an die Stelle der Liebe ſetzen. Wir müſſen alle drey noch einmal mit ihr und dem Herrn Vater ſprechen, ehe er ſie um das Ja betrügt.

Julchen. Du redliche Schweſter! Könnte ich doch dein Unglück durch Wehmuth mit dir theilen! Wie traurig wird das Ende dieſes Tages für mich!

Simon. Betrüben Sie ſich nicht über den Verluſt eines ſolchen Mannes. Lottchen iſt glücklich, wenn ſie ihn verliert, und unglücklich, wenn ſie ihn behält. Herr Damis, haben Sie die Güte, und ſehen Sie, wie Sie Lottchen einen Augenblick von ihrem Liebhaber entfernen, und lieber zwingen können.

Damis. Ja, das iſt das letzte Mittel.

Simon. (zu Damis.) Noch ein Wort: Haben Sie die Abſchrift des Teſtaments ſchon gemacht, die ich itzt mitgebracht habe?

Damis. Nein, Herr Vernund.

Simon. Sie auch nicht, Mamſell Julchen?

Julchen. Nein.

Simon.

Simon. *Alſo wiſſen Sie beyde noch nicht, daß die erſte Nachricht falſch geweſen iſt. Mamſell Julchen, erſchrecken Sie nicht. Sie ſind nicht die Erbinn des Rittergutes.*

Julchen. *Wie? Ich bins nicht? Warum haben Sie mir denn eine falſche Freude gemacht? Das iſt betrübt. Gibt denn heute alles unglücklich? Ach Herr Damis! Sie ſagen nichts? Bin ich nicht mehr Ihre Braut? Geht denn das Unglück gleich mit der Liebe an? Ich wollte meinen Vater und meine liebe Schweſter mit in mein Gut nehmen. Ich ließ ſchon die beſten Zimmer für ſie zurechte machen. Ach, mein Herr! was für Freude empfand ich nicht, wenn ich mir vorſtellte, daß ich Sie an meiner Hand durch das ganze Gut, durch alle Felder und Wieſen führte! — Alſo habe ich nichts?*

Damis. *Sie haben ſo viel, als ich habe. Vergeſſen Sie die traurige Erbſchaft. Es wird uns an nichts gebrechen. Mir iſt es recht lieb, daß Sie das Rittergut nicht bekommen haben. Vielleicht hätte die Welt geglaubt, daß ich bey meiner Liebe mehr auf dieſes, als auf ihren eigenen Werth geſehen hätte. Und dieß ſoll ſie nicht glauben. Sie ſoll meine Braut aus eben der Urſache hochſchätzen, aus der ich ſie verehre und wähle. Führen Sie mich an Ihrer Hand in meinem eigenen Hauſe herum: ſo werden Sie ein*

Rittergut verdienen. O wenn ich nur Lottchen aus ihrem Elende geriſſen hätte! Ich werde aber nicht ruhig.

Simon. Jungfer Lottchen iſt die Erbinn des Rittergutes.

Julchen. Meine Schweſter iſt es? Meine Schweſter? Bald hätte ich ſie beneidet; aber verwunſcht ſey dieſe Regung! Nein. Ich gönne ihr alles. (zu Damis.) *Was könnte ich mir noch wunſchen, wenn Sie mit mir zufrieden ſind? Sie ſoll es haben. Ich gönne ihr alles.*

Damis. Auch mich, meine Braut?

Julchen. Ob ich Sie meiner Schweſter gönne? Nein, ſo redlich bin ich doch nicht. Es iſt keine Tugend, aber - - Fragen Sie mich nicht mehr.

Damis. Nein. Ich will Mamſell Lottchen ſuchen. Die Zärtlichkeit ſoll der Freundſchaft einige Augenblicke nachſtehen.

Eilfter Auftritt.

Julchen. Simon.

Julchen. Ob ich ihn meiner Schweſter gönne? Wie könnte Sie das von mir verlangen? Sie hat ja das Rittergut. Ich liebe ſie ſehr; aber wenn ich ihre Ruhe durch den Verluſt des Herrn Damis

mis befördern ſoll, ſo fordert ſie zuviel. Das iſt mir nicht möglich.

Simon. Machen Sie ſich keine Sorge. Sie wird es gewiß nicht begehren. Ich muß Ihnen auch ſagen, daß ſie Ihnen nach dem Teſtamente zehn tauſend Thaler zu Ihrer Heirath abgeben ſoll.

Julchen. Das iſt alles gut. Wenn ich nur meiner Schweſter ihren Liebhaber durch dieſes Geld treu machen könnte, wie gern wollte ichs ihm geben! Der böſe Menſch! Kann er nicht machen, daß ich den Herrn Damis verliere, indem er Lottchen verliert? Was kann denn ich für ſeine Untreue? Ich bin unſchuldig.

Simon. Mein Mündel kann niemals aufhören, Sie zu lieben. Verlaſſen Sie ſich auf mein Wort. Jungfer Lottchen iſt zu beklagen. Aber beſſer ohne Liebe leben, als unglücklich lieben. Wenn ſie doch käme!

Julchen. Aber wenn ſie nun kömmt? Ich kann zu ihre Ruhe nicht herſtellen. Ich habe ſie herzlich lieb. Aber warum ſoll denn meine Liebe mit der ihrigen leiden? Nein, ſo großmüthig kann ich nicht ſeyn, daß ich ihr zu Liebe mich und - - mich und ihn vergeſſe. Wenn ſie doch glücklich wäre! Ich werde recht unruhig. Er ſagte, er wollte die Zärtlichkeit der Freundſchaft nachſetzen. Was heißt dieſes?

Simon. Bleiben Sie ruhig. Mein Mündel iſt der Ihrige. Sie verdienen ihn. Und wenn Sie kunftig an ſeiner Seite die Glückſeligkeiten der Liebe genieſſen: ſo verdanken Sie es der Tugend, daſs ſie uns durch Liebe und Freundſchaft das Leben zur Luſt macht.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Magiſter.

Der Magiſter. Herr Simon, ich möchte Ihnen gern ein paar Worte vertrauen. Wenn ich nicht ſehr irre: ſo habe ich heute eine wichtige Entdeckung gemacht, was die Reizungen der Reichthumer für Gewalt über das menſchliche Herz haben.

Simon. Ich fürchte, daſs mir dieſe unglückliche Entdeckung ſchon mehr, als zu bekannt iſt.

Der Magiſter. Ich habe der Sache alleweile auf meiner Studirſtube nachgedacht.

Julchen. Können Sie uns denn ſagen, wie ihr zu helfen iſt? Thun Sie es doch, lieber Herr Magiſter.

Der Magiſter. Siegmund muſs beſtraft werden, damit er gebeſſert werde.

Simon.

Simon. Er verdient nicht, daß man ihn anders beſſre, als durch Verachtung.

Der Magiſter. Aber wie ſollen ſeine Willenstriebe verbeſſert werden?

Simon. Iſt denn die Verachtung kein Mittel, ein Herz zu beſſern?

Der Magiſter. Das will ich itzt nicht ausmachen. Aber ſagen Sie mir, Herr Simon, ob die Stoiker nicht recht haben, wenn ſie behaupten, daß nur Ein Laſter iſt; oder, daß, wo ein Laſter iſt, die andern alle ihrer Kraft nach zugegen ſind? Sehn Sie nur Siegmunden an. Iſt er nicht recht das Exempel zu dieſem Paradoxo?

Simon. Ja, Herr Magiſter. Aber wie werden wir Jungfer Lottchen von der Liebe zu Siegmunden abbringen? Sie glaubt es ja nicht, daß er untreu iſt.

Der Magiſter. Das wird ſich ſchon geben. O wie erſtaunt man nicht über die genaue Verwandſchaft, welche ein Laſter mit dem andern hat, und welche alle mit einem haben! Siegmund wird bey der Gelegenheit des Teſtaments geizig. Ein Laſter. Er ſtrebt nach Julchen, damit er ihre Reichthümer bekomme. Welcher ſchändliche Eigennutz! Er wird Lottchen untreu, und will Julchen untreu machen. Wieder zwey neue Verbrechen. Er kann ſein erſtes Laſter nicht ausführen, wenn er nicht ein Betrüger und ein Verräther

räther wird. Alſo hintergeht er ſeinen Freund, ſeinen Schwiegervater, Sie, mich und alle, nachdem er einmal die Tugend hintergangen hat. Aber alle dieſe Bosheiten auszuführen, muſte er ein Lügner und ein Verleumder werden. Und er ward es. Welche unſelige Vertraulichkeit herrſcht nicht unter den Laſtern! Sollten alſo die Steifer nicht Recht haben?

Simon. Wer zweifelt daran? Herr Magiſter. Ich glaube es, daß Sie die Sache genauer einſehen, als ich und Jungfer Julchen. Sie reden ſehr wahr, ſehr gelehrt. Sie haben ſeine Untreue zuerſt mit entdeckt, und wir danken Ihnen zeitlebens dafür. Aber entdecken Sie nun auch das Mittel, Lottchen ſo weit zu bringen, daß ſie ſich nicht mit dem untreuen Siegmund verbindet.

Der Magiſter. Darauf will ich denken. Lottchen iſt zu leichtgläubig geweſen. Aber ſie kann bey dieſer Gelegenheit lernen, wie viel man Urſache hat, ein Mistrauen in das menſchliche Herz zu ſetzen, wenn man es genau kennt, und die Erzeugung der Begierden recht ausſtudirt hat. Wir haben ſo viele Vernunftlehren. Eine Willenslehre iſt eben ſo nöthig. Iſt denn der Wille kein ſo weſentlicher Theil der Seele, als der Verſtand? So wie der Verſtand Grundſätze hat, die ſein Weſen ausmachen: ſo hat der Wille gewiſſe Grundtriebe. Kennt

man

man dieſe, ſo kennt man ſein Weſen; und ſo kennt man auch die Mittel, ihn zu verbeſſern. Jungfer Muhme, reden Sie aufrichtig, habe ichs Ihnen nicht hundertmal geſagt, daß Siegmund nichts grundliches in der Philoſophie weiß? Dieß ſind die traurigen Früchte davon.

Julchen. Lieber Herr Magiſter, wenn Sie ſo viel bey der betrübten Sache empfanden, als ich, Sie würden dieſe Frage itzt nicht an mich thun. Sie haben mich heute eine Fabel gelehrt. Und ich wollte wünſchen, daß Sie an die Fabel von dem Knaben gedächten, der in das Waſſer gefallen war. Anſtatt, daß Sie uns in der Gefahr beyſtehen ſollen: ſo zeigen Sie uns den Urſprung und die Größe derſelben. Nehmen Sie meine Freyheit nicht übel.

Der Magiſter. Ich kann Ihnen nichts übel nehmen. Zu einer Beleidigung gehört die gehörige Einſicht in die Natur der Beleidigung. Und da Ihnen dieſe mangelt: ſo ſehen ihre Reden zwar beleidigend aus; aber ſie ſind es nicht.

Simon. Aber, was wollen Sie denn bey der Sache thun?

Der Magiſter. Ich will, ehe die Verſprechung vor ſich geht, Lottchen und meinem Bruder kurz und gut ſagen, daß ich meine Einwilligung nicht darein gebe. Alsdann muß die Sache ein ander Anſehn gewinnen.

Simon. Gut, das thun Sie.

Dreyzehnter Auftritt.

Simon. Julchen.

Julchen. Ich will dem Herrn Magiſter nachgehen. Er möchte ſonſt gar zu groſſe Handel anrichten. Entdecken Sie Lottchen, wenn ſie kömmt, die traurige Sache zuerſt. Ich will ſorgen, daß Sie Sigmund in Ihrer Unterredung nicht ſtört, und Ihnen, wenn ich glaube, daß es Zeit iſt, mit meinem Credito zu Hülfe kommen.

Simon. Ich will als ein redlicher Mann handeln. Und wenn ich mir auch den gröſten Zorn der Jungfer Schweſter, und die niederträchtigſte Rache von dem Herrn Sigmund zuziehen ſollte: ſo will ich doch lieber mich, als eine gute Abſicht vergeſſen.

Vierzehnter Auftritt.

Simon. Lottchen.

Lottchen. Was iſt zu ihrem Befehle? Haben Sie etwa wegen der zehn tauſend Thaler, die ich meiner Schweſter herausgeben ſoll, etwas zu erinnern? Thun Sie nur einen Vorſchlag. Ich bin zu allem bereit.

Simon.

Simon. Mamſell, davon wollen wir einmal reden. Glauben Sie wohl, daß mir ihr Glück lieb iſt, und daß ich ein ehrlicher Mann bin? So unhöflich dieſe beiden Fragen ſind: ſo muß ich ſie doch an Sie thun, weil ich ſonſt in der Gefahr ſtehe, daß Sie meinen Antrag nicht anhören werden.

Lottchen. Mein Herr, womit kann ich Ihnen dienen? Reden Sie frey. Ich ſage es Ihnen, daß ich eben den Gehorſam gegen Sie trage, den ich meinem Vater ſchuldig bin. Ich will Ihnen den größten Dank ſagen, wenn Sie mir eine Gelegenheit geben, Ihnen meine Hochachtung durch die That zu beweiſen. Ich bin eben ſo ſehr von Ihrer Aufrichtigkeit überzeugt, als von der Aufrichtigkeit meines Bräutigams. Kann es Ihnen nunmehr noch ſchwer fallen, frey mit mir zu reden?

Simon. Meine Bitte gereicht zum Nachtheile Ihres Liebhabers.

Lottchen. Will Ihr Herr Mündel etwa das Rittergut gern haben, weil es ſo nahe an der Stadt liegt? Nun errathe ichs, warum er itzt gegen den guten Siegmund etwas verdrießlich that. Warum hat er mirs nicht gleich geſagt! Er ſoll es haben, und nicht mehr dafür geben, als Sie ſelbſt für gut befinden werden. Kommen Sie zur Geſellſchaft. Ich habe mich wegen des boshaften Briefs, den ich vorhin erhalten, ent-

ſchloſſen, in Ihrer Gegenwart dem Herrn Siegmund ohne fernern Aufſchub das Recht über mein Herz abzutreten, und ſeinen Feinden zu zeigen, daß ich auf keine gemeine Art liebe.

Simon. Aber dieſen boshaften Brief habe ich ſchreiben und auf die Poſt bringen helfen.

Lottchen. Ehe wollte ich glauben, daß ihn mein Vater, der mich ſo ſehr liebt, geſchrieben hatte. Sie ſcherzen.

Simon. Nein, Mamſell, ich bin zu einem Scherze, den mir die Ehrerbietung gegen Sie unterſagt, zu ernſthaft. Erſchrecken Sie nur, und haſſen Sie mich. Ich wiederhole es Ihnen, Ihr Liebhaber meint es nicht aufrichtig mit Ihnen.

Lottchen. Sie wollen gewiß das Vergnügen haben, meine Treue zu verſuchen, und mich zu erſchrecken, weil Sie wiſſen, daß ich nicht erſchrecken kann.

Simon. Sie glauben, ich ſcherze? Ich will alſo deutlicher reden.

Lottchen. (erbittert.) Mein Herr, Sie treiben die Sache weit. Wiſſen Sie auch, daß ich für die Treue meines Liebhabers ſtehe, und daß Sie mich in ihm beleidigen? Und wenn er auch der Untreue fähig wäre: ſo würde ich doch den, der mich davon überzeugte, eben ſo ſehr haſſen, als den, der ſie begangen. Aber ich gerathe gar in Zorn. Nein, mein Herr, ich kenne ja Ihre

Groſ-

Groſsmuth. Es iſt nicht ihr Ernſt, ſo gewiß, als ich lebe.

Simon. So gewiß, als ich lebe, iſt es mein Ernſt. Er iſt unwurdig, noch einen Augenblick von Ihnen geliebt zu werden.

Lottchen. Und ich werde ihn ewig lieben.

Simon. Sie kennen ihn nicht.

Lottchen. Beſſer, als Sie, mein Herr.

Simon. Ihre naturliche Neigung zur Aufrichtigkeit, Ihr gutes Zutrauen macht, daſs Sie ihn fur aufrichtig halten; aber dadurch wird ers nicht.

Lottchen. Geben Sie mir die Waffen wider Sie nicht in die Hand. Ich habe Sie und meinen Liebhaber fur aufrichtig gehalten. Ich will mich betrogen haben. Aber wen ſoll ich zuerſt haſſen? Iſt Ihnen etwas an meiner Freundſchaft gelegen: ſo ſchweigen Sie. Sie verandern mein ganzes Herz. Sie haben mir und meinem Hauſe viel Wohlthaten erwieſen; aber dadurch haben Sie kein Recht erlangt, mit mir eigennutzig zu handeln. Wäre es Ihrem Charakter nicht gemäſſer, mich tugendhaft zu erhalten, als daſs Sie mich niederträchtig machen wollen? Warum reden Sie denn nur heute ſo?

Simon. Weil ichs erſt heute gewiß erfahren habe. Wenn Sie mir nicht glauben: ſo glauben Sie wenigſtens Ihrer Jungfer Schweſter und meinem Handel.

Lottchen.

Lottchen. Das iſt ſchrecklich. Haben Sie dieſe auch auf Ihre Seite gezogen?

Simon. Ja, Sie ſind auf meiner Seite, ſo wohl, als Ihr Herr Vater. Und ehe ich zugebe, daß ein Niederträchtiger Ihr Mann wird, ehe will ich mich der gröſten Gefahr ausſetzen. Sie ſind viel zu edel, viel zu liebenswürdig für ihn.

Lottchen. Wollen Sie mir denn etwa ſelbſt Ihr Herz anbieten? Muß er nur darum ein Betrüger ſeyn, weil ich in Ihren Augen ſo liebenswürdig bin? Und Sie glauben, daß ſich ein edles Herz auf dieſe Art gewinnen läßt? Nunmehr muß ich entweder nicht tugendhaft ſeyn, oder Sie haſſen; und bald werde ich Sie nicht mehr anſehen können.

Simon. Machen Sie mir noch ſo viel Vorwürfe. Die gröſten Beſchuldigungen, die Sie wider mich ausſtoßen, ſind nichts, als Beweiſe Ihres aufrichtigen Herzens. Die Meynung, in der Sie ſtehen, rechtfertiget ſie alle. Und ich würde Sie vielleicht haſſen, wenn Sie mein Anbringen gelaſſener angehört hätten. Genug - -

Lottchen. Das iſt ein neuer Kunſtgriff. Mein Herr, Ihre Liſt, wenn es eine iſt, und ſie iſt es, ſey verwünſcht! Wie? Er, den ich wie mich liebe? - - Sie wollen ſich an ſeine Stelle ſetzen. Iſt es möglich?

Simon. Dieſer Vorwurf iſt der bitterſte; aber

aber auch dieſen will ich verſchmerzen. Es iſt wahr, daß ich Sie ungemein beobachte; aber ich habe ein ſicheres Mittel, Ihnen dieſen grauſamen Gedanken von meiner Niederträchtigkeit zu benehmen. Ich will Ihnen verſprechen, Ihr Haus nicht mehr zu betreten, ſo lange ich lebe. Und wenn ich durch dieſe Entdeckung Ihre Liebe zu gewinnen ſuche: ſo treffe mich die entſetzlichſte Strafe! Nach dieſem Schwure ſchäme ich mich, mehr zu reden. (Er geht ab.)

Funfzehnter Auftritt.

Lottchen allein.

Ach! was iſt das? - - Er ſoll mir untreu ſeyn - - Nimmermehr! Nein! Der Vormund ſey ein Betrüger, und nicht er - - Du, redliches Herz! Du, mein Freund, um dich will man mich bringen? Warum beweist er deine Untreue nicht?

Sechzehnter Auftritt.

Lottchen. Damis.

Lottchen. Kommen Sie mir zu Hülfe. Und wenn ſie mein Unglück auch alle wollen: ſo ſind doch

doch Sie zu groſsmüthig dazu. Was geht mit meinem Bräutigam vor? Sagen Sie mirs aufrichtig.

Damis. Er iſt Ihnen untreu.

Lottchen. Auch Sie ſind mein Feind geworden? Hat Sie mein Liebhaber beleidiget: ſo handeln Sie doch wenigſtens ſo groſsmüthig, und ſagen mir nichts von der Rache, die Sie an ihm nehmen wollen.

Damis. Mein Herz iſt viel zu groſs zur Rache.

Lottchen. Aber klein genug zur Undankbarkeit? Hat Ihnen mein Geliebter nicht heute den redlichſten Dienſt erwieſen?

Damis. Ich wünſchte, er hätte mir ihn nicht erwieſen: ſo würden Sie glücklicher, und er würde nur ein verborgner Verräther ſeyn.

Lottchen. Betrüger! Verräther! Sind das die Namen meines Freundes, den ich zwey Jahre kenne und liebe.

Damis. Wenn ich die Aufrichtigkeit weniger liebte: ſo würde ich mit mehr Mäſsigung vor Ihnen reden. Aber mein Eifer giebt mir für Ihren Liebhaber keinen andern Namen ein. Sie, meine Schweſter, ſind Ihres Herzens wegen der Verehrung eines jeden Rechtſchaffenen würdig, und eben deſswegen iſt der Menſch, der bey Ihrer Zärtlichkeit, und bey den ſichtbarſten Beweiſen der aufrichtigſten Liebe, ſich noch die

Untreue

Untreue kann einfallen laſſen, eine abſcheuliche Seele.

Lottchen. Eine abſcheuliche Seele? Wohlan; nun fordere ich Beweiſe. (Heftiger.) *Doch weder Ihr Vormund, noch Sie, noch meine Schweſter, noch mein Vater ſelbſt werden ihm meine Liebe entziehen können. Und ich nehme keinen Beweis an, als ſein eigen Geſtändniß. Ich bin ſo ſehr von ſeiner Tugend überzeugt, daß ich weiß, daß er auch den Gedanken der Untreue nicht in ſich würde haben aufſteigen laſſen, ohne mir ihn ſelbſt zu entdecken. Und ich würde ihn wegen ſeiner gewiſſenhaften Zärtlichkeit nur deſto mehr lieben, wenn ich ihn anders mehr lieben könnte.*

Damis. Ich ſage es Ihnen, wenn Sie mir nicht trauen: ſo gebe ich Ihnen das Herz meiner Braut wieder zurück. Ihnen bin ichs ſchuldig; aber ich mag nicht die größte Wohlthat von Ihnen genießen, und zugleich Ihr Unglück ſehen.

Lottchen. Sie müſſen mich für ſehr wankelmüthig halten, wenn Sie glauben, daß ich durch bloſſe Beſchuldigungen mich in der Liebe irren laſſe. Haben Sie, oder ich, mehr Gelegenheit gehabt, das Herz meines Bräutigams zu kennen? Wenn Sie Recht haben, warum werfen Sie ihm ſeine Untreue abweſend vor? Rufen Sie ihn lieber. Alsdann ſagen Sie mir ſein Verbrechen. Er iſt edler geſinnt, als wir alle. Und ich will ihn nun lieben. *Damis.*

Damis. *Sie haben Recht. Ich will ihn ſelbſt ſuchen.*

Siebenzehnter Auftritt.

Lottchen. Julchen.

Lottchen. *Er geht? Er unterſteht ſich, ihn zu rufen? Nun fängt mein Herz an zu zittern.* (Sie ſieht Julchen.) (kläglich.) *Meine Schweſter, biſt du auch da? Haſt du mich noch lieb?* (Lottchen umarmt ſie.) *Willſt du mir die traurigſte Nachricht bringen? O nein! Warum ſchweigſt du? Warum kömmt er nicht ſelbſt.*

Julchen. *Ich bitte dich, höre auf, einen Menſchen zu lieben, der . . .*

Lottchen. *Er ſoll ſchuldig ſeyn; aber muß er gleich meiner Liebe unwürdig ſeyn? Nein, meine liebe Schweſter. Ach nein, er iſt gewiß zu entſchuldigen. Willſt du ihn nicht vertheidigen? Vergiſſeſt du ſchon, was er heute zu deiner Ruhe beygetragen hat? Warum ſollte er mir untreu ſeyn, da ich Vermögen habe? Warum ward ers nicht, da ich noch keines hatte?*

Julchen. *Er ward es zu der Zeit, da er in den Gedanken ſtund, daß ich die Erbinn des Teſtaments wäre. Ach, liebe Schweſter, wie*

glücklich

glücklich wollte ich ſeyn, wenn ich dich nicht hintergangen ſähe!

Lottchen. *So iſt es gewiß?* (hart.) *Nein!* *ſage ich.*

Julchen. *Ich habe lange mit mir geſtritten. Ich habe ihn in meinem Herzen, vor meinem Bräutigam, vor ſeinem Vormunde und vor unſerm Vater entſchuldiget. Ich würde ſie aus Liebe zu dir noch alle für betrogne Zeugen halten. Aber es iſt nicht mehr möglich. Er ſelbſt hat ſich hier an dieſer Stelle angeklagt, als du ihn nach dem empfangenen Briefe verlaſſen hatteſt. Er war allein. Die Unruhe und ſein Verbrechen redten aus ihm. Er hörte mich nicht kommen. O hätte er doch ewig geſchwiegen! - - Ach meine Schweſter!*

Lottchen. *Meine Schweſter, was ſagſt du mir? Er hat ſich ſelbſt angeklagt? Er iſt untreu? Aber wie könnte ich ihn noch lieben, wenn ers wäre? Nein, ich liebe ihn, und er liebt mich gewiß. Ich habe ihm ja die gröſten Beweiſe der aufrichtigſten Neigung gegeben - -* (zornig.) *Aber was quält ihr mich mit dem entſetzlichſten Verdachte? Was hat er denn gethan? Nichts hat er gethan.*

Julchen. *Er hat mich auf eine betrügeriſche Art der Liebe zu meinem Bräutigam entreißen, und ſich an ſeine Stelle ſetzen wollen.*

Er

Er hat meinen Vater überreden wollen, als ob ich ihn ſelbſt liebte, und als wenn du hingegen den Herrn Damis liebteſt. Er hat ihm gerathen, die Verlobung noch acht Tage aufzuſchieben. Er hat ſo gar um mich bey ihm angehalten.

Lottchen. *Wie? Hat er nicht noch vor wenig Augenblicken mich um mein Herz gebeten? Ihr haßt ihn und mich.*

Julchen. *Ja, da er geſehen, daß das Teſtament zu deinem Vortheile eingerichtet iſt.*

Lottchen. *Alſo richtet ſich ſein Herz nach dem Teſtamente, und nicht nach meiner Liebe? Ich Betrogene? Doch es iſt unbillig, ihn zu verdammen. Ich muß ihn ſelbſt hören. Auch die edelſten Herzen ſind nicht von Fehlern frey, die ſie doch bald bereuen.* (kläglich.) *Liebſte Schweſter, verdient er keine Vergebung? Mache ihn doch unſchuldig. Ich will ihn nicht beſitzen. Ich will ihn zu meiner Quaal meiden. Ich will ihm die ganze Erbſchaft überlaſſen, wenn ich nur die Zufriedenheit habe, daß er ein redliches Herz hat. O Liebe! iſt das der Lohn für die Treue?*

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund.

Siegmund. *Soll ich nunmehr ſo glücklich ſeyn, Ihr Ja zu erhalten? Der Herr Vater hat mir*

mir ſeine Einwilligung gegeben. Sie lieben mich doch, groſsmüthige Schöne?

Lottchen. Und Sie lieben mich doch auch?

Siegmund. Sie kennen mein Herz ſeit etlichen Jahren, und Sie wiſſen gewiſs, daſs mein gröſster und liebſter Wunſch durch Ihre Liebe erfüllt worden iſt.

Lottchen. Aber - - meine Schweſter - - Warum erſchrecken Sie?

Siegmund. Ich erſchrecke, daſs Sie ſich nicht beſinnen, daſs Sie mir dieſe Liſt ſelbſt zugemuthet haben. Sollte ich nicht durch eine verſtellte Liebe Julchens Herz verſuchen? Reden Sie, Mamſell Julchen, entſchuldigen Sie mich.

Julchen. Mein Herr, entſchuldigen kann ich Sie nicht. Bedenken Sie, was Sie zu mir und zu meinem Vater, und vor kurzem hier in dieſer Stube zu ſich ſelbſt geſagt haben, ohne daſs Sie mich ſahen. Alles, was ich thun kann, iſt, daſs ich meine liebe Schweſter bitte, Ihnen Ihre Untreue zu vergeben.

Siegmund. Ich ſoll untreu ſeyn? - - Ich? (Er geräth in Unordnung.) *Ich ſoll der aufrichtigſten Seele untreu ſeyn? Wer? Ich? Gegen Ihren Herrn Vater ſoll ich etwas geſprochen haben? Was ſind das für ſchreckliche Geheimniſſe! - - Sie ſehn mich ängſtlich an, meine Schöne? Wie? Sie lieben mich nicht? Sie laſſen ſich durch meine Wider-*

Ueberlegungen nicht bewegen? -- Sie hören meine Gründe nicht an? -- Bin ich nicht unſchuldig? -- Wer ſind meine Feinde? -- Ich berufe mich auf mein Herz, auf die Liebe, auf alles. -- Doch auch mich zu entſchuldigen, könnte ein Zeichen des Verdachtes ſeyn. -- Nein, meine Schöne, Sie müſſen mir ohne Schwüre glauben. Ich will Sie, ich will meine Ruhe, mein Leben verlieren, wenn ich Ihnen untreu geweſen bin. Wollen Sie mir noch nicht glauben?

Julchen. Herr Siegmund. Sie ſchwören?

Lottchen. (mit Thränen.) Er iſt wohl unſchuldig.

Siegmund. Ja, das bin ich. Ich liebe Sie. Ich bete Sie an, und ſuche meine Wohlfahrt in Ihrer Zufriedenheit. Wollen Sie jene vergrößern: ſo ſtellen Sie dieſe wieder her, und laſſen Sie den Verdacht fahren, den ich in der Welt niemanden vergeben kann, als Ihnen. Soll ich das Glück noch erlangen, Sie als die meinige zu beſitzen?

Lottchen. (ſie ſieht ihn kläglich an.) Mich? -- als die Ihrige? -- Ja!

Julchen. Meine Schweſter!

Lottchen. Schweig. Herr Siegmund, ich möchte nur noch ein Wort mit meinem Papa ſprechen, alsdann wollen wir unſere Feinde beſchämen.

Siegmund. Ich will ihn gleich ſuchen. Soll ich die übrige Geſellſchaft auch mit bringen?

Wir

Wir müſſen doch die gebräuchlichen Ceremonien mit beobachten.

Lottchen. *Ja. Ich will nur einige Worte mit dem Papa ſprechen. Alsdann bitte ich Sie, nebſt den andern Herren nachzukommen.*

Neunzehnter Auftritt.

Julchen Lottchen. Cleon.

Cleon. *Nun, meine Kinder, wenn euch nichts weiter aufhält: ſo ſähe ich es gern, wenn ihr die Ringe wechſeltet, damit wir uns alsdann Paar und Paar zu Tiſche ſetzen können. Ey, Lottchen, wer hätte heute früh gedacht, daß du auf den Abend mit einem Rittergute zu Bette gehen würdeſt! Alles iſt, wie wir es wünſchen konnten. Julchen kriegt einen reichen und wackern Mann, weil ſie wenig hat; und du, weil du viel haſt, machſt einen armen Mann glücklich. Das iſt ſchön. Dein Siegmund wird ſchon erkenntlich für deine Treue ſeyn. Er kann einem durch ſeine Worte recht das Herz aus dem Leibe reden. Der ehrliche Mann! Wie vielmal hat er mir nicht die Hand geküſſt! Wie kindlich hat er mich nicht um meine Einwilligung gebeten!*

Lottchen. *Das iſt vortrefflich. Nun lebe ich wieder. Lieber Papa, hat Herr Siegmund*

denn heute bey Ihnen um meine Schweſter angehalten? Das kann ich nicht glauben.

Cleon. *So halb und halb hat ers wohl gethan. Er mochte etwa denken, daß Herr Damis ein Auge auf dich geworfen hatte, und daß dirs lieber ſeyn würde, einen Mann mit vielem Gelde zu nehmen. Ich war anfangs etwas unwillig auf ihn; aber er hat mich ſchon wieder gut gemacht. Man kann ſich ja wohl übereilen, wenn man nur wieder zu ſich ſelber kömmt. Da kommen ſie alle.*

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Siegmund. Simon. Damis. Der Magiſter.

Cleon. *Endlich erlebe ich die Freude, die ich mir lange gewünſcht habe. Ich will Sie, meine Herren, mit keiner weitläuftigen Rede aufhalten. Die Abſicht unſerer Zuſammenkunft iſt Ihnen allerſeits bekannt. Kurz, meine lieben Töchter, ich ertheile euch meinen väterlichen Segen und meine Einwilligung.* (Er ſieht Lottchen weinen.) *Weine nicht, Lottchen, du machſt mich ſonſt auch weichmüthig.*

Lottchen. *Meine Thränen ſind Thränen der Liebe. Ich habe alſo Ihre Einwilligung zu meiner Wahl? Ich danke Ihnen recht kindlich dafür.*

Simon.

Simon. (zu Lottchen.) *Aber, meine liebe Mamſell Sie wollen . . Wie?*

Damis. Ach liebſte Jungfer Schweſter, ich bitte Sie . .

Lottchen. Was bitten Sie? Wollen Sie Julchen von meinen Händen empfangen? (Sie führt ſie zu ihm.) *Hier iſt ſie. Ich ſtifte die glücklichſte Liebe Und Sie, Herr Siegmund . .*

Siegmund. Ich nehme Ihr Herz mit der vollkommenſten Erkenntlichkeit an, und biete Ihnen dieſe Hand . .

Lottchen. Unwürdiger! Mein Vermögen kann ich Ihnen ſchenken, aber nicht mein Herz. Bitten Sie meinen Vater und der übrigen Geſellſchaft, die Sie in mir beleidiget haben, Ihre begangene Niederträchtigkeit ab. Ich habe Sie Ihnen ſchon vergeben, ohne mich zu bekümmern, ob Sie dieſe Vergebung verdienen. (Zum Vormunde.) *Und Ihnen, mein Herr, küſſe ich die Hand für Ihre Aufrichtigkeit. Wenn ich jemals mich wieder zur Liebe entſchlieſſe: ſo haben Sie das erſte Recht auf mein Herz.* (zu Siegmunden.) *Sie aber werden ſo billig ſeyn, u. ohne ſich zu verantworten, uns verlaſſen.*

Siegmund. Recht gern. (Indem er geht.) *Verwunſcht iſt die Liebe!*

Damis. Nicht die Liebe, nur die Untreue. Dieß iſt ihr Lohn.

Lottchen. (Sie ruft ihm noch nach.) *Sie werden morgen durch meine Veranſtaltung ſo viel*

Geld erhalten, daß Sie künftig weniger Urſache haben, ein redliches Herz zu hintergehen.

Cleon. Lottchen, was machſt du? Ich bin alles zufrieden. Du haſt jamehr Einſicht, als ich.

Julchen. O liebe Schweſter, wie groß iſt dein Herz! Ich habe wenigſtens keine Schuld an ſeinem Verbrechen. O wenn ich dich doch ſo glücklich ſehe als mich!

Der Magiſter. Ich bin ruhig, daß ich das Laſter durch mich entdeckt, und durch ſich ſelbſt beſtraft ſehe. So gehts. Wenn man nicht ſtrenge gegen ſich ſelbſt iſt: ſo rächen ſich unſere Ausſchweifungen für die Nachſicht, die wir mit unſern Fehlern haben.

Simon. (zu Lottchen.) Ich, meine Freundinn, würde das Recht, das Sie mir künftig auf Ihr Herz ertheilet haben, heute noch behaupten, wenn ich Ihnen nicht ſchon das Wort gegeben hätte, an dieſes Glück niemals zu denken. Ich bin belohnt genung, daß Sie mich Ihrer nicht für unwürdig halten, und daß der Ungetreue beſtraft iſt.

Lottchen. O möchte es dem Betrüger nicht übel gehen! Wie redlich habe ich ihn geliebt, und wie unglücklich bin ich durch die Liebe geworden! Doch nicht die Liebe, die Thorheit des Liebhabers hat mich unglücklich gemacht. Bedauren Sie mich.

Das

(Das Duell.)

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Das

Orakel.

Eine Operette,

nach dem Innhalte eines franzöſiſchen

Nachſpiels,

welches eben dieſen Namen führt.

Personen.

Die Oberzauberinn.

Alcindor, ihr Sohn.

Lucinde, eine junge Prinzessinn.

Der Schauplatz ist in dem Schlosse der Zauberinn.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Zauberinn. Alcindor.

Die Zauberinn.

Lucinden hätteſt du geſehn?

Alcindor.

Ja wohl; ich will es Euch geſtehn.
Sie ſchlief - - - Was kann man ſchöners ſehn!
Entzuckung und Vergnügen
Sah ich mit ihr im Grünen liegen.

Zauberinn.

Sah ſie dich auch?

Alcindor.

Sie ſchlief. Ihr hört es ja.
Wie viel empfand mein Herz, als ich ſie ſchlafen ſah!
Ich fühlte, wie ihr Reiz mir alle Freyheit raubte.
Ich ſeh ſie noch Ein Arm lag unter ihrem Haupte;
Der andre nah bey mir. Die Blumen küßten ihn,
Und blühten ihm zu Ehren
Viel reizender, als ſie ſonſt blühn.

Zauberinn.

O Sohn! Was werd ich endlich hören?

Alcindor.

Von Zärtlichkeit entzückt,
Hatt ich die ſchöne Hand zu küſſen.
Und hatte ſie ein Gott ſo nah, als ich, erblickt:
So hatt ein Gott es wagen müſſen.
Drauf regte ſich das angenehme Kind;
Ich aber, ich entwich geſchwind.
Doch länger wehrt mir nicht, mein Herz ihr zu entdecken;
Sonſt muß ich ungehorſam ſeyn.
Ich will die Lieb in ihr erwecken.
Befiehlt mir nicht. Ich bin nicht weiter mein.
Ich will mir ihre Gunſt erwerben,
Und, glückt mirs nicht, zu ihren Fuſen ſterben.

Ja ſtürb ich auch zu ihren Füſſen,
Auch dann ſoll noch Lucinde wiſſen,
Daſs ſie mein zärtlich Herz verehrt.
Die Freyheit, ihr mein Leid zu klagen,
Ob ſie mich lieben wird, zu fragen,
Iſt der Gefahr zu ſterben werth.

V. A.

Zauberinn.

Verlier ich doch, ſo mächtig ich auch bin,
An dir den Ruhm der gröſten Zauberinn?
Ich winke nur:
Sogleich gehorcht mir die Natur;
So muß der ſchönſte Strich der Erden
Zur ſchreckenvollen Wüſte werden.

Kaum

Kaum heb ich meine Hand empor:
So ſteigt hier ein Pallaſt und dort ein Thron hervor.
Dieß alles kann mein Wink vollführen.
Und doch kann ich, o junger Thor,
Dein ſtürmiſch Herze nicht regieren?
Wohlan! vernichte denn durch deinen Unverſtand
Die Sorgfalt, die ich angewandt,
Dein Glück nach Wunſch zu gründen.
Vergiß der Mutter Wort. Ja, was gehorchſt du ihr?
Nein, harter Sohn, nein, folge dir,
Und raube dir Lucinden.

Des Tygers Trotz kann ich bezwingen;
Nur, Jüngling, deine Thorheit nicht.
Nichts kann dich zum Gehorſam bringen,
Nicht meine Macht, nicht deine Pflicht.
Den Sturm des Meeres kann ich ſtillen.
Die Geiſter ehren meinen Willen.
Und ein verliebtes Herz allein
Sollt unbezwinglich ſeyn? V. A.

Alcindor.

Warum ſoll ich die Schöne denn nicht ſehn,
Und meine Lieb ihr nicht geſtehn?

Zauberinn.

Mein Sohn, ich will dir alles ſagen.
Ich, da ich dich gebar, ließ das Orakel fragen;
Ich fragt es um dein künftig Glück
Alcindorn, fieng es an, droht manch betrübt Geſchick;

Doch kann er auch das größte Glück ensiessen,
Hofern er nur, durch seiner Mutter Kunst,
Sich der Prinzessinn Gunst
Wird zu verdienen wissen,
Der er nur desto mehr gefallt,
Je mehr sie ihn für taub, für stumm und fühllos hält.

Alcindor.

Taub, stumm und fühllos? Wie? Wer glaubt ein solch Gedicht?
Alcindor glaubt es ewig nicht.

Zauberinn.

Willst du der Mutter Sorgfalt ehren,
Mit der ich mich bemuht, dein Unglück abzuwehren,
Und nach dem Götterspruch dein Glück dereinst zu baun:
So höre mich, und sey erkenntlich durch Vertraun.
Lucinde, die dein Herz so rühret,
Stammt aus des Fürsten Blut, der neben uns regieret;
Sie sah die Welt in jener Nacht,
In der ich dich zur Welt gebracht.
Ich habe sie sehr jung entführet,
Und in dieß Schloß versteckt,
Das noch kein sterblich Aug entdeckt.

Ich

Ich zog sie auf, und liess sie von Maschinen,
Von lauter Statuen bedienen,
Die schnell zu leben schienen,
So bald durch meinen Zauberstab
Ich ihnen die Bewegung gab.
Und wenn Lucinde dieses sah,
So fieng ich an, den Irrthum sie zu lehren,
Dass ich und sie allein vernunftge Wesen wären;
Die andern wären nur uns zum Vergnügen da,
Und ungeschickt, zu reden und zu denken,
Nicht fähig, sich zu freun, nicht fähig, sich zu kränken.

Alcindor.

Warum denn das?

Zauberinn.

Damit sie dich, mein Sohn,
Wenn ich dich einst zum Vorschein bringen wollte - -

Alcindor.

Damit sie mich, ich hör es schon,
Für eine Puppe halten sollte,
Die nichts empfände, niemals redte,
Und Aug und Mund nur bloß zum Zierrath hätte.
O täuscht Lucinden immerhin;
Erfüllet des Orakels Sinn,
Beredt sie, dass ich fühllos bin.

Mein Anblick wird ſie doch vergnügen.
Leicht läßt ſich die Vernunft, doch ſchwer das
Herz betrugen.
Nein, die Natur iſt viel zu treu;
Was ſie mich lehrt, lehrt ſie Lucinden.
Lucinde wird, Trotz allen Gründen,
Daß ich bloß eine Puppe ſey,
Doch ſtets das Gegentheil empfinden.
Braucht Eure ganze Zauberkunſt,
Lucindens Augen zu verſchlieſſen.
Sie wird mich ſehn, und Gegengunſt
Für mich Maſchine fühlen müſſen.
Sie wird - - Ach kommt! Ich bin entzückt.
Ach eilt, damit ſie mich erblickt.
Ihr könnt mich ihr nun ſicher zeigen.
Ich will, weil es mein Glück gebeut,
Auch bey der gröſten Zärtlichkeit,
Taub vor ihr flehn. und fühllos ſchweigen.

Zauberinn.

So recht, mein Sohn,
Lucindens Herz iſt, wenn du folgſt, dein Lohn.
Erfülle des Orakels Willen:
So wirſt du deinen Wunſch erfüllen.

Werd ohne Kummer zur Maſchine;
Man mag gleich ſtumm und hirnlos ſeyn,
Man ſey nur ſchön: ſo nimmt man ein.
Wie mancher ſiegt durch eine feine Miene,
Der blöder iſt, als Holz und Stein! V.A.

Doch geh. Mich deucht, ſie kömmt.

Alein.

Alcindor.

Ein Wort noch, eh ich gehe.
Wenn ich mit ihrem Mops Lucinden ſpielen ſehe,
So liebkost ſie das kleine Thier.
Geſetzt, ſie ſpielte nun mit mir,
Durft ich denn auch - -? Was meinet ihr?

Zauberinn.

Lucinde kömmt. Begieb dich gleich von hier.

Zweyter Auftritt.

Die Zauberinn. Lucinde.

Lucinde, (in tiefen Gedanken.)

War dieß ein Blendwerk, ein Geſicht?
Er hatte ſeinen Mund auf meine Hand gedrücket!

Zauberinn.

Lucinde, was ſagt Ihr?

Lucinde.

Nichts. Ach ich ſah Euch nicht!

Zauberinn.

Er hatte ſeinen Mund auf Eure Hand gedrückt,
Wer?

Lucinde.

Hätt ich ihn nur recht erblickt!
Er floh, ſo bald als ich erwachte.
Ich weiß nicht, wie mein Herz ſo ſehr verändert iſt,
Seitdem er mir die Hand geküßt.

Ich

Ich ſinn, ich denk und ſchmachte,
Und wünſche mir ohn Unterlaß,
Ich weiß es ſelbſt nicht, was?
So oft ich ihn im Geiſt betrachte,
Nimmt ein gewiſſer Trieb, ein ſüſſer Trieb mich ein,
Und die Natur ſcheint mir durch ihn,
Durch den, der mir im Schlaf erſchien,
Erſt recht belebt und ſchön zu ſeyn.
Ach Mutter! welche Zärtlichkeit
Hab ich nicht itzund wahrgenommen!
Ich ſah zwey Vögelchen erfreut
Auf einem Zweig zuſammen kommen.
Hier ſangen ſie wohl eine Stunde lang.
Ihr glaubt es nicht, wie ſchön es klang.
O! hätt ichs nur verſtehen ſollen,
Was eines zu dem andern ſang,
Wie hätt ich ſie belauſchen wollen!
Drauf ſchwiegen ſie und ſahn einander an,
Als ſuchten ſie mit ihren Blicken
Das noch von neuem auszudrücken,
Was ſie durch Töne ſchon gethan.

Was muſs doch aus den Vögeln ſingen?
Umſonſt ſingt nicht ihr Mund ſo ſchön,
Ihr Herz muſs den Geſang verſtehn;
Sonſt würd ihr Lied ſo ſchön nicht klingen.
Allein wer giebts dem Herzen ein?
Wer lehrt das Herz aus ihnen ſingen?
Sollts auch die Liebe ſeyn? V. A.

Zaube-

Zauberinn.

Die Vögel sollten sich verstehn?

Lucinde.

Sie müssen sich verstanden haben,
Weil sie sich stets die Antwort gaben.

Zauberinn.

Ihr schließt vortrefflich schön.
Wenn Ihr auf dem Claviere spielet,
Und singt, so stimmt es insgemein
Mit Euren Tönen überein.
Glaubt Ihr, daß dieses etwas fühlet,
Und daß es Euer Lied vernimmt?

Lucinde.

Kann dieß wohl zur Vergleichung dienen?
Claviere sind Maschinen.

Zauberinn.

Die Vögel sind es auch.

Lucinde.

Ich aber glaub es nicht,
Weil Euch mein Herze widerspricht.
Ich würde, hätt ich sie, sie streicheln, und sie küssen,
In meiner Kammer sie verschliessen,
Und stets besorgt für ihre Nahrung seyn.
Doch meine Zitter anzulachen,
Ihr Gunstbezeugungen zu machen,
Dieß fällt mir niemals ein.

Zaube-

Zauberinn. (für sich.)

Ich muß Lucinden hintergehn,
Und durch ein Zauberstück sie blenden.
(zu Lucinden.)
Ihr sehet hier Statuen vor Euren Augen stehn.
Befühlt sie selbst mit euren Handen.
Ihr fühlts doch wohl, mein liebes Kind,
Daß sie von Marmorstein und ohn Empfindung sind;
Doch laßt mich nur ein Rad in den Maschinen heben:
So werden sie geschwind
Wie Eure Vögel leben.
(Die Statuen fangen an zu tanzen, nachdem sie die Zauberinn mit ihrem Stabe berühret.)
Seht Ihr, was diese für Tänzer sind?
Doch wie? Ihr seyd betrübt, daß Steine sich bewegen?

Lucinde.

Ja wohl, weil sie die Meynung widerlegen,
Die mir so viel Vergnügen gab.
Ihr muntern Sänger in dem Grünen,
Ihr armen Vögelchen; so seyd ihr denn Maschinen,
Und lebt bloß durch den Zauberstab?
Ich glaubte wirklich, ihr empfändet,
Und freutet euch, wenn ihr euch bey der Nacht
In einem hohlen Baum, und, wenn der Tag erwachet,
Auf einem Zweig zugleich befändet.

Mein

Mein Herz hieſs mich viel vortheilhaftes ſchlieſſen;
Hat, dacht ich, die Natur die Vögelchen ſo lieb;
Verknüpft ſie ſie durch freundſchaftlichen Trieb,
Um ſich das Leben zu verſüſſen:
So wird ſie auch, dich zu erfreun,
Nicht weniger beſorgt geweſen ſeyn:
So wird es auch ein Weſen geben,
Mit dem du lebſt, wie dieſe mit ſich leben. - - -
Ach Mutter, er gefiel mir ſehr.
Und könnt ich wiſſen, wer er wär,
Gefiel er mir vielleicht noch mehr.

O lieſs mich doch der Himmel wiſſen,
Wer mir im Schlaf die Hand geküſst!
Ach ſollt er mir ſie wieder küſſen:
So will ich ihn feſt an mich ſchlieſſen,
Und zehnmal fragen, wer er iſt.

V. A.

Zauberinn.

Vielleicht wars eine Mannsperſon;
Mich deucht, daſs ich ſie wahrgenommen.

Lucinde.

Wie? Eine Mannsperſon? Wird ſie nicht wiederkommen?
Warum iſt ſie davon geflohn?
Sie hatte rechte feine Mienen.
Sagt, ſind die Männer auch Maſchinen?

Zaube-

Zauberinn.

Maſchinen, liebes Kind,
Doch beſſre noch, als Eure Vögel ſind,
Die Ihr für ſo verſtandig haltet.
Sie ſind faſt meiſtens weiß, wie wir,
Und, wie die Statuen, geſtaltet.
Ich hatte welche ſonſt bey mir;
Doch ihrer vielen Fehler wegen
Hab ich ſie nicht mehr dulden mögen.

Lucinde.

Gut! Mein Clavier giebt einen Ton,
Die Wanduhr ſchlägt, die Vögel ſingen,
Die Statuen, die können künſtlich ſpringen;
Was thut denn eine Mannsperſon?

Zauberinn.

Weit mehr, als Ihr begreifen könnt.
Ein Theil, der ſich Soldaten nennt,
Verſammelt ſich in weiten Auen,
Mit langen Meſſern in der Hand,
Womit ſie ſich, von Wut entbrannt,
Bey tauſenden zerhauen;
Mit Feuerröhren in der Hand,
Die Bley und Pulver in ſich ſchlingen,
Und donnernd wieder von ſich ſpeyn:
Die Manner dieſer Art bemuhn ſich ganz allein
Einander umzubringen.

Lucinde.

Lucinde.

Das müssen wohl Maschinen seyn,
Die die Vernunft nicht kennen müssen.
Sonst würden sie das Leben nicht verschmähn,
Und nicht so vieles Blut vergiessen.
Ich möchte solche Männer sehn.
Ihr Männer mit den Mordgewehren,
Mit Messern und mit Feuerröhren,
O kommt, und legt sie ab, und lernet zärtlich seyn!
Die Hand, die könnet ihr mir küssen,
Dies wird mich eben nicht verdriessen;
Doch eure Messer würd ich scheun.
O sollten sie mich nicht erschiessen,
Wie gut wollt ich den Männern seyn!

V. A.

Zauberinn.

Seyd ohne Furcht. Uns Weibern ist es leicht,
Der Männer Wildheit zu ersticken.
Wir dürfen nur recht zärtlich auf sie blicken,
So ist ihr Herz erweicht.
Ein Blick von Euch lehrt sie die schwersten Pflichten,
Und machet einen Mann geneigt,
Sich so genau nach Euch zu richten,
Als Euer Bild, das Euch der Spiegel zeigt.

Lucinde.

Doch dieß ist ja mein eignes Bild.

Zaube

Zauberinn.

Und doch seyd Ihrs nicht selbst. Mehr kann
ich Euch nicht lehren.
Die Manner sind von uns erfüllt;
Sie sind nicht wir; doch so, als ob sie unser
wären.
Sie nehmen unsre Neigung an,
Und werden das, was sie uns werden sahn.

Lucinde.

Ich bitt Euch, zeigt mir den, der mir die Hand
geküßt.

Zauberinn.

Ja, wenn er nur noch hier zugegen ist.
Doch hat er schon die Flucht genommen:
So seyd ihr selbst durch Eure Blicke schuld.
Ich such ihn.

Lucinde.

Werdet Ihr denn auch bald wieder kommen?
Ich warte recht mit Ungeduld.

Dritter Auftritt.

Lucinde allein.

Was für Gedanken fühl ich nicht!
Gedanken, die mein Blut erhitzen.
So sehr mein Witz denselben widerspricht,
So sucht sie doch mein Herz zu schützen.

Wie?

Wie? Eine Mannsperſon - - ein Mann!
Ein Mann? den - - ja, den möcht ich wohl beſitzen.
Ich will - - was wars, worauf ich ſann?
Mein ganzes Herz fangt an zu fühlen.
Ich will ein Stuck auf dem Claviere ſpielen,
Um meinen Unmuth zu zerſtreun.

(Sie geht nach dem Claviere und kehrt gleich wieder um.)

Doch itzund fällt mirs ein:
Ich hätte ſie begleiten ſollen;
Dort hätte ſie gelauſcht, hier hätt ich lauſchen wollen.
Und hätten wir ihn dann geſehn:
So wären wir ganz ſacht, ganz ſacht auf ihn gegangen,
Und hätten ihn gefangen.

(Sie geht noch einmal nach dem Claviere und kehrt bald wieder um.)

Allein, wie ſoll ich das verſtehn?
Sie gieng, und hieß mich doch nicht mit ſich gehn.
Und da wir von den Mannern redten,
Beſchwerte ſie ſich zwar, daß ſie viel Fehler hätten;
Allein ſie ſchwieg doch bald von ihren Fehlern ſtill.
Vielleicht ließ ſie mich hier zurucke,
Damit ich den nicht mehr erblicke,
Den ſie allein für ſich behalten will.

Die Alte ſollte ſich doch ſchämen,
Die Mannsperſon mir zu entziehn.
Nein, nein, ſie mag mir alles nehmen,
Ich bins zufrieden; nur nicht ihn!

Vierter Auftritt.

Lucinde. Die Zauberinn.

Lucinde.

Ach Mütterchen, ach ſeyd Ihr wieder da?
Ihr habt ihn doch? Ach ja!

Zauberinn.

Ich hatt ihn zwar gefangen,
Und an ein Band geknüpft; doch eh ich michs verſah,
War er dem Band und mir entgangen.

Lucinde.

Entgangen? O das iſt betrübt!
Nun ſeh ich, daß ihr mich nicht liebt.
Ihr hattet ihn doch feſter halten können,
So war er nimmermehr entflohn.
Verſtellt Euch nur, ich merk es ſchon!
Ihr wollt mir ihn nicht gönnen.
Wie dauert mich die liebe Mannsperſon;
O darf ich ſie nicht mehr erwarten!
Das ganze Schloß iſt mir nunmehr verhaßt,
Mein Leben ſelbſt wird mir zur Laſt,
Und meine Klagen werden Thränen.

Zaube-

Zauberinn.

Seht, wie empfindlich ihr noch seyd?
Ihr schämt euch nicht, um eine Kleinigkeit,
Um einen Mann zu weinen.

Lucinde.

O wollt er mir nur noch einmal erscheinen!
Ich wollte ganze Tage weinen.
Der Schmerz um ihn ist für mein Herz
Selbst noch ein angenehmer Schmerz.
Wie? Hintergeht Ihr wohl Lucinden?
Warum muß ich so viel empfinden,
Wenn der, der mir die Hand geküßt,
Ein Ding, gleich den Maschinen, ist,
Die sich in diesem Schloß befinden?
Bringt alle diese Dinge her;
Wenn rührt mich eines so, wie er?
Nein, Mutter, nein, Ihr müßt mich hassen:
Sonst hättet ihr ihn nicht entfliehen lassen.

Zauberinn.

O grämt euch nicht! Ich hab ihn noch.

Lucinde.

Wo ist er denn? O zeiget mir ihn doch!
Ich möcht ihn herzlich gerne sehen.
Hat er euch auch die Hand geküßt?

Zauberinn.

Kommt nur, wir wollen zu ihm gehen.
Allein ich sag es euch, daß er gefährlich ist.

Ein Mann, mein Kind, iſt leicht in Zorn zu bringen;
Doch wollt ihr ſeinen Zorn bezwingen:
So macht ihm, wenn er tobt, ein freundliches Geſicht;
Dem widerſtehn die Männer nicht.

Die Männer ſind die trotzigſten Maſchinen;
Und dennoch müſſen ſie uns dienen,
So bald es unſer Blick gebeut.
Wir dürfen nur verdrießlich ſcheinen;
Wir brauchen nur verſtellt zu weinen:
So thun ſie ihre Schuldigkeit. V. A.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Lucinde. Die Zauberinn. Alcindor.

Lucinde, (erſtaunt über den Anblick des Alcindor.)

Das iſt er! Seht doch. - - Aber - - Ja.
Ach ſeht, wie artig ſteht er da!
Ich zittre ganz. Seht, wie er mich betrachtet,
Und wie ſein Auge nach mir ſchmachtet!

Dieß

Dieß kann kein Mann von jenen Männern ſeyn,
Die mit den Meſſern Blut vergieſſen,
Mit langen Röhren ſich erſchieſſen
Wie freundlich ſieht er aus! Nicht wahr, er
ſoll doch mein?

Zauberinn.

Er ſoll beſtändig Euer ſeyn.

Lucinde.

O das iſt ſchön! Nun fang ich an zu leben.
Allein wir müſſen ihm doch einen Namen geben.
Ich dächt, ich hieß ihn gar Charmant.
Er ſcheinet mir den Namen zu verdienen;
Denn ſeht nur recht auf ſeine Minen,
Und ſagt mir, ſind ſie nicht galant?

Zauberinn.

Recht gut, mein Kind, nennt ihn Charmant.
Allein, wir müſſen ihn auf kurze Zeit verlaſſen.
Es hat ein ſeltner Gegenſtand
Sich an dem Himmel ſehen laſſen.
Er möchte wohl nicht lange ſtehn:
Drum kommt, wir wollen ihn betrachten.

Lucinde.

Wenn uns die Sterne doch nicht ſo viel Mühe
machten!
Ich habe ja den Himmel oft geſehn.
Was werd ich auch davon verſtehn?
Ihr mögt den Horizont betrachten:
Doch ich will auf Charmanten ſehn,
Und ſeine Minen mir erklären.

Zauberinn.

So bleibt bey ihm und ſeht euch ſatt.
Die ſüſſe Phantaſey, die euch bezaubert hat,
Wird nicht gar lange währen.

Zweyter Auftritt.

Lucinde. Alcindor.

Lucinde, (die der Zauberinn nachſieht.)

O wenn ſie doch ſchon längſt gegangen wäre!
Was frag ich nach der Himmelsſphäre,
Und nach dem ganzen Sternenlauf?
Sie gehn auch ohne mich wohl auf.
(Sie betrachtet den Alcindor.)
Wie lockicht iſt ſein Haar! wie blühend ſein Geſicht!
Und wie geſchickt trägt er ſich nicht!
Mich deucht, mein Herz hat das an ihm gefunden,
Was es gewünſcht und oft empfunden,
Doch ſelber nicht gekannt.
Was fehlte mir wohl weiter, als Charmant?
(Sie nähert ſich ihm.)
Die Phantaſey, ſprach ſie, wird nicht gar lange währen?
Nein, nein, Charmant, die Mutter irrt.
Woraus will ſie denn dieſes ſchlieſſen?
Lucinde muß es beſſer wiſſen,
Wie lange ſie dich lieben wird.

Du

Du bist für mich gebohren;
Mein Herze lehrt es mich.
Zeitlebens hab ich nicht geschworen;
Itzt schwör ich dir bey meiner Ruh,
Bey allen Göttern zu,
Lucinde liebet dich. V. A.

(Sie nimmt einen Sessel und setzt sich nieder.)

Komm her, Charmant!
Er kömmt und kniet gar vor mir nieder?
O dieß ist wirklich recht galant!

(Indem Alcindor kniet, knüpfet sie ihm ein langes Band um den Hals, und schlingt das Ende um ihren Arm.)

Was regt sich? kömmt die Zauberinn schon wieder?

(Sie läuft, um zu sehn, ob die Zauberinn kommt, und Alcindor hält sie fest an dem Bande.)

Ich sehe nichts. Vielleicht irrt noch ihr Blick
Neugierig an dem Sternenpole.
O käme sie doch aber nicht zurück,
Bis ich sie selber hole!

(Sie holet noch einen Sessel, setzet ihn neben dem ihrigen, und giebt Alcindorn ein Zeichen, daß er sich setzen soll.)

Charmant, komm, setze dich zu mir;
Die Alte kömmt so bald nicht wieder.
Er kniet noch einmal vor mir nieder?
O mein Charmant! wer heißt es dir?

Du machſt mir ja ein ungemein Vergnügen.
Allein von welchem Wahn
Läßt ſich mein zartlich Herz betrügen.
Ich red ihn an,
Als könnt er mich verſtehen?
Mein Irrthum iſt mir wohl bekannt.
O hätt ich doch nur weniger Verſtand,
Um ihn nicht einzuſehen!
Wo bin ich? Und was nimmt mich ein?
Ein Zwang, ein Schmerz, den ich doch liebe?
Verlaßt mich, unruhevolle Triebe!
Doch nein, ich mag nicht ruhig ſeyn.
Du ſiehſt mich an, Charmant?
Verſtehſt du etwan meine Minen?
Was willſt du? Könnt ich dir doch dienen!
Ich bitte dich, gieb mir die Hand.
(Sie reicht ihm die Hand.)
Gewiß, der Puls ſchlägt ihm, wie mir.
O mein Charmant! o warte hier!
Ich will mich ſchnell zur Zauberinn begeben;
Sie muß dich mit Verſtand beleben.

Dritter Auftritt.

Alcindor, allein.

Ganz fühllos thun, und doch empfindlich fühlen,
Dieß heißt die ſchwerſte Rolle ſpielen.
Lucinde lobte mich; Lucinde hieß mich ſchön.
Und ich, ich durft es nicht verſtehn?

Sie

Sie ſchwur, ſie liebte mich; Und ich, ich muſt es hören,
Und durfte nicht, daſs ich ſie liebte, ſchwören?
Sie reichte mir die ſchöne Hand;
Und dieſe Hand durft ich nicht küſſen?
Wie? Hab ich denn deſswegen nur Verſtand,
Um ihn zur Marter zu verſchlieſſen?
Iſt dieſs wohl des Orakels Sinn?
Nein, nein! ſie ſolls noch heute wiſſen,
Daſs ich nichts weniger, als ſtumm und fühllos bin.

Wie angenehm wird ſie erſchrecken,
Wenn ſie mich reden hört!
Und welche Wolluſt werd ich ſchmecken,
Wenn meine Lippen ihr entdecken,
Was mich mein Herze lehrt!

V. A.

Vierter Auftritt.

Lucinde. Alcindor. Die Zauberinn.

Zauberinn.

Was ſollt ich thun?

Lucinde.

Das ſchöne Bild,
Charmanten, mit Vernunft beleben.
Ich werde mich nicht eh zufrieden geben,
Als bis ihr dieſen Wunſch erfüllt.

Bedenkt, wenn mein Charmant Vernunft und
Sprache hätte,
Verſtändig dächt und artig redte,
Wie liebenswürdig würd er ſeyn!
Ich bitt Euch, gebt ihm beydes ein.

Zauberinn.

Wie könnt ich dieſen Wunſch erfüllen?

Lucinde.

Es kömmt ja bloß auf Euren Willen,
Auf wenig Zaubereyen an.

Zauberinn.

Wahr iſt es, daß ich das Vermögen,
Sich, wie wir beyde, zu bewegen,
Auch den Maſchinen geben kann;
Ich ſtrenge nur gewiſſe Federn an.
Doch tauſendmal mag man die Federn künſtlich
lenken;
Maſchinen lernen doch nicht denken.

Lucinde.

Wie oft hab ich dieß ſchon gehört!
Ich ſeh es wohl, Madam - - -

Zauberinn.

Und was?

Lucinde.

Ihr ſeyd gelehrt,
Recht ſehr gelehrt in allen Sachen,
Und wollt Lucinden gern zur Philoſophinn machen,
Damit

Damit ſie ſtets mit Euch von Euren Künſten redte.
Ihr denkt, wenn mein Charmant
Vernunft und Sprache hätte:
So würden wir um nichts bekümmert ſeyn,
Als nur um uns allein.
Ihr denkt, wir würden nicht auf Eure Weisheit hören,
Euch im Philoſophiren ſtören.
Ja, ja, dieſs könnte möglich ſeyn.
Was quält ihr mich mit Euren Sternen?
Es iſt umſonſt, ſpart Eure Müh,
Ich mag die Sternkunſt ja nicht lernen,
Ich ſag es Euch, ich haſſe ſie.
Was nützen mir die Himmelsſphären,
Als daſs ſie mir im Wege ſtehn?
Zerſtören will ich ſie, zerſtören!
Gleich ſolls geſchehn! (Sie geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Alcindor. Die Zauberinn.

Zauberinn.

Wie ſchlimm wirds um die Sphären ſtehn!
Mein Sohn, gefallt dir dieſs Vergehn?

Alcindor.

Auch ſelbſt der Zorn läſst ihr noch ſchön.
Die kleine Wuth iſt nichts als Liebe.
Alsdann nur wär es ein Vergehn,
Wenn ſie gelaſſen bliebe.

Wie kamt ihr doch zu rechter Zeit!
Ich war nicht länger mein, und trunken von Verlangen,
Bestürmt von Lieb und Zärtlichkeit,
Wollt ich schon an zu reden fangen.
Ich schlug die Augen öfters nieder;
Allein umsonst, sie öffneten sich wieder;
Lucinde war zu schön für sie.
Aus Liebe sehn und reden wollen,
Und doch nicht sehn und reden sollen,
Wie schwer ist diese Müh!

Zauberinn.

Die Schwierigkeit befreyt von keiner Pflicht;
Mein Sohn, du mußt sie doch vollbringen.
Du mußt dich doch noch länger zwingen,
Weils das Orakel spricht.
Wer weiß, sind nicht Lucindens Triebe
Mehr Eigensinn, als Liebe!
Drum nimm dir noch acht Tage Zeit,
Und suche die Gelegenheit,
Lucindens Liebe recht zu prüfen.
Der Schönen Herz hat untergründte Tiefen.

Alcinder.

Acht Tage? welche lange Zeit!
Bedenkt Ihr auch, daß dieß unmöglich ist?
Bedenkt, wenn sie mich immer mit sich führet,
Sich mit mir in den Hayn verlieret,
Mich als ein Lamm treu in die Arme schließt,
Mich

Mich ſtreichelt, und im Streicheln küßt;
Wie ſollt es wohl in ſolchen Fällen
Noch möglich ſeyn, ſich fühllos anzuſtellen?
Ich ſollte noch mein Glück acht Tage lang verſchieben?
Acht Tage lang?
Die Liebe leidet keinen Zwang;
Ein Augenblick iſt ihr zu lang.
Lucinde ſoll in mir kein fühllos Herze heben;
Nein, nein, ihr Herz verdient zum mindſten meinen Dank.
Und den ſollt ich acht Tage lang verſchieben?
Acht Tage lang?
O Liebe! welch ein Zwang!

V. A.

Zauberinn.

Was dir unmöglich ſcheint, hat manches Weib gethan.
Wie fangen es die ſpröden Schönen an,
Die heimlich faſt in Zärtlichkeit zerflieſſen,
Und volle Jahre lang ſich kalt zu ſtellen wiſſen;
Die dem, um deſſen Gunſt ſie doch im Herzen flehn,
Ganz unbeweglich widerſtehn,
Ihn zehnmal gehn und kommen ſehn,
Und dennoch keine Sylbe reden?
O mach es doch, wie dieſe Spröden!

Alcindor.

Das Schweigen ſey der Spröden Pflicht;
Kurz, ich will gehn und mit Lucinden reden.

Zauberinn.

Nein, um des Himmels willen nicht!
Nehmt den Orakelſpruch zu Herzen,
Erwartet Euer Glück, ſonſt werdet Ihrs verſcherzen.

Beſtimmt ſind ſchon die Augenblicke,
Worinn der Menſch ſein Glücke macht.
Der Kluge wartet, bis ſie kommen,
Und läſst, wenn er ſie wahrgenommen,
Sie ungebraucht nicht aus der Acht;
Doch er erzwinget nie ſein Glücke.

V. A.

Sechster Auftritt.

Alcindor. Die Zauberinn. Lucinde.

Lucinde.

Nun könnt Ihr mich mit Eurer Phantaſey,
Mit Euren Wiſſenſchaften plagen.
Der ganze Globus iſt zerſchlagen,
Das Sehrohr, alles iſt entzwey.

Zauberinn.

Ihr ſeyd ſehr ungeſtüm, Lucinde!

Lucinde.

Lucinde

Und ihr ſehr grauſam, glaubt es nur.
Den liebſten Wunſch, den ich in der Natur,
In meiner Bruſt gegründet finde,
Und deſſen Billigkeit ich gar zu wohl empfinde,
Den ſchlugt Ihr mir ſo unerbittlich ab,
So viel ich Euch auch gute Worte gab.
Ihr müßt mir gar kein Glücke gönnen;
Sonſt würde mein Charmant bald mit mir reden können.

O lehrt ihn nur ſo viel verſtehen,
Als zu der Liebe nöthig iſt.
Er mag ſonſt noch ſo wenig wiſſen,
Unwitzig denken, elend ſchlieſſen;
Wenn er nur zärtlich denkt und ſchlieſst,
Aus Liebe redt, aus Liebe küſst:
So weiſs er mit mir umzugehen. V. A.

Zauberinn.

Ich weiß nicht, wie Ihr mich ſo lange bitten könnt.
Charmant gehört zu denen Mannsperſonen,
Die man die ſüßen Herren nennt,
Und die das Denken nie gewohnen.
Ein ſüßer Herr kriegt nie Verſtand;
Was dieſer kann, das kann Charmant.
Charmant kann vor Euch nieder knien,
Und Euren Blick liebäugelnd auf ſich ziehn,
Und ſich nach den verſchiednen Fallen,
Bald munter, bald betrübt,

Bald frey, bald ehrerbietig ſtellen.
Er ſeufzt und lacht, ſo bald es Euch beliebt.
Und alle dieſe leeren Zeichen,
Bey ihm, und denen, die ihm gleichen,
Wirkt ein gewiſſer Drat, den man verborgen
ſchicht.

Lucinde.

Dieß kann ein bloſſer Drat erzwingen?

Zauberian.

Noch mehr, Charmant ſingt auch.

Lucinde.

Ich bitt Euch, laſt ihn ſingen.

Zauberinn.

Er ſoll es thun; allein vergeſt es nicht,
Das, was ein Papagey und dieſer Schwätzer ſpricht,
Sind Worte, welche nichts bedeuten.
Sie bringen ſie, zu allen Zeiten,
Ohn Unterſchied bey allen Schönen an.

Lucinde.

So wenig ich dieß glauben kann,
So will ich doch - - o laſt ihn ſingen!

Zauberinn.

Er fangt nie von ſich ſelber an;
Ich muß ihn erſt auf eine Weiſe bringen.

(Sie ſingt dem Alcindor vor.)

Wer liebt, muſs ſich verſtellen können,
Wenn er geliebet werden will.

Alcinder.

Wer liebt, muſs ſich entdecken können,
Wenn er ſein Glücke haben will.

Zauberinn.

Sein Herz mag noch ſo heftig brennen;
So ſchweigt er doch aus Klugheit ſtill.

Alcinder.

Fängt nur ſein Herz recht an zu brennen;
So ſchweigt ſein Mund gewiſs nicht ſtill.
Und zehn Oralel hindern nicht,
Daſs nicht aus ihm die Liebe ſpricht.

Lucinde.

Madam, ich bin ganz auſſer mir.
Charmant ſingt ja ſo gut, wie wir;
Er muſs viel von der Tonkunſt wiſſen.
Er hat etwas, indem er ſingt,
Das von dem Ohr ins Herze dringt;
Wie oft wird er mir ſingen müſſen!
Allein was will Charmant
Mit dem Orakel ſagen?

Zauberinn.

Ihr könnt noch fragen?
Hat denn ein jeder Herr Verſtand?
Ihr müſst Euch nicht an ſeine Worte kehren.

Genug.

Genug, das Wort iſt ihm bekannt;
Er ſangs, weil ers hat ſingen hören.

Lucinde.

Dieß wundert mich doch ſehr.
Allein warum ſingt er nicht mehr?

Zauberinn.

Weil man ihn weiter nichts gelehret.
Iſt das noch nicht genug, was ihr von ihm gelöret?
Wenn ſagt Euch Euer Papagey
Wohl auf einmal ſo vielerley?

Lucinde.

Mit Eurem Papagey! Fällt Euch nichts beſſer ein?

Zauberinn.

Ihr ſcheint ja recht erzürnt zu ſeyn.

Lucinde.

Ja wohl! Betrachtet ihn, ſo wie ich ihn betrachte,
Und ſeht ihn nur recht achtſam an.
Iſts nicht beklagenswerth, daß er nicht denken kann,
Und nicht verſteht, wie hoch ich ihn im Herzen achte?

Wie

Wie oft wird mir sein Schicksal nahe gehn!
Das schönste Bild soll fruchtlos vor mir stehn?
Ein solcher schöner Mann ist unbelebt geblieben?
O könnt er doch nur lieben!

Zauberinn.

Ihr klagt umsonst. O glaubt doch mir!
Charmant wird niemals denken lernen.
Allein was quält Ihr Euch? Wir wollen ihn entfernen.
Verbannet ihn den Augenblick von hier.

Lucinde.

Verbannen? Wen? Charmanten? Ihn?
O Himmel! Ihn sollt ich entbehren?
Er, mein Charmant, der sollte von mir flehn?
Dieß könnt Ihr noch von mir begehren?

Zauberinn.

Ich will euch nicht um den Geliebten bringen.
Behaltet ihn, und schließt ihn sorgsam ein;
Leiht ihn, so oft Ihr wollt, ein neues Liedchen singen,
Und laßt ihn euer Echo seyn.
Ich will Euch nicht in Eurer Freude stören.

Lucinde.

Das will ich thun. Ich will ihn reden lehren:

Wie

Wohlan, Charmant, ſprich meinen Namen nach: Lucinde!

Alcindor.

Lucinde!

Lucinde.

Hört, wie er deutlich ſprach!
Charmant, ſprich mir noch weiter nach.
Geliebteſte Lucinde!

Alcindor.

Geliebteſte Lucinde!

Lucinde.

Wie zärtlich lieb ich dich!

Alcindor.

Ja wohl, vortreffliche Lucinde,
Dich liebt mein Herz, dich bet ich an,
Und kränke mich, daß ich nicht Worte finde,
Durch die ich das, was ich empfinde,
Vollkommen dir entdecken kann.
Was hat mein Herz dir alles vorzutragen!
Und dennoch weiß ich nichts zu ſagen,
Als tauſendmal dir zu geſtehn,
Daß dich Alcindor liebt.

Lucinde.

Madam, er ſpricht recht ſchön.
Er ſpricht ja ganz allein.

Zauberinn.

Zauberinn.

Mein Kind, dieß ſind die Früchte
Von Eurem kurzen Unterrichte.

Alcindor.

Nein, nein, ich bin kein lebloß Bild.
Hört auf mit dem Gedichte;
Denn das Orakel iſt erfüllt.
Ich habe lange gnug geſchwiegen:
Nun iſt es weiter kein Vergehn;
Nun iſt es ein verdient Vergnügen,
Ihr meine Liebe zu geſtehn.

Lucinde.

Ihr habt ein zärtlich Herz, und habt mich ſo gequält,
Und mir dieß Herz verhehlt?

Alcindor.

Ein Götterſpruch zwang mich, verſtellt zu ſchweigen.
Mein Herz gebot mir tauſendmal,
Euch meine Zärtlichkeit zu zeigen;
Doch ſchwieg ich, weils der Gott befahl.
Vergebet mir die Unempfindlichkeit,
Mit der ich Euch ſo lange hintergangen.
Der hohe Preis, Euch dadurch zu erlangen,
Rechtfertigt die Verwegenheit.

Lucinde.

Lucinde.

Wie könnt ich Euch den Irrthum nicht verzeihn,
In den Ihr mich aus Zwang gesetzet?
Gern will ich hintergangen seyn,
Weil Ihr dadurch erfahrt, wie hoch mein Herz
Euch schätzet.

Zauberinn.

Liebt! Eure Liebe war selbst des Orakels Ziel.
Das Schicksal selbst erweckt und billigt Eure Triebe.
Mein Sohn, sey du durch deine Liebe
Der itzgen Zeiten Widerspiel.
Du warst, als ein Amant, taub, stumm, und unempfindlich:
Sey nun, als Mann, beredt, gefällig und verbindlich.

Alcindor.

So liebst du mich, vortreffliche Lucinde?

Lucinde.

Wie? forderst du noch stärkre Gründe?

Alcindor.

So ist dein Herz denn völlig mein?

Lucinde.

Es ists, und wird es ewig seyn.

Alcindor.

Was ist vollkommner, als Lucinde?
Kein Glück, als sie, kann mich erfreun.

Lucinde.

Lucinde.

Wenn ich in dir mein Glück nicht finde:
So muſs kein Glück auf Erden ſeyn.

Alcindor.

Mir iſt kein Wunſch mehr übrig blieben.

Lucinde

Was wünſcht mein Herz wohl auſser dir?

Beyde.

Wie zärtlich wollen wir uns lieben!
Uns lieben wollen wir! V. A.

Zauberinn.

O Kinder, Eure Zärtlichkeit
Erinnert mich an jene Zeit,
Da Reiz und Jugend mich, wie itzt Lucinden,
ſchmückten,
Und eines Jünglings Herz, das an Empfindlichkeit
Alcindors Herzen glich, entzückten;
Und ſie erweckt beynah noch meines Alters Neid.
Beſingt die Göttinn doch, die Euch dieſs Glück
gegeben.
Beſingt die Göttinn, deren Macht
Der meinigen ſo triumphirend lacht.
Ich ſelbſt will ſie mit Euch erheben.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Alcindor.

Alcindor.

Du lehrſt den ſtummen Mund der Blöden
Mit ihren Schönen ſeufzend reden;

Lucinde.

Und ihre Schönen ſie verſtehn.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Zauberinn.

Du kannſt das Alter ſelbſt gewinnen.
Die Macht der gröſsten Zauberinnen
Kann deiner Macht nicht widerſtehn.

Alle.

O Liebe! deinen Schmeicheleyen,
O Liebe! deinen Zaubereyen
Kann kein beſeelt Geſchöpf entgehn.

Ende des Singſpiels.

Die Zeitschweslier.

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Die
Betſchweſter.
Ein Luſtſpiel
in drey Aufzügen.

Perſonen.

Frau Richardinn, eine alte und reiche Wittwe.

Chriſtianchen, ihre Tochter.

Lorchen, ihre weitläuftige Befreundtinn.

Simon, Chriſtianchens Bräutigam.

Ferdinand, Simons Brautwerber.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Jungfer Lorchen. Herr Ferdinand.

Lorchen.

Was ich Ihnen ſage. Sie können die Frau Muhme itzt nicht ſprechen. Sie hat ihre Andacht. Und ich wollte nicht viel nehmen, und ſie ſtören.

Ferdin. Aber die gute Frau muß ja den ganzen Tag beten. Ich mag kommen, wenn ich will, ſo hat ſie ihre Andacht. Heute Vormittage wollte ich zu ihr; da war Betſtunde. Nun komme ich nach Tiſche; ſo hat ſie wieder ihre Betſtunde.

Lorchen. Es iſt nicht anders. Ihr Leben iſt ein beſtändiges Gebet.

Ferdin. Das Beten iſt ein wichtiges Stück der Religion. Allein es giebt ja noch andre Pflichten, die eben ſo nöthig und eben ſo heilig ſind. Sie wird doch nicht Tag und Nacht beten, das will ich nicht hoffen.

Lorchen. Nein, ſie wechſelt ab. Wenn ſie nicht beten will; ſo ſingt ſie. Und wenn ſie nicht mehr Luſt zum Singen hat; ſo betet ſie. Und

wenn ſie weder beten, noch ſingen will; ſo redet ſie doch vom Beten und Singen.

Ferdin. Nun das muß ich bekennen. Ich habe mir wohl ſagen laſſen, daß meine Frau Muhme ſehr fromm iſt. Ich habe es auch geglaubt. Allein ihr ſtetes Beten und Singen bringt mich faſt auf die Gedanken, daß ſie nicht fromm iſt, ſondern nur fromm ſcheinen will. Sie möchte ſich immer ein Gebet machen laſſen, um des Abends die Sünde zu verbeten, die ſie den Tag über mit Singen und Beten begeht.

Lorchen. Mein lieber Herr Ferdinand, es iſt niemand weniger mit der Andacht der Frau Muhme zufrieden, als ich. Sie betet uns oft um das Mittagseſſen; und nie iſt ſie andächtiger, als um die Stunde, da die Köchinn das Marktgeld holen will. Sie hat ihr ſchon aus frommen Eifer zweymal das Gebetbuch an den Kopf geworfen, weil ſie ſo unverſchämt geweſen iſt, und ſie im Singen geſtört hat.

Ferdin. Ich lerne meine Frau Muhme immer beſſer kennen. Es würde ein ſehr mittelmäſſiges Glück für Herrn Simonen ſeyn, wenn er mit ſeiner künftigen Frau Schwiegermutter in einem Hauſe wohnen ſollte. Sie würde ihn entweder bald aus dem Hauſe, oder bald ins Grab beten. Ueberhaupt geht ſie mit ihm und mit mir ſehr wunderbar um. Sie hat verlangt, daß wir zu

ihr

ihr kommen, und das Jawort wegen der Heirath mit ihrer Jungfer Tochter abholen ſollen. Wir ſind von Berlin hieher gereiſet. Wir ſind ſchon vier Tage hier. Und alle Tage hat ſich ein Hinderniß finden muſſen, dem Herrn Simon das verſprochene Ja zu ertheilen. Morgen muſſen wir wieder fort. Und der heutige Tag iſt endlich zu der Verſprechung angeſetzt. Gleichwohl ſehe ich noch wenig Anſtalt dazu.

Lorchen. *Gedulden Sie ſich nur bis um vier Uhr, wenn ich bitten darf. Eher nimmt die Frau Richardinn keinen Beſuch an. Und ehe ſie ſich in ihrer Nachmittagsandacht ſtören läßt, eher läßt ſie Herrn Simonen und zehn andre Freyen wieder fortreiſen.*

Ferdin. *Ich weiß wohl, daß wir erſt um vier Uhr her beſtellt ſind. Allein ich habe noch verſchiedenes wegen der Ausſteuer mit meiner Frau Mahme auszumachen, und ſolche Sachen muß man vor dem Jaworte in Richtigkeit bringen. Haben Sie alſo die Gute, und laſſen Sie mich melden.*

Lorchen. *Das kann ich nicht wagen. Die Andacht geht bey ihr uber alles. Sie verketzert uns beide, wenn wir ſie ſtören. Sie zweifelt ob nedem ſehr an der Aufrichtigkeit meiner Tugend weil ich ſo eitel bin, und zuweilen in dem Zu*

ſchauer, oder ſonſt in einem weltlichen Buche, wie ſie zu reden pflegt, leſe.

Ferdin. Alſo wollen Sie mich nicht melden laſſen?

Lorchen. So bald es viere ſchlägt: eher nicht; denn eben dieſe Stunde hat ſie zu weltlichen Geſchäfften, und alſo auch zu dem Jaworte ausgeſetzt. Doch um fünf oder längſtens um ſechs Uhr muß alles gethan ſeyn. Länger hält ſie ſich nicht auf. Denn nach dem kommen zwo von ihren Clientinnen in der Andacht zu ihr, die ſie mit erbaulichen Neuigkeiten unterhalten.

Ferdin. Alſo wird ſie uns wohl nicht zu Tiſche behalten?

Lorchen. Ich zweifle ſehr daran. Sie hält gar nicht viel auf das Eſſen. Faſten und Beten iſt ihr Geſetz und ihr Vergnügen. Und wenn ſie etwas in der Religion zu befehlen hätte; ſo würde ſie alle Feſt- Sonn- und Apoſteltage zu Faſttagen machen, ſo ſehr liebt ſie die Enthaltung vom Eſſen und Trinken.

Ferdin. Wie ich merke, ſo mag ihr dieſe Tugend ſehr natürlich ſeyn. Meine Frau Muhme wird vielleicht das Faſten lieben, weil ſie geizig iſt.

Lorchen. Das will ich eben nicht ſagen. Wer ihr aber vorwirft, daß ſie das Ihrige nicht zu Rathe hält, der begeht keine geringe Verleumdung.

Ferdin.

Ferdin. *Reden Sie nicht ſo durch Umſchweife mit mir, mein liebes Jungfer Lorchen, ſondern thun Sie, als wenn die Frau Richardinn meine Frau Muhme nicht wäre. Sie leben ſchon ein Jahr in ihrem Hauſe, und müſſen mir die beſte Beſchreibung von ihr machen können. Ich habe die gute Frau vor drey Tagen in meinem Leben zum erſtenmale geſehen. Und ich hoffe, daß mir der Abſchied von ihr nicht ſauer werden ſoll. Machen Sie mir doch einen kleinen Charakter von ihr; denn, wie ich glaube, ſo mag es mit ihrer großen Frömmigkeit eben nicht ſo richtig ſeyn, als mir die Leute geſagt haben.*

Lorchen. *Wer die Tugend in den Minen und auf den Lippen zu ſuchen gewohnt iſt, der kann der Frau Richardinn ihren Ruhm unmöglich abſprechen. Alles iſt fromm an ihr; ihre Minen, ihre Sprache, ihr Gang, ihre Kleidung. Kurz, alles ſtimmt an ihr mit der Andacht überein. Sie iſt eine Feindinn aller Eitelkeit, und ſie hält mit der größten Demuth an den ehrbaren Sitten ihrer Vorfahren.*

Ferdin. *Das Letzte höre ich gern. Ich bin ein groſſer Freund von den unſchuldigen Sitten unſerer Vorältern. Und wenn meine Frau Muhme nur ein gutes Herz hat; ſo will ich ihr die Unrichtigkeit in ihren Meynungen gern überſehen.*

Lorchen. Geben Sie nur recht Achtung auf ſie. Sie werden die Sitten ihrer Groſsgroſsältern noch unverſehrt an ihr finden. Alle Schnitte von Kleidern und Hauben, wie ſie vor funfzig Jahren gebräuchlich geweſen ſind, behält ſie ſtandhaft bey. Und ehe ſie den kleinen Fiſchbeinrock, den langen Pelz und die niedrigen Abſätze fahren lieſſe; ehe beſtätigte ſie die Unſchuld dieſer Sitten mit ihrem Tode.

Ferdin. Sind dieſes die frommen Sitten der Alten? Dieß ſind ja ihre Moden.

Lorchen. Die Frau Richardinn weiß es beſſer. Wer ſich trägt, wie die Alten giengen, der iſt ehrbar und ſittſam. Und wer zehn oder zwölf Jahre in einem Kleide gehen kann, der iſt demüthig und ſanftmüthig.

Ferdin. Eine treffliche Moral! Meine Frau Muhme ſollte ein ganzes Buch von den Kennzeichen der Tugenden ſchreiben. Ich glaube, ſie ſprache allen Leuten die Frömmigkeit ab, die ihre Kleider dem Willen der Mode und der Schneider überlaſſen. Sagen Sie mir nur, was ſie den ganzen Tag macht?

Lorchen. Wenn ich Ihnen das alles ſage, ſo werden Sie denken, ich erzähle Ihnen eine Fabel. Gegen acht Uhr ſteht ſie auf. Und ſo bald ſie den Fuſs in den Pantoffel ſetzet: ſo fängt ſie auch an, zu ſingen. Singend nun, kömmt ſie zu-

erſt

erſt den Mops. Singend verſorget ſie ihre Katze. Singend futtert ſie den Canarienvogel. Singend beſucht ſie ihre beyden brabantiſchen Hühner. Und ſo bald es neune ſchlägt; ſo hört ſie auf zu ſingen, wenn es auch mitten in dem Verſe eines Liedes wäre.

Ferdin. Warum denn das?

Lorchen. Es iſt ihre Ordnung ſo. Sie will ſtundenweiſe, und nicht anders, ſingen und beten. So bald es neune ſchlägt, ſo läuft ſie, was ſie kann, damit ſie, ehe es ganz ausſchlägt, ſchon an ihrem Gebettiſche ſitzt.

Ferdin. Der Himmel nähme es gewiß nicht übel, wenn ſie auch erſt nach dem Schlage käme. Sie kann wohl nie ſpät genug kommen.

Lorchen. Von neun bis zehn Uhr lieſt ſie erſt drey Morgenſegen.

Ferdin. Warum denn drey, und nicht mehr oder weniger?

Lorchen. Weil ſie drey verſchiedene Gebetbücher hat, die ihr alle drey gleich lieb, und die auch alle drey mit Silber beſchlagen ſind. Eins hat ſie von ihrer ſeligen Frau Pathe, zum Geſchenke; eins von ihrem ſeligen Manne, vor vierzig Jahren, zum Mahlſchatze, und das dritte aus dem väterlichen Erbe bekommen, - - Aber ſtille! Ich höre jemanden oben auf dem Saale reden. Wenn es viere geſchlagen hat; ſo iſts ge-

weiß die Frau Muhme. Ich muß gehen. Denn wenn ſie mich mit Ihnen allein ſähe; ſo würde ſie nicht viel Gutes von uns denken.

Zweyter Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Frau Richardinn: Sind Sie ſchon da, Herr Vetter? Das iſt mir lieb.

Ferdin. Ja, liebe Frau Muhme, ich habe mit Fleiß geeilt, Ihnen meine Aufwartung zu machen, weil wir ohnedem vor der Verſprechung noch eins und das andre wegen des Brautſchatzes zu reden haben. Dieſen Punkt wollen wir unmaaßgeblich gleich in Richtigkeit bringen.

Fr. Richardinn. Ach! lieber Herr Vetter, wenn ich nur auch heute zu einer Sache geſchickt wäre, die ſo viele Ueberlegung erfordert. Ich muß meine Umſtände wohl in Erwägung ziehen. Ich bin gar nicht ſo reich, als mich die Leute ausſchreyen. Ich muß erſt ſehen, was ich entbehren kann. Und gleichwohl bin ich heute ſo unruhig, daß ich meine Umſtände ſchwerlich mit Bedacht werde überſehen können. Wie viel Sorge und Noth macht einem nicht die Welt! Das gottloſe Volk kömmt gar, und ſtört einen im Beten, in der gröſſten Andacht; da ſoll man nicht unwillig, nicht betrübt in ſeiner Seele werden!

Ferdin.

Ferdin. Ja, ja, die Welt iſt böſe. Aber, liebe Frau Muhme, wir müſſen morgen unumgänglich wieder fort, das iſt Ihnen bekannt. Sie haben uns drey Tage nach einander auf den heutigen Tag vertröſtet. Und Herr Simon würde zu bedauern ſeyn, wenn er eine ſo weite und koſtbare Reiſe hätte umſonſt thun ſollen.

Fr. Richardin. Nein, nein, das nicht! Aber, bedenken Sie nur, Herr Vetter, ob man nicht alle Gelaſſenheit verlieren muß? Ich leſe gleich in der Bibel; ſo kömmt ein Bettler, und klopft ordentlich an meinem Vorſaale an, und ſtört mich in der gröſten Andacht.

Ferdin. Es iſt nicht recht. Doch der arme Mann wird nicht gewußt haben, daß Sie in der Bibel leſen.

Fr. Richardinn. Ich leſe ja laut, recht laut, damit ich alle Leute in meinem Hauſe durch meine Erbauung erbaue. Hätte er das nicht hören können? Der gottloſe Bettler! Ein noch ſo junger Menſch ſchämt ſich nicht zu betteln. Die Ruchloſigkeit war recht in ſeinem Körper abgezeichnet. Warum kann er denn nicht arbeiten, wenn er nichts zu leben hat? Ein Hochedler Rath ſollte doch auch das Bettlermandat - - Ich mag nicht reden. Ich habe mich geärgert, daß ich zittre.

Ferdin. Ich bedaure Sie, Frau Muhme. Aber Sie thun ſich durch Ihren Zorn Schaden.

Denken Sie nicht daran. Wir wollen zur Sache kommen, und die Mitgift . .

Fr. Richardinn. Man möchte vor Aergerniß des Todes ſeyn. Es iſt kein Zorn. Ich eifere nur über die Bosheit des Bettlers, der aus Faulheit, aus Wolluſt müßig geht, und andre Leute in der Andacht ſtört, und ſie um ihren Nahrpfennig bringen will. Eine Hand ohne Finger! Nun? Es war ja nur die linke. Kann er denn nicht mit der rechten arbeiten? Dieſe war ja ſo geſund, als die meinige. Ich will nicht richten; aber wer weiß, warum er ſo gezeichnet iſt. An dem rechten Fuſe war er auch lahm. Ich will nicht richten; aber die Ruchloſigkeit und ein krupplichter Körper ſind immer beyſammen.

Ferdin. Liebe Frau Muhme, urtheilen Sie nicht ſo ſtrenge. Vielleicht hat dieſer Unglückſelige ein gutes Herz gehabt. Und wie Sie mir ihn beſchrieben haben; ſo kann er wohl ſchwerlich arbeiten.

Fr. Richardinn. So, wenn er auch nicht arbeiten kann, ſoll er mich denn in der Andacht ſtören? Soll ich meine Gedanken von geiſtlichen, von überirdiſchen Dingen abziehen, und ſie auf einen irdiſchen Menſchen, auf einen Krüppel, einen elenden Wurm richten? Denn was ſind wir Menſchen denn anders? Würmer, arme boshafte Würmer ſind wir.

Ferdin.

Ferdin. *Ja, ja. Aber das Gebot, zu beten, ſchlieſst das Gebot der Liebe und des Mitleidens nicht aus.*

Fr. Richardinn. *Nein, bete und arbeite! Dieſes ſollen alle Menſchen thun. Niemand ſoll dem lieben Gott die Tage abſtehlen, noch andern ehrlichen Leuten durch ſein unverſchämtes Betteln das Leben und die Erhaltung ihres Hauſes ſauer machen. Der gottloſe Menſch!*

Ferdin. *Doch, wir ſollen ja wohl thun, und die Anzahl der Elenden zu verringern ſuchen. Und ich dächte, Werke der Liebe wären ſo nöthig, als die Andacht.*

Fr. Richardinn. *Alles gut! Alles wahr! Man muß geben. Aber man muß erſt an die Seinigen, an ſein Haus, an ſich und ſeine armen Kinder denken. Wiſſen Sie, wer ärger, als ein Heide iſt? Wer ſeine Kinder nicht verſorgt; wer das Seinige wegwirft. Eben durch die Gutheit macht man nur mehr Bettler, denn man wird endlich darüber ſelbſt zum Bettler. Obrigkeitliche Perſonen ſollten allezeit darauf ſehen, daß dem heilloſen Bettelweſen geſteuret würde.*

Ferdin. *Ja doch, Frau Muhme. Sie thun es auch. Aber es giebt ja Leute, die weder Kräfte noch Glieder zur Arbeit haben; oder die durch Unglücksfälle, oder durch anderer Leute Geiz und Bosheit um das ihrige gekommen ſind. Sollen*

denn dieſe verhungern, und aus Sorge, uns durch ihr Bitten um einen Dreyer zu bringen, lieber weinen, als eſſen? Doch wir wollen keine theologiſchen Unterſuchungen anſtellen. Sie werden die Pflichten der Religion und der Menſchenliebe, ohne mich, wiſſen. Laſſen Sie uns nun zu den Heirathspunkten ſchreiten. Denn Herr Simon wird gleich da ſeyn, und um Ihre verſprochene Einwilligung nochmals gehorſamſt bitten.

Fr. Richardinn. Ja! Es iſt ein ganz feiner Menſch. Ich habe nichts an ihm auszuſetzen. Wenn mich nur der Böſewicht, der Bettler, nicht ſo geärgert hätte: ſo könnte ich doch etwan überlegen, wie viel ich, ohne zu darben, meiner Tochter mitgeben könnte. Da kömmt Lorchen. Es wird gewiß wieder etwas geben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen. (zur Frau Richardinn.) *Sie ſollen ſo gütig ſeyn, und einen Augenblick herauskommen. Die Frau Nachbarinn will gern ein Wort mit Ihnen ſprechen.*

Fr. Richardinn. Nehmen Sie es nicht übel, Herr Vetter, daß ich Sie auf eine kurze Zeit verlaſſen muß. Es iſt eine Prieſterwittwe, der ich einen Liebesdienſt erweiſen ſoll. Lorchen,

bleiben

bleiben Sie doch indeſſen bey dem Herrn Vetter, daſs ihm die Zeit nicht lang wird. (Sie geht ab.)

Vierter Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. *Wiſſen Sie wohl, worinne der Liebesdienſt beſteht, den ſie der Prieſterwittwe erzeigt? Es iſt eine rechtſchaffene Frau, die keinen Fehler hat, als daſs ſie blutarm iſt. Sie hat eine goldene Kette, als ihren ganzen Reichthum, bey der Frau Richardinn für ſechzehn Thaler verſetzt, und muſs ihr alle Wochen für den Thaler einen Pfennig Zinſe geben. In dieſer Angelegenheit, nämlich ihre Zinſen abzutragen, kömmt ſie alle vierzehn Tage her; denn länger ſieht ihr die Frau Muhme nicht nach.*

Ferdin. *Iſt das möglich? Meine Frau Muhme ſoll ein Capital von dreiſſigtauſend Thalern haben, und ſie nimmt von ſo einer armen Frau wöchentlich für ſechzehn Thaler ſechzehn Pfennige Zinſe? Und ſie unterſteht ſich noch zu beten?*

Lorchen. *Ich glaube auch, daſs ſie durch ihr vieles Beten ſich bloſs die Freyheit erkaufen will, nach ihrem Gefallen zu handeln. Soll ich Ihnen etwa weiter erzählen, wie ſie den Tag zubringt?*

Ferdin.

Ferdin. Sagen Sie mir ja nichts mehr. Ich kenne nun meine Frau Muhme völlig, und ich wollte die Ehre, mit einer ſo heiligen Frau verwandt zu ſeyn, gerne frömmern Leuten überlaſſen, als ich bin. Wenn es viel ſolche andächtige Weiber hier zu Lande giebt; ſo ſollte man erlauben, daß man, der Andacht wegen, auf die Eheſcheidung dringen dürfte.

Lorchen. Ich will es ganz kurz machen. Wir bleiben bey den drey Morgenſegen ſtehen. Wenn dieſe vorbey ſind; ſo lieſt ſie aus den andern Büchern noch drey Gebete, erſtlich eins wider die Unkeuſchheit, und - -

Ferdin. Meine Frau Muhme muß ja wohl nahe an ſechzig Jahre ſeyn?

Lorchen. Dieſes hat nichts zu bedeuten. Ein Gebet alſo wider die Unkeuſchheit, eins wider die Verſchwendung, und - -

Ferdin. Eine Frau, die einem Manne, der an Hand und Fuß lahm iſt, nicht einen Dreyer zu geben, ſich entſchlieſſen kann, betet, daß ſie der Himmel vor der Verſchwendung verwahren ſoll?

Lorchen. Laſſen Sie mich doch ausreden. Eins wider die Verſchwendung, und eins, daß ſie nicht in der Blüthe ihrer Jahre möge weggerafft werden. Und dieſe Gebete floriren Jahr aus, Jahr ein, bey ihr. Und in dieſer Andacht darf

ſie

ſie kein Menſch, keine lebendige Seele ſtören, auſſer ihr Mops und ihre Katze.

Ferdin. Eine erbauliche Andacht!

Lorchen. Mit dem Schlage zehn ſpringt ſie von ihrem Betſtuhle auf, und tritt an den Silberſchrank, und fängt an, aus allen Kräften zu ſingen. Sie zählt ihr Silberwerk, ihr Geſchmeide, und ihre Pfänder durch. So bald ſie die geringſte Unrichtigkeit findet: ſo hält ſie inne mit Singen, und zählt und ziffert mit der Kreide an die Schrankthüre. Iſt die Sache richtig; ſo geht ihr heidſeliges Singen wieder fort. Nun ſchlagt es eilfe; da nimmt ſie einen eiſernen Kaſten, und verſchlieſt ſich in ihre Schlafkammer, und . .

Ferdin. Ich höre es ſchon. Sie wird zählen, und dem Himmel ihre Sparſamkeit anpreiſen. In Wahrheit, man ſollte wünſchen, daß die Frau um die Halfte ihres Vermögens käme, damit ſie vernünftig würde. Es iſt ihr gröſtes Unglück, daß ſie reich iſt.

Lorchen. So klingt der Frau Mahme ihre Theologie nicht. Alles, was ſie hat, iſt ein höherer Segen. Und aller dieſer Segen iſt die ſichtbare Belohnung ihrer Frömmigkeit, das iſt, ihres Betens und Singens.

Ferdin. Alſo kann man ziemlich errathen, warum ſie ſo andächtig iſt.

Lorchen. Freylich wollte ich nicht dafür ſtehen, daß die Frau Richardinn nicht des Tages drey bis vier Stunden von ihrer Hausandacht eingeben laſſen ſollte, wenn ihr das kleinſte Capital verlohren gienge - - - Doch ich höre ſie ſchon reden. Wenn ſie wüßte, daß wir von ihrer Andacht ſprächen, ſie ſchenkte uns doch ein Gebetbuch.

Fünfter Auftritt.

Frau Richardinn. Die Vorigen.

Fr. Richardinn. Die ehrliche Frau iſt in groſſer Noth. Sie hat fünf unerzogne Kinder, und in keiner Hand nichts, als Armuth. Ich weiß nicht, wie die Leute denken. Sie heirathen aufs Gerathewohl, ohne zu wiſſen, wovon ſie und ihre Kinder einmal leben wollen. Und zumal die Geiſtlichen, die doch am meiſten beten und ſingen ſollten, und immer am wenigſten haben. Aber ich rede von Niemanden etwas Böſes. Lorchen, gehn Sie doch, und laſſen Sie einen Caffee zurechte machen, damit ich dem Herrn Vetter und dem Herrn Simon etwas vorſetzen kann.

Sechster Auftritt.

Frau Richardinn. Ferdinand.

Fr. Richardinn. Ich bin erſchrocken, Herr Vetter,

Vetter, recht ſehr erſchrocken. Weil ich vorhin mit der Frau Nachbarinn auf dem Saale rede; ſo fällt etwas in meiner Küche. Ich laufe geſchwind hinein, da liegt der Suppennapf auf der Erde, aus dem mein ſeliger Herr alle Morgen ſeine Suppe aß; denn er war gar nicht nach der Welt. Er trank weder Thee, noch Caffee. Suppe, bloße Waſſerſuppe, ohne Ey, und nur mit einem Stückchen Butter, einer Erbſe groß, gemacht, ſolche Suppe war ſein Leben. Und eben dieſe zinnerne Suppenſchüſſel war herunter gefallen, und es war kein Menſch in der Küche. Ach! was wird dieſes Anzeichen bedeuten! Wen wird die Reihe in unſerm Hauſe treffen, mich oder meine Tochter?

Ferdin. Frau Mahme, wer wird ſo abergläubig ſeyn? Die Schüſſel iſt herunter gefallen, weil ſie nicht recht geſtellt geweſen iſt. Wer weiß, wer über der Küche handthieret, oder gepocht hat? Machen Sie ſich keine Sorge. Das Anzeichen mag über mich gehen, wenn es etwas zu bedeuten hat. Laſſen Sie uns itzt wegen des Heirathsvergleichs richtig werden, ſo iſt alles gut.

Fr. Richardinn. Nun höre ichs. Sie glauben auch nichts. Sie halten alles für natürlich. Sie ſtatuiren keine Anzeichen, keine Wunder. Lieber Herr Vetter, ſprechen Sie doch zu meiner Ruhe und zur Ehre der Wahrheit, daß es Anzeichen giebt, wenn Sie es auch im Herzen nicht glauben.

glauben. Ich wollte Ihnen tauſend Beweiſe aufſtellen, wenn ich Sie damit überzeugen könnte.

Ferdin. Wunder glaube ich. Was aber die Anzeichen anlangt, die in der Küche und in den Kammern vorgehen; ſo ſage ich Ihnen frey heraus, daß ſie bey mir eben ſo viel bedeuten, als wenn mir mein Stock aus der Hand fällt. Doch davon wollen wir itzt nicht reden. Was ſind Sie denn geſonnen, der Jungfer Tochter mitzugeben? Und wann ſoll Herr Simon ſeine Braut abholen?

Fr. Richardinn. Sie erſchrecken mich durch Ihren Unglauben faſt eben ſo ſehr, als ich über das Anzeichen mit der Schüſſel erſchrocken bin. Sagen Sie mir auf Ihr Gewiſſen, glauben Sie denn auch nichts von dem Todtenſchmiede, von dem Wurme, der in den Fenſterrähmen, oder in den Wänden oft ganze Tage pocht und hämmert, wenn eins ſterben ſoll? Da mein ſeliger Mann die Zeitlichkeit verlaſſen ſollte: ſo hat er ſich drey Tage zuvor hören laſſen. Soll dieſes nichts bedeuten? Daß wir doch unſern Augen und Ohren nicht trauen wollen!

Ferdin. Ich will dem Todtenſchmiede ſeine Rechte nicht nehmen, er möchte mich ſonſt einige Stunden früher ins Grab pochen. Sie ſollen Recht haben, Frau Muhme. Laſſen Sie mich nur in dem ruhigen Beſitze meiner Irrthümer, und erklären Sie ſich, was Ihre Jungfer Tochter zur Aus-

ſteuer

ſteuer bekommen, und ob es noch bey den zehn tauſend Thalern an baarem Gelde bleiben ſoll?

Fr. Richardinn. Zehntauſend Thaler? Ich arme Frau! Ich verlaßne Wittwe! Wo kame ich und ſo vieles Geld zuſammen? Bey meinen Lebzeiten wird meine Tochter nicht viel kriegen, und nach meinem Tode bleibt ihr mein bischen Armuth gewiß. Ich denke, es wird ſo nicht mehr lange mit mir werden. (Sie weint.) Das Anzeichen mit der Schüſſel meines ſeligen Herrn - -

Ferdin. Wie können Sie ſich doch ohne Noth traurig machen! Der Tod iſt uns alle Tage nah, und er braucht nicht erſt die Schuſſel herunter zu werfen, oder an den Fenſterladen, und an die Stubenthüre zu klopfen, wenn er kommen will. Wir müſſen den Tod weder furchten, noch wunſchen. Seyn Sie heute gutes Muths, damit wir bald zur Richtigkeit kommen.

Fr. Richardinn. Daß doch alle Mannsperſonen nichts glauben wollen! So war mein ſeliger Mann nicht. Er nahm nichts auf die leichte Achſel. Er hat wohl zwanzig Jahre vor ſeinem Tode geſagt, daß er ſterben wurde. Ich beſinne mich noch, als wenn es heute wäre. Er hatte einige Jahre vor ſeinem Ende Zahnſchmerzen, und eben zu der Zeit fieng eine von unſern Hühnern erbärmlich an zu ſchreyen, und ſchrie drey Tage nach einander, wir mochten mit ihr machen, was

wir

wir wollten. Mein Kind, fieng endlich der ſelige Mann zu mir an, die Henne ſchreyt nichts gutes heraus, es mag nun bedeuten, was es will, laß ſie lieber abwürgen.

Ferdin. Sie hat den Krampf gehabt, und deswegen hat ſie geſchrien. Doch, liebe Frau Muhme, wenn wir von nichts als dem Bettler, von der Schuſſel, von dem Todtenſchmiede, von der Henne und von dem ſeligen Herrn Liebſten reden wollen: ſo kommen wir nimmermehr zu Stande, und Herr Simon und ich müſſen auf dieſe Art morgen unverrichteter Sache wieder fortreiſen.

Fr. Richardinn. Ach denken Sie mir doch nicht wieder an den Bettler. Der ruchloſe Bube hat mich im Bibelleſen geſtört. Nunmehr wird meine geiſtliche Uebungsſtunde bald kommen. Iſt es etwa ſchon um ſechs Uhr? Das will ich nicht hoffen.

Ferdin. Nein, es hat kaum fünfe geſchlagen. Wenn Sie nun auch dieſe Stunde einmal auf eine andre Zeit verlegten, dieſes würde doch wohl - - -

Fr. Richardinn. Wie? Herr Vetter! Ich ſollte von meiner Regel abweichen, und, in dieſen Dingen zu Gefallen, die Andacht hintanſetzen?

Ferdin. Wir müſſen uns in der Andacht üben, nicht, wenn es ſchlägt, ſondern wenn wir uns geſchickt dazu fühlen.

Fr. Ri-

Fr. Richardinn. Ich bin hierzu alle Stunden geſchickt, und wer nur Luſt zu beten hat, der kann allezeit beten.

Ferdin. Ja! Gebete aus den Büchern; Formulare, die ſich oft zu unſerm Zuſtande ſo wenig ſchicken, als wir uns zu einer vernünftigen Andacht; dieſe kann man allezeit verleſen. Aber das heiſſe ich nicht beten. Das heißt nur thun, als wenn man beten wollte.

Fr. Richardinn. Was ſagen Sie? Sie machen mich ganz beſtürzt. Ich will doch nicht hoffen, daß ſie ein heimlicher Verächter des Gebets ſind?

Ferdin. Und ich will nicht hoffen, daß Sie mich ohne Grund zum Heiden machen werden.

Fr. Richardinn. Die Religion - -

Ferdin. Die Religion iſt das Heiligſte unter allem, was ein Vernünftiger hochſchätzen kann. Aber die Meynungen eines übelbeſchaffenen Verſtandes gehören nicht zur Religion, ſondern unter die Irrthümer. Doch wir wollen einander itzt nicht belehren. Machen Sie ſich wegen meiner Religion keine Sorge. Erklären Sie ſich lieber, wie es mit der Auſſteuer werden ſoll. Hier kömmt gleich Herr Simon.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Simon.

Simon. Madame, Sie haben befohlen, daß ich Ihnen dieſen Nachmittag aufwarten, und Dero Entſchluß . .

Fr. Richardinn. Mit der Madame verſchonen Sie mich. Solche weltliche Titel kann ich nicht leiden. Es iſt mir indeſſen lieb, daß Sie ſo ein ehrliches Abſehen auf meine Tochter haben. Ich will gleich gehen, und ſie noch einmal fragen. Alsdann wollen wir die Sache vornehmen, wenn es nicht zu ſpat wird. Gedulden Sie ſich nur einige Augenblicke.

Achter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand.

Simon. Das Compliment von einer Schwiegermutter war eben auch nicht zu zärtlich. Sind Sie denn mit den Heirathspunkten zu Stande gekommen?

Ferdin. Fragen Sie mich ja nicht. Ich weiß nicht, was ich aus der Frau machen ſoll. Und ich wollte, daß Ihr ehmaliger Herr Vormund ſelbſt mit Ihnen hergereiſet ware, und mich mit dieſer Verrichtung verſchonet hätte. Er hat die Heirath angefangen; ſo hätte er ſie auch zu

Stande

Stande bringen mögen. Sie will von den zehntauſend Thalern gar nichts hören.

Simon. Das ſind ſchlechte Aſpecten. Ich wollte das Geld gern vergeſſen. Allein ich habe meine Braut itzt eine halbe Stunde allein geſprochen. Sie iſt ſchön, recht ſehr ſchön; aber - -

Ferdin. Nun, was fehlt Ihnen? Was wollen Sie mit dem aber ſagen?

Simon. Meine Braut iſt recht ſehr ſchön, Herr Ferdinand; aber - -

Ferdin. Aber, ſie will Sie nicht haben?

Simon. Ach nein! Ich habe ſie wohl zehnmal gefragt, und allemal hat ſie ja geantwortet, weiter aber auch kein Wort. Das gute Kind beſitzt viel Schönheit, viel Reichthum; möchte Sie nur auch das Dritte beſitzen.

Ferdin. Hat ſie etwa keinen Verſtand?

Simon. Viel nicht, ſo viel ich muthmaße.

Ferdin. Dieß mag ein Familienfehler ſeyn. Die Frau Mama, meine liebe Frau Mahme, darf ſich über den Ueberfluß der Vernunft auch nicht beklagen. Allein Sie haben ja Ihre Braut vor einem halben Jahre geſehen, und ich weiß, daß ſie Ihnen damals gefallen hat.

Simon. Von Perſon hat ſie mir gefallen, und gefällt mir noch. Ich werde aber nicht gedacht haben, daß eine ſo ſchöne Perſon nicht re-

den kann. Damals hielt ich ihr Stillſchweigen für eine groſſe Sittſamkeit, oder Schamhaftigkeit. Nunmehr ſehe ich wohl, daſs es ihr an Erziehung und an Lebensart fehlt.

Ferdin. Alſo wollen ſie wieder zurücktreten?

Simon. Ich möchte ſie haben, und möchte ſie auch nicht haben. Wenn ſie nur klug und artig wäre: ſo wollte ich ſie allen in der Welt vorziehen, wenn ſie auch nicht das geringſte Vermögen hätte.

Ferdin. Unſere Sachen geben recht gut. Haben Sie nicht noch ein Frauenzimmer im Vorſchlage, bey der wir im Rückwege unſer Werk auch anbringen könnten? Ich möchte gern noch einmal die Perſon eines Freywerbers ſpielen.

Simon. Lieber Herr Ferdinand, werden Sie nicht unwillig. Es iſt bey der Sache niemand unglücklicher und ſtrafbarer, als ich. Ich habe das gute Kind gewählt, weil ſie mir gefallen hat, und ſie hat mir gefallen, weil ich nicht Gelegenheit gehabt habe, ſie zu kennen. Ich will nicht ſagen, wie viel mein ehemaliger Vormund Theil an dieſer Heirath hat. Er hat alle ſeine Beredſamkeit angewandt; und ich glaube, daſs ers gut gemeynt hat. Denn ein Mädchen, das ſchön iſt, und dreyſſig tauſend Thaler zu hoffen hat, iſt freylich

freylich bey einem, der das Geld, wie er, liebte, ein Gluck, das man nicht aus den Händen laſſen kann, wenn man nicht wahnwitzig heiſſen will.

Ferdin. Sagen Sie nur kurz und gut, was Sie thun wollen? Denn wir haben keine Zeit zu verlieren.

Simon. Ich weiſs es nicht. Rathen Sie mir, Herr Ferdinand, was ich anfangen ſoll.

Ferdin. Sie nehmen ja die Frau nicht für mich, ſondern für ſich. Ihr Herz und Ihr Verſtand muſſen in der Liebe Ihre beſten Rathgeber ſeyn. Gedenken Sie mit Ihrer Braut eine zufriedne Ehe zu führen: ſo laſſen Sie itzt die Mitgabe fahren, und geben Ihr Wort von ſich. Die Seele der Ehe iſt die Gleichheit der Gemüther. Glauben Sie nun, daſs Ihre Chriſtiane Ihnen an der Gemüthsart nicht gleicht: ſo machen Sie ſich ja nicht zum Martyrer von ein Paar ſchönen Augen.

Simon. Ich ſagte ihr die zärtlichſten Sachen von der Welt vor, und ſie blieb bey allen gleichgültig. Wenn ſie mich nur mit einer empfindlichen Miene belohnt hätte. Ja, und Nein, waren ihre Antworten. Und das Ja ſprach ſie mit eben dem Tone aus, wie das Nein. Sie muſs gar keine Empfindung von der Liebe haben. Sie hat in der ganzen halben Stunde ihr Geſicht

nicht einmal verändert, und wenn ſie die Augen nicht offen gehabt hätte: ſo hatte man ſchwören ſollen, ſie ſchliefe und redte zuweilen ein W'örtchen im Traume. Ich glaube, daß es ein gutes unſchuldiges Mädchen iſt. Aber Unſchuld ohne V'erſtand, iſt das V'erdienſt genug?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen.

Lorchen. *Endlich hat ſich die Frau Richardinn entſchloſſen. Sie will ihrer Tochter funf tauſend Thaler an W'echſeln mitgeben. Aber auch keinen Heller mehr. Und wenn ich Ihnen wohlmeynend rathen ſoll, ſo ſpannen Sie die Saiten nicht zu hoch. Die Frau Richardinn möchte ſonſten gar nein ſagen.*

Simon. *Ach liebe Madmoiſelle, das Geld liegt mir am wenigſten am Herzen. Sie kennen mich beſſer, und ich wollte mein halbes V'ermögen hingeben, wenn meine Braut nur - - - lebhafter wäre. Ich will es ihnen aufrichtig geſtehen. Sie ſcheint mir etwas einfaltig zu ſeyn.*

Lorchen. *Dieſes Geſtändniß höre ich ſehr ungern. Ich bin Ihrer Braut von Herzen gut, und ich erſchrecke, daß Ihnen eine Perſon*

nicht

nicht gefällt, die Ihnen vor allen andern gefallen, und die in Ihren Augen die Liebenswürdigſte und Klügſte ſeyn ſollte.

Simon. Aber - - -

Lorchen. Hören Sie mich doch, Herr Simon. Es iſt wahr, Ihre Braut hat keinen gar zu geubten Verſtand; aber es iſt kein Fehler der Natur, ſondern einer unachtſamen und ſklaviſchen Erziehung.

Simon. Bin ich dadurch gebeſſert?

Lorchen. Ja, bringen Sie nur Ihre Liebſte in vernünftige und muntere Geſellſchaft. Ich wette, daß ſie in kurzer Zeit eine angenehme Lebensart an ſich nehmen ſoll. Sie hat das beſte Herz. Sie läßt ſich zureden. Sie wünſcht, daß man ſie tadeln und beſſern ſoll. Allein ihre Mutter hat alle dieſe guten Regungen zurück gehalten, und ihrer Tochter nur die Anleitung gegeben, eine Betſchweſter und eine karge Wirthinn zu werden. Und Dank ſey Chriſtianchens gutem Naturelle, daß ſie keines von beyden geworden iſt.

Ferdin. Wie? ſingt ſie auch ſo gern, wie ihre Mutter?

Simon. Iſt Sie etwa auch geizig?

Lorchen. Nein, meine Herren, keines von beyden. Sie iſt weder geizig, noch närriſch andächtig. Sie iſt erſt ſechzehn Jahre alt, und

zu beiden noch zu jung. Kurz, ſie iſt noch gar nichts. Sie hat aber die Fähigkeit, die beſte Frau von der Welt zu werden, wenn ihr Mann die Geduld hat ſie dazu zu machen. Die Liebe kann in kurzer Zeit eine Perſon ändern, und ein gutes Naturell wird durch gute Beyſpiele bald witzig und belebt.

Simon. Sie reden ſehr wahr, und verdienen die gröſte Erkenntlichkeit und Hochachtung von mir. Allein, wenn nur meine Braut ſchon das wäre, was ſie nach ihrem Urtheile werden wird: ſo wollte ich ſie unendlich lieben. Ich glaube, daß alle dieſe guten Eigenſchaften in ihr verborgen liegen; aber ich bin ſo ſinnlich, daß ich nicht die zukünftigen, ſondern die gegenwärtigen Vollkommenheiten liebe. Wird nicht meine Geduld, oder meine Gewogenheit zu ihr, ſich mitten in der Bemühung, ſie recht liebenswerth zu machen, verlieren?

Lorchen. Nein, ich glaube es nicht. An einem unſchuldigen Herzen werden die kleinen Fehler unmerklich, und Sie werden Ihr Chriſtianchen um deſto zärtlicher lieben, wenn Sie ſehen, wie bereit ſie iſt, Ihnen liebenswürdig und gleich zu werden.

Simon. Das muß ich geſtehen. Sie ſetzen meine Braut wieder in die vorige Hochachtung bey mir. Und ich weiß nicht, ob ich Ihnen

edlen Vorſtellungen, oder der Unſchuld meiner Braut die Liebe von neuem zu danken habe. Denn ich war völlig entſchloſſen, ſie zu vergeſſen.

Lorchen. *Hierzu ſind Sie zu großmüthig.*

Ferdin. (zu Simon.) *Alſo wollen Sie bey dem Entſchluſſe bleiben, und ſie heirathen?*

Simon. *Ja, Chriſtianchen ſoll die Meinige ſeyn. Ich will ſie ziehen, wie ich ſie mir wünſche.*

Lorchen. *Das vergnügt mich von Herzen. Wiſſen Sie was, Herr Simon? Verſprechen Sie ſich itzt mit ihr, und ſchieben Sie die Hochzeit noch ein Jahr auf; aber ſagen Sie es ihrer Frau Schwiegermutter nicht. Warten ſie noch ein paar Tage hier, und alsdann nehmen Sie Ihr Chriſtianchen gleich mit. Ich will ihr Geſellſchaft leiſten. Machen Sie uns nur bey der Frau Richardinn in Berlin ein Quartier aus. Ich will um Ihre Braut ſeyn. Ich will ſie in Geſellſchaft bringen. Ich will mit ihr reden. Ich will ihr gute Bücher vorleſen. Ich will ihr ſo viel Franzöſiſch beybringen, als ich kann. Sie ſoll allemal über den andern Tag einen Brief an Sie ſchreiben.*

Simon. *Dieß wollen Sie thun.*

Lorchen. *Ja, Sie ſollen ſie alle Tage beſuchen; aber im Anfange nur eine halbe Stun-*

de. Sie ſollen ſie zärtlich machen. Sie ſollen ihr die gröſten Gefälligkeiten erweiſen, damit ſie anfängt, Sie recht zu wünſchen und zu verlangen. Dieſes Verlangen wird ſie beleben, und ihr ein Antrieb zu alle dem werden, was man Lebensart und Artigkeit nennt. Ich weiß gewiß, ſie wird in kurzer Zeit ſo munter und angenehm ſeyn, als ſie unſchuldig und ſchön iſt.

Simon. Wie glücklich bin ich! Sie wollen ſich die Mühe geben, und mein Chriſtianchen ziehen, und mir eine glückliche Ehe machen? Herr Ferdinand, Sie ſagen nichts darzu?

Ferdin. Was ſoll ich ſagen? Lorchen beſchämt uns alle beide an Einſicht. Sie verdient Hochachtung und Gehorſam. Folgen Sie ihr. Mein Rath iſt kein andrer, als der ihrige.

Lorchen. Herr Ferdinand, Sie wollen gewiß ſehen, ob ich bey einer Lobeserhebung noch roth werde? Wenn mein Rath gut iſt, ſo habe ich ihn nicht ſowohl meiner Einſicht, als der Liebe zu einer unſchuldigen und noch nicht erzogenen Freundinn zu danken. Ich weiß mir die Welt und Herr Simonen, dem ich ſchon ſo viel Höflichkeit ſchuldig bin, nicht verbindlicher zu machen, als wenn ich eine zufriedene Ehe bewerkſtelligen helfe. Es ſoll mir das gröſte Vergnügen ſeyn, wenn ich dieſe guten

Ab-

Abſichten bey unſerer Chriſtiane erreiche, und ich zweifle nicht einen Augenblick daran.

Simon. *Großmuthige Freundinn, womit kann ich Ihre Redlichkeit belohnen? Sie wiſſen, daß ich mehr Vermögen habe, als ich vielleicht bey einer ordentlichen Lebensart brauche. Das Glück iſt nicht ſo liebreich gegen Sie geweſen, als die Natur. Erlauben Sie mir, daß ich dieſen Mangel erſetzen, und Ihnen eine Verſchreibung von fünf tauſend Thalern anbieten darf. So lange ich lebe, und ſo lange Sie in Berlin bleiben wollen: ſo ſollen Sie nicht für das geringſte zu ſorgen haben. Das Geld aber können Sie zu Ihrem freyen Gebrauch anwenden.*

Lorchen. *Ich, mein Herr - - -*

Simon. *Dieſes Geld ſoll mit der Bedingung Ihre, daß Sie ſich nicht dafür bey mir bedanken. Geſetzt, daß auch meine Chriſtiane in dem erſten Jahre nicht ſo würde, als es meine Liebe verlangt: ſo werde ich Ihnen die Schuld nicht beymeſſen. Ich belohne nicht den Ausgang der Sache, ſondern Ihre edeln Abſichten.*

Lorchen. *Ueberhäufen Sie mich nicht mit Wohlthaten. Ich verlange den Reichthum eben ſo wenig, als die Armuth. Fünf tauſend Thaler würden mich beunruhigen, wenn ich ſie behielte; und ſie würden mich auch beunruhigen, wenn ich ſie nicht allemal wohl anwendete. Und*

ſo viel traue ich mir nicht zu. Nein, Herr Simon, machen Sie mich nicht reich. Geben Sie mir nur ſo viel, als man braucht, wenn man nicht gehorchen, und nicht befehlen will. Es iſt Glück genug, wenn ich in die Umſtände komme, daß ich mir von der Frau Richardinn keine Wohlthaten mehr erweiſen laſſen darf, und die unſchuldige Chriſtiane ſo erziehen kann, als ich wünſche. Ich will gehen, und ihr unſern Vorſchlag eröffnen. Kommen Sie mit, Herr Ferdinand, damit es mehr Eindruck hat. Sie aber, Herr Simon, können indeſſen zu Ihrer Frau Schwiegermama ins Betzimmer gehen. Sie wird Ihnen die Zeit nicht lang werden laſſen.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Richardinn. Simon.

Fr. Richardinn. Sie kamen, als wenn Sie gerufen wären. Ich wollte eben gern ein Wort mit Ihnen allein reden. Nehmen Sie es nur nicht übel, daß ich Sie nicht in meine Betſtube geführt habe, es ſieht nicht gar zu ordentlich,

lich darinne aus. Iſt mirs doch recht lieb, daß Herr Ferdinand nicht bey Ihnen iſt. Wo iſt er denn?

Simon. Er hat, glaube ich, noch einige Kleinigkeiten wegen unſerer morgenden Parciſe zu beſorgen. Er wird gar nicht lange ausbleiben.

Fr. Richardinn. Nun! Sie ſollen meine Tochter haben, wenn Sie ſie in Ehren halten, und ihr treu und gewärtig ſeyn wollen.

Simon. Ich danke Ihnen unendlich für dieſes Geſchenk. Sie können verſichert ſeyn, daß ich Ihre Jungfer Tochter, wie mich, lieben werde.

Fr. Richardinn. Ja, das iſt alles gut. Die Ehen werden im Himmel geſchloſſen, und durch Beten und Singen kömmt Liebe und Segen in die Ehe. Halten Sie ja meine Tochter zum Gebet an, und laſſen Sie ſie die gottloſen Moden in Kleidern nicht mitmachen. Ich habe noch ganz hübſche Kleider. Von dieſen will ich ihr etliche mitgeben, und ſie kann ſie mir und meinen Großältern zu Ehren noch zeitlebens tragen.

Simon. Ich will ſie ſchon mit Kleidern verſorgen.

Fr. Richardinn. Nein, Herr Sohn, von denen fünf tauſend Thalern, die ich ihr mitgebe,

dürfen Sie nicht einen Heller zu Kleidern anwenden. Das Capital muß ausgeliehen, und die Intereſſen müſſen wieder zu einem Capitale gemacht werden. Dieſes iſt mein Wille. Ich arme Wittwe, wie werde ich ſo viel Geld in meiner ſchweren Haushaltung entbehren können!

Simon. Die Frau Schwiegermutter, (erlauben Sie, daß ich mich nunmehr dieſes Worts bedienen darf,) können doch allemal ihre Zuflucht zu mir nehmen, wenn Ihnen etwas mangeln ſollte.

Fr. Richardinn. Je nun, kömmt Zeit, kömmt Rath. Die Frömmigkeit läßt niemanden leicht darben. Aber wir ſollten doch auch bey der itzigen Gelegenheit ein gutes Werk thun, Herr Sohn, der Segen wird nicht außen bleiben.

Simon. Von Herzen gern. Wollen wir etwa dem Armuth etwas geben, oder zur Erziehung etlicher Waiſen etwas gewiſſes ausſetzen? Mit Freuden!

Fr. Richardinn. Ach, das Armuth! Man weiß ja nicht, wie man ſeine Gaben anlegt. Es giebt der gottloſen Leute zu viel. Nein, da ich mit meiner Chriſtiane darnieder kam: ſo ließ ich den Taufſtein in unſerer Kirche kleiden; und da ſie heirathet: ſo will ich gern ein Liebeswerk thun, und den Altar bekleiden laſſen. Ich will nur gut roth Tuch und tombakne Treſſen darum

nehmen;

nehmen; dem ungeachtet wird es ſchon ſehr hoch kommen. Aber Werke der Liebe bleiben nicht unvergolten.

Simon. Laſſen Sie den Altar kleiden. Ich will ein kl in Capital zur Verpflegung der Hausarmen ausſetzen.

Fr. Richardinn. Ach! die Hausarmen! Ich habe ſiebenmal in den Wochen gelegen, und allemal habe ich der Kirche etwas geſchenkt. Bey meinem erſten Sohne verehrte ich ein ſtark mit Silber beſchlagenes Collectenbuch auf den Altar, weil ich gern wollte, daß er Theologie ſtuzen ſollte, und bey der - - -

Simon. Ich gebe ohne weitere Umſtände funfzig Thaler für diejenigen, die ſie brauchen.

Frau Richardinn. Nein, nein! Hören Sie mir doch zu. Bey der erſten Tochter ließ ich ein reiches Meßgewand machen, und hätte es der Himmel gewollt: ſo hatte es nicht ohne Vorbedeutung ſeyn ſollen. Sie hätte, wenn ſie am Leben geblieben wäre, gewiß einen Geiſtlichen bekommen. Die liebe Kirche hat ſchon neun verſchiedene Stücke von mir zu ihrem Zierrathe. Und morgen ſoll das zehnte kommen. Sie koſtet mir in allem beynahe dreyhundert Thaler. Aber ich werde doch nicht mude. Wer weiß, wo mirs anderwärts erſetzt wird. Haben Sie ſich nicht

in der Kirche herumfuhren laſſen? Es ſtehen auf jedem Stücke von mir die Anfangsbuchſtaben meines Namens. Nicht deswegen, daß die Leute von meiner Gutthatigkeit reden ſollen, ſondern, daß nicht etwa ein Fremdes käme und ſich für den Wohlthäter ausgäbe. Wo Sie die Buchſtaben M. C. R. finden, das heißt Maria Chriſtiane Richardinn, und iſt von mir.

Simon. Allein ich dächte, Ihre Kirche hätte ſelbſt große Capitale. Könnten die Mama nicht auſſer dem ein gutes Werk ſtiften? Ihre Hausjungfer, Junzfer Lorchen, wäre es nach meinen Gedanken wohl werth, daß Sie etwas zu ihrem künftigen Unterhalte, oder, wenn ſie noch heirathen wollte, zu ihrem Heirathsgute ausſetzten, und das redliche Mädchen verſorgten.

Fr. Richardinn. Das redliche Mädchen braucht nichts. Wenn ſie weltliche Bücher und Romane hat, ſo iſt ſie zufrieden, und denkt weiter an nichts. Ihre Aufführung gefällt mir gar nicht. Sie hätte lieber meine Tochter auch zu der galanten Lebensart anführen wollen. Letzthin gab ſie ihr ein Buch zu leſen, ich weiß nicht, ob es Femala oder Pamela hieß. Genug, es war ein Liebesbuch, und auf dem Kupfer ſtund der Teufel hinter einer Frau, und wollte ſie verführen. Aber ich kam zu allem Glücke dazu, und riß

viß es meiner Tochter aus der Hand. Solche teufliſche Bücher!

Simon. Liebe Mama, Sie übereilen ſich in Ihrem Eifer. Die Pamela iſt ein ſehr guter Roman, der die Unſchuld und Tugend liebenswürdig zu machen ſuchet.

Fr. Richardinn. Ich übereile mich nicht. Mit einem Worte, Lorchen lebt nach der Welt. Sie geht, wie andre Leute gehen. Sie hat ſich die Haare verſchneiden laſſen. Sie laſſt ſie friſiren, und lieſt wohl gar dazu in einem Buche. Sie trägt Andriennen, und einen groſſen Fiſchbeinrock. Das hätte ich bey meiner ſeligen Mutter thun ſollen! Sie hätte mich nicht eine Stunde in ihrem Hauſe gelitten.

Simon. Aber dieſes ſind ja alles unſchuldige Dinge. Es ſind Moden und Trachten, die weder fromm noch boshaft machen. Was liegt der Tugend daran, ob man das Kleid in Form eines langen Pelzes, oder einer Andrienne trägt? Wenn nur das Herz nicht eitel und närriſch iſt.

Fr. Richardin. Ich höre es ſchon, Sie ſind ein Indifferentiſt. Bey Ihnen iſt eines ſo gut, wie das andere. Nein, Herr Sohn! Jetzt habe ich meine Tochter noch, und ehe ſie weltlich werden ſoll, ſo mag ſie zeitlebens eine Jungfer bleiben.

Simon.

Simon. Fürchten Sie nichts. Bey mir ſoll ſie weder die Religion, noch die Tugend, verlieren. Ich liebe beides über alles. Wenn es Ihnen indeſſen gefällig iſt: ſo wollen wir einander in Beyſeyn etlicher guten Freunde das Jawort geben.

Fr. Richardinn. Ich kann es noch nicht vergeſſen, daß Sie mir Lorchen ſo angeprieſen haben. Ich will nicht richten; aber ich glaube gar nicht, daß ſie recht im Chriſtenthume unterrichtet iſt. Sie ſingt oft den ganzen Tag kaum ein Lied, und hat nicht mehr, als Ein Gebetbuch.

Simon. Man kann ja wohl im Stillen andächtig ſeyn, und ohne Gebetbuch beten. Doch, liebe Mama, wir wollen von etwas anders reden; wollen Sie mich denn auch bald in meiner Heimath beſuchen?

Fr Richardinn. Das weiß ich nicht. Wo wollte ich die Reiſekoſten hernehmen? Es geht gar zu viel bey mir auf. Es haben in dieſem Jahre ſchon drey Pathen von mir geheirathet, und einmal habe ich, und zweymal hat meine Tochter zu Gevattern geſtanden - - -

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Lorchen. Chriſtianchen. Die Vorigen.

Lorchen. *Der Caffee iſt fertig. Ich habe ihn in die groſſe Stube bringen laſſen, und Herr Ferdinand wartet auf Sie.*

Fr. Richardinn. *So kommen Sie denn, Herr Simon. Wir wollen mit Herr Ferdinanden alles fein bald abreden; denn um ſechs Uhr muß ich zu meiner Andacht. Du, Chriſtiane, kannſt mit Lorchen noch einige Augenblicke hier warten, bis wir fertig ſind, alsdann will ich euch beide rufen laſſen.*

(Sie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Lorchen. Chriſtianchen.

Lorchen. *Alſo wollen Sie ſichs gefallen laſſen, und noch ein Jahr bis zur Hochzeit bey mir in Berlin leben?*

Chriſtianchen. *Ach ja. Warum nicht? Wenn es die Mama und Herr Simon ſo haben wollen.*

Lorchen. *Aber wird Ihnen die Zeit bis zur Hochzeit nicht zu lange werden? Das Verlangen, denjenigen, welchen man liebt, zu beſitzen,*

ſitzen, läſt ſich nicht ſo leicht befriedigen, als wir denken.

Chriſtianchen. Ich fühle kein beſonderes Verlangen.

Lorchen. Wollen Sie ihn denn nicht haben?

Chriſtianchen. Ja, warum nicht? Sie rathen mir ja ſelbſt dazu; und ich weiß, Sie meynen es gut mit mir.

Lorchen. Ich meyne es gut mit Ihnen; aber Sie müſſen es auch gut mit ſich ſelbſten meynen, und ſich prüfen, ob Sie ihn lieben.

Chriſtianchen. Herr Simon gefällt mir ganz wohl; allein er redt zu hoch mit mir. Ich kann ihn nicht alles verſtehen. Wenn ich ihm nur nicht zu ungelehrt bin.

Lorchen. Machen Sie ſich keine Sorge. Ein Frauenzimmer braucht nicht gelehrt zu ſeyn. Wenn wir, bey einer zärtlichen Liebe, Verſtand und Tugend haben: ſo haben wir alles, was ein vernünftiger Ehemann fordern kann.

Chriſtianchen. Ja, ja, ich will ihn nehmen, wenn er mich verlangt. Will er mich aber auch nicht haben: ſo bin ich ebenfalls zufrieden. Sie kennen mich ja, wie ich bin. Ich laſſe mir alles gefallen.

Lorchen. O! reden Sie nicht ſo gleichgültig; es wird mir angſt und bange dabey. Ich

hörte

hörte es lieber, wenn Sie ſprächen, daß ihnen ein Augenblick ohne den Herrn Simon zu lang wurde.

Chriſtianchen. Nein, das kann ich nicht ſagen. Ich bin zu aufrichtig dazu.

Lorchen. Aber er liebt ja Sie ſo zärtlich. Warum empfinden Sie denn nichts, mein liebes Chriſtianchen? Es iſt ja ein wohlgebildeter und angenehmer Mann.

Chriſtianchen. Ich verſichere Sie, daß ich in meinem Leben noch keine Empfindung gegen eine Mannsperſon gemerkt habe. Ich komme ja nirgends hin. Ich darf ja mit keinem Menſchen reden, weil es meine Mama nicht haben will. Machen Sie nur, mein liebes Lorchen, daß ich artiger und munterer werde. Ich will Ihnen ja gern folgen. Leſen Sie mir nur oft aus dem Zuſchauer vor. Es ſtehen ſolche artige Hiſtorien darinne. Ich möchte recht gern etwas wiſſen, wenn nur meine Mama nicht ſo ſtrenge wäre, und mich ſtets mit dem Nähen und Singen plagte.

Lorchen. So haben Sie noch niemals geliebt?

Chriſtianchen. Niemals. Und wenn es mein Leben koſten ſollte: ſo könnte ich nicht ſagen, was Liebe, oder Haß, wäre. Es hat mich auch in meinem Leben noch keine Mannsperſon ge-

küſſt, außer mein Bräutigam, der hat mir vorhin das erſte Maulchen abgezwungen.

Lorchen. Aber bey dieſem Kuſſe werden Sie deſtomehr gefühlt haben, weil es der erſte geweſen iſt?

Chriſtianchen. Nichts mehr, als was ich fühle, wenn Sie mich küſſen; außer, daß mir das Blut ein wenig ans Herze trat, weil ich mich ſchämte.

Lorchen. Ich glaubte es gar wohl, daß die Schamhaftigkeit an dieſer Bewegung Urſache geweſen iſt; aber wer iſt Ihnen gut dafür, daß nicht auch die Liebe zu dieſer Regung das ihre beygetragen hat? Wir empfinden die Liebe oft, ohne daß wir wiſſen, daß es die Liebe iſt. Das Verlangen nach einer Perſon iſt das ſicherſte Kennzeichen der Liebe.

Chriſtianchen. Ich habe nach niemanden ein Verlangen, außer nach Ihnen, und zuweilen nach meiner Mama. Nehmen Sie meine Schwachheit nicht übel, wenn es eine iſt. Nicht wahr, Sie haſſen mich nicht, daß ich noch ſo unerfahren bin?

Lorchen. Nein, mein liebes Kind. Könnte ich Sie nur recht glücklich machen! Ich habe Sie wegen Ihrer ungekünſtelten Aufrichtigkeit von Herzen lieb. Es fehlt ihnen nichts, als die Welt. Ein vernünftiger Umgang und ein gutes Buch

werden

werden Sie in kurzem ſo weit bringen, daß ich von ihnen lernen muß.

Chriſtianchen. *Sagen Sie mir nur, wodurch ich Ihnen gefallen kann. Ich will alles in der Welt für Sie thun. Ich habe Sie weit lieber, als meine Mama. Ach wenn ich nur reden könnte! Wenn Herr Simon wieder kommen wird: ſo geben Sie nur Achtung, ich kann kein Wort anbringen. Ich denke ſtets, ich ſage etwas unanſtändiges, weil ich nicht weiß, was man reden ſoll. Da kommen ſie, und werden mich zum Jaworte holen wollen. Ich will geſchwind gehen, und mein diamanten Kreuzchen erſt umbinden.*

Vierter Auftritt.

Herr Simon. Herr Ferdinand. Lorchen.

Simon. *Dergleichen Frau habe ich Zeit meines Lebens nicht geſehn. Es iſt alles aus, mein liebes Lorchen; und mit einem Worte, es wird nichts aus der ganzen Heirath.*

Lorchen. *Sie ſcherzen. Chriſtianchen wird gleich wieder kommen, wir wollen immer gehen.*

Ferdin. *Nein, nein. Es hat ſeine Richtigkeit. Die Heirath geht gewiß nicht vor ſich.*

Lorchen.

Lorchen. O ſagen Sie mir doch, was es gegeben hat!

Simon. Das kann ich Ihnen leicht ſagen. Die liebe Frau ſchenkte mir eine Taſſe Caffee ein. Zehn Stuckchen Zucker griff ſie an, ehe ſie das kleinſte nach Ihren Gedanken fand, und zehnmal fragte ſie mich, ob ich auch gern ſuſſe tränke, und verſicherte mich, daß der Zucker ſehr ſchleimte.

Lorchen. Darüber dürfen Sie ſich nicht wundern. Bey ihr ſind alle Dinge ſchädlich, die man nicht umſonſt bekömmt. - - Allein, wie ward es denn weiter?

Simon. Ich nehme ſchon halb mit Lachen die Taſſe in die Hand. Und eben da ich trinke, ſo erzählt ſie die Hiſtorie von einem Anzeichen, das es gegeben hätte, da ſie mit Chriſtianchen in den Wochen gelegen hätte. Es war unmöglich, das Lachen zu laſſen. Ich ſehe Herr Ferdinanden an, und werfe, weil ich vor Lachen huſten muß, die ganze Taſſe auf die Erde.

Lorchen. Und ſie geht entzwey? Das will ich nimmermehr hoffen. Die Frau Schwiegermutter wird Ihnen in ihrem Leben nicht wieder gut.

Ferdin. Ich wollte, daß mir meine Frau Muhme nicht ſo viel Ehre machte. Erzählen Sie die verdrießliche Sache ſo kurz, als es möglich

lich iſt, und machen Sie, daß wir aus einem Hauſe kommen, wo die Frau eine Närrinn iſt.

Simon. *Die Taſſe geht entzwey, und, indem ſie herunter fällt: ſo entfahrt mir ein unbedachtſamer Schwur. Kurz, ſie machte über dieſen Verluſt unerträgliche Grimaſſen. Dieſe Aufführung gefällt mir gar nicht von Ihnen, fieng ſie an. Ich glaube, Sie lachten mich aus, und ließen die Taſſe mit Fleiß fallen. Iſt meine Betſtube gut genug, daß Sie darinne fluchen? Haben Sie denn gar keine Religion? Sie kriegen meine Tochter nicht. Ich will eine Tochter, und fünf tauſend Thaler nicht wegwerfen. Hören Sie nur! Sie kriegen ſie nicht! - - Solche Schmeicheleyen machte ſie mir.*

Lorchen. *Was fangen Sie für Sachen an?*

Simon. *Sie können leicht denken, daß mir alle Gelaſſenheit vorgieng. Mit einem Worte, ich ſagte ihr, daß ich für die Ehre, ihr Schwiegerſohn zu werden, mich gehorſamſt bedanken, und mich ihr hiermit beſtens empfehlen wollte.*

Lorchen. *Iſt denn die Sache gar nicht wider gut zu machen?*

Ferdin. *Nein, es iſt unmöglich. Sie hat uns ordentliche Grobheiten geſagt; und ſie verdient nicht, daß Herr Simon weiter an ſie denke.*

Lorchen.

Lorchen. Mich dauert nur die arme Chriſtiane. Was kann denn ſie dafur? Es iſt das redlichſte Kind von der Welt.

Simon. Mich dauert ſie. Ich will ihr den beſten Mann wünſchen, und ihr alle die Geſchenke, die ich zum Mahlſchatze mitgebracht habe, zurück laſſen. Sie kommen auf tauſend Thaler. Die gute Chriſtiane war vielleicht nicht für mich beſtimmt.

Lorchen. So wollen Sie das unſchuldige Kind verlaſſen? Thun Sie es doch nicht. Ich bitte Sie tauſendmal.

Simon. Liebſtes Lorchen, bitten Sie nicht. Ich glaube nicht, daß mich Chriſtianchen ſehr liebt. Ja ich glaube, daß es ihr leichter werden wird, mich zu verlaſſen, als wir denken. Ich habe mich ſchon zu einer andern Wahl entſchloſſen, und wie glücklich würde ich ſeyn - -

Lorchen. Sie ſind ſehr veränderlich. Dieſes hätte ich Ihnen nicht zugetraut.

Simon. Kränken Sie mich nicht. Mein Herz iſt redlich; allein ich ſehe, Chriſtianchen iſt nicht für mich gebohren. Meine Untreue wird ihr eben ſo gleichgültig ſeyn, als ihr meine Liebe geweſen iſt. Sie bekömmt zehn Männer, wenn ihr auch noch zehn entgehen ſollten. Sie iſt ja ſchön und reich.

Lorchen. So wollen Sie denn ohne ſie wieder fort reiſen?

Ferdin. Ja, morgen, wenn Sie etwas nach Berlin zu beſtellen haben. Nehmen Sie immer Abſchied, Herr Simon.

Simon. So leben Sie denn wohl, liebſtes Lorchen. Herr Ferdinand, verlaſſen Sie mich einen Augenblick. Ich will nur ein paar Worte mit Lorchen allein reden. Doch nein, bleiben Sie hier, und unterſtutzen Sie mein Wort. (Zu Lorchen.) *Darf ich Ihnen etwas entdecken, das Sie vielleicht näher angeht, als Sie wünſchten? Erlauben Sie mir, liebenswürdige Eleonore, daß ich ohne Zwang und Kunſt reden darf. Ich liebe Sie, ich biete Ihnen mein Herz und meine Liebe an, und ich will mich glücklich ſchätzen, wenn Sie mich nicht ohne alle Hoffnung fortreiſen laſſen.*

Lorchen. Ich weiß nicht, was ich auf dieſen Antrag ſagen ſoll. Vielleicht ſollte ich ihn nach der Gewohnheit unſers Geſchlechts, mit etlichen gleichgültigen Worten, oder bloß nur mit einer Miene beantworten. Vielleicht ſollte ich Sie mit einigen Complimenten beſtrafen, daß Sie mich nicht eher lieben, als bis Sie meine Freundinn nicht bekommen können. Doch Sie mögen aus meiner Beſtürzung ſchließen, ob mir Ihr Antrag gleichgültig geweſen ſey. Fordern Sie

kein deutlicher Geständniß. Ich schätze Sie hoch, und kenne ihre Verdienste. Doch, wenn es auch noch mehr, als Hochachtung, wäre, was ich gegen Sie empfinde: so sage ich Ihnen, daß ich lieber alles verlieren, als meiner Christiane ein Glück entziehen will. Und, wenn Sie glauben, daß ich Christianchen, die Freundschaft, und die Tugend liebe: so wird eine genauere Antwort überflüssig seyn.

Simon. Allein, wenn nun Christianchen gestünde - -

Ferdin. Ja, wenn sie nun selbst zugestünde, daß sie den Herrn Simon nicht verlangte, wollten Sie ihn denn da auch nicht hoffen lassen?

Lorchen. Christianchen müßte den Werth ihres Bräutigams nicht kennen, wenn sie dieses zu thun im Stande wäre. Hier kömmt sie.

Fünfter Auftritt.

Christianchen und die Vorigen.

Christianchen. (Zu Lorchen.) Die Mama schickt mich her. Ich will es ihnen heimlich sagen.

Lorchen. Meine Herren, die Frau Richardinn läßt bitten, sie nicht weiter mit Ihrem Besuche

Beſuche zu ſtören, ſie hätte ihre Betſtunde ſchon angefangen.

Ferdin. So unhöflich wollen wir nicht ſeyn. Wir wollen gleich gehen. Herr Simon, ſagen Sie es Jungfer Chriſtianchen, daß die Mama —

Chriſtianchen. Ich weiß es, meine Herren. Und ich will es Ihnen aufrichtig ſagen, Herr Simon, daß mir die Mama befohlen hat, nicht weiter an Sie zu gedenken. Nehmen Sie meine Aufrichtigkeit nicht übel. Ich halte Sie hoch; aber ich habe noch keine Luſt zum heirathen

Simon. Alſo erlauben Sie mir, daß ich mein Wort zurück ziehen darf?

Chriſtianchen. Ja. Werden Sie nur nicht ungehalten auf mich. Ich habe alle Hochachtung für Sie.

Simon. Auch ich, liebſtes Chriſtianchen, werde Sie ewig hoch ſchätzen, und ihnen einen viel würdigern Mann wünſchen, als ich bin. Bleiben Sie meine gute Freundinn, und nehmen Sie, zum Beweiſe, daß Sie mich nicht haſſen, folgende kleine Geſchenke, die ich zu ihrem Mahlſchatze beſtimmt hatte, von mir an. Dieſes iſt die einzige Gefälligkeit, die ich mir vor meinem Abſchiede von Ihnen ausbitte.

Chriſtianchen. Ja, ich will es thun; aber Sie müſſen mir erlauben, daß ich mir auch von Ihnen etwas ausbitten darf. Doch ich bin wohl zu frey Ich will es ihnen ſachte ſagen, wenn Sie nicht zürnen wollen. (Sie redet heimlich mit ihm.)

Simon. An Lorchen ſoll ich denken?

Chriſtianchen. O! warum ſagen Sie es denn laut? Nun ſehe ich, daß Sie mich beſchämen wollen.

Lorchen. Warum ſoll denn Herr Simon an mich denken?

Chriſtianchen. Sie wiſſen ja, daß ich Sie liebe. Ach wenn ich ihnen nur zeigen könnte, wie ſehr ich Ihnen gewogen bin. Mein liebes Lorchen, darf ich Ihnen wohl die Juweelen anbieten, die mir Herr Simon geſchenkt hat?

Lorchen. Mein liebes Kind, Sie machen mich durch ihre Güte unruhig. Ich habe es gut mit Ihnen gemeynt; aber gewiß, Sie meynen es noch beſſer mit mir.

Ferdin. Wienach ſoll denn Herr Simon an Jungfer Lorchen denken?

Chriſtianchen. Ich kann es nicht ſagen. Es wäre zu frey.

Simon. Sagen Sie es, mein Engel. Keine Bitte kann ſo groß ſeyn, daß man ſie Ihnen abſchlagen ſollte. Mein Vermögen iſt zu Ihren

und

und zu Lorchens Dienſten das wenigſte, was Sie begehren können.

Chriſtianchen. Nein, es iſt kein Vermögen. Ich wunſchte, daß Sie - - -

Simon. O ſagen Sie doch, was Sie wünſchen. Ich bitte Sie von Herzen.

Chriſtianchen. Ich wunſchte - - Nein ich kann es nicht ſagen. Ich möchte Lorchen oder Sie mit meiner Aufrichtigkeit beleidigen.

Lorchen. Fürchten Sie nichts. Ich kenne Ihr redlich Herz. Entdecken Sie uns Ihr Verlangen, die Mama möchte ſonſt kommen.

Chriſtianchen. Herr Simon, Sie ſollen das Herz, das Sie mir geben wollten, - - -

Simon. Lorchen geben?

Chriſtianchen. Ach ja. Thun Sie es doch! Sie iſt Ihrer viel würdiger, als ich bin. Ich bin zu jung. Ich habe wenig Lebensart. Aber Lorchen - - - Ach wenn doch mein Bitten - - -

Simon. Hören Sie wohl, mein liebſtes Lorchen, was ihre gute Freundinn ſagt?

Lorchen. Ich bin über dieſe unſchuldige Aufrichtigkeit ſo gerührt, daß ich gehen muß, wenn Sie nicht die Zeichen meiner Schwachheit in meinen Augen ſehen ſollen.

Chriſtianchen. Ach gehen Sie noch nicht.

Simon. (Zu Lorchen.) *Wollen Sie Chriſtianchens Wunſchen und mein Bitten ſtatt finden laſſen? Darf ich hoffen, angenehmes Kind? Verlangen Sie keine weitere Erklärung von mir. Ich bin zu zärtlich gerührt, als daß ich viel reden könnte. Mein Glück ſteht bey ihnen; und ich will es nicht meinen Bitten, ſondern Ihrem freywilligen Entſchluſſe zu danken haben.*

Lorchen. (Zu Chriſtianchen.) *Dir, redliches Kind, ſoll ich Deinen Liebſten rauben? Dieſes kannſt Du mir zumuthen?*

Chriſtianchen. *Ach! wenn ich Sie nur glücklich machen könnte. Sie haben ja weit mehr Verdienſte, als ich. Ich bin noch zu jung, und ich gönne Herr Simonen niemanden, als Ihnen. O wenn ich doch die Freude erleben ſollte! Ich meyne es gewiß aufrichtig.*

Simon. (zu Lorchen.) *Entſchlieſſen Sie ſich; doch nicht ſo wohl nach meinem, als nach Ihrem Gefallen. Fragen Sie Ihr Herz, ob Sie mich lieben können. Ich liebe Sie, und wünſche nichts, als ihnen zeitlebens meine Liebe zu beweiſen.*

Ferdin. (zu Lorchen.) *Laſſen Sie uns doch glücklich nach Hauſe reiſen. Wie vergnügt wird unſere Reiſe ſeyn, wenn wir Ihre Gewogenheit, und noch mehr, Ihr Jawort mit uns nehmen!*

Lorchen.

Lorchen. *Ach! was iſt dieſes für ein Ausweg! Wenn habe ich an eine Heirath gedacht, und wenn habe ich meiner beſten Freundinn einen liebenswürdigen Mann entziehen wollen? Herr Simon, überlegen Sie meine Umſtände wohl. Mein Herz iſt mein Reichthum, ſonſt beſitze ich nichts.*

Chriſtianchen. *Ich will die Mama bitten, daß Sie Ihnen von meinem Vermögen etliche tauſend Thaler giebt.*

Lorchen. *Mein Kind, ſey ſtille, ſonſt bringt mich deine Aufrichtigkeit zu der äuſierſten Wehmuth.*

Simon. *Wenn Sie kein ander Bedenken haben, als Ihre Umſtände: ſo bin ich glücklich. Ihr Verſtand und Ihre Tugend iſt koſtbarer, als alle meine Reichthümer. Und warum ſchützen Sie Ihre Umſtände vor? Beſitzen Sie nicht ein Capital, das ich Ihnen vorhin geſchenkt habe? Soll ich beſſen, liebſtes Lorchen?*

Lorchen. *Ja. Ich überlaſſe Ihnen mein Herz, und bitte um das Ihrige; aber bey allem meinem Glücke, mache ich meine beſte Freundinn vielleicht unglücklich.*

Chriſtianchen. *Nein, nein, gutes Lorchen. Bringen Sie es nur ſo weit, daß Herr Ferdinand mich zu ſich nach Berlin nimmt, und daß er mir die Erlaubniß von meiner Mama ſchaft, Sie*

dahin zu begleiten, damit ich zuweilen um Sie ſeyn, und von Ihnen lernen kann.

Lorchen. Das iſt eben mein Wunſch, Sie bey mir zu ſehen. Ach wenn doch Ihre Mama in ihrem Leben wenigſtens einmal gütig ſeyn wollte!

Simon. Ich will es durch meine Freunde in Berlin gewiß ſo weit bringen.

Ferdin. (zu Chriſtianchen.) Ich verſpreche Ihnen, daß ich nicht eher ruhe, bis Sie Ihren Aufenthalt bey mir und meiner Frau haben. Es ſoll alles zu ihren Dienſten ſeyn, und ich will mit Ihnen als mit meiner Tochter umgehen.

Chriſtianchen. Nun bin ich glücklich. Aber, Herr Simon, wenn wollen Sie Lorchen abholen?

Simon. (zu Lorchen.) Darf ich bitten, daß Sie mich itzt gleich nach Berlin begleiten: ſo will ich noch einige Tage hier warten.

Lorchen. Ja. Ich folge Ihnen, wohin Sie wollen, wenn meine Chriſtiane mit mir ziehen darf.

Chriſtianchen. Ich will gehen, und meine Mama bitten.

Simon. Ich will indeſſen mit Herr Ferdinanden in das Porcellangewölbe gehen, und einen Aufſatz von gutem Porcellan ausnehmen, und ihn der Mama verſchicken: ſo wird ſie das Caffee-

feeſchälchen und ihren Zorn gegen mich ſchon vergeſſen. (Zu Lorchen.) *So ſind Sie denn meine Braut?*

Lorchen. Ich bin die Ihrige und vollkommen glücklich, wenn ich mir Ihre Liebe zeitlebens erhalten kann. Und morgen bin ich ſchon bereit, Ihnen zu folgen.

Chriſtianchen. Sehn Sie, mein liebes Lorchen, dieſes iſt die Belohnung für Ihren Verſtand und für Ihr edles Herz. Meine Mama hat Ihnen viel Verdruß gemacht. Vergeben Sie es ihr, und vertreten Sie an mir die Stelle einer Mutter. Kommen Sie, wir müſſen doch mit ihr reden.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Richardinn. Chriſtianchen.

Frau Richardinn. Ich ſage es dir, denke mir nicht mehr an ihn. Ehe dich Simon zur Braut bekommen ſoll, ehe will ich ſelber ins Oberconſiſtorium gehen. Ich würde mich noch im

Grobe umwenden, wenn ich dich nicht beſſer verſorgt wüßte. Einen ſolchen Schwiegerſohn möchte ich haben, der kein Gewiſſen, keine Religion hat; der in meiner Gegenwart flucht; der mir mit Fleiß ein Caffeeſchälchen zerbricht!

Chriſtianchen. *Liebe Mama, mit Fleiß wird ers wohl nicht gethan haben. Für ſo ſchlimm halte ich ihn nicht.*

Fr. Richardinn. *Wie? Du unterſtehſt dich noch, ihn zu vertreten, ihn zu entſchuldigen? Was heißt das anders, als daß du ihn haben willſt? Ungehorſames Kind, ich will dich enterben, ich will dich aus dem Hauſe ſtoßen, ich will nichts mehr von dir hören und wiſſen. Sieht doch, Herr Simon, dein Herr Simon, wird gewiß mehr ſeyn, als deine Mutter?*

Chriſtianchen. *Zürnen Sie doch nicht auf mich. Ich bin ja unſchuldig. Ich verlange weder Herr Simonen, noch einen Andern zum Manne. Sie thun mir gewiß zu viel, Mama, wenn Sie es nur wiſſen ſollten.*

Fr. Richardinn. *Was ſoll ich denn wiſſen? Daß du dich ſchon mit ihm verſchworen haſt? Daß du dich von ſeiner ſchönen Larve blenden laſſt? Ich werde es gewiß nicht geſehen haben, da er dich vorhin in der Nebenſtube küßte? Nicht wahr, es wird dir gefallen haben? Du garſtiges, ungezogenes Kind, du!*

Chriſtianchen.

Chriſtianchen. *Ach Mama, fahren Sie mir nicht ſo übel mit. Ich kann mich nicht anders, als durch Thränen entſchuldigen.*

Fr. Richardinn. *Ja, nur geweint! So machen ſie es alle, wenn ſie kein gut Gewiſſen haben. Biſt du ihm nicht vor einer Stunde noch ſelber nachgelaufen? Iſt das eine Aufführung für eine wohlgerathne Tochter?* (Chriſtianchen will fortgehen.) *Nein, bleib hier! Du willſt mein Vermahnungen nicht länger anhören? Du willſt mir nicht folgen? Ins Zuchthaus mit ſolchen ungerathnen Kangen, ins Zuchthaus, und ſtatt des Mannes den Spinnrocken in den Arm!*

Chriſtianchen. *Aber, Mama, ich habe ja nichts gethan. Ich bin ja ohne alle Schuld.*

Fr. Richardinn. *Wie? du kannſt mir noch widerſprechen? Weißt du das vierte Gebeth nicht mehr? Wer das vierte übertritt, der übertritt auch das fünfte, denn er ſchlägt durch ſeinen Ungehorſam ſeine armen Aeltern todt. Ich unglückſelige Mutter! Willſt du deinen Sinnen noch nehmen? Sage nur ja, oder nein.*

Chriſtianchen. *Nein, ich verlange ihn in Ewigkeit nicht.*

Fr. Richardinn. *Nun ſo gieb mir die Hand darauf: ſo ſoll alles vergeſſen ſeyn. Alſo willſt du ihn wirklich heiren?*

Chriſtianchen. *Nein.*

Fr. Richardinn. Alſo verſprichſt du mir, ihn zeitlebens zu haſſen?

Chriſtianchen. Ach warum ſoll ich ihn haſſen? Er hat mir ja nichts gethan.

Fr. Richardinn. Nichts gethan? Ein Menſch, der flucht und ſchwört, der nichts zu einem Kirchengeſchenke geben will, den, trägſt du Bedenken, zu haſſen? Den willſt du wohl gar noch lieber? Du ſollſt ihn haſſen, das iſt genug. Gehe mir aus den Augen.

(Chriſtianchen geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Fr. Richardinn. Lorchen.

Lorchen. Herr Simon läßt - -

Fr. Richardinn. Herr Simon mag hingehen, wo er hin gehört. Bey mir hat er nichts zu ſchaffen. Wollen Sie nunmehr die Unterhändlerinn werden? Wollen ſie meine Tochter auf Ausſchweifungen führen, wenn ſie nicht von ſich ſelber darauf gerathen kann? Das gefällt mir. Zum Beten und Singen zwingen Sie meine Tochter nicht; aber zur Liebe. Das ſchickt ſich für ein lediges Frauenzimmer, die von nichts, als Unſchuld, wiſſen und reden ſollte. Kann ſehn Sie denn dergleichen Aufführung von mir? Mei-

ner

ne Uebungsſtunden beſuchen Sie nicht; aber wenn Herr Ferdinand und Herr Simon da ſind, ſo - - ich mag nichts weiter ſagen.

Lorchen. Frau Richardinn, ich habe Sie mit Fleiß ausreden laſſen, um mein Verbrechen zu hören; allein ich weiß bis dieſe Stunde noch nicht, warum Sie ſo ungehalten auf mich ſind. Meynen Sie denn, daß ich Chriſtianen verführe? Dieſe Beſchuldigung iſt zu entſetzlich, als daß ich Urſache hätte, mich deswegen zu vertheidigen. So lange mir mein Herz keine Vorwürfe macht: ſo werde ich die Ihrigen mit Gelaſſenheit, oder doch wenigſtens mit Stillſchweigen anhören.

Fr. Richardinn. Nur fein höhniſch! Nur mit einer frommen alten Frau noch geſpottet! Bin ich gut genug, daß Sie mich ins Geſicht Lügen ſtrafen? Iſt das der Dank für die Sorgfalt, die Sie dreyzehn Monate in meinem Hauſe genoſſen haben? Ich werfe Ihnen meine Wohlthaten nicht vor, ſo unverſchämt bin ich nicht. Ich vergeſſe es, daß Sie ſo lange in meinem Hauſe Brod gehabt haben; aber daß Sie es vergeſſen, das iſt nicht recht. Undank, aller Laſter Anfang und Fortgang! Ich habe meinem eignen Maule den Biſſen abgedarbt, damit ich - - -

Lorchen. *Ich bitte Sie um alles in der Welt, Frau Richardinn, martern Sie mich nicht mit ſolchen entſetzlichen Vorwürfen. Ich habe ja für den Unterhalt, den Sie mir zeither gegönnet haben, die Aufſicht im Hauſe geführt. Sie haben es ja ſelber verlangt, daß ich zu Ihnen ziehen ſollte. Geſetzt, Sie hätten mir mehr erwieſen, als ich verdiente: ſo haben Sie ſich doch den Augenblick für alle Wohlthaten bezahlt gemacht, da Sie mir ſie alle vorgeworfen haben. Wenn ich Ihrer Güte unwerth geweſen bin: ſo bin ich geſtraft genug, daß ichs anhören muß, ohne mich rechtfertigen zu dürfen. Ich will Ihnen weiter keine Unruhe machen. Erlauben Sie mir, oder befehlen Sie mir vielmehr, daß ich Ihr Haus noch heute verlaſſen ſoll. Es ſoll gewiß an meinem Gehorſam nicht fehlen.*

Fr. Richardinn. *Seht doch! Gleich den Stuhl vor die Thüre geſetzet! Ein nackend Mädchen, die in ihrem Leben nichts, als ein Paar weltliche Augen, und ein Paar weiße Hände hat, die darf auch ſo trotzig thun. Ich habe noch keinen geſehen, der ſich aus Liebe zu ihr um das Leben bringen wollen. Sage Sie mir doch, worauf Sie ſo ſtolz thut?*

Lorchen. *Ich bin nichts weniger, als ſtolz. Sie haben Recht, wenn Sie mir meine Ar-*

muth verrücken. Es iſt auch wahr, daß ich noch keinen Mann habe; allein beides fällt mir ſehr erträglich. Indeſſen kann ich Sie aufrichtig verſichern, daß ich in kurzer Zeit einen liebenswürdigen Mann und ein groſſes Vermögen beſitzen wollte, wenn ich mich entſchlieſſen könnte, weniger groſsmuthig zu handeln.

Fr. Richardinn. Wer iſt denn der groſſe Mann, der ein Mädchen mit Armuth brauchet? Er muß gewiß willens ſeyn, ohnedem bald zum Lande hinaus zu laufen, und alſo wird es ihm nichts verſchlagen, ob er vor der Hochzeit, oder kurz darnach geht. Darf ichs nicht wiſſen, wer ſich ſo ſterblich in Sie verliebt hat?

Lorchen. Ich könnte es ihnen leicht ſagen, wer mich liebte; allein ich will Sie weder dadurch kränken, noch mich damit groß machen. Weder der Reichthum, noch der Mann macht den Werth eines Frauenzimmers aus. Ein Mädchen kann arm ſeyn, und doch Verſtand, Tugend, Lebensart, und Geſchicklichkeit im Hauſweſen haben. Machen Sie ſich keine Sorge, Frau Richardinn, ſo lange ich lebe, werde ich immer genug haben; denn ich brauche nicht viel, und alſo verlange ich auch nicht viel.

Fr. Richardinn. Mache Sie ſich immer nicht ſo groß. Ich dächte, es ließe ſich mit Ihrem Verſtande noch halten. Von Ihrer Tugend

mag

mag ich nicht reden. Ich kann niemanden in das Herz ſehen. Aber iſt Sie nicht undankbar gegen mich? Und kann der Undank und die Gottesfurcht beyſammen ſeyn? Mit Ihrer Wirthſchaft ſah es auch nicht ſo richtig aus, als ich Sie zu mir ins Haus nahm. Wer weiß, ob Sie wußte, daß man die harten Eyer nicht ſalzen darf, wenn man ſie zum Feuer ſetzt? Sey Sie doch nicht ſo ſtolz, und wenn Sie in Ihrem Leben noch nichts von mir gelernet hat: ſo lerne Sie nur dieſes, daß der Hochmuth vor dem Falle kömmt.

Lorchen. Sie ſehen ja wohl, was ich von Ihnen gelernet habe. Wo nähme ich die Geduld her, die größten Beſchimpfungen ruhig anzuhören, wenn ich ſie nicht in Ihrem Hauſe gelernet hätte? Was übrigens die Tugend anlangt, die Sie mir abſprechen, (denn von dem Verſtande und der Wirthſchaft will ich nicht reden): ſo nimmt mich's nicht Wunder. Ich bin freylich nicht ſo fromm, als Sie ſind. Und wie ſollte ich zu dem Glücke kommen, daß Sie mich für tugendhaft hielten, da Sie in der Welt keinen Menſchen für fromm halten, als Ihre eigene Perſon. Doch, Frau Richardinn, Sie haben mich, dächte ich, genug ausgeſcholten. Ich werde Ihnen nun wohl weiter zu Ihrer Erbauung nicht nöthig ſeyn. Ich will auch den Augenblick gehen. Haben Sie

nur

die Güte und hören Sie, warum ich hergekommen bin. Herr Simon läſst Ihnen - - -

Fr. Richardinn. Um mich recht zu erbittern, ſo fängt Sie wieder von Simonen an, und ich habe es Ihr doch geſagt, daſs ich weder ſeinen Namen, noch ſeine Perſon leiden kann. Iſt Sie nicht ſelber Schuld, wenn mir ein Wort im Zorne entfahrt? Bringt Sie mich nicht um alle Seelenruhe?

Lorchen. Nein, Frau Richardinn. Ich glaube, es wird zu Ihrer Beruhigung dienen, was ich Ihnen zu ſagen habe. Hören Sie mich nur an. Herr Simon läſst Ihnen ſein Compliment machen.

Fr. Richardinn. Er mag ſein Compliment fur ſich behalten. Von einem Flucher nehme ich keinen Gruſs an. Er iſt ein abvergeſſner Mann, ich will ihn nicht geſchimpft haben.

Lorchen. Er hat einen groſsen porcellanen Aufſatz hergeſchickt, und läſst bitten, daſs Sie ihn fur das zerbrochene Caffeeſchalchen annehmen ſollen. Geben Sie ſich doch zufrieden, ich glaube, daſs der Aufſatz uber funfzig Thaler werth iſt.

Fr. Richardinn. Nicht doch! Er wird mich gewiſs wieder gut machen wollen. Denkt denn Herr Simon, daſs mir ſo viel an zeitlichen

Gutern

Gutem liegt? Hält er mich denn für ſo eigennützig, daß ich ein Caffeeſchälchen nicht vergeſſen kann? Ich durfte den Aufſatz bald nicht annehmen. Wie hoch halten Sie ihn denn, mein liebes Lorchen?

Lorchen. *Ich glaube gern, daß er funfzig bis ſechzig Thaler koſtet. Er iſt von dem feinſten Porcellan, und die Taſſen haben alle Henkel.*

Fr. Richardinn. *Henkelchen? Das iſt ja recht hübſch. Nun weil die Schälchen Henkelchen haben, ſo will ich das Geſchenk annehmen. Er wird mirs doch aus gutem Herzen ſchicken, und da wäre es wohl Sünde, wenn ichs ausſchlüge. Iſt denn der Bediente von Herr Simonen noch da?*

Lorchen. *Ja, er wird noch zugegen ſeyn, wenn Sie mit ihm reden wollen.*

Fr. Richardinn. *Nein, mein liebes Lorchen, ich möchte mich nicht gern vor ihm ſehen laſſen. Wenn ich mit ihm rede: ſo müßte ich ihm doch ein Trinkgeld geben, und der arme Menſch könnte nachmals bey ſeinem Herrn Verdruß davon haben, daß ers angenommen hätte.*

Lorchen. *Machen Sie ſich keinen Kummer, Frau Richardinn; der Bediente des Herrn Simons wird ein Trinkgeld nicht ſo nöthig brauchen.*

Fr. Ri-

Fr. Richardinn. Ja, das denke ich auch. Was will denn Chriſtiane? Dieſe könnte an meiner ſtatt den Bedienten abfertigen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtianchen.

Chriſtianchen. Ach liebe Mama, zürnen Sie doch nicht mehr auf Herr Simonen. Er hat Ihnen recht viel ſchöne Sachen hergeſchickt, recht ſehr ſchöne Sachen.

Frau Richardinn. Iſt ſein Bedienter noch da?

Chriſtianchen. Nein, er ſagte, er könnte nicht warten. Ich habe mich in Ihrem Namen bey Herr Simonen bedanken laſſen.

Fr. Richardinn. Nun, das iſt ja recht gut, daß du den Bedienten nicht aufgehalten haſt, er möchte ſonſt bey ſeinem Herrn Ungelegenheit davon gehabt haben. Er iſt doch auch gewiß wieder fort.

Chriſtianchen. Ja, er iſt fort. Herr Simon ließ zugleich Abſchied von Ihnen nehmen; wenn er Sie etwa nicht wieder ſehen ſollte.

Fr. Richardinn. Der artige Menſch! Warum will er denn ohne Abſchied fortgehen?

Ich

Ich muſs ja wegen deiner Heirath mit ihm ſprechen. Schicke doch zu ihm, und laſs ihn bitten.

Chriſtianchen. Mama, Herr Simon will mich nicht haben.

Fr. Richardinn. Ach! Warum wird er dich denn nicht haben wollen? Du biſt ein einfaltiges Kind, du verſtehſt es nicht. Warum hätte er denn ein ſo koſtbares Präſent hergeſchickt, wenn er dich nicht zur Frau verlangte? Nicht wahr, mein liebes Lorchen, Sie ſind auch meiner Meynung?

Lorchen. Ja, in dieſem Stücke bin ich völlig Ihrer Meynung.

Chriſtianchen. Aber, Mama, Sie haben mir ja verboten, Herr Simonen zu lieben. Sie widerſprechen ſich ja ſelber?

Fr. Richardinn. Nein, ich widerſpreche mir nicht. Vorhin habe ich dir verboten, ihn zu lieben, und nunmehr gebiete ich dir, ihn zu nehmen. Es iſt ein ganz hubſcher Menſch, bey dem du keine Noth haben wirſt, wenn du ſie dir nicht ſelber machſt. Chriſtiane, ſiehe hinaus, ob der Bediente noch da iſt. Ich muſs doch die vielen Sachen anſehen, die ich zum Geſchenke bekommen habe. Herr Simon muſs gewiſs ein gutes Herz haben, das ſeinen Fehler bereut. Je nun! Wir ſind Menſchen! Ich ſpreche immer,

wir

wir haben alle unſere Fehler, nur einer vor dem andern. Wir müſſen Geduld mit einander haben.

Chriſtianchen. Es liegen bey dem Porcellan auch etliche geiſtliche Bücher, ich denke, das eine hieß Scrivers Seelenſchatz. Herr Simon ließ bitten, Sie ſollten es nicht übel nehmen, daß ſie nicht eingebunden wären, er hätte ſie nicht gebunden bekommen können.

Fr. Richardinn. Warum giebt er denn das Geld für Bücher aus? Ich habe Bücher genug, und ich bleibe bey den Büchern, an die ich mich von Jugend auf gewöhnet habe. Scrivers Seelenſchatz! Es mag ganz ein hübſches Buch ſeyn. Doch wozu brauch ichs? Wie viel muß es denn koſten? Vielleicht nimmt es mein Herr Gevatter, der Buchhändler, für ein billiges von mir an. Nunmehr wird der Bediente wohl fort ſeyn. Ich will die Sachen anſehen. Chriſtiane, bleibe du hier bey Lorchen, wenn etwa Herr Simon noch einmal herſchicken ſollte.

Vierter Auftritt.

Lorchen. Chriſtianchen.

Chriſtianchen. Ach mein liebes Lorchen, ich habe Ihrentwegen eine ganze Viertelſtunde die bitterſten Thränen vergoſſen. Ich ſtunde an

der

der Thüre, und hörte zu, wie übel ihnen die Mama begegnete. Sie meynen es aufrichtig mit mir, und meine Mama kann Ihnen vorwerfen, Sie verführen mich. Laſſen Sie mich's nicht entgelten, meine liebe Freundinn. Herr Simon wird Ihnen tauſendmal mehr Vergnügen verſchaffen, als Ihnen meine Mama Verdruß gemacht hat. Sie nehmen mich doch noch mit nach Berlin?

Lorchen. Ja, meine liebe Chriſtiane, wir reiſen gewiß mit einander. Ihre Aufrichtigkeit wird mich zu allem in der Welt geſchickt machen, was Sie nur von mir verlangen. Ich will Ihnen mit allem dienen, was in meinem Vermögen iſt.

Chriſtianchen. Wollen Sie denn auch meiner Mama vergeben, daß Sie ſo ſehr von ihr ſind beleidiget worden?

Lorchen. Ja, mein Kind. Wir müſſen ſtets ſo fertig zum Vergeben ſeyn, als es Andere ſind, uns zu beleidigen. Und wenn kein Menſch in der Welt mehr großmüthig wäre; ſo wollen wir es beide ſeyn. Bittere Beſchuldigungen anzuhören, iſt eine groſſe Marter für ein elendes Herz; allein, ſie nicht verdienet haben, iſt ein weit gröſſeres Vergnügen. Ich kann Ihre Mama nicht beſſer ſtrafen, als daß ich das alles bleibe, oder das werde, wofür ſie mich nicht hält. Sie denkt, ich meyne es nicht gut mit Ihnen.

nen. Doch ſie wird erſchrecken, wenn es der Ausgang zeigt, daß ich ihr Glück dem meinigen vorgezogen habe.

Chriſtianchen. Wie werden wir es aber anfangen, daß mich meine Mama mit Ihnen reiſen läßt? So bald Sie hören wird, daß Sie Herr Simons Braut ſind: ſo wird Sie wieder böſe werden, und mich nicht reiſen laſſen.

Lorchen. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Eine bitte ich Sie nur: wenn Herr Simon kömmt, denn er wird bald da ſeyn, ſo thun Sie nicht ſo furchtſam gegen ihn. Es fehlet Ihnen nicht an dem Vermögen zu reden. Sie ſind nur zu ſchüchtern, und benehmen ſich durch Ihre Furcht die Sprache. Herr Simon iſt nicht mehr Bräutigam, ſondern der meinige; alſo können Sie ſchon etwas freyer und ungezwungener mit ihm umgehen. Wollen Sie es thun, mein liebes Kind?

Chriſtianchen. Ja, Ich will recht aufrichtig und vertraut mit ihm reden. Aber werde ich nicht die Freundſchaft beleidigen, wenn ich gegen Ihrem Bräutigam freundlich thue? Ich bin ihm nunmehr recht herzlich gut, weil er mein Bitten erfüllte, und Ihnen ſein Herz ſchenkte. Er muß von Natur recht gutig und liebreich ſeyn. Wie gut werden Sie nicht mit ihm auskommen! Die Mama konnte mir vorhin zumuthen, ich ſollte ihn haſſen, weil ſie

ihn

ihn haſſte; aber das thue ich in meinem Leben nicht.

Lorchen. Nein, haſſen Sie ihn nicht. Lieben Sie ihn, als Ihren Freund. Je mehr Sie ihn werden kennen lernen, deſto liebenswürdiger wird er ihnen vorkommen.

Chriſtianchen. Aber wenn er mich wieder küſſen wollte, das darf ich ihm wohl nicht mehr erlauben, weil ich nicht mehr ſeine Braut bin. Er wird es auch wohl nicht thun.

Lorchen. Dieſen kleinen Eintrag in meine Rechte will ich Ihnen herzlich gern erlauben. Schlagen Sie ihm einen Kuß nicht ab, wenn er Sie darum bitten ſollte. Sie ſind ihm dieſes Vergnügen für ſeine Liebe noch ſchuldig. Aber, mein liebes Kind, machen Sie auch, daß ich nicht zu viel dabey verliere. Sie ſind ſchöner und reizender, als ich.

Chriſtianchen. Fürchten Sie nichts. Ich will lieber gar nicht mit ihm reden, wenn ich Ihnen etwa gefährlich ſeyn ſollte. Ich dächte nicht, daß ich eben ſo ſchön wäre. Gefalle ich Ihnen denn, mein liebes Lorchen?

Lorchen. Sie gefallen mir, und, wenn ich nicht irre, auch Herr Simonen mehr, als zu ſehr. Wie lange wird es werden: ſo bringen Sie mich um meinen Bräutigam!

Chriſtianchen. *Quälen Sie mich nicht. Wie dachten Sie, daß ich zu ſo einer Bosheit geſchickt wäre? Ach nein, ich bin Herr Simonen gewogen, weil er Ihnen gewogen iſt, und ich habe nunmehr das gröſte Vertrauen zu ihm.*

Lorchen. *Wenn ich nun etwa bald ſterben ſollte, wollten Sie mirs wohl verſprechen, ihn nach meinem Tode zu heirathen? Was meynen Sie?*

Chriſtianchen. *O denken Sie doch nicht an den Tod! Ich höre gar nicht gern von dem Sterben reden; und Sie müſſen noch lange leben.*

Lorchen. *Aber wenn ich nun bald ſterben ſollte, wollten Sie ihn alsdann lieben?*

Chriſtianchen. *Ja, weil Sie ihn geliebt haben, und weil er Sie geliebt hat, ſo würde ich ihn auch lieben. Laſſen Sie aber die Gedanken vom Tode fahren; Sie machen ſonſt mich und Herr Simonen betrübt.*

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Ferdinand.

Ferdin. *Nun, wie ſtehts um unſre Sachen? Hat ſich meine Frau Muhme bald zufrieden gegeben? Sie hat in unſer Quartier geſchickt,*

und uns wieder herbitten laſſen. Ich weiß nicht, was wir ſollen, ob ſie uns vielleicht noch einige Grobheiten ſagen will, die ihr in der Hitze nicht gleich beygefallen ſind.

Lorchen. Meine liebe Chriſtiane, gehn Sie doch, und empfangen Sie Herr Simonen. Führen Sie ihn nur gleich in Ihre kleine Stube. Die Mama möchte ſonſt empfindlich werden, wenn er erſt zu mir käme. Aber thun Sie mir nicht gar zu freundlich mit ihm; ich ſage es Ihnen. Mehr, als drey oder viermal, dürfen Sie ſich nicht küſſen laſſen. Kommen Sie nur her, ich will Ihnen ein Mäulchen geben, das können Sie Herr Simonen in meinem Namen wieder geben: ſo behalten Sie doch ein gut Gewiſſen.

Chriſtianchen. Nein, das muthen Sie mir nicht zu. Ich weiß nicht, warum Sie ſo mit mir ſcherzen. Warten Sie nur, ich will mich an Ihnen rächen, und es Herr Simonen gleich wieder ſagen. Ich bin recht froh, daß ich Sie ſo aufgeräumt ſehe.

Lorchen. Ja, das macht die Liebe, und Sie, daß ich ſo zufrieden bin. Und ich will es Ihnen nur ſagen, ich möchte Sie auch gern verliebt, und gern ſo glücklich machen, als ich bin.

Chriſtianchen. Itzt noch nicht. Lernen Sie mir nur die Liebe erſt kennen. Wenn ich artiger

ertiger bin, alsdann iſt es Zeit genug. Ich höre jemanden, ich will gehen, es möchte Herr Simon ſeyn.

Lorchen. Geſchwinde, ſehen Sie noch erſt einmal in den Spiegel, ob Sie auch geputzt genug ſind. Herr Simon giebt auf alles acht.

Chriſtianchen. Er wird nicht ſehr auf mich ſehen. Wenn er auf ſeine Braut ſieht, ſo kann er meine Fehler nicht wahrnehmen.

Sechster Auftritt.

Lorchen. Ferdinand.

Lorchen. Hörten Sie, was das loſe Kind ſagte? Sie kann wohl reden, wenn ſie nur nicht ſo furchtſam wäre. Und ſie wird in kurzer Zeit recht aufgeweckt und manierlich werden. Sie iſt noch die bloſſe Unſchuld.

Ferdin. Ich habe das gute Kind niemals für einfaltig gehalten. Ich will alles zu ihrer Erziehung anwenden; und ich bin verſichert, daß ſich der klügſte Mann noch um ſie Mühe geben ſoll.

Lorchen. Ja, wir wollen gewiß für ſie ſorgen. Sie hat mich glücklich gemacht, und ich denke, ſie bald eben ſo glücklich zu machen. Da kömmt die Frau Mühme. Sieht ſie doch ſo

freundlich aus, als wenn ſie zehn Thaler in der Lotterie gewonnen hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Richardinn.

Frau Richardinn. Willkommen, lieber Herr Vetter, willkommen! Es iſt alles vergeſſen. Mein liebes Lorchen, ſeyn Sie ſo gut, und laſſen Sie Anſtalt machen, daß Herr Simon und der Herr Vetter dieſen Abend einen Biſſen Brod bey uns eſſen können. Ich muß doch heute meine geiſtliche Uebungsſtunde eingehen laſſen, da ich ſo liebe Freunde bey mir habe. Herr Simon iſt bey meiner Tochter. Sie mögen immer mit einander allein reden, ich will es ihnen nicht wehren. Sie ſind doch ſchon ſo gut, als getraut.

(Lorchen geht ab.)

Achter Auftritt.

Fr. Richardinn. Ferdinand.

Ferd. Frau Muhme, glauben Sie denn, daß Herr Simon Chriſtianchen noch heirathen wird? Ich glaube es nicht. Sie haben ihm ja den ganzen Handel aufgeſagt.

Fr. Ri-

Fr. Richardinn. Was reden Sie? Machen Sie mir das Herz nicht ſchwer. Nein, nein, meine Tochter iſt ein ganz hübſches Mädchen, und Herr Simon ein hübſcher Mann. Sie haben auch beide Geld, und alſo können ſie einander ſchon heirathen.

Ferdin. Ja, es gienge an, und es wäre angegangen; allein Sie haben ja alles rückgängig gemacht. Herr Simon hat ſich zu einer ganz andern Heirath entſchloſſen. Denken Sie denn, daß er ſich ſo unhöflich begegnen läßt? Es iſt ein angeſehner geſchickter Mann. Er bekömmt zehn Weiber aus den vornehmſten Häuſern, wenn er ſie nur haben will.

Fr. Richardinn. So? Alſo hat er meine Tochter nur in die Rede bringen wollen? Alſo will er ſie ſitzen laſſen, der gottloſe Menſch? und mich arme Frau vor der Zeit unter die Erde bringen? Solche Leute kann er mir ins Haus führen, Herr Vetter, und fürchtet ſich der Sünde nicht? Ich arme Wittwe! Ja, ja, arme Wittwen zu unterdrücken, das iſt der Weltlauf.

Ferdin. Was reden Sie wieder, Frau Muhme? Warum heißen Sie Herr Simonen einen boshaften Mann, und warum beleidigen Sie mich? Haben wir denn nicht beide die redlichſten Abſichten gehabt? Und ſind Sie nicht ſelbſt

Schuld, daß Herr Simon von Chriſtiancken ablaſſt?

Fr. Richardinn. Was? Ablaſſen will er? Nein, nun und nimmermehr, und wenn mein ganzes Vermögen darauf gienge. Es müßte keine Gerechtigkeit mehr im Lande ſeyn. Ich will gehn, ſo weit mich meine Füße tragen. Ich will dem Landesherrn einen Fußfall thun. Ich will mir und meiner Tochter Recht ſchaffen. Ich will beten, daß es dem ehrloſen Simon nimmermehr wohl gehen ſoll. Ich will - - Ich arme Frau! Ja alles dieſes will ich thun.

Ferdin. Frau Muhme, ich weiß nicht, wie Sie mir vorkommen? Können Sie denn nicht gelaſſen mit mir reden? Ich gebe den Augenblick aus Ihrem Hauſe, wenn Sie mir noch ein empfindliches Wort ſagen. Ich kann Ihren Wandel und Ihre vielen Betſtunden gar nicht zuſammen reimen. Wenn man Sie reden und ſchmähen hört: ſo ſollte man glauben, Sie hätten keine Religion, auſſer die Sie ſich ſelber gemacht hätten. Und gleichwohl reden Sie ſo viel von ihrer Andacht. Doch ich will billig ſeyn und Ihre Ausſchweifungen einer natürlichen Hitze und ſtarken Wallung des Geblüts zuſchreiben. Allein glauben Sie ja nicht, daß ich und Herr Simon Ihren Zorn anhören müſſen. Der Weg, den

wir

wir herkommen ſind, ſteht uns alle Augenblicke wieder offen.

Fr. Richardinn. Lieber Herr Vetter, (Sie weint.) was ſoll ich aber anfangen? Nehmen Sie ſich doch einer armen Wittwe an. Rathen Sie mir. Herr Simon, ein ſo ſteinreicher Mann, der faſt eine Tonne Goldes im Vermögen hat, der will meine Tochter, meine einzige Tochter nicht haben? Ach! ſie iſt ja auch nicht arm? Sie hat ja auf dreyßig tauſend Thaler. Sie iſt jung, und ſchön, und chriſtlich erzogen. Sie hat ihm ja vor ein paar Stunden angeſtanden. Warum will er ſie denn itzt nicht haben?

Ferdin. Weil Sie geſagt haben, daß er ſie nicht verdiente; daß er ſie mit Ihrem Willen nimmermehr bekommen ſollte. Kurz, weil Sie ihm die gröſten Grobheiten unter die Augen geſagt haben.

Fr. Richardinn. Aber, ich habe es ſo böſe nicht gemeynt. Ich will meine Sünde noch heute verbeten. Ich will Herr Simonen die verſprochenen fünftauſend Thaler gleich mitgeben. Ich will ihn von nun an für einen frommen Menſchen halten, und ihn alle Tage in mein Gebet einſchlieſſen. Ich will auch die Reiſekoſten bis Berlin für meine Tochter tragen. Ach ſo gewiſſenlos wird er nicht ſeyn, daß er meine arme Tochter ſollte ſitzen laſſen! Was wurde

die böſe Welt davon ſagen? Würde ſie die Schuld nicht auf mich ſchieben?

Ferd. Auf dieſe Art würde die böſe Welt zum erſtenmale wahr reden. Denn ſind Sie nicht an allem Urſache? Die gute Chriſtiane dauert mich ſelbſt. Sie hätte in der Welt keinen beſſern Mann bekommen können, als Herr Simon iſt. Sein Reichthum iſt das wenigſte, was ich an ihm hoch ſchätze. Sein Verſtand und ſein redliches Herz ſind weit größere Schätze.

Fr. Richardinn. Ja doch! Sein Verſtand und ſein chriſtliches Herz, das iſt es eben, warum ihn meine Tochter nehmen ſoll. Und wenn er aller Welt Reichthümer beſäße, und hätte nicht ſo viel Religion: ſo bekäme er ſie nimmermehr. Der liebe Mann hat mir mit allerhand geiſtlichen und erbaulichen Büchern ein Geſchenk gemacht. Ja, wenn er mir eine Grafſchaft geſchenket hätte, er hätte mir keinen größern Gefallen thun können. Daraus ſehe ich, daß er fromm iſt, und nicht bloß an dem Zeitlichen klebt. Meine Tochter wird bey ihm ſo gut aufgehoben ſeyn, als bey mir ſelber.

Ferdin. Liebe Frau Muhme, Sie haben zweyerley Sprachen, und ich weiß nicht, auf welche man ſich verlaſſen ſoll. Eine klingt geiſtlich, und die andere ziemlich weltlich. Man ſollte ſchwören, Sie müßten auch zwo Seelen haben;

haben; eine zum Beten und Singen, und eine zum Richten und Schelten. Doch das werden Sie am beſten wiſſen. Indeſſen will ich mit Herr Simonen reden, ob er ſich noch entſchlieſſen kann, Ihr Schwiegerſohn zu werden. Ich zweifle ſehr daran - - -

Fr. Richardinn. Ich zweifle keinen Augenblick. Ja ich will eben daran erkennen, ob er ein rechtſchaffen Herz hat, wenn er meine Tochter nimmt. Ich kann ihm zwar bey meinem Leben nicht mit vielem Gelde dienen, aber deſtomehr mit meinem Gebete; und daran wird ihm mehr gelegen ſeyn, als an etlichen Tauſend Thalern. Wir muſſen ja alles zurück laſſen, wenn wir ſterben. Ich arme Frau, wie lange wird es denn noch mit mir werden! Ja, lieber Herr Vetter, wenn Sie es nur ſehen ſollten, ich habe mir ſchon alle Kleider zu rechte gelegt, die ich im Sarge tragen will. So gar die Breter zu meinem Sarge liegen ſchon da. Es ſind veſte und eichene Breter, ich weiß nicht mehr, wie viel ſie mich koſten. Ich habe ſie von dem Gevatter Tiſchler ſtatt der Intereſſe angenommen.

Ferd. Das iſt alles gut. Ich will wünſchen, daß Sie dieſe veſten Breter noch lange nicht brauchen, und ſie ehe zu einem Brautbette, als zu dem Sarge anwenden mögen.

Fr. Richardinn. Der Himmel vergebe es Ihnen, Herr Vetter, daſs Sie mit mir armen alten Frau ſo ſpotten. Ich könnte noch an das Heirathen denken? Schämen Sie ſich doch. Es wird indeſſen ſchlimm genug ſeyn, wenn meine Tochter aus dem Hauſe iſt. Wer ſoll mich künftig in meinem Alter warten und pflegen! Keinen Mann habe ich, der mir an die Hand gienge, und ſo einen, wie mein ſeliger Herr war, kriege ich in meinem Leben nicht wieder. Nein, Herr Vetter, rathen ſie mir ja nicht, daſs ich wieder heirathen ſoll. Ein alter Mann iſt unbehülflich, und ein junger hält mich nicht für gut, und verthut mir das Meinige. Ach denken Sie mir nicht an dieſe Schwachheit. Die Bretter ſind zu meinem Sarge beſtimmt, der ſoll mein Brautbette ſeyn.

Ferdin. Sie haben mich nicht recht verſtanden, ich meynte zum Brautbette Ihrer Jungfer Tochter. Ich würde Ihnen nicht zur Ehe rathen, Frau Muhme, da ich weiſs, daſs ſie in ſechzig ſind.

Fr. Richardinn. Warum nicht lieber in achtzig? Ich muſs am beſten wiſſen, wie alt ich bin. Es läſst ſich mit meinen Jahren noch wohl halten, und meines Alters wegen könnte ich noch lange leben, wenn mich nicht Noth und Sorge vor der Zeit ins Grab brächten. Ich

bin

bin alle Tage bereit zum Tode. Doch möchte ich nur noch einige Jahre leben, damit ich ſahe, wie es meiner Tochter gienge, und ob ſie mich auch mit wohlgerathnen Kindern erfreuen würde. Wenn ſie nur nach Herr Simonen gerathen, ſo bin ich ſchon zufrieden.

Ferd. Frau Muhme, wir wollen noch nicht von den Kindern reden; denn es ſtößt ſich noch an die Kleinigkeit, ob Herr Simon Chriſtianchen zur Frau haben will.

Fr. Richardinn. Davon bin ich überzeugt. Ich will gehen, und den Biſſen Eſſen zurechte machen laſſen. Ueber Tiſche wollen wir die Verſprechung zur Richtigkeit bringen.

Neunter Auftritt.

Ferdinand. Simon.

Simon. Wo iſt denn meine Braut? Haben Sie noch nicht mit ihr geſprochen?

Ferdin. Ja, ich weiß nicht, welche Braut Sie meynen; ob die erſte, oder die letzte? Ob Chriſtianchen, oder Lorchen?

Simon. Wie können Sie doch fragen? Habe ich denn eine andere Braut, als Lorchen?

Ferd. Bey Ihnen iſt es freylich Lorchen; aber bey meiner Frau Muhme iſt es Chriſtian-

eben. Sie will uns zu Tiſche behalten, und da ſoll die Verſprechung vor ſich gehen. Und wenn Sie Chriſtianchen nicht zur Frau nehmen: ſo will meine liebwerthe Frau Muhme in eigener hoher Perſon ins Conſiſtorium laufen, all ihr Vermögen daran ſetzen, und wenn dieſes nicht hilft, Sie durch ihr Gebet in das entſetzlichſte Ungluck beten.

Simon. Die Frau weiß nicht, was ſie will. Sie kann thun, was ihr gefällt. Lorchen iſt meine Braut, und Chriſtianchen dauert mich. Sie hat itzt wieder mit mir geſprochen, und recht artig gethan. Sie iſt wirklich nicht ſo wohl einfaltig, als furchtſam. Sie hat recht mit mir geſcherzt, und Lorchen bey mir auf eine loſe Weiſe verklagt. Freylich hat ſie mir nichts ſinnreiches geſagt; aber ſie wuſte es doch mit einer guten Miene vorzubringen. Sie bedankte ſich recht zärtlich bey mir, daß ich auf ihr Bitten Lorchen hätte zu meiner Braut erwählen wollen. Ich hätte lieber über ihre Unſchuld geweint. Doch, Herr Ferdinand, wo iſt denn Lorchen? Haben Sie noch nicht mit ihr geſprochen?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Lorchen. Chriſtianchen.

Lorchen. *Hat mich Chriſtianchen bey Ihnen verklagt, Herr Simon?*

Simon. *Ja wohl, meine liebe Braut; und ich wollte bitten, daß ſie ſich ſelber eine Strafe auferlegten, damit ich es nicht in Chriſtianchens Namen thun müſte.*

Lorchen. *Das iſt doch ganz artig. Sie trauen der loſen Chriſtiane, und verdammen mich, ehne mich gehört zu haben. Bey wem ſoll ich mich denn über Sie ſelbſt beklagen? Bey der kleinen Chriſtiane? Ja, ja, da würden Sie mit einer ſehr leichten Strafe davon kommen.*

Chriſtianchen. *Mein liebes Lorchen, ich nichts mehr geſagt, als was wahr iſt. Ich hatte gern noch etwas dazu geſetzt; aber ich konnte es nicht über das Herz bringen. Ich habe Sie gar zu lieb. Ich will es Ihnen auch geſtehen, daß mir Herr Simon - - doch er mag es Ihnen ſelber ſagen.*

Lorchen. *Ich höre es ſchon, mein Herr Bräutigam wird Ihren kleinen Muthwillen mit etlichen Maulchen beſtraft haben, und Sie werden ſich dieſe harte Beſtrafung haben gefallen laſſen. Sie ſagen nichts, Herr Simon? Soll ich*

etwan auch ſtille ſchweigen, und Ihre erſte Untreue gleich mit Gelaſſenheit anſehen?

Chriſtianchen. O! reden Sie doch nicht von der Untreue. Sie haben mir es ja ſelbſt befohlen. Herr Simon liebt Sie von Herzen, und wir haben von nichts, als von Ihnen, geſprochen. Er hat Ihnen die gröſten Lobſprüche beygelegt, und ich auch. Wenn ich von Ihnen rede, ſo werde ich recht beredt.

Simon. So, meine liebe Chriſtiane! Immer verſtellen Sie mich bey meiner Braut. Sie ſehn wohl, daß ſie eiferſüchtig auf Sie iſt. Aber, liebſte Eleonore wir wollen die wenige Augenblicke noch zu einigen Berathſchlagungen wegen unſerer morgenden Abreiſe anwenden. Weiß es denn die Frau Richardinn, daß Sie meine Braut ſind? Wird ſie auch ihre Chriſtiane mit Herr Ferdinanden reiſen laſſen?

Chriſtianchen. Wie? Herr Simon! Ich ſoll nicht mit Ihnen reiſen, und nur mit Herr Ferdinanden? Iſt dieſes Ihr Verſprechen? Das hatte ich Ihnen nicht zugetraut.

Simon. Nein, mein liebes Kind, Sie reiſen mit uns, und was Sie in Berlin verlangen, das ſoll zu Ihren Dienſten ſtehen.

Ferdin. Sie ſollen meine Tochter ſeyn, und ich will Ihnen mehr halten, als ich verſpreche. Ich mache mir eine Ehre daraus, ein Frauenzim-

mer

mer in meinem Hauſe zu haben, das ſo angenehm und ſittſam iſt, als Sie ſind. Sie wiſſen es nicht, wie liebenswurdig Sie Ihre Unſchuld macht; und deſto mehr verdienen Sie, hochgeſchatzt zu werden. Jungfer Lorchen und meine Frau ſollen alles zu ihrem Umgange und zu ihrem Vergnügen beytragen.

Lorchen. Ich will nichts weiter ſagen, meine liebe Chriſtiane. Genug, Sie ſollen bald ſehen, daß mir Ihre Zufriedenheit ſo lieb, wo nicht gar noch lieber, als die meinige iſt.

Chriſtianchen. So wollen wir immer gehen, die Mama wird ganz gewiß ſchon mit dem Eſſen auf uns warten. Herr Simon und Herr Ferdinand, ich verlaſſe mich auf Ihren Fürſpruch. Nehmen Sie es nur nicht übel, wenn die Mama wieder verdrießlich werden ſollte. Sie meynt es nicht ſo böſe.

Simon. (zu Lorchen.) Alſo kommen Sie, meine liebe Braut. Wir wollen ſehen, wie wir mit der Frau Richardinn aus einander kommen. Ich habe noch für ein größer Preſent geſorgt, ſie wird ſich ſchon befriedigen laſſen.

Lorchen. Meine liebe Chriſtiane, gehen Sie immer voran. Wir wollen gleich nachkommen. Thun Sie nur indeſſen gegen die Mama, als ob Herr Simon noch Ihr Bräutigam wäre.

wäre. Wir wollen es nachdem ſchon machen.

(Sie geht ab.)

Eilfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen.

Lorchen. Ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu reden, Herr Simon. Sie ſind ſo großmüthig geweſen, und haben mich zu Ihrer Braut erwählt, und ich geſtehe Ihnen, daß ich mir kein größer Glück in der Welt wünſche, als die Frau eines ſo edelgeſinnten Mannes zu ſeyn. Allein ich höre auch mit dieſem Geſtändniſſe auf, die Ihrige zu ſeyn. Ihr Herz war nicht für mich, ſondern für Chriſtianchen beſtimmt, und je mehr Vergnügen ich in der Ehe mit Ihnen würde genoſſen haben, deſto unruhiger würde ich geworden ſeyn, daß ich meiner Freundinn ſo viel entzogen hätte. Werfen Sie mir nicht vor, daß ich zu zärtlich in der Freundſchaft bin. Ich will lieber durch den Ueberfluß der Freundſchaft fehlen, als durch den Mangel.

Simon. Iſts möglich, daß ich recht höre? Was fangen Sie mit mir an? Wozu bringen Sie mich? Iſt mir denn alles in der Liebe zuwider?

Lorchen.

Lorchen. *Laſſen Sie mich ausreden, ſo werden Sie hören, ob ich Ihnen Unrecht thue. Sie haben mich gewiß aus der beſten Abſicht gewählt, und ich glaube, daß ich Ihr Herz einigen von meinen Eigenſchaften zu danken habe. Allein, überlegen Sie wohl, ob nichts mehr, als die Liebe, an dieſer Wahl Antheil hat? Der Verdruß, den Sie mit der Frau Richardinn gehabt, hat ſich gewiß ohne Ihr Wiſſen mit in das Spiel gemengt. Sie ſchlug Ihnen Chriſtianchen ab, und gleich darauf trugen Sie mir Ihr Herz an. Ich mache ihnen keinen Vorwurf; ich will Ihnen auch Ihre Liebe zu mir nicht verdächtig machen. Ich will nicht ſagen, daß ſie zu geſchwind entſtanden iſt. Nein, ich will es anders ausdrücken. Ich glaube nicht, daß ich ſo viel Reizungen beſitze, daß ich in ſo kurzer Zeit mir Ihre Liebe zu eigen machen könnte. Geſetzt auch, daß ſie noch ſo gegründet wäre, ſo bleibe ich doch bey meinem Vorſatze. Ich habe alles wohl überlegt. Ihr Herz gehört niemanden, als Chriſtianchen. Sie verdient es, wo nicht mehr, doch eben ſo wohl, als ich. Sie hat es aus Liebe zu mir nicht annehmen wollen, und, um mich glücklich zu machen, hat ſie ſpäter glücklich werden wollen. Sie liebt Sie, ohne es zu wiſſen, und Sie können nach meinem Urtheile nicht glücklicher wählen, als bey Chriſtianchen.*

chen. Bleiben Sie alſo bey Ihrem erſten Entſchluſſe. Sie ſind nicht unbeſtändig gegen Chriſtianchen geweſen: denn Sie haben Ihren Werth nicht genug gekannt. Ich begleite Chriſtianchen nach Berlin. Sie lebt noch ein Jahr bey mir, ehe Sie ſich mit ihr vermählen. Es ſteht bey Ihnen, ob Sie meinem Rathe folgen wollen, der die aufrichtigſte Abſicht zum Grunde hat. Genug, ich bin nicht mehr Ihre Braut, ſondern Ihre gute Freundinn.

Simon. Liebſte Eleonore, in welche Beſtürzung ſetzen Sie mich? Ich weiß nicht . . . Iſt es denn nicht möglich, daß Sie mich lieben können?

Lorchen. Ich will Ihnen die Mühe nicht machen, mich weitläuftig zu widerlegen. Ich will Unrecht haben. Ich glaube, daß ich Sie beleidige, und daß Sie ſich dergleichen fremden Antrag niemals vermuthet haben. Allein ich wiederhole es: Entweder Chriſtianchen iſt Ihre Braut, oder keine von uns beiden.

Ferdin. Ach Lorchen! Wozu bringen Sie Herr Simonen? Uebereilen Sie ſich doch nicht, ich bitte Sie.

Lorchen. Ich übereile mich nicht. Antworten Sie mir, mein lieber Herr Simon. Iſt Chriſtianchen Ihre Braut, und ſoll ich mit Ihr nach Berlin reiſen?

Simon.

Simon. Laſſen Sie mich doch nur von meiner Beſtürzung zu mir ſelber kommen. Sie verfahren gewiß zu ſtrenge mit mir. Ich weiß ja nicht, ob die unſchuldige Chriſtiane ſich entſchlieſſen kann - - - Alſo darf ich mir keine Hoffnung machen, Sie zu beſitzen, meine Eleonore? Verdiene ich nicht länger, als etliche Augenblicke, von Ihnen geliebt zu werden? Träume ich, oder ſchlagen Sie mir wirklich Ihr Herz ab? Darf ich gar nicht mehr hoffen?

Lorchen. Nein, Sie dürfen nicht mehr hoffen. Beruhigen Sie ſich, wenn ich Ihnen geſtehe, daß es mir ſo ſauer ankömmt, dieſes zu ſagen, als es Ihnen ſeyn kann, es anzuhören. Genug, ich opfere die Liebe der Freundſchaft auf, mein Herz mag dawider ſagen, was es will. Sie gehören Chriſtianchen zu, und ich will mich vollkommen glücklich ſchätzen, wenn Sie dieſes liebenswürdige Kind von meiner Hand annehmen. Sie liebt Sie gewiß; allein Sie hat, aus Liebe zu mir, mich durch Sie glücklich machen, und ſich ſelber vergeſſen wollen. Ich bin alſo nicht einmal ſo großmüthig, als Chriſtianchen. Was ich thue, iſt nur eine Belohnung, oder Erkenntlichkeit für die Freundſchaft, die Sie mir freywillig erwies. Erfüllen Sie meine Bitte, lieber Herr Simon, und nehmen Sie meine unſchuldige Freundinn von mir an. Ich reiſe mit

ihr

ihr nach Berlin, und es bleibet bey meinem Verſprechen. Geben Sie dieſen Abend Ihr Wort von ſich, und verſchieben Sie das Hochzeitfeſt noch ein Jahr. Ihre Ehe wird alsdann ein Beyſpiel der beſten Ehen ſeyn. Denken Sie nicht mehr an mich; ſondern von dieſem Augenblicke an, an Chriſtianchen. Ich bitte Sie bey der Zuneigung, die Sie mir heute geſchenkt haben, denn ich weiß nichts koſtbarers.

Simon. Ich kann nichts weiter ſagen, als daß ich Chriſtianchen von Ihrer Hand annehmen, und Ihre Großmuth, und mein Schickſal zeitlebens bewundern werde. Ach Herr Ferdinand, wer hätte dieſen Ausgang vor einer Stunde vermuthet? Ich gehorche dem Verhängniſſe und der Liebe. Chriſtianchen ſey zum andernmale meine Braut, und auf ewig die meinige. Wird ſie mich auch lieben? Wie unruhig iſt ein Herz, wenn es liebt, und was iſt gleichwohl ſüßer, als die unſchuldige Liebe? Liebſte Eleonore, glauben Sie wohl, daß Chriſtianchen mich liebt?

Lorchen. Ja, Sie liebt Sie, Herr Simon, und ich freue mich über den glücklichen Ausgang Ihrer Liebe. Ich will mit Chriſtianchen reden; verlaſſen Sie ſich auf mich, und auf Ihren eignen Witz. Wie zufrieden will ich

ſeyn,

ſeyn, wenn ich Sie beide in dem Glücke ſehe, das Sie verdienen, und wenn ich den ſuſſen Gedanken mit mir herum tragen kann, daß ich zu dieſem Vergnügen etwas beygetragen habe! Kommen Sie, wir wollen zur Frau Richardinn gehen, Sie wird dieſen guten Erfolg mehr, als einmal, ihrem Gebete zuſchreiben.

Ferdin. Das heißt Großmuth! Das heißt Freundſchaft! Wenn doch viel ſolche weltlich geſinnte Frauenzimmer in der Welt wären, wie Lorchen und Chriſtianchen, und keine einzige ſo heilige Frau, wie meine Frau Muhme, die Betſchweſter. Lorchen, ich habe kein Kind. Sie ſind meine Tochter. Nehmen Sie die fünf tauſend Thaler von Herr Simonen nicht an. Ich will Sie allein glücklich machen. Kommen Sie, meine liebe Tochter, wir wollen gehen.

(Er nimmt ſie bey der Hand, und ſie küſst ihm die Hand.)

Lorchen. (zu Simonen.) *Erlauben Sie mir das Vergnügen, daß ich Sie zu Ihrer Braut führen darf. Das gute Kind wird recht erſchrecken.*

Ende des dritten und letzten Aufzugs.

Ende des dritten Theils.

Sämtliche Schriften

Herrn

C. F. Gellerts.

Vierter Theil.

Luſtſpiele.

Zweyter Theil.

von

Herrn C. F. Gellert.

Mit Kupfern.

Mit des hohen Standes Bern
Privilegio.

Bern, 1773.
Verlegts Beat Ludwig Walthard.
und zu finden
in Amſterdam
bey Johannes Schreuder.

Das Loos in der Lotterie.

Universitäts
Bibliothek

Das

Loos in der Lotterie.

Ein Luſtſpiel

in fünf Aufzügen.

Perſonen.

Herr Orgon.

Frau Orgon.

Herr Damon.

Frau Damon.

Carolinchen, eine Anverwandtinn der Frau Damon.

Herr Simon.

Herr Anton, Carolinchens Bräutigam.

Der Schauplatz iſt in Damons Hauſe.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Frau Damon. Herr Orgon.

Frau Damon.

Bringen Sie mir etwan eine gute Nachricht wegen der Berliniſchen Lotterie? Haben Sie die Liſte noch nicht erhalten?

Hr. Orgon. *Nein, zur Zeit noch nicht, meine liebe Frau Schwägerinn. Aber ich bekomme ſie entweder mit der heutigen Poſt, oder doch mit der morgenden gewiß. Und ich will ihnen im Voraus von Herzen wunſchen, daß Ihr Loos den größten Gewinnſt mag erhalten haben.*

Fr. Damon. *Sie wunſchen mir mehr, als ich verlange. Ich habe nicht in die Lotterie gelegt, um reich zu werden, ſondern um Andern gutes zu thun, wenn ich etwas gewönne. Sie wiſſen wohl, daß mein lieber Mann mit meiner Freygebigkeit nicht wohl zufrieden iſt, und mich durch ſeine gar zu große Sparſamkeit auſſer den Stand ſetzet, jemanden Gefälligkeiten zu erzeigen. Wenn ich nun zum Exempel hundert Thaler ge-*

wönne: ſo wollte ich ihm die eine Hälfte davon geben, damit er mir erlaubte, die andre Hälfte meiner Schweſter Tochter, Carolinchen, zu ſchenken, welche ſich einige gute Bücher und muſikaliſche Sachen dafür kaufen würde. Es iſt ein recht artiges und geſchicktes Mädchen, die von den meiſten Fehlern unſers Geſchlechts frey iſt.

Hr Orgon. Ja, ja. Sie mag ein gut Gemüthe haben. Wenn ich Herr über mein Vermögen wäre: ſo wollte ich Ihr ſelber dienen. Allein unſere beiden Haushaltungen ſind einander gleich entgegen geſetzt. Bey Ihnen hat der Mann das Geld allein, und bey mir die Frau.

Fr. Damon. Aber warum geben Sie denn Ihrer Frau Liebſte alles, und benehmen ſich die Gelegenheit, gegen Ihre Anverwandten und Freunde gefällig und liebreich zu ſeyn?

Hr. Orgon. Ich habe recht viele Urſachen dazu, Frau Schwägerinn. Erſtlich will es meine Frau haben, daß ich ihr alles Geld geben ſoll. Und warum ſollte ichs nicht thun, da mir nicht viel an dem Gelde liegt? Zum andern, was ſollte ich mit dem Gelde anfangen? Die Arten, wodurch man es verthut, ſind mir faſt alle zu beſchwerlich. Ich ſpiele nicht gern, weil es mühſam iſt, und man dabey lange nachſinnen muß.

muß. Ich trinke nicht gern, weil ich mich vor dem Kopfweh furchte Und in den Weinkeller sind auch immer so viele Leute. Diese muß ich entweder grüßen, wenn ich hinkomme, oder ich muß gar mit ihnen reden, oder doch zuhören. Und alles dieses beunruhiget mich; denn ich bleibe gar zu gern in meiner Gelassenheit, und lasse mir alles gefallen, wobey ich mich leidend verhalten kann.

Fr. Damon. Wobey Sie sich leidend verhalten können? Was soll denn das eigentlich heißen?

Hr. Orgon. Ich weiß es selber nicht recht; aber ich wollte nicht erst lange herum sinnen. Denn was soll man sich eines Wortes, oder Gedankens wegen, lange quälen? Ich bin von dem vielen Reden schon recht müde. Wenn nur meine Frau käme, daß sie an meiner statt mit Ihnen sprechen könnte.

Fr. Damon. Herr Schwager, das ist auch gar zu bequem. Sie werden doch Ihrer Frau Liebste nicht zumuthen, daß sie in Ihre Seele reden soll?

Hr. Orgon. Ja, warum soll sie nicht in meinem Namen reden können, da sie mein ganzes Herz kennt und im Besitze hat? Sie thut es auch gern. Denn sie redt lieber, als ich. Und so wenig ich spreche: so laßt sie es doch selten

bey dem, was ich ſage, bewenden. Sie verbeſſert es entweder, oder ſie führt es weitläuftiger aus, oder ſie zeigt mir das Gegentheil davon. Und dieſes laſſe ich mir von Herzen gefallen. Denn auf dieſe Art habe ich keine Mühe. Meine liebe Frau denkt für mich und redt auch für mich.

Fr. Damon. Herr Schwager, Sie ſind gar zu treuherzig. Warum ſagen Sie mir alles dieſes? Ich hätte geglaubt, Sie nähmen es übel, wenn man Ihnen nur die Hälfte von denen Eigenſchaften beylegte, die Sie ſich ganz zueignen.

Herr Orgon. Ich rede die Wahrheit. Die Verſtellung kommt mir allemal weit beſchwerlicher an, als wenn ich ſage, wie mirs um Herze iſt. Geſetzt, daß auch meine Lebensart nicht recht nach der Mode wäre: ſo iſt ſie doch ruhig; und ein ruhig Leben iſt das vernünftigſte.

Fr. Damon. Mich deucht, Sie vermengen das gar zu Bequeme mit dem Ruhigen.

Hr. Orgon. Das mag ſeyn. Ich habe es Ihnen ja ſchon geſtanden, daß mich ein Wort nichts verſchlägt. Ueber dieſe mühſelige Pedanterey bin ich lange hinweg. Bedenken Sie nur, ob dieſes keine ruhige Lebensart iſt, wenn man wenig oder nichts thun darf, und ſogar der verdrieß-

drieſslichen Mühe, ſich zu entſchlieſſen, überhoben ſeyn kann.

Fr Damon. Nun überlege ich erſt, wie viel Ihnen mein Lotteriezeddel Mühe gekoſtet haben mag. Urtheilen Sie nur. Erſtlich haben Sie meine Bitte, mir einen zu verſchaffen, anhören müſſen. Dieſes iſt eine Mühe. Dann haben Sie ſich entſchlieſſen müſſen, daſs Sie mir ein Loos ausnehmen wollen. Dieſes iſt die andere Mühe. Ferner haben Sie das Geld dafür nach Berlin geſchickt. Dieſes iſt die dritte Mühe. Und wenn Sie heute oder morgen die Liſte von der gezogenen Lotterie von Ihrem Correſpondenten erhalten: ſo habe ich Ihnen die vierte Mühe gemacht. Derjenigen nicht zu gedenken, die ich Ihnen itzt verurſache, da Sie mit mir davon haben reden müſſen.

Hr. Orgon. Sie vergröſſern meinen Dienſt gar zu ſehr. Ich weiſs doch wohl, daſs man einer lieben Freundinn zu Gefallen ſich auch einmal Gewalt anthun muſs. Indeſſen bleibe ich dabey, daſs ein ruhiges Leben ein vernünftiges Leben iſt. Ueberlegen Sie nur, liebe Frau Schwägerinn, wie glücklich man iſt, wenn man niemals daran denken darf, was man thun will, und ſo gar nicht einmal zu wollen braucht. Meine Intereſſen kommen, ohne daſs ich daran gedacht habe. Ich denke auch ferner nicht daran, wenn

ich ſie habe; denn ich überlaſſe ſie meiner Frau. Wenn meine Frau ſagt: Mein Schatz, wir wollen eſſen; ſo eſſe ich. Wenn Sie ſpricht: Wir wollen Caffee trinken; ſo trinke ich, wenn ſie mir einſchenkt. Kurz, meine Frau lenkt meine Seele, meine Wünſche, mein Geld wohin ſie will. Und ich erſpare mir auf dieſe Art die groſſte Mühe, die das menſchliche Leben, wo nicht verkurzt, doch beſchwerlich macht.

Fr. Damon. Aber auf dieſe Art, Herr Schwager, ſind Sie ja, wenn Sie meine Vergleichung nicht übel nehmen wollen, faſt nichts in ihrem Hauſe, als ein Gangelwagen, der nicht eher laufen kann, als bis man ihn in Bewegung ſetzet.

Hr Orgon. Wie ich höre, können Sie auch ſpotten. Laſſen Sie es gut ſeyn. Ich befinde mich, als ein lebendiger Gängelwagen, ſehr wohl, und will es bis an meinen Tod bleiben. Doch wir haben viel geredet. Laſſen Sie uns nun etwas ausruhen, ſonſt möchte ich vor Müdigkeit nicht Caffee trinken können.

Fr. Damon. Soll ich Ihnen etwan ein Kuſſen holen, wenn Sie ſich mit dem Kopfe ein wenig auf den Tiſch legen wollen? Doch hier kömmt Ihre Frau Liebſte.

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. *Weil Sie es alſo befohlen haben, Frau Schweſter, ſo ſtelle ich mich ein. Aber meine erſte Bitte iſt, daß Sie ſich unſertwegen nicht die geringſte Ungelegenheit machen.*

Fr Damon. *Befürchten Sie nichts, liebe Frau Schweſter. Sie wiſſen ſchon, daß mein Mann kein Freund von groſſen Gaſtereyen iſt, und daß er an ſeinem Geburtstage eben ſo wenig verſchwendet, als zu einer andern Zeit. Verziehen Sie nur einen Augenblick, ich will gehen und ihn herbey rufen.*

Dritter Auftritt.

Herr Orgon. Fr. Orgon.

Fr. Orgon. *Die Frau Schwägerinn hat ſich ja ganz erſtaunlich geputzt. Ich hätte ſie für eine Hofdame angeſehen, wenn ſie mir im Dunkeln begegnet wäre. Gewiß, wenn ich argwöhniſch wäre, ſo könnte ich mir allerhand Gedanken machen, daß ich meinen Mann ganz allein bey einer Frau antreffe, die wohl nicht ohne Urſache ihren völligen Staat angeleget hat.*

Hr. Orgon. Hat ſich die Frau Schwägerinn ſo geputzt, mein liebes Kind? Ich habe nicht Achtung darauf gegeben.

Fr. Orgon. Sie mögen nun Achtung darauf gegeben haben oder nicht: ſo ſagen Sie mir nur, warum Sie eher hieher gegangen ſind, als ich?

Hr. Orgon. Du haſt mirs ja geheißen, mein gutes Herze!

Fr. Orgon Gut! habe ich Ihnen deswegen befohlen, daß Sie ſich ganz allein zu der Frau Schwägerinn ſetzen, und wer weiß was für Reden mit ihr führen ſollen? Was für ſinnreiche und angenehme Sachen haben Sie denn von ihr gehört?

Hr. Orgon. Ich weiß kein Wort mehr von unſerer ganzen Unterredung. Warum ſollte ich mir die Laſt machen und das behalten, was ich höre?

Fr. Orgon. Mit dieſer Entſchuldigung, ſo wahr oder erdichtet ſie auch iſt, werden Sie dieſesmal nicht auskommen. Ich frage Sie kurz und gut, ob ſie mich lieben, oder nicht?

Hr. Orgon. Ach ja, mein lieber Schatz.

Fr. Orgon. Nun ſo befehle ich Ihnen bey dieſer Liebe, daß Sie mir ſagen, was Sie mit der ſo ſchön geputzten Frau Schwägerinn geſprochen haben.

Hr.

Hr Orgon. *Ja, wenn ichs nur wüſte. Ich redte, glaube ich, davon mit ihr, daß mir das Reden ſauer würde.*

Fr. Orgon. *Man höre nur, was das für eine boshafte Antwort iſt. Wie kommen Sie denn zu dem ſinnreichen Einfalle? Ich glaube, die Frau Schwägerinn hat es Ihnen eingegeben, was Sie Ihrer rechtſchaffenen Frau antworten ſollen. Sie wiſſen doch wohl, daß ich Ihre Frau bin, oder ſoll ich ihnen noch mehr ſagen? Ich kündige Ihnen meine Liebe und alles auf, wenn ſie mir nicht den Augenblick ſagen, was Sie mit der eingebildeten, närriſchen, ſtolzen, ungeſchickten und verführeriſchen Frau geredet haben.*

Hr. Orgon. *Mein Engel, beunruhige mich nicht. Ich glaube, ich ſchliefe ein, wenn ich lange nachſinnen wollte.*

Fr. Orgon. *Und wenn Sie auf zehn Jahre einſchliefen: ſo muß ich wiſſen, was Sie mit der Frau geredet haben.*

Hr. Orgon. *Itzt beſinne ich mich. Wir redeten von der Berliniſchen Lotterie.*

Fr. Orgon. *Was iſt denn das für ein Geheimniß?*

Hr. Orgon. *Die Frau Schwägerinn hat mich vor einiger Zeit erſucht, ein Loos in der Berliniſchen Lotterie für ſie auszunehmen. Nun iſt die Lotterie gezogen, und ſie möchte gerne*

wiſſen,

wiſſen, ob ſie für ihre vier Thaler etwas gewonnen hätte

Fr. Orgon. Das iſt ja recht artig. Sie bemühen ſich für die Frau Schwägerinn, und ſagen Ihrer Frau kein Wort davon. Ich darf alſo nicht wiſſen, was Sie mit ihr vorhaben? Und Sie befürchten auch nicht, daß es heraus kommen wird? Ich weiß nicht, warum die Manner ſo einfaltig ſind, etwas geheim anzufangen, da ſie doch nie geſchickt ſind, es geheim zu halten?

Hr. Orgon. Laß mich nicht ſo viel reden, mein Kind, es möchte mir ſchädlich ſeyn.

Fr. Orgon Aber wenn Sie mit der Frau Schwägerinn reden, und etwas heimlich einfädeln ſollen: ſo haben Sie dieſe Sorge nicht. Ich redliche, rechtſchaffene Frau, gehe mit Ihnen ſo vertraut um; und Sie hintergehen mich?

Hr. Orgon. Nicht doch. Die Frau Schwägerinn hat mich, ich ſollte es Niemanden ſagen, damit es nicht vor ihren Mann käme, daß ſie Geld in die Lotterie legte.

Fr. Orgon. Alſo weiß es ihr Mann nicht? Das gefällt mir. Iſt das die ſo vernunftige, die tugendhafte Frau, von der alle Leute als von einem Wunder ihres Geſchlechts reden? Sie hintergeht ihren wackern Mann. Sie entwendet ihm das Seinige und ſetzt es in die Lotterie, um

Geld

Geld zu gewinnen, damit ſie Staat davon machen, und es andern ehrlichen Weibern in den Moden zuvor thun kann. Warum putzt ſie ſich denn ſo ſehr, wenn ſie keine Anbeter ſucht? Entſchuldigen Sie doch Ihre Frau Schwägerinn, wenn ich ihr Unrecht thue.

Hr. Orgon. *Ich glaube wohl, daß man ſie entſchuldigen könnte; aber ich mag mich in dieſe Arbeit nicht einlaſſen.*

Fr. Orgon. *Heißt dieſes nicht ſo viel, als Ihre Frau hat Unrecht? Halten Sie mich denn für eine Verleumderinn? Eins von beyden muß wahr ſeyn. Entweder Ihre Frau Schwägerinn iſt das, wofür ich ſie ausgebe, oder ich bin eine Verleumderinn. Welches behaupten Sie?*

Hr. Orgon. *Ich behaupte keines von beyden*

Fr. Orgon. *Und ich behaupte, daß ich Recht habe Wer iſt Ihnen lieber? Ihre Frau, oder Ihre Schwägerinn? Wer wartet und pflegt Sie?*

Hr. Orgon. *Ja, mein Kind. Du haſt Recht: ſie hat Recht; kurz, wir haben alle mit einander Recht. Doch, wenn du es lieber ſiehſt: ſo ſollſt du allein Recht haben. Laß mich in Ruhe, und komm her, und umarme mich.*

Fr. Orgon *Sie verdienen dieſe Belohnung eben nicht. Doch, damit Sie ſehen, daß ich*

nicht

nicht halsſtarrig bin: ſo - - (Sie küſst ihn.) *Nicht wahr, mein lieber Schatz, Sie hatten Unrecht?*

Hr. Orgon. Ja wohl.

Fr. Orgon. (Sie küſst ihn.) *Iſt es nicht an dem, daß die Frau Schwägerinn lange nicht ſo ſchön ausſieht, als es die Leute machen?*

Hr. Orgon. Ja, mein Engel, du biſt viel ſchöner.

Fr. Orgon. Habe ich nicht Recht, daß die Frau Schwägerinn (Sie küſst ihn.) *lange nicht ſo verſtändig, ſo tugendhaft und artig iſt, als man ſie in allen Geſellſchaften ausſchreyt?*

Hr. Orgon. Ja, du übertriffſt ſie in allen. Laß mich nicht ſo viel reden, ſonſt wird mir das Küſſen zu ſauer.

Fr. Orgon. Ach mein engliſcher Mann! Itzt beſinne ich mich, daß ich mein Spielgeld zu Hauſe in meinem Putzſchranke vergeſſen habe; und die Magd mag ich nicht in meinen Schrank gehen laſſen. Willſt du nicht ſo gut ſeyn und mirs holen? Nicht wahr, du kannſt mirs nicht abſchlagen?

Hr. Orgon. Das wird mir ſehr ſauer werden. Ich dachte, du gäbſt mir vier Groſchen zu einer Sänfte; denn ſonſt entkräfte ich mich zu ſehr.

Fr.

Fr. Orgon. Hier iſt das Geld, geben Sie nur. Da kömmt ja mein lieber Herr Damon.

Vierter Auftritt.

Fr. Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon. Ich bin von Herzen erfreut, wertheſte Frau Schwägerinn, Sie heute bey mir zu ſehen Nur bitte ich, daß Sie mit einer ſchlechten Bewirthung vorlieb nehmen, und ſichs bey uns gefallen laſſen wollen.

Fr. Orgon. Mir iſt es das gröſſte Vergnügen, daß ich die Ehre haben ſoll, dieſen Nachmittag bey Ihnen zuzubringen; noch angenehmer aber iſt mir der heutige Tag, weil es ihr Geburtstag iſt, wozu ich Ihnen von Grund meiner Seelen gratulire, und ihnen zu dem zurückgelegten Halbenhunderte noch ein Halbhundert Jahre wünſche

Hr. Damon. Ich danke Ihnen für Ihre gute Meynung, geehrteſte Frau Schwägerinn, und wünſche auch Ihnen, und Ihrem lieben Manne ein langes Leben, gutes Auskommen und alles, was Sie ſich ſelber wünſchen. Aber auf hundert Jahre werde ichs wohl nicht bringen. Nein, ich fühle ſchon, daß meine Kräfte abnehmen. Ach die Hausſorgen nehmen einen ſehr mit! Sie wiſſen,

ſen, daß ich mir das Meinige angelegen ſeyn laſſe. Wer wirthſchaften und in der Welt ehrlich leben will, hat ſtets zu ſorgen, ſtets zu thun. Genug! daß ich mich keine Mühe dauern, und auch um einen Pfenning keinen Weg verdrießen laſſe. Leider iſt das Geld ſchwer verdient, und leicht verthan, und man braucht gleichwohl ſo gar viel. Ich pflege immer zu meiner lieben Frau zu ſagen daß niemand wüßte, ob er mit ſeinem Vermögen auskommen würde, als bis er todt wäre. Es ſind der Fälle in der Welt gar zu viel, wodurch man in ſeiner Nahrung zurück geſetzet werden kann.

Fr. Orgon. *Sie haben vollkommen Recht, lieber Herr Schwager. Ihre Frau Liebſte iſt meine Herzensfreundinn; ich liebe ſie wie mich; aber mit ihrer Freygebigkeit, oder ſoll ich es Leichtſinnigkeit nennen, bin ich eben nicht zufrieden. Sie meynt es gut; aber - - doch eine Freundinn ſoll nicht von der andern reden. Ach es koſtet viel, wenn ein Frauenzimmer alle neue Moden mitmachen will. Sehen Sie nur, wie ſchlecht und recht ich gehe. Und meiner Jahre wegen könnte ich doch in der Kleidung noch eher jung thun.*

Hr. Damon. *Ja, Frau Schweſter, Sie helfen mir auf das rechte Capitel. Es iſt wahr, meine Frau iſt ſchön, und jung, und tugend-*

haft,

haft, und darum gefällt ſie mir: aber ſie iſt auch galant in Kleidern, gar zu freyzebig; und darum gefällt ſie mir nicht. Ich ſchwöre Ihnen zu, daß ſie mir niemals beſſer, als in ihrem Nachtkleide, gefallt; nicht darum, weil es mich wenig koſtet, ſondern weil es ohne alle Pracht, bald geſchafft, und nicht leicht verderbt iſt. Sie hat mir heute zu meinem Geburtstage verſprochen, künftig alle Groſchen umzuwenden, ehe ſie einen ausgiebt. Und wenn ſie recht haushältig wird, ſo kann ich mir keine beſſere Frau wünſchen.

Fr. Orgon. Daran zweifele ich gar nicht. Aber man muß auch mit dem Taſchengelde wohl umzugehen wiſſen.

Hr. Damon. Taſchengeld hat meine Frau gar nicht. Sie muß mir alle Heller abfordern.

Fr. Orgon. Nun wenn das iſt, ſo haben Sie ja nichts zu befurchten. Denn ſie wird doch nicht mehr fordern, als ſie braucht.

Hr. Damon. Ja, liebe Frau Schwägerinn, das iſt eben die Frage und meine Sorge. Sie hält gar zu viel auf die Tochter ihrer ſeligen Schweſter. Und ob dieſe gleich nicht oft bey mir ſeyn darf: ſo fürchte ich doch, daß ſie eins und das andre von meiner Frau geſchenkt bekömmt. Doch verwunſcht ſey der

Gro-

Greſchen, um welchen ſie mich bringt! Ich will auch der Noth ein Ende machen, und meine Muhme an meinen Mundel, den Herrn Simon, verheirathen: ſo bekömmt ſie doch einen Mann mit Geide. Und meine Frau hat alsdann keine Urſache mehr, für ſie zu ſorgen. Herr Simon und Jungfer Carolinchen werden heute mit uns ſpeiſen. Vielleicht können wir unverſehens ein Paar aus ihnen machen.

Fr. Orgon. Aber, Herr Schwager - - Nein, ich bitte Sie, fragen Sie mich ja nicht, was ich Ihnen ſagen wollte. Es ſoll nimmermehr über meine Lippen kommen. Nein, nein! Ihre Frau Liebſte iſt meine gar zu gute Freundinn. Sie wird es doch ſo zu machen wiſſen, daß ſie es an einem andern Orte wieder erſpart.

Hr. Damon. Was? meine Frau will mich zum armen Manne machen? Iſt dieſes das Verſprechen, welches ſie mir heute gethan? Ich geplagter und unglückſeliger Mann! Eben diejenige Perſon, die mir am nächſten iſt; die keinen Heller zu mir ins Haus gebracht hat; durch dieſe ſoll ich mein ſauer erworbenes Vermögen aus einander gehen ſehen?

Fr. Orgon. Wie können Sie doch gleich ſo einen üblen Verdacht auf Ihre arme Frau werfen! Sie iſt meine Freundinn; und wenn ich gewußt hätte, daß Sie ſo aufführen würden: ſo hätte

hätte ich kein Wort ſagen wollen. Wenn hat ſie denn behauptet, daß ſie Ihnen Ihr Vermögen durchbringt? Vor ſolchen Gedanken bewahre mich mein Gewiſſen. Wenn ſie nun auch etliche Thaler ohne Ihr Wiſſen in die Lotterie legt, wird denn dadurch ihre ganze Haushaltung zu Grunde gehen?

Hr. Damon. Wie? meine Frau legt Geld in die Lotterie? Das gottloſe Weib! Ich ſterbe es meinem Leibe und Leben ab; und meine Frau iſt ſo ruchlos und ſetzt das Meinige in die Lotterie? Ich möchte vor Aergerniß des Todes ſeyn. Ich weiß es allen meinen Freunden, die mir zu dieſer Heirath gerathen haben, ſchlechten Dank. Nur heraus mit der Sprache, Frau Schwägerinn! Nur gleich geſtanden! Wie viel hat meine Frau in die Lotterie gelegt? Ich mag nichts mehr von ihr hören und wiſſen. Ich übergebe ſie der Obrigkeit, dem weltlichen Arme. Ja, ja, ich thue es. Es iſt durch ein öffentliches Mandat verboten, daß man . . .

Fr. Orgon. Ich bitte Sie, Herr Schwager, begreifen Sie ſich doch!

Hr. Damon. Ja, durch ein öffentliches Mandat iſt es verboten, nichts in auswärtige Lotterien zu legen. Ich will die Obrigkeit um Hülfe anflehen. Ich will mich von ihr ſcheiden

lassen; Sie soll ins Zuchthaus, und ich gebe nicht einen Groschen zur Alimentation.

Fr. Orgon. Ist Ihre Hitze bald vorbey? Sagen Sie mir, was Sie mit allen den vergeblichen Reden haben wollen! Wenn nun Ihre Frau auch vier Thaler in die Lotterie gelegt hat, wollen Sie wohl so albern seyn und sich bey Ihrem Verlobe noch vor Gericht ausladen lassen?

Hr Damon. Nein, das will ich nicht thun. Klagen will ich nicht. Sie haben Recht, Frau Schwägerinn. Es kömmt nichts heraus, als Spottlin, als Advocatengebühren. Sie könnten meiner Frau den Eyd deferiren, und sie könnte, um bey mir zu bleiben, schwören, und - - -

Fr. Orgon. Nun, nun, Herr Schwager. Nur nicht so verächtlich gesprochen. Sonst kommen wir vor Gericht. Eines Mannes wegen wird keine Frau falsch schwören. Das sage ich! verstehen Sie mich?

Hr. Damm. Ja doch. Ich will meine Frau selbst bestrafen. Ich will sie zu mir in mein Hinterstübchen kommen lassen. Ich will die Thüre zuschliessen. Sie soll mir eine knieende Abbitte thun. Sie soll mir acht Tage lang nicht vor die Augen kommen, so wahr ich heute meinen Geburtstag begehe.

Fr.

Fr. Orgon. Herr Schwager, halten Sie mit solchen Reden inne. Das heißt das ganze weibliche Geschlecht, und also auch mich beschimpft. Wenn Ihre Frau einfältig genug ist: so können Sie mit ihr machen, was Sie wollen. Aber in meiner Gegenwart müssen Sie mit mehr Ehrerbietung von den Weibern reden, sonst will ich Ihnen zeigen, was eine Frau ist. Wollen Sie Ihre Frau nicht etwan gar schlagen? Ich sollte Ihre Frau seyn, ich wollte Ihnen - - -

Hr Damon. Ernst muß in der Ehe seyn. Mein Vater, der ein rechtschaffner Mann war, hat meine Mutter einmal die ganze Treppe hinunter gestoßen, weil sie ihm widersprochen hatte. Meine Frau soll es schon empfinden. Ich will gleich gehen und - - -

Fr. Orgon. Wo wollen Sie hin? Sind Sie denn so leichtgläubig, daß Sie die Sache mit der Lotterie für Ernst halten? Merken Sie nicht, daß ich Sie nur habe auf die Probe stellen wollen, um zu erfahren, ob Sie ein böser Mann sind? So lernt man die lieben Männer kennen. Ihre rechtschaffene Frau hat wohl in Ihrem Leben an keine Lotterie gedacht. Und Sie sind so argwöhnisch, daß Sie das Aergste den Augenblick von ihr glauben? Schämen Sie sich!

Hr. Damon. Ach liebe Frau Schwägerinn! also ists nicht wahr? O! wie froh bin ich, daß

Sie nicht hintergangen und mir eine Gelegenheit gegeben haben, meine Uebereilung zu erkennen! Ich bin gar zu leichtgläubig. Ich will es meiner ganzen Frau tausendmal abbitten.

Fr. Orgon. *Nein! Sie müssen mirs zuschwören, daß Sie Ihrer Frau Liebste kein Wort von der ganzen Sache sagen wollen; sonst betrete ich Ihre Schwelle mit keinem Fusse mehr.*

Hr. Damon. *Ja, von Herzen gern. Ich will ihr kein Wort sagen. Hier kömmt sie. Sehen Sie nur, Madam, hab ich nicht eine schöne Frau?*

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon. *Liebe Madam, wo wollen Sie den Caffee am liebsten trinken? Im Garten, oder auf dem Altane, oder hier?*

Fr. Orgon. *Wo Sie befehlen. In Ihrer Gesellschaft wird er mir allezeit gut schmecken.*

Hr. Damon. *Wir wollen ihn immer im Garten trinken, Fr. Schwägerinn. Da kann ich Ihnen die Geschicklichkeit meiner Frau sehen lassen. Sie hat mein Gärtchen allerliebst angelegt.*

Fr.

Fr. Damon. *Beſchämen Sie mich nicht, mein lieber Mann. Der Lobſpruch kömmt mehr dem Gärtner, als meiner Anſtalt zu.*

Hr. Damon. *Ich will immer gehen und den Garten aufſchlieſſen. So bald alles fertig ſeyn wird, werde ich die Ehre haben, die Frau Schwägerinn abzuholen.*

Sechster Auftritt.

Frau Orgon. Frau Damon.

Fr. Orgon. *Es geht mir recht nahe, daß ich Ihnen ſo viel Ungelegenheit verurſache. Aber, liebſte Frau Schweſter, das ſind ganz vortrefliche Ohrringe. Dieſe habe ich ja noch niemals bey Ihnen geſehen. Haben Sie ſich dieſen koſtbaren Staat ſelber geſchaft, oder iſt es ein Präſent von Ihrem Herrn Liebſten?*

Fr. Damon. *Nein, Frau Schweſter, weder mein Mann, noch ich, würden ſo viel für einen Schmuck geben, den man gar wohl entbehren kann. Es iſt ein Geſchenke, das mir ein guter Freund von meinem Manne, ein Juwelier aus Augſpurg, gemacht hat. Er reiſete vorige Woche hier durch und trat bey uns ab, weil er auf der Reiſe krank geworden war. Er blieb etliche Tage bey uns, um ſich wieder zu erholen. Kurz, er ſchenkte mir bey ſeiner Abreiſe*

dieſe Obrgehenke, nebſt einer Zitternadel, für die Mühe, wie er ſagte, die er mir durch ſeine Unpäſlichkeit verurſachet hätte. Ich wollte, daß er mir das Vergnügen gelaſſen hätte, ihm umſonſt gedienet zu haben. Es war der rechtſchaffenſte und liebreichſte Mann von der Welt, der durch die Geduldſamkeit, mit der er die gröſten Schmerzen ertrug, mich und alle zum Mitleiden bewog.

Fr. Orgon. *In Wahrheit, Frau Schweſter, Sie ſind recht glücklich bey den Mannsperſonen. Ich glaube, daß alle Geſchenke, die ich in meinem ganzen Leben von dem andern Geſchlechte bekommen habe, nicht halb ſo viel austragen, als Ihre Obrgehenke. Er gab Ihnen auch noch eine Zitternadel dazu? Ach laſſen Sie mich ſie doch ſehen! Ich habe eine herzliche Freude darüber, daß Sie ſo reichlich beſchenket worden ſind. Iſt die Nadel mit Brillanten beſetzet?*

Fr. Damon. *Ja, ſehr ſtark. Sie liegt in meinem Putzſchranke. Wenn ich Ihnen einen Gefallen damit erzeige, ſo will ich ſie gleich holen, wenn Sie etliche Augenblicke allein bleiben wollen.*

Fr. Orgon. *Von Herzen gern. Ach da kömmt ja auch mein armer Mann wieder!*

Sieben-

Siebenter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Orgon.

Hr. Orgon. *Hier iſt das Spielgeld. Ich bin ganz entkräftet, mein lieber Schatz. Die Eſel, die Sänftenträger, ſetzten die Sänfte ſo ſtark nieder, daß es mir durch alle Glieder fuhr. Mein ganzes Blut iſt in Unordnung gebracht. Das grobe Volk fragt den Henker darnach, wenn ich auf den Abend nicht eſſen, oder ſchlafen kann.*

Fr. Orgon. *Sind Sie ſchon unwillig, daß Sie mir einen kleinen Dienſt erwieſen haben? Ich muß alles für Sie thun; aber wenn Sie ſich meinetwegen nur über die Gaſſe ſollen tragen laſſen: ſo werden Sie ſchon an Händen und Füſſen contract. Was iſt denn das für eine Kaltſinnigkeit? Warum geben Sie denn nicht auf mich Achtung? Sehen Sie mirs denn nicht an, daß ich bis zur Ohnmacht krank bin?*

Hr. Orgon. *Nein, mein liebes Kind. Ich ſehe nichts. Du kömmſt mir ganz munter vor.*

Fr. Orgon. *Das wundert mich nicht. Sie möchten Sich die Mühe etwan ſchwächen, wenn Sie mich recht genau anſehen ſollten. Ich ſage es Ihnen ein für allemal, daß mir*

recht sehr schlimm ist, und daß ich vor Mattigkeit kaum die Lippen mehr bewegen kann. Wie? Sie wollen mir nicht glauben? Sie haben kein Mitleiden mit mir.

Hr. Orgon. Werde nicht böse, meine liebe gute Frau. Ich sehe es nunmehro wohl, daß Dir nicht recht ist. Was fehlet Dir denn?

Fr. Orgon. Was mir fehlet? das weiß ich nicht; aber das weiß ich wohl, daß ich eine arme unglückliche Frau bin, der nichts in der Welt nach Wunsche geht. Ich diene meinem Nächsten. Ich liebe Sie, als meinen Mann, und thue alles, was einer ehrlichen Frau zukömmt. Und wenn ich mich gegen meine Frau Schwägerinn, die eingebildete Närrinn, die weder keusch, noch wirthschaftlich ist, ansehe: so bin ich eine unglückliche Frau, und Sie hingegen läuft das Glück auf dem Fuße nach. Bedenken Sie nur! Vorige Woche hat Sie ein Paar mit Brillanten besetzte Ohrgehenke und eine Zitternadel geschenkt bekommen. Wer weiß, von wem? Sie spricht von einem Juwelierer. Und wenn es auch wahr wäre, so ist die Frage, was Sie ihm für einen Liebesdienst dafür erwiesen hat. Umsonst wirft man ein solches Geschenke nicht weg. Die eitle, stolze und verführerische Frau! Warum macht man

denn

denn mir keine ſolchen Praſente, wenn man ſie unſchuldigen Weibern geben kann? Wenn Sie nur die Zitternadel ſehen ſollten, Sie wurden über die Koſtbarkeit erſchrecken.

Hr. Orgon. Wo haben Sie ſie denn geſehen?

Fr Orgon. Was iſt das wieder für eine einfaltige Frage? Gehört es denn zur Sache? Ich mag ſie geſehen haben, wo ich will. Und kurz, ich habe ſie nicht geſehen; aber es iſt ſo gut, als ob ich ſie hundertmal geſehen hätte. Ich ſage nichts, was ich nicht muthmaßen kann; und was ich muthmaße, iſt gewiſſer, als das, was andre Leute ſehen. Genug, ich bin die unglücklichſte Frau von der Welt. Keine Mannsperſon giebt ſich die geringſte Mühe meinetwegen; und daran iſt Ihr ſchläfriges, Ihr verdrießliches und altväriſches Weſen Schuld. Die Manner ſchließen von Ihnen auf mich, und halten mich für das, was Sie ſind, weil ich gütig genug geweſen bin, Sie zum Manne zu nehmen. Können Sie es leugnen?

Hr. Orgon. Was denn? Ich habe nicht recht darauf gehöret. Ich dachte noch an die groben Sanftentrager. Sie wollten, über die vier Groſchen, noch ein Biergeld haben; ich hatte

aber nicht mehr, als die vier Groſchen, die Du mir gegeben hatteſt, und habe ſie alſo an Dich gewieſen. Die Narren lachten mich aus. Zum Gluck habe ich mich gar nicht daruber geargert; aber das verdroß mich, daß ſie mich ſo hart niederſetzten. Es war nicht anders, als wenn mir alle Glieder auf einmal gelahmet wurden.

Fr. Orgon. *Mit Ihrer verwünſchten Sänfte! Thun ſie doch, als wenn Ihr Körper eine Spinnewebe wäre, die ſo leicht erſchuttert werden könnte. Die Sänftenträger ſind alte verſtandige Leute, die Ihnen keinen Schaden thun werden. Sagen Sie nur, warum Sie mich nicht fragen, wie ich mich befinde? Sehen Sie nicht, daß mir immer ſchlimmer wird? Die verwunſchten Obrgehenke! Ach die heilloſe Zitternadel! Gab mirs nicht einen Stich ans Herze!*

Fr. Orgon. *Wenn Du es fur nöthig befindeſt, ſo ſchicke nach dem Doctor. Vielleicht iſt deine Unpaßlichkeit eine Frucht unſerer ehelichen Liebe.*

Fr. Orgon. *Schweigen Sie ja mit ſolchen Reden ſtill. Zehn Jahre habe ich mir ſchon einen Sohn gewünſchet. Aber - - - ich mag nichts ſagen.*

Hr. Orgon. *Ach liebe Frau, Kinder ſind ganz gut, aber auch eine Laſt mehr. Man kann*

ohne

ohne Kinder viel bequemer leben. Nicht wahr, Du hast mich doch lieb? Wann nur der Caffe bald kame! Ich werde ganz schlafrig. Ich weiß nicht, was es bedeuten muß, ich habe in der Sänfte auf dem Hinwege zweymal; da ich das Spielgeld aus dem Schranke nahm, wieder zweymal; und auf dem Herwege drey bis viermal gegähnet. Die Manner liefen so stark mit der Sänfte; wenn sie mir nur nicht etwan Gewalt gethan haben.

Fr. Orgon. Hören Sie ja von der Sänfte auf! Es wird mir allemal noch schlimmer, wenn ich Sie so einfältig reden höre. Was wollen Sie denn mit der Sänfte? Es ist ja die Rede von meiner Krankheit, und von den Ohrgehenken, und von der Zitternadel.

Hr. Orgon. Mein Engel, kaufe Dir doch ein Paar Ohrgehenke. Der Verwalter brachte vorhin funf Gulden, weil ich zu Hause war. Er hatte sie, glaube ich, aus Haber oder Heu gelöset. Nimm dieses Geld und kaufe Dir - -

Fr. Orgon. Funf Gulden! Sie sind der einfältigste Mann von der Welt. Funfzig langen nicht zu, wenn meine Ohrgehenke der närrischen Frau Schwägerinn ihren gleich kommen sollen. Und damit ist mir nicht gedienet. Meine müssen noch besser seyn, als ihre, weil ich klüger und vornehmer bin, als sie ist.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Fr. Damon. Sie ſeyen ja ganz verdrießlich. Was fehlt Ihnen?

Fr. Orgon. Ach erzliebe Frau Schweſter, machen Sie, daß ich gleich in die friſche Luft komme. Es iſt mir gar nicht wohl. Ich habe mich faſt zu Tode geärgert. Mein Mann hat einen Verdruß mit den Sänftenträgern gehabt. Das grobe ungeſchliffene Volk! Sie haben ihn ſo ſtark niedergeſetzet, und ihm noch die leichtfertigſten Reden angehangen, und er will ſie wieder verklagen. Haben Sie die Zitternadel nicht bey ſich?

Fr. Damon. So bald wir Caffe getrunken haben, werde ich die Ehre haben, ſie Ihnen zu zeigen. Kommen Sie doch, Herr Orgon, wir wollen die Frau Liebſte in die Mitte nehmen, daß ihr das Gehen in den Garten nicht ſo ſauer wird.

Hr. Orgon. Iſt es weit in den Garten? Ich bin ſchon ſehr müde. Doch er iſt ja gleich am Hauſe.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweyter

Zweyter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Damon. Nun, wie gefällt Ihnen mein Garten? Verwundern Sie ſich nicht, daß ich ſo viel Geld daran ſtecke? Meine Frau hat ihre Luſt daran. Manchmal geht mir der Aufwand wohl in den Kopf herum; aber, wenn ſie mir eine Freude bringt, oder ein hübſches Vergnügen anfängt, und mich dabey mit ihrer lieblichen Miene anſieht: ſo vergeſſe ich, wie viel er mich koſtet.

Hr. Orgon. Ich habe nichts an dem Garten auszuſetzen. Der Caffee ſchmeckt recht gut darinnen; aber ich wollte, daß ich nicht hinein gegangen wäre. Ich bin ganz mordio. Es hat mich eine Mücke auf den Fuß gebiſſen. Nun juckt mich das Schienbein abſcheulich; und wenn ich es reibe, ſo wird mir das Kratzen und das Reiben ſauer. Und endlich werde ich auf die Nacht nicht ſchlafen können.

Hr. Damon. Sie ſind auch ſehr zärtlich, Herr Schwager. Haben Sie nur Geduld, Sie werden an der Wunde nicht ſterben. Doch, daß Sie mich meines Gartens wegen nicht etwan für

einen Verſchwender halten, ſo muß ich Ihnen ſagen, wie ichs damit mache. Sie wiſſen, daß ich ſtarke Capitale von meinem Mündel, dem Herrn Simon, in den Händen habe. Dieſe verleihe ich gegen acht und zehn Procent, und verrechne nach den Landesgeſetzen nur fünfe. Dieſen Profit nun ſtecke ich in meinen Garten. Ich kann es mit gutem Gewiſſen thun; aber meine Frau darf ichs nicht wiſſen laſſen. Dieſe dächte gleich, ich verlöhre um der paar Thaler willen allen Segen. Wenn ich, wie meine Frau, geſinnt wäre: ſo würden wir, um der lieben Tugend willen, manchmal nichts in der Küche haben. Ich lobe mir die Mittelſtraße, und mache mir über Kleinigkeiten kein Gewiſſen. Welches iſt vernünftiger, tugendhaft und reich ſeyn? Oder tugendhaft und dabey aus Einfalt arm ſeyn?

Hr. Orgon. Mich müſſen Sie nicht fragen, Herr Schwager. Ich laſſe mich in keine Streitfragen ein, und dabey will ich bis an mein Ende bleiben. Mit einem Worte, ich laſſe die Tugend in ihren Würden; und wenn ich zeitlebens einen guten Tiſch, bey Tage meine Bequemlichkeit, und bey Nacht meine Ruhe behalte: ſo mag meinetwegen Geld in der Welt ſeyn, oder nicht.

Hr. Damon. Ja, ja, ich höre es wohl, Herr Schwager. Sie hatten ſich gut in eine Welt geſchickt, wo die Einwohner alle Tage funfzehn Stunden ſchlafen, und neun Stunden eſſen und trinken.

Hr. Orgon. Ich ſehe eben nichts unvernünftiges in einer ſolchen Welt. Halten Sie denn etwan die Arbeit höher, als das Vergnügen? Warum arbeiten wir? Um vergnügt und ruhig zu leben. Wenn ich nun das Vergnügen ohne Arbeit und Mühe haben kann: ſo iſt ja nichts vernünftiger.

Hr. Damon. Aber, wenn man nun gar nichts in der Welt gethan hat, wie wird es nach unſerm Tode mit dem Nachruhme ausſehen?

Hr. Orgon. Herr Schwager, ich kann die lächerlichſten Dinge eine ganze Stunde ohne Lachen anhören; aber wenn man mir mit dem Nachruhme kömmt: ſo muß ich nothwendig lachen, daß ſich die Leute um ein Ding bekümmern, das nichts iſt.

Hr. Damon. Herr Schwager, Sie ſtoſſen alle Philoſophie über den Haufen. Iſt dieſes nichts, wenn die Leute nach unſerm Tode ſagen: Der rechtſchaffene Mann! Er ließ ſich's blutſauer werden. Er wußte, wie ſchwer das Geld zu verdienen war. Er bauete das groſſe

Haus.

Haus. Er lezte den schönen Garten an. Er hat zehn reiche Vormundschaften mit vieler Sorgfalt verwaltet. Er hat dem Landesherrn jährlich so und so viel an Steuern und Gaben eingebracht. Er trank das ganze Jahr kein Glas Wein, ausser an seinem Geburtstage, oder wenn seine Frau in die Wochen kam! Halten Sie diesen Nachbahm für nichts: so müssen Sie, so wenig ich auch von der Philosophie verstehe, doch gar keine haben.

Hr. Orgon. Ich bin etliche Jahre auf Universitäten gewesen, und habe das gelobte Gewäsche mit angehöret; aber wer mag wissen, was die Leute haben wollen. Meine Philosophie bestehet in Ruhe und Bequemlichkeit. Und wem sie nicht gefällt, der arbeite sich zu Tode. Ich weiß nicht, es fängt mich ganz an zu hungern. Ich möchte wohl etwas auf den Caffee essen. Ich habe heute zu viel Bewegung gehabt und gar zu viel gereist. Herr Schwazer, erzählen Sie mir etwas. Ich will mir einen Stuhl bringen lassen und sitzen, ob ich dabey einschlafen kann, damit die Beule von der Mücke sich setzet, es möchte sonst eine Entzündung dazu kommen, wenn ich so lange stunde.

Zweyter

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. *Ich weiß nicht, die frische Luft will mir auch nicht recht bekommen. Es ist ein rechtes Elend, wenn mir einmal etwas fehlet. so sind mir auch denn die gesundesten Dinge schädlich. Ich will es einige Augenblicke in der Stube versuchen. Sie erlauben mir es doch, Herr Schwager?*

Hr. Damon. *Von Herzen gern. Wenn ich etwas zu Ihrer Gesundheit beytragen könnte: ich wollte keine in die Apotheke laufen.*

Fr. Orgon. *Hören Sie es, mein Schatz, wie mitleidig und galant der Herr Schwager ist! Ich glaube, wenn ich in den letzten Zügen läge, Sie machten mir kein solch Compliment.*

Hr. Orgon. *Ja, Complimente sind mein Werk nicht. Ich meyne es gut; aber viele Worte machen, und laufen und rennen, das leidet mein Körper und meine Gemüthsruhe nicht. Werde ja bald wieder gesund, mein Schatz, sonst werde ich Dir zu Liebe krank.*

Fr. Orgon. *Ja, das glaube ich, daß Sie mit krank werden, um damit Sie mir keine Handreichung thun dürfen.*

Hr. Damon. Ich höre es wohl, Sie ſcherzen gern mit Ihrem Herrn Liebſten. Er hat ein redliches Herz.

Fr. Orgon. Ja, ſein Herz iſt ganz redlich. Aber wenn viel ſolche redliche Herzen unter den Menſchen wären: ſo würde die Welt bald aus großer Redlichkeit zu Grunde gehen. Mit Vorſatz beleidiget er niemanden; aber mit Vorſatz hat er auch noch keiner Seele gedienet. Sagen Sie mir, könnte ich wohl kränker ſeyn, als ich bin, und könnte er bey meiner Krankheit wohl weniger thun, als er thut?

Hr. Orgon. Ich pflege zu ſagen, keine Entſchuldigung iſt die beſte. Ich weiß es ſchon, meine Frau hat mich lieb, und ich habe ſie auch lieb. Nimm etwas ein, mein Kind. Vielleicht hat der Herr Schwager Schaueriſchen Balſam.

Hr. Damon. Den habe ich nicht. Aufrichtig zu reden, ſo ſtecke ich nicht gern viel Geld in die Arzney. Die Natur iſt der beſte Doctor. In meinem Hauſe curire ich mit Einem Mittel alle Patienten, und zwar durch gute Diät. Wenn mir etwas fehlet: ſo hungere ich. Und ſo bald ſich eines im Hauſe klaget: ſo verbiete ich ihm das Eſſen, bis es mich verſichert, daß es ſich vollkommen beſſer befindet.

Fr.

Fr. Orgon. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie Ihre Hungercur an mir auch probiren wollen.

Hr. Damon. Nichts weniger! Ich will gleich einen Löffel Krebsaugen holen lassen, wenn ich Ihnen damit dienen kann.

Fr Orgon. So glauben Sie, daß sich meine Krankheit durch sechs Pfennige Krebsaugen heben lasse? Sie müssen keine gar zu böse Meynung von mir haben.

Hr Damon. Nicht doch, liebe Frau Schwägerinn, ich habe gewöhnliches Hirschhorn; dieses wollen wir darunter thun. Es schlägt vortreflich nieder.

Hr. Orgon. Mein liebes Kind. Du nimmst ja sonst immer Bibergeil ein. Laß Dir doch welches holen. Du hast zu Mittage blähende Sachen gegessen.

Fr. Orgon. Sind Sie nicht ein unvernünftiger und unverschämter Mann? Wenn ich noch nicht krank wäre, so würde ich's über Ihre niederträchtigen Reden. Können Sie mir denn keine Krankheit andichten, die mir weniger Ehre bringt? Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so verlassen Sie mich, sonst sterbe ich vor Aergerniß. Hören Sie, gehen Sie eine halbe Stunde in den Garten; ich will einstweilen mit

mit

mit dem Herrn Schwager ein paar Worte allein reden

Hr. Orgon. *Warum ſoll ich aber gehen? Laſſen Sie mich immer hier bleiben, ich will nicht zuhören. Und wenn es auch das gröſſte Geheimniß wäre: ſo will ich darüber einſchlafen, wie ich bin.*

Fr. Orgon. *Nein, weil Sie im guten nicht wollen, ſo befehle ich Ihnen, in den Garten zu gehen, und zwar aus Sorge für ihre Geſundheit. Wie? Sie wollen mir noch widerſprechen?*

Hr. Orgon. *Ach nein! Ein gutes Wort findet eine gute Statt. Wenn mir es auch noch ſo ſauer wird: ſo kann ich Dirs doch nicht abſchlagen. Ach wie ſpannt michs auf dem Schienbeine. Die verzweifelten Mücken! Wenn es nur nicht ein offener Schade wird.*

Dritter Auftritt.

Fr. Orgon. Herr Damon.

Fr. Orgon. *Wenn Sie gelaſſen bleiben wollen, ſo will ich Ihnen etwas erzählen, dazu mich meine Aufrichtigkeit verbindet, wenn mich anders meine Madame reden läßt. Wollen Sie alſo*

alſo nicht los werden, und meine Bitte State finde laſſen?

Hr. Damon. *Bitten Sie alles in der Welt, nur nicht, daß ich einem guten Freunde mit Geld dienen ſoll. Es ſind itzt gar zu ſchlechte Zeiten. Die Preußiſche Contribution verwinde ich zeitlebens nicht, und es wäre mir unmöglich, jemanden auch nur mit einem Ducaten zu dienen.*

Fr. Orgon. *Es hat Sie ja noch Niemand darum angeſprochen, Herr Schwager; und ich habe auch endlich ſo viel, daß ich Niemanden ein gut Wort geben darf. Im Vertrauen alſo: Die Sache mit der Lotterie, wovon ich vorhin mit Ihnen geſprochen habe, iſt mehr, als zu gewiß.*

Hr. Damon. *Ach ich bin des Todes!*

Fr. Orgon. *Ich meyne es gut. Aber es iſt nicht anders. Ihre Frau Liebſte hat vier Thaler in die Berliner Lotterie gelegt.*

Hr. Damon. *Was? Vier Thaler zum Fenſter hinaus zu werfen? Eine Frau, die das ganze Jahr keinen Groſchen verdient, die nicht einmal ein Tiſchtuch zu mir ins Haus gebracht hat! Ich ungluͤcklicher Mann! Wo ſoll der Segen herkommen, wenn man ſo viel in die Lotterie wirft? Ihrem öffentlich angetrauten Ehemanne das Geld heimlich zu entwenden?*

Fr.

Fr. Orgon. Thun Sie mirs zu Liebe und werden Sie nicht böse. Wiſſen Sie, was Sie thun können? Das Geld iſt noch nicht ganz verlohren. Suchen Sie nur die Schränke und Kiſten der Frau Liebſte durch. Wenn Sie das Loos heimlich wegnehmen könnten: ſo fände ſich wohl noch jemand, der es Ihnen abkaufte, weil die Lotterie noch nicht gezogen iſt. Ihrer Frau Liebſte brauchen ſie nichts davon zu ſagen, ſo erſparen Sie ſich den Verdruß. Sie wird am Ende doch errathen, daß Sie hinter die Sache gekommen ſind, und ſich alſo ſchämen, und nicht mehr ſo leichtſinnig mit dem Gelde umgehen. Ja, wenn ich wüßte, daß ſie etwas gewönne: ſo wollte ich ihr die Freude wohl gönnen, wenn ſie auch den Gewinnſt zu nichts anders anwenden ſollte, als zu neuen Moden, um mich und andere ſtille Weiber durch ihren Staat zu beſchämen.

Hr. Damon. Sie haben mich ganz wieder aufgerichtet. Ja, engliſche Frau Schwägerinn, ich will es ſo machen, wie Sie geſagt haben. Ich will meiner Frau ihren Putz- und Waſchſchrank durchſuchen. Ich will den Zettel wegnehmen, und ihn an den erſten den beſten heimlich verkaufen, wenn ich auch vier Groſchen fallen laſſen ſollte. Kurz, ich will mich überwinden, und meiner Frau heute und

lange

lange Zeit kein Wort davon ſagen. Ich will den Tag, da ich zur Welt gebohren bin, nicht mit Zank und Streit zubringen. Wer weiß, ob ich ihn wieder erlebe, und wenn es geſchieht, ob ich ihn übers Jahr wieder aus Armuth begehen kann, wenn die Verſchwendung ſo fortgeht

Fr. Orgon. *Aber, Herr Schwager, geſetzt, es ſollte Ihnen über lang oder kurz einkommen, der Frau Liebſte dieſe Sache vorzuhalten; wollen Sie mir auch zuſchwören, daß Sie mich nicht verrathen wollen?*

Hr. Damon. *Ja, ſo wahr ich ein ehrlicher Mann bin, ich will Ihren Namen nicht nennen. Seyn Sie ohne Sorgen. Itzt aber erlauben Sie mir, daß ich Sie auf einige Zeit verlaſſen und den Lotteriezeddel ſuchen darf. So bald ich ihn finde, ſo bin ich wieder bey Ihnen, und will Ihnen die Hand tauſendmal für Ihre Aufrichtigkeit küſſen.*

Fr. Orgon. *Aber, ſoll ich denn ſo ganz allein bleiben? Wenn mir nun bey meiner Maladie eine Ohnmacht zuſtieße, ſo wäre ich ohne Hülfe.*

Hr. Damon. *Ich will Ihnen meine Frau herauf ſchicken.*

Fr. Orgon. *Ja, da wird die Ohnmacht warten, bis Ihre Frau Liebſte kömmt. Warten*

ten Sie doch. Den Puls fängt sehr heftig an zu schlagen.

Hr. Damon. Nur Geduld! Ich kann unmöglich länger warten. Ach, wenn ich den Lotteriezeddel nur schon hätte! Die leichtfertige Frau! Vier Thaler so wegzuwerfen?

Fr Orgon. Geben Sie nur. Ich höre Ihre Frau auf dem Vorsaale reden. Sie wird sehen wollen, wie ich mich befinde. Hier kömmt sie, die mitleidige liebe Freundinn!

Vierter Auftritt.

Frau Orgon. Frau Damon. Jungfer Carolinchen.

Fr. Damon. Wir haben die Frau Schwägerinn schon lange gesucht. Haben Sie etwan einen Augenblick geruhet? Wie befinden Sie sich? Hat der Schwindel noch nicht nachgelassen?

Fr. Orgon. Ich kann es selber nicht sagen, wie mir ist. Manchmal wird mir einen Augenblick besser, aber bloß deswegen, damit die Noth desto heftiger angehe. Das geringste Aergerniß kann mich so sehr mitnehmen, als andere Leute ein bitziges Fieber. Ueberlegen Sie nur die ungeschliffenen Reden, welche die groben

den Sänftenträger meinem Manne angehangen haben, und die ich Ihnen im Garten erzählt habe. Ich kann alles vertragen, man mag mir noch ſo unhöflich begegnen; aber wenn man meinen lieben frommen Mann angreift: ſo komme ich ſo ſehr aus meiner Geduldſenheit, als ob ich gar keine hätte. Heute Vormittage habe ich faſt ein eben ſolches Aergerniß mit meiner Magd gehabt. Die böſen Leute bringen einen noch unter die Erde.

Carolinchen. Ach Madame! vergeſſen Sie doch die verdrießlichen Sachen. Sie möchten Sich ſonſt noch größern Schaden thun.

***Fr. Damon.** Ja wohl, Frau Schwägerinn, beruhigen Sie ſich. Können wir Ihnen mit etwas dienen: reden Sie, befehlen Sie.*

Fr. Orgon. Nichts, nichts in der Welt! Ach, wie warm wird mir um das Herz! wenn ich nur nicht eine Blutſtürzung kriege! Liebſte Frau Schwägerinn, meine Krankheit thut mir nicht ſo weh, als die Sorge, daß ich Sie mit meiner Unpäßlichkeit an einem Tage beſchwere, da alles fröhlich ſeyn ſollte. Nehmen Sie es nicht übel. Wenn Sie nur wüßten, wie lieb Sie mir wären! Ich wollte das Leben mit Ihnen theilen, wenn ich Ihnen damit dienen könnte. Die Vorgedenke ſehen Ihnen ganz vortreflich

wohl. Aber warum zeigen Sie mir die Zitternadel nicht?

Fr. Damon. Hier iſt ſie. Ich habe Bedenken getragen, ſie Ihnen zu zeigen, weil ich befürchtete, es würde Ihnen bey Ihrer Unpäßlichkeit nicht damit gedienet ſeyn.

Fr. Orgon. (Sie ſieht die Nadel an.) Ach, das iſt ja etwas engliſches! Eines ſolchen Pattes darf ſich eine Gräfinn nicht ſchämen. Der rechtſchaffene Herr muß ſehr großmüthig geweſen ſeyn. Und wenn er mich damit beſchenkt hätte, es könnte mir nicht ſo angenehm ſeyn, als daß er es Ihnen gegeben hat. Wenn ich nur alle meine Freunde glücklich ſehen ſollte! Das iſt mein täglicher Wunſch. Aber wenn die Steine nur auch ächt ſind. Es könnten doch wohl Böhmiſche Diamanten - - - Nein, das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Es ſind gute Brillanten. Sie können ſich darauf verlaſſen. Ich bin ganz beſchämt, daß Sie mir Ihre Liebe auf eine ſo zärtliche Art ſehen laſſen.

Fr. Orgon. Hatten Sie denn viel Mühe mit dem rechtſchaffenen Manne? Lag er lange krank?

Fr. Damon. Drey Tage. Er hat mir wenig Mühe gemacht. Ich verſorgte ihn mit Eſſen und Trinken. Und in derſelben Nacht, da

er

er ſo gefährlich krank war, erſuchte er mich, ihm aus einem geiſtlichen Buche etwas vorzuleſen. Ich ergriff Saurins Reden, und las ihm eine vor. Für dieſen Dienſt, ſagte er den andern Tag, bin ich Ihnen weit mehr verbunden, als für alle Wartung. Ich habe nicht gewußt, daß ſo ein ſchönes Buch in der Welt iſt. Und da er mir bey dem Abſchiede das Präſent machte, ſo ſagte er, dieſes iſt für Saurins Rede.

Fr. Orgon. *Das muß ich bekennen! der rechtſchaffene Mann!*

Fr. Damon. *Ich ſchenkte ihm das Buch, da er in den Wagen ſteigen wollte. Ich nehme es an, ſagte er. Wenn ich ſterbe, ſo will ich Ihnen oder Ihrer Jungfer Muhme, (denn Carolinchen ſtund gleich bey mir) das Buch wieder vermachen, und noch etwas zu mehr Büchern.*

Fr. Orgon. *Iſt es möglich? Ach wie beklemmt mirs das Herz! So wird er Sie wohl gar noch in ſeinem Teſtamente bedenken? Wenn er nur nicht etwa auf der Reiſe ſtirbt! Ich wäre des Todes über dieſen Zufall. Aber, Mamſell, wie haben Sie ſich denn ſo beliebt bey ihm gemacht?*

Carolinchen. *Ich, Madame? Ich beſuchte meine Frau Muhme etlichemal in ſeiner An-*

weſenheit. In der Stube neben derjenigen, wo er lag, ſtand ein Clavier, darauf habe ich einige Chorale und Lieder geſpielt, weil er es verlangte. Keine andere Gefälligkeit habe ich ihm nicht erzeigt. Und der gute Mann hat mich doch genöthiget, dieſen Ring anzunehmen.

Fr. Orgon. Wie? Er hat ſie auch beſchenkt? Sie müſſen in einem glücklichen Zeichen gebohren ſeyn. Das iſt ja ein auserleſener Ring. Ich gönne Ihnen Ihr Glück von Herzen, mein ſchönes Kind. Doch ich bedaure Sie zugleich. Ein ſolcher koſtbarer Ring erfordert auch koſtbare Kleider. Wenn nun auch ein groſsmüthiger Herr ungefehr krank würde, und Ihnen etliche Stücke gute Stoffe zu Andriennen ſchenkte. Vielleicht kömmt dieſer Putz im Teſtamente nach. Sehen Sie doch, wie der groſse Diamant ſpielet! Er blendet mich, daſs mir die Augen überlaufen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Werthеſte Frau Schwägerinn, ich möchte Ihnen gern etwas in meinem Garten zeigen. Wollen Sie ſich nicht heraus bemühen. Meine Frau und Jungfer Carolinchen ſollen hier auf Sie warten.

Fr.

Fr. Orgon. Wie Sie befehlen. Nur daß ich mich nicht zu lange in der Luft aufhalten darf.

Sechster Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen. Nun wundert michs nicht, daß Sokrates, wie ich im Zuſchauer geleſen habe, durch ſeine Frau hat können zum Philoſophen werden. Eine ſolche Xantippe, wie die Frau Orgon, muß einem Manne mehr Dienſte thun, als die ganze Moral. Ich habe Sie das erſtemal, da ich ſie vor einem Vierteljahre geſehen, nicht ſo gefunden. Sie ziert ſich ja, wie ein Kind von acht Jahren. Hat ſie nicht im Garten, gegen den Herrn Simon, ganz unerträgliche, und gegen ihren Mann ganz unerlaubte Dinge geſagt!

Fr. Damon. O mein gutes Kind! Sie kennen die Frau Orgon noch nicht. Wenn man das erſtemal bey ihr iſt, ſo ſollte man ſchwören, es wäre keine beſſere und artigere Frau auf der Welt. Wenn man neu bey ihr iſt, ſo thut ſie ſich alle Gewalt an, um bewundert zu werden. Und dieſe Begierde beſiegt auf kurze Zeit ihren Geiz, ihren Neid, ihren Stolz, ihre Grobheit gegen ihren Mann, und ihre Liebe zur Verleum-

leumdung. Aber dieſe Freude dauert nicht lange. Die Natur kömmt wider ihren Willen hervor, und wird eine Verrätherinn an ihr. Kurz, wenn man ſie das anderemal beſucht, ſo ſieht man ihre ſchlimme Seite ſchon halb: denn es wird ihr zu ſauer, ſich zu verbergen. Kömmt man das dritte und viertemal, ſo ſieht man anſtatt der lieben Frau, die man bewundert und hochgehalten hat, nichts als das Gegentheil.

Carolinchen. Das iſt ein vortreflicher Charakter! Hat ſie nicht auch etwa die Tugend, daß ſie ihrem Manne untreu iſt?

Fr. Damon. Nein, das glaube ich nicht. Sie hat Lüſtigkeit genug, und ſucht bey aller Gelegenheit von den Mannsperſonen bewundert zu werden. Doch ſo lächerlich ſie über dieſer Bemühung wird: ſo ſchweift ſie doch nie auf eine ſtrafbare Art aus.

Carolinchen. Aber glauben Sie denn, daß ſie wirklich krank iſt?

Fr. Damon. Nichts weniger! Ich wollte wetten, daß ihr kein Finger weh thut. Aber ſie ſtellt ſich krank, um ſich wegen des Verdruſſes zu rächen, den ihr mein Präſent gemacht hat. Auf dieſe Art kann ſie mir die Laſt auflegen, daß ich allerhand Umſtände mit ihr machen, und mich wegen ihrer Maladie beſorgt ſtellen muß.

Carolinchen. *Aber, Frau Muhme, wo nehmen Sie die Geduld her, mit ſo einer Frau umzugehen? Ich würde es ihr nicht mit deutlichen Worten ſagen, daß ſie eine Närrinn wäre, wenn ich viel mit ihr umgehen ſollte; aber ich wollte ſie mit ſo vieler Gleichgültigkeit peinigen, und mit ſo vielen Stichelreden beſtrafen, daß ſie meinen Umgang nie ſuchen ſollte.*

Fr. Damon. *Dieſer Anſchlag kömmt recht aus dem Innerſten Ihres Herzens. Und wenn man nicht genöthiget wäre, mit allerhand Leuten umzugehen, und beſonders mit Hausfreunden: ſo würde ich Ihrem Rathe vielleicht folgen. Allein wiſſen Sie nicht, daß es eine größere Kunſt iſt, eine Närrinn mit Geduld zu ertragen, als ſich von ihr los zu machen, und öffentliche Spaltungen in der Freundſchaft zu verurſachen? Geben Sie nur Achtung, wie gelaſſen ich mich heute bey alle den Schwachheiten meiner Frau Schwägerinn aufzuführen ſuchen werde. Das erfordert die Menſchenliebe.*

Carolinchen. *Ich bewundere Sie, liebe Frau Muhme. Möchte ich doch, da ich ſo viel von Ihnen gelernet habe, auch Ihre Geduld lernen können! Da ſich die Frau Orgon ſo gütig gegen ihre Freunde aufführet; wie muß ſie vollends mit ihrem Geſinde umgehen?*

Fr. Damon. Bey der Frau Orgon iſt eine Bediente nicht allein eine Maſchine, die von früh bis in die Nacht, ohne zu ruhen, ſich bewegen muß. Nein, ſie hat noch mehr zu ertragen. Sie iſt das Werkzeug, an dem ſie alle den Gift auslaſſt, den ihr Stolz, ihr Geiz, ihr Neid und ihre übrigen fruchtbaren Neigungen den Tag über hervorbringen. Ihr Herz mag von dieſer oder jener Seite durch andere Leute oder durch ſich ſelbſt aufgebracht werden: ſo hat es ihre Magd zu genieſſen. Wenn Sie nur eine einzige ſolche Standrede mit anhören ſollten, als ſie ihrer Magd alle Tage hält: Sie würden über die wütende und von Schimpfwörtern und neu erfundenen Schmähungen recht ſtrotzende Beredſamkeit erſchrecken.

Carolinchen. So muß wohl eine Magd etwas groſſes gethan haben, die beſtimmt iſt, in ihren Dienſten zu leben. Eine Stelle im Zuchthauſe muß dagegen eine rechte Glückſeligkeit ſeyn.

Fr. Damon. So tyranniſch ſie mit dem Geſinde umgeht: ſo ſind doch ihre Mägde zu gewiſſen Stunden ihre Vertrauten, denen ſie ihr ganzes Herz ausſchüttet, und das Uebelſte von ihrem Manne und ihren Freunden entdecket.

Carolinchen. Ihre Magd zu werden, iſt die größte Strafe; aber ihr Mann zu ſeyn, das muß ein Unglück ſeyn, bey dem einem der Selbſtmord leicht einfallen kann.

Fr. Damon. Seyn Sie ruhig! Ihr Mann iſt der Unempfindlichſte und Gleichgültige im höchſten Grade, und fühlet ſein Elend, bey einer ſolchen Frau zu leben, eben ſo wenig, als er das Vergnügen der Ehe ſchmecken würde, wenn er eine vernünftige und zärtliche Frau hätte.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Mein Schatz, ich habe die Frau Schwägerinn wieder in den Garten geführt. Gehe doch zu ihr, und unterhalte ſie ein wenig. Sie ſagte, ſie könnte nicht ruhig ſeyn, wenn ſie Dich nicht ſähe.

Fr. Damon. Ich will ihr das Vergnügen gleich machen. Kommen Sie, Carolinchen.

Hr. Damon. Gehe immer voraus, mein Kind. Ich will mit der Jungfer Muhme ſchon nachkommen.

Achter Auftritt.

Herr Damon. Carolinchen.

Hr. Damon. Jungfer Muhme, ich will Ihnen einen Vorſchlag thun, der Ihnen aus mehr, als einer Urſache, lieb ſeyn muß. Ich bin Ihnen meiner Frau wegen ſtets gewogen geweſen, und alſo . . .

Carolinchen. Auf dieſe Verſicherung kann ich eben nicht ſtolz werden. Wenn Sie mir bloß der Frau Muhme wegen gewogen ſind: ſo ſcheint es, daß ich eben nicht viel eigenthümliche Verdienſte haben muß.

Hr. Damon. Wer wird denn nun alle Worte auf die Goldwage legen? Was kann Sie denn das verſchlagen, ob ich Ihnen aus dieſer oder jener Urſache gewogen bin? Genug, wenn ichs bin, und mir alle Mühe gebe, für Sie zu ſorgen.

Carolinchen. Recht gut, Herr Vetter. Ich will mit der Ehre Ihrer Gewogenheit zufrieden ſeyn; geſetzt, daß ich Sie auch nur dem Zufalle zu danken hätte, daß meine Frau Muhme Ihre Frau iſt. Was haben Sie mir denn für einen Antrag zu machen?

Hr. Damon. Er geht Ihr Glück an, und dieß will ich machen.

Ca-

Carolinchen. Das iſt ſehr groſsmüthig, Herr Vetter. Aber ohne Maaſsgebung, wiſſen Sie denn ſchon, ob ich das für mein Glück halte, was Sie dafür anſehen? Ich fürchte, daſs wir verſchiedene Meynungen haben werden.

Hr. Damon. Nun, man ſollte denken, ich, als ein funfzigjähriger Mann, ſollte wohl wiſſen, was ein Glück wäre. Und wenn Sie anderer Meynung ſind: ſo müſſen Sie wiſſen, daſs Sie jung ſind, und keine Erfahrung haben.

Carolinchen. Es iſt wahr, ich bin jung. Aber vielleicht habe ich alte Bücher geleſen. Wie heiſst denn mein Glück, Herr Vetter?

Hr. Damon. Es heiſst Herr Simon.

Carolinchen. So hat es ja gar einen Mannsnamen? Wollen Sie Sich nicht weiter erklären?

Hr. Damon. Ich dächte, ein Frauenzimmer, das ſich rühmet, alte Bücher geleſen zu haben, könnte ſchon verſtehen, was ich meyne.

Carolinchen. Ja, aber Sie möchten es übel nehmen, wenn ich, als ein junges Mädchen, ſo witzig wäre und gleich errieche, was ein Mann, der viel zu denken pflegt, mit einem einzigen Worte hätte ſagen wollen.

Hr. Damon. Diese Bescheidenheit gefällt mir. Man kann alten Leuten nie zu viel Hochachtung erweisen. Sie sagen oft mit einem Worte mehr, als die Jugend in einem Jahre nicht fassen kann. Ich pflege allen jungen Leuten eine Regel von zwey Worten zu geben: Bete und arbeite! Und so kurz sie ist: so haben sie doch zeitlebens daran zu lernen. Seyn Sie ja nicht verwitzig, Jungfer Muhme, wenn Sie mit erfahrnen und begüterten Leuten zu thun haben. Ein Mann wird recht gut mit Ihnen fahren, wenn Sie diesen Fehler ablegen und nicht klüger thun wollen, als es sich für Ihre Jahre schickt.

Carolinchen. Also muß ich thun, als ob ich gar nichts wüßte, und als ob mein Verstand nichts als ein leeres Behältniß wäre, darein Sie und andere wackere Leute ihre vergahrten Meynungen hinein tragen könnten? Kurz, ich muß so lehrbegierig seyn, wie ein Kind.

Hr. Damon. Recht so, Jungfer Muhme. Die Natur hat Ihnen schöne Gaben gegeben, wenn Sie so bleiben. Und was Ihnen ja noch fehlt, das wird ein Mann schon zu verbessern wissen. Durch den Mann wird ein Frauenzimmer erst klug.

Carolinchen. *Ich danke Ihnen gehorſamſt für dieſe Schmeicheley.*

Hr. Damon. *So gefallen Sie mir. Da ich Ihre Bereitwilligkeit mir zu folgen kenne, ſo kann ich Ihnen nunmehr ohne Bedenken die ganze Sache offenbaren. Herr Simon, mein Mündel, den Sie ſchon kennen, ein junger, artiger und gelehrter Menſch, der funfzigtauſend Thaler im Vermögen hat, und nur kürzlich von Reiſen gekommen iſt, braucht eine Frau, und Sie brauchen einen Mann. Alſo wäre mein Rath, daß Sie ihn nähmen. Ich wüßte keine beſſere Gelegenheit in der ganzen Welt für Sie. Kurz, geben ſie mir Ihr Wort, Sie ſollen Ihn haben.*

Carolinchen. *Darf ich mir nicht einige Bedenkzeit ausbitten, oder muß ich gleich Ja ſagen?*

Hr. Damon. *Wozu brauchen Sie denn Bedenkzeit? Darf ſich ein Mädchen, die keine Aeltern, kein Vermögen, und nichts, als ein roth und weißes Geſichte, zu ihrer Ausſteuer hat, wohl noch Bedenkzeit ausbitten, wenn ſie einen jungen reichen Mann nehmen ſoll? Iſt dieß der Gehorſam, den Sie meinen Jahren und meiner guten Abſicht ſchuldig ſind?*

Carolinchen. *Halten Sie denn eine Heirath, ein ſo genaues Band, das zeitlebens dau-*

ern ſoll, für eine Kleinigkeit, bey der man ſich gar nicht bedenken darf?

Hr. Damon. Nein, ich halte es für etwas ſehr wichtiges, und eben deswegen ſollen Sie gleich Ja ſagen.

Carolinchen. Will mich denn Herr Simon zur Frau haben?

Hr. Damon. Dafür laſſen Sie mich ſorgen. Sie gefallen ihm, und mir zu gefallen wird er alles thun.

Carolinchen. Wenn mich alſo Herr Simon nimmt, ſo nimmt er mich, um Ihnen einen Gefallen zu thun, und mir eine unverdiente Wohlthat zu erzeigen. Ich habe Sie gefragt, ob mich Ihr Herr Mündel heirathen will. Seyn Sie nunmehr ſo gütig, und fragen Sie mich, ob ich ihn auch haben will.

Hr. Damon. Alſo wollen Sie ihn haben?

Carolinchen. Nein, ſo lange ich meinen Verſtand behalten werde, ſo ſchwöre ich Ihnen zu, daß ich nicht in die Verſuchung gerathe, ihn zu lieben, und wenn er noch ſechsmal nach Paris reiſete.

Hr. Damon. Sind Sie nicht bey ſich ſelbſt? Warum ſteht er Ihnen denn nicht an? Denken Sie denn, daß ein Marquis aus Frankreich nach Deutſchland kommen wird, um ſich in Sie zu ver-

verlieben? Warum wollen Sie ihn denn nicht haben?

Carolinchen. *Aus eben den Urſachen, weswegen Sie glauben, daß er ſich vortreflich für mich ſchickte, aus eben den Urſachen, ſage ich, begehre ich ihn nicht. Erſtlich verlange ich ihn nicht, weil er ſo reich iſt.*

Hr. Damon. *Ich bitte, verrathen Sie Ihren Unverſtand nicht ſo ſehr. Wenn er nicht reich wäre, ſo möchte er hingehen, wo er wollte. Aber weil er reich iſt, und ſie arm ſind: ſo iſt es ein Mann für Sie. Was wollen Sie denn mit einem Armen anfangen? Sich aus Liebe bey ihm zu Tode hungern? Iſt ein Mann mit funfzigtauſend Thalern kein Glück?*

Carolinchen. *Das Glück, das ich bey Ihrem reichen Herrn Mündel haben werde, beſteht ungefehr darinne: Er wird mich heirathen, und unter der Geſtalt ſeiner Frau werde ich anders nichts, als ſeine Speiſewirthinn und Haushälterinn, kurz, eine Sklavinn ſeyn, die ihre Freyheit, ihre Neigung, und alles dem Stolze und den Schwachheiten eines reichen und ungeſchickten Mannes aufopfern muß, und zwar aus dem Grunde, weil ſie den Fehler hat, daß ſie arm iſt.*

Hr. Damon. *O über Ihren Stolz! Sagen Sie mir nur, ob ihnen mein Mündel nicht gut*

genug

genug iſt? Sie ſind ja keine Princeſſinn. Ich weiß ja wohl, daß Ihr Großvater ein guter ehrlicher Pachter war, und Ihr Herr Vater hatte die Weisheit auch nicht vom Himmel geholet. Wenigſtens hat er bey ſeiner großen Gelehrſamkeit nicht ſo viel verlaſſen, daß er unter die Erde gebracht werden konnte. Ich will es Ihnen in meinem Buche zeigen, wie viel ich zu ſeinem Leichenbegängniſſe vorgeſchoſſen habe. Soll ich Sie etwa auch auf meine Koſten begraben laſſen, wenn Sie ſterben?

Carolinchen. Herr Vetter, Sie thun mir recht viel Ehre an, daß Sie mir meine Aeltern, oder vielmehr ihre Armuth vorwerfen. Ich bin auf nichts ſo ſtolz, als daß ich einen rechtſchaffenen und gelehrten Vater gehabt habe, der mir eine vernünftige Erziehung geſchaft, ob er mir gleich nichts hinterlaſſen. Sein guter Name, den er bey Vernünftigen hat, iſt in meinen Augen ein Anſehen, das ich um Ahnen und Rittergüter nicht hingeben wollte. Und wenn Sie die ausgelegten Leichenkoſten gar zu ſehr beunruhigen: ſo will ich Ihnen den Ring, den ich letztens geſchenkt bekommen habe, ſo lange zum Pfande geben, bis ich das Geld bezahlen kann.

Hr. Damon. Ich habe Ihnen nichts vorgeworfen, ſo ein Mann bin ich nicht. Ich habe nur geſagt, was wahr iſt. Sie mögen ſich

nun ſo koſtbar machen, als Sie wollen: ſo dachte ich nach meinen einfältigen Gedanken doch, daß Herr Simon Ihrer alle Stunden werth wäre, wenn Sie auch zehntauſend Thaler hätten, da Sie doch nicht ſo viel Groſchen haben. Verſtehen Sie mich?

Carolinchen. Ich verſtehe Sie ganz wohl. Sie reden mit der deutlichen und bündigen Beredſamkeit eines reichen Mannes an ſeine arme Clientinn. Ich will Ihnen meine Meynung kurz ſagen: Wenn Herrn Simons Verſtand ſo gut wäre, als ſeine Perſon iſt, und er ein gutes Gemüthe hätte: ſo würde er ein ganz liebenswürdiger Mann ſeyn. Allein, ſeine reichen Kleider blenden mich nicht, daß ich nicht ſeine freche, oder, wie er es nennt, galante Lebensart einſehen könnte. Und wenn er einen Anſpruch auf alle Goldbergwerke hätte: ſo werde ich ihn nicht lieben. Die Ehe iſt das wichtigſte Geſchäfte in der Welt, von dem mehr Vergnügen und Quaal abhängt, als daß man das erſte der Mode und dem Reichthume aufopfern ſollte, um ſich das andere recht förmlich dadurch zu erkaufen. Was quälen Sie mich mit einer Heirath? Laſſen Sie mir meine Freyheit, oder laſſen Sie mir wenigſtens Zeit, bis mich ein Mann wählet, der vernünftig und zärtlich iſt, und bey dem ich das werden kann, was er iſt.

Al-

Alsdann werden Sie ſehen, ob ich Ihnen ungehorſam, oder ob ich zu ſtolz zur Ehe, oder zu albern zur Liebe bin.

Hr. Damon. Jungfer Muhme, ſoll ich Ihnen ſagen, wie mirs ums Herz iſt, ohne Umſtände zu machen?

Carolinchen. Wie können Sie mich erſt fragen? Es iſt Ihnen nichts anſtändiger, als dieſe Freyheit, zu der Sie Ihr Alter, Ihr Vermögen, und Ihr ganzer Charakter bevollmächtigen.

Hr. Damon. Kurz, Ihr vieles Bücherleſen, Ihr Bischen Franzöſiſch, Ihr Clavierſpielen macht Sie närriſch, und Ihr Spiegel und Ihre Armuth machen Sie ſtolz und ſorglos. Da haben Sie in wenig Worten ihr ganzes Bildniß.

Carolinchen. Das iſt ja ein vortreffliches Verzeichniß meiner Eigenſchaften und ihrer Quellen. Sie werden ja recht ſinnreich, wenn Sie mich beſchimpfen wollen. Merken Sie ſich doch dieſen Charakter. Sie können ihn weiter ausfuhren und an den Bruyere drucken laſſen, und ſich noch etliche Groſchen Geld damit verdienen. Gut; weil Sie mich mit aller Gewalt närriſch machen wollen, ſo will ich ihnen ſagen, daß ichs bin. Aber Sie werden es meiner Narrheit zu gute halten, wenn ich ſage,

daß

daſs ich Sie auch nicht für den klugſten Mann halte

Hr. Damon. *Sie mögen von mir halten, was Sie wollen. Mir iſt es ſehr gleichgültig. Ein Mann, der bey nahe zwanzig Jahre in einem öffentlichen Amte ſteht, von dem kann man mit Recht vermuthen, daſs er im Schlafe kluger iſt, als ein achtzehn- oder zwanzigjähriges Mädchen im Wachen.*

Carolinchen. *Das Amt macht wohl ſatt; aber nicht allemal klug. Doch, Herr Vetter, Sie haben mir Ihr Herz eröfnet, und ich Ihnen das meinige. Ich glaube alſo, daſs Sie mir nichts mehr werden zu ſagen haben; denn ich wuſste faſt keine Galanterie, die Sie vergeſſen haben ſollten an mir zu verſchwenden. Ich will in den Garten zur andern Geſellſchaft gehen, wenn Sie es erlauben wollen.*

Hr. Damon. *Ha! Ha! Ich verſtehe dieſe Sprache. Je ſpröder ſich ein Mädchen ſtellt, deſto verliebter iſt ſie. Vielleicht würde Sie die Geſellſchaft nicht ſo an ſich ziehen, wenn Herr Simon nicht dabey wäre. Ich habe es lange an Ihren Mienen gemerkt, was in Ihrem Herzen vorgeht. Verſtellen Sie ſich nicht, loſes Kind. Ich wollte Ihnen alles aufs Blatt ſchreiben, was Sie fühlen.*

Caro-

Carolinchen. *Das würde ein ſehr lächerliches Journal von meinem Herzen werden. Herr Simon würde gewiß darinnen das ſeyn, was das Geld bey Ihnen iſt.*

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Carolinchen. *Frau Mahme, reden Sie doch Ihrem Herrn Liebſten zu. Er quält mich mit einer Heirath, und iſt ſo überzeugt davon, daß Herr Simon ſich für mich ſchicket, und daß ich ihm gewogen bin, ſo überzeugt, ſage ich, als von der Gewißheit ſeines Geburtstages.*

Fr. Damon. *Ich wollte eben ſehen, warum Ihr ſo lange von uns bliebet. Kommen Sie, mein lieber Mann, die Geſellſchaft vermißt Sie. Und der Frau Schwägerinn ihre Krankheit ſteigt von Stunde zu Stunde ſo ordentlich, daß man die Gemache anrechnen kann. Kommen Sie.*

Hr. Damon. *Meynſt du nicht, mein Schatz, daß Jungfer Carolinchen und Herr Simon für einander gebohren ſind?*

Fr. Damon. *Kommen Sie, wir können die Geſellſchaft nicht ſo lange allein laſſen.*

Hr.

Hr. Damon. Es iſt mein wahrer Ernſt. Carolinchen muß ihn heirathen. Auf dieſe Art werden ich und Du vieler Sorge los.

Carolinchen. Wenn nur gleich ein Prieſter da wäre, der uns trauen könnte. Ich glaube, Sie bezahlten vor Freuden das Traugeld.

Hr. Damon. Ja. Hier haben Sie meine Hand. Ich will den ganzen Thaler geben.

Carolinchen. Wollen Sie mir auch die Hochzeit ausrichten und die Brautkleider ſchaffen?

Hr. Damon. Ja! das will ich, - - Wie meynten Sie? Die Hochzeit ausrichten und die Brautkleider ſchaffen? Nein! Das würde Herr Simon nicht geſchehen laſſen. Es wäre für ihn ein Schimpf, und für mich eine Thorheit.

Carolinchen. Aber, wenn ich mit dieſer Bedingung Herr Simonen heirathen wollte, und Ihnen mein Glück ſo lieb wäre: ſo dächte ich, könnten Sie ſich wohl einmal dem Verdachte einer Thorheit ausſetzen. Gut, gut. Sie richten mir die Hochzeit aus, und ſchaffen mir Kleider und Betten. Ich halte Sie bey Ihren Worten, und will Herr Simonen haben.

Hr. Damon. Wie? Was? Das hätte ich geſagt? Iſt es nicht genug, daß ich Sie reich

machen

machen will; soll ich auch noch darüber zum armen Manne werden?

Fr. Damon. Ihr Leute zankt Euch nicht über eine Sache, die mir verdächtig vorkömmt. Kommt!

Carolinchen. Nur noch ein Wort. Herr Vetter, wollen Sie nicht funfzig Thaler an ein Gastgeboth wagen? Mehr verlange ich nicht: so will ich Herr Simonen nehmen. Sie haben ja keine Kinder. Thun Sie es doch. Wollen Sie?

Hr. Damon. Wäre die feindliche Invasion nicht geschehen, so würde ich ohne Bedenken Ja sagen; aber so werden Sie mir es nicht zu. Ich hatte einen Rittmeister und acht Bediente und zwölf Pferde bey mir. Ach! was frißt nicht Pferd und Mann in vier und zwanzig Stunden!

Carolinchen. Thun Sie, als wenn Ihnen die Feinde funfzig Thaler mehr gekostet hätten, oder verrechnen Sie funfzig Thaler mit unter den Schaden, welchen der Friede ersetzen soll. Darf ich bitten?

Hr. Damon. Nein, ich bin nicht geizig. Das darf mir niemand vorwerfen. Aber funfzig Thaler schenkt kaum ein Fürst ohne Ursache weg.

Fr.

Fr. Damon. *Ich bitte Euch alle beide von Herzen, hört auf, oder ich muß denken, daß Ihr ein größeres Vertrauen in meine Geduld setzet, als ich wünsche.*

Carolinchen. *Frau Muhme, werden Sie nicht böse. Die Sache betrift mein Glück, wie der Herr Vetter spricht. Doch, Herr Vetter, ich will Ihnen zeigen, daß ich die Billigkeit Ihrer Gründe einsehe. Ich will von funfzig Thalern bis auf dreyßig nachlaßen. Wenn Sie mir dieße gleich zu einem Hochzeitgeschenke baar auszahlen wollen: so sollen Sie noch heute das Vergnügen haben, mich Jungfer braut zu heißen.*

Hr. Damon. *Hören Sie nur. Kurz und gut. Wenn Sie Herr Simonen nehmen wollen: so soll das ausgelegte Geld für Ihres seligen Herrn Vaters Leichenbegängniß, welches acht Thaler acht Groschen beträgt, Ihnen geschenkt und hiemit geheilet seyn.*

Carolinchen. *Frau Muhme, ißt das nicht großmüthig? Kommen Sie, Herr Vetter. Ich will Sie in den Garten führen. Wir wollen heute schon noch eins werden. Wenn Ihnen der Wein bey der Mahlzeit in den Kopf kömmt, so geben Sie mir lauge eine Verschreibung von hundert Thalern zum Brautschatze.*

Hr.

Hr. Damon. Wie? Hundert Thaler? Was ſagen Sie? Ich hatte mich zu hundert Thalern verſtanden? Mein Kind! ſage es auf Dein Gewiſſen, habe ich mit einer Sylbe daran gedacht? Was? Nehmen Sie, wen Sie wollen, Jungfer Mutine. Ich will mich in Ihre Heirath nicht mengen. Sie ſind ein gefährliches Mädchen, das merke ich.

Fr. Damon. Caroline hen weiß es doch, daß Sie es gut meynen. Sie will ſich vielleicht ein Bischen rächen, daß Sie ſie mit einer Heirath geplagt haben. Kommt ja, ſonſt ſtirbt die Frau Schwägerinn.

Ende des zweyten Aufzugs.

Dritter

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Damon. Herr Simon.

Hr. Damon. Hier ſehen Sie das Loos. Es koſtet vier Thaler. Wenn Sie dieſe daran wagen, und Ihr Glück verſuchen wollen: ſo ſteht es zu Ihren Dienſten. Ich thäte es, wenn ich wie Sie wäre.

Hr. Simon. Wenn es vierzig Thaler koſtete, ſo wollte ichs weit lieber annehmen, als da es nur vier Thaler beträgt. Mir um Namen bey vier Thalern? Es iſt wider meine Ehre. Alle Leute wiſſen, daß ich eine Tonne Goldes im Vermögen habe.

Hr. Damon. So wiſſen alle Leute etwas ſehr falſches. Ich dachte, Ihr Vormund ſollte am beſten wiſſen, wie hoch ſich Ihr Vermögen beliefe. Funfzigtauſend Thaler haben Sie, und keinen Groſchen mehr. Es wird ſich zeigen, wann ich in vier Wochen die Vormundſchaft aufgebe, und Ihnen die Rechnung vorlege. Könnten Sie mir doch anſtatt funfzigtauſend Thaler hunderttauſend abfordern. Was? Ich wäre kein ehrlicher Mann? Ich ſollte Sie um eine halbe Tonne Goldes betrogen haben?

Hr. Simon. Wer hat denn das gesagt? Es mag seyn, daß ich nur funfzigtausend Thaler im Vermögen habe; dem ungeachtet werde ich stets von hunderttausend Thalern sprechen. Leute von Stande müssen allemal mehr haben, als sie haben. Wenn ich an den Hof gehe, und eine reiche Heirath thue, so kann ichs wohl auf eine Million bringen.

Hr. Damon. Sie haben eine leichte Art zu rechnen, und nach dieser können Sie sehr reich werden. Doch wieder auf den Lotteriezeddel zu kommen. Sie dürfen ja Ihren Namen nicht entdecken. Es geht nach der Nummer und nach der Devise. Wollen Sie das Loos nicht haben? Wer weiß, wie viel Sie damit gewinnen!

Hr. Simon. Geben Sie es nur her, und bringen Sie das Geld dafur in meine Rechnung. (Er sieht es an.) Aber was ist denn das für eine hypochondrische Devise? Pour la vertu! Von wem haben Sie Französisch gelernt, Herr Vormund? Sie sind gewiß auf das Wort vertu gefallen, weil Sie kein anders gewußt haben. Hatten Sie denn nicht etwas galanters wählen können? Die Devise kann ich nicht leiden. Ich streiche sie aus, und setze dafur pour la petite Jeannette, oder so etwas.

Hr.

Hr. Damon. Nein, Herr Simon, die Devise muß bleiben, oder das ganze Loos gilt verloren. Steht denn etwas gefährliches in den französischen Worten? Es hat sie mir ein guter Freund darauf gesetzt.

Hr. Simon. Es mag gewesen seyn, wer es will, ja muß er wenig Lebensart gehabt haben. Ich will Ihnen die Devise verdeutschen. Sie heißt: Fur die Tugend! Können Sie etwas trockners und frostigers träumen, als dieses Sprüchelchen ist? Wenn haben Sie bey einem Hofmanne eine solche Devise gesehen?

Hr. Damon. Ich bin ja kein Hofmann. Und hören Sie nur, Herr Simon, die Tugend lasse ich mir nicht nehmen. Mein Vater und unsere ganze Familie hat stets den Ruhm der Tugend gehabt. Die Tugend ist ganz gut. Wo Tugend ist, kömmt Segen ins Haus. Ich durfte fast das Loos nicht verkaufen, weil die Tugend darauf steht. Wer weiß, wie viel sie gewinnt?

Hr. Simon. Und ich dürfte fast das Loos nicht nehmen, weil die Tugend darauf steht. Wer weiß, wer es sieht, und mich für einen Milzsüchtigen hält? Hier haben Sie es wieder

Hr. Damon. Nein! Nein! Ich nehme es nicht wieder an. Was gehandelt ist, ist

gehandelt. Ich wünsche ihnen viel Glück dazu.

Hr. Simon. Gut, gut. Ich will das tugendhafte Loos behalten. Mich soll es nicht anstecken. Es giebt ja Pöbel genug, dem ich eine Freude damit mache, wenn ichs ihm schenke.

Hr. Damon. Verschenken müssen Sie es nicht. Lassen Sie nur mit sich reden. Das Loos kostet freylich nicht mehr als vier Thaler. Allein das Postgeld und die übrigen Unkosten betragen noch acht Groschen. Mit diesen acht Groschen wollen wir es also machen. Ich will sie nicht in Rechnung bringen, sondern zu der Masse der vier Thaler schlagen. Von vier Thaler acht Groschen, ist acht Groschen der dreyzehnte Theil. Wenn also das Loos gewinnt: so krieg ich den dreyzehnten Theil des Gewinnstes. Verstehen Sie mich?

Hr. Simon. Ich verstehe Sie; aber ich werde den Vorschlag nicht eingehen. Es lässt sich für meinen Stand.

Hr. Damon. Aber für mich lässt es ganz wirthschaftlich und vernünftig. Wissen Sie was? das Loos ist Ihre. Aber sagen Sie meiner Frau nichts davon. Sie kann die Lotterien gar nicht leiden, und würde mir den größten Vorwurf machen,

machen, wenn sie erfuhre, daß ich das Geld darein wagte.

Hr. Simon. Machen Sie sich keinen Kummer deswegen. Ich und Ihre Frau Liebste sind nicht so gar vertraut. Sie mag so schön aussehen, als sie will: so ist sie doch in meinen Augen eine Marionette, deren Augen und Hände von nichts, als den gemeinen Meynungen des Pöbels bewegt werden. Nia foi! Wenn Ihre Frau in eine Gesellschaft nach Paris käme, man würde denken, sie wäre eine Largeriau aus dem Monde.

Hr. Damon. Ich habe es ja nicht zu wissen verlangt, ob ihnen meine Frau gefalle, oder nicht. Wenn sie mir gut genug ist, so werde ich deswegen nicht krank werden, daß sie Ihnen missfallt. Vielleicht ist mirs gar lieb. Doch das gehört nicht zur Sache. Ich kriege doch den dreyzehnten Theil, wenn Ihr Loos glücklich seyn sollte, und zwar wegen meiner zur Masse gegebenen acht Groschen.

Hr. Simon. Das wird sich schon geben; aber wo bleibt die Madam Orgon? Sie hat mir versprochen, die verdrießliche Gesellschaft in dem Garten zu verlassen, und sich mit mir hier allein zu unterhalten. Das ist doch eine Frau, mit der ein Chapeau ein Wort reden kann. Sie ist auch noch nicht galant genug; aber sie hat

deb Attachement *für eine Mannsperſon. Ich muß ſie ſuchen.*

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Hr Damon. Ha, liebſte Madam, kommen Sie endlich? Haben Sie mich lange genug entbehrt? Ja, ja. Wir ſchicken uns beſſer zuſammen, als wenn wir einander angetraut wären. Wenn ich Sie nicht in dem Garten gehabt hätte, ich wäre eingeſchlafen. Es geht hier zu, wie in einer Leichenpredigt. Die Leute mögen gar nicht wiſſen, daß ſie gebohren ſind, um luſtig zu ſeyn. Aber, wie befinden Sie ſich, Madam? Iſt Ihr Zufall vorüber?

Fr. Orgon. Wie glücklich wäre ich, wenn ich ſo bald wieder geſund werden könnte, wie andere Leute. Ach! bey mir hält es immer lange an. (Zu Herr Damon.) *Wiſſen Sie wohl, Herr Schwager, daß Ihre Frau Liebſte und mein Mann nach Ihnen gefragt haben? Es hat auch ein gewiſſer Herr hergeſchickt und ſich erkundigen laſſen, ob Sie ein Capital von etlichen tauſend Thalern gegen Wechſelbriefe verſchieſſen wollten.*

Hr.

Hr. Damon. Iſt es möglich? Ich muß doch hören, wer es iſt.

Dritter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Hr. Simon. Es iſt recht ſchön, daß der narriſche Mann fort iſt. Er dünkt ſich recht klug zu ſeyn, und darum hat er weniger Hoffnung klug zu werden, als alle Narren. Laſſen Sie uns luſtig ſeyn, liebſte Madam. Bey mir ſoll Ihnen die Zeit nicht lange werden. (Er küßt ihr die Hand.) *Sie haben eine rechte weiſſe Hand, faſt weiſſer, als meine. Ja, ja. Sie ſind eine rechte drollichte Frau.*

Fr. Orgon. Wenn Sie erlauben, ſo werde ich mich niederſetzen. Das Stehen wird mir gar zu ſauer.

Hr. Simon. (Er langt einen Stuhl her.) *Sehen Sie, Madam, ſo bedient man das Frauenzimmer in Paris. Den Stuhl kann ein jeder Deutſcher verſetzen; aber mit einer* bonne grace, *das iſt die Seele von der Höflichkeit.*

Fr. Orgon. Sie ſind der galanteſte Herr, den ich noch gehabt habe. Ach wie matt bin ich nicht!

Hr. Simon. *O Madam! Eine kleine Erfriſchung!* (Er küſst ſie.) *Sie ſind eine rechte engliſche Frau. Ich möchte oft die Ehre Ihrer Geſellſchaft genieſſen.*

Fr. Orgon. *Mein lieber Herr Simon, Sie ſind* (ſie ſchlägt ihn mit dem Fecher.) *ſehr leichtfertig. Ich werde Ihnen bald einen Verweis geben. Wenn es jemand ſahe, ſo würde er gewiß auf eine ſtarke Vertraulichkeit ſchlieſſen.*

Hr. Simon. *Madam, reden Sie nicht ſo, wie eine Deutſche. Ich habe ungefehr vor drey Monaten eben dieſe Galanterie gegen eine Marquiſinn in Paris gebraucht.* Ah, mon cher Baron, *ſagte ſie,* que vous êtes conquerant! *Ihr ſeyd der Ueberwinder ſelbſt! Sie verſtehen doch franzöſiſch, Madam?*

Fr. Orgon. *Franzöſiſch? Ach ja, aber es wäre kein Wunder, wenn ich dieſe Sprache bey meinem albernen Manne vergeſſen hätte.*

Hr. Simon. *So laſſen Sie uns doch mit einander parliren, Madam.* Pourquoi differer?

Fr. Orgon. *Nein, ſprechen kann ich die franzöſiſche Sprache nicht mehr; aber ich höre ſie ſehr gern reden. Sie hat ſo etwas einſchmeichelndes.*

Hr. Simon. Ah! que dites vous! *Sie können kein Franzöſiſch ſprechen, und Ihre*

fromme

fromme Frau Schwägerinn kann es? Ach das iſt ewig Schade! Wie viel ſchönes wollte ich Ihnen, Ma belle Dame, *nicht vorſagen, wenn Sie dieſe Sprache verſtunden!* Vive la langue françoiſe! *Ich weiß nicht, es klingt im Deutſchen alles ſo hölzern. Man kann in dieſer Wendiſchen Sprache gar keinen charmanten Gedanken anbringen.* Serieuſement, *wenn ich ein groſſer Herr in Deutſchland wäre, ſo durfte kein Menſch deutſch reden, als die Fuhrleute. Die deutſche Sprache iſt zur Fuhrmannsſprache gebohren. Alle Frauenzimmer muſten Franzöſiſch ſprechen, und alle Gelehrte in meinem Lande Griechiſch reden, damit man die Narren nicht verſtünde.*

Fr. Orgon. Schimpfen Sie doch nicht ſo auf die deutſche Sprache. Es iſt ja Ihre Mutterſprache.

Hr. Simon. Ja, tauſend Thaler wollte ich darum geben, wenn es meine Mutterſprache nicht wäre, und zehntauſend Thaler, wenn ich ſie auf ewig vergeſſen könnte.

Fr. Orgon. Aber, daß die franzöſiſche Sprache allein nicht klug macht, das ſehe ich an meiner Frau Schwägerinn und ihrer Jungfer Mahme. Sie parliren alle beide, und ſind doch ſo unmanierlich, als ob ſie in einer Dorfſchenke gebohren und erzogen wären.

Hr. Simon. Oui Madame! *Aber S müſſen auch wiſſen, daß ſie beide von Herze ſchlecht parliren, und ihr Franzöſiſch in Deutſch land gelernet haben. Nach Frankreich ſollte unſere Frauenzimmer reiſen; da wurden ſie er witzig werden.*

Fr. Orgon. *Sollten ſie denn etwan in G ſellſchaft der jungen Herren reiſen?*

Hr. Simon. *Warum nicht? Die Schu für die Damen ſind die Mannsperſonen. U der Chapeau muß unter dem Frauenzimmer d Lehrjahre ausſtehen; und beides in Paris. D lernt man das gezwungene Weſen ablegen, u munter und geiſtreich werden. Alles übrige ſin Poſſen. Auf der Studirſtube, oder vor de Nabrahmen bey einem Buche ſitzen, ſind Po ſen. Nein! Die große Welt; da muß ma ſich formiren, und die altfränkiſchen Meynun gen und den religiöſen Aberglauben vergeſſe lernen, den man mit der deutſchen Muttermil eingeſogen hat. Engliſche Madam, wenn S mit mir parliren könnten, ich wollte mir e Glied vom Finger ablöſen laſſen.*

Fr. Orgon. *Sie ſind gar zu gütig gegu mich geſinnt. Geſetzt, ich verſtünde die fra zöſiſche Sprache vollkommen: ſo würde ſie doc nicht zureichen, die Hochachtung auszudr che*

eken, die ich gegen einen ſo artigen Herrn trage.

Hr. Simon. Quel mot flateur! *Ich weiß nicht, womit ich Ihre Schmeicheley belohnen ſoll. Es klingt zu albern, wenn ich Ihnen auf deutſch ſagen wollte, daß ich Sie liebe, daß ich Sie hochſchätze, daß ich Sie anbete.* Ah! mon petit cœur gauche. *Wie zartlich klingt dieſes im Franzöſiſchen, und wie albern, wenn ich im Deutſchen ſagte, mein kleines linkes Herz!*

Fr. Orgon. Sie irren Sich, Monſieur. Was Sie ſagen, das klingt in jeder Sprache ſchön. Sie haben Verſtand, und können einen recht mit Lachen geſund machen; ſo witzig ſind Sie! - - - Verwünſcht! meine Frau Schwägerinn!

Hr. Simon. Dieſe Veſtale hätten wir entbehren können.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Damon.

Hr. Simon. Was bringen Sie uns, Madame?

Fr. Damon. Ihre Magd bringt die Kleider, Frau Schwägerinn. Wollen Sie ſich nicht umkleiden laſſen?

Hr. Simon. Nur hergeſchickt, Madame! Ich verſtehe das ſo gut, als die beſte femme de chambre.

Fr. Damon. Und wenn Sie es auch nicht ſo gut verſtünden, ſo würde Ihnen dieſe Unwiſſenheit zur Ehre gereichen. Ich will Sie der Mühe überheben, Herr Simon.

Hr. Simon. Was, Madam? Denken Sie denn, daß ich noch ein junger Student bin, der nicht weiß, wie er einem Frauenzimmer das Halstuch ſtecken ſoll? Sie müſſen mich doch für einen großen Pedanten halten, und ich weiß nicht, wie Sie meine Aufführung in dieſem Irrthume beſtärken könnte. Sie werden gleich ſehen, ob ich das erſte Frauenzimmer in der Welt bediene. Ich will der Madam Orgon die Haare friſiren, und zwar ſo, wie man ſie vor zween Monaten in Paris trug. Nehmen Sie es nicht ungütig, Madam Damon, wenn ich Ihnen aufrichtig ſage, daß Ihre Coëffure *gar nichts taugt, und daß in Ihren Locken nicht der geringſte gute Geſchmack iſt.*

Fr. Orgon. Frau Schwägerinn, ſeyn Sie nur ſo gütig, und ſchicken mir meine Magd

in

in das Nebenzimmer. Ich will weder Herr Simonen, noch Ihnen Mühe machen.

Fr. Damon. Wie Sie befehlen. Ich will Sie hier wieder erwarten, und den Herrn Simon indeſſen unterhalten, wenn ich anders galant genug bin.

Hr. Simon. (Zur Frau Orgon.) *Ich ſoll nicht mit Ihnen gehen? Madam, ich will Sie anputzen, wie einen Engel. Erlauben Sie mir das Vergnügen, Sie nach meinem Geſchmacke anzukleiden, und . .*

Fr. Orgon. Verlieren Sie kein Wort mehr. Sie erweiſen mir viel Ehre; aber ich, als ein verheirathetes Frauenzimmer, werde Ihre Galanterie als eine Beleidigung anſehen, wenn Sie mich nicht damit verſchonen.

Hr. Simon. Gehen Sie, gehen Sie, Madam. Sie fangen an wie eine Deutſche zu reden. Daran muß eine Frau in Geſellſchaft gar nicht denken, daß ſie verheirathet iſt; ſonſt wird Sie lächerlich. Machen Sie nur, daß Sie bald wieder kommen. Ich will gewiß an Ihrem Anzuge noch etwas zu beſſern finden.

Fünfter Auftritt.

Herr Simon. Frau Damon.

Hr. Simon. Wo haben Sie denn Ihre Jungfer Muhme? Warum kömmt ſie nicht her-

auf? Doch vielleicht will ſie die Zeit im Garten recht geſchwind zubringen. Sie wird wohl gar in einem Buche leſen.

Fr. Damon. Nein, ſie unterhält den Herrn Organ, ſonſt wäre er im Gartenhauſe ganz allein. Vielleicht hilft ſie auch Anſtalt zur Abendmahlzeit mit machen.

Hr. Simon. O Madam! warum laſſen Sie Ihre Jungfer Muhme ſo verderben? Durch den Umgang mit Büchern wird ſie todt und düſter. Lebendige Geſellſchaft muß ſie ſuchen, wenn ſie aufgeweckt werden will. Und was hat ſie mit der Abendmahlzeit zu thun? Will ſie, über eine deutſche Pedantinn, auch noch eine deutſche Köchinn abgeben?

Fr. Damon. Ein Frauenzimmer kann ſich um die Wirthſchaft bekümmern, ohne eine Köchinn abzugeben. Sie muß wiſſen, was dazu gehört, und ſorgfältig genug zur Aufſicht ſeyn. Es mag Ihnen nun ſo unfranzöſiſch vorkommen, als es will: ſo iſt es doch ein Unglück für einen Mann, und eine Frau, wenn ſie die Wirthſchaft nicht verſteht. Die größten Damen halten ſich zu dieſer Beſchäftigung in einem gewiſſen Verſtande nicht zu vornehm.

Hr. Simon. Wofür hat man denn Köche, Köchinnen, Ausgeberinnen, Tafeldecker, und Maitres d'Hôtel, wenn die Weiber für die Tafel

Tafel ſorgen ſollen? Da würde ich meine Frau bald ſatt werden, wenn ſie niederträchtig genug wäre ſich um das Hauswesen zu bekümmern. Sie hat mit mir, mit der Wahl ihres Anzugs und mit dem Theetiſche den ganzen Vormittag zu thun. Nach Tiſche lebt ſie nicht für mich, ſondern für die Geſellſchaft. Will ſie in dieſer ihre Perſon gut ſpielen, und die freye Lebhaftigkeit, die die Seele des Umgangs iſt, recht ſehen laſſen: ſo muß Sie nicht an das geringſte denken. Sie muß ſich bloß ſich ſelber überlaſſen; alsdann wird ſie mir Ehre machen.

Fr Damon. Aber, wenn ein ſolcher Mann nicht alle Monate eine neue Grafſchaft geſchenkt bekömmt, ſo wird er bald mit ſeiner galanten Frau aus dem Lande gehen, oder ſich ſonſt zu einer Handthierung verſtehen müſſen.

Hr. Simon. Sie reden nach Ihrem Stande, und haben die große Welt noch nicht geſehen. Ich ſage es Ihnen, wenn ich eine Frau kriege, welche die Geſellſchaften nicht liebt: ſo will ich zwo Mahlzeiten ihr zum Poſſen halten.

Fr. Damon. Eine zu halten, wäre ſchon galant genug. Aber kennen Sie denn die ſchlimmen Folgen nicht, die aus großen Geſellſchaften für eine Frau entſtehen? Wie wird es mit Ihrer Eiferſucht und mit der Tugend Ihrer Frau ausſehen?

Hr.

Hr. Simon. Madame, ein Mann, der eiferſuchtig iſt, iſt ma foi! ein Narr, der der Munterkeit in der Republik mehr Schaden thut, als zehn ſchwarze Gichtzprediger. Und was wollen Sie mit der Tugend einer Frau haben? Wie lange werden doch die Deutſchen traumen? Das nenne ich Tugend, ſeinem Stande gemäß leben, und ſich die Hochachtung der Welt erwerben. Was iſt das Leben, ohne Freyheit, ohne Zufriedenheit?

Fr. Damon. Mein Herr, ich ſtreite nicht wider die Zufriedenheit. Es iſt der gröſte Schatz, nach dem ein Vernünftiger ſtreben kann. Aber ich glaube, daß eben die Dinge, worinne Sie Ihre Zufriedenheit ſuchen, zu nichts, als zur Unruhe, geſchickt ſind. Ich will es Ihnen kurz ſagen. Zur Profeſſion eines Freydenkers, den Sie vermuthlich vorſtellen wollen, gehört nichts mehr, als wenig Verſtand, ein wildes Herz, etliche engliſche oder franzöſiſche Blätter voller Galle wider die Schrift, ein gut Glas Wein, ein geſunder Körper, der Beſuch gewiſſer Häuſer, die ich ohne Schamröthe nicht nennen kann, und wenn man es recht hoch bringen will, eine ohne Vorſichtigkeit und Klugheit angeſtellte Reiſe in fremde Länder.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Herr Orgon.

Hr. Simon. *Es iſt gut, daß Sie kommen, Herr Orgon. Ihre Frau Schwägerinn hat mich ſehr erbaulich unterhalten. Wenn ich ſterbe, ſo ſoll Sie mich zum Tode zubereiten. Suchen Sie vielleicht Ihre Frau Liebſte?*

Hr Orgon. *Ach nein. Sie hat ſich umgekleidet und iſt im Garten, und hat nicht ehe zu bitten nachgelaſſen, bis ich herauf gienge, Sie, mein Herr, zu holen, damit die Geſellſchaft munter würde.*

Hr. Simon. *Sie haben eine recht allerliebſte Frau. Wenn ihr Geſicht gleich nicht mehr ſo gar ſchön iſt: ſo verdienet es doch ein Defenſtück abzugeben. Ich muß gehen. Kommen Sie nach, wenn Sie wollen.* (zur Frau Damon.) *Ihnen, Madam, darf ich wohl nicht zumuthen, mit mir in den Garten zu gehen. Vergeſſen Sie Ihren Aberglauben nicht.*

Fr. Damon. *Nein, mein Herr, ich werde ihn nicht vergeſſen. Das, was Sie Aberglauben nennen, iſt das, was die gröſten Männer, die ſcharfſinnigſten Geiſter, zu allen Zeiten mit Ehrfurcht geliebt und bewundert haben.*

Hr. Simon. *Madam, wir ſind gute Freunde. Hören Sie auf zu winſeln. Ich will heute luſtig ſeyn. Kommen Sie bald nach. Mich*

fängt

fangt ſchon an zu hungern. Haben Sie auch guten Burgunder, Champagner? Ich werde mir heute einen derben Rauſch trinken. Adieu Madame & Monſieur, je ſuis vôtre valet.

Siebenter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon. *Ich will ihn nur vorangehen laſſen, damit ich nicht die Quaal habe, von ihm geführt zu werden. Ich dachte, Herr Orgon, Ihre Frau Liebſte wäre noch in der Nebenſtube, und mit ihrem Anputze noch nicht fertig; denn ſie verſprach wieder hieher zu kommen, ſonſt hätte ich gar nicht hier gewartet. Herr Simon iſt der unerträglichſte, der leichtſinnigſte und verwegenſte Menſch, den ich noch geſehen habe. O, was iſt doch unſinniger, als ein Menſch, der ſich eine Ehre daraus macht, nicht vernünftig zu ſeyn weil es die meiſten Leute ſind*

Hr. Orgon *Iſt er ein großer Narr? Ich habe nicht recht Achtung auf ihn gegeben Das habe ich wohl gehört, daß ihm das Maul nie ſtille ſteht, und daß er immer mit franzöſiſchen Brocken um ſich herum wirft. Aber ich bin glücklich, daß ich leicht in den Schlaf kommen kann. Ich habe indeſſen meine Pfeife Taback geraucht,*

und

und wechſelsweiſe ein Bischen mit geſchlafen. Aber Ihr Herr Liebſter hat mich zuerſt aufgeweckt, und alsdann auch Carlinchen, und da haben wir geredt, ja, und ſo iſt mir die Zeit vergangen. Wenn ich mir nunmehr was wünſchen ſollte, ſo möchte ich nun bald was gutes eſſen. Doch, Frau Schwäzerinn, laſſen Sie alles recht weich kochen und braten, daß ich nicht ſehr kauen darf. Es wird mir gar zu ſauer, und es geht auch ſo ſehr über die Zähne; und dieſe möchte ich gern bis an mein Ende erhalten.

Fr. Damon. Ich will Ihr Verlangen bald befriedigen. Itzt iſt es ungefehr um ſechs Uhr; um ſieben wollen wir eſſen. Und von acht bis neun Uhr können wir noch in dem Garten ein wenig ſpatzieren gehen; alsdann iſt es erſt recht kühl. Doch Herr Schwager, iſt die Berliner Poſt noch nicht gekommen?

Hr. Orgon. Noch nicht. Die Magd ſagte, ſie wäre ſelber auf der Poſt geweſen, und ich habe ihr befohlen, nach ſechs Uhr noch einmal hinzugehen, und wenn Briefe an mich da ſind, ſie gleich herzubringen. Denn ſo wenig ich ſonſt zu Freude und Leid geneigt bin: ſo möchte ich doch ſelber gern wiſſen, ob Ihr Loos unter den Treffern, oder Nieten ſtehen würde.

Fr. Damon. Ach was würde mein Mann für eine Freude haben, wenn ich etwas gewönne!

Auf

Auf dieſe Art vergäſſe er es vielleicht, daß ich wenig zu ihm gebracht habe, oder lieſſe ſich durch mein Bitten deſto eher von ſeiner gar zu groſſen Sparſamkeit abbringen, die mir oft das Leben bey ihm ſauer macht. Endlich wollte ich, wie ich Ihnen im Anfange ſchon geſagt habe, meine Mahme Carolinchen, gern mit etwas beſchenken. Wenn ich nur das Madchen in meinem Hauſe haben durfte. Ich wollte Ehre an ihr erziehen, und ich hoffte, daß ſie bald des vernunftigſten Mannes werth ſeyn ſollte. Sie hat freylich noch ihre Fehler, ſo wie ich unter andern den habe, daß ich gern von ihr rede. Sie iſt etwas hitzig; ſie laſt ihre Geſchicklichkeit zuweilen zu ſehr merken; aber, das ſind Fehler, die ein Mann durch die Liebe bald maſſigen und zu Schönheiten machen wird.

Hr. Orgon. Ja, ja, Carolinchen iſt ganz gut. Sie wird ſchon einen Mann kriegen. Machen Sie ſich keine Sorge.

Fr. Damon. Ich wünſche ihr nicht allein einen Mann, ſondern auch einen ſolchen Mann, der ſie liebt, und ihre guten Eigenſchaften recht erkennt.

Hr. Orgon. Das verſteht ſich von ſich ſelbſt, daß der, der ſie heirathet, ſie auch lieben wird. Wenn man einmal beyſammen iſt, ſo findet ſich die Liebe wohl.

Fr.

Fr. Damon. *Ich denke, das iſt nur ein Troſt, den ein geiziger Vater oder Mutter für ihre Kinder erdacht haben, die ſie wider Willen zu einer Liebe zwangen.*

Hr. Orgon. *Das dachte ich nicht. Als ich meine liebe Frau heirathete, ſo war ich ihr weder gram, noch gut. Mein Sohn, ſagte meine ſelige Mutter zu mir, es iſt ein hubſches, ſtilles, haushaltiges Madchen, die nach ihres Vaters Tode einen feinen Thaler Geld kriegt; nimm ſie auf mein Wort; du wirſt nicht übel fahren. Ich nahm ſie alſo, und ich hatte auch eine andere eben ſo gut genommen, wenn es meine Mutter verlangt hatte. Und ich bin nicht übel gefahren, wir vertragen uns ganz gut.*

Fr. Damon. *Wider Ihr eigen Exempel, das Sie mir anführen, darf ich nichts einwenden. Aber überhaupt von den Ehen zu reden, glauben Sie denn, daß es ſchon zu einer zärtlichen Liebe genug iſt, wenn man ſich vertragt?*

Hr. Orgon. *Iſt es denn nicht einerley, ſich vertragen, ſich nicht zanken, und ſich lieben? Kömmt nun noch der Ehefegen von Kindern dazu: ſo ſehe ich nicht, wie eine ſolche Ehe ohne Liebe ſeyn könnte.*

Fr.

Fr. Damon. Das iſt, wie mich deucht, ein ſehr miſſlicher Beweis. Die Uebereinſtimmung der Gemüthsart, eine gewiſſe Gleichheit in unſern Meynungen und Neigungen, ein innerlicher Trieb dem Andern zu gefallen, und eine brennende Sehnſucht, des Andern ſein ganzes Herz, ſeine Hochachtung zu beſitzen; das iſt der Grund der ehelichen Liebe. Daraus entſtehen die emſigen Bemühungen, ſich einander auf die redlichſte Art verbindlich zu machen, einander ſtets durch neue Gefälligkeiten zuvor zu kommen, und ſich immer mehr Verdienſte zu erwerben, durch welche die Liebe ermuntert und befriediget wird; das iſt die Zärtlichkeit der Ehe. Meynen Sie es nicht Herr Schwager?

Hr. Orgon. Das wäre eine ſehr beſchwerliche Ehe. Sie werden es auch wohl nicht im Ernſte geſagt haben; ſonſt müſſte ich denken, daß ich noch nicht verehlichet wäre; und ich bin doch ſchon zehn Jahre ein Mann, wenn ich gleich keine Kinder habe. Unſere Vorfahren waren rechtſchaffene Leute, und liebten einander, ohne ſolche Grübeleyen anzuſtellen. Wollen wir nicht wieder in den Garten gehen? Ich möchte wohl wieder eine Pfeife Tabuck rauchen. Den Stich von der Mücke fühle ich immer noch. Wenn nur keine Pulsader verletzt iſt! Kommen Sie, Frau Schwägerinn, was geht uns die Liebe

mehr

mehr an? Sie haben ihren Mann, und ich meine Frau. Und wer verſorgt iſt, der iſt verſorgt.

Fr. Damon. Möchte doch auch jedes verſorgt werden, wie es wünſcht. Aus Gehorſam gegen die Aeltern wird man oft einer ungleichen Ehe aufgeopfert. Doch man muß ſein Schickſal mit Groſſmuth ſich geneigter zu machen ſuchen.

Ende des dritten Aufzugs.

Vierter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Damon. Frau Orgon.

Hr. Damon. Ja, wie Sie ſehen. Auch an meinem Geburtstage kann ich nicht ohne Arbeit ſeyn. Der Handel mit den Wechſelbriefen iſt geſchehen. Und wenn es gut gehet, ſo kann ich wohl ein Paar tauſend Thaler dabey gewinnen. Ja, das habe ich Ihnen wohl in dem Garten erzählt, Frau Schwägerinn, daß ich den Lotteriezeddel gefunden habe. Er lag, wie geſagt, in meiner Frauen Kaſten, wo ſie die Spi-

tzen

tzen hat. Er lag uneingewickelt; recht, als ob es so seyn mußte, daß ich hinter ihre Schliche kommen, und das Meinige mir wieder zueignen sollte. Aber das werden sie noch nicht wissen, daß ich ihn schon wieder verhandelt habe, und zwar mit Profit?

Fr. Orgon. An wen denn? Sie sind ja ein rechtes Glückskind. Aber hätten Sie ihn mir denn nicht auch für meine geleistete Aufrichtigkeit anbieten können? Für die Hälfte hätte ich ihn selber annehmen wollen. Und was wäre es denn gewesen, wenn Sie mir die andere Hälfte geschenket hätten?

Hr. Damon. Ja, ich hätte es thun können, wenn ich's bedacht hätte. Aber es ist einmal geschehen. Mein Mündel, Herr Simon, hat das Loos schon in Händen. Ich kriege vier Thaler dafür, und wenn das Loos gewinnt, den dreyzehnten Theil des Gewinnstes, und zwar aus billigen Ursachen. Ich habe meiner Frau den Fehler schon vergeben. Es ist eine fromme, rechtschaffene und schöne Frau, die mir viel Liebe erzeigt, wenn Sie gleich etwas leichtsinnig mit dem Gelde umgeht. Sie wird mit den Jahren schon anders werden.

Fr. Orgon. Ich kann mich gar nicht in Sie finden. Bald heben Sie Ihre Frau in den Himmel, und bald schelten Sie aufs ärgste auf sie.

Hr.

Hr. Damon. Was ſagen Sie? Ich hätte meiner Frau etwas übels nachgeredet? Das ſey ferne von mir! Ich müßte es in der Hitze, im Zorne gethan haben. Meine Frau iſt die beſte Frau. Ich bin mit ihr zufrieden, und den will ich ſehen, der etwas an ihr zu tadeln findet. Iſt ſie arm geweſen: ſo geht es niemanden etwas an, daß ich ſie reich gemacht habe.

Fr Orgon. Nur gelinde, Herr Schwager. Mir zu gefallen mögen Sie Ihre Frau in den Adelſtand erheben laſſen. Ich will es Ihnen nicht wehren. Aber daß Sie alle andre ehrliche Weiber verachten, und Ihre Frau die beſte Frau heißen, dadurch finde ich mich beleidiget. Der Streich mit dem Lotteriezettel iſt doch keine feine Sache.

Hr. Damon. Frau Schwägerinn, wenn ichs ihr vergeben kann: ſo werden Sie wohl auch nicht viel dabey zu erinnern haben. Was haben Sie an meiner Frau auszuſetzen? Mann und Weib iſt Ein Leib. Wer meine Frau angreift, greift auch mich an.

Fr. Orgon. Man ſehe doch, wie ſich die Männer gegen einander ändern können. Iſt das der Dank für die Entdeckung wegen des Lotteriezeddels? Da Sie das Geld dafür wieder haben, und ſich noch einen Theil des Gewinnſtes verſprechen: ſo hat Ihre Frau nichts unrechts gethan.

Hr. Damon. Je nun, das iſt vorbey. Sind

Sie denn gar böſe auf mich, daß ich Ihnen den Lotteriezeddel nicht geſchenkt habe? Iſt dieſes Ihre Abſicht geweſen, um deren willen Sie meine Frau bey mir angegeben: ſo darf ich Ihnen für Ihre Aufrichtigkeit eben nicht gar zu ſehr verbunden ſeyn.

Fr. Orgon. *Wenn Sie alle Regeln der Höflichkeit vergeſſen wollen; ſo vergeſſen Sie doch wenigſtens nicht, daß Sie eine kranke Frau, und eine Blutsfreundinn vor ſich haben.*

Hr. Damon. *Fällt es Ihnen itzt erſt wieder ein, daß Sie krank ſind? Es kömmt mir bald vor, als wenn Sie die Gabe hätten, ſo oft krank zu werden, als es Ihre Abſichten erfordern. Was hat Ihnen denn meine rechtſchaffene Frau in den Weg gelegt, daß Sie ſolche bey mir angeben? Vier Thaler ſind viel Geld; aber deßwegen wäre ich noch nicht zu Grunde gegangen. Ich liebe das Geld, aber auch die Ehre, und meiner Frauen Ehre. Und wenn Sie denken, daß meine Frau keine Wirthinn iſt, ſo will ich ihr Ausgabebuch holen! Holen will ichs, und es Ihnen zeigen.*

Zweyter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Simon.

Hr. Simon. *Sind Sie mir wieder davon gelaufen, engliſche Madam? Was macht der alte Geldkaſten bey Ihnen?*

Fr.

Fr. Orgon. *Dergleichen grober und unverſchämter Mann, als dieſer iſt, muß zwiſchen Himmel und Erden nicht mehr ſeyn. Er hat mir ſolche Grobheiten geſagt, daß ich den Augenblick aus ſeinem Hauſe gegangen ſeyn würde, wenn Sie nicht gekommen wären. Aber um Ihre angenehme Geſellſchaft zu genieſſen, will ich mich überwinden, und meinen Zorn dieſen Abend gegen ihn verbergen. Er ſoll es zu andrer Zeit ſchon empfinden, was es heißt, ein Frauenzimmer zu beleidigen, das noch darzu krank iſt.*

Hr. Simon. *Laſſen Sie den alten Gecken gehen. Es iſt ein* Bourgeois. *Er taugte in Frankreich zu keinem Thürſteher, und hier iſt er, glaube ich, gar ein Aufſeher über eine öffentliche Caſſe. Mir muß er mit aller Hochachtung begegnen, und ſichs für die größte Ehre ſchätzen, daß ich ſein Mündel geweſen bin. In vier Wochen ſoll er mir Rechnung ablegen, da will ich ihm den Kopf ſchon zu rechte rücken.*

Fr Orgon. *O thun Sie es doch um meinetwillen! Er hat mir ein Lotterieloos verkaufen wollen. Und da ichs verlangte, ſo ſpricht er, er hätte es nicht mehr, und begegnet mir, wie einer gemeinen Frau. Der gottloſe Mann!*

Hr. Simon. *Hier,* ma chere Madame, *iſt das Loos zu Ihren Dienſten. Nehmen Sie es ohne Complimente an. Ich habe in Paris den*

Sträuſſermädchen wohl ehe einen Louisdor gegeben.

Fr. Orgon. Iſts möglich? Hat er Ihnen das Loos verkauft? O! behalten Sie es. Es iſt in ſchönen Händen. Nein, es wäre eine Unhöflichkeit, ich kann es nicht, (ſie langt darnach) ich kann es nicht annehmen. Doch weil Sie ſo befehlen, ſo - -

Hr. Simon. Thun Sie nicht ſo kleinſtädtiſch mit mir. Sie müſſen es annehmen, ohne ſich zu weigern, und ohne ſich zu bedanken, wenn Sie meinem Character gemäß handeln wollen.

Fr. Orgon. Ach, Monſieur, was iſt für ein Unterſchied, wenn ich den närriſchen Damon und meinen tölpiſchen Mann gegen Sie betrachte! Sie ſind die Galanterie ſelbſt, und recht zum Troſte der Damen gebohren. Wenn ich einen Sohn hätte, er müßte wie Sie werden, oder er dürfte nicht ſagen, daß er unter meinem Herzen gelegen hätte. Da laſſen die Eltern ihre Söhne auf der Univerſität über den Büchern liegen, und wenn ſie nach Hauſe kommen, und ein Frauenzimmer bedienen ſollen, ſo thun ſie nicht anders, als wenn ſie die Daumenſtöcke in Händen und Füſſen bekommen hätten.

Hr. Simon. Ja wohl, Madam. Schulen und Univerſitaten ſind nicht halb ſo gut, als die ſchlechteſten Caffeehäuſer. Anfangs hatte ich einen Hofmeiſter auf der Akademie; und wenn ich ihn

nicht

nicht fortgejagt hätte, ſo wäre ich ein Stockfiſch geworden, wie er war. Er hat mich gezwungen, gewiſſe Bücher zu leſen, die ich itzt nicht kann nennen hören. Freyheit, Geſellſchaft, Franzöſiſch und Reiſen in fremde Länder, das macht gelehrt. Alles andere ſind Poſſen und Schulfuchſereyen. O Madam! itzt beſinne ich mich, ich habe Sie lange nicht geküſſt. Ma foi, ma chere!

Fr. Orgon. Ach ma cher Monſieur! *ich höre jemanden - -*

Hr. Simon. Sachte, Madam, mon cher Monſieur *heißt es, nicht* ma cher.

Fr. Orgon. Ja, mein wertheſter Herr, ich höre jemanden über den Gang, der nach dem Garten hinunter geht, herauf kommen. Daß wir nur nicht etwa belorcht werden! Es komme, wer da will: ſo will ich gleich gehen, und mich ſtellen, als ob ich böſe auf Sie wäre; aber Sie müſſen ja nicht gleich hinter mir her kommen. Es möchte ſonſt Verdacht erwecken. Hören Sie?

Dritter Auftritt.

Herr Simon. Jungfer Carolinchen.

Carolinchen. Iſt die Madam Orgon nicht hier? Ich ſollte mich erkundigen, ob es ihr gefällig wäre, noch eine halbe Stunde bis zur Abendmahlzeit mit meinem Herrn Vetter im Brete zu ſpielen. Nehmen Sie es nicht übel, daß ich Sie

Universitäts Bibliothek Berlin.

gestört habe. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Hr. Simon. Madam Orgon ist nicht mehr bey mir. Aber warum wollen Sie gleich laufen? Fürchten Sie sich denn mit einer Mannsperson allein zu seyn? Sie müssen mir und Ihnen nicht viel zutrauen.

Caroiinchen. Und Sie müssen mich für sehr leutscheu, und sich für sehr gefährlich ansehen, wenn Sie glauben, daß ich deswegen forteile, um nicht allein mit Ihnen zu sprechen. Ich will mit Ihnen, und mit jeder Mannsperson allemal reden, wenn gleich nicht sieben Zeugen dabey sind. Haben Sie mir etwas zu sagen, so werde ichs beantworten; oder wollen Sie auch gleich mit mir in den Garten gehen, so können wir da genug reden.

Hr. Simon. Ja, ja, Sie fürchten sich vor mir. Ich weiß nicht, wie die Schönen in Deutschland sind. Kein Frauenzimmer in Paris wird vor einer Spinne so laufen, als ein deutsches Mädchen vor einem jungen Menschen. Sie dauren mich, Mamsell. Sie sind so gut gebildet, und würden die Hochachtung der Chapeaus vollkommen erhalten, wenn Sie den verdrießlichen Charakter einer Spröden aufgeben wollten. Sie reden zu wenig, sprechen so studirt, und vergessen das Lustige in Gesprächen. Kurz, Sie denken stets daran, daß Sie ehrbar seyn wollen, und darüber werden Sie so ernsthaft, als eine Matrone.

Caro-

Carolinchen. *Sie reden ſehr offenherzig. Ich glaube, wenn ich mit Ihnen auf Reiſen geweſen wäre, Sie könnten mich nicht vertrauter tadeln. Doch vielleicht iſt Ihr Tadel ein Lobſpruch für mich. Ein ſprödes Frauenzimmer, das das Geſichte und ihren Fächer erſt zehnmal in die Falten legt, ehe ſie ja oder nein ſagt, iſt ſehr lächerlich. Aber wollen Sie uns denn um alle Sittſamkeit, und um allen Wohlſtand bringen? Ich will nicht traurig ſeyn; doch warum ſoll ich denn auf eine ausgelaſſne Art luſtig ſeyn? Soll man denn alles ſagen, was uns einfällt, und gar nicht an das denken, was man ſagt? Dazu kann man bald kommen, daß man immer plaudert; aber wehe der Geſellſchaft, die gezwungen iſt, den Witz anzuhören, den wir aus Schwatzhaftigkeit nicht bey uns behalten können, und wenn wir ihn auch auf Reiſen geſammelt hätten.*

Hr. Simon. *Wer geſellſchaftlich und galant ſeyn will, muß viel reden, und von luſtigen Sachen; ſonſt ſchläft man ein. Man muß durch gute Einfälle, durch artige Scherze, durch Mienen, durch ungezwungene Bewegungen einander beleben und ermuntern. Wenn wir einmal in Geſellſchaft ſind: ſo kann man nie zu aufgeweckt ſeyn. Leute von Geſchmack nehmen einander nichts übel.*

Carolinchen. *Ich möchte Ihre Meynung eben nicht öffentlich vertheidigen. Die Munterkeit*

keit in der Geſellſchaft muß ſtets durch die Hochachtung, und durch den Wohlſtand eingeſchloſſen werden; ſonſt wird ſie zur luſtigen Grobheit. Doch, mein Herr, ich ſehe, daß wir einander nicht beſſern werden. Ich dächte, wir giengen in den Garten zur übrigen Geſellſchaft.

Hr. Simon. Fällt es Ihnen ſchon wieder ein, daß Sie eine Jungfer ſind? Wollen Sie fluchten?

Carolinchen. Ich würde ungeachtet meines Jungferſtandes gern mit Ihnen reden, wenn Ihre Einfälle nicht ſo ſtark wären. Sie benehmen mir gleich die Sprache; ſo durchdringend und nachdrücklich ſind ſie.

Hr. Simon. Sie wollen gar ſpotten? Denken Sie denn, daß ich noch in keiner vornehmen und witzigen Geſellſchaft geweſen bin, und nichts da gelernet habe?

Carolinchen. O nein! Man hört es aus Ihrer Art zu reden wohl, daß Sie in der Welt geweſen ſind, wenn Sie es gleich nicht ſelbſt geſtunden. Ihr Umgang iſt ſtets lehrreich, und ich habe in Ihrem kurzen Geſpräche ſchon ſo viel gelernet, daß ich Ihren Tadel ferner anhören will, ohne böſe zu werden. Ich werde ſchon ganz munter. Vielleicht falle ich auch in das Luſtige, wenn Sie mich länger unterhalten. Geben Sie mir nur Anweiſung.

Hr. Simon. Dieſe Bitte mag Ihr Ernſt ſeyn oder nicht, *Mamſell*: ſo bin ich doch ſo aufrich-

richtig, daß ich Ihnen rathe, öfter in Geſellſchaften zu gehen, und Ihre Bücher wegzuwerfen. Sie werden ſehen, wie lebhaft Sie mein Rath in kurzem machen wird.

Carolinchen. *Es iſt mir lieb, daß Sie noch nicht alle Hofnung von mir verloren haben. Aber welche Geſellſchaften ſoll ich beſuchen? Sie müſſen erſt reformiren, ehe der Umgang in unſerm Orte manierlich werden wird. Und wo wiſſen Sie denn, ob ich Bücher leſe, und ob ſie ſchlecht ſind?*

Hr. Simon. *Ich habe es von Andern gehört. Und Sie ſelber verrathen ſich mit Ihren zuverſichtlichen Orakelſprüchen, daß Sie mehr leſen, als reden. Im Ernſte, Mamſell, was leſen Sie für Bücher? Ich will mich nicht rühmen, daß ich ſtudirt habe; aber Sie werden mir doch zutrauen, daß ich einige Kenntniß von Büchern habe. Ein Buch früh bey dem Thee, oder des Abends, wenn man nicht einſchlafen kann, iſt allemal eine gute Sache.*

Carolinchen. *Ich zweifle, daß mein Büchervorrath nach Ihrem Geſchmacke ſeyn wird, und will Ihnen die Mühe erſparen, ſich über das Verzeichniß, das ich Ihnen davon geben könnte, luſtig zu machen.*

Hr. Simon. *Nun laſſen Sie doch nur Wunders halben Ihre* Lecture *hören.*

Carolinchen. *Gut, wenn ich Ihnen denn den Zuſchauer nennte?*

Hr. Simon. Den Zuſchauer, ein Buch von acht oder neun Bänden? Der Zuſchauer iſt ein ſchwermuthiger Engelländer, den es verdrießt, daß andere Leute nicht melancholiſch ſind. Er kriecht unter lauter Kleinigkeiten herum und phantaſiret, daß ihn die Leute für gelehrt halten ſollen. Ich habe dieſes Buch einem Geiſtlichen geſchenkt, weil ich ihm kein ſchlechters zu geben wußte.

Carolinchen. Der Mann kann mit Ihrem Irrthume ſehr wohl zufrieden ſeyn. Aber was ſoll ich denn für Bücher leſen, wenn die klugen ſchädlich ſind?

Hr. Simon. Franzöſiſche müſſen Sie leſen, Franzöſiſche, ſage ich Ihnen.

Carolinchen. Ich leſe ſie auch, und zwar recht gern. Ich habe nur neulich des ältern Racine ſeine Tragödien, und des jüngern ſeine Gedichte von der Religion geleſen, und über den letzten vor Freuden geweinet, ſo vortreflich hat er mir gefallen.

Hr. Simon. Nun weiß ich genug. Wenn Sie des Racine Gedichte de la Religion haben leſen können: ſo können ſich alle Gebetbücher viel Aufmerkſamkeit von Ihnen verſprechen. Fahren Sie nur fort. Vielleicht heirathen Sie einmal einen Schulmann: ſo wird Ihnen Ihre Gelehrſamkeit recht gut zu ſtatten kommen. Sie können eine Stunde in Sentenzen und die andere in adagiis

mit

mit einander reden. Nachdem wird Ihnen der Kuß, oder die Mahlzeit recht gut darauf ſchmecken.

Carolinchen. Mein Herr, ich leſe nicht, um gelehrt zu werden, ſondern um meinen Verſtand und mein Herz zu verbeſſern. Ich dachte, jeder vernünftiger Mann ſollte das Frauenzimmer darzu aufmuntern. Je kluger wir bey unſern weiblichen Geſchicklichkeiten uns zu werden bemuhen, deſto glucklicher ſind die Manner, die mit uns leben wollen. Im Ernſte bleiben Sie bey Ihren witzigen Buchern, und laſſen Sie mir meinen böſen Geſchmack, und reden Sie nicht mit einer ſo unverſtandigen Art von guten Schriften. Sie verachten des Racine Gedichte, und ich ſage Ihnen aufrichtig, daß Sie es gar nicht zu leſen im Stande ſind. Solche Schriften zu leſen, dazu gehört mehr Franzöſiſch, als Sie verſtehen. Ein paar Worte zu plaudern, die vor dem Spieltiſche, und bey der Mahlzeit nöthig ſind, darinn beſtehet Ihr ganz Franzöſiſch, und deswegen hätten Sie nicht nach Paris reiſen durfen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Hr. Damon. Das habe ich wohl gedacht, daß ich Sie beyſammen antreffen wurde. Was ſich neckt, das liebt ſich gern. Im Garten thaten Sie, als wenn Sie einander nicht leiden könnten; aber

hier ſtehen Sie ſo gelaſſen, wie Braut und Bräutigam. Nun, nun, erſchreckt nicht über meine Ankunft. Ich weiß ſchon, wie junge Leute ſind; ich bin auch jung geweſen. Man kann einander in allen Ehren lieben.

Carolinchen. Herr Vetter, an wen halten Sie dieſe Traurede? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie mein Herz mit dieſem Herr im Verdacht haben? Ich verſtehe mich gleich zur Feuerprobe, um zu beweiſen, daß mir Herr Simon ſehr gleichgültig iſt. Und ihm wird es auch nicht ſchwer fallen, ſeine Unempfindlichkeit mit einem Dutzend Eidſchwüren zu beſtätigen.

Hr. Damon. Ich glaube, was meine Augen ſehen. Wenn Ihnen Herr Simon zuwider wäre; ſo würden Sie gewiß nicht an dem Orte ſeyn, wo Niemand, als er, iſt. Doch verſtellen Sie ſich nur. Ihr Geſchlecht hat einmal das Gelubde über ſich genommen, Nein zu ſagen, wenn es Ja denkt, und froſtig zu thun, wenn es im Herzen brennt. Die Schamhaftigkeit will es alſo haben. Nicht wahr, Herr Simon, Sie ſind offenherziger? Gefallt Ihnen Jungfer Carolinchen nicht?

Hr. Simon. Ach ja. Wenn ſie nur mehr Welt hätte, und anſtatt der verdrießlichen Bücher--

Carolinchen. Ich werde meine Lobrede nicht auswarten. Urtheilen Sie von mir, wie es Ihnen gefallt. Laſſen Sie mir nur meine Gewiſſensfreyheit auch.

Fünf-

Fünfter Auftritt.

Herr Simon. Herr Damon.

Hr. Simon. *Ha, ha! Sie wird eilen, daß ſie vor Ihrer Frau Liebſte das Herz ausſchütten kann. Ich habe ihr die Wahrheit ein wenig gejagt: doch mit einer galanten Art. Es iſt Schade um das Mädchen, daß ſie nicht zu leben weiß. Doch, Herr Damon, wie ich aus Ihren vorigen Reden gehört habe, ſo iſt mir Mamſell Carolinchen wohl gar im Herzen gewogen. Das gute Närrchen! Mein Sieg hat mich wenig Mühe gekoſtet.*

Hr. Damon. *Warum ſollte ſie Ihnen nicht gewogen ſeyn? Sie ſind jung und artig, und meine Muhme iſt auch jung und empfindlich. Fahren Sie nur fort. Sie iſt ſchon unruhig. Sie mögen ihr ſehr gefallen, und ſie mag es doch verbergen wollen. Das iſt ein gutes Zeichen.*

Hr. Simon. *Es iſt ganz gewiß, daß ich ihr gefalle, und ich habe es gleich aus den zwey oder drey erſten Blicken gemerkt, daß es ihr unmöglich ſeyn würde, mich nicht zu lieben. Gleichwohl habe ich meine Zauberkünſte noch gar nicht angewandt. Ich habe ihr nur gemeine Schmeicheleyen geſagt; ich habe ihr die Hand nicht geküßt; ich habe meine ſiegende Miene nicht angenommen; ich habe keinen artigen Scherz gemacht, weder mit meinem Witze, noch mit meiner Hand. Ich habe*

ihren Fächer, ihren Palatin, alles bisher noch in Ruhe gelaſſen. Aber laſſen Sie mich nur erſt in mein Feld kommen. Carolinchens Verſtellung ſoll nicht lange währen. Und wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo ſoll ſie mir noch heute eine vollkommene Liebeserklärung thun. Ich habe ſolche Mädchen mehr vor mir gehabt, die will gegen mich gethan; aber ſie ſind bald zahm geworden.

Hr. Damon. Das wäre vortreflich, wenn Sie meine Jungfer Mulme recht verliebt machen könnten. Verſuchen Sie doch Ihr Heil. Ihnen traue ich alles zu; denn ſie ſind artig und galant.

Hr. Simon. Ob ichs bin, das will ich eben nicht ſagen. Aber Sie ſind auch nicht der erſte, der mirs aufrichtig verſichert hat. Und wenn ich meine Lebensgeſchichte ſeit drey oder vier Jahren durchgehe; ſo finde ich Beweiſe genug, daß ich dem Frauenzimmer gefährlich ſeyn muß. Als ich über Bruſſel reiſete, ſo ließ ich mich in eine vornehme Familie introduciren. Die Tochter vom Hauſe war ein allerliebſtes Mädchen, und ſprach franzöſiſch, wie ein Engel.

Hr. Damon. Das verſchlägt mich nicht viel.

Hr. Simon. Hören Sie nur, wie es ward. Ueber der Tafel kam ich ihr gegen über zu ſitzen. Ich that etliche Nachtblicke auf ſie, und ſie that ſehr ſicher bey dieſem Anfalle. O dachte ich, mein ſchönes Kind, du ſollſt bald empfinden, daß ich mehr, als ein bloßer Deutſcher, bin.

Hr.

Hr. Damon. Sagen Sie mir itzt nicht, was Sie gedacht haben; sondern nur, was geschehen ist. Die Erzählung möchte sonst zu umständlich werden.

Hr. Simon. Fallen Sie mir doch nicht in die Rede. Ueber der Tafel gieng weiter nichts merkwürdiges vor, als daß ich ihr einige hubsche Flatterien machte, und ihr mit dem Fuße einen und den andern Druck gab, weil ich ihr gleich gegenüber saß.

Hr. Damon. Ich dächte, das wäre unhöflich gewesen. Zog sie denn die Beine nicht weg? Wie leicht hätten Sie ihr die Pantoffeln mit Ihren Schuhen schmutzig machen können!

Hr. Simon. Dafur lassen Sie mich sorgen. Ich trug damals schon Corduan-Schuhe. Nach der Tafel hatte ich die Ehre, als ein Fremder, den Ball mit der Tochter vom Hause zu eröffnen. Hier zeigte ich mich in meiner ganzen Stärke. Jeder Blick, den ich auf sie schoß, that die Wirkung eines Pfeils, und - -

Hr. Damon. Also wird das Frauenzimmer bald zu Boden gefallen seyn. Wenn ich bitten darf, so versparen Sie den Ausgang der Erzählung bis nach Tische. Oder noch besser. Wir wollen nach Tische, weil es ohnedem mein Geburtstag ist, ein Ehrentänzchen thun. Da mag Carolinchen die Jungfer in Brüssel seyn, und da können Sie mir an ihr zeigen, was mit jener vorgegangen ist.

Hr.

Hr. Simon. Ja, ja. Doch hören Sie nur zu. Ich tanzte den ganzen Abend mit ihr. Alle Glieder an mir, alle Schritte und Wendungen lebten. Ich glaube auch, daß man selten wird schöner haben tanzen sehen; so viele Mühe gab ich mir.

Hr. Damon. Gut, machen Sie es diesen Abend nur auch schön, und lassen Sie Carolinchen nicht aus dem Garne. Wenn sie gleich nicht reich ist: so ist sie doch schön, guter Geburt, und hat, wie alle Leute sagen, viel Verstand.

Hr. Simon. Auf dem Balle bemerkte ich nun ganz deutlich, wie die Liebe von Minute zu Minute in meiner Brustseiden Schöne zunahm. Endlich stieg die Zärtlichkeit so hoch, daß sie ohnmächtig ward, und sich von dem Balle mußte wegtragen lassen. Den andern Tag bekam sie ein hitziges Fieber, und - -

Hr. Damon. Aber woher wissen Sie, daß sie aus Liebe krank geworden ist? Vielleicht hat sie sich im Tanzen zu sehr erhitzt.

Hr. Simon. Sie hat es im Phantasiren mehr, als einmal, gestanden, daß ich die Ursache von ihrer Krankheit wäre.

Hr. Damon. Im Phantasiren? Mir wäre es lieber gewesen, sie hätte es nach dem Paroxisme gestanden. Hat sie denn auch dazu gesagt, daß sie aus Liebe gegen Sie krank geworden wäre?

Hr. Simon. Das versteht sich. Aus Haß wird sie nicht in ein Fieber fallen. Hören Sie nur weiter.

Hr.

Hr. Damon. Ich merke es ſchon, der Vater von der Tochter wird Sie nicht mehr ins Haus gelaſſen haben. Und ich will es Ihnen nur ſagen, wenn ich eine Tochter hatte, und Sie wollten auch ſo grauſam mit ihr umgehen: ſo ließ ich Sie nicht über die Schwelle. Ich bin nicht dawider, daß Sie Carolinchen in ſich verliebt machen ſollen. Es iſt vielmehr mein Wunſch. Aber bis auf das Fieber muſſen Sie die Sache nicht treiben. Nein, wenn Carolinchen Ihnen gut iſt, und Sie ihr, wie Sie geſagt haben, auch gewogen ſind: ſo will ich, als Vormund, die Sache nicht hindern, ſondern vielmehr dazu helfen. Indeſſen will ich Ihnen hier zeigen, daß ich die vier Thaler wegen des Looſes in der Lotterie angemerkt, und zugleich der acht Groſchen Erwähnung gethan habe, die ich mit zur Maſſe gegeben. Es iſt um Lebens und Sterbens willen. Sehen Sie nur her, mein Herr Simon.

Hr. Simon. Es iſt ja ſchon gut. Wir werden darum keinen Proceß anfangen. Kurz, die Schöne in Brüſſel iſt nicht eher wieder geſund geworden, bis ich die Stadt verlaſſen habe. Iſt dieſes nicht etwas merkwürdiges?

Hr. Damon. Ja. Sehen Sie nur das Papier aus; denn um es Ihnen zu zeigen, bin ich mit hieher gekommen.

Hr. Simon. Man wird in Brüſſel gewiß an mich denken. Es war ein allerliebſtes Kind. Ich will heute noch ihre Geſundheit trinken.

Hr.

Hr. Damon. Hier, mein Herr, ſteht es, „vier Thaler für ein Loos in der Lotterie, und acht Groſchen, welche ich - - „

Hr. Simon. O quälen Sie mich nicht länger! Ich ſehe es ja. Wenn Sie mich verdrießlich machen, ſo werde ich Carolinchen ſchlecht bezahlen.

Hr. Damon. Hier kömmt ja gar Herr Orgon. Was muß der wollen? Geben Sie nur, Herr Simon, und verſuchen Sie Ihr Glück bey Carolinchen, und mache Sie, daß wir Ihnen noch heute gratuliren müſſen.

Hr. Simon. Sie ſollen bald ſehen, daß es mir etwas leichtes iſt, ein Herz in Brand zu ſtecken.

Sechster Auftritt.

Herr Orgon. Herr Damon.

Hr. Orgon. Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß mich ſehr hungert, und daß Sie machen ſollen, daß wir bald zu Tiſche kommen. Nach neun Uhr gehe ich gern zu Bette. (Er gähnt.) Und ich habe Hofnung, dieſe Nacht gut zu ſchlaffen, wenn die Wunde von der Mucke ſich nicht entzünden ſollte.

Hr. Damon. Dafür bin ich Ihnen gut. Die Mucken in meinem Garten ſind keine Schlangen. Wir wollen auch bald eſſen. Eins muß ich Ihnen nur noch ſagen, Herr Schwager. Mein Mu-

Mundel iſt reich, und Carolinchen möchte ich gern verſorgt wiſſen, damit meine Frau nicht weiter Urſache hätte, Geld für ſie auszugeben. Meynten Sie nicht, daß ſich dieſe beiden Leute für einander ſchicken ſollten?

Hr. Orgon. Warum das nicht? Sie mögen heirathen. Was haben wir denn dieſen Abend zu eſſen. Ich habe ſchönen Spargel in Ihrem Garten ſtehen ſehen. Mit Eyerſauce eſſe ich ihn ſehr gern.

Hr. Damon. Wollen Sie nicht einer Tiſche ein wenig auf meiner Seite ſeyn? Ich möchte gern, daß Herr Simon und Carolinchen ein Paar wurden. Wenn er nur Ja ſagt, und ſich einmal fangen läßt, ſo darf er nicht wieder zurück. Denn ich habe Zeugen.

Hr. Orgon. Wie Sie meynen. Es wird ſchon geben. Wenn nur die Erdbeeren ſchon groß wären. Ich möchte dieſen Abend wohl eine kalte Schaale davon eſſen. Eine Pfeiffe Taback, eine kalte Schaale, und ein Gericht Spargel iſt im Sommer mein liebſtes.

Hr. Damon. Es wäre auch beſſer für mich, wenn Herr Simon Carolinchen heirathete: ſo könnte ich eher mit der Vormundſchaftsrechnung von ihm loskommen. Wenn er mir nur nicht Händel macht!

Hr. Orgon. Ach ja! Schlägt es nicht itzt ſieben? Kommen Sie. Ich habe ſchon vorhin in

der

der Küche geſehen, daß die Capaunen braun genug waren. Sie möchten zu dürre werden. Ich habe heute keine Luſt, mehr zu reden.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Ach, lieber Schatz, laſſen Sie ſich doch meine Noth klagen. Ich arme kranke Frau möchte vor Aergerniß vergehen. Ich ſaß mit Carolinchen in dem Garten, da kam der junge Laffe. Herr Damons Mundel, und nahm ſich allerhand Freyheiten heraus. Der Geck muß ſich etwa in mich verliebt haben. Er läuft mir auf allen Schritten nach. Ich ſtieß ihn fort, und machte ihm ein ſpitzig Compliment. Darüber ward er empfindlich, und ſagte mir die unverſchämteſten Dinge. Carolinchen hat alles mit angehört; und ich kann es ihr ewig nicht genug verdanken, ſo ſehr hat ſie meine Parthey genommen, und mich wider den jungen Haſen vertheidigt. Sie iſt recht mein Schild geweſen. Das iſt ein nichtswürdiger Menſch! Hält er mich denn gar für eine ſolche ehrloſe Marquiſinn, als er ſich rühmt in Frankreich bedient zu haben.

Hr. Damon. Liebe Frau Schwägerinn, es thut mir leid, daß Sie heute in meinem Hauſe ſo viele Urſache ſich zu beklagen finden. Ich will gleich

gleich geben, und meinem Mündel den Fehler vorhalten. Er wird ihn gewiß bereuen, und Ihnen auf die demüthigſte Art eine Abbitte thun. Ich ſelber bitte vielmal um Verzeihung, wenn ich Sie vorhin etwa durch ein Wort beleidiget haben ſollte. Ich bin etwas haſtig; aber ich bin auch gleich wieder gut.

Achter Auftritt.

Frau Orgon. Herr Orgon.

Fr. Orgon Sie ſagen alſo gar nichts dazu? Und wenn man mir Ehre und Leben nähme: ſo blieben Sie noch in Ihrer unbeweglichen Gelaſſenheit. Alſo verſchlägt es Sie nichts, daß Sie eine tugendhafte Frau haben? Ich frage Sie, wollen Sie mir wider helfen?

Hr. Orgon. Warum nicht? Ich bleibe Dir bis ins Grab treu! Herr Simon wird es nicht ſo böſe gemeynt haben. Er hat vielleicht einen Scherz machen wollen, den Du übel verſtanden haſt. Es iſt ein junger Menſch. Was will man mit ihm machen?

Fr. Orgon. Alſo vertheidigen Sie den Menſchen noch? Wollen Sie ſich nicht wider ihn aufbringen laſſen? Ich frage Sie noch einmal. Ehrerbietung und Höflichkeit ſoll mir ein junger Menſch erzeigen. Dazu habe ich, als ein Frauen-

zimmer, ein Recht, und ich kann es leiden, daß man mich bewundert, und mir Caressen macht. Aber muß denn so ein Narr gleich bis zur Unverschämtheit frey seyn? Sah er denn nicht, daß Carolinchen dabey saß? Konnte er denn nicht denken, daß ich's meinem Manne wieder sagen würde? Ich gab ihm einen höflichen Verweis. Wie hat er mir darauf mitgespielt! Ich sterbe, wenn Sie mir nicht helfen. Ich klage auf die Ehescheidung. Hören Sie wohl? Wollen Sie mich nicht hochschätzen, daß ich so tugendhaft bin?

Hr. Orgon. Ja, ich schätze Dich hoch, mein Kind. Herr Damon wird es schon vermitteln, daß Herr Simon bey Dir um Verzeihung bittet.

Fr. Orgon. Wie? Sie können den Flegel noch Herr heißen? Ein Stockfisch, ein Narr, ein Hase ist er, und kein Herr. Sie wollen ihn also nicht zur Rede setzen?

Hr. Orgon. Ja doch.

Fr. Orgon. Was wollen Sie denn zu ihm sagen?

Hr. Orgon. Ich will sagen: Mein Herr, meine Frau ist böse auf Sie, und ich würde Ihnen noch mehr sagen, wenn mir das Reden nicht so beschwerlich fiele

Fr. Orgon. So zornig wollen Sie ihn anlassen? Ihre Mutter muß doch gar keine Galle gehabt haben. Sie verdienen es nicht, daß Sie so eine gewissenhafte Frau besitzen, als ich bin.

Hr.

Hr. Orgon. Wenn ich nun Herr Simonen anfahre, ſo fährt er mich wieder an, und mit dem Reden kann ichs nicht aushalten.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen.

Carolinchen. Madam, geben Sie ſich zufrieden, und kommen Sie mit Ihrem Herrn Liebſten zu Tiſche. Herr Simon wird Sie wegen ſeiner ausländiſchen Galanterie um Vergebung bitten. Ich habe ihm die Verſicherung in Ihrem Namen gegeben, daß bey uns nur die Musquetier ſo galant thäten, wenn ſie in der Schenke wären. Herr Simon hat ihm die Wahrheit auch ziemlich geſagt. Wir wollen ihn bey Tiſche ſchon demüthigen. Er iſt eben ſo verzagt, als er unverſchämt iſt.

Hr. Orgon. Da hören Sies. So will ich denn immer hingehen. Das Eſſen möchte kalt werden, und kalt iſt es niemanden geſund.

Fr. Orgon. Gehen Sie doch nur. Wir brauchen Sie ja nicht. Wir können den Weg allein finden.

Zehnter Auftritt.

Frau Orgon. Carolinchen.

Fr. Orgon. Ach liebſtes Carolinchen! Womit ſoll ich Ihnen doch Ihre Aufrichtigkeit belohnen,

nen, daß Sie mir so redlich beygestanden haben? Machen Sie ihn nur über Tische recht schamroth. Ich habe es schon gehört. Sie sind ihm gewachsen, und wissen seine Schwäche recht lächerlich zu machen. Sagen Sie mir nur, womit ich Ihnen dienen soll, daß Sie mich von so einem Ungeheuer befreyet haben?

Carolinchen. Mit nichts, als Ihrer Gewogenheit. Ihre Ehre ist mir so kostbar, als die meinige. Und einem Unverschämten muß jedes Frauenzimmer sehen lassen, daß wir Herz genug haben, seine Verwegenheit auf die verächtlichste Weise zu bestrafen.

Fr. Orgon. Liebstes Kind, ich bin Ihnen ewig gut. Und da ich ohnedieß wegen der letzten Bemühung mit dem Einkaufe meiner Spitzen noch in Ihrer Schuld bin: so will ich Ihnen hier ein Lotterieloos, das ich heute geschenkt bekommen habe, als eine kleine Erkenntlichkeit geben. Gewinnen Sie auch nichts damit; so sollen Sie es doch zeitlebens bey mir zu genießen haben.

Carolinchen. Madam, lassen Sie mir das Vergnügen, wenn ich Ihnen anders gedienet habe, daß ich Ihnen ohne Belohnung gedienet habe. Behalten Sie das Loos. Ich nehme es nicht an, und bin belohnt genug, wenn Sie mich für aufrichtig und dienstfertig halten. Darf ich mir aber eine andere Gefälligkeit ausbitten, so reden Sie bey Gelegenheit mit meinem Herrn Vetter, daß er seine

Frau,

Frau, meine liebe Frau Muhme, nicht mehr im Verdachte haben ſollte, als ob ſie etwas von ſeinem Vermögen an mich wendete. Ich verſichere ſie, daß es nicht anders iſt. Die alte Anverwandtinn, bey der ich wohne, giebt mir ſo viel, daß ich bey meinen andern Beſchäftigungen keinen Mangel, wenn gleich auch keinen Ueberfluß, habe.

Fr. Orgon. *Ich lerne Sie nun erſt recht kennen, und ſehe, daß Sie mich lieb haben. Ich will alles in der Welt für Sie thun. Aber itzt müſſen Sie das Loos annehmen. Ich werde ſonſt nicht ruhig.*

Carolinchen. *Ich nehme es nicht an, Madam. Bleiben Sie nur meine gute Freundinn, und kommen Sie, damit ſie nicht bey Tiſche auf uns warten dürfen. Herr Simon muß bey Tiſche entweder anders werden, oder ſo grauſam gegen uns handeln, und uns ſeine Geſellſchaft entziehen.*

Ende des vierten Aufzugs.

Fünfter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Herr Orgon. Frau Damon.

Fr. Damon. *Was ſagen Sie mir?*

Hr. Orgon. Nicht anders. Hier iſt der Brief von meinem Correſpondenten in Berlin, und hier iſt auch die Lotterieliſte. Leſen Sie es nur ſelber, das Loos, Nummer 59, pour la vertu, hat zehn tauſend Thaler gewonnen.

Fr. Damon. O das iſt zu viel! Soll ichs auch glauben? Nein, nein, Herr Schwager, es muß ein Irrthum ſeyn. So viel verdiene ich nicht. Wenn es nur hundert Thaler ſind, ich will gern zufrieden ſeyn, und noch dazu - -

Hr. Orgon. Sie werden mir ja zutrauen, daß ich Geſchriebenes leſen kann. Den Briefträger und meine Magd haben Sie ja auch bey mir angetroffen. Zweifeln Sie denn gar, daß die Poſt noch nicht angekommen iſt? Es iſt recht gut, daß Sie glücklich geweſen ſind.

Fr. Damon. Zehn tauſend Thaler?

Hr. Orgon. Machen Sie mit dem Gelde, was Sie wollen. Ich mag nichts davon haben. Können Sie doch meiner Magd etliche Groſchen Trinkgeld geben. Wenn ich nur den Brief ſchon wieder beantwortet hätte! Ich ſchreibe ſehr ungerne Briefe; aber ich muß es doch thun. Binnen acht Tagen ſoll das Geld gegen den geſetzten Abzug ausgezahlet werden. Hier haben Sie die Liſte, wenn Sie ſolche etwa Ihrem Herrn Liebſten zeigen wollen.

Fr. Damon. Zehn tauſend Thaler! O wie

theile

theile ich ſo vieles Geld ein, daß ichs recht nützlich anwende! Nun will ich mein Carolinchen recht nach Wunſche verſorgen. Iſt es denn auch gewiß, oder betrugen mich meine Augen? Was für eine Freude wird nicht mein lieber Mann haben! Herr Schwager, zehn tauſend Thaler habe ich mit vier Thalern gewonnen? Das iſt unerhört! Ach! ich muß gehen, und es meinem Manne ſagen. O wie vielen wackern Leuten werde ich dafür Gutes thun können! Nunmehr will ich erſt zufrieden leben, wenn ich andere zufrieden machen kann. Und womit belohne ich denn Mühe? Sagen Sie mirs.

Hr. Orgon. *Frau Schwägerinn, mit nichts auf der Welt. Wenn ich meine Pfeife Taback in dem Garten noch werde geraucht haben, ſo wird meine Schlafzeit bald kommen. Alsdann laſſen Sie mir eine Sanfte holen, und geben Sie den Männern etliche Groſchen mehr, als gewöhnlich iſt, damit Sie mich recht ſanft tragen. Das wird mir die gröſte Gefälligkeit ſeyn. Wollen Sie mir auch bey dem Abſchiede noch ein Gläschen Aquavit geben: ſo hoffe ich, daß die Verdauung deſto beſſer vor ſich gehen, und mein Schlaf deſto ruhiger ſeyn ſoll.*

Fr. Damon. *Sie bitten ſich auch ſehr geringe Dinge aus. Befehlen Sie, was Sie wollen; alles ſoll zu Ihren Dienſten ſtehen. Doch, lieber Herr*

Schwager, wird auch mein Mann mit tauſend Thalern zufrieden ſeyn? Wird er mir auch erlauben, daß ich das Uebrige zu Carolinchens Heirath und andern Gutthaten anwenden darf?

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Damon.

Fr. Damon. Ach allerliebſter Mann, ich kann es vor großen Freuden kaum - -

Hr. Damon. Nun, mein liebes Kind, es iſt mir recht lieb, daß Du an meinem Geburtstage ſo froh biſt. Ich bin es auch. Ich habe ohne Dein Wiſſen die Muſik beſtellt, und will Dich eben zum Tanze holen. Wer weiß, wenn wir - -

Fr. Damon. Ach mein lieber Mann, laſſen Sie keine Muſik kommen. Ich bin viel zu froh, als daß ich tanzen könnte. Wollen Sie mir wohl eine Bitte gewähren?

Hr. Damon. Was giebt es denn, meine liebe Tochter? Rede doch, ich will Dir alles verſprechen. Du biſt meine liebe Frau, wenn Du nur etwas genauer ſeyn wollteſt. Ich will Dirs ſchon ſagen, was ich auf dem Herzen habe, wenn wir wieder allein ſind. Du haſt es nicht böſe gemeynt.

Hr. Orgon. Wenn Sie es ſagen wollen, Frau Schwagerinn, ſo machen Sie. Ich gehe ſonſt, und ſtopfe meine Pfeife Knaſter ein.

Fr.

Fr. Damon. (zu ihrem Manne.) *Wollten Sie mir wohl erlauben, wenn ich tauſend Thaler in der Lotterie gewinnen ſollte, daß ich die Hälfte - -*

Hr. Damon. Was redeſt Du, mein Kind? Wie wird mir denn! Ich bekomme ſolche Angſt. Sollte ich denn ein Glas Wein zu viel getrunken haben? Was willſt Du mit der Lotterie? Wo weißt Du, ob Du zehn Thaler, geſchweige tauſend - - Bricht mir doch der Angſtſchweiß recht aus. Abndet mir denn gar etwas? Was willſt Du mit der Lotterie?

Hr. Orgon. Das wird mir zu lange. Ich halte meine Ordnung und gehe. Ein Leben ohne Bequemlichkeit iſt ſchlimmer, als der Tod.

Fr. Damon. Gehen Sie nur. Aber ſagen Sie der übrigen Geſellſchaft nichts von der Sache, bis ich ſelber komme.

Dritter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Fr. Damon. Iſt Ihnen denn immer noch angſt? Hören Sie mich nur an, liebſter Mann, es wird Ihnen bald beſſer werden. Ich bin ſo glücklich geweſen - -

Hr. Damon. Der Schlag rührt mich. Was willſt Du haben? Es kann nicht möglich ſeyn. Ich unglücklicher Mann! Ich zittere, ſage mir nichts weiter.

Fr. Damon. Ich bitte Sie um unſerer Liebe willen, was fehlt Ihnen denn? Hören Sie doch nur. Es iſt kein Unglück. Ich habe von den alten Thalern, die ich ſchon lange liegen habe, vier Thaler in die Berliniſche Lotterie, ohne Ihr Wiſſen, gelegt. Eben itzt hat Herr Orgon die Lotterieliſte mit der Poſt bekommen, und ich bin ſo glücklich geweſen, zehntauſend Thaler zu gewinnen.

Hr. Damon. Ich bin des Todes. Was ſagte ich? Wie? Zehn Thaler haſt Du nur gewonnen?

Fr. Damon. Zehn tauſend Thaler. Leſen Sie doch nur. Ich ſehe, Sie ſind vor Freuden ganz erſtaunt. Laſſen Sie ſich doch den Reichthum nicht ſo einnehmen. Sinnen Sie vielmehr darauf, wie wir ihn gut anwenden wollen. Sehen Sie, das Loos, pour la vertu, hat zehn tauſend Thaler gewonnen. Ich will gleich den Zeddel holen, er liegt in meinem Wäſchkaſten.

Vierter Auftritt.

Herr Damon. Herr Simon.

Hr. Damon. Sie ſind es doch, Herr Simon? Ach! Doch laſſen Sie mich allein, ich muß es überlegen. Nein, bleiben Sie hier.

Hr. Simon. Ich will eben von Ihnen Abſchied nehmen, und mich für die erwieſene Ehre bedanken.

Hr.

Hr. Damon. Wenig Ehre genoſſen, wenig Ehre! Ach verziehen Sie doch noch einen Augenblick, und haben Sie die Gutheit, und erlauben Sie mir das Lotterieloos noch auf eine Minute. Ich will um beſſerer Richtigkeit willen eine Abſchrift davon nehmen, und ſie, als einen Beleg, zu der Rechnung bringen.

Hr. Simon. Was braucht es einer Abſchrift? Sie haben ja mit keinem Geldjuden zu thun. Leben Sie wohl, und bitten Sie mich nicht wieder zu einer ſo traurigen Geſellſchaft.

Hr. Damon. Ich laſſe Sie nicht allein gehen. Ich will Sie begleiten, allerwertheſter Herr Simon. Sie ſind mein groſſer Gönner und Patron. Ich kuſſe Ihnen die Hand mit Demuth. Bemühen Sie ſich nur, und geben Sie mir das Loos zum abcopiren. Ich bin ein ordentlicher Mann, und wenn ich ein Glas Wein getrunken habe, ſo mache ich mir über die geringſte Sache den gröſten Kummer, und falle Stundenlang darüber in eine rechte Melancholey. Das Loos, Herr Simon, das Loos! um aller Barmherzigkeit willen!

Hr. Simon. Ich ſehe es recht gern, daß Sie einen kleinen Rauſch haben. Wenn Ihr Wein etwas getaugt hätte, ſo hätte ich mich ſelber betrunken. Aber, mit Ihrer Erlaubniß, Ihr Burgunder mochte wohl vor dem Jahre in Naumburg gewachſen ſeyn. Adieu, mein Herr, ſchlafen Sie Ihren

Rauſch aus, und ſagen Sie Ihrer Jungfer Muhme, daß ſie bey allen ihren Büchern eine Närrinn wäre.

Hr. Damon. Sie wollen gehen, ohne mir das Loos - - Halt an! Ich muß das Loos haben, oder ich erſteche Sie. Hören Sie? mein Loos!

Hr. Simon. Das iſt luſtig. Ihr Landwein muß viel Schwefel bey ſich haben.

Hr. Damon. Nein, ich bin nicht betrunken. Ich will das Loos haben. Reden Sie mir nicht viel, ſonſt - - Hier in dieſe Taſche ſteckten Sie es. Nur heraus damit!

Hr. Simon. Greifen Sie in alle Taſchen; wenn Sie es finden, ſo will ichs Ihnen ſchenken.

Hr. Damon. Schenken wollen Sie mirs? Ach ich bin dieſer Gnade nicht werth! Alſo haben Sie mirs geſchenkt? In dieſer Taſche iſt es nicht; in dieſer auch nicht. Wo haben Sie es?

Hr. Simon. Sie finden es nicht; ich habe es weggeſchenkt.

Hr. Damon. Nein, Sie haben es verſteckt. Weiſen Sie mir den Hut; vielleicht ſteckt es zwiſchen einer Krempe. Nein, hier iſt es auch nicht. Ziehen Sie ſich aus; vielleicht haben Sie es auf der Bruſt oder - -

Hr. Simon. Nun wird mir die Comoedie zu lang. Kurz, ich habe das Loos der Frau Orgon geſchenkt. Hier kömmt ſie ſelbſt. Laſſen Sie mich

mich mit Frieden, und ſchlafen Sie Ihren Burgunder Wein zu vier Groſchen fein aus.

Fünfter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Hr. Damon. (er denkt, es ſey die Frau Orgon.) *Geben Sie es heraus, Frau Schwägerinn. Ich weiß. Sie haben es. Herr Simon hat es geſagt. Ich laſſe Sie nicht von der Stelle.*

Fr. Damon. Sehen Sie denn nicht, daß ichs bin? Was zanken Sie ſich mit der Frau Schwägerinn? Bald komme ich auf die Gedanken, daß Sie Ihrem Geburtstage zu Ehren ein Glas Wein zu viel getrunken haben. Gehen Sie zu Bette, mein lieber Schatz. Wenn ich nur wüßte, wo ich das Loos hingelegt hätte! Ich habe den ganzen Wäſchſchrank ausgeſucht, und kann es nicht finden. Ich werde es doch nicht ganz und gar verworfen haben.

Hr. Damon. Ach ich unglücklicher Mann! Iſt mir denn alles zuwider? Ich habe erfahren, daß Du Geld in die Lotterie geleget haſt. Ich habe das Loos heute aus Deinem Schranke genommen, und es an meinen gottloſen Mündel verkauft, und der will es nicht wieder herausgeben. Und ich ſollte die zehn tauſend Thaler verlieren, die Du rechtmäßiger Weiſe gewonnen haſt? Nein. Ich muß das Loos haben,

oder ich überlebe die Nacht nicht. Ich bin ein ehrlicher, rechtſchaffener Mann. Das Glück iſt mir beſchert geweſen; und die Welt wollte mich darum bringen? Ach, mein Kind, laufe doch zu Herr Simonen. Er iſt nach Hauſe gegangen. Falle ihm um den Hals, und ruhe nicht, bis er Dir das Loos giebt. Biete ihm zehn Thaler, biete ihm zwanzig, ja biete ihm hundert Thaler, bringe nur das Loos. Sprich, ich wollte mir ein Leides thun. Sprich, ich - -

Fr. Damon. O das iſt erbärmlich! Sie haben mein Loos verkauft, und bringen ſich und mich um den ganzen Gewinnſt? Das iſt die gerechte Strafe für Ihren Geiz. Würden Sie wohl unglücklich geworden ſeyn, wenn Sie die vier Thaler entbehret hätten, die ich zu dieſem Looſe angewandt habe? Ich arme Frau! Wie dauert mich Carolinchen! Alſo ſoll ich Niemanden Gutes thun: O das ſchmerzt, wenn man die größte Freude, die größte Hofnung in einem Augenblicke zu nichts werden ſieht! Doch ich will es Ihnen vergeben! Es hat nicht ſeyn ſollen! Das iſt Troſt genug. Laſſen Sie ſich, mein lieber Mann, nach meinem Beyſpiele. Die Erfüllung unſerer liebſten Wünſche pflegt oft unſer Unglück zu ſeyn. Es hat nicht ſo ſeyn ſollen.

Hr. Damon. Das mag ich alles nicht wiſſen. Sie ſind eine leichtſinnige Frau. Unſer Unglück

glück iſt nicht zu überſehen. Ich bin Schuld, und mein Mündel, und Sie, und die verwünſchte Frau Orgon, und alle ſind Schuld. Gehen Sie, gehen Sie geſchwind, und thun Sie Herr Simonen einen Fußfall.

Fr. Damon. Muthen Sie mir doch eine ſolche Niederträchtigkeit nicht zu. Ich werde Herr Simonen nicht das geringſte gute Wort geben. Ich glaube, wenn ich zu ihm käme und ihn um das Loos bäte, er würde nach ſeiner Galanterie einen Preis darauf ſetzen, den ich, ohne Abſcheu, nicht anhören könnte.

Hr. Damon. Sie wollen nicht zu ihm gehen? Haben Sie denn gar keine Liebe zu ihrem Manne? Zehn tauſend Thaler! Darum wollen Sie keinen Fußfall thun? Gehn Sie. Eine Frau hat viele Gewalt über das Herz einer Mannsperſon. Ueberwinden Sie ſich, und machen Sie ihm die verbindlichſten Careſſen. Sie bleiben doch meine Frau. Gehen Sie, oder ich ſterbe.

Fr. Damon. Wo denken Sie hin? So muß ein Mann nicht reden, den ich lieben ſoll. Ich ſoll zu einem Menſchen gehen, der die gröſſte Unverſchämtheit beſitzt? Und wenn ich Sie durch die geringſte Beleidigung der Tugend zu dem reichſten Manne in der Welt machen könnte: ſo werde ichs ewig nicht thun. Laſſen Sie das Geld fahren. Ein zufriedues Herz iſt mehr, als die ganze Welt.

Hr. Damon. Ja, ich will eben das zufriedne Herz haben, und darum ſollen Sie gehen, und mir das Loos ſchaffen. Ach wie ſchlägt mir das Herz!

Fr. Damon. Ich thue nicht einen Tritt. Um reich zu ſeyn, mag ich nicht niederträchtig werden. Will mir Herr Simon, wenn er erfährt, daß das Loos mein geweſen iſt, aus eigenem Antriebe etwas davon geben; ſo will ichs mit vielem Danke annehmen. Wo nicht, ſo mag er den Gewinnſt behalten. Ich bitte Sie herzlich, lernen Sie doch erkennen, daß der Reichthum nicht glücklich macht. Wenn Sie nun dieſe Nacht ſtürben, was würden Ihnen die zehn tauſend Thaler und noch zehn tauſend dazu wohl helfen?

Hr. Damon. Ach nein, ich ſterbe noch lange nicht. Meine Sachen ſind noch gar nicht in Richtigkeit gebracht. Es wäre das gröſte Unglück für Dich und für mein Haus, wenn ich plötzlich aus der Welt gienge. Liebe Frau, weiſt Du denn gar kein Mittel, wie ich das Loos in meine Hände bekommen kann? Ich will nach der Wache ſchicken, und den Mündel in Ketten und Banden ſchlagen, daß er mir nicht aus dem Lande läuft. Bete: Du biſt ja fromm.

Fr. Damon. Sie ſind einmal aufgebracht, und ich ſehe, daß alle Vorſtellungen ſo lange vergebens ſeyn werden, als Ihre Hitze anhält. Kommen Sie, wir wollen der Frau Orgon und Carolinchen

eben unſer Unglück klagen. Einem Freunde ſein Herz entdecken und ſein Mitleiden ſehen, beruhiget oft mehr, als alle Troſtgründe. Beklagen Sie ſich ſo ſehr, als Sie wollen. Ich will Ihnen dieſes traurige Vergnügen nicht nehmen. Aber toben Sie nur nicht.

Hr. Damon. Ach die verdammte Frau Schwägerinn! Der Fluch wird ſie treffen. Ich will ſelbſt zu meinem Mündel gehen. Ich will ihm alles ſagen. Ich will ihm Recht und Gerechtigkeit vorſtellen. Ich will ihn, wie meinen Sohn, umarmen. Er iſt ja ein Menſch; er wird ſich doch erweichen laſſen Ich will bald wieder hier ſeyn.

Fr. Damon. Bleiben Sie doch hier. Es iſt vergebens; oder warten Sie bis morgen früh. Wollen Sie meine Bitte nicht hören? Was fluchen Sie denn auf Ihre Frau Schwägerinn?

Sechster Auftritt.

Frau Damon. Herr Orgon.

Hr. Orgon. Haben Sie mir denn die Sänfte beſtellen laſſen? Nunmehr will ich nach Hauſe, daß ich aus den Kleidern komme. Meine Frau mag nachkommen.

Fr. Damon. Ach lieber Herr Schwager, wenn Sie wollten . .

Hr. Orgon. Machen Sie doch keine Um-

ſtände mit mir. Ich bin ſehr wohl mit der Mahlzeit zufrieden. Daß mir ein Stück Mandelkern von der kalten Schale in die unrechte Kehle kam, dafur können Sie nicht. Ihre Köchinn hätte die Mandeln kleiner ſchneiden ſollen. Gute Nacht, liebe Frau Schwägerinn. Die Sänfte wird wohl da ſeyn.

Fr. Damon. Ich bitte, warten Sie doch einen Augenblick. Sie wiſſen ja nicht, was vorgegangen iſt. Bedenken Sie nur - -

Hr. Orgon. Nein, verſuchen Sie mich nicht. Heute kann ich nicht mehr denken. Morgen früh, wenn ich gut geſchlafen habe, will ich mirs ſagen laſſen, was vorgegangen iſt. Es iſt ſchon zu ſpät. Gute Nacht! Haben Sie denn noch ein Gläschen Abt- oder Zimmetwaſſer bey der Hand? So lange will ich noch warten.

Fr. Damon. Nur einen Augenblick Geduld! Mein Mann, bedenken Sie nur, hat dieſen Nachmittag mir das Loos heimlich aus dem Schranke genommen, und es an ſeinen Mündel verkauft. Er will bald unſinnig darüber werden, und ich arme Frau komme um alle meine Freude, die ich mir eingebildet hatte. Vergeben Sie mir meine Schwachheit. Ich kann mich der Thränen nicht enthalten. Wer hat ſein Herz ſtets ſo in ſeiner Gewalt, daß er allen Regungen den Ausbruch verbieten könnte?

Hr. Orgon. Was weinen Sie denn? Seyn

Sie

Sie zufrieden. Laß Niemand von den Ihrigen einen Schaden an ſeinen geſunden Gliedmaßen vernommen hat. Wie hatten Sie denn thun müſſen, wenn Sie nichts in der Lotterie gewonnen hätten? Es iſt das Zeitliche. Wenn wir zu eſſen und zu trinken haben, ſo iſt ja alles gut. Andere Leute werden ſchon auch fortkommen. Mit unſerer Arbeit und Sorge, pflege ich zu ſagen, iſt nichts gethan. Lieber zehn tauſend Thaler verloren, als eine Nacht unruhig geſchlafen. Folgen Sie meinem Exempel. Ich laſſe mich weder von Freude noch von Betrübniß einnehmen. Wenn nur mein Körper verſchonet bleibt, das andre quält mich nicht. Geben Sie mir doch das Gläschen Zimmet und ein Stückchen Quittenbrodt dazu. Es ſtärkt den Magen. Darnach will ich mich getroſt auf den Weg machen.

Fr. Damon. Warten Sie doch nur, bis mein Liebſter kömmt. Er iſt noch zu dem Mündel wider meinen Willen gelaufen. Wie können Sie doch ſo gar unempfindlich ſeyn! An anderer Leute Freude oder Betrübniß Antheil zu nehmen, iſt ja die natürlichſte Regung. Und ich möchte nicht leben, wenn ich nicht geſellig leben ſollte. Verlaſſen Sie mich nicht, bis mein Mann wieder kömmt, und helfen Sie ihm zureden.

Hr. Orgon. Ich kann Ihnen ja nichts helfen. Die Sache iſt einmal verloren. Und was verloren iſt, kömmt nicht wieder. Wer ſich alles zu

Gemüthe zieht, wird vor der Zeit grau. Ich fuhr einmal mit meinen beſten vier Pferden durch ein Waſſer, das ſehr angelaufen war; oder beſſer, ich ließ den Kutſcher durchfahren, und mich auf einer kleinen Fähre überſetzen. Indem ich von der Fähre ans Land ſtieg, ſah ich meinen Kutſcher mit allen vier Pferden erſaufen. Der Fährmann ſchrie abſcheulich. Aber, ſagte ich, was ſchreyt ihr ſo? Wir können ihm nicht helfen. Wenn ich nur andre Pferde hätte, damit ich nicht zu Fuſe gehen durfte! Hätte ich wohl meinem Kutſcher und dem Vieh das Leben gerettet, wenn ich betrübt geworden wäre? Und warum ſoll ich mir denn über ein Lotterieloos Unruhe machen? Was nicht zu ändern iſt, iſt nicht zu ändern. Sie können ja in eine andere Lotterie legen. Alſo darf ich auch meines Correſpondenten Brief morgen nicht beantworten, wenn Sie das Loos nicht mehr haben. Wer es hat, mag ſich melden. Geben Sie mir nunmehr den Aquavit, und gieſſen Sie ein wenig von dem Stugthoniſchen Lebensbalſam darunter. Es ſtärkt das Haupt, und ich habe heute auſſerordentlich viel reden und nachſinnen müſſen.

Fr. Damon. Wenn Sie nicht länger verziehen wollen, ſo muß ich mirs gefallen laſſen. Allein mein Mann hat den Hauptſchlüſſel bey ſich, und ich kann Ihnen nicht mit gebranntem Waſſer aufwarten, bis er zurück kömmt.

Hr.

Hr. Orgon. Nein. Länger warte ich nicht. Ich danke Ihnen für erwieſene Ehre, und wünſche Ihnen und mir eine gute Nacht.

Siebenter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Carolinchen. Ich habe den Herrn Vetter vorhin in groſſer Eil aus dem Hauſe laufen ſehen, und kann nicht erfahren, wo er hingewollt hat.

Fr. Damon. Ach, liebſtes Kind, laß Dir ein Unglück erzählen! Doch Du daureſt mich, ich kann Dirs nicht ſagen.

Carolinchen. Geht das Unglück mich an: ſo will ichs weit gelaſſener anhören, als wenn es Sie beträfe Erzählen Sie mirs getroſt. Iſt mir etwa derjenige untreu geworden, der meine Liebe und mein ganzes Herz beſitzt? Hat er ſich etwa mit einer andern verſprochen, die Vermögen hat? O nein! Glauben Sies nicht. Er hat das redlichſte Herz, und liebt mich ſo ſehr, daß ich mich kränke, daß ich ihn nicht wenigſtens in der Liebe übertreffen kann, da er mich in allen andern Stücken übertrifft. Sie werden es ſehen. Er kömmt noch dieſen Abend, und begleitet mich nach Hauſe. Er hat mirs verſprochen.

Fr. Damon. Da ich von einem Unglücke rede, ſo fällſt Du gleich auf Deinen Liebhaber.

Und

Und das vergnügt mich, daß in Deinen Augen kein gröſſer Unglück iſt, als ihn zu verlieren. Er verdient Dein zärtlich Herz. Doch, liebes Kind, es iſt ganz etwas anders, das uns begegnet iſt. Verſprich mir, daß Du nicht kläglich thun willſt, wenn ich Dirs erzähle. Es geht Dich am meiſten an.

Carolinchen. Liebe Frau Muhme, wenn die Sache meine Liebe und Ihre Perſon nicht betrifft: ſo bin ich ſchon zufrieden. Meine Ehre kann man mir nicht nehmen. Laſſen Sie die Leute reden. Was iſt es denn? Laſſen Sie mich nicht ſo lange warten. Ich erſchrecke nicht.

Fr. Damon. Vor kurzer Zeit erhalte ich durch Briefe von Berlin, die an den Herrn Orgon gerichtet waren, die erfreuliche Nachricht, daß ich zehn tauſend Thaler in der Lotterie gewonnen habe. Ich ſuche mein Loos; aber vergebens. Kurz, mein Mann hat es, ich weiß nicht durch wen, erfahren, daß ich Geld in die Lotterie gelegt. Er geht in meinen Schrank, findet das Loos, und verkauft es dieſen Nachmittag an ſeinen Mündel. Iſt das nicht betrübt?

Carolinchen. Sie dauren mich von Herzen; aber Sie lieben ja das Geld nicht. Warum ärgſtigen Sie ſich? Es wird Ihnen auch ohne die zehn tauſend Thaler allemal wohlgehen. Sie haben Schätze genug in anderer Leute Herzen.

Fr. Damon. Ich habe den Gewinnſt nicht für

für mich verlangt. Er hätte nun groß oder klein seyn mögen; so wollte ich Dir die Hälfte schenken. Ach Carolinchen, weine nicht, ich bitte Dich. Die Vorsehung hat alle Güter in Händen. Sie hat gewiß einen Theil für Dich zurückgelegt. Bedaure mich, daß ich das Vermögen nicht habe, meine Liebe gegen Dich zu befriedigen.

Carolinchen. Meine Thränen sind keine Wirkungen des Unglücks, das Sie und ich erlitten haben. Ihre Liebe bringt mich zu dieser kindlichen Regung, und ich weiß Ihre Großmuth durch nichts, als durch die empfindlichsten Thränen, zu belohnen. Sie haben so viele Jahre, seit meiner Eltern Tode, für mich gesorgt, daß ich jener ihren Verlust wenig gefühlt habe. Ich bin Ihnen meine Auferziehung, meine Liebe zur Tugend, und auch den redlichen Freund schuldig, der mich für die Seinige erklärt hat. Wollen Sie mich noch mit mehr Wohlthaten überhäufen? Ich küsse Ihnen die Hand mit einer Ehrerbietung, die bis ins Grab dauern soll.

Fr. Damon. Nun bin ich zufrieden, da ich Dich ruhig sehe. Komm, wir wollen wieder in den Garten gehen, und uns unter die Blumen setzen, und uns vergnügen, daß wir gelassen genug sind, einen Unfall zu vergessen, der Andre zu Boden schlagen würde. Die ganze Welt ist unser. Mag doch Herr Simon das Loos haben!

Carolinchen. Nein, großmüthige Wohlthäterinn,

terinn, hier iſt das Loos. Es gehört für itzt mir zu, und ich zittere recht vor Vergnügen, daß ichs Ihnen ſchenken kann. Wenn es für die Tugend ſoll, wie die Deviſe ſagt: ſo wird es nirgends beſſer als bey Ihnen aufgehoben ſeyn. Nehmen Sie es doch von mir mit dem redlichſten Kuſſe an.

Fr. Damon. Was höre ich, mein Kind, wie biſt Du zu dem Looſe gekommen! Haſt Du Dich ſo weit herablaſſen können, es von Herr Simonen, einem Menſchen anzunehmen, der Dir Dein Glück und ſeine Wohlthat nunmehr unter dem unverſchämteſten Vorwande vorwerfen wird? Ach wir wollen es ihm wiedergeben! Vielleicht ſchenkt er uns die Hälfte.

Carolinchen. Fürchten Sie nichts. Die Madam Orgon hat mir das Loos vor kurzem aufgedrungen; denn ihr hat es Herr Simon geſchenkt. Sie wiſſen, daß ſie wegen der für ſie eingekauften Spitzen noch in meiner Schuld iſt. Und für dieſe Mühe, wie ſie ſagte, und zugleich für den Dienſt, den ich ihr bey der von Herr Simonen erlittenen Grobheit erwieſen, ſollte dieſes Loos eine Vergeltung ſeyn. Dem ungeachtet würde ſie mirs nicht gegeben und ichs nicht angenommen haben, wenn nicht ein beſonderer Umſtand dazu gekommen wäre. Sie erzählte mir, daß ſie aus Verſehen ein Wort gegen den Herrn Damon von dem Looſe hätte laufen laſſen. Er müßte es darauf an Herr Simonen ver-

verkauft haben. Und damit Sie nicht über lang oder kurz auf üble Gedanken fallen möchten: ſo wollte ſie mir das Loos ſchenken. Da ich dieſes hörte, ſo nahm ichs an, um es Ihnen wieder zu geben. Die Frau Gegon mag ſich nun geberden, wie ſie will: ſo hat ſie doch nichts an dem Gewinnſte zu fordern.

Fr. Damon. Die böſe Frau hat es meinem Manne ganz gewiß mit Fleiß geſagt, um mir Verdruß bey ihm zu machen. Wir wollen es ihr vergeben. Sie iſt durch ihren Neid und durch unſern Gewinnſt beſtraft genug. Gott Lob! daß wir das Loos wieder haben. Wo haſt Du denn Deine Wohlthäterinn gelaſſen? Iſt ſie denn ganz allein im Garten?

Carolinchen. Ach nein! Ihre Magd kam, ſie abzuholen. Und ich konnte die Lobrede unmöglich mit anhören, die ſie dem armen Menſchen hielt; darum gieng ich aus Mitleiden fort.

Fr. Damon. Höre, Carolinchen, das Loos iſt Dein. Ich hoffe, mein Mann wird mit tauſend Thalern zufrieden ſeyn. Tauſend will ich zu gewiſſen Wohlthaten anwenden. Und das übrige bleibt für Dich. Nun kannſt Du . .

Carolinchen. Sie ſind noch zärtlicher gegen mich geſinnt, als eine Mutter. Ich nehme mein Glück von Ihren Händen an, und bin unruhig, daß ich nicht weiß, wie ich erkenntlich dafür ſeyn ſoll.

Fr.

Fr. Damon. Ich verlange keinen andern Dank, als an Deiner Wohlfahrt mich zu vergnügen. Hast Du Gelegenheit, ſo diene Andern eben ſo gern, als ich Dir diene. Du biſt meine liebe Tochter.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Orgon.

Fr. Orgon. Iſt denn mein Mann gar ſchon nach Hauſe? Das will ich nicht hoffen.

Fr. Damon. Er wollte ſich durch kein Bitten länger aufhalten laſſen.

Fr. Orgon. Ich empfehle mich Ihnen gehorſamſt, liebſte Frau Schwägerinn. Sie haben uns recht vortrefflich bewirthet. Geben Sie mir doch ja bald die Ehre Ihres Beſuchs nebſt Carolinchen. Ich freue mich recht, wenn ich Sie ſehe. Ich habe auch heute ein kleines Verſehen begangen, weswegen ich Sie um Vergebung bitten muß. Ich denke, Ihr Herr Liebſter weiß es von dem Looſe, ſonſt würde ich nicht ſo unbehutſam geweſen ſeyn. Iſt es doch gut, daß das Loos ſo unverhofft in meine Hände gerathen iſt; ſonſt wären Sie gewiß darum gekommen. Carolinchen wird es Ihnen ſchon geſagt haben, daß ich es ihr geſchenkt habe. Und ich wollte ſehr bitten, liebe Frau Schweſter, daß Sie es dem guten Kinde ließen. Manchmal gewinnet man ein paar Thaler. Doch an die Auswärtigen

tigen kommen immer die kleinen Gewinnſte und die groſſen bleiben im Lande. Leben Sie alſo - -

Fr. Damon. Sie haben gar nicht Urſache ſich zu bedanken, noch viel weniger um Vergebung zu bitten. Ich weiß, Sie werden ſich mit mir freuen, wenn ich Ihnen ſage, daß das Loos zehn tauſend Thaler gewonnen hat. Ihr Herr Liebſter hat dieſe Nachricht vor kurzem mit der Poſt erhalten. Ich war eben im Begriffe, Ihnen dieſe frohliche Zeitung zu hinterbringen.

Fr. Orgon. Zehn tauſend Thaler! Das heißt gewonnen! An dieſen Geburtstag will ich gedenken. Es ſoll mir der angenehmſte Tag in meinem Leben ſeyn. Kann ich doch vor Freuden kaum mehr reden. Zehn tauſend Thaler! Wiſſen Sie es gewiß, oder iſt es nur eine Muthmaſſung? Und ſo viel hat das Loos gewonnen, das ich in meinen Handen gehabt? Wenn ich Sie nicht ſo ſehr lieb hätte, ſo würde ich Sie beneiden. Doch ich ſoll einmal nichts haben. Nun können Sie ſich Kutſche und Pferde halten, Frau Schweſter, und zu mir gefahren kommen. Ich gönne es Ihnen von Herzen.

Fr. Damon. Denken Sie denn, daß ich den Gewinnſt nur zum Frachte anwenden werde? Kutſche und Pferde würden mich nicht ruhiger machen. Ich ſchicke mich gar nicht unter die Leute, deren Staat es erfordert, in einem Jahre mehr auf

ein

ein Pferdegeſchirr zu wenden, als ſie in zehn Jahren zu Gutthaten anwenden. Ich habe Carolinchen den gröſten Theil von dem Gewinnſte geſchenkt. Denn für ſie war das Loos beſtimmt, und ſie hat Urſache ſich bey Ihnen zu bedanken, daß Sie ihr wieder zu dem Looſe verholfen haben.

Carolinchen. Ja, Madam, ich danke Ihnen auf das verbindlichſte.

Fr. Orgon. Erſparen Sie mir die Mühe, Ihnen zu antworten. Ich weis nicht, ob die groſſe Freude, oder die Abendluft, meine Krankheit wieder erregt haben. Ich arme Frau! Ihnen geht es ſo wohl, und ich habe nichts als Noth. Je nun, ſeine Freunde glücklich ſehen, iſt bey mir auch ein Glück. Wenn der Juwelierer bald ſtirbt, ſo können Sie ſich beide ein Rittergut kaufen, und alle Welt auslachen. Wenn Sie nur die zehn tauſend Thaler auch gewiß ausgezahlt kriegen. Müſſen Sie viel Abzug geben? Ach mein garſtiger böſer Mann, daß er mich denn nicht mitgenommen hat! Er ſoll es ſchon - - - Leben Sie recht wohl.

(Sie geht.)

Carolinchen. Warten Sie doch, Madam, ich will Sie begleiten.

Neunter Auftritt.

Herr Damon. Frau Damon.

Hr. Damon. Der verwünſchte Mündel!

Ich

Ich habe ihn nicht angetroffen. Wer weiß, wo das Loos dieſe Nacht bleibt! Ach ich elender Mann!

Fr. Damon. Mein lieber Schatz, das Loos iſt da - -

Hr. Damon. Wo iſt es? Wo iſt es? Wer hat es?

Fr. Damon. Carolinchen hat es, und ſie hat es von der Frau Organ geſchenkt bekommen. Aber ich bitte Sie um unſrer Liebe willen, mein lieber Mann, laſſen Sie es ihr. Sie haben ja einmal das Loos an Herr Simonen verkauft gehabt. Und wie müßten Sie thun, wenn es der behalten hätte? Laſſen Sie es Carolinchen. Es iſt ja meine Waaſe. Sie haben ja Vermögen genug und keine Kinder. Ich bitte Sie mit Thränen, nehmen Sie es ihr nicht. Carolinchen will Ihnen tauſend Thaler davon geben.

Hr. Damon. Weine nicht, ich kann Dich nicht weinen ſehen. Du nimmſt mir das Herz ganz. Nun, weil ich Dich lieb habe, weil Du meine ſchöne Frau biſt, und weil Deine Muhme eine vater- und mutterloſe Waiſe iſt: ſo will ich barmherzig ſeyn, und keinen Proceß anfangen, ſondern mit tauſend Thalern vorlieb nehmen. Aber ſie muß einen Revers ausſtellen, daß das Geld nach ihrem Tode an mich zurück fallen ſoll. Und die tauſend Thaler muß ich baar und auf Einem Brete - -

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Carolinchen.

Hr. Damon. (zu Carolinchen.) *Wo haben Sie die tauſend Thaler? Hören Sie nur, Jungfer Muhme, weil ſie eine Waiſe ſind, ſo will ich mit tauſend Thalern zufrieden ſeyn. Aber gleich muß ich ſie bekommen. Ich ſoll noch mehr Wechſelbriefe ausſtehen, und es leidet keinen Verzug. Wollen Sie mir auch einen Revers geben, daß das übrige Geld nach Ihrem Tode an mich fallen ſoll? Wollen Sie nicht?*

Carolinchen. Ja doch, Herr Vetter. Morgen will ich Ihnen Ihre tauſend Thaler ſchaffen. Ganz gewiß.

Hr. Damon. Gut, gut! aber alles in Louis blanc; ander Geld nehme ich nicht. Ihr Vormund muß den Revers mit unterſchreiben. Und die acht Thaler acht Groſchen für Ihres Herrn Vaters Leichenbegängniß muß ich auch bekommen.

Carolinchen. Ja. Ich will Ihnen auch acht Thaler acht Groſchen Intereſſe dazu geben.

Hr. Damon. Nein, als Intereſſe nehme ichs nicht an. Denken Sie, daß ich ſo jüdiſch bin? Wollen Sie mirs aber zur Dankbarkeit geben, daß ich ſo lange gewartet habe, ſo nehme ichs willig an. Ich will gleich noch zu dem Herrn mit den Wechſelbriefen laufen, und ihm ſagen, daß er morgen noch tauſend Tha-

Thaler bekommen ſoll. Es iſt zum Proſite noch nicht zu ſpät. Den Revers muß ich auch aufſetzen.

Eilfter Auftritt.

Frau Damon. Carolinchen.

Fr. Damon. Mache Dir keine Sorge wegen des Reverſes. Ich will meinen Mann ſchon beſänftigen. Wenn er tauſend Thaler und mich ſieht, ſo läßt er ſich ſchon bewegen. Ach da kömmt ja noch Dein Herr Anton!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Anton.

Hr. Anton. Vergeben Sie mir, Madam, daß ich unangemeldet herein komme. Ich habe Niemanden im ganzen Hauſe finden können. Sie werden es ſchon errathen, daß ich die Ehre haben will, Ihre Jungfer Mahme nach Hauſe zu begleiten.

Fr. Damon. Ich weiß wohl, daß Sie nur zu mir kommen, wenn Carolinchen bey mir iſt; aber dem ungeachtet ſind Sie mir der angenehmſte Gaſt. Sehen Sie nur, wie Sie Carolinchen leichtfertig aufſahe. Sie mag merken, wie ſauer es Ihnen ankömmt, daß Sie mir das Compliment über machen müſſen, als ihr.

Hr. Anton. (zu Carolinchen.) *Mein liebes Carolinchen, ſoll ich die Ehre haben, Sie nach Hauſe zu begleiten?*

Carolinchen. Ich werde gleich mit Ihnen gehen. Aber, wie iſt es, Herr Anton, haben Sie mich auch noch lieb?

Hr. Anton. Wie ſollt Ihnen denn dieſe Frage wieder ein, die ich Ihnen ſchon ſeit vier Jahren beantwortet habe?

Carolinchen. Weil ich keine wichtigere Frage in der Welt weiß, als dieſe. Wird es Ihnen denn ſo ſauer, ja! darauf zu ſagen?

Hr. Anton. Nein, es gibt mir nur nahe, daß Sie noch einen Augenblick an meiner Liebe zweifeln können. Quälen Sie mich nicht, Sie wiſſen es doch, daß ich Sie vollkommen liebe.

Fr. Damon. Sie weiß es, Herr Anton. Carolinchen iſt, wie die Leute, die einen Zweifel aufwerfen, damit ſie zeigen können, daß ſie von dem Gegentheile überführet ſind.

Carolinchen. (zu Hr. Anton.) Ja, ich glaube wohl, daß Sie mich lieben; aber werden Sie mich auch beſtändig lieben? Soll ich auch die Ihrige noch werden?

Hr. Anton. Wie, mein liebes Kind? Sie fragen mich, ob Sie noch die Meinige werden ſollen? O, warum kann ich denn meine Umſtände nicht ſo verbeſſern, als ich wünſche! Ich verlange nicht allein Sie zu beſitzen, ich will auch, daß Sie bequem an meiner Seite leben können. Und wem wird es wohl unerträglicher, als mir, daß mein Glück meiner Liebe nicht gleicht? Madam, erklären Sie

mir

mir doch das Räzel. Warum beunruhiget mich Carolinchen zu Ihrer Gegenwart mit ſolchen Fragen, die mein ganzes Herz aufrühriſch machen? Hat ſie vielleicht ein wurdiger Glück gefunden, als ich ihr anbieten kann?

Fr. Damon. Nein, ſie kann kein gröſſer Glück finden, als ſie an Ihnen gefunden hat. Ihre Fragen ſind nichts, als Liebe und Zärtlichkeit.

Carolinchen. Aber, mein lieber Herr Anton, habe ich Ihnen nicht hundertmal geſagt, Sie ſollen ſich eine reiche Frau wählen, weil Ihre Umſtände nicht ſo beſchaffen ſind, daß Sie mit einer Armen bequem genug leben können? Habe ich Ihnen nicht geſagt, daß ich aus Liebe für Sie, alle meine Anſprüche auf Ihr Herz will fahren laſſen, nur damit ich Sie nicht unglücklich mache? Ich ſage es Ihnen, daß ich kein gröſſer Elend weiß, als Sie zu verlieren; aber ehe ich Ihnen durch meine Erhaltung das Leben zu einer Laſt, und zu einer beſtändigen Arbeit machen will: ſo ſage ichs Ihnen nochmals in Gegenwart meiner Frau Muhme, daß ich lieber Ihre Liebe entbehren will.

Hr. Anton. Das iſt erbarmenswürdig! Wann bin ich Ihnen, mein liebes Kind, denn ſo gleichgultig geworden? Haben Sie denn nicht ſo viel Hoffnung zur Verſicht, und zu meinem Glücke, daß ich noch in beſſere Umſtände kommen werde? Ich thue ja alles, was möglich iſt. Und der Ge-

denke, daß ich für Sie arbeite, macht mir die mühsamsten Verrichtungen zum Vergnügen. Ich kann Ihnen heute die Hand zur Ehe anbieten. Meine Einkünfte werden zu unserm Unterhalte zulangen; aber Sie sind mir zu lieb, als daß Sie in meinen Armen wegen der zukünftigen Zeiten bekümmert seyn sollten. Es ist mir unmöglich, an Ihrer Beständigkeit zu zweifeln. Finden Sie aber Ursache, Ihre Wahl zu verändern: so können Sie versichert seyn, daß ich Sie mit keinen andern Vorwürfen, als Thränen, beleidigen werde. Entdecken Sie mir doch, was vorgegangen ist. Ich werde ja die Freundschaft noch verdienen, wenn ich auch Ihrer Liebe nicht mehr werth bin.

Carolinchen. *Ja, ich will Ihnen alles entdecken. Sie haben mich geliebt, ehe ich das geringste Vermögen hatte. Ihr Umgang hat mich in der Tugend und Zärtlichkeit gestärkt. Und was kann man sich in der Welt wohl edlers wünschen, als diese beiden Stücke? Sie sind ein Liebhaber, aber auch stets ein aufrichtiger Freund gewesen. Ich bin mit Ihnen seit vier Jahren versprochen, und dieß Vergnügen ist noch so neu, als ob ichs erst gestern erhalten hätte. Sie verdienen eine bessere Frau, als ich bin. Aber Sie haben mich doch gewählt, und ich will durch niemanden glücklich werden, als durch Sie. Hier haben Sie die Versicherung von zehn tausend Thalern, die ich durch*

einen

einen wunderbaren Zufall in der Berliner Lotterie gewonnen habe. Sie ſind mir bloß darum angenehm, weil ich ſie Ihnen als einen Beweis meiner Liebe anbieten kann. Zwey tauſend Thaler geben Sie an meine Frau Mahme; das übrige gehört Ihnen. Und Sie dürfen ſich dieſes Geſchenks wegen nicht ſo wohl bey mir, als bey dieſer liebreichen Frau bedanken. Haben Sie nun noch einen Kummer wegen unſerer Liebe?

Hr. Anton. Was geben Sie mir? Ach liebſtes Kind, Sie hätten ſo viel in der Lotterie gewonnen? Und alle unſere Sorge wäre durch dieſe Schickung gehoben?

Fr. Damon. Sie können ſich ſicher auf alles verlaſſen. Das Loos hat zehn tauſend Thaler gewonnen. Kommen Sie nur in den Garten, und erholen Sie ſich daſelbſt von Ihrer angenehmen Beſtürzung. Da wollen wir Ihnen die ganze Sache vollſtändig erzählen. Das Loos iſt ohne unſer Wiſſen durch verſchiedene Hände gegangen. Und dennoch hat es Carolinchen bekommen müſſen, da mirs entzogen war. Denn für ſie war es beſtimmt. So ſorgt die Fügung für eine tugendhafte Liebe.

Carolinchen. Bin ich nun die Ihrige? (Sie umarmt ihn.) Werden Sie nunmehr bequem mit mir leben können? Sie lieben mich doch unaufhörlich? Ja, Sie können mein Herz. Ach, wie reichlich wollen wir die Hoffnung von vier

Jahren durch die getreueſte Liebe befriedigen! Hatten Sie wohl gedacht, daß der Lohn für Ihre Tugend ſchon ſo nahe wäre?

Hr. Anton. Sehen Sie es nicht als den Lohn für meine Tugend an, ſondern als ein Geſchenk der Vorſicht. Glücklicher kann ich nicht werden, als ich nunmehr bin. So ſind Sie denn die Meinige? Nun iſt mir das Leben erſt koſtbar, da ich an dieſer Gewißheit nicht länger zweifeln darf. Sie ſchenken mir nicht allein Ihr Herz, ſondern auch auf die großmüthigſte Art Ihr Vermögen. Ich bin vor Freuden nicht vermögend, mehr zu reden. Ach meine liebe Caroline!

Fr. Damon. Wenn dieſe Ehe nicht zärtlich wird: ſo wird es keine in der Welt.

Ende des fünften Aufzugs.

Silvia.

Universitäts
Bibliothek
Berlin.

Sylvia.

Ein Schäferspiel

in Einem Aufzuge.

Perſonen.

Sylvia.

Damat.

Galathee.

Myrtill.

Montan.

Erſter Auftritt.

Myrtill. Damœt.

Myrtill.

Du liebſt ſie?

Damœt.

Ja! Myrtill.

Myrtill.

Und haſts ihr nie geſagt?

Damœt.

Nein, weil ich zärtlich bin, ſo bin ich auch verzagt.

Myrtill.

Entdecke Sylvien die Regung deiner Triebe!

Damœt.

Die Lieb' ihr zu geſtehn, verhindert mich die Liebe.

Myrtill.

Wer liebt, wird ſonſt beredt.

Damœt.

Bey mir iſt dieſes nicht;
Mein Mund ſchweigt dennoch ſtill, ſo viel mein
Herz auch ſpricht.

Myrtill.

Doch was gewagt ſeyn muß, das darf man nicht
verſchieben;
Entdeck dich Sylvien!

Doch, wird Sie mich auch lieben?
Erzürnen werd ich ſie.

Myrtill.

Die Schönen zürnen oft.
Nicht, weil wir viel geſagt, nein, weil ſie mehr gehofft.
Sie zurnen oft mit uns, bloß, weil ſie haben wollen,
Daß wir den falſchen Zorn recht zärtlich ſtillen ſollen.

Damœt.

Doch wenn ſie vor mir flieht?

Myrtill.

So bleibe du nicht ſtehn.
Dieß Fliehn iſt ein Befehl, ihr weiter nachzugehn.
Sieh nur der Taube zu, wenn es ihr Liebling waget,
Und zärtlich vor ihr girrt, und ſeine Lieb' ihr klaget.
Sie giebt ihm kein Gehör, und gönnt ihm kaum den Blick.
Er tritt noch näher hin, und ſie tritt mehr zurück.
Sie zürnt; und er verſtärkt durch Seufzen ſeine Klagen.
Noch fahrt ſie froſtig fort, ihm alles abzuſchlagen.
Und froſtig eilt ſie fort, und fliegt aufs nächſte Dach.
Was fängt ihr Liebling an? Er fliegt ihr zärtlich nach.
Sie droht, als wollte ſie von neuem weiter fliegen,
Und läßt, indem ſie droht, ſich ſchon von ihm beſiegen.

Damœt.

Ach kennteſt du nur erſt die ſtrenge Schäferinn!
Ihr unempfindlich Herz, ihr ſpröder Eigenſinn,

Das

Das ſind die Fehler, Freund, die mich an ihr betrüben;
Und dennoch muß ich ſelbſt die Fehler an ihr lieben.
Ich pflück ihr manchen Strauß, dieß läßt ſie auch geſchehn;
Doch keinen hab ich noch an ihrer Bruſt geſehn.
Jüngſt bracht ich ihr ein Band; wie? ſprach ſie, halb mit Lachen,
Es ſcheint, du willſt mich dir recht ſehr verbindlich machen;
Behalt es, lieber Freund, denn itzo brauch ich keins:
So bald ein Band mir fehlt: ſo bitt ich dich um eins.

Myrtill.

Nicht wahr, es kränkte dich?

Damæt.

Ich fieng an mich zu ſchämen;
Doch ihr Verweigern ſelbſt konnt ich nicht übel nehmen.
Wenn gleich ihr Auge zürnt, ſo zürnt es dennoch ſchön,
Und ſelbſt die Sprödigkeit kann ihren Reiz erhöhn.

Myrtill.

Der beſte Rath iſt der, entdeck ihr dein Verlangen.

Damæt.

Ja, dieſes will ich thun.

Myrtill.

Hier kömmt ſie gleich gegangen.

Zwey-

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia.

Sylvia.

Iſt Doris nicht bey euch?

Myrtill.

Sie? Nein, mein ſchönes Kind.
Was willſt du denn bey ihr?

Sylvia.

Du fragſt mich ſehr geſchwind.
Doch wenn du ſchweigen kannſt, ſo will ich dirs wohl ſagen,
Es laſt ein Wolf ſich ſehn, den wollen wir verjagen.

Myrtill.

Du ſcherzeſt, Sylvia, und dein Verweis iſt fein;
Doch Doris iſt nicht hier, ich will ſie ſuchen.

Sylvia.

Nein!
Dieſs kann ich ſelber thun. Lebt wohl!

Myrtill (zu Damœten.)

Und du bleibſt ſtehen?
(zu Sylvien.
Ach Schäferinn, ein Wort!

Sylvia.

Was iſts?

Damœt.

Willſt du ſchon gehen?

Sylvia.

Ja wohl!

Da-

Damœt.

Ach! Sylvia, nicht wahr, du zürneſt nicht,
Wenn dich ein Schäfer ehrt, und - - wenn man mit
dir ſpricht?

Sylvia.

Nein, beides kann er thun; doch wird er lange fragen,
Alsdann kan ich mit Recht mich über ihn beklagen.

Myrtill.

So rede doch, Damët!

Damœt.

Myrtill, o rede du!

Sylvia.

Fahrt immer beide fort, ſo hör ich gerne zu.
Ihr ſprecht, den Mienen nach, von ganz beſondern
Dingen;
Und dennoch wett ich viel, ihr habt nichts vorzu-
bringen.

Damœt.

O, liebſte Sylvia, könntſt du mein Herz itzt ſehn!

Sylvia.

So lüſtern bin ich nicht.

Damœt.

O laß es doch geſchehn,
Daß ich - - dein treuer Freund - -

Myrtill (zu Sylvien.)

Ich muß es nur erzählen:
Ein Schäfer auf der Flur, den Lieb und Treu beſeelen,
Liebt ſeit geraumer Zeit, doch nur zu ſeiner Pein;
Ihm fehlt, ſo ſehr er liebt, das Glück geliebt zu ſeyn.

Er

Er zeigt ſein redlich Herz in allen ſeinen Mienen,
Und iſt, wenn man ihn kennt, mehr, als er erſt
geſchienen,
Sein gröſter Fehler nur iſt, daß er furchtſam ſcheint,
Und ſich der Schäferinn nicht zu erkennen giebt.
Ein Strauß, ein kleiner Dienſt, mehr wird er niemals
wagen;
Und ſtets verſchweigt ſein Mund, was ſeine Blicke
ſagen.
Dem Echo klagt er oft von ſeiner Zärtlichkeit,
Und ſelbſt den Wiederhall bewegt des Schäfers Leid.
Der ſchönſte Tag läßt ihn nicht freudig bey den
Heerden,
Und auch die ſtillſte Nacht im Traum nicht ruhig
werden.
Er ſtockt, wenn man ihn fragt, zeigt ein zerſtreut
Geſicht,
Und widerſpricht ſich ſchon, eh er zehn Worte ſpricht.
Er iſt mein guter Freund, und dauert mich von
Herzen.

Sylvia.

Doch alles, was ihn quält, ſind ſelbſt gemachte
Schmerzen.
Wer iſt die Schäferinn, die ihn ſo zärtlich macht?

Myrtill.

Die kleine Galatee.

Sylvia.

Dieß hab ich bald gedacht.
Allein,

Allein, wer liebt ſie denn?

Myrtill.

Ich hab ihn ja beſchrieben;
Sieh nur Damöten an.

Sylvia.

Damöt, du kannſt ſo lieben?

Damet.

Ja! liebſte Sylvia, mein Herz liebt ſehnſuchtsvoll,
Und wartet auf dein Wort, wie lang es lieben ſoll.

Sylvia.

Bin ich denn Galathee?

Myrtill.

Dieß will er auch nicht ſagen;
Du ſollſt der Schäferinn ſein zärtlich Leiden klagen,
Und durch ein gutes Wort - -

Sylvia.

Mein Wort nimmt wenig ein;
Sein Blick wird kräftiger, als meine Bitte, ſeyn.

Myrtill.

Erweis ihm doch den Dienſt!

Sylvia.

Mein Dienſt wird wenig nützen;
Doch wenn mein Bitten hilft: ſo ſoll er ſie beſitzen.
Ich geh und ſuche ſie.

Dritter Auftritt.

Myrtill. Damet.

Myr-

Myrtill.

Du haſt es ſchön gemacht.
Was haſt du denn gethan? Geſeufzt, gewünſcht, gedacht,
Und kaum ein Wort geredt. Dieß heißt zur Unzeit ſchweigen,
Und ſtatt der Zärtlichkeit nur ſeine Zagheit zeigen.

Damæt.

Was kann ich denn für das, was ſelbſt die Liebe thut?
Eh Sylvia noch kam: ſo hatt' ich vielen Muth.
Kaum aber ſah ich ſie: ſo wich, bey ihrem Blicke,
Mein erſt ſo dreiſtes Herz ſchon ganz beſchämt zurücke;
Iſt, dacht ich bey mir ſelbſt, dein Antrag ſchön genug?
Bald wünſcht ich mir die Eil, bald wünſcht ich den Verzug,
Mir fallen Zweifel ein, und zweifelnd werd ich blöde,
Und eh ich reden will: ſo denk ich ſchon, ich rede.

Myrtill.

Du haſt ſehr ſchlecht geredt!

Damæt.

Doch hab ichs gut gemeynt.

Myrtill.

Ja! denn du ſagteſt gar, du wärſt ihr treuer Freund,
Und wünſchteſt, daß ſie dir könnt in das Herze ſehen.

Damæt.

Myrtill, ach quäl mich nicht! Genug, es iſt geſchehen.
Ich ſeh es gar zu wohl, die Spröde liebt mich nicht.
So wenig auch mein Mund, ſo dunkel er auch ſpricht

So:

So könnte ſie doch ſchon aus der Verwirrung
ſchlieſſen,
Was ich, und was mein Herz für ſie empfinden müſſen.

Myrtill.

Sie weiß es ganz gewiß, die loſe Sylvia.
Es war ihr angenehm, da ſie dich ſeufzen ſah.
Der Ton, mit dem ſie ſprach, verrieth ein ſtill
Verlangen;
Und Wunſch und Gegenguuſt erſchien auf ihren
Wangen.

Damet.

Dieß kann nicht möglich ſeyn. Ich ſah ihr ins Geſicht;
Doch, was mein Herz gewünſcht, das fand mein
Auge nicht.

Myrtill.

Du fürchtſt, eh du ſiehſt; drum ſiehſt du da nur
Schrecken,
Wo Andre Hoffnung ſehn, und Zärtlichkeit entdecken.

Damet.

Du willſt mein Glück, Myrtill, und mehrſt doch
nur mein Weh.
Warum beredtſt du ſie, mein Wunſch ſey Galathee?
Dieß iſt ja wider mich und alle meine Triebe.

Myrtill.

Nein, Freund, es iſt ein Dienſt zum Glück in
deiner Liebe.
So bald ich Galathee zu deiner Schöne ſprach,
So bald vergaß ſie ſich; ſie ſann betroffen nach.

Ein heimlicher Verdruß erſchien in ihrem Blicke,
Und der verrieth ihr Herz, und dein ſchon nahes
Glücke.
Sie liebt.

Damœt.

Das glaub ich wohl; allein ſie liebt nicht mich.

Myrtill.

Nun glaub es, oder nicht, ſie liebt, und liebet dich.

Damœt.

O, wenn mir doch ihr Mund die Wahrheit ſelbſt
geſtünde!

Myrtill.

Und ſchnitte Sylvia ſie dir in jede Linde:
So fiele dir doch ſtets ein neuer Zweifel bey.
Dein Aug und auch dein Herz ſind ihr dir nicht treu.
Und beide hindern dich, die Furcht zu überwinden,
Und ſelber in der Furcht muſt du Vergnügen finden.

Damœt.

Doch gleichwohl quält ſie mich.

Myrtill.

Sie qualt dich ganz bequem.
Die Furcht macht ſelbſt bey dir die Hoffnung an-
genehm.
Du raubſt dir Sylvien, nicht, um dein Herz zu quälen,
O nein! aus groſſer Luſt, von neuem ſie zu wählen.

Damœt.

Ich gehe, liebſter Freund

Myrtill.

Warum?

Damœt.

Damet.

Dieß will mein Leid.
Ich bin nie glücklicher, als in der Einſamkeit.
Ihr darf ich ohne Zwang, was ich empfinde, ſagen.
Sie läßt mich ruhig ſeyn, und ohne Vorwurf klagen.
Und dieß iſt Glück genug

Myrtill.

So ſuche denn dein Glück!
Ich warte hier. Vielleicht kömmt Sylvia zurück.

Vierter Auftritt.

Myrtill. Sylvia.

Sylvia.

Ich traf ſie an, Myrtill.

Myrtill.

Wen haſt du angetroffen?

Sylvia.

Die ſchöne Galathee. D mit kann ſicher hoffen.

Myrtill.

Wie? liebt ihn Galathee?

Sylvia.

So viel ich ſchlieſſen kann:
So hat ſie ihn gelicht, eh er ſie lieb gewann.
Sie hörte, was ich ſprach, mit einem frohen Lachen,
Und wird ihm ſeinen Sieg gewiß nicht ſauer machen.

Myrtill.

Wie glücklich iſt Damöt! Er liebt, und wird geliebt.

Syl-

Sylvia.

Doch mir gefällt kein Herz, das ſich ſo bald ergiebt.
Man ſey dem Schäfer gut, der uns weis hoch zu achten;
Allein, man ſey auch ſtreng, und laß ihn erſtlich ſchmachten.
Die Liebe, die nicht kränkt, iſt Liebe ſonder Geiſt.
Wo kenn ich ſeine Treu, wenn er ſie nicht beweiſt?
Allein, wo wird er ſie uns denn beweiſen können,
Wenn wir den Augenblick ihm alle Hoffnung gönnen?
Nein, ſtreng und ſpröde ſeyn, iſt wirklich unſre Pflicht;
Und wer dieß nicht erkennt, der kennt die Liebe nicht.
Wenn ich ein Schäfer wär: ſo glaub ich, daß michs kränkte,
Wenn Phyllis mir ihr Herz für Einen Seufzer ſchenkte.

Myrtill.

Mein Kind, du ſchwatzeſt ja dein ganz Geheimniß aus.

Sylvia.

Was jeder wiſſen kann, das ſag ich frey heraus.
Kurz, eine Schäferinn muß Anfangs ſtrenge ſcheinen,
Und was ihr Herz bejaht, muß doch ihr Mund verneinen.

Myrtill.

Allein das iſt Betrug

Sylvia.

Nein, es iſt eine Liſt,
Die Vielen ſtrafbar ſcheint, und dennoch löblich iſt,
Und

Und unſre Sprödigkeit darf gar kein Schäfer haſſen.
Wird er nicht zärtlicher, wenn wir ihn warten laſſen?

Myrtill.

Wer hat dir das geſagt?

Sylvia.

Ich hab es nie gehört;
Doch war mein Herz ſo gut, und hat michs ſelbſt gelehrt.

Myrtill.

Mich rührt ein ſolches Herz, und ſollt ich zärtlich werden:
So gäb ich für dieſs Herz mich ſelbſt und meine Heerden.

Sylvia.

Du redſt ſchon ſehr vertraut. Soll dieſs ein Antrag ſeyn?

Myrtill.

Ja, Kind, ich liebe dich. Du wirſt es mir verzeihn.
Dein Werth hat mich gerührt.

Sylvia.

Das ſind ſehr ſchnelle Triebe.

Myrtill.

Du biſt ſo klug, als ſchön.

Sylvia.

Und du biſt ohne Liebe.
Verſtelle dich nur nicht, die Sprache kenn ich ſchon.
Der Ton, mit dem du redſt, iſt ein erzwungner Ton.
Und wär es auch dein Ernſt: ſo haſt du nichts zu hoffen.

Myrtill.

Dein Herz - - -

Sylvia.

Mein Herz, Myrtill, hat ſchon die Wahl getroffen.

Myrtill.

Du ſchreckſt mich nicht; dieß iſt die Sprache deiner Pflicht,
Daß das dein Mund verneint, was doch dein Herz verſpricht.
Du widerſtehſt mir nur, um meine Glut zu ſtärken.

Sylvia.

Nein, dieſes kannſt du leicht aus meinen Mienen merken.

Myrtill.

Allein, wen liebſt du denn?

Sylvia.

Du fragſt mich vor der Zeit.
Der Liebe ſtärkſte Pflicht iſt die Verſchwiegenheit.
Zu meiner Zärtlichkeit verlang ich keine Zeugen.
Bey mir iſt beides eins, zu lieben und zu ſchweigen.

Myrtill.

Dein Mund ſpricht ſehr beredt, wenn er vom Lieben ſpricht;
Allein, verzeih es mir, du kennſt die Liebe nicht,
Und haſt noch nie geliebt. Denn dein Entwurf der Liebe
Iſt noch zu ordentlich für die ſo regen Triebe.

Nimmt

Nimmt dich die Zärtlichkeit nur erſt vollkommen ein;
So ſey ſo ſtolz du willſt, du hörſt es auf zu ſeyn.
Der Schäfer, den du noch willſt lange ſchmachten laſſen,
Wird bald ſo glücklich ſeyn, dich ſchmachtend zu umfaſſen.

Sylvia.

Ich glaube gar, du denkſt, mein Schäfer ſey Damöt,
Der ohne Sprache kömmt, und ſprachlos wieder geht.
Er, der nichts thut, als ſeufzt! Der Stumme, der Betrübte!
Ja! der verdiente wohl, daß man ihn heimlich liebte!

Myrtill.

Nein, er verdient es nicht, und niemals liebſt du ihn.

Sylvia.

Er mag zur Galathee mit ſeinen Klagen fliehn.
Sie ſey von ihm geliebt, ich will ſie nicht beneiden.
Wer immer traurig iſt, den kann ich auch nicht leiden.

Myrtill.

Du haſt vollkommen recht; er iſt nie aufgeräumt.

Sylvia.

Er ſieht mich an, und ſeufzt - -

Myrtill.

Mit einem Wort, er träumt;
Allein die Lieb iſt ſchuld. Sie raubt ihm Geiſt und Leben;
Doch beides wird ſie ihm gedoppelt wieder geben,

So bald er glücklich iſt.

Sylvia.

Dieß kann wohl möglich ſeyn.
Doch, wie er itzo liebt, ſo ſchläft man bey ihm ein.

Myrtill.

Indeſſen liebt er treu.

Sylvia.

Vielleicht! wer kann das wiſſen,
Als ſeine Galathee, die uns ſein Herz entriſſen?

Myrtill.

Uns? Meynſt du dich damit?

Sylvia.

Ach nein! die ganze Flur.

Myrtill.

Damöt iſt ſittſam, klug, und zärtlich von Natur.

Sylvia.

Dieſt lob ich ſelbſt an ihm.

Myrtill.

Ich ſehe mit Vergnügen,
Wenn um ſein volles Geſicht die braunen Locken fliegen.

Sylvia.

Ja! lockicht Haar ſteht fein.

Myrtill.

Und wenn er lächelnd ſpricht:
So drückt das Lächeln ihm zwey Grübchen ins Geſicht.
Er lacht nicht, wie Montan.

Sylvia.

Doch beide ſind zu ſchelten;
Denn dieſer lacht zu oft, und jener lacht zu ſelten.

Myr-

Myrtill.

Schön ſingen kann Damöt.

Sylvia.

Er ſingt in Wahrheit ſchön;
Doch alles, was er ſingt, kann man ihn nicht verſtehn.

Myrtill.

Dieß dächt ich eben nicht.

Sylvia.

Ich hab ihn hören ſingen.

Myrtill.

Ja! dann und wann ein Wort, das pflegt er zu verſchlingen.
Drey Wörter weis ich ſelbſt, die ſingt er zugeſchwind,
Kuß, Lieb und Zärtlichkeit!

Sylvia.

Wenns keine ſchönern ſind:
So eil er, wie er will; ſein Lied wird nichts verlieren.
Dieß ſind die Wörter nicht, die mich im Singen rühren.
Mir wird ein Augenblick bey ſolchen Liedern lang.

Myrtill.

Ja! denn ein ſchöner Mund dient mehr, als zum Geſang.
Allein ich muß doch gehn, und es Damöten ſagen,
Wie viel zu ſeinem Glück dein Bitten beygetragen.
So liebt ihn Galathee?

Sylvia.

Geh nur! du hörſt es ja.

Fünfter Auftritt.

Sylvia allein.

So liebt Damöt mich nicht? Ich arme Sylvia!
Der Unbeſtändige! Sonſt ſchien er mir gewogen,
Und nun wird Galathee von ihm mir vorgezogen?
Damöt, Damöt iſt falſch, ſo treu er auch erſt ſchien!
Verdient er wohl mein Herz? Nein, haſſen will
ich ihn!

Sechster Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Nein! haſſen will ich ihn! So viel hab ich vernommen.

Sylvia.

Du hätteſt mehr gehört, wärſt du nur ehr gekommen.
Damöt iſt nicht bey mir, wenn du ihn ſuchen willt.

Galathee.

Es kränkt mich, daß Damöt ſein Wort ſo ſpät erfüllt.
Er hat mich, hier zu ſeyn, und läßt ſich noch nicht
finden.

Sylvia.

Ein Schäfer pflegt ſich nicht ſtets an ſein Wort zu
binden.

Galathee.

Nein! was Damöt verſpricht, das hält er ganz gewiß.

Was Andre hindern kann, iſt ihm kein Hinderniß.

Sylvia.

Ja! was man heftig wunſcht, das hält man für gegründet,
Und nimmt ſich ſehr in acht, daß mans nicht unwahr findet.

Galathee.

Ach! liebe Sylvia, du kennſt Damöten nicht.
Sein Herz redt allemal, ſo oft ſein Mund nur ſpricht.

Sylvia.

Drum pflegt Damöt des Tags auch nur einmal zu ſprechen;
Die Sprache, die er redt, muß doch den Geiſt ſehr ſchwächen.

Galathee.

Wahr iſts, er redt nicht viel. Doch geb ich ihm den Preis
Vor jedem, der nichts ſagt, und viel zu plaudern weis.
Ein ſolcher Umgang quält.

Sylvia.

Doch der mit ſtummen Schäfern
Dient auch zu weiter nichts, als uns bald einzuſchläfern.

Galathee.

Daß er ſo wenig redt, das macht, er meynt es treu.

Sylvia.

Ja! wen man einmal liebt, der iſt von Fehlern frey.

Galathee.

Die Schwalbe läßt ihr Lied den ganzen Sommer klingen;
Allein die Nachtigall pflegt kurze Zeit zu ſingen.
Wie lang ein Schäfer ſchweigt, dieß unterſuch ich nicht.
Gnug, daß er, wenn er redt, geſchickt und zärtlich ſpricht.

Sylvia.

Den Einfall haſt du bloß der Liebe zuzuſchreiben.
Nein! keine Nachtigall! Er ſoll ein Schäfer bleiben.
Damöt gefällt dir ſtets, er mag ſich gleich vergehn.
An einem, den man liebt, wird auch ein Fehler ſchön.

Galathee.

Verdient Damöt denn nicht, von mir geliebt zu werden?

Sylvia.

Dieß hab ich nicht geſagt. Damöt und ſeine Heerden
Sind beide liebenswerth.

Galathee.

Was Heerden? Er allein
Erregt in mir den Wunſch, von ihm geliebt zu ſeyn.
Und hätt er auch kein Schaf: ſo würde michs nicht kränken,
Mit Freuden wollt ich ihm mich und die Heerden ſchenken.
Der zärtliche Damöt! Sein Name klingt ſchon ſchön.
Ach! liebe Sylvia, mußt dus nicht ſelbſt geſtehn?

Syl-

Sylvia.

Sein Name rührt mich nicht.

Galathee.

Auch nicht die ſchönen Mienen?

Sylvia.

Wer weiß es, Galathee, ob ſie dieß Lob verdienen?

Galathee.

Sein kleiner rother Mund, die braunen Augen!

Sylvia.

Braun?
Du muſt dem, den du liebſt, nicht recht ins Auge ſchaun.
Die blauen Augen!

Galathee.

Ja! die blauen wollt ich ſagen,
Die uns gefährlich ſind, weil ſie beſcheiden klagen.
Sein lockicht weiches Haar, ſein rundes volles Kinn!

Sylvia.

Du machſt Damöten gar zu einer Schäferinn.
So ſehr er dir gefällt, gefällt er doch nicht allen.
Ich hab ihn oft geſehn, nie hat er mir gefallen.
Ich bin ihm, wie geſagt, nicht feind und auch nicht gut,
Und fürchte, daß Damöt mit vielen freundlich thut.

Galathee.

Ja, freundlich muß er thun mit allen Schäferinnen;
Doch Eine muß ſein Herz vor andern lieb gewinnen.
Damöt liebt viel zu ſtark, als daß er viele liebt.

Sylvia.

Damöt ſey immer dein. Dieß macht mich nicht betrubt.

Galathee.

O ſage, was du willſt, du liebſt ihn doch im Stillen;
Ich aber lieb ihn nicht. Ich liebe nur Myrtillen.
Nein, falſche Sylvia! Umſonſt iſt deine Liſt;
Man merkt es gar zu bald, daß du ihm gunſtig biſt,
Und dennoch . . .

Sylvia.

Zürne nicht. Ich hab es leugnen müſſen.
Ich lieb ihn lange ſchon; allein er ſolls nicht wiſſen.

Galathee.

Nicht wiſſen?

Sylvia.

Nein, mein Kind. Mein Herz ſoll ſpröde ſeyn.
Man nimmt durch dieſen Zwang den Schäfer ſtärker ein.
Das Klagen hör ich gern. Ich laß ihn wenig hoffen,
Und heimlich fuhlt ſich doch mein ganzes Herz getroffen.
Er klagt noch nicht genug. Denn wenn er reden will:
So klagt ſein Auge nur; allein ſein Mund ſchweigt ſtill.
Ich treib auf ſeine Flur, aus Sehnſucht, ihn zu ſehen,
Und thu, als wär es nur von ungefehr geſchehen.
Er kömmt, er ſieht mich an, er nennt mich wohl ſein Kind.

Er

Er ſeufzt. Dieß rührt mich zwar; doch zürnt
mein Blick geſchwind.
Der gute Schäfer ſchweigt; allein, wer heißt ihn
ſchweigen?
Er ſoll ſein zärtlich Herz mir nur vollkommner
zeigen.

Galathee.

Dieß iſt ein kleiner Stolz.

Sylvia.

Ein kleiner Stolz iſt gut;
Er mehrt des Schäfers Leid, doch auch des Schäfers Glut.
Er muß beſtändig ſeyn. Ich laß ihn langſam ſiegen,
Um ihn durch dieſen Sieg gewiſſer zu vergnügen.

Galathee.

Allein, wenn dich Damöt zu lange ſtrenge ſieht,
Und endlich dir ſein Herz . .

Sylvia.

Und mir ſein Herz entzieht?
O denke nicht daran, ich haſſe den Gedanken.

Galathee.

Mich deucht, dein ſtandhaft Herz fängt heimlich an
zu wanken.
Verlaß den Eigenſinn. Du thuſt dir ſelbſt Gewalt.
Wer glücklich lieben will, liebt dauerhaft und bald.
Sey gutger gegen ihn und gegen dein Verlangen.
Nicht immer blüht der Lenz auf den ſo ſchönen
Wangen.
Zum Reden iſt der Mund, doch auch zum Küſſen ſchön.

Sylvia.

Ihn kuſſen ſoll mein Mund? Dieß wär ein neu Vergehn.

Galathee.

Dieß glückliche Vergehn verlangen zarte Triebe.
Die Liebe zeugt den Kuß, der Kuß vermehrt die Liebe.

Sylvia.

So viel erlangt er nicht. Ein Kuß läßt ſchon vertraut.
Nur hoffen ſoll Damöt. Nur - -

Galathee.

Rede nicht ſo laut.
Dein ſtiller Schäfer kömmt. Verſprich mir, ihn zu hören.
Ich will auch höflich ſeyn, und euch nicht länger ſtören.

Siebenter Auftritt.

Sylvia. Damœt.

Damœt.

Warum flieht Galathee, da ſie mich kommen ſieht?

Sylvia.

Entbehrſt du denn ſo viel, wenn dieſe Schöne flieht?

Damœt.

Ach nein! doch ſie verſprach, mir hier bey dieſen Bäumen - -

Syl-

Sylvia.

Ihr Herz, um das du ſiehſt, dir endlich einzuräumen.
Soll ich von eurem Glück vielleicht ein Zeuge ſeyn?
Doch nein, ein zärtlich Paar iſt lieber ganz allein.
Die ſtummen Bäume ſind bey ihm die liebſten Zeugen;
Sie hören ſittſam zu, und wiſſen auch zu ſchweigen.

Damet.

Du ſinnſt mit allem Fleiß auf das, was mich betrübt.
Nie liebt mich Galathee. Nie hab ich ſie geliebt.
Myrtill trieb ſeinen Scherz. Er kennet meine Treue,
Und weiß nur gar zu gut, wem ich die Liebe weihe.
Dir, ſchöne Sylvia, nur dir gehört mein Herz.
Mein unzufriedner Blick, mein Schweigen und mein Schmerz,
Und meine Gegenwart, mit der ich dich betrübe,
Iſt nichts, als Zärtlichkeit, nichts, als die ſtärkſte Liebe.

Sylvia.

Dieß alles ſagſt du mir, und wirſt nicht einmal roth?

Damet.

Ich ſagte ja nichts mehr, als was mein Herz gebot.

Sylvia.

Dein Herz gebiete dir! Mir kann es nicht gebieten.

Damet.

O Kind! Ein zärtlich Herz - -

Sylvia.

Davor will ich mich hüten.

Damet.

Warum hat die Natur dir ſo viel Reiz gewährt,

Wenn ich nicht lieben soll? Verliere deinen Werth:
So wird sich meine Glut den Augenblick verlieren.
Weswegen bist du schön?

Sylvia.

Gewiß nicht, dich zu rühren.

Damæt.

So bist du, Sylvia, nur schön für dich allein,
Und schön, um nicht verehrt und nicht geliebt zu seyn?
Frey von der Zärtlichkeit ist noch kein Herz geblieben.
Nur deines, Sylvia - - ?

Sylvia.

Nur meines wird nicht lieben.

Damæt.

Gieb mir die ganze Flur, ich gebe sie zurück,
Wenn ich nicht lieben soll. Die Lieb ist unser Glück.
Und ohne sie wird mich die größte Lust betrüben.

Sylvia.

Die Liebe sey dein Glück. Mein Glück ist, nicht zu lieben.

Damæt.

So nimmt dich keine Treu, kein Wunsch, kein Bitten ein?

Sylvia.

Mein Wunsch ist, nicht gehaßt und nicht geliebt zu seyn.

Damæt.

Der Wunsch raubt mir und dir das größte Glück des Lebens.
So hoff ich denn umsonst?

Syl-

Sylvia.

Ja - - ja, du hoffſt vergebens.

Damet.

So ſey doch mitleidsvoll, wenn du nicht zärtlich biſt,
Und mache, daß mein Herz den Wunſch nach dir vergißt.

Sylvia.

Ich ſuche ja nichts mehr, als dieſen Wunſch zu hindern,
Und meine Sprödigkeit ſoll deine Liebe mindern.

Damet.

Wenn dieß das Mittel iſt, ſo werd ich nie befreyt.
Ich liebe ſelbſt an dir die größte Sprödigkeit.

Sylvia.

Aus Mitleid gegen dich will ich Myrtillen lieben:
So wird dein Wunſch nach mir und auch dein Leid vertrieben.

Damet.

Ach ſtrenge Schäferinn! Wird auch dein Herz nicht mein:
So bleibſt du dennoch werth, von mir geliebt zu ſeyn.
Verſchenke nur dein Herz. Ich will dich ſchweigend ehren,
Und deine Liebe nie durch meine Klage ſtören.
Nein, haſſe nur ein Herz, das ſich für dich erklärt.
O Kind! auch wenn du zürnſt, biſt du noch liebenswerth.

Sylvia.

Damöt, du hörſt es wohl; mich kannſt du nicht gewinnen:

Allein

Allein auf unſrer Flur ſind ſchönre Schäferinnen.

Damæt.

Sie mögen ſchöner ſeyn. Dient dieß zu meiner Ruh?
In meinen Augen iſt doch niemand ſchön, als du.
O hätt ich dir mein Herz nur länger noch verſchwiegen!
Der Zweifel gab mir doch noch ein geheim Vergnügen.
Nun miſs ich auch das Glück, das ſonſt die Hofnung giebt.
Ach meine Sylvia! Du liebſt mich nicht?

Achter Auftritt.

Galathee und die Vorigen.

Galathee.

Sie liebt!
Damit, ſie liebt dich längſt. Wer wollte dich denn haſſen?
(zu Sylvien.)
Wie lange willſt du doch Damöten ſeufzen laſſen?
Ich weiſs es ganz gewiſs, du liebſt ſein redlich Herz.
Du haſt mirs ſelbſt geſagt.

Sylvia.

Geſagt? Dieß war mein Scherz.

Galathee.

So ſcherze denn nur fort. Die Liebe wird ſich rächen.

Damæt. (zur Galathee.)

Und alſo hörſt das ſelbſt; ich darf mir nichts verſprechen.

Unruhig kam ich her, beſchämt geh ich zurück.
O ſtrenge Sylvia!

Neunter Auftritt.

Sylvia und Galathee.

Galathee.

Verſtunſt du dieſen Blick?

Sylvia.

Sein Auge ſchien erzürnt.

Galathee.

Und wollte ſo viel ſagen:
Ich will mir Sylvien aus den Gedanken ſchlagen.

Sylvia.

Damöt will ungern ſeyn, und mir ſein Herz entziehn?

Galathee.

Er flieht dich ja mit Recht. Du heiſt ihn ſelber fliehn.

Sylvia.

Wenn hab ich denn geſagt, daß mich Damöt ſoll meiden?

Galathee.

Der Schäfer muß dich fliehn; ſonſt wär er unbeſcheiden.
Du ſchlägſt ihm alles ab; was ſoll er thun, als gehn?

Sylvia.

Allein, wer heißt ihn denn mein Wort ſo ſchlecht verſtehn?
Ich lieb ihn allemal, und werd ihn lieben müſſen.
Erraten ſoll er dieß; allein nicht völlig wiſſen.

Gala-

Galathee.

Du liebſt ihn; doch dein Herz ſteht mit ſich ſelbſt im Streit.
Ein kleiner Stolz kämpft noch mit deiner Zärtlichkeit.
Allein vergiß dich nur: ſo wird dein Stolz verſchwinden.
Vergeſſen wirſt du dich, ſo bald du wirſt empfinden.
Was meynſt du, hab ich recht?

Sylvia.

Ich habe nichts gehört.
Ich ſann dem Zweifel nach, der meine Ruhe ſtört.
Damit gieng froſtig fort: vielleicht - -

Galathee.

Wird dir ſchon bange?

Sylvia.

Mir bange? mir? ach nein! allein er bleibt ſehr lange - -

Galathee.

Damit kömmt nicht zurück.

Sylvia.

Er hat es ja geſagt.

Galathee.

Du haſt ſehr falſch gehört.

Sylvia.

Ich hab ihn ſelbſt gefragt.

Galathee.

Du redſt ſchon ſehr verliebt. Wer hätt es meynen ſollen?

Du

Du denkſt, du haſt gefragt, weil du haſt fragen wollen.

Sylvia.

Du glaubſt, ich gräme mich. O glaub es nur, du irrſt!

Galathee.

Nun kömmt der Augenblick, da du empfinden wirſt.

Sylvia.

Ich ſollt empfinden? Nein! Doch wird er wieder kommen?

Galathee.

Nun iſt es ausgemacht, dein Herz iſt eingenommen.

Sylvia.

Mein Herz? Nein, mein Damöt!

Galathee.

Ich heiſſe nicht Damöt.
Nein, es iſt Galathee, die dir zur Seite ſteht.

Sylvia.

Mit deiner Spötterey! Ich kann mich wieder rächen.

Galathee.

Du zürnſt? Wir wollen gleich von etwas anders ſprechen.
Ich kann ein neues Lied, das auf die Liebe ſchilt,
Und nur die Freyheit lobt. Wenn du es hören willſt:
So ſieng ich dir dieſs Lied.

Sylvia.

Es mag ganz artig klingen;
Doch meine Galathee, wer wird beſtändig ſingen?
Damöt ſingt auch ſo gern.

Galathee.

Das Lied iſt ſchön erdacht.

Die

Die Freyheit kriegt den Preis.

Sylvia.

Hat es Damöt gemacht?
Gewiß, es war zu viel, zu gehn und gar zu ſchmollen!
Er hätte wenigſtens doch Abſchied nehmen ſollen.

Galathee.

Mein Lied ſagt nichts davon.

Sylvia.

So flieht er denn vor mir?

Galathee.

Du irrſt dich, Sylvia. Vom Liede reden wir.
Das allerliebſte Lied! Ich muß dirs doch nur ſingen.

Sylvia.

Itzt nicht! Ja! wie es ſcheint, will er mein Herz erzwingen.
Ich muß nur ſelber gehn, und fragen, was ihm iſt?

Galathee.

Nur daß ſich nicht dein Herz im Fragen gar vergißt.

Zehnter Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Wird unſre Sylvia ſich huld geneigt erklären?

Galathee.

Ich glaub, ihr kleiner Stolz wird nicht mehr lange währen.

Erſt

Erſt ſuchte ſie Damöt; nunmehr ſucht ſie ſchon ihn.
Sie denkt, er iſt erzurnt und wird ſie kunftig fliehn.

Myrtill.

Der ehrliche Damöt. Dieß wird ihm wohl nicht traumen.
Ich traf ihn ſchlafend an, gleich zwiſchen dieſen Baumen.
Sie findet ihn gewiß, wenn ſie ihn finden will.

Galathee.

Wie glucklich ſind nicht wir, mein zärtlicher Myrtill!
Wir lieben ohne Streit bey gleichen Zartlichkeiten.

Myrtill.

Nein! weiß du, liebes Kind, worüber wir noch ſtreiten?

Galathee.

Du zweifelſt immer noch, wer von uns ſtärker liebt?
Nimm mir den Vorzug nicht, den ſelbſt mein Herz mir giebt.

Myrtill.

So denkſt du denn, mein Kind, ich liebte nicht vollkommen?

Galathee.

So glaubſt du denn, mein Herz ſey minder eingenommen?
Myrtill, laß mir den Ruhm; er dient zu meiner Ruh.
Du liebſt vollkommen treu. Ich treuer noch, als du.

Myrtill.

Du biſt mein liebſter Wunſch.

Gala-

Galathee.

Bist du nicht mein Verlangen?
Ich liebte dich zuerst.

Myrtill.

Nein, ich hab angefangen.
So bald ich dich gesehn; so hast du mich entzuckt.

Galathee.

Du warst von mir gerissen so bald ich dich erblickt.

Myrtill.

Wie oft hab ich nach dir die Fluren durchgestrichen!

Galathee.

Wie oft bin ich mit Zwang dir schamroth ausgewichen!

Myrtill.

Wenn du zu lange bliebst, so zürnt ich auf die Zeit.

Galathee.

Und ich, wenn du nicht kamst, auf deine Sittsamkeit.
O kennte Sylvia, wie ich, die sussen Triebe:
So sah ihr Schäfer schon sein Glück in ihrer Liebe;
So würd ein Augenblick, den sie, um stolz zu seyn,
Damöten warten läßt, sie schon im Herzen reun.

Myrtill.

Wir wollen zu ihr gehn, und mit der kleinen Spröden,
Damit sie sich ergiebt, recht offenherzig reden.
Wir bitten sie. Ich weiß, uns hört die Schäferinn.

Galathee.

Durch Bitten stärken wir nur ihren Eigensinn.
Ihr eignes Herz wird sie weit eh, als wir, bezwingen,

Damöt

Damöt muß froſtig thun: ſo wird es ihm gelingen.
Ich kenne Sylvien nunmehr ſo gut, als mich.
So bald er ſie verläßt: ſo bald ergiebt ſie ſich.
Er darf nur ſpröde thun: ſo wird er ſie erbitten.
Und wenn er vor ihr flieht: ſo folgt ſie ſeinen Schritten.
Und kurz, der beſte Weg, wodurch er ſie erhält,
Iſt, daß er nicht mehr klagt, und ſich gelaſſen ſtellt.

Myrtill.

Ja, wenn ihm auch ſein Herz die kleine Liſt vergönnte,
Daß er zum Schein ſie fliehn, und ſich verſtellen könnte.

Galathee.

Dieß wird leicht möglich ſeyn.

Myrtill.

Nein, bey Damöten nicht.
Denn redt er auch verſtellt: ſo ſieht doch ſein Geſicht
Dabey nicht anders aus, als wollt es uns geſtehen,
Wir ſollten ihm verzeihn, er würd uns hintergehen.

Galathee.

Hilft die Verſtellung nicht: ſo kann er ſie doch fliehn.
Zwey Tage darf er nur ſich Sylvien entziehn:
So hat er ſchon ihr Herz. Die Furcht, ihn zu verlieren,
Wird unſre Schäferinn bald zu Damöten führen.
Sie iſt ihm gar zu gut.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen und Montan lachend.

Myrtill.

Du lachſt. Was iſt geſchehn?

Montan.

Ach lache mit, Myrtill; ich habe viel geſehn.
Was werd ich euch dadurch für ein Vergnügen machen?

Myrtill.

Erzehl es uns nur erſt, dann wollen wir ſchon lachen.

Montan.

Hier in dem kleinen Buſch ſitz ich in guter Ruh,
Und höre ganz entzückt den Nachtigallen zu.

Galathee.

Der Anfang ſagt nicht viel.

Montan.

Drauf kömmt Damöt gegangen.

Galathee.

Montan, ſoll ich vielleicht ſchon an zu lachen fangen!

Montan.

O ſtöre mich doch nicht! Damöt klagt mir ſein Leid,
Seufzt über Sylvien und ihre Sprödigkeit.
Kurz, er beklagt ſich ſehr.

Galathee.

Und wir ſind zu beklagen,
Daß du uns Sachen bringſt, die doch ſo wenig ſagen.
Erzähl es doch nur kurz!

Montan.

Montan.

Damöt ſetzt ſich allein,
Und ſchläft an einem Baum vor groſſem Kummer ein.

Galathee.

Dieß iſt die Neuigkeit?

Montan.

Ich bleibe zum Vergnügen,
Weil Philomele ſingt, in meiner Hecke liegen.

Galathee.

O! wenn ich bitten darf, ſo leg dich wieder hin.

Montan.

So höre doch! Drauf kömmt Damötens Schäferinn;
Sie trifft ihn ſchlafend an, bleibt von der Seite ſtehen,
Und überlegt es erſt, ob ſie will weiter gehen.
Nun tritt ſie näher hin. Sie ſieht ihm ins Geſicht;
Sie wirft mit Moos nach ihm, doch er erwacht noch nicht;
Sie ſieht ſich um.

Galathee.

Nach wem? Nach deinen Nachtigallen?

Montan.

Genug, ſie ſieht ſich um, und läßt ein Band entfallen.

Galathee.

Mit Fleiß?

Montan.

Ja wohl mit Fleiß. Sie macht es ganz geschickt.
Indem nun Sylvia sich nach dem Bande bückt:
So küßt sie ihn geschwind. Ich hätte schlafen sollen,
Wie hätt ich Sylvien den Kuß vergelten wollen!

Galathee.

O wegen der Gefahr schlaf immer ruhig ein!
Damöt wird von dem Kuß doch munter worden seyn?

Montan.

Ja wohl! Wie, hub sie an, hast du mich kommen hören?
Ich gieng ganz still vorbey, und wollte dich nicht stören:
Doch bist du aufgewacht.

Myrtill.

Und dieß ist itzt geschehn?

Montan.

Gleich itzt. Ich schlich mich fort. Sie hat mich nicht gesehn.
Sie kommen hier vorbey. Wie wird sie nicht erröthen,
Wenn ich die Frage thu: Wer küßte denn Damöten?

Galathee.

O frage nicht so schlau. Nein, überlaß es mir,
Und rufe Sylvien; doch schweig, sie sind schon hier.

Zwölfter und letzter Auftritt.

Die Vorigen. Sylvia und Damœt.

Damœt.

Bewegt dich nichts, mein Kind?

Sylvia.

Damöt, vergiß die Liebe;
Denn ſonſt verlaß ich dich, ſo gern ich bey dir bliebe.

Damœt.

Doch meine Zärtlichkeit . .

Sylvia.

Der will ich bald entgehn.

Galathee.

O warte, Sylvia, ich habe nichts geſehn.

Sylvia.

Nein, wenn ich warten ſoll, ſo muß Damöt nicht klagen.

Galathee.

Damöt, du ſollſt nichts mehr von deiner Liebe ſagen.
(zu Sylvien.)
Du buckteſt dich geſchwind, und machteſt es recht ſchön.

Sylvia.

Was denn?

Galathee.

Erſchrick nur nicht. Ich habe nichts geſehn.

Sylvia.

Ich bitte, ſag ihm nichts.

Myrtill.

Was soll sie denn nicht sagen?

Sylvia.

Neugieriger Myrtill! Wer wird nach allem fragen?

Es ist nichts wichtiges.

Myrtill.

Auch eine Kleinigkeit,
Wenn sie dein Mund erzählt, macht dennoch mich erfreut.

Sylvia.

Wenn du noch länger fragst, so werd ich was ersinnen.

Myrtill.

Recht gut. Nur nichts zum Ruhm der strengen Schäferinnen.

Sylvia.

Warum so still, Damöt?

Damœt.

Mein Schweigen machst ja du.
Denn, wenn ich reden will, so hörst du mir nicht zu.
Ich will dich länger nicht mit meiner Liebe quälen.

Montan.

Und ich, Damöt, will dir was Trauriges erzählen.
Ein Schäfer schlief einst ein, und seine Schäferinn
Kam gleich - - -

Sylvia.

Sylvia.

Ich ſehe wohl, daß ich verrathen bin.
Damöt, liebſt du mich noch?

Damæt.

Ich liebe dich vollkommen.

Sylvia.

Und deine Zärtlichkeit hat langſt mich eingenommen.

Damæt.

Iſts möglich, liebſt du mich?

Sylvia.

Ja, vellicher Damöt!
Ich wollte ſtrenge ſeyn. Allein es war zu ſpät.
Ich ſchlug dir alles ab, doch wider mein Verlangen.
Dich wollt ich hintergehn, mich hab ich hinter-
gangen.
Und ſoll ich dich beſchämt noch um Vergebung ſtehn:
So thu ichs, mein Damöt, und will noch mehr
geſtehn.
Ich habe, da du ſchlieſſt, - - - willſt du es weiter
wiſſen;
So muß ich dich nunmehr zum andernmale küſſen.

Damæt.

Du liebſt mich, Sylvia? Iſt auch mein Glück ein
Traum?
Ich ſehe mich geliebt, und dennoch glaub ichs kaum.

Sylvia.

Ich liebe dich, Damöt.

Montan.

Will mich denn niemand lieben?

Myrtill (zu Sylvien.)

O Kind! wo iſt dein Herz, dein ſtrenges Herz geblieben?

Galathee.

Wo iſt dein kleiner Stolz?

Sylvia.

Kein Stolz. Zwang war es nur.
Die gröſte Sprödigkeit weicht endlich der Natur.

Galathee.

Dieß hab ich dir geſagt.

Damæt.

Mein Wunſch iſt eingetroffen.
Ich bin beglückt. Du liebſt!

Sylvia (klopft ihm auf die Backen.)

Nein! du haſt nichts zu hoffen.

Die Kranckte Frau.

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Die
kranke Frau.

Ein Nachſpiel
in Einem Aufzuge.

Perſonen.

Frau Stephan.

Herr Stephan.

Jungfer Philippine, Stephans Mutme.

Jungfer Henriette, der Frau Stephan Stief-ſchweſter.

Herr Wahrmund, ein Chiromantiſt.

Herr Richard.

Erſter Auftritt.

Frau Stephan (*auf einem Lehnſtuhle.*) Jungfer Philippine.

Philippine.

Wie? Madam! Sie befinden ſich nicht wohl? Das beklage ich von Herzen. Womit kann ich Ihnen dienen?

Fr. Stephan. Mit nichts, als daß Sie ſich keine Mühe geben, mir die Gefahr, in der ich mich befinde, geringe zu machen. Ich weiß ſchon, wie Sie ſind. Sie wollen einem ſtets einen Muth einſprechen, und da muß der ſchlimmſte Zufall nur eine Kleinigkeit ſeyn, die keine Folge nach ſich zieht.

Philippine. Sagen Sie mir nur, was Ihnen zugeſtoſſen iſt. Ich ſchwöre es Ihnen zu, daß ich Sie nicht aufrichten will, wenn Sie anders in der Untröſtlichkeit mehr angenehmes finden, als in der Beruhigung. Aufrichtig zu reden, ſo ſehe ich Ihnen mehr einen Verdruß, als eine Krankheit an.

Fr. Stephan. Das konnte ich wohl denken, daß Ihnen Ihre Scharfſinnigkeit noch ein Dutzend Zweifel wegen meiner Krankheit machen würde. Jungfer Muhme, ich will Ihnen ein Wort im Vertrauen ſagen: Sie waren vor etlichen Jahren viel artiger und beſcheidener.

Philippine. Dieſe Lobrede auf mich ſchickt ſich ſehr wohl zu dem verdrießlichen Weſen, das heute in Ihrem Geſichte herrſcht. Wir wollen es Andern überlaſſen, die Grenzen von Ihrer Klugheit und meiner Unbeſcheidenheit auszumeſſen. Damit ich Sie aber in der Freyheit, ohne Einwurf krank zu ſeyn, nicht länger ſtöre: ſo will ich mich Ihnen empfehlen, und Ihnen in ſo weit baldige Beſſerung wünſchen, als Sie dieſelbe für gut befinden.

Fr. Stephan. Warten Sie doch, Jungfer Muhme, Sie wiſſen ja noch nicht, was mir fehlt. Ich bin krank, recht ſehr krank, und den ganzen Vormittag mit gewaltigen Uebelkeiten beſchweret geweſen. Vielleicht habe ich mich heute früh erkältet.

Philippine. Weil Sie über Uebelkeiten klagen, und beſorgen, ſich erkältet zu haben: ſo dächte ich, Sie legten ſich eine Stunde zu Bette. Vielleicht können Sie ſich durch die Wärme helfen. So beſchwerlich die Uebelkeiten ſind, ſo leicht gehen ſie doch vorüber.

Frau Stephan. Fangen Sie ſchon an mich zu tröſten? Ich habe es ja nicht wiſſen wollen, daß eine Uebelkeit nicht ſo gefährlich iſt, als der rothe und weiße Frieſel in den ſechs Wochen.

Philippine. Ich wiederhole meinen Rath: Legen Sie ſich zu Bette. Vielleicht wird Ihnen bald beſſer.

Fr. Stephan. *Vielleicht wird Ihnen bald beſſer. Dieß klingt auch gar zu froſtig, Jungfer Muhme. Woher wiſſen Sie es denn, daß mir bald beſſer werden, und daß meine Maladie weniger, als nichts bedeuten wird? Ich habe ſchon etliche Tage ein ſtarkes Wallen im Geblüte gemerkt. Sie wiſſen es, ich klage mich nicht ſo leicht. Nein, Jungfer Muhme, es muß mir viel fehlen, ehe ich ſage, daß mir etwas fehlt. Mußte mich denn die ſtolze Frau Richardinn eben heute, und zwar Vormittage, mit ihrem Staasbeſuche quälen, und mich in ihrer neuen Andrienne nöthigen, über mein Vermögen zu reden?*

Philippine. *Madam, dadurch werden Sie ſich nicht curiren, daß Sie ſich über Ihre Frau Schwägerinn von neuem ärgern. Denken Sie nicht mehr daran. Einer guten Freundinn kann man ja wohl eine kleine Schwachheit vergeben.*

Fr. Stephan. *Wenn Sie nur die Frau Richardinn hätten ſehen ſollen! Sie hatte von dem neumodiſchen Stoffe, der in dieſer Meſſe erſt zum Vorſchein gekommen iſt, eine Andrienne an, und hatte ſich recht in ſich ſelbſt verliebt. Sie that wie ein Kind. Sie fragte mich wohl hundertmal, wie mir der Stoff gefiele. Die Närrin! Ich glaube, ſie denkt, ſie iſt beſſer, als ich, weil ich noch keine ſolche Andrienne habe. Nein, darüber werde ich nicht unruhig.*

Philippine. Laſſen Sie die Frau Richardinn tragen, was ſie will. Die Kleider bedecken doch ihre Fehler nicht. Ich will Ihnen indeſſen das neue Stück von dem Junglinge leſen. Es enthält eine Ode an den Frühling. Sie gefällt mir vortrefflich; und ich hoffe, daß Ihnen die Taſſe Caffee recht gut dabey ſchmecken ſoll.

Fr. Stephan. Ja, wenn ich ſo geſund wäre, wie Sie: ſo möchte ſich dieſer Zeitvertreib wohl für mich ſchicken. Aber, wie können Sie mich mit Ihrem trockenen Wochenblatte quälen, da Sie wiſſen, daß ich krank bin! Wer weiß, an welchem Fenſter ſich die Frau Richardinn itzt in ihrem neuen Putze ſehen läßt! Wie närriſch iſt nicht eine Frau, die ſich dem Staate ergeben hat!

Philippine. Wenn ich Ihnen das Blatt nicht leſen ſoll: ſo werde ich wieder gehen; denn ich kann Ihnen doch ſonſt nichts helfen.

Fr. Stephan. Gehen Sie doch, ich wehre es Ihnen ja nicht. Hören Sie nur, Jungfer Philippine, ich denke, das Wochenblatt würde Ihnen auch nicht ſo gefallen, wenn es nicht der Jungling bieſe. Verſtehen Sie mich?

Philippine. Sie wollen mir ſagen, daß ich den jungen Mannsperſonen eben nicht gram wäre. Wenn die Jünglinge alle ſo artig und geſittet wären, als der Charakter dieſes Jünglings iſt, den ich in den Händen habe: ſo könnten wir ohne Fehler

ſehr

ſehr vertraut mit Ihnen umgehen, und ohne Beleidigung der Ehrbarkeit mit einander ſcherzen, und einander wohl gar kuſſen.

Fr. Stephan. Wenn Sie aus Ihren Wochenblättern keine ſchönere Wahrheiten lernen, als daß das Scherzen und Kuſſen eine erlaubte Sache iſt: ſo wäre es, deucht mich, kein Unglück, wenn Sie Ihre Stunden mehr mit Nahen und Stücken, als mit Leſen zubrächten. Reden Sie doch nicht ſo frey.

Philippine. Ich rede, wie ich denke. Und wer nichts unerlaubtes denkt, der ſteht nie in der Gefahr, zu frey zu reden.

Fr. Stephan. Ich glaube, Sie wollen mich gar unterrichten. Reden Sie nicht ſo gar zuverſichtlich, Jungfer Muhme. Oder, wenn Sie ja Ihre Weisheit ausſchütten müſſen: ſo thun Sie es bey der Frau Richardinn. Vielleicht wäre ich heute nicht krank, wenn ſie klüger wäre. Ich mag nicht in ihrer Abweſenheit von ihr reden. Aber ihr Mann iſt ja nicht ſo vornehm, daß ſie ihren Pracht mit ſeinem Stande entſchuldigen könnte. Und der meinige geht als ein Rechnungsführer doch allezeit über den ihrigen. Thun Sie mir nur den Gefallen, und reden Sie kein Wort mehr von dieſer ſtolzen Frau.

Philippine. Wann habe ich denn von ihr geredet? Oder verbieten Sie mir nur deſswegen von der Frau Richardinn nicht zu reden, damit ich deſto eher von ihr reden ſoll?

Fr.

Fr. Stephan. Seyn Sie ſo gut, und verlaſſen Sie mich. Ich weiß nicht, was Sie ſich für eine unverſchämte Art zu widerſprechen angewöhnen. Sie werden machen, daß ſich alle Geſellſchaften vor Ihnen verſchließen. Merken Sie ſich doch die Regel, daß niemand weniger klug iſt, als der, der ſich einbildet, kluger, als alle Andre, zu ſeyn.

Philippine. Weil Sie mich ſo liebreich geben heißen: ſo will ich Ihnen gleich eine Probe geben, daß ich zu leben und mich in Andere zu ſchicken weiß. Leben Sie wohl, Madam.

Frau Stephan. Nicht doch, Jungfer Muhme. Bleiben Sie hier, und ſagen Sie es meinem Manne, wenn er von dem Doctor zurücke kömmt, daß ich mich zu Bette gelegt habe. Es wird mir gar zu ſchlimm. Ich merke neue Uebelkeiten - - Herzklopfen - - kurzen Athem - - Bangigkeit - - Seitenſtechen - - - Ach die böſe Frau, mit ihrem verwünſchten Beſuche!

Zweyter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Stephan.

Stephan. Wo iſt meine arme kranke Frau? Der Doctor wird gleich zugegen ſeyn.

Philippine. Ihre arme kranke Frau ſagte, ſie wollte ſich zu Bette legen, und ich vermuthe, daß ſie es gethan haben wird.

Ste-

Stephan. *Ach liebe Jungfer Mubme! Ich weiß nicht, warum mir ſo bange bey den übeln Zufällen meiner Frau iſt. Wenn mir nur nicht etwas ahndet. Ich wäre der unglückſeeligſte Mann, wenn mir meine Frau ſterben ſollte. Ich habe ſie unausſprechlich lieb; und ich habe ſie doch lange nicht ſo lieb, als ſie es verdienet. Wenn ich nur wüßte, ob ſie etwan ſchon ſchlummerte: ſo wollte ich ſie gern nicht ſtören.*

Philippine. *Herr Vetter, was machen Sie ſich für fürchterliche Vorſtellungen? Man ſtirbt nicht gleich von einer Uebelkeit. Und wenn ich nicht ſehr irre: ſo iſt Ihre Frau Liebſte dem Tode nicht ſo gar nahe. Ich habe lange mit ihr geredet. Sie nimmt noch gar zu viel Antheil an den Begebenheiten der Lebendigen, als daß ich ihren baldigen Abſchied von der Welt beſorgen ſollte.*

Stephan. *So dächten Sie nicht, daß meine Frau ſterben ſollte? O wäre es doch dießmal wahr! Aber die öftern Uebelkeiten - - das Herzklopfen - - Der Doctor hörte alle dieſe Zufälle ſehr aufmerkſam an. Er gerieth in ein tiefes Nachſinnen, und wußte nicht, was er dieſer Krankheit für einen Namen geben ſollte.*

Philippine. *Den Namen zu der Krankheit Ihrer Frau Liebſte weiß ich auch nicht. Allein vielleicht errathe ich bald die Urſache. Und weil mir dieſe nicht gefährlich ſcheint: ſo vermuthe ich auch keine gefährliche Wirkung.* *Ste-*

Stephan. Ich höre es ſchon. Sie reden etwas verdeckt, weil Sie noch nicht verheirathet ſind. Und daran thun Sie wohl. Vielleicht wollen Sie ſagen, daß meine Frau guter Hoffnung iſt.

Philippine. Daran habe ich nicht gedacht.

Stephan. Je nun, wenn es nur ſo wäre! Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; und Kinder von meiner Frau müſſen tauſend gute Eigenſchaften bekommen.

Philippine. Sie müſſen. Das weiß ich eben nicht.

Stephan. Und Sie können noch zweifeln, Jungfer Muhme? Iſt nicht meine Frau die ſchönſte in der ganzen Stadt?

Philippine. Weil dieſe Frage die ganze Stadt angeht: ſo mag ſie auch die ganze Stadt ausmachen. Ich will keinen Ausſpruch thun.

Stephan. Iſt nicht meine Frau die artigſte, die liebreichſte, die klügſte, die wirthſchaftlichſte, die galanteſte, die frömmſte Frau von der ganzen Welt? Und müßte der nicht mein Feind ſeyn, der mir widerſprechen wollte?

Philippine. Herr Vetter, das heißt ſeine Frau auf Unkoſten des ganzen weiblichen Geſchlechts loben.

Stephan. Ich rede als ein vernünftiger Mann, der ſeine Frau kennt, und jeden Tag neue Vorzüge an ihr entdeckt. Denken Sie etwan, daß

ich

ich ſo wenig Einſicht habe, daß ich die Tugenden und Fehler an einer Perſon nicht wahrnehmen kann?

Philippine. O nein, das denke ich nicht. Sie haben eine ſehr gute Einſicht, Herr Vetter. Aber Sie haben auch eine große Liebe für Ihre Frau, und die Liebe verblendet unſere Einſicht zuweilen.

Stephan. Was ſoll denn dieſe gelehrte Anmerkung bedeuten? Bin ich etwan ein Mann, der an der Einbildung krank liegt?

Philippine. Herr Vetter, ich ſehe, daß Sie böſe werden, wenn man aufrichtig mit Ihnen ſpricht. Wir wollen unſer Geſpräch abbrechen. Sie ſollen Recht haben.

Stephan. Ja, ich will nicht allein Recht haben, ſondern ich will Ihnen auch zeigen, daß Sie Unrecht haben. Sagen Sie mir doch, was Sie an meiner lieben Frau auszuſetzen haben? Ich will es durchaus wiſſen, was ſie für Fehler hat; denn ich weiß, daß ſie keine hat.

Philippine. Wenn Sie ſchon überzeugt ſind, daß ſie keine hat: ſo bin ich zum voraus widerlegt. Und alſo erforderts die Klugheit, daß ich ſchweige.

Stephan. Nein, Sie ſollen nicht ſchweigen. Sie ſollen reden, damit ich Sie widerlegen, und die Ehre meiner Frau retten kann.

Philippine. Raube ich deſswegen Ihrer Frau Liebſte die Ehre, weil ich ſie nicht mit den Augen anſehe, mit welchen Sie ſie betrachten?

Ste-

Stephan. Kurz und gut! Ich will es wiſſen, was meine Frau für Gebrechen hat. Und Sie müſſen mir ſie ſagen.

Philippine. Weil ich muß: ſo ſage ich Ihnen aufrichtig, was ich von der Gemuthsart Ihrer Frau Liebſte denke. Ich halte ſie für etwas eitel, ſtolz und gebietriſch. Auſſerdem hat ſie ein ganz gutes Herz.

Stephan. Sind Sie denn ganz und gar unverſchämt geworden? Wenn meine Frau das wäre, wofür Sie dieſelbe ausgeben: ſo wäre ich ja ein Narr. Denn ich liebte ſie, weil ſie nicht liebenswürdig wäre.

Philippine. Ach nein, Herr Vetter. Man liebt an einer Frau nicht allein die Tugenden. Man liebt auch ihre Munterkeit, ihr ſchmeichelndes und liebkoſendes Weſen, ihre einnehmende Miene, ihre gute Bildung, ihre Art, womit ſie einem die Zärtlichkeiten koſtbar zu machen weiß.

Stephan. Jungfer Philippine, nehmen Sie mir meine Hitze nicht übel. Sie ſind nicht klug. Und warum denn? weil Sie ſich für klüger halten, als mich und meine Frau. Sehen Sie, ich mache keine langen Beweiſe, aber bündige. Beweiſen Sie es doch, daß meine Frau eitel, ſtolz und dergleichen mehr iſt.

Philippine. Den Beweis, daß Ihre Frau Liebſte ſo iſt, wie ich geſagt habe, kann ich Ihnen nicht

nicht vormalen. Sie müſſen ihn in ihren Handlungen ſuchen.

Stephan. Jungfer Philippinè, ich nehme Lehre an. Aber wer meine Frau ohne Grund und Urſache verkleinert, den halte ich für - -

Philippine. Für was? Ich hoffe nicht, daß Sie ſchimpfen wollen? Sie haben mir ja befohlen, Ihnen die Fehler Ihrer Frau Liebſte zu entdecken.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Jungfer Henriette.

Henriette. Herr Bruder, Sie ſollen den Augenblick zu Ihrer Frau Liebſte kommen. Sie bekömmt einen Zufall über den andern.

Stephan. Ach ich unglücklicher Mann! Ja, ja, meine Frau wird wohl ſterben. Die Prophezeihung des Herrn Wahrmunds wird wohl eintreffen. Ich armer Mann! Das iſt ſchon recht für die Feinde meiner Frau. Henriette, warten Sie doch, bis Herr Wahrmund kömmt. Ich habe ihn hieher beſtellt.

Vierter Auftritt.

Jungfer Philippine. Jungfer Henriette.

Henriette. Ich weiß nicht, was meiner Stiefſchweſter fehlt. Sie liegt auf dem Bette, und redt

ſchon

schon von den Sachen, die sie mir vermachen will. Sie hat sehr schönes Geschmeide; aber mir zu Gefallen mag sie noch lange leben. Es muß ihr wohl sehr schlecht seyn.

Philippine. Vielleicht hätte sie manche Krankheit nicht, wenn ihr gütiger Mann weniger auf ihre Zufälle Achtung gäbe.

Henriette. Ich vertheidige meine Schwester nicht, und beschuldige sie auch nicht. Aber ein gütiger Mann ist in meinen Augen etwas vortreffliches. Sollte ich einmal heirathen: so heirathe ich, damit ich geliebt, recht sehr geliebt werde. Ich werde zwar nicht krank werden, um den Mann gefällig zu machen; aber ich will ihm das Leben sonst schon sauer machen.

Philippine. Wenn ich Sie anders recht verstehe: so wird es Ihrem Manne nicht wohl gehen, wenn er nicht täglich Ihr Wohlthäter, Ihr Anbeter, und Ihr Sklav ist.

Henriette. Wenn Sie sich nur die traurige Ernsthaftigkeit abgewöhnten, von allen unsern Handlungen und Absichten auf das strengste zu urtheilen. Das heißt barbarisch mit sich und Andern verfahren. Ich mag ja nicht so schwermüthig seyn, wie Sie.

Philippine. Ich bin nichts weniger, als schwermüthig. Ich suche das Vergnügen an allen Orten auf, und wünsche es der ganzen Welt.

Aber

Aber ich bin zugleich überzeugt, daß man nicht munter und ruhig ſeyn kann, wenn man nicht zuvor ernſthaft und bedachtſam geweſen iſt.

Henriette. *Laſſen Sie mir doch meinen Leichtſinn, meine Freyheit, nach meinem Einfalle zu handeln. Ich befinde mich bey meiner Unbedachtſamkeit eben ſo wohl, als Sie ſich bey Ihrer groſſen Ueberlegung befinden. Leben Sie wohl. Ich muß dieſen Vormittag noch meinen Talander vollends hinaus leſen. Seben Sie wohl? So weit bin ich ſchon ſeit geſtern gekommen. Nachmittage will ich an meinen Charles nach Paris ſchreiben.*

Philippine. *Bleiben Sie hier, und leſen Sie. Sie ſollen ja auf Herr Wahrmunden warten. Ich will ohnedieß die Frau Mahme einen Augenblick in ihrem Elende beſuchen; ſonſt möchte ſie ſich der Gelegenheit bedienen, und ohne Fieber allerhand zu meinem Lobe phantaſiren.*

Fünfter Auftritt.

Jungfer Henriette. Herr Wahrmund.

Wahrmund. *Vergeben Sie mir, Mamſell. Ich ſuche Herr Stephan. Er hat zu mir geſchickt, und mir ſagen laſſen, daß ich ohne Zeitverluſt zu ihm kommen ſoll. In der That hat er mir keinen Gefallen gethan. Ich faſt gleich in den tiefſten Betrachtungen. Ich ſoll unſerm Grafen, Sie kennen*

nen ihn ſchon, die Nativität ſtellen. Dieſe habe ich ihm übermorgen verſprochen; und gleichwohl mangeln mir noch zehn ganzer Jahre an ſeinem Leben; denn ich bin erſt bis in ſein vierzigſtes Jahr; und funfzig Jahre wird er alt. Und es ſcheint nach den Aſpecten, daß ihm in dieſen zehn Jahren noch viel begegnen wird. Doch von verborgnen Sachen rede ich nicht gern. Wo iſt Ihr Herr Bruder?

Henriette. Ich will ihn gleich herbey rufen. Aber, Herr Wahrmund, ſagen Sie mir doch, was Sie ſo geſchwind bey ihm ſollen? Es iſt keine Neugierigkeit. Ich möchte es nur gern wiſſen.

Wahrmund. Das weiß ich eben nicht, was ich bey ihm ſoll. Und wenn ichs auch muthmaſſen könnte: ſo würde ichs Ihnen doch nicht ſagen. Die Verſchwiegenheit iſt die Seele meiner Profeſſion. Fragen Sie mich nicht, Mamſell.

Henriette. Mich deucht, es kömmt Ihnen weit ſaurer an, eine Sache zu verſchweigen, als zehn auszuſchwatzen. Punktiren Sie nur einige Augenblicke. Ich will indeſſen meinen Herrn Bruder rufen, und Ihnen zum voraus ſagen, daß ſeine Frau ſeit heute früh krank iſt; daß ſie Ohnmachten hat. Doch hier kömmt ja der Herr Vetter. Ich werde bey dieſer geheimen Audienz wohl nicht nöthig ſeyn.

Sechster Auftritt.

Herr Wahrmund. Herr Stephan.

Stephan. *Ach lieber Herr Wahrmund, ſind Sie da? Ich armer Mann bedarf Ihrer Freundſchaft, Ihres Troſtes - - -*

Wahrmund. *Sagen Sie mir nichts. Ich weiß alles, was Sie ſagen wollen. Sehen Sie wohl, daß ich hier in der Hand etliche Punkte mit Bleyſtifte gemacht habe. Iſt nicht Ihre Frau Liebſte krank? Bekömmt ſie nicht eine Ohnmacht über die andre? Und wollen Sie nicht von mir wiſſen, ob dieſe Krankheit gefährlich iſt? Habe ichs nicht errathen?*

Stephan. *Iſts möglich! Wer giebt Ihnen doch alle Dinge ein? Herr Wahrmund, ich beſchwöre Sie bey unſerer Vertraulichkeit, entdecken Sie mir auf Ihr Gewiſſen, wie es mit meiner armen Frau werden wird. Der Doctor ſpricht, es könnte der Frieſel auf dem Wege ſeyn.*

Wahrmund. *Poſſen!*

Stephan. *Das denke ich auch. Ich glaube vielmehr, daß ſie mich bald zu einem glücklichen Vater machen will.*

Wahrmund. *Schlecht getroffen! Es iſt eben ſo wenig daran zu gedenken.*

Stephan. *Und warum nicht? Ich wünſchte es von Herzen.*

Wahrmund. Das kann wohl ſeyn. Aber, was kann ich dafur, daß es anders iſt? Ich habe Ihrer Frau Liebſte vor etlichen Wochen einmal in die Hand geſehen. Es ſtehet kein Wort in ihrer Hand, weder von dem, noch von jenem. Aber es ſtehen ganz andere Dinge darinne.

Stephan. Und was denn fur Dinge? Nur nicht der Tod, ſonſt alles! Ich elender Mann! Ich beſinne mich wohl, was ſie ehmals zu mir geſagt haben.

Wahrmund. Dringen Sie nicht in mich. Sie möchten mehr erfahren, als Ihnen lieb iſt. So viel ſage ich Ihnen, Ihr Doctor weiß nichts. Wenn er wüßte, was eine Lebenslinie wäre: ſo würde er dem Pulſe nicht trauen. Die Lebenslinie in der Hand Ihrer Frau Liebſte iſt zweymal durchſchnitten, und mit zween groſſen rothen Punkten verletzet. Mehr mag ich nicht ſagen. Eine Krankheit hat ſie vor zwey Jahren ausgeſtanden; das iſt der erſte Schnitt. Eine ſteht ihr itzt bevor; das iſt der andre Schnitt. Dieſen muß ich noch einmal anſehen, und die vitalem mit der naturali und menſali genau vergleichen. Ihre Frau Liebſte hat auf dem Nagel lovis einen garſtigen ſchwarzen Punkt; daher kömmt die Engbruſtigkeit, das Herzklopfen. Mehr will ich Ihnen nicht ſagen. Ja ich wollte, daß ich noch gar nichts geſagt hätte. Genug, es ſieht gefährlich aus, und - - -

Stephan.

Stephan. *O verziehen Sie einen Augenblick. Ich will hören, ob meine liebe Frau Ihren Beſuch annehmen will.*

Siebenter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Wahrmund.

Philippine. *Sagen Sie mir nur, ob das Ihr Ernſt iſt, was Sie dem Herrn Stephan itzt geſagt haben? Ich will es Ihnen geſtehen. Ich habe ſie belauſcht; aber ich kann mir nicht einbilden, daß es ſo gefährlich mit der Frau Stephan ausſieht, als Sie es machen.*

Wahrmund. *Mamſell, ich muß es wiſſen, wie es ausſieht; ſonſt würde ich nicht ſo dreiſt ſeyn, und es vorher ſagen.*

Philippine. *Aber die Frage iſt, ob Sie es gewiß wiſſen können; ob Sie ſich nicht betrügen können?*

Wahrmund. *Ich kann mich deswegen nicht betrügen, weil ich nichts mehr ſage, als was mich die Linien und Merkmale in den Händen und im Geſichte lehren.*

Philippine. *Mein Herr, dieß kann unmöglich ſeyn; ſonſt müßten Sie die Linien in Ihren eignen Händen lehren, daß Sie vielleicht noch heute zum Geſpötte mit Ihrer Kunſt werden können. Denn wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo*

ſoll die Krankheit der Frau Stephan bald, und wohl noch heute vorüber geben.

Wahrmund. Wenn dieſs geſchiehet, ſo will ich mich vor Ihren Augen zur Strafe trepaniren laſſen.

Philippine. Nehmen Sie ſich in Acht, Herr Wahrmund. Denn wenn die Frau Stephan beſſer wird: ſo habe ich morgen die Ehre, in Geſellſchaft eines Doctors und Barbiers auf Ihrer Stube zu erſcheinen, und einer merkwürdigen Operation beyzuwohnen.

Wahrmund. Meine gute Mamſell, Sie werden eine Wiſſenſchaft, die ſo alt iſt, als die Chiromantie, wohl nicht durch Ihren Witz um Ehre und Anſehn bringen. Grafen und Fürſten haben ſie in Ehren gehalten, und ich kann mich leicht zufrieden geben, daß Sie ſie verachten.

Philippine. Sie werden nicht viel mit dieſer Schutzrede ausrichten. Gräfinnen und Fürſtinnen haben ſich von den Ziegeunern wahrſagen laſſen; deswegen bleiben dieſe Leute immer Betrüger.

Wahrmund. Was mengen Sie dieſes Geſindel ins Spiel? Solche Leute wiſſen viel von unſrer Kunſt. Es gehören gelehrte, geſchickte und ganz beſondere Köpfe zu den chiromantiſchen Wiſſenſchaften.

Phi-

Philippine. *Wie fein ſind Sie! Sie können einem ganz unvermerkt ſagen, daß Sie ſtudirt haben, und einen groſſen Geiſt beſitzen. Aber wenn Sie mirs nicht geſagt hätten: ſo würde ich über lang oder kurz, und vielleicht bey dem Trepaniren ſelbſt darauf gefallen ſeyn. Doch woher wiſſen Sie denn, daß die Zeichen in den Händen und auf der Stirne eben das Schickſal der armen Sterblichen abſchildern ſollen, über welches die Vorſicht auſſerdem mit Fleiß einen ſehr dicken Vorhang gezogen zu haben ſcheint?*

Wahrmund. *Stellen Sie kein Kindesexamen mit mir an. Was iſt begreiflicher, als daß die Lebenslinie auf das Leben, die Ehrenlinie auf die Ehre, und der Gürtel der Venus auf die Liebe geht? Eben deswegen, weil ſie ſo heiſſen, bedeuten ſie dieſes, und nichts anders. Und eben deswegen heiſſen ſie ſo, wie ſie heiſſen, weil ſie das bedeuten, was ſie bedeuten. Können Sie ſich aus dieſem Schluſſe herausfinden, meine vielwiſſende Jungfer?*

Philippine. *Nicht gar wohl. Aber wie, wenn die Linien und Striche in unſern Händen nichts weiter vorſtellten, als was die Ritzen und Lücken an den Bäumen vorſtellen?*

Wahrmund. *Mamſell, es diſputirt ſich nicht gut mit Ihnen: denn Sie mengen eins in das andere. Genug, die Natur macht nichts vergebens. Und der Strich in der Lebenslinie der*

Frau Stephan bedeutet eine tödtliche Krankheit. Das iſt genug geſagt.

Philippine. Weil Ihre Natur nichts umſonſt macht: ſo werden die Mäler, die Leberflecken, und andre ſolche Erſcheinungen an dem menſchlichen Körper wohl auch ihre Bedeutung haben?

Wahrmund. Sie mögen bedeuten, was ſie wollen. Es wird Sie nicht viel angehen.

Philippine. Mein Herr, nehmen Sie mirs nicht übel; dieſes Compliment haben Sie nicht erfunden. Es hat mirs vor vielen Jahren ſchon ein Zigeuner gemacht. Doch im Ernſte von der Sache zu reden. Ich ſehe, daß die Wahrheit auf Ihrer Seite iſt, und ich will der Wahrheit zu Ehren nachgeben, und es der Chiromantie, Metoposcopie, Phyſiognomie, Aſtrologie und Punktirkunſt, kurz, allen Ihren Künſten und Wiſſenſchaften abbitten, daß ich ſie für keine Dollmetſcher unſers Schickſals gehalten habe. Ich will Ihre Kunſte ſelber lernen. Und wenn ich heirathe: ſo will ich keinen andern Mann wählen, als einen Chiromantiſten, einen Nativitätsſteller. Und alsdann wollen wir bey jedem Kuſſe, bey jeder Taſſe Caffee, im Wachen und Schlafen, im Leben und Sterben einander wahrſagen. O wie hübſch wird das ſeyn! Itzt aber beſchwöre ich Sie bey Ihrer Kunſt, ſagen Sie mir, wie es mit der Frau Stephan werden wird. Wird ſie lange liegen?

Wahr-

Wahrmund. Ich wollte wünſchen, daß ich Ihnen keinen ſo nahen Todesfall ankündigen durfte.

Philippine. Was ſagen Sie mir? Die arme Frau! Iſt denn ihr Tod ſo gar nahe? Wo werden wir denn die Sachen zur Trauer in der Eil herbekommen?

Wahrmund. Ich habe ihr itzt noch nicht in die Hand geſehen. Ich habe aber punktirt - - Mehr mag ich nicht ſagen.

Philippine. Herr Stephan ruft Sie.

Achter Auftritt.

Jungfer Philippine. Herr Richard.

Richard. Ihr Diener, Jungfer Muhme. Ich habe gehört, daß ſich meine Frau Schwägerinn nicht wohl befindet. Ich will ſie beſuchen, und ihr mit Rath und Troſt beyſtehen. Ich habe auch mein Hauselixir ſchon zu mir geſteckt.

Philippine. Ich will mich gleich erkundigen, ob die Frau Stephan ſo viel Kräfte hat, Ihren Beſuch anzunehmen.

Richard. Warum wird ſie ihn nicht annehmen? Mich ſehen die Kranken ſehr gern. Ich bin ein munterer und ſcherzhafter Mann. Ich habe Erfahrung. Ich rede gern. Mein Arcanum, mein Elixir hat Wundercuren gethan.

Es würde ſchon lange von mir heißen, mortuus eſt, *wenn ich dieſes* medicamentum *nicht hätte.*

Philippine. Ich denke, Herr Stephan hat ſchon zwey oder drey Doctores angenommen. Alſo wird ihr medicamentum - - - *Hier kömmt die Frau Stephan ſelbſt. Ach wie ohnmächtig! Ich muß gehen, und ihren Habertrank beſorgen.*

Neunter Auftritt.

Richard. Frau Stephan, geführt von ihrem Manne. (*Sie fällt in einen Lehnſtuhl.*)

Richard. Meine theuerſte Frau Schwägerinn, wie elend ſehn Sie aus! Ich bedaure Sie von Herzen. Was haben Sie denn für ein malum?

Fr. Stephan. Ach lieber Herr Schwager, wie gern ſagte ichs Ihnen, wenn ich - - - Athem hätte. Es will mich erſticken. - - - Es will mir das Herz abdrücken - - - Ich arme Frau! Der Doctor hat mir befohlen, mich aus einem Zimmer in das andere zu bewegen; aber wenn er mir erſt Kräfte eingegeben hätte. - - - Wie elend und vergänglich iſt das menſchliche Leben! - - Ich denke, es wird nicht lange mit mir währen. - - Auch das! Ich bin alles zufrieden.

Stephan. Liebe Herzensfrau, rede doch nicht vom Tode. Ich ſterbe ſonſt eher, als Du. Vor deinen Augen ſterbe ich.

Ri-

Richard. Nur beherzt, Frau Schwägerinn! Der Menſch kann viel ausſtehen. Folgen Sie mir und nehmen Sie einen Löffel voll von meinem Elixir ein. (Er zieht es aus der Taſche.) Hier haben Sie alle Apotheken in einem Gläschen beyſammen.

Fr. Stephan. Mein lieber Mann, es wird mir immer ſchlimmer. - - Ich fühle mich. - - Wollten Sie nicht eine Gerichtsperſon rufen laſſen? Ich wollte Ihnen die Gerade vermachen, und mich von dem Zeitlichen abziehen. - - - Ach! Was macht denn Ihre Frau Liebſte? Herr Schwager. Warum beſucht ſie mich denn nicht?

Richard. Sie hat zu ihrem Unglücke einen vornehmen Beſuch bey ſich. Sie wird aber auf den Abend die Ehre haben, Ihnen ihre Viſite zu geben.

Fr. Stephan. Ja, wenn ich da noch lebe, ſo ſoll mirs lieb ſeyn. Sie war heute vor Tiſche bey mir, und nöthigte mich, viel zu ſprechen. Vielleicht habe ich mir damit Schaden gethan. Sie war recht aufgeräumt. Sie hatte ſich recht ſchön, ſehr ſchön geputzt. - - Aber es iſt alles Eitelkeit. Ein Fieber, ein Steckfluß; ſo ſind wir dahin, und unſre Kleider bleiben dahinten. - - - Ich bin zu allem bereit. - - - Das Reden wird mir ſehr ſauer. - - - Ich kann kein Wort mehr aufbringen. Wer iſt denn der vornehme Beſuch, den Ihre Frau Liebſte bey ſich hat? - - Wenn ſie mich gleich dazu gebeten hätte, ich hätte doch

nicht kommen können. - - - Ach lieber Mann, fühlen Sie doch meine Hände an. Es wird mir ſo kalt. Die Gedanken vergehen mir ganz. (Heftig.) *Warum fühlen Sie mich denn nicht an? Lebe ich Ihnen ſchon zu lange? Sie haben mich ja noch kein Jahr, und ſind meiner ſchon ſatt? Ich unglückliche Frau!*

Stephan. *Ach meine Frau, zürne nicht. Ich weiß vor Jammer nicht, wo ich bin. Ich vergehe. Ich will wieder zum Doctor laufen. Ich will ihn auf den Knien bitten, daß er mir einen Lebensbalſam für dich zurechte macht. Ich laſſe dich nicht ſterben.*

Richard. *Wie blaß werden Sie, Frau Schwägerinn! Ich will einen Löffel holen. Sie müſſen von meiner Univerſalmedicin einnehmen.*

Zehnter Auftritt.

Stephan. Fr. Stephan.

Fr. Stephan. *Armer Mann, haben Sie mich denn auch noch lieb? Wie viel wird Sie meine Krankheit wieder koſten! Nichts macht mir meinen Tod ſchwer, als daß ich Sie verlaſſen muß. Sonſt iſt mir alles auf der Welt gleichgültig; Ehre, Staat und Reichthum. Ach wie zärtlich war unſere kurze Ehe! Habe ich Sie wohl in den neun Monaten mit einem Worte, mit*

mit einer Miene beleidiget? - - - (heftig) Sie ſagen nichts? Sind Sie denn ein Stein? Iſt Ihnen die zärtlichſte Frau gleichgültig? Denken Sie ſchon an meine Nachfolgerinn? O welcher kalter Todesſchauer! Ich ſterbe! Ich ſterbe!

Stephan. (Er umfaßt ſie.) *Nein, ich laſſe Dein Leben nicht aus meinen Händen. Helft doch! Meine engliſche Frau will mir ſterben. Ich laſſe es nicht zu. Sie muß leben bleiben.*

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Richard, mit einer Taſſe in der Hand.

Richard. *Nur friſch hinunter getrunken, Frau Schwägerinn. Es ſchmeckt wie Sirup ſo ſuße. Es hilft für alles.*

Fr. Stephan. *Ich glaube nicht, daß ichs hinunter bringen kann. Der Doctor hat mir ſchon etwas verſchrieben, das gleich aus der Apotheke kommen wird. Mein Schatz, was ſagten die Doctores, das mir fehlte?*

Richard. *Sie mögen geſagt haben, was ſie wollen. Nehmen Sie das Elixir auf meine Verantwortung ein. Fuge medicos, habe ich noch aus der Schule behalten. Kein Doctor, der beſte Doctor. Folgen Sie mir, Frau Schwägerinn, oder ich werde böſe. Ich ſollte Ihr Mann ſeyn, ich*

wollte Ihnen die Arzney ſchon hinterbringen. Denken Sie denn, daß ich nichts verſtehe?

Fr. Stephan. Sind Sie nicht ein barbariſcher Mann! Ein Scharfrichter, der mit dem Schwerdte hinter einem ſteht, hat mehr Mitleiden, als Sie. Wenn ich nun des Todes von Ihrer Arzney bin; was helfen mir denn alle Ihre Verſicherungen? O wie warm wird mir um das Herz!

Stephan. Liebſter Schatz, nimm doch immer ein. Thu mirs zu gefallen. Ich wollte dir zu Liebe eine ganze Kanne voll Arzney hintertrinken.

Richard. Laſſen Sie mich die Taſſe nicht ſo lange halten. Es wird Ihnen gleich beſſer darauf werden.

Fr. Stephan. Es iſt mir ſchon beſſer. Ich mag nicht einnehmen.

Richard. Ihre Verſtellung hilft nichts. Sie müſſen einnehmen, damit das Uebel nicht wieder kömmt.

Fr. Stephan. Sie bringen mich unter die Erde.

Richard. Ich will mich lebendig mit Ihnen begraben laſſen, wenn Sie daran ſterben.

Fr. Stephan. Dadurch werde ich nicht wieder lebendig werden.

Stephan. Quälen Sie doch meine arme

kranke

kranke Frau nicht. Geht es denn nicht an, daß ichs für ſie einnehmen kann? Vielleicht wirkt die Arzney durch eine Sympathie in meine Frau. Mann und Weib ſind ja ſo ein Leib. Nein, mit Eckel muß ſie es nicht nehmen.

Richard. Herr Schwager, Ihr Wort in Ehren. Sie reden, als wenn Sie Aquavit getrunken hätten. Ihre Frau ſoll einnehmen. Es iſt meine Pflicht, für ihre Geſundheit zu ſorgen, und jedem Nächſten mit Rath und That beyzuſtehen.

Fr. Stephan. O! itzt muß mirs das Herz abgedrückt haben.

Richard. Nur eingenommen; ſo wird das Herz wieder anwachſen. Ich laſſe mein arcanum nicht verachten. Alles iſt zu etwas gut. Ich will Ihnen alles in der Welt zu gefallen thun, wenn Sie mir folgen.

Fr. Stephan. So geben Sie nur her. (Sie trinkt mit zitternder Hand.) Das ſchmeckt ja bitterer, als der Tod.

Stephan. Wohl bekomme Dirs!

Richard. Machen Sie doch ein Geſichte, wie der Rhinoceros. Fühlen Sie nicht, wie es auf der Bruſt brennt? Nun müſſen Sie reden, recht ſchreyen, damit es nicht auf der Bruſt ſitzen bleibt; ſonſt zündet es Lunge und Leber an.

Fr. Stephan. Sind Sie nicht ein gottloſer

Mann? W'as geben Sie mir denn für böllischen Schwefel?

Stephan. Herr Schwager, Sie sterben auf dem Schavotte, wenn Sie meine Frau in das Grab bringen.

Richard. Ach! das muß ich verstehen. Nur geredt, Frau Schwägerinn, sonst bin ich für nichts gut.

Fr. Stephan. Boshafter Mann, ich kann ja eben nicht reden. (Hurtig.) *Ich habe ja keinen Athem. Wo soll ich ihn denn hernehmen? Mit Ihrer verwünschten Arzney! Ich wollte, daß sie an meiner Statt krank würden.*

Richard. Immer geredt! Sie haben noch guten Athem.

Fr. Stephan. W'as? Ich hätte keinen kurzen Athem? (Hastig.) *Wie? Sie widersprechen noch einer kranken Frau? Sind Sie nicht ein unverschämter und unhöflicher Mann! Sie und Ihre Frau bringen mich noch um das Leben. Mein Mann wird über Sie schreyen, wenn ich lange im Grabe liege.*

Richard. Sie hören so bald wieder auf. Sie müssen in einem Stücke fort reden. Fangen Sie einen Zank mit Ihrem Manne an. Sehn Sie nur, wie er da steht, als ob er mich mit Gifte vergeben wollte, bloß weil ich so dienstfertig bin.

Stephan. Herr Schwager, ich zittere.

Fr.

Fr. Stephan. Von Ihrem Zittern werde ich nicht geſund. Sie wiſſen es noch nicht, was Sie an Ihrer Frau verlieren; aber Si werdens nach meinem Tode ſehen fühlen.

Richard. Genug, Frau Schwägerinn. Nun müſſen Si ein wenig ruhen; ſonſt geht die Entzündung ins Blut.

Fr. Stephan. Sind Sie denn unſinnig? Da Sie mich aufgebracht haben: ſo ſoll ich ſchweigen?

Richard. Das bitte ich Sie, erzürnen Sie ſich nicht; ſonſt können Sie des Todes bey meiner Arzney ſeyn. Luſtig, zufrieden, munter! ſo ſchlägt mein Medicament an. Nunmehr müſſen Sie ſich eine halbe Stunde zu Bette legen, und ſich recht warm zudecken, damit Sie in einen gelinden Schweiß fallen.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Jungfer Henriette.

Henriette. Herr Wahrmund möchte gern wiſſen, ob Sie noch etwas zu befehlen hätten. Er will gehen.

Stephan. Der ehrliche Mann! den habe ich in der Angſt gar vergeſſen.

Fr. Stephan. Mein Schatz, führen Sie mich wieder in mein Schlafzimmer. Ich kann nicht

länger

länger auflauren. Herr Wahrmund mag es auf ſein Gewiſſen ſagen, wie mir die Arzney bekommen wird.

Richard. Sie wird Ihnen ſehr gut bekommen. In einer halben Stunde beſuche ich Sie wieder; dann können Sie noch eine Doſin zu ſich nehmen.

(Frau Stephan geht mit ihrem Manne ab, und Richard will auch gehen; Henriette aber winkt ihm.)

Dreyzehnter Auftritt.

Henriette. Richard.

Richard. Was iſt zu Ihren Dienſten? Wollen Sie etwa auch von meinem Elixire einnehmen?

Henriette. Nein, ſo lüſtern bin ich nicht. Ich wollte Sie etwas fragen. Die Andrienne hat mir ſo wohl gefallen, die Ihre Frau Liebſte heute anhatte. Wo haben Sie denn den ſchönen Stoff gekauft?

Richard. Es hat mich ein Kaufmann, dem ich zu einer wichtigen Wechſelſchuld geholfen, vorgeſtern mit einem ganzen Stücke beſchenkt. Davon habe ich meiner Frau zu einer Andrienne abſchneiden laſſen. Das übrige will ich Ihnen für einen guten Preis laſſen. Es langt gleich noch zu einer Andrienne.

Hen-

Henriette. *Wenn es nur gleich gemacht wäre! Ich wollte Ihnen dafür geben, was Sie verlangten. Ich ſoll morgen mit einem jungen Herrn zu Gevatter ſtehen, und da brauchte ich dieſen Staat.*

Richard. *Sind Sie nicht wunderlich! Ich verdiene gern einen Thaler Geld, und ich bin Ihnen auch ohnedieß gut. Wiſſen Sie was? Sie ſind ja mit meiner Frau von einer Größe. Ich gehe gleich nach Hauſe, und ſchicke Ihnen die Adrienne meiner Frau, ohne daß ſie ein Wort davon weiß, und laſſe ihr den Augenblick die andre fertig machen.*

Henriette. *Das wollten Sie thun? Sie ſind ja die Gefälligkeit ſelbſt. Ich will Ihnen das Macherlohn doppelt bezahlen. Und weil der Stoff noch nicht in den Läden zu haben iſt; ſo gebe ich Ihnen für jede Elle ſechs Groſchen mehr, als der übrige gilt.*

Richard. *Das bin ich zufrieden. Ich diene meinen Freunden in Leid und Freud allemal gern. Sorgen Sie indeſſen, daß Ihre Frau Schweſter in einen gelinden Schweiß kömmt, damit ich mit meiner Arzney Ehre einlege. Ich bin in einer halben Stunde wieder bey Ihnen.*

Henriette. *Aber die Adrienne - - - Ich will Ihnen gleich ein paar Louisdor darauf geben. Sie ſind liebreicher, als ein Vater.*

Richard.

Richard. Es hat nichts zu ſagen. Die Andrienne iſt ſo gut als Ihre.

Vierzehnter Auftritt.

Jungfer Henriette. Jungfer Philippine.

Henriette. Freuen Sie ſich, Jungfer Mahme, morgen werde ich rechten Staat machen, wenn ich Gevatter ſtehe. Herr Richard iſt ſo gütig geweſen, und hat mir verſprochen, die neue Andrienne ſeiner Frau Liebſte mir fur Geld und gute Worte zu laſſen. Es hat ihn ein Kaufmann mit einem ganzen Stücke beſchenkt. Er will ſeiner Frau von dem Reſte gleich eine andre machen laſſen.

Philippine. Das iſt alles ſehr gut. Aber wenn es nach dem Ausſpruche des Herrn Wahrmunds geht, ſo kriegen wir heute noch eine Trauer. Und wie wird es alsdann morgen mit Ihrem neuen Staate werden?

Henriette. Wenn ich Herr Wahrmunden alles glaube: ſo glaube ich ihm das nicht.

Philippine. Wenn Ihre Frau Schweſter noch nicht krank geweſen iſt: ſo ſcheint ſie es doch nunmehr zu ſeyn, da ſie die Arzney des Herrn Richards eingenommen hat. Sie bekömmt Hitze, und ſie fängt ſchon ziemlich an zu phantaſiren.

Hen-

Henriette. Das gefiele mir! Sie könnte mir einen Strich durch meine Gevatterſchaft machen.

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Wahrmund.

Wahrmund. Wie ſteht es mit der Frau Stephan? Nicht wahr, es iſt ſeit der kurzen Zeit, da ich nach Hauſe gerufen ward, ſchon ſchlimmer mit ihr geworden? Das ſind die Früchte von des Herrn Richards Arzney.

Philippine. Ja wohl. Sie fängt ſchon an zu phantaſiren, und ſie bekam, ehe ich hieher gieng, einen ſo ſtarken Paroxysmum, daß vier ſtarke Männer ſie kaum auf dem Bette erhalten konnten.

Wahrmund. Das habe ich gedacht, und voraus geſehen. Nunmehr werden Sie bald glauben, daß ich etwas weiß. Ich muß doch zu ihr gehen.

Henriette. Herr Wahrmund, Sie haben mir ſchon lange verſprochen, daß Sie mir einmal in die Hand ſehen wollten. Sehen Sie doch, wie es um mein künftig Glück ſteht, ob ich noch in einen fremden Stand heirathen werde, oder nicht?

Wahrmund. Wie verſtehen Sie das?

Henriette. So? Wenn mein Charles wieder von Reiſen kömmt, (er iſt itzt in Paris,) und

mir

mir ſein Wort hält, und ich die reiche Erbſchaft von zwanzig tauſend Thalern thue, kann ich alsdann keine gnädige Frau werden? Machen Sie nur. Hier iſt meine Hand. Sie iſt ſonſt viel weiſſer; aber ich habe itzt ſeine Briefe durchgeſucht, und den Staub noch nicht wieder abgewaſchen.

Wahrmund. (Er ſieht ihr in die Hand.) O Ihre Hand iſt ja ſo weiß, wie ein Alabaſter.

Philippine. Wiſſen Sie dieſes aus der Chiromantie, oder ſagen es Ihnen die bloſſen Augen? Aber hat Jungfer Henriette eine glückliche Hand?

Wahrmund. Eine vortreffliche Hand. Sehn Sie nur die ſchönen Berge an, die prächtige Ehrenlinie, den großen Tiſch, die vortreffliche Kopflinie. Sie muß viel Eſprit beſitzen. Und hier - - - doch - - -

Henriette. Nun, warum ſtocken Sie? Iſt dieſes eine gefährliche Linie?

Wahrmund. Nein, aber ich könnte mich lange dabey aufhalten, wenn Sie nicht roth würden.

Henriette. Warum ſollte ich roth werden? Es kann doch nichts mehr, als die Liebeslinie ſeyn. Nur heraus mit der Sprache. Ich bin ja ſechzehn Jahre alt, und habe vielleicht mehr von der Liebe geleſen, als Sie mir ſagen können.

Phi-

Philippine. O reden Sie doch, Herr Wahrmund! Offenbaren Sie mir Henriettens ganzes Herz; alle ihre Liebesangelegenheiten. Wer iſt ihr itziger Liebhaber? Können Sie mir das ſagen?

Wahrmund. (Er ſieht genau in die Hand.) Wenn ich mich nicht ſehr irre: ſo iſt es einer von Adel.

Henriette. Recht, Herr Wahrmund! Sie ſind ein braver Mann.

Philippine. Aber können Sie auch ſehen, ob er groß oder klein, jung oder alt, reich oder nicht reich iſt? Das iſt wohl zu viel gefordert.

Wahrmund. Er iſt von mittler Perſon.

Henriette. Getroffen, Herr Wahrmund! Er iſt von mittler Perſon. Ach der allerliebſte Blondin!

Wahrmund. Er iſt jung, und zwiſchen achzehn und zwanzig Jahren.

Henriette. Ich küſſe Sie vor Freuden. Es trifft alles ein.

Wahrmund. Er iſt reich.

Henriette. Ja wohl. Er hat zwey Rittergüter, und er gieng, ſo lange er hier ſtudirte, in lauter reich beſetzten Kleidern. Er hatte zuweilen ganz vortreffliche Weſten an, und in ſeinem ganzen Anzuge war ein allerliebſter Geſchmack.

Phi-

Philippine. *Herr Wahrmund, Sie wiſſen ja ſo viel, als Jungfer Henriette kaum weiß. Aber noch eins. Wenn Sie das wiſſen: ſo wiſſen Sie alles. Was hat er für Haare, was für Augen?*

Wahrmund. (Er ſieht wieder lange in die Hand.) *Blaue Augen, ſo viel ich ſehe; ſchöne blaue Augen und falbes Haar, wohl friſirt. Habe ich recht?*

Henriette. *O mein guter Goldmann! nun ſchätze ich Sie erſt hoch. Ja, ein Blondin iſt er. Recht, mein Herr, ſchöne groſſe blaue Augen hat er, rechte gewölbte Augen, und ein weißlichtes Haar, ſo weich wie Seide. Die Blicke blieben recht in den Locken hangen; ſo ſchön, ſo methodiſch wußte er ſie zu friſiren. Was ich Ihnen ſage, er hat den Hut binnen vier Jahren, Sommer und Winter, im Schnee und Regen, aus Liebe zu mir, nicht auf den Kopf gebracht. Ich dachte immer, die Kälte, oder die Hitze würden ihm die Gedanken ſchwächen. Aber nein; er blieb artig, ohne Unterlaß witzig. Er hatte die munterſten, die charmantſten Einfälle. Alles lebte an ihm. O wäre er doch ſchon wieder hier!*

Philippine. *Werden Sie nicht ungehalten, Herr Wahrmund, daß ich noch eine neugierige Frage an Sie thue. Wo iſt Henriettens Liebhaber? Iſt er im Lande, oder - - -*

Wahr-

Wahrmund. Er iſt auf Reiſen, und wird in ein paar Jahren wieder zurück kommen, und alsdann ſein Wort erfullen.

Henriette. Was fur ein Wort? Engliſcher Mann. Was ſoll das für ein Verſprechen ſeyn?

Wahrmund. O verſtellen Sie ſich nicht. Er hat Ihnen die Ehe verſprochen. Denken Sie unmaßgeblich an den letzten Kuß, den er Ihnen in - - -

Henriette. In der Thüre gegeben. Ich komme ganz außer mir. O könnte ich Sie doch glücklich machen! Ich muß gleich geben, und in den Brief, den ich itzt an meinen Charles geſchrieben habe, noch ein Poſtſcript zu Ihrem Lobe hineinſetzen.

Sechzehnter Auftritt.

Philippine. Wahrmund.

Philippine. Ja, Herr Wahrmund. Nun wird mir ſelbſt angſt. Die Frau Stephan hat, wie Sie wiſſen, ſchon phantaſirt, und ziemlich auf mich, und auf den Richard und ſeine Frau, in der Hitze geſchimpft. Sie nehmen es doch nicht übel, wenn ich Ihnen ſage, daß ſie Sie im Phantaſiren einen Narren geheißen hat. Wie geſagt, vier Männer konnten ſie kaum erhalten.

Wahr-

Wahrmund. Nun wird es nicht lange mit ihr währen. Ich merke, daß ein Schlagfluß auf dem Wege iſt. Ich muß ſie noch einmal ſprechen, ehe ſich die Sprache völlig verliert.

Philippine. Itzt beſinne ich mich. Ich ſoll nach einem Barbier ſchicken. Sie will zur Ader laſſen.

Siebenzehnter Auftritt.

Wahrmund. Stephan.

Stephan. Ich ſuche Sie. Ich brauche Troſt. Ich weiß mich nicht mehr zu laſſen. Die ganze Welt liegt auf mir. Es verſchlimmert ſich alle Augenblicke mit meiner liebſten Frau. Könnte ich ſie doch geſund weinen, ich wollte Blut weinen, ſo ſehr liebe ich ſie.

Wahrmund. Nicht wahr, ſie hat groſſe Hitze, und ſchon phantaſirt, ſeitdem ich ſie verlaſſen habe? Sie hat mich ſo gar im Phantaſiren geſchimpft.

Stephan. Wie? Haben Sie das alles vorhin ſchon in der Hand geſehen? Mehr kann kein Sterblicher wiſſen, als Sie wiſſen. Vergeben Sie es der lieben Frau, wenn Sie im Phantaſiren ein Wort wider Sie hat laufen laſſen. Wer iſt in ſolchen Umſtänden ſeiner mächtig?

Wahr-

Wahrmund. Wie viel Männer muſſten Ihre Frau Liebſte im Paroxyſmo halten? Wären es ihrer nicht viere?

Stephan. Was wollen Sie ſagen? Vier Männer! Nein, ſo weit iſt es nicht gekommen. Sie hat noch keine Convulſiones gehabt. Sie hat immer noch ruhig gelegen, wenn ſie gleich wunderlich geredt hat.

Wahrmund. Es ſey, wie es wolle. Genug, ich habe vier Männer in der Hand geſehen, die ſie gehalten haben. Es kann aber ſeyn, daß ſie ſie nur im figürlichen Verſtande halten, nämlich, daß ſie ihr in der Krankheit beyſtehen.

Stephan. Da haben Sie vollkommen Recht. Der Doctor und ich, ſind zwey; und Sie und Herr Richard ſind zuſammen viere. Liebſter Herr Wahrmund, meine Frau ſchlummert itzt wieder ein wenig. Wenn ſie erwacht, ſo thun Sie mir den einzigen Gefallen, und ſehen Sie ihr noch einmal in die Hand, ob ſich etwa die Linien unter der Zeit geändert haben.

Wahrmund. (Er langt ein Papier heraus.) *Hier habe ich gleich die Hand der Frau Liebſte abgezeichnet. Sehen Sie unbeſchwert her. Hier iſt das* Jr *zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger. Hier iſt die inwendige hohle Hand; hier ſind die Linien und Berge; kurz, der* carpus *und* metacarpus, thenar *und* hypothenar. *Sehen Sie wohl?*

Hier iſt linea vitalis, naturalis, menſalis. *Die* vitalis *iſt leider ſehr kurz.*

Stephan. Ach, können wir ſie denn nicht verlängern? Warum mußte ſie denn ſo kurz ſeyn?

Wahrmund. Hier am Ende der Lebenslinie iſt ein Punkt; der bedeutet eine Krankheit, und zwar die Krankheit, mit welcher die Frau Liebſte itzt befallen iſt.

Stephan. Iſt das gewiß? Ach der verwünſchte Punkt? Warum iſt er nicht in der Hand meiner ärgſten Feindinn! Zeigen Sie mir den Strich nicht mehr. Er ſieht recht meſchant aus. Ich falle in Ohnmacht.

Wahrmund. Nach dieſem Punkte endiget ſich die Lebenslinie unmittelbar. Mehr kann ich Ihnen nicht ſagen.

Stephan. Ach ich elender Mann! Iſt denn gar keine Hofnung mehr übrig? Liebſter Herr Wahrmund, hier haben Sie etwas weniges für Ihre Mühe. Es ſind etliche Ducaten. Und wenn meine Frau leben bleibt: ſo - - -

Wahrmund. Denken Sie denn, daß ich Geld für meine Kunſt nehme? Schämen Sie ſich nicht, daß Sie ſo niederträchtig mit mir umgehen?

Stephan. Es ſoll ja keine Belohnung für Ihre Mühe ſeyn. Nein, ich gebe es Ihnen zum Zeichen einer Freundſchaft; und ich gebe Ihnen eben deswegen nicht viel, weil ich weiß, daß Sie den Reichthum haſſen.

Wahr-

Wahrmund. In dieſem Verſtande will ich das Geld annehmen, ohne mich lange zu bedanken.

Stephan. Ach liebſter Freund, Sie haben mir auch einmal geſagt, daß die Linien an den Fußſohlen ein groſſes Licht gäben. Dürfte ich denn wohl bitten? Itzt gienge es gut an, da meine Frau zu Bette liegt. Wollen Sie?

Wahrmund. Was kann man Ihnen denn abſchlagen?

Stephan. Ich will ſehen, ob ſie aufgewacht iſt, damit Sie die Linien - - -

Achtzehnter Auftritt.

Wahrmund. Philippine.

Philippine. Gehn Sie geſchwind in die Nebenſtube. Die Frau Stephan läſt ſich hieher führen, um ſich von der Ohnmacht zu erholen. Sie iſt etwas nachläſſig angekleidet, und mag ſich von keinem Fremden ſehen laſſen.

Wahrmund. Die gute Frau! Es wird wohl ihr letzter Gang ſeyn. Ich will in die andere Stube gehen.

Neunzehnter Auftritt.

Philippine. Frau Stephan, *geführt von ihrem Manne.* (Sie fällt nieder auf den Lehnſtuhl.)

Fr. Stephan. *Eine Ohnmacht über die andere! Das iſt erbärmlich - - - Richards Elixir hilft nichts - - - Die Tropfen des Doctors ſchlagen auch nicht an. - - - Ach Philippine! Das ſieht nicht gut aus. Nicht wahr, Sie bedauern mich?*

Philippine. *Ja, Frau Muhme, wenn ich Sie durch mein Mitleiden geſund machen könnte: ſo müßten Sie es den Augenblick werden. Machen Sie ſich das Herz nicht ſchwer. Ich habe gute Hofnung Sie ſind der Welt noch zu nöthig.*

Stephan. *Ja wohl iſt ſie mir und der ganzen Welt nöthig, gar zu nöthig.*

Fr. Stephan. *Tröſten Sie nur, Jungfer Muhme. Ich muß es am beſten wiſſen, wie mir iſt. - - - So bald hätte ich doch meinen Tod nicht vermuthet. - - - Ach wie zittern mir die Füße! Das muß der Tod ſeyn.*

Stephan. *Nein, wenn eins ſterben ſoll, ſo will ich ſterben. Du ſollſt leben bleiben. Das Grab iſt Deiner nicht würdig.*

Fr. Stephan. *Wenn doch der Balbier käme! Vielleicht ſchaffte mir die Ader einige Linderung - - Ich kann nicht mehr reden.*

Philippine. *Ich habe ſchon nach ihm geſchickt. Er wird nicht gar lange mehr ausbleiben können.*

Zwan-

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Richard mit einem Bedienten.

Richard. *Nun, Frau Schwägerinn, bin ich nicht beſſer, als zehn Doctores? Wie iſt Ihnen auf meine Arzney?*

Fr. Stephan. *Weit ſchlimmer, als erſt.*

Richard. *Das iſt gut. Es muß erſt ſchlimm werden, ehe es beſſer werden kann.*

Stephan. *Dachten Sies? Herr Schwager! Ja, warum ſollte mir denn ein ſo früher Tod meine Frau nehmen? Ich thue ja dem Nächſten ſo viel gutes, und - - -*

Fr. Stephan. *Ach es wird mir wieder ganz dunkel vor den Augen. Wo bin ich? Wo bin ich?*

Stephan. *In meinen Händen biſt Du, mein Kind. Und daraus ſoll Dich der Tod ſelbſt nicht reiſſen.*

Richard. *Frau Schwägerinn, der beſte Rath iſt, daß Sie noch einmal von meinem Elixir einnehmen. Alsdann muß es gewiß anders werden.*

Fr. Stephan. *Nun und nimmermehr. Lieber will ich zeitlebens ungeſund bleiben, als dieſen Gifttrank noch einmal einnehmen. Nein. Zur Ader, zur Ader ſoll man mir laſſen.*

Philippine. *Herr Richard, ſchicken Sie*

doch Ihren Bedienten zum Balbier. Ich weiß nicht, wo er bleibt.

Richard (zum Bedienten.) Gieb mir die Sachen her, und lauf geschwind zum Balbier.

Philippine. Was haben Sie denn in diesem Pakete? Ist es lauter Arzney, so muß die Frau Mahme recht gesund werden.

Richard. Ach nein! Es ist meiner Frauen ihre neue Andrienne. Ich habe sie Jungfer Henrietten für Geld und gute Worte zu ihrer morgenden Gevatterschaft gelassen. Meine Frau weiß nichts davon. Ich habe sie itzt heimlich aus ihrem Kleiderschrancke genommen, und dem Schneider den übrigen Stoff geschickt, daß er ihr gleich eine neue machen soll. Ich wollte Henriettchen die Freude nicht verderben.

Fr. Stephan. Ich arme Frau! Ich liege auf den Tod krank, und meine Schwester ist noch so leichtsinnig, und denkt an eine neue Andrienne zu ihrer Gevatterschaft - - - O wenn ich doch reden könnte! Sollte man sichs auch so einbilden? Zu einer Zeit, da sie in Thränen zerfliessen, und an Florkappen denken sollte, bringt sie die arme Frau Schwägerinn um ihre Andrienne? - - Ich gebe es nicht zu. Ich schicke zur Frau Schwägerinn, und lasse es ihr sagen. Ich kann eher nicht ruhig sterben.

Phi-

Philippine. (ſie macht die Andrienne aus einander.) *Ach liebe Frau Muhme, ſehen Sie doch den allerliebſten Staat an! Eine ſolche Andrienne ſollten Sie haben, die würde Ihnen vortrefflich ſtehen. Herr Vetter, Sie ſind auch nicht halb ſo galant gegen Ihre Frau, als Herr Richard gegen die ſeinige.*

Richard. *Ja wohl, galant bin ich, ohne mich zu rühmen.*

Stephan. *Liebſter Schatz, wenn ich Dich in dieſem Kleide geſund erblicken könnte, mein halbes Vermögen gäbe ich darum.*

Philippine. *Frau Muhme, ich küſſe Ihnen die Hand, wenn Sie mir die Freude machen, und dieſe Andrienne anverſuchen. Ich weiß, ſie iſt Ihnen gerecht. Sie müſſen ganz engliſch darinne ausſehen. Nicht wahr, Herr Stephan, Sie machen Ihrer Frau Liebſte ein Präſent damit, wenn ſie ſich überwinden kann, ſie noch heute anzuziehen?*

Stephan. *Von Herzen gern. Und wenn das Kleid von Golde wäre. Ich bezahle es, obgleich die Zeiten nicht die beſten ſind.*

Richard. *Aber, was wird Jungfer Henriette ſagen?*

Philippine. *Sie mag ſagen, was ſie will. Die Frau Muhme geht doch voll vor. Ob das Mädchen einen ſo koſtbaren Anzug hat, oder nicht. Engliſche Frau Muhme, darf ich bitten: ſo verſuchen ſie die Andrienne an.*

Fr. Stephan. Loſes Kind, wie können Sie mir das zumuthen! Wo ſollte ich die Kräfte hernehmen? Ich brauche kein ander Kleid, als ein Sterbekleid.

Philippine. Kommen Sie. Ich will Sie recht ſchön anputzen. Vielleicht iſt Ihnen eine kleine Bewegung zuträglicher, als alle Recepte.

Stephan. Herzensfrau, wenn Du mir dieſe Freude machteſt, daß ich Dich in dieſem Kleide umarmen könnte, ich trüge Dich auf den Händen.

Fr. Stephan. Wozu zwingen Sie mich, mein Liebſter? Sie wiſſen, ich kann Ihnen nichts in der Welt abſchlagen. Aber ich bin gar zu krank. Es iſt mir wohl zuweilen, als ob des Herrn Richards Arzney das Uebel lindern wollte; aber wer weiß ich, ob ich durch die Bewegung die Kraft des Elixirs nicht ſchwäche?

Richard. Nein. Die Bewegung iſt nunmehr wieder unumgänglich nöthig. Machen Sie meinem Elixir Ehre, Frau Schwägerinn, und ziehen Sie die Andrienne an, und tanzen Sie noch heute darinne mit mir: ſo können Sie ſich auf einmal die Geſundheit und ein neues Kleid erwerben.

Stephan. Mein Schatz, ich bitte Dich mit Thränen, folge doch dem Herrn Richard und Jungfer Philippinen. Sie ſorgen ja ſo aufrichtig für Deine Geſundheit.

Fr. Stephan. Auf Ihre Gefahr und Ihnen

zu Liebe will ichs wagen. Jungfer Mahme, ſtehen Sie mich in meine Stube, und halten Sie mich feſt. Ich bin ſo matt, ſo matt, daß mich eine Fliege umſtoſſen könnte.

Philippine. *Kommen Sie, ich will Sie wie eine Prinzeſſinn anputzen. Und Sie, meine Herren, müſſen hier warten, bis wir fertig ſind.*

Ein und zwanzigſter Auftritt.

Richard. Stephan.

Stephan. *O wenns ſichs doch mit meiner armen Frau beſſern wollte! Herr Wahrmund hat mir nichts gutes prophezeiht.*

Richard. *Herr Wahrmund iſt ein Narr, wenn er das gethan hat. Wofür wäre denn mein Elixir in der Welt? Wenn ſie es noch einmal einnimmt: ſo muß ihr in vielen Jahren kein Finger mehr weh thun. Ich freue mich recht, daß meine Arzney ſo gut angeſchlagen hat. Aber, Herr Schwager, wer bezahlt die Andrienne? Ich muß wenigſtens etliche Gulden Profit haben.*

Stephan. *Sie ſollen zehen Gulden über den ordentlichen Verlag bekommen, wenn ich meine Frau in dieſem Kleide geſund umarmen kann. Ich will es an einem andern Orte wieder erſparen. Und für Ihre Arzney will ich Ihr ewiger Schuldner bleiben, und Sie zeitlebens als meinen Erretter*

anſehen. Wenn ſie doch käme! O wenn ſie doch käme!

Zwey und zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Wahrmund.

Wahrmund. Erſchrecken Sie nicht, Herr Stephan. Es ſteht ſehr ſchlimm mit der Frau Liebſte. Ich habe den Balbier kommen ſehen. Jungfer Philippine weinte die bitterſten Thränen.

Stephan. Ach, ich elender Mann!

(Er läuft fort.)

Drey und zwanzigſter Auftritt.

Richard. Wahrmund.

Richard. Kommen Sie denn von der Frau Stephan her?

Wahrmund. Nein, ich bin da in der Nebenſtube geweſen, und habe das Schickſal der Frau Stephan noch etwas durchgeſehen. Indem kam Jungfer Philippine in gröſter Beſtürzung, und bat mich, daß ich den Herrn Stephan herbey rufen ſollte.

Richard. Das kann nicht möglich ſeyn. Die Frau Schwägerinn hat von meinem Elixir eingenommen, und das läßt niemand ſo leicht ſterben.

Wahr-

Wahrmund. Ihr Elixir wird wohl nicht für den Tod helfen.

Richard. Und Ihre Prophezeihungen werden wohl auch nicht ſo gewiß ſeyn.

Wahrmund. Ein Mann, der nicht ſtudirt hat, unterſteht ſich - - - ?

Richard. Ja, ich bin kein Litteratus. *Aber es mag mit Ihrer Kunſt ſeyn, wie es will: ſo weiß ich doch ſo viel, daß ſie nicht viel werth iſt.*

Wahrmund. Mein Herr, ich ſehe es an Ihrer Stirne, daß es Ihnen an etwas fehlt.

Richard. Und ich höre es aus Ihren Reden, daß Sie ein hochmüthiger und eingebildeter Mann ſind.

Wahrmund. Ich leſe ſehr genau aus Ihren Geſichtszügen, daß Sie einen groſſen Feind an dem Verſtande haben.

Richard. Und ohne Ihr Geſicht und Ihre Hand anzuſehen, will ich Ihnen ſagen: hüten Sie ſich, daß Sie vor groſſer Weisheit nicht närriſch werden.

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Stephan. Stephan. Philippine. (Wahrmund *will davon gehen.*)

Philippine. Herr Wahrmund, wo wollen Sie hin? Ein Schelm, der davon läuft!

Ste-

Stephan. *Ach, Herr Schwager, wer hätte das vor einer Stunde gedacht, daß ſich meine engliſche Frau ſo bald erholen ſollte. Sie blüht wieder, wie eine Roſe. Sehn Sie ſie nur recht an. Sieht ſie nicht wie eine Göttinn?*

Fr. Stephan. *Seyn Sie nicht zu froh, mein Liebſter. Sie ſehn wohl, daß ich mir, Ihnen zu Liebe, etwas Zwang anthue. Ich danke es indeſſen dem Herrn Richard und ſeiner Arzney zeitlebens, daß ich mich ſo bald von der gefährlichſten Krankheit wieder hergeſtellt ſehe. Ach Herr Richard, laſſen Sie doch das Recept von Ihrer vortrefflichen Medicin allen kranken Weibern zum Troſte, und Ihnen zum Ruhme im Drucke ausgehen! Wenn ich nur wüßte, womit ich Ihnen den heutigen Dienſt belohnen ſollte!*

Richard. *Mit nichts in der Welt, als daß Sie mein Arcanum allen ſchönen jungen Weibern anpreiſen. Und wenn ich den Gradum eines Doctors von allen mediciniſchen Facultäten bekommen hätte, ich würde mir nicht ſo viel darauf einbilden, als auf die Ehre, daß ich Sie ſo glücklich curirt, und die Prophezeihung des vielwiſſenden Herrn Wahrmunds zu Schanden gemacht habe.*

Philippine. Ja, Frau Muhme, können Sie ſich wohl einbilden, daß Sie unſer Herr Wahrmund heute durchaus zu Tode hat prophezeihen wollen?

Wahr-

Wahrmund. Ich will mich gar nicht verantworten. Genug, ich bin meiner Kunſt gewiß, wenn ſie auch den Haß der ganzen Welt auf ſich geladen hätte.

Stephan. Ja wohl! Was können Sie für die Linien und Punkte, wenn ſie ſich zuweilen verſtellen. Daran iſt die Kunſt nicht ſchuld.

Richard (zu Wahrmunden.) *Und wenn Sie mir mein Medicament wieder verachten: ſo nehmen Sie ſich in Acht, daß ich Ihnen nicht einmal Gift eingebe. Ob ſo ein Zeichendeuter eines natürlichen Todes ſtirbt, oder nicht.*

Wahrmund. Ars non habet oforem, niſi ignorantem.

Richard. Sie ſind ein Ignorant, ich nicht.

Philippine. Ja, Herr Wahrmund, die Frau Stephan iſt wieder geſund, wie Sie ſehn. Sie haben geſagt, Sie wollten ſich trepaniren laſſen, wenn dieſes heute geſchähe; und Sie müſſen, als ein ehrlicher Mann, Ihr Wort halten. Vielleicht iſt der Balbier noch zugegen. Ich bezahle zum Beſten der Welt die Koſten für die Operation.

(Wahrmund ſchleicht ſich heimlich davon.)

Stephan (zu ſeiner Frau.) *Du gefällſt mir ganz vortrefflich in der neuen Andrienne. Sie hat Dir wieder eine rechte geſunde Miene gegeben. In acht Tagen iſt Dein Geburtstag, da will ich Dir noch ein Präſent machen.*

Fr. Stephan. *Aber die Frau Richardinn..*

Richard. *Sie kriegt eine andre Andrienne. Sie wird morgen fertig. Und wenn jene etwa noch beſſer gemacht wäre: ſo ſollen Sie die Wahl haben. Aber liebe Frau Schwägerinn, Sie ſtehn zu ſtill. Mein Medicament erfordert eine ſtarke Bewegung. Kommen Sie, wir wollen den Tanz wiederholen, den wir vor dem Jahre auf Ihrer Hochzeit tanzten. Jungfer Philippine mag ihn trallern.*

Fr. Stephan. *Sollte ich noch ſo viel Kräfte haben?*

(Sie tanzen und ſpringen darauf in die Scenen.)

Stephan. *Wie froh bin ich, daß meine liebe Frau noch ſo munter tanzen kann! Es muß ein vortreffliches Medicament geweſen ſeyn. Ob es Herr Richard ſelber fabriciren muß?*

Philippine. *Nein, es wird eigentlich in der Seidenfabrik gemacht. Herr Richard kriegt den Dank, und ich habe ihn verdient. Doch die jungen Weiber werden ſich ſchon bey mir abfinden.*

Ende des Nachſpiels.

Sämtliche Schriften

Herrn

C. F. Gellerts.

Fünfter Theil.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Leben
der
Schwediſchen
Gräfinn von G**.

Von
Herrn C. F. Gellert.

Mit Kupfern.

Bern, 1775.
Verlegts Beat Ludwig Walthard,
und zu finden
in Amſterdam
bey Johannes Schreuder.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Leben
der
Schwediſchen Gräfinn
von G**.

Erſter Theil.

Vielleicht würde ich bey der Erzählung meines Geſchlechts eben ſo beredt oder geſchwätzig, als andre ſeyn, wenn ich anders viel zu ſagen wüſste. Meine Eltern ſind mir in den zarteſten Jahren geſtorben, und ich habe von meinem Vater, einem Liefländiſchen von Adel, weiter nichts erzählen hören, als daſs er ein rechtſchaffener Mann geweſen iſt, und wenig Mittel beſeſſen hat.

Mein Vetter, der auch ein Landedelmann war, doch in ſeiner Jugend ſtudiret hatte, nahm mich nach meines Vaters Tode zu ſich auf

sein Landgut, und erzog mich bis in mein sechzehntes Jahr. Ich habe die Worte nicht vergessen können, die er einmal zu seiner Gemahlinn sagte, als sie ihn fragte, wie er es künftig mit meiner Erziehung wollte gehalten wissen. Vormittag, fieng er an, soll das Fräulein als ein Mann, und Nachmittags als eine Frau erzogen werden. Meine Muhme hatte mich sehr lieb, zumal weil sie keine Tochter hatte, und sie sah es gar nicht gern, dass ich, wie ihre jungen Herren, die Sprachen und andere Pedantereyen, wie sie zu reden pflegte, erlernen sollte. Sie hätte mich dieser Mühe gern überhoben; allein ihr Gemahl wollte nicht. Fürchten sie sich nicht, sprach er zu ihr, das Fräulein lernt gewiss nicht zu viel. Sie soll nur klug, und gar nicht gelehrt werden. Reich ist sie nicht, also wird sie niemand, als ein vernünftiger Mann nehmen. Und wenn sie diesem gefallen, und das Leben leicht machen helfen soll; so muss sie klug, gesittet und geschickt werden. Dieser rechtschaffene Mann hat keine Kosten an mir gespart; und ich würde gewiss noch etliche Jahre eher vernünftig geworden seyn, wenn seine Frau einige Jahre eher gestorben wäre. Sie hat mich zwar in Wirthschaftssachen gar nicht unwissend gelassen; allein sie setzte mir zu gleicher Zeit eine Liebe zu einer

fol-

ſolchen Galanterie in den Kopf, bey der man ſehr glücklich eine ſtolze Närrinn werden kann. Ich war freylich damals noch nicht alt; allein ich war alt genug, eine Eitelkeit an mich zu nehmen, zu der unſer Geſchlecht recht verſehn zu ſeyn ſcheint. Aber zu meinem Glück ſtarb meine Frau Baaſe, ehe ich noch das zehnte Jahr erreicht hatte, und gab meinem Vetter durch ihren Tod die Freyheit, mich deſto ſorgfältiger zu erziehen, und die übeln Eindrücke wieder auszulöſchen, welche ihr Umgang und ihr Beyſpiel in mir gemacht hatten. Ich hatte von Natur ein gutes Herz, und er durfte alſo nicht ſowohl wider meine Neigungen ſtreiten, als ſie nur ermuntern. Er lieh mir ſeinen Verſtand, mein Herz recht in Ordnung zu bringen, und lenkte meine Begierde zu gefallen nach und nach von ſolchen Dingen, die das Aug einnehmen, auf diejenigen, welche die Hoheit der Seele ausmachen. Er ſah, daſs ich wuſste, wie ſchön ich war; um deſto mehr lehrte er mich den wahren Werth eines Menſchen kennen, und an ſolchen Eigenſchaften einen Geſchmack finden, die mehr durch einen geheimen Beyfall der Vernunft und des Gewiſſens, als durch eine allgemeine Bewundrung belohnet werden. Man glaube ja nicht, daſs er eine hohe und tiefſinnige Philoſophie mit mir durch-

gieng. O nein, er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bey, und überführte mich von den grossen Vortheilen der Tugend, welche sie uns in jedem Stande, im Glück und Unglück, im Tode, und nach diesem Leben bringt. Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht sowohl in das Gedächtnifs, als in den Verstand zu prägen. Und diesen Begriffen, die er mir beybrachte, habe ichs bey reifern Jahren zu verdanken gehabt, dafs ich die Tugend nie als eine beschwerliche Bürde, sondern als die angenehmste Gefährtinn betrachtet habe, die uns die Reise durch die Welt erleichtern hilft. Ich glaube auch gewifs, dafs die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beygebracht wird, unsern Verstand eben so vortreflich aufklären kann, als sie unser Herz verbessert. Und viele Leute würden mehr Verstand zu den ordentlichen Geschäften des Berufs und zu einer guten Lebensart haben, wenn er durch den Unterricht der Religion wäre geschärft worden. Ich durfte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir in Dingen, die noch über meinen Verstand waren, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde. Mit einem Worte, mein Vetter lehrte mich nicht die Weisheit, mit der wir in Gesellschaft prahlen, oder wenn

es

es hoch kömmt, unſere Ehrbegierde einige Zeit ſtillen, ſondern die, von dem Verſtande in das Herz dringt, und uns geſittet, liebreich, groſsmüthig, gelaſſen, und im Stillen ruhig macht. Ich würde nichts anders thun, als beweiſen, daſs mein Vetter ſeine guten Abſichten ſehr ſchlecht bey mir erreicht hätte, wenn ich mir alle dieſe ſchönen Eigenſchaften beylegen, und ſie als meinen Character den Leſern aufdringen wollte. Es wird am beſten ſeyn, wenn ich mich weder lobe noch tadle, und es auf die Gerechtigkeit der Leſer ankommen laſſe, was ſie ſich aus meiner Geſchichte für einen Begriff von meiner Gemüthsart machen wollen. Ich fürchte, wenn ich meine Tugenden und Schwachheiten noch ſo aufrichtig beſtimmte, daſs ich doch dem Verdachte der Eigenliebe, oder dem Vorwurfe einer ſtolzen Demuth, nicht würde entgehen können.

Ich war ſechzehn Jahr alt, da ich an den Schwediſchen Grafen von G. verheyrathet wurde. Mit dieſer Heyrath gieng es folgendermaſſen zu: Der Graf hatte in dem Liefländiſchen Güter, und zwar lagen ſie nahe an meines Vetters Ritterſitze. Das Jahr vor meiner Heyrath hatte der Graf nebſt ſeinem Vater eine Reiſe auf dieſe Güter gethan. Er hatte mich etliche male bey

meinem Vetter geſehen und geſprochen. Ich hatte ihm gefallen, ohne mich darum zu beſtreben. Ich war ein armes Fräulein; wie konnte ich alſo auf die Gedanken kommen, einen Grafen zu feſſeln, der ſehr reich, ſehr wohlgebildet, angeſehen bey Hofe, ſchon ein Obriſter über ein Regiment, und vielleicht bey einer Prinzeſſinn willkommen war? Doch daſs ich ihm nicht habe gefallen wollen, iſt unſtreitig mein Glück geweſen. Ich that gelaſſen und frey gegen ihn, weil ich mir keine Rechnung auf ſein Herz machte, anſtatt daſs ich vielleicht ein gezwungenes und ängſtliches Weſen an mich genommen haben würde, wenn ich ihm hätte koſtbar vorkommen wollen. In der That gefiel er mir im Herzen ſehr wohl; allein ſo ſehr ich mir ihn heimlich wünſchen möchte: ſo hielt ichs doch für unmöglich ihn zu beſitzen.

Nach einem Jahre ſchrieb er an mich, und der ganze Innhalt ſeines Briefs beſtund darinne: ob ich mich entſchlieſſen könnte, ſeine Gemahlinn zu werden, und ihm nach Schweden zu folgen. Sein Herz war mir unbeſchreiblich angenehm, und die groſsmüthige Art, mit der er mirs anbot, machte mirs noch angenehmer. Es giebt eine gewiſſe Art, einem zu ſagen, daſs man ihn liebt, welche ganz bezaubernd iſt.

Der

Der Verſtand thut nicht viel dabey, ſondern das Herz redet meiſtens allein. Vielleicht wird man das, was ich ſagen will, am beſten aus ſeinem Briefe ſelber erkennen:

Mein Fräulein,

Ich liebe Sie. Erſchrecken Sie nicht über dieſes Bekenntniſs, oder wenn ſie ja über die Dreiſtigkeit, mit der ichs Ihnen thue, erſchrecken müſſen: ſo bedenken Sie, ob dieſer Fehler nicht eine Wirkung meiner Aufrichtigkeit ſeyn kann. Laſſen Sie mich ausreden, liebſtes Fräulein. Doch was ſoll ich ſagen? Ich liebe Sie; dieſs iſt es alles. Und ich habe Sie von dem erſten Augenblicke an geliebet, da ich Sie vor einem Jahre geſehen und geſprochen habe. Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daſs ich mich bemüht habe, Sie zu vergeſſen, weil es die Umſtände in meinem Vaterlande verlangten; aber alle meine Mühe iſt vergebens geweſen, und hat zu nichts gedient, als

mich von der Gewissheit meiner Liebe und von Ihren Verdiensten vollkommen zu überzeugen. Ist es möglich, werden Sie durch meine Zärtlichkeit beleidiget? Nein, warum sollte Ihnen die Liebe eines Menschen zuwider seyn, dessen Freundschaft Sie sich haben gefallen lassen? Aber werden Sie es auch gelassen anhören, wenn ich Ihnen mein Herz noch deutlicher entdecke? Darf ich wohl fragen, ob Sie mir Ihre Liebe schenken, ob Sie mir als meine Gemahlinn nach Schweden folgen wollen? Sie sind zu grosmüthig, als dass Sie eine Frage unbeantwortet lassen sollten, von deren Entscheidung meine ganze Zufriedenheit abhängt. Ach liebste Freundinn, warum kann ich nicht den Augenblick erfahren, ob ich Ihrer Gewogenheit würdig bin, ob ich hoffen darf? Ueberlegen Sie, was Sie, ohne den geringsten Zwang sich anzuthun, einem Liebhaber antworten können, der in der Zärtlichkeit und Hochachtung gegen

Sie

Sie ſeine gröſten Verdienſte ſucht. Ich will Ihr Herz nicht übereilen. Ich laſſe Ihnen zu ihrem Entſchluſſe ſo viel Zeit, als Sie verlangen. Doch ſage ich Ihnen zugleich, daſs mir jeder Augenblick zu lang werden wird, bis ich mein Schickſal erfahre. Wie inſtändig müſste ich Sie nicht um Ihre Liebe bitten, wenn ich bloſs meiner Empfindung und meinen Wünſchen folgen wollte? Aber nein, es liegt mir gar zu viel an Ihrer Liebe, als daſs ich ſolche einem andern Bewegungsgrunde als ihrer freyen Einwilligung zu danken haben wollte. So entſetzlich mir eine unglückliche Nachricht ſeyn wird: ſo wenig wird ſie doch meine Hochachtung und Liebe gegen Sie verringern. Sollte ich deswegen ein liebenswürdiges Fräulein haſſen können, weil ſie nicht Urſachen genug findet, mir ihr Herz auf ewig zu ſchenken? Nein, ich werde nichts thun, als fortfahren, Sie, meine Freundinn, hochzuſchätzen, und mich über

mich ſelbſt beklagen. Wie ſauer wird es mir, dieſen Brief zu ſchlieſſen! Wie gern ſagte ich Ihnen noch hundertmal, daſs ich Sie liebe, daſs ich Sie unaufhörlich liebe, daſs ich in Gedanken auf ihre geringſte Mine bey meinem Bekenntniſſe Achtung gebe, aus Begierde etwas Vortheilhaftes für mich darinne zu finden! Leben Sie wohl. Ach liebſtes Fräulein, wann wollen Sie mir antworten?

Der Vater des Grafen hatte zugleich an meinen Vetter geſchrieben. Kurz, ich war die Braut eines liebenswürdigen Grafen. Ich wollte wünſchen, daſs ich ſagen könnte, was von der Zeit an in meinem Herzen vorgieng. Ich hatte noch nie geliebt. Wie unglaublich wird dieſes Bekenntniſs vielen von meinen Leſerinnen vorkommen! Sie werden mich deswegen wohl gar für einfältig halten, oder ſich einbilden, daſs ich weder ſchön, noch empfindlich geweſen bin, weil ich in meinem ſechzehnten Jahre nicht wenigſtens ein Dutzend Liebeshändel zählen konnte. Doch ich kann mir nicht helfen. Es mag nun zu meinem Ruhme oder zu meiner Schan-

Hande gereichen; ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daſs ich noch nie geliebt hatte, ob ich gleich mit vielen jungen Mannsperſonen umgegangen war. Nunmehr aber fieng mein Herz auf einmal an zu empfinden. Mein Graf war zwar auf etliche vierzig Meilen von mir entfernt; allein die Liebe machte mir ihn gegenwärtig. Wo ich ſtand, da war er bey mir. Es war nichts ſchöners, nichts vollkommners, als er. Ich wünſchte nichts als ihn. Ich fieng oft mit ihm an zu reden. Er erwies mir in meinen Gedanken allerhand Liebkoſungen, und ich weigerte mich mit einer verſchämten Art, ſie anzunehmen. Vielen wird dieſes lächerlich vorkommen, und ich habe nicht viel dawider einzuwenden. Eine unſchuldige, eine recht zärtliche Braut, iſt in der That eine Creatur aus einer andern Welt, die man nicht ohne Erſtaunen betrachten kann. Ihr Vornehmen, ihre Sprache, ihre Minen, alles wird zu einem Verräther ihres Herzens, je ſorgfältiger ſie es verbergen will. Ich aſs und trank beynahe viele Wochen nicht, und ich blühete doch dabey. Ich ſage es im Ernſte, und ich glaube, die Liebe kann uns einige Zeit erhalten. Ich ward viel reitzender, als ich zuvor geweſen war.

Mein Vetter machte ſich nunmehr mit mir auf die Reiſe nach Schweden. Es begleiteten mich

mich verschiedene junge Herren und Fräuleins einige Meilen, und der Abschied von ihnen ward mir gar nicht sauer. Unsre Reise gieng glücklich von statten; und es ist mir auf einem Wege von etlichen vierzig Meilen nicht das geringste begegnet, ausser dass mir jeder Augenblick bis zum Anblicke meines Grafen zu lang ward.

Ich kam also, wie ich gesagt habe, in Begleitung meines Vetters glücklich auf dem Landgute des Grafen an. Ich fand ihn viel liebenswürdiger, als er mir vor einem Jahre vorgekommen war. Man darf sich darüber gar nicht verwundern. Damals wusste ich noch nicht, dass er mich liebte; itzt aber wusste ichs. Eine Person wird gemeiniglich in unsern Augen vollkommner und verehrungswürdiger, wenn wir sehen, dass sie uns liebt. Und wenn sie auch keine besondern Vorzüge hätte: so ist ihre Neigung zu uns die Vollkommenheit, die wir an ihr hochschätzen. Denn wie oft lieben wir nicht uns in andern? Und wo würde die Beständigkeit in der Liebe herkommen, wenn sie nicht von unserm eigenen Vergnügen unterhalten würde?

Mein Bräutigam, mein lieber Graf, erwies mir bey meiner Ankunft die erfindlichsten

Lieb-

Liebkofungen; und ich glaube nicht, dafs man glücklicher feyn kann, als ich an feiner Seite war. Unfer Beylager wurde ohne Gepränge, mit einem Worte, fehr ftill, aber gewifs fehr vergnügt vollzogen. Manches Fräulein wird diefe beyden Stücke nicht zufammenreimen können. Dem zu gefallen mufs ich eine kleine Befchreibung von meinem Beylager machen. Ich war etwa acht Tage in Schweden, und hatte mich völlig von der Reife wieder erholet, als mein Graf mich bat, den Tag zu unfrer Vermählung zu beftimmen. Ich verficherte ihn, dafs ich die Ehre, feine Gemahlinn zu heiffen, nie zu zeitig erlangen könnte; doch würde mir kein Tag angenehmer feyn, als der, den er felber dazu ernennen würde. Wir fetzten, ohne uns weiter zu berathfchlagen, den folgenden Tag an. Er kam des Morgens zu mir in mein Zimmer, und fragte mich, ob ich noch entfchloffen wäre, heute feine Gemahlinn zu werden. Ich antwortete ihm mit halb niedergefchlagnen Augen, und mit einem freudigen und beredten Kuffe. Ich hatte nur einen leichten, aber wohl ausgefuchten Anzug an. Sie gefallen mir vortreflich in diefem Anzuge, fieng der Graf zu mir an. Er ift nach ihrem Körper gemacht, und Sie machen ihn fchön. Ich dächte, Sie legten heute keinen andern Staat an.

Wenn

Wenn ich Ihnen gefalle, mein lieber Graf, verſetzte ich, ſo bin ich ſchön genug angeputzt. Ich war alſo in meinem Brautſtaate, ohne daſs ichs ſelber gewuſst hatte. Wir redten den ganzen Morgen auf das zärtlichſte mit einander. Ich trat endlich an das Clavecin und ſpielte eine halbe Stunde, und ſang auf Verlangen meines Grafen und meines eigenen Herzens dazu. Auf dieſe Art kam der Mittag herbey. Der Vater meines Grafen (denn die Mutter war ſchon lange geſtorben, und die einzige Schweſter auch) kam nebſt meinem Vetter zu uns. Sie ſtatteten ihren Glückwunſch ab, und ſagten, daſs der Prieſter ſchon zugegen wäre. Wir giengen darauf herunter in das Tafelzimmer. Die Trauung ward ſehr bald vollzogen, und wir ſetzten uns zur Tafel, nemlich wir viere und der Prieſter. Die Tafel ward etwa mit ſechs oder acht Gerichten beſetzt. Dieſes waren die Anſtalten meiner Vermählung. Sie wird mancher Braut lächerlich und armſelig vorkommen. Gleichwohl war ich ſehr wohl damit zufrieden. Ich war ruhig, oder beſſer zu reden, ich konnte recht zärtlich unruhig ſeyn, weil mich nichts von dem rauſchenden Lärmen ſtörte, der bey den gewöhnlichen Hochzeitfeſten zur Quaal der Vermählten zu ſeyn pflegt. Nach der Tafel fuhren wir ſpatzieren, und zwar zu dem Herrn R** der

mei-

meinen Gemahl auf ſeinen Reiſen begleitet hatte, und itzt auf einem kleinen Landgute etliche Meilen von uns wohnte. Mein Gemahl liebte dieſen Mann ungemein. Hier bringe ich Ihnen, fieng er zu ihm an, meine liebe Gemahlinn. Ich habe mich heute mit ihr trauen laſſen. Iſt es nicht wahr, ich habe vortreflich gewählet? Sie ſollen ein Zeuge von meinem und ihrem Vergnügen ſeyn; kommen Sie, und begleiten Sie uns wieder zurück. Wir fuhren alſo in ſeiner Geſellſchaft wieder auf unſer Landgut zurück, ohne uns aufzuhalten. Kurz, der Abend verſtrich eben ſo vergnügt, als der Mittag.

Itzt wundere ich mich, daſs ich meinen Gemahl noch nicht beſchrieben habe. Er ſah bräunlich im Geſichte aus, und hatte ein Paar ſo feurige und blitzende Augen, daſs ſie einem eine kleine Furcht einjagten, wenn man ſie allein betrachtete. Doch ſeine übrige Geſichtsbildung wuſste dieſes Feuer ſo geſchickt zu dämpfen, daſs nichts als Groſsmuth und eine lebhafte Zärtlichkeit aus ſeinen Minen hervorleuchtete. Er war vortreflich gewachſen. Ich will ihn nicht weiter abſchildern. Man verderbt durch die genauen Beſchreibungen oft das Bild, das man ſeinen Leſern von einer ſchönen Perſon machen will. Genug, mein Graf war in meinen Augen der ſchönſte Mann.

Nicht

Nicht lange nach unfrer Vermählung mufste mein Gemahl zu feinem Regimente. Sein Vatter, der bey einem hohen Alter noch munter und der angenehmfte Mann war, wollte mir die Abwefenheit meines Gemahls erträglich machen, und reifete mit mir auf feine übrigen Güter. Auf dem einen traf ich eine fehr junge und fchöne Frau an, die man für die Wittwe des Oberaufsehers der Güter ausgab. Diefe Frau hatte fo viel reitzendes an fich, und fo viel gefalliges und leutfeliges in ihrem Umgange, dafs ich ihr auf den erften Anblick gewogen, und in kurzer Zeit ihre Freundinn ward. Ich bat, fie follte mich wieder zurückbegleiten, und bey mir leben. Sie follte nicht meine Bediente, fondern meine gute Freundinn feyn. Und wenn fie nicht länger bey mir bleiben wollte, fo wollte ich ihr eine anfehnliche Verforgung fchaffen. Sie nahm diefen Antrag mit Thränen an, und fchützte bald ihren kleinen Sohn, bald die Luft zu einem ftillen Leben vor, warum fie mir nicht folgen könnte. Sie gieng mir indeffen nicht von der Seite, und bezeigte fo viel Ehrerbietung und Liebe gegen mich, dafs ich fie hundertmal bat, mir zu fagen, womit ich ihr dienen könnte. Allein fie fchlug alle Anerbietungen recht grofsmüthig aus, und verlangte nichts als meine Gewogenheit. Der alte Graf

wollte

wollte wieder fort, und indem mich die junge Wittwe an den Wagen begleitete; ſo ſah ich ein Kind in dem unterſten Gebäude des Hofes am Fenſter ſtehen. Ich fragte, wem dieſes Kind wäre. Die gute Frau kam vor Schrecken ganz auſſer ſich. Sie hatte mich beredt, daſs ihr Sohn unlängſt die Blattern gehabt hätte. Und damit ich mich nicht fürchten ſollte; ſo hatte ſie mir ihn bey meinem Daſeyn, ungeachtet meines Bittens, nicht wollen ſehen laſſen. Allein ich ſah, daſs dieſem Knaben nichts fehlte, und ich lieſs nicht nach, bis man ihn vor mich brachte. Hilf Himmel! wie entſetzte ich mich, als ich in ſeinem Geſichte das Ebenbild meines Gemahls antraf! Ich konnte kein Wort zu dem Kinde reden. Ich küſste es, umarmte zugleich ſeine Mutter, und ſetzte mich den Augenblick in den Wagen. Der alte Graf merkte meine Beſtürzung, und entdeckte mir mit einer liebreichen Aufrichtigkeit das ganze Geheimniſs. Die Frau, ſprach er, die ſie geſehen haben, iſt die ehemalige Geliebte ihres Gemahls. Und wenn ſie dieſes Geſtändniſs beleidiget; ſo zürnen ſie nicht ſowohl auf meinen Sohn, als auf mich. Ich bin an der Sache Schuld. Ich habe ihn von Jugend auf mit einer beſondern Art erzogen, die ihnen in manchen Stücken ausſchweifend vorkommen dürfte.

Mein

Mein Sohn muſste in mir nicht ſowohl ſeinen Vater, als ſeinen Freund lieben und verehren. Er durfte mich nicht fürchten, als wenn er mir etwas verſchwieg. Daher geſtund er mir alles, und ich erhielt dadurch Gelegenheit, ihn von tauſend Thorheiten abzuziehn, ehe er ſolche begieng, oder doch, ehe er ſich daran gewöhnete. Ich wuſste, bevor ich meinen Sohn auf Reiſen ſchickte, daſs er ein gewiſſes Frauenzimmer vom bürgerlichen Stande liebte, welches meine Schweſter als eine Wayſe ſehr jung zu ſich genommen, und weil das Kind viel Lebhaftigkeit beſaſs, in der Geſellſchaft ihrer einzigen Tochter wohl hatte erziehen laſſen. Mein Sohn hatte mir aus dieſer Liebe nie ein Geheimniſs gemacht. Er bat mich, da er ſeine Reiſen antrat, daſs ich ihm erlauben möchte, dieſes Frauenzimmer, als ſeine gute Freundinn, mitzunehmen. Kurz, ich war entweder zu ſchwach, ihm dieſe Bitte abzuſchlagen, oder ich willigte mit Fleiſs darein, um ihn von den gefährlichen Ausſchweifungen der Jugend durch ihre Geſellſchaft abzuhalten. Und dieſes iſt eben das Frauenzimmer, das ſie itzt geſehen, und nach der gemeinen Rede für eine Wittwe gehalten haben. Sie beſitzt ſehr gute Eigenſchaften, und ich habe ihr zehntauſend Thaler ausgeſetzt, damit ſie heyrathen kann, wenn es ihr beliebt. Für

ihren

ihren Sohn habe ich auch etwas gewiſſes zu ſeiner Erziehung beſtimmt. Und wenn ihnen dieſe Frau gefährlich ſcheint; ſo will ich ſie binnen wenig Tagen nach Liefland auf meine Güter ſchicken, und ihr daſelbſt alle mögliche Verſorgung verſchaffen.

Man glaube ja nicht, daſs ich die ehmalige Geliebte meines Gemahls zu haſſen anfieng. Nein, ich liebte ſie, und die Liebe beſänftigte die Eiferſucht. Ich bat, daſs er ſie mit einer anſtändigen Heyrath verſorgen, und ſie entfernen möchte. Bey unſerer Zurückkunft traf ich meinen Gemahl ſchon an. So ſehr ich von der Gewiſsheit ſeiner Liebe verſichert war; ſo konnte ich doch nicht ruhig werden, bis ich ihn durch allerhand kleine Kaltſinnigkeiten nöthigte, ein Geheimniſs aus mir herauszulocken, das mein Herz nicht umſonſt entdeckt haben wollte. Er erſchrack, und beklagte ſich über die Unvorſichtigkeit ſeines Vaters, daſs er mich an einen Ort geführet hätte, der unſrer Zärtlichkeit ſo nachtheilig ſeyn könnte. Er gab den Augenblick Befehl, daſs man dieſes Frauenzimmer nebſt ihrem Sohne entfernen, und alles, was ſie verlangte, zu ihrem Unterhalte ausmachen ſollte. Dieſes geſchah auch binnen acht Tagen. Ich konnte keine deutlichere Probe von

ſeiner

seiner Treue verlangen, und es war mir unmöglich, ihn wegen dieser Sache auch nur einen Augenblick zu hassen, ob ich mich gleich von aller Unruhe nicht freysprechen will.

Er gestund mir, dass er dieses Frauenzimmer gewiss zu seiner Gemahlinn erwählet haben würde, wenn er die Einwilligung vom Hofe hätte erhalten können. In der That verdiente sie dieses Glück sowohl als ich. Ich sah beynahe keinen Vorzug, den ich vor ihr hatte, als dass ich adelich gebohren war. Und wie geringe ist dieser Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet! Sie hatte sich gar nicht aus Leichtsinn ergeben. Die Ehe war der Preis gewesen, für den sie ihm ihr Herz und sich überlassen hatte. Der Vater des Grafen hatte die Liebe und die Wahl seines Sohns gebilliget. Sie kannte das edelmüthige Herz ihres Geliebten. Sie war von der Aufrichtigkeit seiner Zärtlichkeit überzeugt. Ein Frauenzimmer, das sich unter solchen Umständen in eine vertrauliche Liebe einlässt, verdienet eher Mitleiden als Vorwürfe. Mein Gemahl erzählte mir einen Umstand, der Carolinens Werth, so will ich seine Geliebte künftig nennen, sehr verschönert. Sobald sie gesehen, dass er die Einwilligung, sich mit ihr zu vermählen, nicht würde erhal-

erhalten können, ohne dabey ſein Glück in Gefahr zu ſetzen, und die Gnade des Hofes zu verlieren: ſo hatte ſie ſich des Rechtes auf ſein Herz freywillig begeben. Er zeigte mir folgenden Brief von ihr, der mich wegen ſeines groſsmüthigen Innhalts ungemein gerühret hat.

Mein lieber Graf!

Ich höre, daſs man Ihnen den Entſchluſs, mich für Ihre Gemahlinn zu erklären, ſehr ſauer macht. Sie dauern mich, weil ich gewiſs weiſs, daſs Sie mich lieben, und daſs ſie eben ſo viel Ueberwindung brauchen, mir Ihr Wort nicht zu halten, als es mich Mühe koſtet, meine Anſprüche auf das edelſte und groſsmüthigſte Herz fahren zu laſſen. Doch wenn ich einmal meinen Grafen verlieren ſoll: ſo will ich ihn mit Ruhm verlieren. Kurz, mein liebſter Graf, ich opfere Ihrem Glücke und Ihrem Stande meine Liebe und meine Zufriedenheit auf, und vergeſſe das ſchmeichelhafte Glück, Ihre Gemahlinn zu

werden, auf ewig. Sie sind frey, und können sich zu einer Wahl entschliessen, welche Ihnen nur immer gefällt. Ich bin alles zufrieden, wenn ich nur sehe, dass Sie glücklich wählen, und die Zufriedenheit an der Seite Ihrer Gemahlinn erhalten, die ich Ihnen durch meine Liebe habe verschaffen wollen. Dieses ist, wie der Himmel weiss, mein grösster Wunsch. Und was gehört mehr zu der Aufrichtigkeit eines solchen Wunsches, als dass man Sie liebt! Ich mache Ihnen nicht den geringsten Vorwurf. Sie haben in meinen Augen Ihr Wort vollkommen gehalten; denn ich bin überzeugt, dass Sie es erfüllen würden, wenn es bey Ihnen stünde. Ich werde mich auch nie über mich selbst beklagen. Ich bin die Ihrige unter der Bedingung gewesen, dass Sie mich einst öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen also bey aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert. Nein, das Andenken meiner

Liebe

Liebe wird mir allemal die gröſte Beruhigung geben; ſo traurig auch mein künftiges Schickſal der Welt vorkommen wird. Vermählen Sie ſich, mein lieber Graf, und denken Sie künftig nur an mich, als an Ihre Freundinn. Dieſe Belohnung verdiene ich. Leben Sie wohl, und laſſen Sie mir auf einem Ihrer Güter einen Platz anweiſen, wo ich nebſt meinem Sohne in der Stille leben kann. Verlieren Sie weiter kein Wort. Ich bleibe bey meinem Entſchluſſe, Ihnen zu beweiſen, daſs ich Ihr Glück meiner Wohlfahrt vorziehe. Leben Sie wohl, mein lieber Graf.

Carolinens groſsmüthigem Entſchluſſe hatte ichs alſo zu danken, daſs mir der Graf zu Theil worden war. Sie hatte ſich nach dieſem Briefe nicht mehr, als noch einmal, von ihm ſprechen laſſen, und ſich ſogleich auf das Landgut begeben, wo ich ſie antraf. Er verſicherte mich, daſs er ſie ſeit anderthalb Jahren nicht geſehen; und ich hätte ihr gern das Vergnügen gegönnt, den Grafen vor ihrer Abreiſe nach Liefland noch

einmal zu ſprechen, wenn es der Wohlſtand hätte erlauben wollen.

Mein Graf verdoppelte ſeine Bemühungen, mir zu gefallen, und der Himmel weiſs, daſs er der liebenswürdigſte Mann war, den man kaum zärtlicher und edler denken konnte. Er war vernünftig und geſittet geweſen, ehe er ein Soldat geworden war, und daher hatte er nicht das geringſte von dem Rohen und Wilden an ſich genommen, das dieſer Lebensart ſonſt eigen zu ſeyn pflegt. Er war die Gutheit und Menſchenliebe ſelbſt, und dennoch ward er im ganzen Hauſe ſo gefürchtet, daſs der kleinſte Wink an ſeine Leute die Wirkung des nachdrücklichſten Befehls that. Er ſchien mir vollkommen zu gehorchen; es war ihm unmöglich mir etwas abzuſchlagen; er hielt alles für genehm, was ich verlangte. Allein mitten in dieſer zärtlichen Unterthänigkeit wuſste er ſich bey mir in einer gewiſſen Ehrfurcht zu erhalten, daſs ich bey aller meiner Herrſchaft nicht ſowohl meinen Willen, als vielmehr ſein Verlangen in Gedanken zu Rathe zog, und in der That nichts unternahm, als was er befohlen haben würde, wenn er hätte befehlen wollen. Er war der ordentlichſte Mann in ſeinen Geſchäften, und band ſich doch ſelten an die Zeit.

Er

Er arbeitete, ſobald er ſich geſchickt zur Arbeit fühlete, und arbeitete ſo lange fort, als er ſie in dieſer Verfaſſung merkte. Allein er lieſ auch von ſeinen Verrichtungen nach, ſobal als er keine Luſt mehr dazu verſpurete. Dahe war er ſtets munter, weil er ſich niemals zu seh ermüdete, und hatte ſtets Zeit zu den Vergnü gungen übrig, weil er die Zeit niemals mit ver gebnen Bemühungen zu arbeiten verſchwendete Er hatte eine ſehr ſchöne Bibliothek auf ſeine Reiſen geſammelt. Er verſtund Franzöſiſch und etwas Latein und Italiäniſch. Der Bücher ſaal ward mir in kurzer Zeit an der Seite meine Gemahls der angenehmſte Ort. Er las mir au vielen Büchern, die theils hiſtoriſch, theil witzig, theils moraliſch waren, die ſchönſter Stellen vor, und brachte mir ſeinen guten Ge ſchmack unvermerkt bey. Und ob ichs gleich nicht allemal ſagen konnte, warum eine Sach ſchön, oder nicht ſchön war: ſo war doch meine Empfindung ſo getreu, daſs ich mich ſel ten betrog. Unſere Ehe ſelbſt war nichts al Liebe, und unſer Leben nichts als Vergnügen. Wir hatten faſt niemanden zu unſerm Umgange, als uns. Mein Gemahl unterhielt mich, ich ihn, und unſer alter Vater uns alle beyde. Dieſer Mann von ſiebenzig Jahren vertrat die Stelle von ſechs Perſonen. Seine Erfahrung in

der Welt, ſeine brauchbare Gelehrſamkeit und ſein zufriednes und redliches Herz machten ihn ſtets munter und belebt in ſeinen Geſprächen. Ich kann ſagen, daſs ich dieſen Greis in drey Jahren faſt keine Stunde unruhig geſehen habe; denn ſo viele Jahre waren in meiner Ehe verſtrichen, als er ſtarb. Gott, wie lehrreich war das Ende dieſes Mannes! Er bekam ſieben Tage vor ſeinem Tode Schwulſt in den Beinen. Dieſe trat immer weiter, und er ſah mit jedem Tage ſein Ende näher kommen. Er fragte den Arzt, wie lange es noch mit ihm dauern würde. Wahrſcheinlicher Weiſe, antwortete dieſer, über drey Tage nicht. Recht gut, verſetzte der alte Graf. Gott ſey gedankt, daſs meine Wallfahrt ſo glücklich abgelaufen iſt! Alſo habe ich nur noch drey Tage von dem Leben zuzubringen, von dem ich meinem Schöpfer Rechenſchaft geben ſoll? Ich werde ſie nicht beſſer anwenden können, als wenn ich durch meine Freudigkeit den Meinigen ein Beyſpiel gebe, wie leicht und glückſelig man ſtirbt, wenn man vernünftig und tugendhaft gelebt hat. Er lieſs darauf alle ſeine Bedienten zuſammenkommen. Er ruhmte ihre Treue, und bat ſie, als ein Vater, daſs ſie die Tugend ſtets vor Augen halten ſollten. Ich, fieng er an, bin euer Herr und Aufſeher geweſen. Der Tod

hebt

hebt dieſen Unterſchied auf, und ich gehe in eine Welt, wo ihr ſo viel als ich ſeyn werdet, und wo ihr für die Erfüllung eurer Pflichten eben ſo viel Glück erhalten werdet, als ich für die Erfüllung der meinigen. Lebt wohl, meine Kinder! Wer mich lieb hat, und mir vor meinem Tode noch ein Vergnügen machen will, der verſpreche mit der Hand, daſs er meine Lehren und meine Bitten erfüllen will. Er befahl darauf, jedwedem eine gewiſſe Summe Geldes auszutheilen. Er lieſs dieſen und den folgenden Tag die meiſten von ſeinen Unterthanen zu ſich kommen, und redete mit ihnen eben ſo, wie mit ſeinen Bedienten. Wem er Geld zu ſeiner Nahrung vorgeſtrecket hatte, dem erlieſs ers; und alle durften ſich etwas von ihm ausbitten. Die Anzahl der Armen war ſehr klein; denn er hatte ſeine Wohlthaten und ſeine Vorſorge gegen die Unterthanen nicht bis an ſein Ende verſparet. Man kann ſich die Wehmuth dieſer Leute leicht vorſtellen. Ein jeder beweinte in ihm den Verluſt eines Vaters. Nach dieſer Verrichtung fragte der ſterbende Graf, ob noch jemand in ſeinem Hauſe wäre, der nicht Abſchied von ihm genommen hätte. Ich ſagte ihm, daſs ich niemanden wüſste, auſſer die Soldaten, die mein Gemahl bey ſich hätte. Auch dieſe, ſagte er, ſind mir liebe

Leute. Sie brauchen am meiſten den Tod kennen zu lernen, weil ſie ihn vor andern unvermuthet gewärtig ſeyn müſſen. Laſst ſie hereinkommen. Hierauf traten vier Leute herein, denen die Wildheit und Unerſchrockenheit aus den Augen ſah. Der alte Graf redete ſie liebreich an, und er hatte kaum angefangen, ſo weinten dieſ dem Anſcheine nach ſo beherzte und barbariſche Männer, wie die Kinder. Er fragte ſie, wie lange ſie gedient hätten. Sie hatten faſt alle zwanzig Jahre die Waffen getragen. O, fieng der Graf an, ihr verdient, daſs ihr die Ruhe des Lebens ſchmeckt, weil ihr die Unruhe ſo lange ausgehalten habt. Mein Sohn mag euch den Abſchied ertheilen. Und ihr ollt euch in meinem Dorfe niederlaſſen, und ſo lange ihr lebet, noch ſo viel bekommen, als eure ordentliche Löhnung austrägt. Einer von dieſen Leuten hat nachdem meinem Gemahle einen ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet.

Die Nacht vor ſeinem letzten Ende brach nunmehr an. Er fragte den Doctor noch einmal um die Zeit ſeines Todes, und er hörte mit der gröſten Standhaftigkeit, daſs er kaum vier und zwanzig Stunden noch auf der Welt ſeyn würde. Er forderte darauf zu eſſen. Er aſs, und lieſs ſich auch ein Glas Wein reichen.

Güti-

Der sterbende alte Graf.

Universitäts-
Bibliothek.
Berlin.

Gütiger Gott! fieng er an, es ſchmeckt mir bey meinem Ende noch ſo gut, als es mir vor fünfzig Jahren geſchmeckt hat. Hätte ich nicht mäßig gelebt; ſo würden meine Gefäſſe zu dieſer Erquickung nicht mehr geſchickt ſeyn. Nun, fuhr er fort, will ich mich zu meinem Aufbruche aus der Welt noch durch einige Stunden Schlaf erholen. Er ſchlief drey Stunden. Alsdenn rief er mich, und bat, ich ſollte ihm aus ſeinem Schreibtiſche ein gewiſſes Manuſcript holen. Dieſes war ein Verzeichniſs ſeines Lebens ſeit vierzig Jahren. Und dieſes muſste ich ihm bis zu anbrechendem Tage vorleſen. Als wir fertig waren, ſo that er das brünſtigſte Gebet zu Gott, und dankte ihm für die Güte und Liebe, welche er ihn in der Welt hatte genieſſen laſſen, auf eine ganz entzückende Weiſe, und bat, daſs er ihn in der künftigen Welt die Wahrheit und Tugend, der er hier unvollkommen nachgeſtrebt, möchte vollkommen erreichen laſſen. Er lieſs ſeinen Sohn rufen, nahm uns beyde in die Arme, und fieng an zu weinen. Dieſes, ſagte er, ſind ſeit vierzig und mehr Jahren die erſten Thränen, die ich vergieſſe. Sie ſind keine Zeichen meiner Wehmuth und Furchtſamkeit, ſondern meiner Liebe. Ihr habt mir mein Leben angenehm gemacht; allein das Glück, das ich nach meinem

Tode hoffe, macht mir den Abſchied von euch ſehr erträglich. Liebt getreu, und genieſst das Leben, das uns die Vorſehung zum Vergnügen und zur Ausübung der Tugend geſchenkt hat. Er gab mir noch allerhand Regeln, wie ich meine Kinder ziehen ſollte, wenn unſre Ehe fruchtbar ſeyn würde. Und in eben der Bemühung, auch ſeine Nachkommen durch eine weiſe Vorſorge noch glücklich zu machen, ſtarb er.

Wir lebten darauf noch einige Jahre in der gröſten Zufriedenheit auf unſerm Landgute. Endlich erhielt mein Gemahl Befehl, am Hofe zu erſcheinen, und ich folgte ihm dahin.

Ich war kaum bey Hofe angekommen: ſo ward ich verehrt und bewundert. Es war, wie es ſchien, niemand ſchöner, niemand geſchickter und vollkommner als ich. Ich konnte vor der Menge der Aufwartungen und vor dem ſüſſen Klange der Schmeicheleyen kaum zu mir ſelber kommen. Zu meinem Unglücke bekam mein Gemahl Ordre zum Marſche, und ich muſste zurückbleiben. Es hieſs, ich ſollte ihm bald nachfolgen; allein es vergiengen drey Monate, ehe ich ihn zu ſehen bekam. Ich hatte meine ganze Philoſophie nöthig, die ich bey meinem Vetter, meinem Gemahle und ſeinem Vater gelernet

lernet hatte, wenn ich nicht eitel und hochmüthig werden wollte. Die Ehre, die mir allenthalben erwiesen ward, war eine gefahrliche Sache für eine junge und schöne Frau, die den Hof zum ersten male sah.

Ein gewisser Prinz von S**, der bey Hofe alles galt, der schon eine Gemahlinn, und unstreitig nicht die erlaubtesten Absichten gegen mich hatte, suchte sich die Abwesenheit meines Gemahls zu Nutze zu machen. Er bediente mich bey aller Gelegenheit mit einer ungemeinen Ehrerbietung, und mit einem Vorzuge, der recht prächtig in die Augen fiel. Er wagte es zuweilen, mir von einer Neigung zu sagen, die ich verabscheute. Dennoch wusste ich der Ehrerbietung, die er stets mit untermengte, nicht genug zu widerstehen. Ich war so treu, als man seyn kann; allein vielleicht nicht strenge genug in dem äusserlichen Bezeigen. Hierdurch machte ich den Prinzen nur beherzter. Er kam an einem Nachmittage unangemeldet zu mir. Er machte mir allerhand kleine Liebkosungen; doch bey der ersten Freyheit, die er sich herausnahm, sagte ich zu ihm: Erlauben sie mir, dass ich es ihrer Gemahlinn darf melden lassen, dass sie bey mir sind, damit sie mir das Gluck ihrer Gegenwart auch gönnt. Sie ist schon in

den Gedanken bey mir, fieng er an. Und mein Gemahl, antwortete ich, ist auch bey mir, wenn er gleich im Felde ist. Darauf machte er mir ein frostig Compliment, und gieng fort. Wie rachgierig dieser Herr war, wird die Folge ausweisen.

Mein Gemahl kam wieder zurück, und nach seiner Ankunft ward ihm der Hof verboten. Dieses war die erste Rache eines beleidigten Prinzen. Wir giengen darauf auf unser Landgut. Ich entdeckte meinem Gemahle ohne Bedenken die Ursache der erlittenen Ungnade, und bat ihn tausendmal um Vergebung. Ich bin sehr wohl, sprach er, mit meinem Unglücke zufrieden. Fahren sie nur fort, mich durch ihre Tugend zu beleidigen; ich will ihnen zeit lebens dafür danken. Ich habe es voraus gesehen, dass ihnen der Hof gefährlich seyn würde. Ich konnte mir einbilden, dass man sie bewundern, und dass ihr Herz der Versuchung der Lobsprüche und Ehrenbezeugungen nicht gleich den ersten Augenblick widerstehen würde. Die erlittene Ungnade ist nichts, als ein Beweis, dass ich eine liebenswürdige und tugendhafte Frau habe.

Wir lebten auf unserm Landgute so ruhig und zärtlich als jemals. Und damit wir den Ver-

Verluſt unſers klugen Vaters deſto weniger fühlten: ſo nahm mein Gemahl ſeinen ehemaligen Reiſegefährten, den Herrn R**, zu ſich. Er war noch ein junger Mann, der aber in einer groſſen Geſellſchaft zu nichts taugte, als einen leeren Platz einzunehmen. Er war ſtumm und unbelebt, wenn er viel Leute ſah. Doch in dem Umgange von drey oder vier Perſonen, die er kannte, war er ganz unentbehrlich. Seine Beleſenheit war auſſerordentlich, und ſeine Beſcheidenheit eben ſo groſs. Er war in der Tugend und Freundſchaft ſtrenge bis zum Eigenſinne. So traurig ſeine Mine ausſah, ſo gelaſſen und zufrieden war er doch. Er ſchlug kein Vergnügen aus; allein es ſchien, als ob er ſich nicht ſowohl an den Ergötzlichkeiten ſelbſt, als vielmehr an dem Vergnügen beluſtigte, das die Ergötzlichkeiten andern machten. Sein Verlangen war, alle Menſchen vernünftig, und alle Vernünftige glücklich zu ſehen. Daher konnte er die groſſen Geſellſchaften nicht leiden, weil er ſo viel Zwang, ſo viel unnatürliche Höflichkeiten und ſo viel Verhinderungen, frey und vernünftig zu handlen, darinnen antraf. Er blieb in allen ſeinen Handlungen uneigennützig, und gegen die Glücksgüter, und gegen alle Ehrenſtellen faſt gar zu gleichgültig. Die Schmeichler waren ſeine ärgſten Feinde. Und er glaubte, daſs

dieſe

dieſe Leute der Wahrheit und den guten Sitten mehr Schaden zufugten, als alle Ketzer und Freygeiſter. Einem geringen Manne diente er mit gröſſern Freuden als einem vornehmen. Und wenn man ihn um die Urſache fragte, ſo ſagte er: ich furchte, der Vornehme möchte mich bezahlen, und durch eine reiche Belohnung mich zu einen Laſtträger ſeiner Meynungen, und zu einem Beförderer ſeiner Affecten erkauffen wollen. Er hatte einen geſchickten Bedienten, der ihm aber des Tages mehr nicht als etliche Stunden aufwarten durfte. Als er ſeinen Herrn in unſrer Gegenwart einmal fragte, ob er nichts zu thun hätte; ſo ſagte er: denkt ihr denn, daſs ihr bloſs meinetwegen und meiner Kleider und Wäſche wegen in der Welt ſeyd? Wollt ihr denn ſo unwiſſend ſterben, als ihr gebohren ſeyd? Wenn ihr nichts zu thun habt, ſo ſetzt euch hin, und überlegt, was ein Menſch iſt, ſo werden euch Beſchäftigungen genug einfallen. Er gab ihm verſchiedene Bücher zu leſen. Und wenn er ihn auskleidete: ſo muſste er ihm allemal ſagen, wie er den Tag zugebracht hätte. Wer ſich ſchämt, ſagte er, einen Menſchen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er geringe iſt, der verdient nicht ein Menſch zu ſeyn. Mein Gemahl liebte den Herrn R** als ſeinen Bruder, und wir beſchloſ-

ſen

sen niemals etwas wichtiges, ohne ihn zu Rathe zu ziehen.

Um diese Zeit bekam mein Gemahl Befehl zum Marsche, weil Schweden mit der Krone Pohlen in einen Krieg verwickelt wurde. Nunmehr gieng mein Elend an. Mein Gemahl hatte einen engen und gefährlichen Pass vertheidigen sollen. Allein, er hatte das Ungluck gehabt, ihn und fast alle seine Mannschaft zu verlieren. Man glaubte, der Prinz von S**, der mit zu Felde war, hätte ihn mit Fleiss zu dieser gefährlichen Unternehmung bestimmt, um ihn zu stürzen. Genug, mein Gemahl ward zur Verantwortung gezogen. Man gab ihm Schuld, er hätte seine Pflicht nicht in Acht genommen, und es ward ihm durch das Kriegsrecht der Kopf abgesprochen. Gott, in welch Entsetzen brachte mich folgender Brief von meinem Gemahle!

Lebt wohl, liebste Gemahlinn, lebt ewig wohl! Es hat der Vorsicht gefallen, meinen Tod zu verhängen. Er kömmt mir nicht unvermuthet; doch würde mich die Art meines Todes erschrecken, wenn ich meinen Ruhm mehr in der Ehre der Welt,

als in einem guten Gewiſſen ſuchte. Gerechter Gott! Ich ſoll durch das Schwerdt ſterben, weil ich es nicht beherzt genug für das Vaterland geführet habe. Der Himmel weiſs, daſs ich unſchuldig bin. Und fünf Wunden, die ich bey meiner Gegenwehr empfangen habe, mögen Zeugen ſeyn, ob ich meiner Pflicht nachgelebt. Der Prinz von S**, den ihr durch eure Tugend beleidiget habt, iſt ohne Zweifel die Urſache meines gewaltſamen Todes. Vergebt es ihm, daſs er euch euren Gemahl entreiſst. Es iſt weit weniger, als wenn er euch eure Tugend entriſſen hätte. Lebt wohl, meine Gemahlinn, und betet, daſs ich bey dem Anblicke meines Todes ſo beherzt ſeyn mag, als ich itzt bin. Meine Wunden ſind gefährlich. Wollte Gott, daſs ſie tödtlich wären, und mich der Schmach entriſſen, als ein Verbrecher vor den Augen der Welt zu ſterben! In fünf Tagen ſoll mein Urtheil vollſtreckt werden. Nehmet von dem red-

lichen

lichen R** in meinem Namen Abſchied. Er wird euch in eurem Unglück nicht verlaſſen. Ich habe den König in einem Bittſchreiben erſucht, daſs er euch meine Güter laſſen ſoll; aber ich glaube nicht, daſs es geſchehen wird. Seyd unbekümmert, meine Getreue! Flieht, wohin ihr wollt, nur daſs ihr den Nachſtellungen des Prinzen entgeht. Lebt wohl. Ach wenn doch der Fünfte Tag ſchon da wäre! O warum muſs ich denn ein Schlachtopfer meiner Feinde werden! Doch es iſt eine Schickung. Ich will meinen Tod mit Standhaftigkeit erwarten. Lebt noch einma! wohl, liebſte Gemahlinn. Ich fühle den Augenblick eine auſſerordentliche Schwachheit in meinem Körper — Mein Feldprediger kömmt. Ich will ihn bitten, daſs er euch dieſen Brief zuſtellen läſst. Faſst euch. Ich liebe euch ewig, und ich ſehe euch in der künftigen Welt gewiſs wieder.

Mei-

Meinen Schmerz über diese Nachricht kann ich nicht beschreiben. Die Sprachen sind nie ärmer, als wenn man die gewaltsamen Leidenschaften der Liebe und des Schmerzes ausdrücken will. Ich habe alles gesagt, wenn ich gestehe, dass ich etliche Tage ganz betäubt gewesen bin. Alle Trostgründe der Religion und der Vernunft waren bey meiner Empfindung ungültig, und sie vermehrten nur meine Wehmuth, weil ich sah, dass sie solche nicht besänftigen konnten. Der angesetzte Todestag meines Gemahls brach an. Ich brachte ihn mit Thränen und Gebete zu, und fuhlte den Streich mehr als einmal, der meinem Gemahle das Leben nehmen sollte. Niemand stund mir in meinem Elende redlicher bey, als der Herr R**. Er klagte und weinte mit mir, und erwarb sich durch seine Traurigkeit den Vortheil, dass ich die Trostgründe anhörte, mit denen er mich nunmehr anfieng aufzurichten.

Binnen acht Tagen kam der Reitknecht meines Gemahls, und brachte mir die Post, dass sein Herr drey Tage vor dem Tage des Urtheils an seinen Wunden gestorben wäre. Diese Nachricht vergnügte mich, so betrübt sie war, doch unendlich. So ist er denn, als ein Held, an seinen Wunden gestorben? rief ich aus. So

hat

hat er die traurigen Zubereitungen zu einem gewaltſamen Tode, welche ärger, als der Tod ſelber ſind, nicht mit anſehen dürfen? Nunmehr bin ich ruhig. Ich fragte, ob man ihn ohne Schimpf zur Erden beſtattet hätte. Er ſagte mir daſs dieſes gar nicht hatte geſchehen können, weil in der Nacht, da er geſtorben wäre, die Feinde das Dorf angefallen, und das Bataillon, bey dem mein Gemahl gefangen geſeſſen, genöthiget hätten, ſich in der groſſen Eil und mit Verluſt zurückzuziehen. In eben dieſer Unordnung wäre er mit gewichen, und der Feldprediger von meines Gemahls Regimente hätte ihm Gelegenheit Verſchaft, mit einem Detaſchement zurückzugehen, und mir die Nachricht und etliche Kleinodien von meinem Gemahle zu überbringen.

Der Feldprediger hatte ſelbſt an mich geſchrieben, und mir in meines Gemahls Namen gerathen, Schweden ſo bald zu verlaſſen, als es möglich wäre, damit ich nicht der Rache des Prinzen oder ſeiner Wolluſt weiter ausgeſetzt ſeyn möchte. Der Befehl wegen der Einziehung unſerer Güter war, wie ich erfuhr, ſchon vor meines Gemahls Tode unterzeichnet worden. Ich entſchloſs mich alſo zur Flucht, und bat den Herrn R**, Schweden mit mir zu ver-

verlassen. Wir gaben in unserm Hause eine Reise auf die andern Güter vor, und nahmen nichts, als die Chatouille, in welcher etwa tausend Ducaten waren (denn mein Gemahl hatte sein baares Vermögen der Krone vorgestreckt), nebst dem Geschmeide und den Kleinodien mit uns. Alles Silbergeschirr liessen wir im Stiche, und kamen in Begleitung des vorhin gedachten Reitknechts, und des Bedienten des Herrn R** glücklich über die Grenzen. Wir erfuhren bald darauf, dass man die Güter eingezogen, und dass man mir etliche Meilen hatte nachsetzen lassen. Wir waren nunmehr in Liefland; allein ich war deswegen noch nicht sicher. Der Prinz wollte mich in seine Gewalt haben. Mein Vetter, der mich nach Schweden gebracht hatte, war todt, und ich wusste nicht, welches Land ich zu meinem Aufenthalte aussuchen sollte. Mein getreuer Begleiter sollte mein Rathgeber werden. Er schlug mir Holland vor, weil er in Amsterdam Freunde hatte, und er versicherte mich, dass es mir an diesem Orte gefallen würde. Hier können sie sich, sagte er, ein Paar Jahre aufhalten, bis sich die Umstände in Schweden ändern. Vielleicht glückt es ihnen, dass sie durch Vorbitte mit der Zeit einen Theil von ihres Gemahls Vermögen zurückbekommen.

Die

Die Furcht, in des rachgierigen Prinzen Hände zu fallen, machte mir alle Lander angenehmer, als mein Vaterland. Ich entſchloſs mich alſo, mit ihm nach Amſterdam zu gehen, und ich wünſchte, daſs mich die ehemalige Geliebte meines Gemahls dahin begleiten möchte. Wir waren etwa achtzehn Meilen von ihr entfernet; denn wir bildeten uns ein, daſs ſie noch auf meines Gemahls Gütern wäre, die er in Liefland hatte. Herr R** reiſete alſo dahin ab, um ſich nach ihr zu erkundigen. Er war kaum weg, ſo brachte mir der Reitknecht die Nachricht, daſs er Carolinen in der Kirche des Dorfes, in welchem ich mich ingeheim aufhielt, geſehen, aber nicht geſprochen hätte. Ich ſchickte ihn fort, und binnen wenig Stunden ſah ich ſie zu meinem gröſten Vergnügen bey mir. Sie hatte während den acht Jahren, da ich ſie nicht geſehen, etwas von ihren äuſſerlichen Reitzungen, doch nichts von ihrer Annehmlichkeit im Umgange verlohren. Ich erzählte ihr mein Schickſal, und fragte ſie, ob ſie mit mir nach Amſterdam gehen wollte. Sie vergoſs tauſend Thränen über mein Unglück, und über die Liebe, die ich noch gegen ſie hatte. Sie verfahren, ſprach ſie, gar zu liebreich mit mir. Sie bezeugen mir die ſtärkſte Gewogenheit, und hätten doch vielleicht Urſa-

che

che mich zu haſſen. Ich halte es für mein gröſtes Unglück, daſs ich ihnen nicht folgen kann; allein ich bin ſeit einem Jahre, denn ſo lange iſt es, daſs ich mich von ihres Gemahls Gütern an dieſen Ort begeben habe, ſehr krank geweſen, und ſie werden mir es leicht anſehen, daſs es mir unmöglich iſt, eine ſo weite Reiſe mit ihnen zu thun. Indeſſen ſchwöre ich ihnen zu, daſs mich, wofern ich wieder geſund werde, nichts in der Welt abhalten ſoll, ihnen nachzufolgen. Und damit ich ſie von der Gewiſsheit meines Verſprechens deſto ſtärker überführe: ſo will ich ihnen meinen Sohn mitgeben, wenn er ihnen nicht zur Laſt wird. Er iſt bey mir. Ich habe mir für das Geld, das der Herr Vater ihres Gemahls zu meiner und meines Kindes Erhaltung ausgeſetzet hat, ein kleines Landgut hier in dieſem Dorfe gekauft, und ich biete es ihnen nicht allein zu ihrem Aufenthalte, ſondern mit dem gröſten Vergnügen zu ihrem Eigenthume an. Wollte Gott! ſie blieben unerkannt bey mir, wie ruhig wollten wir nicht leben! Das Verlangen, ihnen zu dienen, ſollte mich wieder geſund und munter machen.

Ich wagte es, mich auf ihren kleinen Ritterſitz zu begeben. Ich traf keinen Reichthum, keine

keinen Ueberfluſs da an; aber Ordnung und Bequemlichkeit, die von dem guten Geſchmacke der Beſitzerinn zeugten. Ich fand eine Menge ſchöner Bücher in ihrer beſten Stube. Und ſie war ſo beſcheiden, daſs ſie ſagte, ſie gehörten ihrem Sohne, da ich doch leicht merken konnte, daſs ſie ihr ſelber zugehörten. Es waren faſt alle die franzöſiſchen und ſchwediſchen Bücher, welche mein Gemahl hochzuhalten pflegte, und ich konnte leicht errathen, wem ſie dieſen guten Geſchmack zu danken hatte. Unter ihrem Spiegel hieng das Bildniſs meines Gemahls. Sobald ſie merkte, daſs mir ſolches in die Augen fiel: ſo überreichte ſie mirs zum Geſchenke, und geſtund mir, daſs ſie es ſelber gemalet hätte; denn ſie konnte vortreflich in Miniatur malen. Ich hielt es für eine Grauſamkeit, ſie um dieſes Andenken zu bringen. Darum bat ich ſie, das Bild noch einmal zu malen, und dieſes ſo lange zu behalten.

Ihr Sohn war noch nicht völlig dreyzehn Jahre alt. Er war ein ſehr artiger und lebhafter Knabe. Sie hatte ihn ſchon in ſeinen zarteſten Jahren einem geſchickten Manne zur Aufſicht anvertraut, und ihn itzt nur auf etliche Wochen zu ſich kommen laſſen, weil ſie wegen der anhaltenden Krankheit ihr Ende vermuthet.

Sie geſtund mir zu gleicher Zeit, daſs ſie von meinem verſtorbenen Gemahle auch eine Tochter gehabt hätte. Sie wäre in Holland mit ihr darniedergekommen, und hätte ſie bey ihrem Bruder, einem Kaufmanne im Haag, theils auf ſein Bitten, theils aus andern Urſachen zurückgelaſſen; dieſes Kind aber wäre in ſeinem ſechsten Jahre geſtorben, wie ihr ihr Bruder geſchrieben hätte. Ich wollte wünſchen, fuhr ſie fort, daſs Sie ihren Aufenthalt in Holland bey meinem Bruder nehmen könnten. Doch, ſo viel ich weiſs, iſt er nicht mehr in den beſten Umſtänden. Ich habe lange keine Nachricht von ihm, und weiſs nicht, ob er ſich von ſeinem ſtarken Bankerotte wieder erholet hat, oder nicht.

Der Herr R** kam unterdeſſen von ſeiner vergebenen Reiſe wieder. Es war Zeit, daſs wir uns von einem Orte wegmachten, wo wir länger nicht wohl verborgen bleiben konnten. Ehe wir noch fortgiengen, ſo ſtarb der Bediente des Herrn R**, deſſen Verluſt uns nicht wenig dauerte. Dieſer redliche Menſch gab ſeinem Herrn vor ſeinem Tode vierhundert Stück Ducaten. Dieſes Geld, ſagte er, habe ich in ihrem Dienſte und durch ihre Freygebigkeit geſammelt, und ich bin froh, daſs ich es ihnen wieder geben kann. Ihrer Güte, ihrem Unter-

richte

richte und ihrem Exempel habe ichs zu danken, dafs ich itzt gelaſſen und freudig ſterben kann. Wenn ſie nur wieder einen Menſchen hätten, auf den ſie ſich verlaſſen könnten! So gewiſs iſts, dafs man auch den niedrigſten Menſchen edelmüthig machen kann, wenn man ihn nicht blofs als ſeinen Bedienten und Sklaven, ſondern als ein Geſchöpf anſieht, das unſrer Aufſicht anvertraut, und zu einem allgemeinen Zwecke nebſt uns gebohren iſt.

Wir verlieſſen nunmehr Carolinen, in Begleitung ihres Sohnes. Sie verſprach, ſobald es möglich wäre, uns zu folgen, und ihr Landgütchen zu verkaufen. Wir kamen glücklich in Amſterdam an. Der Vetter des Herrn R**, bey dem wir uns aufhalten wollten, war zwar geſtorben, doch lebte ſeine Tochter noch. Sie kannte den Herrn R**, ſobald ſie ihn ſah; denn er war, wie ich ſchon geſagt habe, mit meinem Gemahle ehedem durch Holland gereiſet. Sie nahm uns ſehr gütig auf; und ihr Ehemann war ebenfalls ein vernünftiger und dienſtfertiger Mann. Ich entdeckte mich ihnen, und bat, dafs ſie meinen Stand nicht allein verſchwiegen halten, ſondern ihn auch vergeſſen, und mich nicht mehr als eine Gräfinn, ſondern als eine unglückliche Freundinn betrachten möchten.

Sie hatten von dem Schickſale meines Gemahls ſchon durch die Zeitungen gehöret. Und wenn ich auch keine Eigenſchaften gehabt hätte, mich bey dieſen Leuten in Gewogenheit und Anſehen zu ſetzen: ſo war doch mein Unglück ſchon die beſte Empfehlung. Ja ich erfuhr, daſs ein groſſes Unglück in den Gemüthern vieler Menſchen faſt eben die Wirkungen hervorbringt, welche ſonſt ein groſſes Glück zu verurſachen pflegt. Man ſchätzt uns hoch, weil wir viel erlitten oder viel verlohren haben, und man macht unſern Unfall zu unſerm Verdienſte, ſo wie man oft unſer Glück, ob wir gleich nichts dazu beygetragen haben, als unſre Vollkommenheit anſieht. Mit einem Worte, dieſe Leute erwieſen mir, ehe ich ſie noch kannte, mehr Hochachtung und Gefälligkeit, als ich fodern konnte. Sie gaben mir einen ganzen Theil von ihrem Hauſe zu meiner Wohnung ein; ich nahm aber nicht mehr, als ein Paar Zimmer. Und damit ich dieſen gutthätigen Leuten nicht zur Laſt werden möchte: ſo entdeckte ich dem Herrn R**, daſs ich willens wäre, meine Juwelen zu Gelde zu machen, und das Geld in die Handlung ſeiner Frau Muhme zu legen. Er ſagte, daſs er es mit ſeinen vierhundert Ducaten, die ihm ſein Bedienter gegeben, ſchon alſo gemacht hättte. Mein dienſtwilliger Wirth verhandelte

meine

meine Juwelen für zwölftausend Thaler, und sagte, dafs er mir keine Intressen, sondern den ordentlichen Gewinnst davon abgeben wollte, der bey der Rechnung in seinem Handel auf dieses Capital fallen würde. Ich bat ihn, dafs er mir keine Rechnung ablegen, sondern mich und meine beyden Reisegefährten, anstatt der Intressen, erhalten sollte. Ich lebte hier so ruhig, dafs ich mir keinen andern Ort wünschte. Herr R** hatte den Sohn von Carolinen bey sich. Weil er kein Amt hatte: so gab er sich selber eins, und zog diesen jungen Menschen mit so vieler Sorgfalt auf, als ein Mann thun kann, der in dem Bewufstseyn edler Absichten und nützlicher Thaten seine Belohnung sucht. Und wie sehr würden nicht die Grossen viele niedrige und unberühmte Männer beneiden, wenn sie die Belohnung kennten, welche solchen Leuten das Gedächtnifs ihrer rühmlichen Absichten und guten Thaten zu schenken pflegt! Er unterrichtete den jungen Menschen in den Sprachen und Künsten, und brachte ihm die edelsten Meynungen von der Religion und Tugend bey. Was sein Unterricht nicht that, das richtete sein Exempel aus. Der Schuler ward seinem Lehrer ähnlich, und belohnte dessen Mühe durch einen fähigen Verstand und durch ein gutes Herz. Ich brachte meine Zeit meistens mit

Studiren zu, wenn anders ein Frauenzimmer ohne Eitelkeit dieſes von ſich ſagen kann. Ich redte des Tages gemeiniglich eine Stunde mit unſerm jungen Schüler, und ſuchte ihm das Wohlanſtändige beyzubringen, das junge Mannsperſonen oft am erſten von einem Frauenzimmer lernen können. Ich ſuchte ſein flüchtiges und feuriges Weſen der Jugend durch meine Ernſthaftigkeit zu mäſſigen. Ich that ſtets fremd gegen ihn, und ſtellte verſchiedene Perſonen vor, damit er meinen Umgang nicht zu gewohnt werden, und in meiner Geſellſchaft immer etwas neues finden ſollte. Mit der Tochter meiner Wirthinn, welche ein Mädchen von etwa acht Jahren war, vertrieb ich mir manche Stunde. Ich lehrte ſie franzöſiſch, zeichnen, ſticken, und auch ſingen. Kurz, ich führte eine ſehr ruhige Lebensart. Mein Wirth und ſeine Frau bequemten ſich nach meinem Geſchmacke, und lernten mir die Vergnügungen ab, mit welchen ſie mich unterhalten wollten. Sie brachten mich niemals in groſſe Geſellſchaften. Sie ſtörten mich nicht in meiner Einſamkeit, als bis ich geſtört ſeyn wollte. Ich durfte weder befehlen, noch bitten, wenn ich ein Vergnügen haben wollte. Ich durfte nur wählen. Man hielt mich in unſerm Hauſe für eine Anverwandtinn der Wirthinn. Und wer ſonſt mit

mir

mir umgieng, wuſste es auch nicht beſſer. Mein verſchwiegner Stand nöthigte mich alſo nicht, den glänzenden und ſehr beſchwerlichen Character einer Standsperſon in Geſellſchaften zu behaupten, und dieſes zu meinem groſſen Vortheile. Hätte man gewuſst, daſs ich eine Gräfinn wäre: ſo würde man, anſtatt mich zu bewundern, nur mein Gutes für einen nothwendigen Antheil meines Standes angeſehen haben. Oder wenn es hoch gekommen wäre: ſo würde man mich nur verehret haben, da man mich gegentheils itzt zugleich verehrte, und liebte, und meinen Umgang ſuchte.

Vier Jahre hatte ich nunmehr in Amſterdam zugebracht, und zu verſchiedenen malen an Carolinen geſchrieben, und ſie an ihr Verſprechen, zu mir zu kommen, erinnert; allein ſie blieb aus.

Ihr Sohn ſollte ſich nunmehr eine Lebensart erwählen, welche er wollte. Er bezeigte Luſt zu dem Soldatenſtande, und der Herr R** war ſo wenig dawider, daſs er ſeine Wahl vielmehr billigte. Geſittete und geſchickte Leute, ſagte er, ſind nirgends nöthiger und nützlicher, als wo es viele Ungeſittete giebt. Werden ſie ein Soldat, und zeigen ſie, daſs man unerſchrocken, tapfer, ſtrenge, und doch auch

weise, vorsichtig und liebreich seyn kann. So lange sie die Religion und ein gutes Gewissen haben werden: so lange werden sie den Tod zwar nicht gleichgültig ansehen; aber doch ohne Entsetzen erwarten, und nie aus Zagheit vermeiden. Dieses ist die wahre Tapferkeit. Wir kauften ihm eine Fähnrichsstelle; und er gieng zu seinem Regimente ab, welches nachmals an die Gränze von Holland zu stehen kam.

Nunmehr kömmt eine von den wundersamsten Begebenheiten meines Lebens, welche mir von Leuten, die den Stand lieben, und die Menschen nicht nach ihren Neigungen und Eigenschaften, sondern stets nach der Geburt und nach dem Range unter einander vergleichen, schwerlich wird vergeben werden. Ich war noch in meinen besten Jahren, und die Annehmlichkeiten in meiner Bildung waren noch nicht verlohren gegangen, oder höchstens zum Theile nur so verloschen, wie die kleinen Züge in einem Gemälde, die man nicht sehr vermisst. Es fanden sich verschiedene Holländer von Ansehen und grossem Vermögen, die mich zur Frau begehrten. Allein ihr Suchen war umsonst. Wer einen so liebenswürdigen und vortreflichen Gemahl, als ich, gehabt, konnte in der Liebe leicht etwas eigensinnig seyn. Ob nun gleich keiner

keiner von meinen Freyern seine Absicht erreichte: so weckten sie doch die Erinnerung von der Süssigkeit der Liebe bey mir wieder auf. Du willst, dachte ich, um dieser Herren los zu werden, dich selbst zu einer Wahl entschliessen. Diese Ursache zu einer Ehe ist was weit hergeholet. Indessen war es gewiss, dass ich solche bey mir selber vorwand, weil es mein Herz haben wollte. Der Herr R** kam an einem Vormittage zu mir auf meine Stube, und fragte mich, ob ich mich bald der Ehe zum besten entschlossen hätte. Rathen sie mir denn, sprach ich, dass ich wieder heurathen soll? Nicht ehe, versetzte er, als bis ich sehe, dass es ihnen ihr eigen Herz gerathen hat. Sie kennen meine Aufrichtigkeit, und sie wissen, dass ich nichts für ein Glück halte, was man nicht verlangt und freywillig wählt. Unter der grossen Anzahl Männer, die sich um ihr Herz bemühen, gefällt mir keiner besser, als der Herr von der H**; nicht deswegen, weil er sehr gelehrt ist, sondern weil er ausser seinen Wissenschaften und seiner wichtigen Bedienung sehr viele Vortheile hat, die ihm Liebe erwerben, und ihn zur Liebe geschickt machen. Ich habe gewiss Recht, dass er ein liebenswürdiger Mann ist; allein diesem Urtheile dürfen sie darum nicht trauen. Ich betrachte den Mann zwar

nach einerley Begriffen mit ihnen, aber nicht nach einerley Empfindungen. Ich liebe ihn als einen Freund, und als ein Freund kann er ihnen angenehm und liebenswerth vorkommen, aber darum noch nicht als ein Ehemann. Unser Herz ist oft so beschaffen, dafs es die Liebe gegen eine ihm angenehme Person zurückhält, sobald es auf das genaueste mit ihr verbunden werden soll. Vielleicht, fuhr er fort, gefällt ihnen einer von den andern Herren besser zur Liebe, ob ihnen dieser gleich zu einem guten Freunde genug gefällt.

Ich versicherte ihn, dafs ich mich seines Raths bedienen würde, sobald ich meine eigene Neigung zu Rathe gezogen hätte. Warum, fuhr er fort, heurathen Sie denn nicht? O, sagte er, ich würde es gewifs gethan haben, wenn meine Umstände und die Liebe mir zur Ehe gerathen hätten. Die Liebe und meine Philosophie sind einander gar nicht zuwider. Eine recht zufriedne Ehe bleibt nach allen Ausspröchen der Vernunft die gröste Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens. Zeigen sie mir nur eine Person, die mir anständig ist, und die ihnen die Versicherung giebt, dafs sie mich zu besitzen wünscht: so werde ich sie, sobald ich sie kenne, mit der gröfsten Zufriedenheit zu

meiner

meiner Gattinn wählen. Wir haben alle eine Pflicht, uns das Leben ſo vergnügt und anmuthig zu machen, als es möglich iſt. Und wenn es wahrſcheinlich iſt, daſs es durch die Liebe geſchehen kann: ſo ſind wir auch zur Liebe und Ehe verbunden. Allein, verſetzte ich, Sie haben ja, ſo lange ich Sie kenne, gegen unſer Geſchlecht ſehr gleichgültig zu ſeyn geſchienen; wie kömmt es denn, daſs ſie der Liebe itzt das Wort reden? Ich bitte, ſprach er, vermengen Sie die Beſcheidenheit nicht mit der Gleichgültigkeit. Ich weiſs, daſs man dem andern mit ſeiner Liebe oft ſo beſchwerlich fallen kann, als mit ſeinem Haſſe. Und aus dieſem Grunde bin ich ſtets behutſam, aber darum nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer. Ich weiſs eine Perſon, hub ich an, die Sie liebt, und ich glaube nicht, daſs ſie Ihnen miſsfallen wird. Allein deswegen weiſs ich auch noch nicht, ob es eben diejenige iſt, mit der Sie das genaueſte Band der Liebe ſchlieſſen wollen. Er ward beſtürzt, und fragte mich wohl zehnmal, wer ſie wäre. Ich hielt ihn lange auf, und endlich verſprach ich ihm, daſs er ſie Nachmittags zu ſehen bekommen ſollte. Nachmittags ſchickte ich ihm mein Portrait, und ſchrieb ein Billet, ungefähr dieſes Inhalts, an ihn:

So hat die Perſon in ihrer Jugend ausgeſehen, die Sie liebt. Erſt hat ſie nur Freundſchaft und Erkenntlichkeit gegen Sie empfunden. Die Zeit und Ihr Werth hat dieſe Regungen in Liebe verwandelt. Der liebſte Freund meines Gemahls hat das erſte Recht auf mein Herz. Sie ſind ſo groſsmüthig und tugendhaft mit mir umgegangen, daſs ich Sie lieben muſs. Antworten Sie mir ſchriftlich. Entſchuldigen Sie ſich nicht mit Ihrem Stande. Sie haben die Verdienſte; was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern, weil hier niemand von meinem Stande weiſs.

Er kam den Augenblick zu mir. Und eben der Mann, der ſowohl bey meines Gemahls Lebzeiten, als nach ſeinem Tode nie ſo gethan hatte, als ob er mir eine Liebkoſung erweiſen wollte, wuſste mir itzt ſeine Zärtlichkeit mit einer ſo anſtändigen und einnehmenden Art zu bezeugen, daſs ich ihn würde zu lieben angefangen haben, wenn ich ihn noch nicht geliebt hätte Nunmehr, ſagte er, haben Sie mir das Recht gegeben, Ihnen mein Herz ſehen zu laſſen. Und nunmehr kann ich Ihnen

nen ohne Fehler das gestehen, was mich die Ehrerbietung sonst hat verschweigen heissen. Ich habe an das Glück, das sie mir itzt anbieten, wie der Himmel weiss, kaum gedacht. Und wenn ich auch daran gedacht hätte: so würde mich meine wenige Eigenliebe niemals diesen Gedanken haben fortsetzen lassen. Es fehlt zu meiner Zufriedenheit nichts, als dass Sie mich überzeugen, dass ich Ihrer werth bin: so will ich mich für den glücklichsten Menschen schätzen. Kurz, wir giengen zu unserer Wirthinn, wir sagten ihr unsern Entschluss, und sie war nebst ihrem Manne über diese unvermuthete Nachricht ausnehmend erfreut. Unsere kleinen Capitale hatten sich binnen sechs Jahren in der Handlung fast um noch einmal so viel vermehrt, und wir hätten beyde sehr gemächlich davon leben können. Allein unser freundschaftlicher Wirth wollte uns nicht aus seinem Hause lassen. Er behielt unser Geld, und erwies uns, wie zuvor, alle mögliche Gefälligkeiten. Also war Herr R** mein Gemahl, oder wenn ich nicht mehr standesmässig reden soll, mein lieber Mann. Ich liebte ihn, wie ich aufrichtig versichern kann, ganz ausnehmend, und so zärtlich, als meinen ersten Gemahl. An Gemüthsgaben war er ihm gleich, wo er ihn nicht noch in gewissen Stücken übertraf.

traf. Aber an dem äusserlichen kam er ihm nicht bey. Er war wohl gewachsen; allein er hatte gar nicht das Einnehmende an sich, das gleich auf das erste mal rührt. Nein, man mufste ihn etliche male gesehen, man mufste ihn gesprochen haben, wenn man ihm recht gewogen seyn wollte. Ich will deswegen nicht behaupten, dafs er sich für alle Frauenzimmer geschickt haben würde. Genug, er gefiel mir, und ich fand jeden Tag in seinem Umgange eine neue Ursache, ihn zu lieben. Er war nahe an vierzig Jahre, und er hatte seit der Zeit, dafs ich ihn bey meinem Gemahle kennen lernte, sich gar nicht von Person geändert. Seine ordentliche und stille Lebensart erhielt ihn so gesund, als ob er erst zu leben anfieng. Wer war glücklicher, als wir? Unser Glück fiel niemanden in die Augen, und desto ruhiger konnten wir es geniessen. Wir lebten ohne zu befehlen, und ohne zu gehorchen. Wir durften niemanden von unsern Handlungen Rechenschaft geben, als uns selbst. Wir hatten mehr, als wir begehrten, und also genug, andern wohlzuthun. Wir hatten eine Gesellschaft, die sich zu unsern Neigungen schickte. Wir lebten an dem volkreichsten Orte in der gröfsten Stille. Dieses war unser Verlangen. Wir konnten uns beyde mit dem edelsten Zeitvertreibe, mit Le-

sen

ſen und Denken, unterhalten. Wir ſtudirten, ohne daſs uns deswegen jemand bewundern ſollte. Wir ſtudirten zu unſerer eigenen Ruhe. Und daſs ich alles mit einmal ſage, wir wuſsten in unſerer Ehe von keinem andern Wechſel, als von Gefälligkeiten und Gegengefälligkeiten. Viele können es nicht vertragen, wenn ſie die Liebe verehlichter Perſonen ſo zärtlich abgeſchildert ſehen, als die Liebe zwiſchen Unverehlichten, weil man ſieht, daſs die meiſten Ehen die Liebe eher auslöſchen, als vermehren. Doch ſolche Leute wiſſen nicht, was Klugheit und Behutſamkeit in der Ehe für Wunder thun können. Sie erhalten die Liebe, und befördern ihren Fortgang, wie das Herz durch ſeine Bewegung den Umlauf des Geblüts. Es iſt wahr, eine beſtändige und ſich ſtets gleiche Zärtlichkeit iſt in der Ehe nicht möglich. Doch wenn nur auf beyden Seiten eine gegründete Liebe vorhanden iſt: ſo kann ſie bis in die ſpäteſten Jahre feurig und lebhaft bleiben. Unſere Empfindungen können wohl etwas abnehmen; allein dieſe Abnahme heiſst wenig. Derjenige hat allemal genug Vergnügen, ſo lange er ſo viel hat, als das Maaſs ſeiner Empfindungen verlangt. Genug, wir ſind nach vielen Jahren noch ſo verliebt in einander geweſen, als wenn wir uns erſt zu lieben angefangen hätten. Man

denke

denke ja nicht, weil wir die Wissenschaften liebten, dafs wir an uns nur unsere Seelen geliebt hätten. Ich habe bey allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lachen müssen. Der Körper gehört so gut, als die Seele, zu unserer Natur. Und wer uns beredet, dafs er nichts als die Vollkommenheiten des Geistes an einer Person liebt; der redet entweder wider sein Gewissen, oder er weifs gar nicht, was er redet. Die sinnliche Liebe, die blofs auf den Körper geht, ist eine Beschäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geistige Liebe, die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespinnste hochmüthiger Schulweisen, die sich schämen, dafs ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zur That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen.

Ich komme wieder zu meiner Geschichte. Wir lebten, wie ich gesagt habe, so vergnügt, als man nur leben kann. Wir meldeten Carlsonen, so hiefs Carolinens Sohn, der Fähnrich, unsere Heurath, und baten ihn, dafs er uns besuchen sollte, wenn es möglich wäre; denn wir hatten ihn nun wohl in vier Jahren nicht gesehen. Er schrieb uns, dafs er Lieute-

nant

nant geworden wäre, dafs es ihm sehr wohl gienge, und dafs er sich vor wenig Wochen mit einem Frauenzimmer, die ihm zu gefallen das Kloster heimlich verlassen, verheurathet hätte. Von ihrem Stande könnte er uns nichts sagen, weil sie in dem sechsten Jahre in das Kloster gekommen, und darinnen blofs unter dem Namen Mariane bekannt gewesen wäre. Sie möchte indessen von dem niedrigsten Herkommen seyn so wäre sie doch so liebenswürdig, dafs er sich nur einen hohen Stand wünschen wollte, um seine Geliebte darein setzen zu können. Denn Carlson wufste nichts weiter von seiner Geburt, als dafs sein Vater ein Aufseher auf den Gütern meines ersten Gemahls gewesen, und ihm jung gestorben wäre. Er bat uns unbeschreiblich, dafs wir nach dem Haag kommen sollten, von welchem Orte er itzt nur etliche Meilen weit in dem Quartiere stünde. Diese Nachricht erschreckte uns fast mehr, als sie uns erfreute. Wir vermutheten bey dieser Ehe zwar genug Liebe, aber nicht genug Ueberlegung. Indessen schickten wir ihm etliche hundert Ducaten, dafs er seine Umstände desto bequemer einrichten könnte. Wir versprachen auch ihn so bald zu besuchen, als es die Jahrszeit und meine Umstände erlauben würden; denn ich war mit einer Tochter darnieder-

niedergekommen. Wir reiſeten den folgenden Frühling nach dem Haag ab. Wir fanden an unſerm Carlſon und ſeiner Frau ein Paar Eheleute, die einander werth waren. Mariane war ein ganz auſſerordentlich ſchönes Frauenzimmer. Sie war blond, und hatte ein Paar groſſe blaue und ſchmachtende Augen, die ſich zu ſchämen ſchienen, daſs ſie die Verräther von einem ſehr zärtlichen Herzen ſeyn ſollten. Und wenn auch die übrigen Theile ihres Geſichts nicht ſo ausnehmend wohlgeſtalt und recht abgemeſſen geweſen wären: ſo hätte ſie doch bloſs ihrer Augen wegen den Namen einer Schönheit verdient. Von ihrem Verſtande will ich nicht viel ſagen. Sie war im Kloſter erzogen. Ihr unſchuldiges und aufrichtiges Herz hätte auch den Mangel des Witzes tauſendmal erſetzt, wenn ſie gleich weniger Einſicht gehabt hätte, als ſie in der That hatte. Es hieng ihr noch etwas Schüchternes aus dem Kloſter an; allein ſelbſt dieſe Schüchternheit ſchickte ſich ſo wohl zu ihrer Unſchuld, daſs man ſie ungern würde vermiſst haben. Ja ich ſage noch mehr, man liebte ſogar an ihr die Schüchternheit; ſo wie oft ein Fehler unter gewiſſen Umſtänden zu einer Schönheit werden kann.

Ich ſuche die Worte vergebens, mit denen ich ihre Zärtlichkeit gegen ihren Mann beſchreiben

ben will. Man ſtelle ſich einen ſehr einnehmenden, feurigen und blühenden Mann, (denn dieſes war Carlſon) und dann ein von Natur zärtliches Frauenzimmer vor, die von Jugend auf eine Nonne geweſen war, und bey der die ſüſſen Empfindungen nur deſto mächtiger geworden waren, weil ſie an der ſtrengen Lebensart und an den Regeln einer hohen Keuſchheit einen beſtändigen Widerſtand gefunden hatte: ſo wird man die inbrünſtige und ſchmachtende Liebe dieſer jungen Frau einigermaſſen denken können. Ich war ſowohl mit unſers Carlſons Wahl zufrieden, als mein Mann, und wir vergnugten uns an der Zufriedenheit dieſes Paars ſo ſehr, daſs wir nicht wieder von ihm kommen konnten. Wir lieſſen Geld aus Amſterdam kommen, und blieben ein ganzes Jahr, und länger, bey dieſen zärtlichen Eheleuten. Nichts fehlte uns, als Carlſons redliche Mutter. Wir hatten Briefe von ihr, daſs es ſich mit ihrer Geſundheit gebeſſert hätte, und daſs ſie im Stand wäre, bald zu uns zu kommen. Wir ſchickten auch den Reitknecht, der mir ehemals die Poſt von meines Gemahls Tode gebracht hatte, fort, daſs er ſie abholen und zu uns bringen ſollte. Er hatte ſie bereits unterwegs angetroffen, und ſie war bey uns, ehe wir es vermutheten. Sie hatte ſich recht verjüngt, und ſie ward durch

die

die Freude über ihres Sohnes Glück und mein Vergnügen alle Tage belebter und munterer. Indessen versicherte uns diese rechtschaffene Frau, dass ihr Vergnügen gar zu gross sey, als dass es lange Bestand haben könnte. Mariane ward mit einer Tochter entbunden. Auch dieses diente uns zu einer neuen Freude. Doch jemehr wir Ursache hatten mit Marianen zufrieden zu seyn, desto begieriger wurden wir, etwas gewisses von ihrer Herkunft zu erfahren. Gleichwohl war alle unsere angewandte Mühe vergebens, uns dieses Geheimniss zu entdecken. Mariane hatte ihrem Manne zu lieb das Kloster heimlich verlassen, und wir mussten bey unserer Nachforschung sehr behutsam gehen, damit wir sie nicht in die Gefahr setzten, entdeckt zu werden. Im Kloster fertigte man diejenigen, die wir insgeheim nachfragen liessen, mit der Antwort ab, dass ihnen Marianens Stand und Geburt unbekannt wäre, dass sie in ihrem sechsten Jahre von einem gemeinen Manne in das Kloster gebracht worden, der ein gewisses Geld zu ihrer Erziehung da gelassen, und nichts gesagt hätte, als dass sie die Tochter eines unglücklichen Holländers wäre, der sie nicht in der reformirten Religion erziehen lassen wollte. Vielleicht könnte er der Aebtissinn mehr vertraut haben, diese aber wäre todt. Kurz, wir erfuhren

nichts

nichts, und es konnte seyn, dafs man in dem Kloster selbst nichts gewisses von Mariancns Herkunft wufste. Denn wie viele Kinder werden nicht unter einem fremden Namen in die Klöster gebracht, und durch unbekannte Hande erhalten!

Endlich mufsten wir uns doch entschliessen, wieder nach Amsterdam zurückzugehen. Unsere Umstände foderten diese Trennung. Caroline begleitete uns nach dem Haag. Sie erkundigte sich hier, ob sie nicht jemanden antreffen könnte, der ihr von ihrem Bruder, Andreas, Nachricht geben könnte. Allein sie erfuhr nichts weiter, als was wir schon wufsten, nemlich, dafs er nach seiner Frauen Tode unglücklich in seiner Handlung geworden, und, weil er sein Vermögen eingebüsset hätte, mit einem Schiffe nach Ostindien gegangen wäre, sein Glück von neuem zu versuchen. Wir blieben noch etliche Tage in dem Haag, und nahmen unsere Reisegelder in Empfang Und eben da wir fort wollten, liefs uns der Kauffmann, der sie uns ausgezahlt hatte, sagen, dafs in Amsterdam vor etlichen Tagen ein Ostindienfahrer, und auf diesem Schiffe zugleich Herr Andreas, der Kaufmann, nach dem wir ehedem gefragt hätten, zurückgekommen, und heute

bey

bey ihm gewesen wäre. Diese Zeitung war gar zu wichtig, als dass wir unsere Reise hätten fortsetzen sollen, ohne den Herrn Andreas zu sprechen. Aber wollte der Himmel, dass wir ihn in unserm Leben nicht gesehen hätten! Er kam den andern Tag zu uns; Carolinens erste Frage war, warum er ihr denn vor seiner Abreise nach Ostindien nichts ausführliches von dem Tode ihrer Tochter geschrieben hätte? Ist denn Mariane todt? rief er. Was willst du denn mit der Mariane? versetzte seine Schwester. Meine Tochter hiess ja, wie ich, Caroline. Wo ist sie denn? Ist sie nicht todt? Ach wenn doch dieser Gott wollte! Ja doch, sprach Andreas, ich weiss es wohl, sie hiess Caroline; aber aus Liebe zu meiner Frau, und weil ich sie an Kindesstatt angenommen hatte, nennte ich sie nach meiner Frau, Mariane. Ich will dir alles erzählen; aber versprich mir, dass du mir auch alles vergeben willst. Meine liebe Frau starb mir, wie ich dir vor zehn Jahren gemeldet habe. Mariane war ebenfalls tödtlich krank, und ich hielt sie schon für verlohren. Allein es besserte sich mit ihr. Indessen nöthigte mich mein Bankerott, mein Glück anderwärts zu versuchen. Ich gieng nach Ostindien. Du weist, dass ich der Catholischen Religion zugethan bin. Ich liebte deine Tochter oder

viel-

vielmehr meine an Kindesſtatt angenommene Mariane recht väterlich. Um ſie nun theils in meiner Religion erziehen zu laſſen; theils ſie wohl zu verſorgen: ſo nahm ich, was ich noch hatte, und that dieſes liebe Kind vor meiner Abreiſe, und ohne jemanden etwas davon zu ſagen, in ein Kloſter, an der Gränze der Oeſterreichiſchen Niederlande. Ich war eben im Begriff dahin zu reiſen, um zu ſehen, ob Mariane noch lebte, als ich hieher gerufen ward. Ich kann nicht länger warten, ich muſs wiſſen, ob ſie noch lebt. Komm mit, ſprach er zu Carolinen. Wir wollen den Augenblick in das Kloſter fahren. In drey Tagen ſind wir wieder hier. Und ohne ein Wort weiter zu ſprechen, giengen ſie beyde fort. Mein Mann und ich hatten kaum das Herz uns anzuſehen, geſchweige zu reden. Ein heimlicher Schauer lief mir durch alle Glieder. Gott, was ſoll das werden! fieng endlich mein Mann an. Mariane, das Kloſter —— und nicht weit von der Gränze. Was ſind dieſes für entſetzliche Nachrichten! Ach der arme, der unglückliche Carlſon! Möchte doch dieſesmal unſere Muthmaſſung falſch ſeyn! Wäre doch Andreas wieder da, oder wäre er vielmehr nimmermehr wieder nach Europa gekommen! Seine Gegenwart wird uns ganz gewiſs das traurigſte Geheimniſs offenbaren,

das

das uns ewig hätte verborgen bleiben ſollen. Wird nicht Caroline, um ihre Tochter wieder zu finden, ſie als Frau aus den Armen ihres eigenen Sohnes reiſſen müſſen? Mit dieſen grauſamen Vorſtellungen quälten wir uns, bis Andreas mit ſeiner Schweſter, der Caroline, wieder zurückkam. Ihr Anblick lieſs uns, zu unſerm Unglücke, die Sache auf einmal errathen. Caroline zerfloſs faſt in Thränen. Sie that untröſtlich, und ihr Bruder, als ein harter Mann, lieſs zwar äuſſerlich keine Traurigkeit ſpüren; allein er ſaſs ganz betrübt. Wir konnten aus beyden lange Zeit kein Wort bringen. Sie hatten, mit einem Worte, in dem Kloſter erfahren, daſs eine Nonne, mit Namen Mariane, welche um das und das Jahr, (Tag und Jahr traf beydes ein,) in das Kloſter gebracht wäre, vor anderthalb Jahren daſſelbe heimlich verlaſſen, und, ſo viel man wüſste, ſich mit einem jungen von Adel verheurathet hätte. Was war zu thun? Wir muſsten, anſtatt nach Amſterdam zu reiſen, wieder zurück nach Carlſons Quartier. Wir ſahen alle viere nur mehr als zu gewiſs, daſs dieſe Nonne niemand anders als Carlſons Frau ſeyn würde. Doch man muſste das menſchliche Herz nicht kennen, wenn man glaubte, daſs wir zu unſerm Troſte keine Ausflüchte gewuſst hätten. Eine Nachricht, von

der

der uns die Gewiſsheit erſchreckt, und das Gegentheil erfreut, mag noch ſo wahrſcheinlich ſeyn, als ſie will, ſo ſind wir doch ſinnreich genug, ſie zweifelhaft zu machen. Sollte ich, ſagte Caroline, denn mein Kind, mein leiblich Kind nicht kennen? Sollte es denn keine Aehnlichkeit mit mir haben? Gleichwohl hatte ſie es verlaſſen, da es kaum einige Monate alt geweſen war. Ein junger von Adel, fieng mein Mann oft unterwegs an, ein junger von Adel? Wann hat ſich denn Carlſon dafur ausgegeben? Er iſt viel zu beſcheiden, als daſs er ſich einen Stand andichten ſollte, in dem er nicht erzogen worden iſt. Nein, nein, ſprach ich, das wolle Gott nicht! Hätte er ſich auch für einen Edelmann ausgegeben, warum hätte er nicht geſagt, daſs er ein Officier wäre? Vielleicht iſt in eben dem Jahre noch ein Kind in das Kloſter gekommen, das ebenfalls den Namen Mariane gehabt hat. Andreas, der der Philoſophie wegen nicht nach Oſtindien gereiſet war, meynte, es läge ſchon in der Natur, daſs ein Paar ſo nahe Blutsfreunde einander nicht als Mann und Frau lieben könnten. Ich glaube, daſs wir uns alle Augenblicke auf dieſer Reiſe widerſprachen, ohne es zu merken. Voll Zittern und Hofnung kamen wir alſo bey unſerm Carlſon wieder an. Wir hatten uns vorgenommen, recht behutſam

zu gehn, und die Urſache unſerer Zurückkunft weder ihm noch ihr merken zu laſſen. Wir wollten ſagen, daſs wir aus Vergnügen über die Ankunft des Herrn Andreas wieder mit umgekehrt waren. Wenn auch, ſprachen wir alle, Mariane die rechte Mariane ſeyn ſollte: ſo würden dieſe zärtlichen Eheleute doch beyde in Verzweiflung gerathen, wenn wir ihnen dieſes traurige Geheimniſs auf einmal entdeckten. Nein, fieng ich an, wir bringen Marianen auf dieſe Art um das Leben. Iſt ſie die wahre Caroline: ſo will ich ſie bitten, daſs ſie mir zu lieb auf einige Zeit mit nach Amſterdam reiſen ſolle. Ihr Mann wird ihr dieſs Vergnügen nicht abſchlagen. Iſt ſie einmal in Amſterdam: ſo wird es Zeit ſeyn, ihr das Geheimniſs nicht ſowohl zu entdecken, als es ſie nach und nach ſelbſt entdecken zu laſſen. Weiſs es Mariane: ſo ſoll es Carlſon auch erfahren. Er muſs ſie in ſeinem Leben nicht wieder zu ſehn bekommen. Dieſes wird der einzige Troſt ſeyn, mit dem wir ihm in ſeinem mitleidenswürdigen Irrthume beyſtehen können. Er kennt die Religion, und hört die Vernunft. Die Tochter aus dieſer unglücklichen Ehe will ich erziehen laſſen, damit Mariane den traurigen Beweis einer ſo zärtlichen und nunmehr unerlaubten Liebe nicht vor Augen hat. In dieſer Berathſchlagung lang-

Mariana ist ihre Schwester.

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

langten wir bey Carlſon an. Er trat in die Thüre, indem wir ankamen, und lief uns mit Verwunderung entgegen. Wir heiterten unſere Geſichter ſo gut auf, als es möglich war, und ſagten ihm, daſs Herr Andreas, Carolinens Bruder, den wir in dem Haag von ſeiner Wiederkunft aus Indien angetroffen hätten, die Urſache unſerer Zurückkunft wäre. Wer war froher, als er! Wir traten in die Stube zu ſeiner Mariane. Kaum hatte Andreas Marianen erblickt: ſo fiel er ihr um den Hals, und ſchrie mit einem entſetzlichen Tone: Ach, das Gott erbarme, ſie iſt es, ſie iſt es! Ich unglücklicher Mann, ich bin an allem Schuld! Dieſes war die Erfüllung von dem Vorſatze, bey der Sache behutſam zu gehen. Caroline lief als verzweifelnd zur Thüre hinaus. Mariane wollte ſich von dem Andreas losmachen; allein er lieſs ſie nicht aus ſeinen Armen. Ich hatte nicht ſo viel Gewalt über mich, daſs ich hingehen, und ihn von ihr losreiſſen konnte. Carlſon blieb auf einer Stelle ſtehen, und fragte hundertmal, was das wäre. Mein Mann wollte es ihm ſagen, und kehrte doch bey jedem Worte wieder ein. Mariane kam endlich auf mich zu. Ich ſollte ihr entdecken, was es wäre. Ich fieng an zu reden, ohne zu wiſſen was. Ich bat ſie um Vergebung. Ich verſicherte ſie

meiner ewigen Freundſchaft. Ich umarmte ſie. Dieſes war es alles. Indeſſen kam ihr Mann, und wollte ſie aus meinen Armen nehmen: Nein, nein, ſchrie ich, Mariane iſt nicht ihre Frau, Mariane iſt ihre Schweſter. In dieſem Augenblicke ſank Mariane nieder, und ich erwachte darüber, wie aus einem unruhigen Schlafe. Ich und mein Mann waren am erſten wieder bey uns ſelbſt. Wir brachten Marianen auf ein Bette, und ſie erholte ſich aus einer Ohnmacht, um in die andere zu fallen. Wir brachten ſie den ganzen Tag nicht wieder zu ſich ſelbſt.

Mein Mann war indeſſen nach Carolinen gegangen, die wir, ſeit dem ſie aus der Stube gelaufen war, nicht wieder geſehen hatten. Er hatte ſie in dem Gartenhauſe auf den Knien angetroffen. Ich will gleich auf den andern Tag kommen. Das Gewaltſame unſers Affects hatte ſich gelegt, und ſich ſtatt deſſen das Bange der Traurigkeit eingeſtellt. Thränen und Seufzer, welche die Beſtürzung geſtern zurückgehalten, hatten nun ihre Freyheit, und wir ſuchten unſern Torſt in Klagen und Mitleiden. Carlſon kam vor das Bette ſeiner Mariane, und mit ihm Wehmuth, Furcht, Scham, Reue und gekränkte Zartlichkeit. Es war erbärmlich anzuſehen, wie ſich dieſe beyden Leute gegen

einan-

einander bezeigten. Die Religion hiefs ſie die Liebe der Ehe in Schweſter- und Bruderliebe verwandeln, und ihr Herz verlangte das Gegentheil. Sie hatten einander unbeſchreiblich geliebt. Sie waren noch in dem Frühlinge ihrer Ehe, und ſie ſollten dieſes Band itzt ohne Anſtand zerreiſſen. Sie hatten einander in ihrem Leben nicht geſehen, und alſo kam ihnen die Vertraulichkeit nicht zu Hülfe, die ſonſt die Liebe unter Blutsverwandten auszulöſchen pflegt. Ihre Natur ſelbſt that den Ausſpruch zu ihrem Beſten. Wie konnten ſie etwas in ſich fühlen, das ihre Liebe verdammte, da ſie den Zug der Blutsfreundſchaft nie gefühlt hatten. Ach, mein Bruder, rief Mariane einmal über das andere aus, verlaſst mich, verlaſst mich! Unglückſeliger Gemahl, fangt mich an zu haſſen. Ich bin eure Schweſter. Doch nein! Mein Herz ſagt mir nichts davon. Ich bin euer, ich bin euer. Uns verbindet die Ehe. Gott wird uns nicht trennen. Ihr Gemahl war nicht beſſer geſinnt. Er hörte die Stimme der Leidenſchaften, um den Befehl der Religion nicht zu hören. Er hütete ſich genau, ſie nicht ſeine Schweſter zu nennen. Er hieſs ſie ſeine Mariane. Er war beredt, und unerſchöpflich in Klagen, die bis an das Herz drangen, weil ſie das Herz hervorbrachte. Er fieng zuweilen

mitten in seinen Klagen an zu philosophiren, und, wie man leicht glauben kann, sehr eigennützig. Er erwies, dafs ihre Ehe vor Gott erlaubt wäre, wenn sie auch die Welt verdammete. Und er that doch nichts, als dafs er zehnmal nach einander sagte, dafs sie öffentlich verbunden wären, und dafs nichts als der Tod dieses Bundnifs trennen sollte. Er wünschte unzählige male, in der Sprache des Affects, dafs Andreas gestorben seyn möchte, ehe er den Athem zur Entdeckung dieses Geheimnisses hätte schöpfen können. Dieser fafs da, als ob er sein Todesurtheil anhören sollte. Ich glaube, dafs er gern mit etlichen Jahren von seinem Leben das zerstörte Vergnügen dieser Zärtlichen wieder erkauft hätte. Caroline trat endlich zu Marianen an das Bette, und hiefs Carlsonen weggehen. Meine Tochter, fieng sie an, ich habe dich wieder gefunden, um dich aus den Armen deines Bruders zu reissen. Wollte Gott, dafs ich dieser betrübten Pflicht zeitlebens hätte überhoben seyn können! Vielleicht ist es die Strafe, dafs ich —— doch Gott hat es verhänget. Ihr seyd beyde keines Verbrechens schuldig. Eure Unwissenheit rechtfertiget eure Liebe, und die Gewifsheit verbeut sie nunmehr. Ich bin eure Mutter, ich liebe euch, als meine Kinder; aber ich verabscheue euch, wenn ihr

das

das Band der Ehe dem Bande des Blutes vorzieht. Die Anrede war ſehr fromm; allein ſie war zu heftig, und zu fruh angebracht. Sie weckte die Verzweiflung in beyden von neuem auf. Mein Mann erwählete einen gelindern Weg, die zärtlichen Gemuther zu beſanftigen. Er bediente ſich eines Scheingrundes, der in der Stunde des Affekts eben ſo viel Kraft zu haben pflegt, als die Wahrheit. Er ſagte, es wäre eine Gewiſſensſache, die wir nicht entſcheiden könnten. Wir wollten den Ausſpruch verſtändigen Gottesgelehrten überlaſſen. Er glaubte, daſs die Ehe vielleicht noch Statt finden könnte. Dieſes war eine Arzney, welche die Wehmuth der beyden Leute verminderte, und zugleich ihrer Liebe Widerſtand that. Sie entſchloſſen ſich, ſich dem Ausſpruche der Geiſtlichen zu unterwerfen; aber gewiſs nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Verlangen, deſto ruhiger ihre Liebe fortſetzen zu können. Wir machten uns indeſſen ihre Bereitwilligkeit zu Nutze, und ermunterten Marianen, uns, ſobald es ihre Umſtände zulieſſen, nach Amſterdam zu folgen; vielleicht wäre es möglich, daſs man von Rom Diſpenſation erlangen könnte. Ihr Mann ſollte ſich Urlaub auf ein halbes Jahr ausbitten, und, wenn er ihn erhielte, uns nachkommen. Alles dieſes lieſſen ſich die beyden

Leute gefallen. Es ſtrichen einige Tage dahin, und Mariane war in den Umſtänden, die Reiſe mit anzutreten. Indem wir uns dazu anſchickten, ſo erhielt Carlſon Ordre, ſich unverzüglich, und bey Verluſt ſeiner Stelle, zu dem Regimente zu verfügen, weil es marſchiren ſollte. Dieſe Nachricht that eine ungleiche Wirkung. Carlſon war darüber erfreut, und Mariane ward von neuem niedergeſchlagen. Kaum ſah ſie ſeine Zufriedenheit über dieſe Poſt: ſo machte ſie ihm die grauſamſten Vorwürfe. Sie hieſs ihn einen Ungetreuen, der ihrer los zu ſeyn wünſchte. Sollte man wohl glauben, daſs eine Frau, die da wuſste, daſs ihr Mann ihr Bruder war, noch auf einen ſolchen Verdacht fallen könnte? Allein, was iſt in der Liebe und in dem Traume wohl unmöglich? Wir ſahen alſo leider nur mehr als zu deutlich, wie heftig Mariane ihren Mann noch liebte, und wie ſie in ihrem Herzen nichts weniger beſchloſſen hatte, als ihn fahren zu laſſen. Carlſon verſicherte ſie mit den gröſten Betheurungen, daſs er ſie noch unendlich liebte, und daſs er über die Nachricht zum Marſche nur deswegen vergnügt wäre, weil er ſolche als eine Gelegenheit anſahe, die der Himmel beſtimmt hätte, der Sache den Ausſchlag zu geben. Vielleicht, ſprach er, verliere ich mein Leben, wenn es

zu einem Feldzuge kömmt. Und wer iſt alsdenn glücklicher, als wir? Soll ich den Tod nicht geringer ſchätzen, als die Quaal, euch zu ſehen, und euch zu lieben? Und wollt ihr nicht lieber mit Gewalt von mir getrennet ſeyn, als die Pein ausſtehen, mich freywillig zu verlaſſen, und doch dieſe Freyheit niemals von eurer Liebe zu erhalten? Seyd getroſt, liebſte Mariane! Komme ich wieder zurück: ſo iſt es ein Zeichen, daſs der Himmel unſre Ehe billiget. Verliere ich mein Leben: ſo iſt es ein Beweis, daſs ihr einen Mann verlohren habt, der nur euer Bruder, und nicht euer Ehemann ſeyn ſollte. Welche glückſelige Dienſte leiſtet nicht der Irrthum in gewiſſen Umſtänden! Und wie gut iſt es nicht oft, daſs wir das Vergnügen haben, uns ſelbſt zu betrügen! Genug, Carlſons Irrthum war in Anſehung des Erfolgs vortreflich. Er beruhigte ihn, und endlich auch Marianen. Sie lieſſen die Sache auf den Himmel ankommen; und ſie verſprachen ſich von dieſem Richter nichts, als was ſie wünſchten. Sie flenten Gott um Beyſtand an, nicht anders, als ob ihnen die Menſchen unrecht thäten. Kurz, ſie wären voll Zuverſicht und Vertrauen, die alle Wahrheit nicht würde zuwegegebracht haben. Carlſon reiſete fort, als ob er in dem Treffen ſeine Mariane gewinnen ſollte, und

Mariane that ſo geſetzt, als ob ſie ihn von ſich lieſſe, um ihn auf ewig wieder zu bekommen. Sobald er fort war, ſo folgte ſie uns ganz getroſt nebſt ihrer Tochter und ihrer Mutter nach Amſterdam. Andreas, der ſich in Oſtindien wieder ein kleines Vermögen erworben hatte, blieb in dem Haag, um von neuem ſeinen Handel anzufangen, wozu ihm Caroline einen Theil von ihren Geldern gab, die ſie aus Deutſchland mitgebracht hatte. Wir trafen unſern gütigen Wirth in Amſterdam noch in ſeinen vorigen Umſtänden an. Wir gaben Mariane für Carlſons Frau aus, und Caroline war ſeine Mutter.

In wenig Monaten erhielten wir die Nachricht, daſs Carlſon zwar nicht gegen den Feind, ſondern an einer hitzigen Feldkrankheit geblieben wäre. Caroline, ich, und mein Mann bedaureten ihn ſehr; aber wenn wir an ſeine Ehe dachten, ſo war uns ſein Tod eine erwünſchte Nachricht. Denn wer konnte die gefährliche Sache beſſer ſchlichten, als der Tod? Die Ausſprüche der Geiſtlichen würden ganz gewiſs wider dieſe Ehe geweſen ſeyn. Und Mariane und ihr Mann hätten entweder einander nicht verlaſſen, oder ohne einander das unglückſeligſte Leben geführt. Gleichwohl war uns für Marianen noch ſehr bange. Sie hatte ſich zwar

dem

dem Endurtheile des Himmels ergeben; aber, wie ich ſchon erinnert, in keiner andern Hofnung, als daſs es vortheilhaft für ſie ausfallen würde. Wir ſahen, daſs Marianens Verzweiflung von neuem wieder aufwachen würde. Dennoch muſste ſie es erfahren. Wir lieſſen ſie auf unſer Zimmer rufen, und mein Mann nahm es über ſich, ihr ihres Mannes Tod zu entdecken. Nicht wahr, Mariane, fieng er an, ſie errathen ſchon, was ich ihnen hinterbringen will? Erſchrecken ſie nur, denn ſie müſſen doch erſchrecken. Hier iſt ein Brief aus dem Lager. Sagen ſie mir nichts mehr, verſetzte Mariane. Ich kann den Inhalt des Briefs ſchon wiſſen. Mein Gemahl iſt todt. Ich unglückſelige Frau! Doch ich bin zufrieden, daſs mir ihn nicht die Welt, ſondern der Himmel entzogen hat. Nun ſehe ich, daſs es Gott nicht hat haben wollen. Wie iſt er denn geſtorben? Iſt er im Treffen geblieben?

Wir erſtaunten über dieſe unvermuthete Gelaſſenheit, die einer Gleichgültigkeit nicht unähnlich ſah. Wir hatten uns auf die beſten Troſtgründe vergebens gefaſst gemacht. Gleichwohl wuſsten wir auch nicht, ob wir Marianen trauen durften. Indeſſen that ſie gelaſſen, und betrauerte ihren Mann mehr durch ſtille Thränen,

nen, als durch eine tobende Wehmuth und Ungedult. In etlichen Tagen erhielten wir wieder einen Brief, und die Auffchrift war Carlfons Hand. Soll ichs aufrichtig geftehen, fo erfchrack ich weit mehr, dafs er noch lebte, als ich zuerft über feinen Tod erfchrocken war. Gott, dachte ich, was wird dieſes wieder werden? Carlfon wird feiner Krankheit wegen das Lager verlaffen, und wohl gar abgedankt haben. Die Liebe wird ihn wieder zu Marianen rufen. Mariane nun war vor Freuden ganz auffer fich. Der Brief war an fie, und fie brach ihn nicht etwa gleich auf. O nein, fo viel Zeit liefs ihr ihre vergnügte Unruhe nicht. Sie gab ihn uns auch nicht zu erbrechen. Sie behielt ihn in den Händen, als einen unbekannten Schatz, den man nicht eröfnen will, bis man fich zehnmal vorgeftellet hat, wie viel darinnen feyn könnte. Da fie ihn endlich erbrach, fo war der Brief fchon viele Wochen älter, als derjenige, der uns Carlfons Tod berichtet hatte. Kurz, es war ein Abfchiedsbrief an Marianen. Ich will die Abfchrift herfetzen:

Liebſte Mariane!

Dieſes find feit vier Wochen die erſten Stunden, da ich mich befinnen und euch

mei-

meine Krankheit melden kann. Wie glückſelig bin ich, daſs ich krank geweſen, und dem Tode ſo nahe gekommen bin, ohne beydes zu wiſſen! Wie viel würde ich euertwegen binnen der Zeit ausgeſtanden haben, wenn ich meiner mächtig geweſen wäre! Gott ſey für dieſe Art des Todes gedankt! Ich bin völlig ausgezehrt, völlig entkräftet. Und ich ſehe die Stunden, da ich mir wieder bewuſst bin, für nichts als Augenblicke an, die mir Gott gönnt, mich noch einmal in der Welt, und in meiner eignen Seele umzuſehen, und an das Zukünftige zum letzten male zu denken. So lebt denn wohl, Mariane, lebt ewig wohl! Beweint mich nicht als euren Mann, ſondern als euren Bruder. Trauriger Name! Verſchweigt unſerer Tochter unſer Schickſal, wenn ſie leben bleibt. Verbergt es, wenn es möglich iſt, vor euch ſelbſt. Mein Gewiſſen macht mir keinen Vorwurf, daſs ich euch geliebet habe; allein es beunruhiget mich, daſs ich euch, nach der traurigen Entdeckung, als meine Frau zu lieben nicht habe aufhören wollen. Gott, wie viel anders denken wir auf dem Todbette, als in unſerm Leben! Was ſieht nicht unſere Vernunft, wie viel ſieht ſie

nicht,

nicht, wenn unſere Leidenſchaften ſtille und entkräftet ſind! Ja, ja, ich ſterbe, ich ſterbe getroſt. Doch Gott! Ich ſoll euch nicht wiederſehn? Ich ſoll euch verlaſſen, liebſte Mariane? Ich ſoll ſterben? Welche entſetzliche Empfindungen fangen itzt in mir an zu entſtehen! Ach ich kann nicht mehr ſchreiben! — So weit war ich vor einer halben Stunde gekommen. Ich bin wieder beruhiget. Die Liebe zum Leben hat ſich zum letzten male geregt. Lebt wohl, meine Mariane! Grüſst meine Mutter, und meine beyden groſsmüthigen Freunde. Mein liebſter Freund, Dormund, den ihr ſo vielmal bey mir geſehen habt, iſt itzt bey mir. Er will mich nicht eher verlaſſen, als bis ich todt bin. Könnt ihr euch entſchlieſſen, wieder zu lieben: ſo vergeſst nicht, daſs euer ſterbender Mann euch niemanden gegönnet hat, als ihm. Er wird euch meine Uhr mit eurem Portrait überbringen. Die andern Sachen habe ich meinen armen Soldaten geſchenckt. Ich fühle meinen Tod. Lebt wohl!

Sobald ſie geſehen hatte, daſs es ein Abſchiedsbrief war, und daſs ſie ſich in der bey dem Titel gefaſsten Hofnung betrogen: ſo gieng

das

das Wehklagen erſt recht an. Ich will ihre Troſtloſigkeit und etliche ſchlimme Folgen, die für ſie und uns daraus entſtunden, nicht erzählen. Es ſind Umſtände, an denen wir Theil nahmen, weil wir gleichſam darein geflochten waren. Sie waren in Anſehung unſerer Empfindung wichtig. Allein, ich würde übel ſchlieſſen, wenn ich glauben wollte, daſs ſie deswegen dem Leſer merkwürdig vorkommen, und ihn rühren würden. Ich will daher vieles übergehen.

Wir lebten wieder ruhig. Es ſchien, als ob uns der Himmel mit Gewalt reich machen wollte. Unſere Capitale brachten mehr ein, als wir verlangten, und weit mehr, als wir brauchten. Und ich dachte nicht einmal daran, meine bey der Krone ſtehenden Gelder zu fodern. Ich war vielmehr ruhig, wenn ich nicht an dieſes Land denken durfte. Ueber dieſes war es auch durch den Krieg ganz erſchöpft und entblöſst. Genug, ich lebte unbekannt und zufrieden. Ich war die Frau eines angenehmen und klugen Mannes. Das Ungluck, das uns zeither betroffen, hatte unſere Gemüther gleichſam aufgelöſet, die Ruhe nunmehr deſto ſtärker zu ſchmecken. Man durfte faſt ſagen, wer lauter Glück hätte, der hätte gar keines. Es iſt

wohl

wohl wahr, dass das Unglück an und für sich nichts angenehmes ist: allein es ist es doch in der Folge und in dem Zusammenhange. Wenigstens gleichet es den Arzneyen, die unserm Körper einen Schmerz verursachen, damit er desto gesünder wird.

Mitten in unserer Zufriedenheit, die nunmehr über ein Jahr gedauert hatte, kam Herr Dormund, Carlsons guter Freund, und überbrachte Marianen die in dem Briefe erwähnte goldene Uhr mit ihrem Portrait. Mariane hatte ihn oft bey ihrem Manne, wir ihn aber noch gar nicht gesehen. Doch was brauchte er zu seiner Empfehlung mehr, als den Namen eines guten Freundes von unserm Carlson? Er war ein Holländer von Geburt, und von Person sehr angenehm. Er gewann unsere Vertraulichkeit sehr bald. Er war ein Staabsofficier, hatte nunmehr abgedankt, und wollte von seinen Renten für sich leben. Er war noch jung. Er hatte nicht studirt; allein er hatte doch etlichen Büchern und dem Umgange einen gewissen Witz zu danken, der im Anfange sehr einnahm. Er konnte etliche Sprachen, und auch gut deutsch. Er liess sich in Amsterdam nieder, und wir konnten seine Absicht leicht merken. Mariane war sein Wunsch, und Mariane verdiente

diente in der That, dafs man ihretwegen Feld und Hof verliefs. Sie war noch vollkommen ſchön. Das Unglück hatte ihr von ihren äuſſerlichen Reitzungen nichts entzogen, und zu der Schönheit ihres Gemüths noch vieles hinzugeſetzt. Sie war durch den Umgang nur noch liebenswürdiger geworden. Sie war erſt achtzehn oder neunzehn Jahre alt, und noch in ihrem völligen Frühlinge. Dormund wuſste ſich bald bey ihr gefällig zu machen. Vielleicht liebte ſie in dem Freunde ihres verſtorbenen Mannes noch ihren Mann. Genug, er gewann ihr Herz. Sie kam einmal zu mir, und fieng mit einer vielbedeutenden Stimme an: Madame, es wäre doch wohl billig geweſen, dafs wir Herr Dormunden die Uhr, die er mir von meinem Manne überbracht, zu einem Andenken gelaſſen hätten. Ich würde es gewifs gethan haben, wenn mein Portrait nicht darinne geweſen wäre; allein ſo ſchickt ſichs wohl nicht. Ich verſtund dieſe Sprache ſehr gut. Mariane, ſagte ich, was machen ſie ſich für ein Bedenken, dem ihr Portrait zu geben, dem ſie unſtreitig ihr Herz ſchon überlaſſen haben? Ich merke, ſie wollen Herr Dormunden gern eine Gefälligkeit erweiſen, die das Anſehen einer Erkenntlichkeit haben ſollte, ob ſie gleich die Liebe zum Grunde hat. Ich will ihnen bald aus der

Sache

Sache helfen. Geben sie mir die Uhr. Es wird sich schon eine Gelegenheit zeigen, die nicht studirt lasst, bey der ich sie ihm anbieten kann. Auf die Uebergabe der Uhr folgte bald die Uebergabe des Herzens. Mariane ward Dormunden zu Theil, und sie schienen beyde einander zum Vergnügen gebohren zu seyn. Und wenn ja Mariane ihren Mann zuweilen beunruhigte, so geschah es doch aus einem Grunde, den ein Ehemann schwerlich übel nehmen kann. Ihr Fehler war die Eifersucht, der erbliche Fehler unsers Geschlechts. Ich besinne mich, dass Mariane einmal mit Thränen auf meine Stube kam. Sie konnte vor Wehmuth nicht reden, und ich befürchtete, das gröste Unglück von ihr zu hören. Allein was kam endlich heraus? Sie seufzete über die Gleichgültigkeit ihres Ehemannes, und hätte lieber von seiner Untreue gesprochen. Ich fragte nach der Ursache. Da erfuhr ich folgende Kleinigkeit. Ihr Mann hätte kurz vorher Briefe geschrieben; sie wäre zu ihm an den Tisch getreten; sie hätte ihn einige male recht zärtlich geküsst, er aber hätte ihr weder mit einem Gegenkusse, noch mit einem Blicke geantwortet, sondern immer fortgeschrieben, nicht anders, als wenn er sie nicht sehen wollte. Ach Gott! fuhr sie fort, wer weiss, an wen der Untreue schreibt? Konnten sie

denn

denn nichts in dem Briefe leſen? fieng ich an. Nein, nichts, nichts, als daſs der Anfang hieſs: Mein Herr. Wer ſollte wohl glauben, daſs eine vernunftige Frau keine ſtarkere Urſache zur Eiferſucht nöthig hätte, als ſo eine? Doch, warum kann ich noch fragen? Wie oft thut nicht die Liebe einen Schritt uber die Gränzen der Vernunft! Und wenn dieſer Schritt gethan iſt, ſo hilft es nichts, daſs wir eine gute Vernunft haben. Ueberhaupt entſtehen wohl die meiſten Uneinigkeiten, die in der Ehe vorkommen, aus Kleinigkeiten. Sie heiſſen im Anfange nichts; allein ſie nehmen im Fortgange unſere Einbildung und andere Dinge zu Hülfe, und werden alsdenn wichtige Urſachen zur Gleichgültigkeit oder zur Eiferſucht.

Marianens Ehe hatte nunmehr etwa drey Vierteljahre gedauert, als ihr Mann gefährlich krank ward. Er ſtund zween Monate groſſe Schmerzen aus, und man merkte ſehr deutlich, daſs ihn eine Gemüthsunruhe eben ſo ſtark quälte, als die Krankheit. Er bat ſeine Frau oft mit Thränen, daſs ſie ihn verlaſſen ſollte. Er konnte auch Carolinen nicht leiden, vielweniger Marianens Kind, das ſie mit Carlſonen erzeuget hatte. Ich und mein Mann ſollten ohne Aufhören bey ihm bleiben, und ihm Troſt zuſpre-

sprechen. Er wollte getröstet seyn, und wir wusten doch nicht, was ihn beunruhigte, vielweniger hatten wir das Herz, ihn zu fragen. Sein Ende schien immer näher herbeyzukommen, und die Aerzte selbst kündigten es ihm an. Es war um Mitternacht, da er uns beyde plötzlich zu sich rufen liefs. Er rang halb mit dem Tode. Alles mufste aus der Stube. Darauf fieng er mit gebrochenen und gepreßten Worten an, sich und die Liebe auf das abscheulichste zu verfluchen. Gott, wie war uns dabey zu Muthe! Er nannte sich den gröften Missethäter, den die Welt gesehen hätte. Ich bin, schrie er, Carlsons Mörder. Ich habe ihm mit eigener Hand Gift beygebracht, um Marianen zu bekommen. Ich Unsinniger! Welche Gerechtigkeit, welches Urtheil wartet auf mich! Ich bin verlohren. Ich sehe ihn, ich sehe ihn! Bringt mich um, rief er wieder. Mein Mann redte ihm zu, er sollte sich besinnen, er würde in einer starken Phantasie gelegen haben. Nein, nein, rief er, es ist mehr als zu gewifs. Mein Gewissen hat mich lange genug gemartert. Ich bin der Mörder meines besten Freundes; ich Barbar! ich Böfewicht! Carlson besserte sich nach dem Abschiedsbriefe an Marianen wieder; und weil ich mir schon Hofnung auf seinen Tod und auf Marianen gemacht hatte, so brachte ich ihm Gift bey.

bey. Mein Mann nahm alle ſeine Vernunft und Religion zu Hulfe, und ſuchte dieſem Unglückſeligen damit beyzuſtehen. Seine Verzweiflung wollte ſich nicht ſtillen laſſen. Er verlangte Marianen noch einmal zu ſehen, und ihr ſeine Bosheit ſelbſt zu entdecken. Wir baten ihn um Gottes willen, daſs er Marianen dieſe That nicht offenbaren ſollte; er wurde ſeinem Gewiſſen dadurch nichts helfen, und durch ſein Bekenntniſs nur noch einen Mord begehen. Mariane kam, ehe ſie gerufen ward. Dormund redete ſie an; allein ſie hörte und ſah vor Wehmuth nicht. Er nahm ſie bey der Hand, und wollte das entſetztliche Bekenntniſs wiederholen. Ich hielt ihm den Mund zu. Wir fiengen an zu beten und zu ſingen. Doch er ſchrie nur deſto mehr. Mariane muſste es erfahren, was er gethan hatte. Er wiederholte ſeinen Mord umſtändlich. Er berief ſich auf den Regimentsfeldſcheerer und auf den Feldmedicum, die Carlſonen, weil er es befohlen, nach ſeinem Tode geöfnet, und das Gift gefunden, und geglaubt hatten, daſs er ſich ſelbſt damit vergeben. Mariane gerieth in eine ordentliche Raſerey. Sie ſtieſs die grauſamſten Namen wider ihn aus. Wir muſsten ſie endlich mit Gewalt bey Seite bringen. Er ſchlief zween Täge und zwo Nächte nach einander, ohne ſich

zu

zu ermuntern. Wir glaubten auch gewiſs, daſs er nicht wieder aufwachen würde; allein er erholte ſich. Wir kamen zu ihm. Wir muſsten ihn als einen Mörder haſſen; doch die allgemeine Menſchenliebe verband uns auch zum Mitleiden. Er war ruhiger, als zuvor, und bat uns mit tauſend Thranen um Vergebung. Er verſicherte uns, wenn er leben bliebe, daſs er uns nicht zum Entſetzen vor den Augen herumgehen, ſondern ſich den entlegenſten Ort zu ſeinem Aufenthalte, und zur Reue über ſeine Schandthat ausſuchen wollte. Er bat, daſs wir ihm Marianen nicht möchten wieder ſehen laſſen. Dieſe war auch ſchon in unſrer Wohnung; denn Dormund hatte ein Haus allein bezogen. Wir hatten nun genug an Marianen zu tröſten, und konnten Dormunden in zween Tagen nicht beſuchen. Doch hörten wir, daſs es ſich beſſerte. Mein Mann gieng den dritten Tag zu ihm. Allein Dormund war fort, und hatte folgenden Brief an ihn zurückgelaſſen:

Ich gehe, ſo weit als mich die Rache des Himmels kommen läſst. Mariane ſoll mich nicht wieder ſehen. O Gott, wozu kann einen nicht die Liebe verleiten! Der Schatten meines ermordeten Freundes wird mich auf allen Schritten verfolgen. Doch ich

ich will lieber alles ausſtehen, als dieſen Mord durch einen Selbſtmord häufen. Verfluchen ſie mein Gedächtniſs in ihrem Herzen. Ich bin es werth; doch entdeken ſie meine Schande der Welt nicht. Ich bin beſtraft genug, daſs ich Marianen und ihre groſsmüthigen Freunde verlaſſen muſs. Ich will wieder in den Krieg gehen. Vielleicht verliere ich bald ein Leben, das mir eine Marter iſt. Mein zurückgelaſſenes Vermögen ſoll Marianen. Wollte ihnen doch Gott die Freundſchaft vergelten, die ſie mir in meiner Krankheit erwieſen haben! Doch ſie haben ſie ja einem Unmenſchen erwieſen. Ich bin nicht werth, daſs ſie mich bedauern. Ach die unglückſelige Mariane!

Dormund war fort, ohne daſs wir wuſten, wohin. Unſere Mariane war in eine ordentliche Schwermuth gerathen. Sie weinte Tag und Nacht, und wir muſsten ihr auf einmal zwo Adern ſchlagen laſſen. Sie ſchlief in meiner Stube, und verſicherte mich, daſs ihr viel beſſer zu Muthe wäre, und daſs ſie dieſe Nacht wohl zu ſchlafen hofte. Der Morgen wies dieſe Prophezeyung aus. Ich warf kaum die Augen auf ihr Bette, ſo ſah ich ganze

Ströme Blut davon herunterlaufen. Was konnte ich anders vermuthen, als daſs ihr die Adern im Schlafe aufgegangen ſeyn würden? Mariane lag in einem fuhlloſen Schlummer, oder vielmehr in einer Ohnmacht. Ich ſchrie nach Hülfe, und wir banden ihr die Adern zu. Das Entſetzlichſte war, daſs die Binden nicht abgefallen, ſondern mit Fleiſs aufgemacht zu ſeyn ſchienen. Mariane kam gegen Abend etwas wieder zu ſich. Sie geſtund, daſs ſie die Binden, aus Luſt zum Tode, ſelbſt aufgemacht hätte, und wünſchte nichts mehr, als daſs ihr Ende bald da ſeyn möchte. Sie küſste mich und ſank, ohne ein Wort weiter zu reden, in einen Schlummer, und in etlichen Stunden darauf war ſie todt.

Mir gieng es, wie denen Leuten, die in einer Gefahr heftig verwundet werden, und es doch nicht eher fuhlen, bis ſie aus der Gefahr ſind. So bald Mariane todt war, ſo gieng erſt meine Marter an. Ich hätte mir lieber die Schuld von ihrem Tode beygemeſſen, weil ich dieſelbe Nacht nicht genauer auf ſie Achtung gegeben hatte. Allein, welche menſchliche Klugheit kann alles voraus ſehen! Ich hatte Marianen in der That zur Heirath mit Dormunden gerathen. Ich ſah, daſs dieſer Mann

Schuld

a. 22. Marianens Selbstmord. b. 5.

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Schuld an ihrem Selbſtmorde war. Ich dachte an Marianens Schickſal in der andern Welt. Und ich würde noch tauſendmal mehr ausgeſtanden haben, wenn mir die Liebe zu Marianen verſtattet hätte, ſie für unglücklich zu halten. Ihre Mutter war noch weit gelaſsner als ich. Ich weiſs nicht, wem ſie ihren Beyſtand zu danken hatte; vermuthlich der Religion. Sie ſah alles für ein Verhängniſs an, deſſen Urſachen ſie nicht ergründen könnte. Sie tröſtete ſich mit der Weisheit und Güte des Schöpfers, und verherrlichte ihr Unglück durch Standhaftigkeit. Es iſt gewiſs, daſs der Beyſtand der Religion in Unglücksfällen eine unglaubliche Kraft hat. Man nehme nur den Unglücklichen die Hofnung einer beſſern Welt, ſo ſehe ich nicht, womit ſie ſich aufrichten ſollen.

Unſer Unglück ſchien nunmehr beſänftiget zu ſeyn. Wir ſchmeckten die Ruhe eines ſtillen Lebens nach und nach wieder. Wir kehrten zu unſern Büchern zurück, und die Liebe verſüſste uns das Leben, und benahm den traurigen Erinnerungen des Vergangenen ihre Stärke. Mein Mann ſchrieb um dieſe Zeit ein Buch: Der ſtandhafte Weiſe im Unglück. Etwa ein Vierteljahr nach Marianens Tode ſtarb unſer Wirth, und ſeine Frau hatte auch bereits

Universitäts-Bibliothek Berlin.

reits die Welt verlaſſen. Dieſer Todesfall machte eine groſse Veränderung in unſern Umſtänden. Wir muſsten unſere Capitale übernehmen, die durch Dormunds Verlaſſenſchaft ſehr hoch angewachſen waren. In der That war dieſes eine groſse Laſt für uns. Weder ich, noch mein Mann, noch Caroline wuſsten recht mit dem Gelde umzugehen. Und ich glaube, wir hätten eher die Hälfte weggeſchenkt, als daſs wir es in unſerer Verwahrung hätten behalten ſollen. Andreas, Carolinens Bruder, hatte wieder eine Handlung in dem Haag angefangen. Wir ſchenkten ihm einige tauſend Thaler, und von dem übrigen Gelde bothen wir ihm die Hälfte in ſeine Handlung an; mit der andern Hälfte dienten wir guten Freunden. Wenn die Vorſichtigkeit bey dem Gelde eine Tugend ohne Ausnahme iſt; ſo muſs ich ſagen, daſs wir oft nachläſſig damit umgiengen. Es war uns oft genug, es hinzugeben, wenn wir wuſsten, daſs derjenige, der uns darum bat, ein rechtſchaffener Mann war, der das Geld nöthiger brauchte, als wir. Ein Wort galt bey meinem Manne ſo viel, als ein Wechſel. Wir haben in der That auf dieſe Art viel Geld eingebüſst; aber wir ſind niemals darum betrogen worden. Unſere Schuldner hatten ein gutes Herz; aber wenig Glück. Sie

wollten

wollten gern wieder bezahlen, je mehr ſie unſere Dienſtfertigkeit ſahen. Und ſie machten uns durch ihre Aufrichtigkeit freygebig, wenn wir es auch von Natur nicht geweſen wären. Man glaubt es kaum, was es für ein Vergnügen iſt, wenn man wackern Leuten dienen kann. Und es gehört, wie mich deucht, weit mehr Ueberwindung dazu, das Vermögen zu dienen zurückzuhalten, als es zu befriedigen.

Endlich verlieſsen wir aus verſchiedenen Urſachen Amſterdam, und wandten uns mit unſerer Tochter, nebſt Carolinen und Carlſons Tochter, nach dem Haag zu dem Herrn Andreas. Unſer verſtorbener Wirth hatte uns bey ſeinem Tode ſeine Tochter, als die unſrige, anbefohlen. Dieſe nahmen wir alſo mit uns. Ihr Vermögen blieb in Amſterdam in guten Händen. Dieſes Frauenzimmer, welches nunmehr etwa fünfzehn Jahre alt war, ſah eben nicht ſchön aus, ſie hatte aber ſehr gute natürliche Gaben. Sie gefiel, ohne daſs ſie ſich einbildete, gefallen zu haben. Die Artigkeit vertrat bey ihr die Stelle der Schönheit. Und wenn man die Wahl hat, ob man ein ſchönes Frauenzimmer, das nicht artig iſt, oder ein artiges, das nicht ſchön iſt, lieben ſoll: ſo wird man ſich leicht für das letzte entſchlieſ-

ſen. Ich kann ohne Prahlerey ſagen, daſs ich dieſes Kind, welches Florentine hieſs, meiſtens erzogen hatte. Und wenn ich geſtehe, daſs ſie auſſerordentlich viel Geſchicklichkeit beſaſs, ſo will ich nicht ſagen, daſs ich ſie ihr beygebracht, ſondern ihr nur zur Gelegenheit gedienet habe, ſich ſolche zu erwerben. Sie hatte Carolinen und dem Umgange mit meinem Manne ſehr vieles zu danken. Sie war mehr unter Mannsperſonen, als unter ihrem Geſchlechte, aufgewachſen. Dieſes halte ich allemal für ein Glück bey einem Frauenzimmer. Denn wenn es wahr iſt, daſs die Mannsperſonen in dem Umgange mit uns artig und manierlich werden: ſo iſt es ebenfalls wahr, daſs wir in ihrer Geſellſchaft klug und geſetzt werden. Ich meyne aber gar nicht ſolche Mannsperſonen, die insgemein für galant ausgeſchrien werden, und die ſich bemühen, ein junges Mädchen durch niederträchtige Schmeicheleyen zu vergöttern; die ihm durch jeden Blick, durch jede Bewegung des Mundes und der Hand von nichts als einer abgeſchmackten Liebe ſagen. Solche Leute müſſen freylich nicht die Sittenlehrer der Frauenzimmer werden, wenn man haben will, daſs eine junge Schöne keine Närrinn werden ſoll. Mir wäre es am wenigſten zu vergeben geweſen, wenn ich Florentinen nicht ſo wohl

erzo-

erzogen hätte, als es seyn kann, da ich Zeit, Gelegenheit, und ihre gute Fähigkeit vor mir hatte, und seit ihrem siebenten Jahre fast beständig um sie gewesen war. Ihre guten Eigenschaften machten sie nachgehends zur Frau eines Mannes, der in Holland eine der höchsten Ehrenstellen bekleidete, und an dem sein Stand noch das wenigste war, was ihn grofs und hochachtungswerth machte. Doch ich will von unserer Florentine ein ander mal reden.

Wir waren kaum einige Monate in dem Haag, so lief ein Schiff aus Rufsland mit Waaren für unsern Andreas ein. Er bat uns, dafs wir mit an Bord gehen, und die Ladung ansehen möchten. Wir liefsen uns diesen Vorschlag gefallen, und fuhren dem ankommenden Schiffe etwa eine halbe Stunde auf der See entgegen.

Nunmehr komme ich auf einen Period aus meinem Leben, der alles übertrift, was ich bisher gesagt habe. Ich mufs mir Gewalt anthun, indem ich ihn beschreibe; so sehr weigert sich mein Herz, die Vorstellung einer Begebenheit in sich zu erneuern, die ihm so viel gekostet hat. Ich weifs, dafs es eine von den Haupttugenden einer guten Art

zu erzählen iſt, wenn man ſo erzählt, daſs die Leſer nicht die Sache zu leſen, ſondern ſelbſt zu ſehen glauben, und durch eine abgenöthigte Empfindung ſich unvermerkt an die Stelle der Perſon ſetzen, welcher die Sache begegnet iſt. Allein, ich zweifle, daſs ich dieſe Abſicht erhalten werde. Wir fuhren, wie ich geſagt habe, dem ankommenden Schiffe eine halbe Stunde entgegen. Es waren zehn bis zwölf deutſche Reiſende auf demſelben, und auch etliche Ruſſen. Dieſe ſtiegen in unſerm Angeſichte ans Land, und gratulirten dem Herrn Andreas zur glücklichen Ankunft ſeines Schiffes, weil ſie hörten, daſs er der Herr davon war. Andreas, der die See ſtets in Gedanken hatte, hörte ihnen begierig zu. Nur mir ward die Zeit zu lang. Ich trat daher mit meinem Manne auf die Seite, und bat ihn, daſs er wieder zurückfahren möchte. Da ich noch mit ihm rede, ſo kömmt einer von den Paſſagieren auf mich zugeſprungen, umarmet mich, und ruft: Ja, ja, ſie ſind es, ich habe meinen Augen nicht trauen wollen; aber ſie ſind meine liebe Gemahlinn. Er drückte mich einige Minuten ſo feſt an ſich, daſs ich nicht ſehen konnte, wer mir dieſe Zärtlichkeit erwies. Das Schrecken kam dazu, und ich glaubte nicht anders, als daſs ein unſinnig Verliebter

liebter mich angefallen hätte. Aber, ach Himmel, wen ſah ich endlich in meinen Armen! Meinen Grafen in ruſſiſcher Kleidung, meinen erſten Mann, den ich zehn Jahre für todt gehalten hatte. Ich kann nicht ſagen, wie mir ward. So viel weiſs ich, daſs ich kein Wort aufbringen konnte. Mein Graf ſtund und weinte. Er erblickte endlich ſeinen ehemaligen Freund, als meinen itzigen Mann. Er umarmte ihn; doch von beyden habe ich kein Wort gehört, oder vor Beſtürzung nichts verſtehen können. Unſer Wagen hielt gleich neben uns. Nach dieſem lief ich zu, ohne meine beyden Männer mitzunehmen; aber beyde folgten mir nach. Ich umarmte den Grafen unzählichemale in dem Wagen; was ich ihm aber geſagt habe, das iſt mir unbekannt. Wir waren nunmehr in unſerer Behauſung, und ich fieng an, mich wieder ſelber zu verſtehen. Mein Graf bezeigte eine unendliche Zufriedenheit, daſs er mich wieder gefunden hatte, und zwar an einem Orte, wo er mich am wenigſten vermuthet. Er ſagte mir wohl tauſendmal, daſs ich noch eben ſo liebenswürdig wäre, als da er mich verlaſſen hätte. Sein Vergnügen war um deſto ſtärker, weil er mich für todt gehalten hatte, da ich ihm auf etliche Briefe nicht

geantwortet. Er glaubte, ich hätte es erfahren, dafs er noch am Leben wäre. Kurz, er hatte von mir eben so wenig gewufst, als ich von seinem Leben. Herr R - - hatte uns verlassen, ohne dafs wir es gemerkt. Wir waren also ganz allein. Mein Graf erzählte mir sein gehabtes Schicksal, davon ich bald reden will, und verlangte nunmehr zu wissen, wie es mir gegangen wäre. Er fragte mich hundertmal, und ich konnte ihm mit nichts, als Thränen und Umarmungen antworten. Liebe und Schaam machten mich sprachlos. Einen Mann hatte ich wieder gefunden, den ich aussündig liebte; und einen sollte ich verlassen, den ich nicht weniger liebte. Man mufs es fühlen, wenn man wissen will, was es heifst, von zween Affekten zugleich bestürmt zu werden, von denen einer so grofs, als der andere, ist. Mein Gemahl muthmafste aus meiner Wehmuth etwas widriges für sich. Er hielt noch inständiger an, dafs ich ihm mein Herz entdecken, und ihm sein Glück oder Unglück wissen lassen sollte. Aber umsonst. Was konnte ich ihm sagen, wenn ich nicht sagen wollte, dafs ich verheirathet wäre? Ich schwieg, ich seufzte; doch dieses war genug gesagt. Sind sie nicht mehr meine Gemahlinn? fieng er

an. Das wolle Gott nicht! Lieber meinen Tod, als dieſe Nachricht. In eben dem Augenblicke trat meine kleine Tochter, ein Kind von fünf Jahren, in das Zimmer; und vermehrte meine Beſtürzung, und entdeckte zu gleicher Zeit das Geheimniſs, vor welchem ich zitterte. Sie ſah mich weinen; ſie trat zu mir. Was fehlt ihnen denn, liebe Mama, fieng ſie an, daſs ſie weinen? Ich komme von dem Papa, der weint auch, und, will gar nicht mit mir reden. Ich habe ihnen doch nichts gethan. Mein Gott, ſprach der Graf zu mir, ſie ſind verheirathet! Ich unglückſeliger Mann! Habe ich ſie darum wieder finden muſſen, damit meinem Herzen keine Art von Marter unbekannt bliebe? Wer iſt denn ihr Gemahl? Sagen ſie mirs nur. Ich will ſie durch meine Gegenwart nicht länger quälen. Ich will ſie gleich verlaſſen. Sie ſind mir nicht untreu geworden. Sie haben mich für todt gehalten. Ich mache ihnen keine Vorwürfe. Niemand iſt an meinem Unglücke ſchuld, als das Verhängniſs. Vielleicht iſt dieſes die Strafe für die Liebe mit Carolinen. Ueberwinden ſie ſich und reden ſie mit mir, fuhr er fort. Ich kann es von niemanden, als von ihnen, anhören, wer ihr Mann iſt. Ich ſprang von dem Stuhle

auf, und fiel ihm in die Arme, aber ich sagte noch kein Wort. Nein, fieng er an, erweisen sie mir keine Zärtlichkeiten. Ich verdiene sie, das weiss mein Herz; aber ihr itziger Ehegemahl kann ihre Liebe allein fodern, und ich muss dem Schicksale und der Tugend mit meiner Liebe weichen. Durch dieses Geständniss brachte er mich nur mehr in Bewegung. Er fragte endlich das kleine Kind, wo der Papa wäre, und warum er nicht hereinkäme. Er ist ja mit ihnen in dem Wagen gekommen, hub sie an. Er ist in seiner Stube, und weint. Also fieng der Graf zu mir an, ist mein liebster Freund ihr Gemahl? Dieses macht mein Unglück noch erträglich. Darauf bat er meine kleine Tochter, dass sie ihren Papa rufen sollte. Allein er kam nicht, sondern schickte durch eben dieses Kind dem Grafen ein französisch Billet von diesem Innhalte:

Mein lieber Graf!

Sie dauern mich unendlich. Ich habe Sie durch die unschuldigste Liebe so sehr beleidigt, als ob ich Ihr Feind gewesen wäre. Ich habe ihnen Ihre Gemahlinn entzogen. Können Sie dieses wohl von mir

glau-

glauben? Der Irrthum, oder vielmehr die Gewiſsheit, daſs Sie nicht mehr am Leben wären, hat mir den erlaubten Beſitz Ihrer Gemahlinn gegönnt; Ihre Gegenwart aber verdammt nunmehr das ſonſt ſo tugendhafte Band. Sie ſind zu groſsmüthig, und wir zu unſchuldig, als daſs Sie uns mit Ihrem Haſſe beſtrafen ſollten. Unſere Unſchuld verringert Ihr Unglück; allein ſie hebt es nicht auf. Das einzige Mittel mich zu beſtrafen iſt, daſs ich fliehe. Ich verlaſſe Sie, liebſter Graf, und werde mich zeitlebens vor mir ſelber ſchämen. Wollte Gott, daſs ich durch meine Abweſenheit und durch die Marter, die ich ausſtehe, Ihren Verluſt erſetzen könnte! Entfernen Sie das Kind, das Ihnen dieſen Brief bringt, damit Sie das traurige Merkmal Ihres Unglücks nicht vor den Augen haben dürfen. Iſt es möglich, ſo denken Sie bey dieſem Briefe zum letzten male an mich. Sie ſollen mich nicht wieder ſehen.

Der Graf verlieſs mich, ſo bald er dieſen Brief geleſen hatte, und ſuchte meinen Mann. Doch er war fort, und niemand wuſste, wohin. Dieſe Nachricht ſetzte mich

in eine neue Bestürzung. Mein ganzes Herz empörte sich. Ich hatte meinen ersten Mann wieder gefunden. Ich wusste, dass ich sie beyde nicht besitzen konnte; allein, welcher Trieb hört die Vernunft weniger, als die Liebe? Es war in meinen Augen die grausamste Wahl, wenn ich daran dachte, welchen ich wählen sollte. Ich gehörte dem letzten sowohl, als dem ersten zu. Und nichts war mir entsetzlicher, als einen von beyden zu verlassen, so gewiss ich auch von dieser Nothwendigkeit überzeugt war. Der Herr R - - war indessen fort, und der Graf wollte nicht ruhen, bis er seinen Freund wieder sahe. Er schickte sogleich nach dem Hafen, damit er nicht etwa mit einem Schiffe abgehen sollte. Ich hatte ihm indessen erzählt, dass ich den Herrn R - - freywillig zu meinem Manne erwählt, und dass ich seine grossmüthige Freundschaft nicht besser zu belohnen gewusst hätte, als durch die Liebe. Ich weiss genug, fieng der Graf an, weder sie, noch mein Freund haben mich beleidiget. Es ist ein Schicksal, das wir nicht erforschen konnen. In wenig Stunden kam Herr R - - zurück. Er war schon im Begriffe gewesen, mit einem Schiffe fortzugehen. Er dankte dem Grafen auf das zärtlichste, dass er ihn

wieder

wieder hätte zurückrufen laſſen. Ich will nichts, als Abſchied von ihnen nehmen, fieng er an, von ihnen und von ihrer Gemahlinn. Gönnen ſie mir dieſe Zufriedenheit noch, es wird gewiſs die letzte in meinem Leben ſeyn. Sogleich nahm er mich bey der Hand, und führte mich zu dem Grafen. Hier, ſprach er, übergebe ich ihnen meine Gemahlinn, und verwandle meine Liebe von dieſem Augenblicke an in Ehrerbietung. Hierauf wollte er Abſchied nehmen; doch der Graf liefs ihn nicht von ſich. Nein, ſagte er, bleiben ſie bey mir. Ich fange auf ihr Verlangen mit meiner Gemahlinn die zärtlichſte Ehe wieder an. Sie iſt mir noch ſo koſtbar, als ehedem. Ihr Herz iſt edel und beſtandig geblieben. Sie hat nicht gewuſst, dafs ich noch lebe. Nein, mein lieber Freund, bleiben ſie bey uns. Wollen ſie mich etwa darum verlaſſen, deſs ich nicht eiferſüchtig werden ſoll: ſo beleidigen ſie die Treue meiner Gemahlinn und mein Vertrauen. Bitten ſie ihn doch, Madame, fieng er zu mir an, dafs er bleibt. Ich hatte kaum ſo viel Gewalt über mich, dafs ich zu ihm ſagte: Warum wollen ſie uns verlaſſen? Mein lieber Gemahl bittet ſie ja, dafs ſie hier bleiben ſollen; und ich muſste ſie niemals geliebt haben, wenn mir ihre Entfernung

gleich-

gleichgültig seyn sollte. Bleiben sie wenigstens in Amsterdam, wenn sie nicht in unserm Hause bleiben wollen. Ich werde sie lieben, ohne es ihnen weiter zu sagen, und ob ich gleich aufhören werde, die Ihrige zu seyn, so untersagt mir doch die Liebe zu meinem Gemahle nicht, ihnen beständig Zeichen der Hochachtung und Freundschaft zu erkennen zu geben. Er blieb auf unser Bitten auch wirklich in Amsterdam. Er speisete oft mit uns, und seine Aufführung war so edel, als man nur denken kann. Wenn auch ich weniger tugendhaft gewesen wäre, so hätte mich doch sein grofsmüthiges Bezeugen tugendhaft erhalten müssen. Er that gar nicht, als ob er jemals mein Mann gewesen wäre. Kein vertrauliches Wort, keine vertrauliche Mine durfte ihm entfahren. Wie er vor meiner Ehe mit mir umgegangen war, so gieng er itzt mit mir um. Er unterhielt mich mit Freundschaft und Hochachtung, und beförderte mein und meines Grafen Vergnügen mit Aufopferung des seinigen. Er war oft ganze Tage bey mir allein. Ich glaube, dafs ich so viel Schwachheit gehabt hätte, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte. Und wer weifs, ob ich ihm nicht wider meinen Willen durch manchen Blick ein stummes Bekenntnifs

von

von meiner Liebe gethan habe; ſo gewiſſenhaft ich auch mit ihm umgieng, und ſo ſehr ich meinen Grafen liebte. Ueber die Gegenwart der Caroline erſtaunte der Graf ſehr. Er hätte es lieber geſehen, wenn ſie unſere Wohnung verlaſſen hätte. Allein ich bat ihn, daſs er mir ihre Geſellſchaft nicht entziehen ſollte. Können ſie meiner Tugend trauen, ſagte ich zu ihm, ſo muſſen ſie wiſſen, daſs ich der ihrigen gewiſs bin. Das Schickſal der beyden Kinder, die er mit Carolinen erzeugt, war eine Sache, die ihn oft ganze Stunden niedergeſchlagen machte. Er fuhrte ſich indeſſen gegen Carolinen ſehr liebreich auf. Er ſcherzte oft mit uns beyden; allein ſein Scherz war ſo behutſam, daſs er weder ſie kranken, noch mich beleidigen konnte. Wie es uns ferner gegangen, will ich künftig erzählen. Itzt muſs ich nur von meines Gemahls, des Grafen, Abweſenheit noch kürzlich ſo viel erwähnen. Die Ruſſen hatten von dem Dorfe Beſitz genommen, darinne mein Gemahl auf den Tod gelegen, und von den Schweden als todt war zuruck gelaſſen worden. Da er nach und nach wieder geſund geworden, hatte man ihn als einen gefangenen Officier mit nach Ruſsland geſchickt. Er hatte ſeinen Na-

men,

men, aus Furcht, dafs man ihn desto eher an die Schweden ausliefern möchte, verschwiegen, und sich für einen Capitain ausgegeben. Seine erlittenen Unglücksfalle, und wie er fünf Jahre in Siberien hat zubringen müssen, damit will ich die Fortsetzung von meiner Geschichte anfangen. Der arme Graf hat viel ausstehen müssen. Er starb. —— Doch ich will itzt nichts mehr sagen.

Leben
der
Schwediſchen Gräfinn
von G * *.

Zweyter Theil.

Ich bin gegen das Elend, das der Graf in Rufsland ausgeſtanden, zu empfindlich, als dafs ichs nach ſeiner Länge erzählen und in eine gewiſſe Ordnung bringen ſollte. Allein, ich brauche auch dieſe betrübte Mühe nicht. Ich habe ein halb Jahr nach ſeiner Zurückkunft noch zween von denen Briefen erhalten, die er in ſeiner Gefangenſchaft an mich geſchrieben. Den einen hatte er an einen Geiſtlichen auf ſeinen Gutern in Liefland addreſſirt der aber nichts von meinem Aufenthalte erfahren können. Den andern brachte mir ein Jude, wie

wie man in dem Verfolge der Erzählung ſehen wird. Dieſe Briefe enthalten den gröſsten Theil von dem, was ihm in Moskau und in Siberien begegnet iſt. Ich will ſie alſo unverändert hier einrücken. Es iſt immer, als wenn man mehr Antheil an einer Begebenheit nähme, wenn ſie der ſelbſt erzählet, dem ſie zugeſtoſſen iſt. Sie werden über dieſes den edlen Charakter des Grafen und ſeine beſtändige Liebe gegen mich in ein gröſser Licht ſetzen. Wie groſs iſt ſie nicht geweſen! Und eben zu der Zeit, da er mich ſo brünſtig geliebt und alles für mich gefühlt hat, was nur ſein Elend hat vergröſsern können, habe ich in den Armen eines andern Gemahls der Freuden der Liebe und des Lebens genoſſen. Wie viel tauſend Thränen hat mich dieſer Gedanke ſchon gekoſtet, und wie oft bin ich vor meiner unſchuldigen Liebe zu dem Herrn R - - als vor einem Verbrechen erröthet!

Der erſte Brief iſt aus der Stadt Moskau geſchrieben.

* * *

Euer unglücklicher Gemahl lebt noch. Wollte doch Gott, daſs ihr dieſe Nachricht

richt ſchon wüſstet, oder ſie wenigſtens durch dieſen Brief erführet! Ein plötzlicher Ueberfall, den die Ruſſen drey Tage vor meiner angeſetzten Hinrichtung auf das Dorf thaten, in welchem ich gefangen und krank lag, hat mir das Leben errettet. Ja, liebſte Gemahlinn, dieſe Vorſehung iſt eine Frucht eurer Thränen und meiner Unſchuld. Ich habe etliche Tage nach dem geſchehenen Ueberfall kaum mehr gewuſst, daſs ich lebte. Nachdem ich von meiner Krankheit wieder zu mir ſelber kam, und mich in den Händen der Ruſſen ſah; ſo gab ich mich zu meiner Sicherheit für einen Capitain aus, und nannte mich Löwenhok. Unter allen denen Gefangenen, mit welchen ich bald in dieſe, bald in jene Feſtung, und endlich nach der Stadt Moskau geſchleppet worden bin, ſind mehr nicht als zween Officier, die mich kennen. Sie ſind beyde Engländer von Geburt, und die treuſten und beſten

Ge-

Gefährten meines Elends, die ich mir nur wünſchen kann. Der eine von ihnen, Steeley, hat vor wenig Tagen die Freyheit erhalten, einige von ſeinen Landsleuten, die hieher handeln, zu ſprechen, und durch dieſe hat er mir einen Brief nach Liefland zu beſtellen, die ſicherſte Gelegenheit ausgemacht. Wenn er doch ſchon in euren Händen wäre! Wenn ich doch nur eine von den Thränen der Freude ſehen ſollte, die euch die Nachricht von meinem Leben auspreſſen wird! Wo habt ihr euch denn nach meinem letzten traurigen Briefe hingewandt? Hat euch die Rache des ungerechten Prinzen nicht verfolgt? Iſt mein Freund R** mit euch geflüchtet? Und wohin? Arme und unglückliche Gemahlinn! Gönnt mir doch den Troſt, daſs ich alle mein gegenwärtiges Unglück und das noch künftige eurer Tugend und eurer Liebe gegen mich zuſchreiben darf. Nichts als dieſe Urſache

iſt

iſt vermögend, mir mein Elend zu verſüſſen, und mir die Schande, und das ſchreckliche Andenken eines gewaltſamen Todes, den mir der Prinz zugedacht, zu erleichtern. Ertraget meine Abweſenheit gelaſſen, ich bitte euch bey unſerer Liebe, und hoft, wir werden uns gewiſs wieder ſehen. Aber, o Gott! wann? Und ach! wo weiſs ich denn, ob ihr mein Unglück habt überleben können? Schrecklicher Gedanke, den ich ohne Zittern nicht niederſchreiben kann! Nein, mein einziger Wunſch in der Welt, ihr lebt noch. Mein Herz ſagt mirs, und es verſpricht mir die Wolluſt, euch noch einmal, ehe ich ſterbe, zu umarmen. Um dieſe Glückſeligkeit bitte ich die Vorſehung alle Tage, und in dem Augenblicke, da ich dieſes ſchreibe. Kann mir Gott mein Leben wohl zu einem geringern Vergnügen gelaſſen haben, als daſs ich noch einen Theil davon, und wenn es auch nur etliche Tage wären, mit euch zu-

bringen ſoll? Stellt euch doch die Zufriedenheit vor, die wir ſchmecken werden, wenn uns die Zeit einander wiedergeben wird. Wie lange werden wir vor Entzückung nicht reden! und wie lange werden wir nach tauſend Umarmungen ſprechen, ehe wir uns ſatt reden und unſer Herz und unſer Schickſal einander ausſchütten werden! Bekümmert euch nicht zu ſehr um mich. Mir fehlt zur Erleichterung meines Elendes nichts, als die Nachricht von euch und meinem lieben Freunde R**. Erlauben es eure Umſtände: ſo überſchickt mir einen Wechſel, ob ich vielleicht dadurch meine Zurückkunft bewerkſtelligen kann. Ich bin ſeit meinem Arreſte von allem entblöſst geweſen. Ich habe alle Beſchwerlichkeiten ausgeſtanden, die einem Gefangenen auf einem Wege von mehr als hundert Meilen begegnen können. Eben der kümmerliche Proviant, der noch etliche hundert gemei-

meine Mitgefangene geſättiget hat, iſt die ganze Zeit über gut genug für mich geweſen. Die Erbitterung der Ruſſen gegen die ſchwediſche Nation hat uns das Elend, gefangen zu ſeyn, am beſchwerlichſten gemacht. Sie nennen ihre Sorgloſigkeit gegen uns, ihre Unempfindlichkeit gegen unſere Klagen, eine gerechte Vergeltung für das barbariſche Bezeigen, womit unſer König, wie ſie ſagen, den gefangenen Ruſſen begegnen lieſs. Das Schrecklichſte, was wir, nachdem wir über die Pohlniſchen Gränzen waren, erfahren haben, iſt der Mangel an friſchem Waſſer geweſen, weil wir oft, um die Moräſte zu umgehen, einen Umweg durch ſandigte Gegenden nehmen muſsten.

Mein ganzes Vermögen ſeit meiner Gefangenſchaft hat in zwanzig Thalern beſtanden, mit denen mich ein gemeiner ſchwediſcher Soldat unlängſt beſchenkt

hat. Er starb einen Monat zuvor, ehe wir in der Stadt Moskau ankamen, an einer Wunde, und zwar in einer Nacht, die wir unter freyem Himmel zubringen mufsten. Er hatte mir auf dem Marsche viele Dienste erwiesen, und ich belohnte seine Treue dadurch, dafs ich die ganze Nacht bey ihm blieb, und auf sein Verlangen mit ihm betete. Er hatte in seinem Brusttuche ein Goldstück von zwanzig Thalern eingenäht, womit ihn seine Braut in Stockholm bey seinem Abschiede beschenkt. Dieses gab er mir, und bat mich, wenn ich wieder nach Stockholm kommen sollte, seiner Braut seinen Tod zu melden, und ihr einige Wohlthaten zu erzeigen. Ich schicke euch den Zettel, in welchem das Geld eingewickelt war, und in welchem der Braut ihr Name steht. Wenn es möglich ist: so lafst ihr den Tod ihres Bräutigams melden; und schickt ihr für die zwanzig Thaler, die mir

und

und meinem lieben Steeley ſo viele Dienſte gethan haben, hundert. Als mein Landsmann, der mich bis auf den letzten Augenblick bey der Hand hielt, tod war: ſo ſchlief ich neben ihm ein. Damals träumte mir, ihr kämet mir an einem Fluſſe entgegen. Wie erſchrackt ihr, meine Liebenswürdige, wie ſchön entſetztet ihr euch, mich wieder zu finden! Ich erwachte über dieſem Traume, und lag auf dem todten Landsmanne, und dankte dem Himmel, ehe ich noch aufſtund, für dieſen glücklichen Traum. Die Freundſchaft, die ich dem Sterbenden erwies, brachte mir die Liebe von ſechs andern gemeinen Schweden zuwege, die bey ſeinem Tode zugegen waren. Es gefiel ihnen, daſs ich ihren Cameraden ſo wohl zum Tode bereitet hatte. Sie baten mich, daſs ich eben das an ihnen thun möchte, wenn ſie etwa auf dem Marſche ſterben ſollten; ſie beeiferten ſich recht von dieſem Tage an,

mir zu dienen, und darbten ſich oft das friſche Waſſer ab, damit ſie es mir und Steeleyn im Nothfalle anbieten könnten. Ich ward kurz darauf krank, und konnte nicht mehr gehen, ſo hinfällig war ich. Allein ehe mich meine ſechs Landsleute zurückließen: ſo trugen ſie mich lieber etliche Tage lang in Stöcken, an Stricken gebunden, und mit Binſen durchflochten, fort, und nahmen alle die Mühe aus gutem Herzen über ſich, zu der ſie auſſerdem weder Furcht noch Belohnung würde fähig gemacht haben. Ich habe in dieſer Krankheit inſonderheit den groſsen Unterſchied geſehen, der unter den Dienſten iſt, die man uns aus Gehorſam und Hofnung erzeigt, und unter denen, die man dem andern aus einem geheimen Triebe der Freundſchaft und des Mitleidens erweiſet. Ihre Begierde zu dienen wuchs mit meiner Gefahr, und Leute, die niemals ſinnreich in Anſchlägen, noch geübt

in

in Gefälligkeiten gewesen waren, wurden sorgfältig und sinnreich an Mitteln, mir das Leben zu erhalten, weil sie es gern erhalten wissen wollten. Dieses ist die einzige Krankheit gewesen, die mir auf dem Wege nach Rusland zugestossen. Vor sechs Wochen sind wir hier in der Stadt Moskau angekommen, und die ersten gefangenen Schweden in diesem Kriege gewesen, an denen die wilden Einwohner dieses Ortes ihre rachsüchtigen Augen befriedigt haben. Wir mochten unser wohl drey- bis vier hundert seyn, die man in einem sehr traurigen Aufzuge dem Pöbel einen halben Tag lang öffentlich darstellte. Er würde uns mit Freuden umgebracht haben, wenn wir nicht von einer starken Wache umgeben gewesen wären. Indem wir eine Zeitlang auf einem freyen Platze gestanden, und tausend Schimpfreden, die wir aus der Gebehrden unsrer Feinde errathen konn

ten, angehört hatten, drängte sich eine alte Frau zu einem Russen, der mit uns angekommen war. Sie fragte, wo sein Camerad, ihr Sohn, wäre. Der Russe, der vielleicht nicht wusste, nach wem sie fragte, antwortete ihr, dass ihn die Schweden todtgeschlagen hätten. In dem Augenblicke fuhr sie auf mich und schrie: was? hast du meinen Sohn umgebracht? und riss mich, der ich mich vor Mattigkeit kaum selbst mehr aufrecht halten konnte, zur Erde, bis die Soldaten mich von ihrer Wuth befreyten. Bedenkt nur, meine liebe Gemahlinn, wie mir damals zu Muthe gewesen seyn muss. In eben der Stadt, in welcher mein Vater in seiner Jugend die Ehre eines königlichen Abgesandten genossen, war ich ein nichtswürdiger Schwede, und vielleicht auf eben dem Platze, wo er seinen Einzug gehalten, war sein Sohn itzt der Raserey eines Weibes ausgesetzt.

Wodurch habe ich doch das traurige Schickſal verdient, fern von euch, in einer öden Mauer eingeſchloſſen zu ſeyn, in einem Behältniſſe, in dem ich, auſſer der Geſellſchaft meines Steeley, alles entbehre, was das Leben angenehm macht, und von keiner Freude weiſs, als von der, mich euer mit ihm zu erinnern, und mit ihm über unſer Schickſal zu ſeufzen? Er hat, wie ich euch ſchon geſagt, durch ein Geſchenke, das er dem Aufſeher über die Gefangenen von dem Reſte unſrer zwanzig Thaler gemacht, endlich die Freyheit erhalten, mit einigen Kaufleuten aus London zu ſprechen. Dieſe haben ihm hundert Thaler vorgeſchoſſen, und alles für ihn zu thun verſprochen. Durch dieſes Geld hoffen wir uns von unſerm Gebieter zuweilen den Schatten einer Freyheit zu erkaufen; denn durch Geld laſſen ſie ſich, wenn ſie anders mitleidig ſeyn könnten, am erſten

mitleidig machen. Er brachte mir bey ſeiner Zurückkunft eine Flaſche mit Wein und etwas Zwieback mit. Ihr denkt etwa, ſprach er, da er die Flaſche aus der Taſche zog, daſs ich bey meinen Landsleuten ſchon Wein getrunken habe. Nein, mein lieber Graf, ich würde mir nicht die Freude entzogen haben, das erſte Glas in eurer Geſellſchaft zu trinken. Ich habe noch keinen Tropfen gekoſtet. Aber, nun kommt, nun kann ich nicht länger warten. Kommt, wir wollen unſer Unglück einige Augenblicke vergeſſen, und die Freuden des Weins fühlen, und uns alles das als gewiſs vorſtellen, was wir wünſchen. Wir tranken ein Glas. Welche Wolluſt war das für uns! Wir ehrten durch unſere Entzückung den Gott, der dem Weine die Kraft geſchenkt, unſere Herzen zu begeiſtern, und dankten ihm durch ein ſtilles Nachdenken für ein Vergnügen, das

wir

wir ſeit ganzen Jahren nicht genoſſen hatten. Wir brachten einen ganzen Nachmittag über unſerer Flaſche Wein zu. Wir wollten nicht an unſer ausgeſtandenes Schickſal denken; aber es war uns unmöglich. Es war, als ob uns eine groſse Zufriedenheit fehlte, daſs wir nicht mit einem Blicke die Reihe unſerer betrübten Begebenheiten überſehen ſollten. Wir wiederholten ſie einander, als ob wir ſolche einander noch nicht geſagt hätten. Wir richteten uns bey unſern Klagen mit der Wahrheit auf, daſs ein gütiger und weiſer Gott dieſes Schickſal über uns verhänget hätte; daſs wir uns unſer Elend nicht leichter machen könnten, als wenn wir uns ſeinen Schickungen geduldig überlieſſen, bis es ihm gefiele, uns das Unglück, oder das Leben zu nehmen. Wir gaben einander die Hände darauf, alles, was uns begegnen würde, mit einer uns anſtändigen Gelaſ-

ſenheit zu ertragen. Aber, fieng Steeley an, indem er meine Hand betrachtete, dürfen wir denn nicht wünſchen, dieſe Hände denen noch einmal zu reichen, die wir in unſerm Vaterlande lieben? Und wenn Gott dieſes nicht wollte; werden wir auch da gelaſſen bleiben? Wenn Gott dieſes nicht wollte —— ſprach ich, und konnte nichts mehr ſprechen. Es ward finſter in meinem Verſtande. Ich ſah keine Gründe zur Gelaſſenheit mehr; aber Urſachen genug mich zu beklagen und euern Verluſt zu beſeufzen. Wir ſchwiegen eine Zeitlang ſtill, als ob wir uns ſchämten, den Entſchluſs zu widerrufen, den wir nach langen Betrachtungen gefaſst hatten. Wie Gott will! fieng endlich mein Freund mit einem Tone an, der doch die gröſste Unruhe verrieth, wie Gott will! Ich will durch meine Gelaſſenheit gar nicht einen Anſpruch machen,

daſs

daſs er ſeine Schickungen nach meinem Wunſche einrichten ſoll. Nein, er ſoll ſie ordnen. Aber, iſt denn das Verlangen, unſer Vaterland wieder zu ſehen, und aus dieſer Barbarey erlöſet zu ſeyn, ein ungerechter Wunſch? Sollen wir denn in dieſem kläglichen Zuſtande unſer ganzes Leben zubringen und nur den Tod hoffen? So ſah es mit unſrer Gelaſſenheit aus, und ſo iſt es uns oft gegangen. Wenn wir uns bemüht haben recht ruhig zu ſeyn, ſind wir am unzufriedenſten geworden. Man ſieht, wenn man den Betrachtungen über die Vorſehung nachhängt, die Unmöglichkeit, ſich ſelbſt zu helfen, deutlicher, als wenn man ſich ſeinen Empfindungen überläſst; man ſieht die Nothwendigkeit, ſich ihren Führungen zu überlaſſen, und man will doch zugleich nicht von dem Plane ſeiner eignen Wünſche abgehen. Man will ihn gewiſs, man will ihn bald ausgeführt wiſſen, und man ſieht

doch, daſs die Umſtände dazu nicht in unſerer Gewalt ſtehen. Für dieſe traurige Entdeckung will ſich unſer Herz gleichſam durch die Unzufriedenheit rächen, und es umnebelt den Verſtand, damit es von ſeinem Lichte nicht noch mehr zu befürchten habe.

Zur Arbeit hat man uns, wie die gemeinen Gefangenen, noch nicht gezwungen, und gleichwohl verſtattet man uns nicht die geringſte Freyheit auszugehen. Mein erſtes Geſchäfte in meinem itzigen Gefängniſſe iſt dieſer Brief; und daſs wir keine Geſchäfte haben, über denen wir uns zuweilen vergeſſen könnten, dieſes macht unſer Elend vollkommen. Wenn auch die Erlaubniſs, die ſich Steeley erkauft hatte, ſeine Landsleute einige Stunden zu ſehen, uns nichts zuwegegebracht hätte, als etliche Bogen Papier und Dinte und Feder: ſo würde ſie uns

doch

doch ſchon koſtbar genug ſeyn; denn dieſes haben wir für alles Geld nicht erhalten können. Sidne, Steeleys Landsmann und Vetter, iſt zu unſerm Unglücke in ein ander Theil der Stadt gelegt worden; und ſo elend wir beyde daran ſind: ſo muſs es ihm doch noch weit kümmerlicher gehen, da er von allem Gelde entblöſst iſt. Steeley grüſst euch tauſendmal, und iſt ſo ſehr euer Freund, als der meinige. Wenn ich ihn nicht hätte: ſo würde mir die Gefangenſchaft eine Hölle ſeyn. Er hat bey einem redlichen und zärtlichen Herzen gewiſſe Fehler, für die ich ihm recht verbunden bin, weil ſie oft unſere traurige Stille unterbrechen, und uns etwas zu thun geben. Er liebt die Verdienſte ſeiner Nation auf Unkoſten der übrigen Völker. Dieſe Parteylichkeit, ein natürlicher Ungeſtümm, und der Fehler des Widerſprechens machen mir ihn noth-

wen-

wendig und zugleich ſchätzbarer. Seine Widerſprüche kommen aus einer Fülle des Geiſtes und der Lebhaftigkeit, aus einer Liebe zur Freyheit im Denken, aus einem Haſſe gegen alles niederträchtige Nachgeben, und aus einem Ueberfluſſe der Aufrichtigkeit und leicht aufwallenden Empfindungen her. In ſeinem Charakter und in ſeinem Munde verliert alſo das Widerſprechen das meiſte von ſeiner beleidigenden Natur, und wird eine Quelle zu vertrauten Geſprächen und kleinen Zänkereyen, deren Mangel uns die lange Zeit und die Gefangenſchaft noch weit verdrieſslicher machen würde. Kurz, wir ſind für einander gemacht. Seine Fehler ſind von den meinigen das Gegengewicht, und machen ſeine guten Eigenſchaften nur deſto ſichtbarer. Er iſt ſehr vortheilhaft gebildet, und ſeine Mine iſt ſo lebhaft, als ſein Herz. Er iſt noch jung. Das Unglück in der Liebe iſt Urſache,

che, dafs er sein Vaterland verlassen, und wider seine Neigung, blofs aus Unzufriedenheit, in Schweden Kriegsdienste angenommen hat. Ich will euch sein Unglück kurz erzählen, und ihm euer Mitleiden dadurch verdienen. Als er nebst seinem Vetter Sidne die Universität zu Oxford verlassen, begiebt er sich auf seines Vaters Landgut, etliche Meilen von London, um desto ruhiger studiren zu können. Hier wird er mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, der Tochter eines benachbarten Landedelmanns, bekannt, und fängt an, das erstemal zu lieben. Nach zwey Jahren, nach tausend besiegten Hindernissen, und nach tausend Beweisen ihrer Treue, erhält er endlich von ihren Eltern das Ja, und von seinem Vater die Einwilligung. Der Tag zur Vermählung mit seiner geliebten Antonia wird angesetzt. Sie soll Morgen auf seines Vaters Landgute vor sich gehen, und heute reist er mit ihm zu ihr, um sie

nebst

nebst den Ihrigen abzuholen. Sie kommen um die Mittagsmahlzeit an, und nach derselben soll die Rückreise erfolgen. Er sitzt mit seiner Antonia in der zärtlichsten Vertraulichkeit unter einer Laube, als man ihnen meldet, dass die Wagen angespannt würden. Verlasst mich einen Augenblick, fängt sie zitternd zu ihm an, und wenn alles fertig ist: so holet mich ab. Er kömmt wieder, und fodert sie zur Abreise auf. Nun bin ich, spricht sie, indem sie ihm die Hand reicht, bereit, euch zu folgen. Es war mir so bange, und ich weiss nicht, warum. Bin ich denn nicht glücklich genug, da ich in euren Armen der Zufriedenheit der Ehe entgegeneile? Kommt, ich bin die Eurige. Er setzt sich darauf mit ihr in die Kutsche, und die Uebrigen folgen in zween andern Wagen nach. Die Liebe, die unschuldigste und seligste Liebe, ihr Ursprung, ihr Fortgang, alles, was sie für einander gefühlt haben, ist in dem Wa-

Wagen ihr Geſpräch. In dem ſie noch ſo reden, und etwa noch eine Stunde bis auf ſeines Vaters Landgut haben, zieht ſich ein Gewitter auf. In kurzem wird der ganze Himmel ſchwarz, und ein Schlag folgt auf den andern. Der Donner erſchlägt eins von ihren Pferden. Antonia ſpringt darauf in der gröſsten Angſt aus dem Wagen, und reicht Steeleyn die Hand, ihr nachzufolgen, und mit ihr in das nächſte Dorf zu eilen. Indem ſie ihn bey der Hand nimmt, thut es einen entſetzlichen Schlag, und er ſinkt in den Wagen zurück. Als er wieder zu ſich ſelbſt kömmt, ſieht er ſeine Braut noch an der Thüre des Wagens, vom Blitze getödtet, lehnen, ſo wie ſie ihm die Hand reichte. Kann wohl ein gröſſer Unglück ſeyn? Der arme Freund! Ein halb Jahr darauf nöthigte ihn ſein Vater, eine Reiſe vorzunehmen, um ſeine Schwermuth zu zerſtreuen. Er thut ihn in das Gefolge des engliſchen Geſandten,

der

der nach Stockholm geht, und giebt ihm ſeinen Vetter zum Gefährten mit. Und eben in dieſer Stadt entſchlieſst er ſich aus Schwermuth, und aus Verdruſs gegen ſein Leben, ohne Wiſſen des Geſandten, Kriegsdienſte anzunehmen, und ermuntert ſeinen Vetter zu eben dieſem Entſchluſſe auf. Er hat nunmehr an dieſen Geſandten geſchrieben, und ihm ſein Unglück und ſeine Gefangenſchaft geklagt, und zugleich für mich, unter dem Namen des Capitains Löwenhök, gebeten. Vielleicht vermag dieſer Mann etwas zu unſrer Befreyung. Addreſsirt eure Briefe nach der beygelegten Auffchrift an den Sekretair dieſes Geſandten; er iſt Steeleys guter Freund. Ich würde noch nicht zu ſchreiben aufhören, wenn wir mehr Papier hätten. Wird euch denn dieſer Brief auch antreffen? Ja, ich hoffe es, und tröſte mich ſchon mit einer Antwort von euch —

Mein

Mein Gemahl hat, wie er mir erzählt, in allem dreymal an mich geſchrieben. Zweymal aus Moskau, und einmal aus Siberien. Der andere Brief aus Moskau iſt ganz verlohren gegangen. Er iſt ungefehr ein Jahr nach dem vorhergehenden und zu einer Zeit geſchrieben geweſen, in der es ihm in ſeiner Gefangenſchaft am erträglichſtrn gegangen. Steeley hatte nämlich durch ſeine Landsleute und durch ihr Geld den Aufſeher der Gefangenen immer mehr gewonnen. Er hatte es ſo weit gebracht, daſs ſein Vetter Sidne ihm und meinem Gemahle beygeſellet worden war. Durch den Beytritt dieſes Ungluckſeligen, von dem in dem folgenden Briefe eine traurige Nachricht enthalten iſt, war ihr Ungemach einige Zeit ſehr gemildert worden. Mein Gemahl hat mir von dieſem Sidne nicht Gutes genug erzählen können. Er war von Natur liebreich und furchtſam geweſen, und bloſs Steeleyn zu liebe ein Soldat geworden. Er hatte nach ſeiner natürlichen Beſchaffenheit die Beſchwerlichkeiten der Gefangenſchaft empfindlicher gefuhlt, als ſie beyde; und ſo traurig er ſelbſt geweſen war: ſo war er doch, wenn Steeley und mein Gemahl ihren Muth verlohren hatten, aus Liebe für ſie, gelaſſen, und ihr Beruhiger geworden. Der Brief, den mein Gemahl aus der

Stadt

Stadt Tobolskoy in Siberien an mich geſchrieben, iſt folgender:

Liebſte Gemahlinn,

Ich hoffe, daſs ihr noch lebt, weil es mein Herz wünſcht, und ich hoffe ſo gar, daſs dieſer Brief, den ich in dem entfernteſten und ſchrecklichſten Theile der Welt ſchreibe, gewiſs in eure Hände kommen ſoll. Ein pohlniſcher Jude, der nach Tobolskoy handelt, und im Begriffe ſteht, wieder nach Pohlen abzureiſen, iſt mein Freund und groſser Wohlthäter geworden, und vielleicht wird er gar mein Befreyer aus der Gefangenſchaft. Ich habe ihm vor einem Jahre in einem nahe an der Stadt gelegenen Gehölze, wo ich nach dem Willen meines Schickſals noch, wie andere Unglückliche, auf Zobel ausgehen muſste, das Leben erhalten, und ihn aus dem Schnee, in den er mit dem Pferde gefallen, und faſt ſchon erfroren war, mit

der

der gröſsten Gefahr errettet. Dieſer Mann iſt auf die edelſte Art dankbar geweſen, und hat mir bewieſen, daſs es auch unter dieſem Volke gute Herzen giebt, das ſie am wenigſten zu haben ſcheint. Er hat nicht eher geruht, bis er mich vor den Gouverneur gebracht, bey dem er ſeines Reichthums wegen in Anſehen ſteht. Herr, ſprach er, dieſer ſchwediſche Officier hat mir, wie ihr wiſst, das Leben erhalten, und ich habe Dankbarkeit und Geld genug ihn zu ranzioniren. Der Gouverneur antwortete, daſs dieſes nicht bey ihm ſtünde, und daſs er ohne Befehl vom Hofe keinen Menſchen freygeben könnte. Darauf gab ihm der Jude einen Beutel mit Golde, und bat, daſs er mir die beſchwerlichen Dienſte eines ins Elend Verwieſenen erlaſſen möchte. Der Gouverneur verſprach ihm dieſes, doch unter der Bedingung, daſs er täglich etliche Copiken für mich erlegen ſollte. Mein Wohlthä-

ter

ter bezahlte das Geld mit Freuden auf ein ganzes Jahr voraus, und bat sich zugleich aus, dass er mich in dem Gefangenhofe einen Tag um den andern besuchen dörfte. Doch ehe ich euch meine itzigen Umstände weiter beschreibe, so muss ich euch erst sagen, wie mirs seit drey Jahren in Siberien gegangen ist, und wie ich in dieses Land gekommen bin.

Wenn ihr meinen letzten Brief aus Moskau erhalten habt: so werdet ihr wissen, dass Sidne, Steeleys Anverwandter, nunmehr mit uns an einem Orte verwahret wurde. Das Geld, das Steeley von seinen Landsleuten aufs neue bekommen, langte einige Monate zu, unsere äusserlichen Umstände zu verbessern. Wir durften nicht bloss von der elenden Kost leben, die man den Gefangenen reichte. Wir konnten wenigstens zu Mittage etwas bessers haben. Wir hatten dem Aufseher lan-

angelegen, uns einige engliſche oder
anzöſiſche Bücher zum Leſen zu verſchaf-
n; allein wir erhielten keine. Er gab
s etliche ruſsiſche Chroniken, und ei-
n Popen, oder Geiſtlichen, der uns
eſe Sprache lehren ſollte. Wie froh wa-
n wir, daſs wir etwas zu thun bekamen!
waren ſehr mittelmäſsige Bücher, und
nnoch laſen wir ſolche wohl zehnmal
rch. Wir konnten wenigſtens, ſo lange
r ſie laſen, nicht an unſer Elend den-
n, und dieſer Vortheil war grois genug
die Mühe, die wir anwenden muſsten,
nn wir die Geſchichte der alten barba-
hen Fürſten in Ruſsland verſtehen woll-
. Unſer Pope vertrieb uns durch ſei-
Unterricht in der Sprache alle Tage
che Stunden für ein geringes Geld. Er
chte endlich einige kleine Bücher mit,
che von der griechiſchen Religion han-
en. Er war ſo unwiſſend darinne,
man nur ſeyn kann. Steeley wider-

ſprach ihm nach ſeiner Gemüthsart ſehr oft; und ſo wenig er noch das Ruſsiſche ſprechen konnte: ſo konnte er doch genug, um ihn zu widerlegen. Ich und Sidne baten ihn oft, es nicht zu thun, weil wir nach und nach viel Bosheiten bey dem Popen merkten. Da endlich unſer Geld alle wurde, und der Pope auf die letzt meiſtens betrunken zu uns kam: ſo dankten wir dieſen Geiſtlichen ab. Dieſes verdroſs ihn. Er ſchalt auf Steeleyn und den armen Sidne, der ihm das letzte Geld für ſeine Unterweiſung auszahlte. Wir ſuchten ihn bald durch gute Worte, bald durch Stillſchweigen zu beſänftigen; aber vergebens. Der Brandwein und eine niederträchtige Seele tobten aus ihm, und er lärmte und ſchrie, bis die Wache hereintrat. Sie fragte, wer es wäre, und der Böſewicht beſchuldigte uns, daſs wir wider den Zaar und die Kirche geſprochen hätten. Die Wache ward über dieſe Beſchuldigung ſo raſend,

raſend, daſs wir in der Gefahr waren, umgebracht zu werden. Der Oberaufſeher kam, und verſprach dem Popen Genugthuung; wir aber wurden gleich als die gröſten Miſſethäter geſchloſſen. Ach, meine Gemahlinn, ſoll ich euch unſere damalige Angſt beſchreiben? Soll ich euch alles ſagen? Wir wurden den andern Tag zum Verhör gebracht. Der Pope, deſſen Wort unbetrüglich war, wiederholte ſeine Beſchuldigung zuerſt gegen Steeleyn. Mein Freund berief ſich auf ſeine Unſchuld; aber vor dieſem ſchrecklichen Gerichte galt ſie nicht. Man verfuhr nach ihrer barbariſchen Gewohnheit, die Wahrheit vor Gerichte herauszubringen. Man lieſs ihn niederwerfen, und ihm die Bodoggen geben, damit er bekennen ſollte. Er ſtund dieſe Marter vor unſern Augen ſtandhaft aus, und lieſs unter den Händen der Barbaren, die ihn mit zween Stäben auf den bloſsen Leib ſchlugen, nicht die

geringſte Klage hören. Als ſeine Quaal vorüber war, ohne daſs man ihm ein Geſtändniſs hatte abzwingen können, ſo kam die Reihe an den unglückſeligen Sidne. Der Pope bekannte wider ihn; und Sidne, der mit tauſend Thränen und Bitten dieſer Marter vergebens zu entgehen ſuchte, ward endlich niedergeriſſen. Ich wollte das Geſicht wegwenden, um ſeiner Quaal nicht mit zuzuſehen; allein die Wütriche nöthigten mich, der nächſte Zeuge davon zu ſeyn. Er erduldete ſie, ohne ſie zu überleben. So bald man ihm die geſetzte Zahl von Streichen gegeben hatte: ſo lag er ohne Bewegung da. Man nahm ein Geſchirr Waſſer, und goſs es ihm über das Geſicht, um ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen; doch es war kein Leben in ihm; und dieſes befremdete unſere Richter um deſto weniger, weil viele von den Angeklagten unter dieſer Marter das Leben einbüſſen. Steeley war wegen ſeines Unver-

vermögens bey Seite geſchaft; Sidne war todt, und ich erwartete, ohne mir recht bewuſst zu ſeyn, mein Schickſal. Der boshafte Pope verlohr entweder mit dem Leben des Sidne ſeine Rachbegierde, oder er hielt ſich von mir am wenigſten beleidiget. Er beſchuldigte mich keiner Läſterungen wider den Staat, er begehrte nur, daſs ich geſtehen ſollte, daſs meine beyden Cameraden welche ausgeſtoſſen hätten. Ich vertheidigte mich, daſs ich von nichts wüſste. Man befahl, eben die Marter an mir vorzunehmen. Man legte mich auf die Erde, und fragte noch einmal, ob ich nichts gehört hätte. Die Furcht vor der Pein und vor dem Tode beſtürmten mich entſetzlich. Dennoch beſchloſs ich, eher zu ſterben, als durch ein falſches Bekenntniſs mir das Leben zu retten, und es Steeleyn vielleicht zu nehmen. Ich weiſs nicht, ob mein trauriger Anblick den Popen zum Erbarmen

bewegte; genug, er bat für mich um Gnade, und ſagte, daſs ich vielleicht die Läſterungen nicht könnte verſtanden haben, weil ich nicht ſo viel ruſſiſch könnte, als die beyden andern. Man lieſs mich alſo wieder aufſtehn, und brachte mich in unſer Gefängniſs zurück, in welchem ich Steeleyn ſinnlos antraf. Ich warf mich zu ihm auf das harte Lager, und umarmte ihn mit der einen Hand; denn mit der andern war ich noch geſchloſſen. Er ſprach die ganze Nacht kein Wort, und lag in einem fühlloſen Schlummer. Der Morgen brach ein. Ich redte auf meinen Freund, und er ſchlug endlich zu meiner Freude die Augen auf, und reichte mir die Hand. Unſer Aufſeher kam, und erkundigte ſich, ob Steeley noch lebte. Er lieſs mir die Banden abnehmen, und ſchien uns beyde zu bedauern. Ich verſicherte ihn bey allem, was heilig iſt, daſs mein Freund ſo unſchul-

ſchuldig wäre, als ich. Das hilft euch nichts, ſprach er. Das Zeugniſs des Popen, als eines Geiſtlichen, gilt, und ihr ſeyd beyde verurtheilt, nach Siberien geſchickt zu werden. Gott helfe euch! ich kann euch nicht helfen, ſonſt muſs ich alles von dem Popen befürchten. Seyd zufrieden, wenn euch die Zunge nicht aus dem Halſe geſchnitten wird, ehe ihr nach Siberien verwieſen werdet; denn dieſes wiederfährt denen, die wider den Staat oder die Kirche geſprochen haben. Warum ſeyd ihr ſo unvorſichtig geweſen, und habt den Popen beleidigt? In ein paar Tagen wird man euch nebſt andern Gefangenen nach Siberien ſchicken. Ich werde euch wohl nicht wieder ſehen. Ich warf mich neben Steeleyn nieder, der immer noch in ſeiner Betäubung lag, und wenigſtens itzt glücklicher war, als ich, weil er ſich ſeiner nicht mehr bewuſst zu ſeyn ſchien. Anſtatt,

daſs der Aufſeher mir einen Troſt hätte zuſprechen ſollen: ſo foderte er für die grauſame Nachricht, und für ſeine Dienſte überhaupt, noch eine Belohnung. Ich griff in Steeleys Taſchen, um für ihn etwas zu ſuchen; allein die Wache hatte ihm alles genommen. Da der Aufſeher kein Geld mehr ſah, ſo ſchien der Schatten von ſeinem Mitleiden zu verſchwinden. Er gieng miſsvergnügt fort, und lieſs mich in einem Zuſtande liegen, den ich euch nicht beſchreiben kann. Ich verſank in Schwermuth und Traurigkeit. Von Gott und Menſchen in meinen Gedanken verlaſſen, und feindſelig im Herzen wider beyde, ſchlief ich ſchrecklicher Menſch ein, indem ich mir den Tod tauſendmal wünſchte. Es war viele Nächte kein Schlaf in meine Augen gekommen, und meine zerſtörten und ermatteten Geiſter hatten eine lange Ruhe nötig, wenn ſie wieder zu ſich ſelbſt kommen

men ſollten. Ich glaube, daſs ich länger als vier und zwanzig Stunden in einem Stücke geſchlafen habe. Ich erwachte, und ſah meinen Freund mit aufgeſchlagnen Augen neben mir liegen. Er fragte mich, wo Sidne wäre; denn er war weggeſchaft worden, eh Sidne ſtarb. Ich konnte ihm nicht antworten. Iſt er todt? ach wenn doch Gott das wollte! ſo wäre er glücklicher, als wir. So iſt er nicht mehr in den Händen der Henker? Ich ſagte ihm, daſs er todt wäre. Ich fragte ihn, ob er noch groſse Schmerzen empfände; und er fragte mich, ob ich ſie noch ſehr fühlte: denn er glaubte, daſs ich ſeine Marter ebenfalls ausgeſtanden hätte. Alſo hat man euch verſchont, fieng er, nach meiner Erzählung, an. Nun bin ich doppelt zufrieden. Sidne iſt todt, und ihr habt meine Quaal nicht gefühlt. Für beydes müſſen wir Gott danken.

Ich konnte ihm die Nachricht von unſrer Verweiſung nach Siberien nicht länger verſchweigen. Ich ſagte ihm, was ich von dem Aufſeher gehört hatte. Er ſchien durch das erlittene Unglück ſchon ſo unempfindlich geworden zu ſeyn, daſs ihn Siberien nicht mehr ſchreckte. Als ich aber davon anfieng, daſs man uns vielleicht noch grauſamer begegnen würde; ſo rang er die Hände. Nein, nein, ſchrie er, lieber den Tod, tauſendmal lieber, als jenes. Wollt ihr noch leben, wenn man euch ſo miſshandelt? Wir überlieſſen uns der Wuth und der Verzweiflung von neuem. Indem trat der Aufſeher in unſer Gefängniſs, und kündigte uns an, daſs man uns morgen früh nach Siberien abführen würde. Wird man uns, rief Steeley, noch etwas mehr thun? Nein, ſprach der Ruſſe, nichts mehr, ihr ſeyd beyde nur verurtheilt, nach Siberien zur Arbeit verwieſen zu werden. Nun ſchien uns das

gröſste

gröſste Elend geringe zu ſeyn, da wir nur hörten, daſs man keine weitere Gewalt an uns ausüben wollte; und wir fanden in dem Verluſte dieſer Furcht eine Art des Troſtes, den uns alles andre nicht hätte geben können. Steeley wollte dem Aufſeher noch eine Belohnung geben; allein, ſein Geld war ihm genommen. Nachdem er lange geſucht, fand er endlich noch zween Rubel. Er ſtund vor Freuden zum erſten male von ſeinem Lager auf, und ſagte dem Aufſeher, daſs er ſeinen Reichthum mit ihm theilen wollte. Dieſer war auch ſo menſchlich, daſs er ihm die Hälfte zurück gab. Steeley fragte darauf, wo man den todten Körper des Sidne hingethan hätte, ob er ihn nicht noch einmal ſehen könnte. Der Ruſſe antwortete, daſs man ihn ſchon an dem Orte eingeſcharret hätte, wo die Miſſethäter begraben würden. Er liege, wo er wolle, fieng er mit einem thrä-

nenden Ungeſtümm an, er iſt doch ein ehrlicher Mann und mein Freund; es iſt ihm unrecht geſchehen —— Ich rief ihm zu, daſs er ſchweigen und ſich aus Liebe zu ſeinem todten Freunde nicht noch unglücklicher machen ſollte. Er fragte, ob es nicht noch möglich wäre, einen von ſeinen Landsleuten zu ſprechen: aber daran war nicht mehr zu denken. Nunmehr nahm unſer Aufſeher Abſchied. Wir dankten ihm unausſprechlich für ſeine Menſchenliebe, ob wir ſie gleich meiſtens erkauft hatten. Wir umarmten ihn, und fragten ihn immer, ob es auch gewiſs wäre, daſs man uns nichts weiter thun würde. Er verſicherte uns dieſes mit dem gröſten Eide, den ſie in ihrer Sprache haben. Wir wollten ihm noch etwas Geld geben, daſs er uns zu eſſen ſchaffen ſollte; denn es war wohl der dritte Tag, daſs wir nichts zu uns genommen hatten. Auf einmal ward er

groſs-

grofsmüthig, und fagte, dafs er uns zu eſſen und auch ein Glas Brandwein auf unſere traurige Reiſe, und Steeleyn ein Pflaſter über den Leib bringen wollte, welches ihm gute Dienſte thun würde. Er hielt ſein Wort, und brachte uns, was er uns verſprochen hatte. Wir aſſen den Abend ziemlich ruhig, und ergaben uns in alles, was uns begegnen würde, weil wir ſicher waren, daſs uns faſt nichts ſchrecklichers begegnen konnte. Der Schmerz, den Steeley noch in dem Leibe fühlte, minderte ſich durch das empfangene Pflaſter. Der Morgen brach an, ohne daſs wir geſchlaffen hatten, und man foderte uns zur Reiſe auf. Der Aufſeher empfahl uns dem Officier, der uns zu den übrigen acht Gefangenen führte, welche mit uns nach Siberien ſollten gebracht werden, und welche, wie ich nachdem erfuhr, meiſtens vornehme Ruſſen und wegen der Rebellion

verdächtig waren. Wir wurden alle zehn auf zwey Fahrzeuge vertheilt, und ich hatte gleich das Unglück, daſs man Steeleyn von mir trennte und auf den andern Wagen wies. Mehr hatte zu meinem Elende nicht gefehlt. So wie wir auf einer Station ankamen, muſsten wir auch wieder fortgebracht werden; alſo kam Steeley niemals zu mir, und ich habe auf dem ganzen Wege nichts, als einzelne Worte, mit ihm ſprechen können. Drey von meinen Gefährten waren Ruſſen, und ihre Herzen waren ſo wild, als ihre Geſichter. Ihr Unfall machte ihre Gemüther nur mehr erbittert, und ſie ſchämten ſich, daſs ſie, als ruſſiſche Knees, mit einem Schweden und einem Franzoſen, denn dieſes war mein vierter Gefährte, ein gleiches Unglück theilen ſollten. Der Franzoſe, der Major geweſen war, und ſich unglücklicher Weiſe ſeinem Oberſten mit dem Degen widerſetzt hatte,

hatte, ward bald mein Vertrauter, und wir waren um deſto glücklicher, weil die Ruſſen kein franzöſiſch verſtunden. Er hatte die edlen Meynungen einer guten Erziehung im Felde nicht verlohren; und ſo unterſchieden ſeine Gemüthsart von der meinigen war, ſo machte uns doch das Unglück ſchon halb zu Freunden. Er hatte ein von Natur ehrliches Gemüth, und das Miſstrauen, das ich anfangs bey ihm merkte, verlohr ſich völlig, da er mein Herz kennen lernte. Ich bildete ihn auf unſerm elenden und beſchwerlichen Wege ſo, wie ich ihn haben wollte, und wie er ſeyn muſste, wenn er mir Steeleys Verluſt einigermaſsen erſetzen ſollte. Je näher wir Siberien kamen, deſto unfreundlicher wurden wir an denen Orten aufgenommen, wo man uns weiter fortſchaffen muſste. Wir achteten die Niederträchtigkeiten, ich und Remour, ſo hieſs der Franzoſe, kaum mehr, mit de-

nen

nen man uns begegnete. Wir bleiben doch rechtſchaffene Leute, ſprach der Major immer zu mir, wenn uns gleich der Pöbel verunehrt. Er, ich, und die vornehmen Ruſſen, wir waren einer ſo arm, als der andere; und wenn wir auch etwas gehabt hätten: ſo würde uns doch der Pöbel, oder unſere eigene Bedeckung nichts gelaſſen haben; ſo feindſelig geht man mit denen um, die das Unglück haben, nach Siberien beſtimmt zu ſeyn. Wir hatten nichts als trocknes Brod, und auch damit waren wir zufrieden. Die Kälte quälte uns am meiſten. Niemand empfand ſie mehr, als der arme Steeley an ſeinem miſshandelten Körper. Nach ungefähr ſechs oder ſieben Wochen kamen wir in Tobolskoy an, wohin wir verwieſen waren. Wir fanden, daſs ichs kurz ſage, hier alles, was eine Gegend fürchterlich, und das Elend eines ins Elend Verwieſenen traurig machen kann.

Wir

Wir wurden dem Gouverneur vorgeſtellt, und ich hatte das Unglück, von meinem lieben Steeley getrennt zu werden; doch blieb mir Remour. Der Gouverneur legte uns allen, nach der eingeführten Gewohnheit, einerley Schickſal auf, nemlich die elende Beſchäftigung, Zobel zu fangen, deren Felle an den ruſſiſchen Hof geliefert werden. Stellt euch vor, was ein Mann von meinem Stande und von meiner Gemüthsart fühlen muſs, der ſich zu der niedrigſten Verrichtung verdammet ſieht, der mit ſtumpfen Pfeilen in den Wäldern herumirren und Zobel erlegen, oder ſie mit Fallen fangen, und unter den Befehlen ſolcher Menſchen ſtehen muſs, die nicht viel vernünftiger, und oft grauſamer, als Thiere ſind. Wenn nicht die gröſste Plage durch die Länge der Zeit etwas von ihrer Laſt verlöhre; wenn nicht die gröſsten Beſchwerlichkeiten dem Körper endlich zur Gewohnheit würden,

oder,

oder, daſs ich mehr ſage, wenn Gott denen, die ohne ihre Schuld unglücklich ſind, nicht ſelbſt ihr Schickſal durch ihre Unſchuld und durch die geheimen Vergnügungen eines guten Gewiſſens in gewiſſen Stunden erleichterte: ſo würde mein Zuſtand in Siberien ein Stand der Verzweiflung geweſen ſeyn. So elend jeder Tag verſtrich: ſo fand ich doch wenigſtens alsdenn eine Beruhigung, wenn ich meinen Remour ſehn und ſprechen, und das, was mir begegnet war, und auch das, was ich ihm ſchon hundertmal geſagt hatte, in ſeine Seele ausſchütten konnte. Ein Sklave zu ſeyn, bleibt allemal das gröſte Unglück; allein einen Freund in dieſem Elende zum Gefährten zu haben, iſt zugleich die gröſste Wohlthat. Eine Umarmung, ein Wort, ein Blick von ihm, alles iſt Ein Troſt, der ſich nicht ausdrücken läſst, alles iſt Mitleiden; und was ſucht ein unglückliches

Herz,

Herz, das der Nothwendigkeit, elend zu ſeyn, unterworfen iſt, mehr, als Mitleiden? Ich würde undankbar gegen mein Schickſal ſeyn, wenn ich, da ich euch mein Ungemach erzähle, nicht auch der kleinen Annehmlichkeiten gedächte, die der Elendeſte noch in ſeinen Umſtänden zuweilen empfindet. Die Natur der Dinge ſcheint ſich, den Unglücklichen zu Gefallen, oft zu verändern; und das, was mir im Glücke eine Betrübniſs geweſen ſeyn würde, ward mir im Unglücke ein Troſt. Ich habe, ſeit dem ich ſo glücklich bin, weniger ein Sklave zu ſeyn, dieſen Spuren der Vorſehung oft mit tiefer Ehrfurcht, obgleich mit einem innerlichen Schauer, nachgedacht. Vielmal habe ich, wenn ich der Verzweiflung am nächſten war, und in der Ferne einen andern Verwieſenen erblickte, in dieſem Anblicke einen Troſt gefunden. Der Tod ſelbſt, der uns ſonſt ſo ſchrecklich

lich ſcheint, iſt mir tauſendmal zur Wolluſt geworden, und der Gedanke von ihm, der uns ſonſt niederſchlägt, hat mich unter der Laſt, unter der ich ſeufze, recht göttlich aufgerichtet. Ich bin in der Vorſtellung, daſs ich in dieſer oder jener Nacht vielleicht ſterben könnte, oft ſo freudig eingeſchlafen, als ob ich alles hätte, was ich wünſchte. Und wenn ich um und neben mir kein Vergnügen erblicken konnte: ſo brachte mir die Religion doch oft die Freuden aus einer andern Welt herüber. Nachdem ich alſo drey Jahre in einer vollkommenen Knechtſchaft zugebracht, und, gleich den andern Gefangenen, mir das Brod aus den Händen meiner Gebieter durch eine gewiſſe beſtimmte Anzahl der Thiere, die wir fiengen, erkaufen müſſen: ſo ereignete ſich die Begebenheit mit dem pohlniſchen Juden. Dieſer dankbare Mann, wie ich euch ſchon erzählt habe, hat mich durch ſeine

Vor-

Vorbitte bey dem Gouverneur und durch ſein erlegtes Geld von der Arbeit befreyt. Er hat es nach und nach ſo weit gebracht, daſs ich in ein lichter und geraumer Behältniſs gekommen bin. So bald ich dieſes nur hatte: ſo ſuchte er mir meine Gefangenſchaft noch mehr zu erleichtern. Er brachte mir ein bequemes Kleid, und entriſs mich dem groben und wilden Anzuge, in welchem ich nun ſchon ſo lange gegangen war. Schreckliches Kleid, das noch hier vor meinen Augen hängt, und mich an das vorige Unglück erinnert! Er brachte mir allerhand Decken und Pelzwerke zum Schlafen, wiewohl mich dieſe anfangs nur an dem Schlafe hinderten. Eine lange Gewohnheit, hart zu liegen, hatte ſolche faſt unnütz für mich gemacht. Er beſuchte mich oft, und niemals, ohne mir eine Gutthat zu erweiſen. So ſehr mein Zuſtand von dem vorigen unterſchieden war; ſo war er mir doch

doch nicht angenehm genug, weil ich ihn nicht mit Steeley, oder mit Remourn, theilen konnte. Von Steeleyn hatte mein Wohlthäter auf mein Bitten die Nachricht eingezogen, daſs er nach Pohem, vierzehn Tagereiſen von Tobolskoy, gebracht worden wäre; ob er aber noch lebte, das konnte ich nicht erfahren. Der Jude hatte mir ein Geſchenk von einem Dutzend Dukaten gemacht, damit ich in ſeiner Abweſenheit etwas zu meiner Verſorgung hätte. Ich wagte es, und bat ihn, daſs er drey davon Remourn überbringen, oder ihm einige Erquickungen dafür ſchaffen möchte, die übrigen hub ich in Gedanken für Steeleyn auf. Er that es, und das war nicht genug: er brachte es noch denſelben Tag dahin, daſs Remour etliche Stunden zu mir gelaſſen wurde. Ich theilte mein Herz mit ihm, und alles, was ich hatte. Ich hoffete dieſes Vergnügen noch mehrmal zu

ge-

genieſſen; allein er ward darauf krank und ſtarb; und ich erhielt nicht eher, als etliche Stunden vor ſeinem Tode, die Erlaubniſs, ihn zu beſuchen, da er kaum noch etliche Worte ſtammeln konnte. Der Jude ſetzte, wie er mir verſprochen hatte, ſeine Beſuche fleiſſig fort. Er gab mir allerhand Anſchläge, allerhand Nachrichten von dem Gouverneur, und ſagte mir, daſs er bey dem Zaar in groſsen Gnaden ſtünde, daſs er mit ihm in Deutſchland geweſen wäre, daſs ſeine Gemahlinn aus Curland gebürtig, und eine Vertraute der Catharina geweſen ſey. Er erzählte mir ferner, daſs der Gouverneur ein groſser Liebhaber vom Bauen wäre, und daſs ich, wenn ich etwas von der Baukunſt verſtünde, mir vielleicht gar ſeine Gnade erwerben würde. Dieſs war mir eine ſehr angenehme Nachricht. Ich ſagte ihm, daſs ich zeichnen und Riſſe zu Gebäuden machen könnte, und wenn

er

er mir die nöthigen Sachen ſchaffete, ſo würde ich wenigſtens eine Beſchäftigung in meiner Einſamkeit mehr haben. Er that es, und ich übte mich einige Wochen. So bald ich einen nicht ungeſchickten Riſs fertig hatte: ſo trug ihn der Jude zum Gouverneur. Den andern Tag wurde ich ſchon zu ihm geholt. Er verſtund zu meinem Glücke etwas von der Baukunſt, und würdigte mich, als mein Befehlshaber, etlicher freundlichen Minen, und unterredete ſich mit mir bald auf deutſch, bald im gebrochnen Latein. Er erſchrack, daſs ich ſo fertig Latein ſprechen konnte, und von dieſem Augenblicke an ſchien er mich zu bedauern. Wenn es bey mir ſtünde, ſprach er, ſo wollte ich euch die Freyheit ſchenken; allein, ihr ſeyd auf zeitlebens nach Siberien verbannet, und ich kann nichts thun, als euch eure Gefangenſchaft erträglicher machen. So lange ich lebe, ſoll euch

alle

alle Arbeit der Gefangenen erlaſſen ſeyn, ohne daſs der Jude etwas weiter für euch bezahlt. Seyd ihr damit zufrieden? Ich bedankte mich ſehr ehrerbietig, und ſeh ihn beweglich an. Ihr könnt leicht denken, warum ich ihn nunmehr bat. Ich nahm alle meine Beredſamkeit zuſammen, um ihn zu bewegen, daſs er einem Freunde von mir, der zugleich mit mir nach Siberien verwieſen worden, und Steeley hieſſe, eben die Groſsmuth erzeigen ſollte, die er mir erwieſen hätte. Ihr bittet mehr, fieng er an, als mir zu thun frey ſteht. Ich will mich entſchlieſſen. Itzt könnt ihr gehn, und mir den Riſs von dem Gebäude machen, von dem ich mit euch geſprochen habe. Indem er dieſes noch ſagte, trat ein ſehr ſchönes Frauenzimmer mit einer viel verſprechenden und groſsmüthigen Mine in das Zimmer. Wartet, rief er mir zu. Hier, meine Gemahlinn, fuhr er fort, iſt der unglückliche

Schwede, von dem ich euch neulich gesagt habe. Wenn es euch gefällt, so könnt ihr selbst mit ihm reden, und ihm etwas zu essen reichen lassen. Ich will ein paar Stunden auf die Jagd reisen. Er gieng fort, und seine Gemahlinn redete auf eine sehr liebreiche Art mit mir, und sagte, dass sie Ursache hätte, an meinem Unglücke Theil zu nehmen, weil ich, wie sie hörte, ein halber Landsmann von ihr wäre. Sie that tausend Fragen an mich, und belohnte meine Erzählungen mit einer mitleidigen Aufmerksamkeit, und mit einer Höflichkeit, die mir alle Furcht benahm, frey und edel mit ihr zu reden. Nichts hörte sie lieber, als die vortheilhaften Beschreibungen, die ich ihr von euch machte, und die Wünsche, euch, meine Gemahlinn, wieder zu sehn. Ich bedaure sie, fieng sie an, nachdem sie wohl zwo Stunden mit mir gesprochen hatte; und ich würde ihren Verdiensten ein bes-

ser

ſer Schickſal anweiſen, wenn ich dem Hofe näher wäre. Vielleicht iſt es möglich, daſs ich mit der Zeit noch etwas zur Rückkehr in ihr Vaterland beytragen kann. Die ausnehmende Liebe, die ſie wider die Gewohnheit ihres Geſchlechts für ihre Gemahlinn haben, und ihr Unglück, ſind genug, mich zu ihrer Freundinn zu machen, und ich kann ihnen meine Hochachtung nicht entziehn, wenn gleich ihre Gebieter ihnen als einem Sklaven begegnen. Gefällt ihnen mein Mitleiden: ſo beruhigen ſie ſich damit in einem Lande, wo die Barbarey die Stelle der Tugend zu vertreten ſcheint. Ich würde dieſen Mittag mit ihnen ſpeiſen, wenn ich meinem Willen folgen dürfte. Darauf langte ſie von der Tafel, die ſchon gedeckt war, eine Flaſche Wein, und trank mir eure Geſundheit zu. Ich ward von ihrer Groſsmuth bis zu den Thränen gerührt, und es war mir unmöglich, ihr

meinen wahren Namen länger zu verschweigen. Ich warf mich zu ihren Füssen. Madame, fieng ich an, sie verdienen, dass ich ihnen auf den Knieen für die Freundschaft danke, die sie mir Unglücklichen schenken. Ich muss ihnen alles sagen, wenn auch mein Bekenntniss mit der Gefahr meines Lebens verknüpft seyn sollte. Alles ist wahr, was ich ihnen erzählt habe; allein, ich heisse nicht Löwenhoek. Nein, ich bin der Graf von G**, und ich bitte sie bey ihrer edlen Seele, und bey meiner Gemahlinn, meinen Namen nicht zu entdecken. Sie hob mich freundlich auf, und ich erzählte ihr mein Unglück bey der Armee. O Gott! rief sie, sind sie der Graf von G**? Mein Gemahl hat ihren Vater als Gesandten in Moskau gekannt. Unglücklicher Graf! Sagen sie ihm ja nichts davon. So viel ich Ursache habe, mit seiner Aufführung gegen mich zufrieden zu seyn: so

hat

hat er doch gegen andere ein hitziges und rachgieriges Herz; und wie bald könnte es nicht geſchehn, daſs ſie ihn wider ihren Willen beleidigten. Begegnen ſie ihm ja allezeit mit einer tiefen Unterwerfung, und alsdenn am allermeiſten, wenn er am gnädigſten mit ihnen umgeht, auſſerdem ſtehn ſie in der Gefahr, noch weit mehr zu erfahren. Er liebt das Geld, und es wird gut für ſie ſeyn, wenn ihm der Jude von Zeit zu Zeit ein Geſchenk macht. Ich habe kein Geld, fuhr ſie fort, um ihnen zu dienen; allein ich habe Juwelen, von denen mein Gemahl nichts weiſs, davon will ich ihnen einige holen. Der Jude iſt ein ehrlicher Mann, und wird ihnen doch wenigſtens die Hälfte ſo viel davor geben, als ſie werth ſind; allein ich wollte es nicht gern, daſs ſie ihm ſagten, von wem ſie ſolche bekommen hätten. Sie brachte mir darauf zwo goldene Einfaſſungen, die, wie

ich muthmaſste, von ein Paar Portraits abgenommen waren. Sie waren mit koſtbaren Steinen beſetzt. Nehmen ſie, ſprach ſie, dieſes Geſchenk als einen Beweis an, daſs es mir nicht an dem Willen fehlt, ihr Elend zu mindern. Ich zweifle, daſs ich jemals wieder die Gelegenheit erhalten werde, ſie allein zu ſprechen; darum wiederhole ich ihnen mein Mitleiden und meine Hochachtung, und bitte ſie, in mir auch alsdann ihre Freundinn zu erkennen, wenn ich genöthigt ſeyn werde, die Perſon einer Gebieterinn anzunehmen. Begeben ſie ſich nunmehr wieder in ihren einſamen Aufenthalt. Ich will ſehen, ob ichs bey meinem Gemahle ſo weit bringen kann, daſs ihr Freund, von dem ſie mir erzählt haben, zu ihrer Geſellſchaft hieher verlegt wird. Gewiſs kann ichs ihnen nicht verſprechen. Gehn ſie, und leben ſie wohl, armer Graf! Ich kehrte als im Triumphe zurück,

rück, und hielt mich nunmehr unter den Händen der Barbaren für geehrt und glücklich; ſo ſehr erfüllete das Mitleiden dieſer ſo groſsmüthigen Seele mein Herz mit Hoheit und Hofnung. Mein Jude beſuchte mich den Tag darauf. Und ehe ich ihm erzählte, wie ich von dem Gouverneur aufgenommen worden: ſo ſagte ich ihm, daſs ich ſo glücklich geweſen wäre, in dem alten Kleide meines verſtorbenen Freundes, das er, da er bey mir war, zurückliefs, weil ich ihm ein neues gab, und das ich itzt vor mich hingelegt hatte, einige Koſtbarkeiten zu finden, wodurch ich ihm vielleicht die Koſten erſetzen könnte, die er als mein Freund für mich zeither aufgewandt hätte. Er betrachtete die beyden Einfaſſungen mit Erſtaunen, und ſchien mein Vorgeben zu glauben. Das ſind fürſtliche Koſtbarkeiten, fieng er an, und ich kann euch meine Aufrichtigkeit nicht beſſer be-

weiſen, als daſs ich euch ſage, daſs ſie fünf- bis ſechstauſend Thaler werth ſind. Wollt ihr mir ſie anvertrauen: ſo will ich ſie euch bey einem Juden, der Steine einkauft, verhandeln. Ein Mann, ſprach ich, der mir ſo viel Gutes erwieſen hat, wie ihr, verdient das gröſste Vertrauen. Allein, verſetzte er, was wollt ihr mit ſo vielem Gelde anfangen? Man könnte es euch über lang oder kurz nehmen. Wiſst ihr, was ich machen will? Ich will das Geld, das ich dafür bekomme, bey einem Juden, der hier wohnhaft iſt, niederlegen; er ſoll euch nicht um einen Groſchen betriegen. Ich will ihm, und wenn ich binnen acht Tagen wieder zurück nach Polen reiſe, auch dem Gouverneur ſagen, daſs ich euch, als dem Erhalter meines Lebens, ſo und ſo viel zu eurer Verſorgung, und, wenn es möglich wäre, zu eurer baldigen Befreyung zurückgelaſſen hätte. Kurz, ich war

alles

alles zufrieden. Er verkaufte die Juwelen für fünf tauſend Thaler, und brachte mir tauſend baar, und das übrige durch eine Anweiſung mit. Ich bot ihm für ſeine treuen Dienſte zwey hundert Thaler an; allein er nahm ſolche unter keiner andern Bedingung, als daſs er ſie bey ſeiner Abreiſe dem Gouverneur ſchenken wollte, damit er mir günſtig bliebe. Dieſs iſt geſchehn. Er hat mir durch meinen lieben Juden verſprechen laſſen, daſs ich Steeleyn gewiſs zu mir bekommen ſollte, zumal wenn er auch etwas von der Baukunſt verſtünde. Der Jude ſelbſt ſteht nunmehr im Begriffe fortzureiſen. Ich verliere ſehr viel an dieſem treuherzigen Manne; doch ich will ihn gern verlieren, wenn er das Werkzeug iſt, durch den ihr von mir, und ich von euch eine Nachricht erhalte. Er kennt meinen wahren Stand, und er hat mirs auf die heiligſte Art verſprochen, weder mich zu verrathen,

noch zu ruhen, bis er euern Aufenthalt in Liefland ausfündig gemacht. In dieſer letzten Abſicht hat er hundert Thaler zu Reiſekoſten von mir angenommen. Er kömmt, der ehrliche Mann, und will Abſchied nehmen und ſeinen Brief haben. Ich umarme euch, wo ihr auch ſeyd, mit der treuſten Liebe. Möchten doch meine Umſtände ſo bleiben, wie ſie itzt ſind! ſo hoffe ich noch, euch wieder zu ſehn, und alle mein ausgeſtandenes Elend in euren Armen zu vergeſſen. Bittet den Himmel um dieſe Glückſeligkeit. Ja, meine liebſte Gemahlinn, er wird ſie uns noch ſchenken.

P. S. Ich habe, weil Steeley noch nicht zugegen iſt, an ſeinen Vater nach London, und auch an den engliſchen Geſandten nach Stockholm geſchrieben, und unter dem Namen Löwenhoek beyden von meines Freundes neuem Unglücke Nachricht gegeben.

Dieſes ſind die beyden Briefe, die mein Gemahl in ſeiner Gefangenſchaft an mich geſchrieben. Er hat, von dem Abgange des letzten Briefes an, ungefehr noch anderthalb Jahr in Siberien zugebracht. Ich will das übrige ſo erzählen, wie er mirs mündlich erzählet hat.

Einige Wochen nach des Juden Abreiſe, ſprach er, ward ich zum Gouverneur geholt. Ich übergab ihm mit vieler Demuth den Riſs, den er mir zu machen befohlen hatte. Er war ziemlich wohl damit zufrieden; allein, er war doch der Gouverneur, und ich ſein Gefangner. Kurz, er ſchämte ſich, mir eine Art der Hochachtung äuſſerlich ſehen zu laſſen, die er mir vielleicht im Herzen nicht ganz abſchlagen konnte. Er fragte mich, ob mir der Jude ſo und ſo viel Geld zurückgelaſſen hätte, und ich beantwortete es mit Ja. Darauf befahl er, daſs der Gefangene hereintreten ſollte, dieſes war mein lieber Steeley, den ich faſt ſeit vier Jahren nicht geſehen hatte. Ich vergaſs vor Freuden, daſs ich vor dem Gouverneur ſtund, und lief auf Steeleyn mit offenen Armen zu. Er ſoll euer Geſellſchafter ſeyn, fieng der Gouverneur an; allein, wie lange, das kann ich euch nicht ſagen. Ich verſtund dieſe Sprache, und bat, ob er ſich nicht wollte gefallen laſ-

ſen, daſs ich tauſend Thaler zum Unterhalte meines Freundes erlegen durfte. Er ſagte, daſs er ſie zum Pfande, daſs wir ſeine Gnade nicht miſsbrauchen würden, annehmen wollte. Der Jude, von dem ich die Anweiſung bey mir hatte, ward gefodert, und bezahlte die tauſend Thaler. Er erhielt zugleich die Erlaubniſs, mich anſtatt des abgereisten Juden zu beſuchen, und mich mit dem Nothwendigen zu verſehen. Nunmehr durfte ich an der Hand meines Steeleys, der noch wie in einem Traume war, und nichts, als etliche abgebrochene Worte, zu mir geſprochen hatte, nach meinem Behältniſſe eilen. Unſere erſte Beſchäftigung, als wir allein waren, beſtund darinne, daſs wir einander lange Zeit anſahn, ohne ein Wort zu ſprechen. Alsdann ſuchte ich ihm Wäſche und eine Kleidung, womit mich der Jude noch vor der Abreiſe verſorget hatte; allein er war nicht vermögend vor trunkener Freude ſich allein anzukleiden, ich muſste ihm helfen. Er ſah die Sachen, die ich ihm gab, recht mit Erſtaunen an, als ob er ihren Gebrauch vergeſſen hätte. Da er endlich angekleidet war; ſo betrachtete er ſich mit unerſättlichen Augen, und weinte. Ich hatte ihn ſchon oft gefragt, wie es ihm gegangen wäre; und er hatte mir nichts geantwortet, als: wie

es

es mir gegangen iſt, mein lieber Graf, wie es mir gegangen iſt? Ja ich wurde ihm, ungeachtet meiner Neugierigkeit, doch nicht haben zuhören können, wenn er mir auch meine Fragen beantwortet hätte, ſo beſtürmt war ich von den Trieben der Freundſchaft und der Freude. Ich reichte ihm ein halbes Glas Wein, denn mehr hatte ich nicht, und erinnerte ihn, wie er mich einmal in Moskau damit traktirt hatte. Wir wurden nach und nach unſerer mächtig. Wir hatten einander ſo viel zu erzählen, daſs wir nicht wuſsten, wo wir anfangen ſollten. Unter dieſen Unterredungen verſtrichen ganze Tage und Nächte, und eben ſo viele unter den Wiederholungen unſerer Begebenheiten. Steeley hatte in ſeinem Elende weit mehr erlitten, als ich. Ohne Mitleiden, ohne Freund war er die ganze Zeit ein Sklave, und was noch mehr iſt, ein Gefährte des boshaften Mitgefangnen, des Knees Eskin, geweſen. Dieſes Ungeheuer hatte ihm ſeine Hütte des Abends zur Hölle gemacht, wenn er den Tag über die Laſt der Sklaverey überſtanden. Von tauſend niederträchtigen Streichen, vor welchen die Natur erſchrickt, will ich nur einen erzählen. Steeley war krank geworden, und hatte ſich etliche Tage nicht von ſeinem Lager aufrichten können. Er hatte ſich alſo genöthiget

geſehen, da Eskin des Abends aus den Wäldern zurückgekommen, ihn zu erſuchen, daſs er ihm das Gefaſs mit Waſſer reichen möchte, weil ihn ſehr dürſtete. Alſo dürſtet euch recht ſehr? ſpricht Eskin. Das iſt mir lieb. Es hat mich vielmal auch gedürſtet, und ihr ſeyd gegen einen Fürſten doch nur ein Nichtswürdiger. Darauf nimmt er das Trinkgeſchirr und trinkt, und alsdann wirft ers Steeleyn vor die Fuſſe und lacht: da, ſo viel gehört euch! Braucht man wohl mehr zur Verzweiflung, als ſo einen Unmenſchen um ſich zu haben? Nach einer Zeit von einem Jahre, und nach unzähligen Beleidigungen, wird mit dem Eskin, der ſich gegen einen ſeiner Aufſeher in der Raſerey vergangen, ſo übel verfahren, daſs man ihn halb todt in ſein Behältniſs ſchleppen muſs. Man entzieht ihm zween Tage das Brod; aber Steeley iſt ſo groſsmüthig, und theilet das ſeinige mit ihm. Er reicht ihm, ſo oft er kann, das Trinken. Er wäſcht ihm ſo gar die Wunden aus; und damals hat ihm der Ruſſe die Hand gedruckt, und zu ihm geſagt: vergebt mirs, daſs ich nicht eben ſo an euch gehandelt, als ihr an mir thut. Er hat ihm nach dieſem weniger Verdruſs angethan. Sein ganzes Glück, das ihm in ſeiner Abweſenheit von mir begegnet iſt, beſteht in einer kleinen Freundſchaft,

die

die ihm ein Coſakiſches Mädchen in dem letzten Jahre vor ſeiner Zurückkunft nach Tobolskoy erwieſen. Sie beweist, daſs es auch unter dem wildeſten Volke noch edle und empfindliche Herzen giebt. Steeley war eines Tages auf ſeinem Reviere um Pohem ſo glücklich geweſen, die geſetzte Zahl ſeiner Zobel bald zu fangen. Auf dem Rückwege nach der Stadt hatte er ſich, um auszuruhen, bey einer Quelle niedergeworfen. Darauf kömmt ein wohlgebildetes Mädchen zu ihm, und ſieht ihn lange ſtarr an. Endlich ſetzt ſie ſich nieder, und trinkt mit der hohlen Hand aus der Quelle. Armer Fremdling, fängt ſie an, wollt ihr nicht auch trinken? Steeley ſagt, daſs ers ſchon gethan hätte. Aber, ſpricht ſie, wollt ihr denn nicht einen Trunk Waſſer aus meiner Hand annehmen? Thut es doch, ihr dauert mich, ſo oft ich euch gehen ſehe; und ich bin nicht hieher gekommen, um zu trinken, ſondern um euch dieſes zu ſagen. Steeley erſchrickt, und weiſs ſelbſt nicht, was er ſagen ſoll. Ach, fährt ſie fort, ihr wollt mir nicht antworten? Nun dauert michs, daſs ich euertwegen hieher gegangen bin. Wartet nur, ich will nicht wiederkommen. Er ſieht ſie darauf traurig an, und ſagt, daſs er ihr für ihr Mitleiden recht ſehr verbunden wäre, und reicht ihr zur Dankbarkeit

die

die Hand. Dieſe drückt ſie bald an den Mund, bald an die Bruſt. Sie ſpielt mit ſeinen ſchwarzen Haarlocken, und wiederholt ihre Liebkoſung auf zehnerley Art. Er will nunmehr fortgehn. O, ſpricht ſie, wartet doch, ich kann mich an euch gar nicht ſatt ſehn. Ich wollte, daſs alle Männer in dieſem Lande ſo ausſähen, wie ihr; alsdann würde es recht hubſch in Siberien ſeyn. Und wenn ihr ja gehen muſst, werdet ihr euch nicht bald wieder hieher ſetzen? Ich habe euch ſo viel zu ſagen, und ich weiſs nicht, was es iſt. Ich wuſste es, ehe ich zu euch kam, und nun habe ichs über euern Haaren vergeſſen. Indem ſieht ſie in die kleine Quelle, und ſieht ihr Bild darinne. Aber, ſagt mir nur, ſpricht ſie, ſehe ich denn wirklich ſo, wie hier im Waſſer? Ich habe ja auch ſchwarze Augen, wie ihr. Eure gefallen mir; gefallen euch denn meine auch? Sind meine Zahne auch ſo weiſs, wie eure? Ja, ſpricht er, ihr ſeyd ſchön; aber laſst mich gehen, ich bin ein unglücklicher Menſch. Darauf geht ſie mit thränenden Augen fort. Als Steeley den andern Morgen wieder in ſein Revier geht: ſo ſitzt ſie ſchon an der Quelle, und wartet auf ihn. Sie nöthigt ihn, daſs er ſich niederſetzen und ein Stück Honig und Brod aus ihrer Hand eſſen muſs. Seht ihr, ſpricht ſie,

ich

ich äſſe gerne ſelbſt; aber ich gönne es euch doch noch lieber. Und hier habe ich euch auch noch etliche Zobel mitgebracht, womit mich meine Liebhaber beſchenkt haben. Nun habt ihr den ganzen Tag nichts zu thun. Sie ſollen mir nun alle Tage welche ſchenken muſſen, und ich will ſie euch bringen. Seht mich doch freundlich an. Ihr hört ja, wie gut ichs mit euch meyne. Sie ſpielt darauf wieder ganz beſcheiden mit ſeinen Haaren, und bittet um eine Locke, und zeigt ihm eine Scheere, die ſie zu dieſer Abſicht mitgebracht. Steeley, dem die treuherzige und doch ehrbare Liebe dieſer wilden Coſakinn nicht miſsfallt, erlaubt ihr dieſe Bitte. Sie belohnt ihn durch etliche freywillige Küſſe, und zeigt ihm von ferne eine Hutte, welches die Hütte ihres Vaters war. Darauf nimmt ſie ein Blatt von einem Baume, und bläst. Nunmehr wird mein Bruder kommen. Ich hatte ihn beſtellt. Wenn du mir die Locke nicht im guten gegeben hätteſt: ſo hätten wir dich dazu gezwungen. Fürchte dich nicht, er iſt wie ich, er thut dir kein Leid. Siehſt du, ſpricht ſie, da der Bruder, ein Menſch mit einem ehrlichen wilden Geſichte, näher kömmt, das iſt der Fremdling, dem ich ſo gut bin. Betrachte ihn nur, und

ſag

ſag es ihm, wie oft ich von ihm mit dir rede. Zeige ihm doch die Gegenden, wo er mit leichter Muhe die Zahl von Zobeln zuſammen bringen kann. Ich will auch alles für dich thun. Suche mir hier in der Nähe eine Höle, oder einen Baum aus, wo ich dem armen Fremden künftig etwas Honig, und Fiſch, und Brod hineinlegen kann. Der Bruder verſpricht es ihr, und geht mit Steeleyn fort, und weist ihm verſchiedene Vortheile, und auch einen Ort, wo ihn ſeine Schweſter verlangt hatte. Dieſen hat ſie zur Vorrathskammer von ihren kleinen Wohlthaten gemacht, oder Steeleyn vielmehr entweder des Morgens, oder des Abends, da erwartet. Sie iſt oft ganze halbe Tage bey ihm geblieben, und alsdann hat ihr Bruder ihres Liebhabers Arbeit verrichten müſſen. Da Steeley das vortrefliche Herz ſeiner Schönen wahrgenommen: ſo hat er ſich alle Muhe gegeben, ſie zu bilden, und ihre edlen Empfindungen von den rauhen Eindrückungen ihrer Erziehung zu reinigen. Sie hat, durch die Liebe ermuntert, in kurzem ſeine Meynungen und ſeine Sitten angenommen, und ſo viel Verſtand bekommen, daſs er ſich keine Gewalt mehr hat anthun dürfen, ihr gewogen zu ſeyn. Allein dieſes Vergnügen

hat

hat für beyde nicht lange gedaurt, weil Steeley nach drey Monaten, nebſt etlichen andern Gefangenen, in eine andre Gegend, zwanzig Werſte von Pohem, verlegt worden. Von da iſt er nachdem nach Tobolskoy abgerufen worden, und hat alſo ſeine Freundinn nie wieder geſehen.

Wir richteten, da wir nunmehr wieder beyſammen waren, unſre Lebensart ſo gut ein, als es unſre Umſtände zuließen. Der Gouverneur hatte mir ein Reiſszeug gegeben, und ich muſste durch meine kleine Kenntniſs, die ich in der Mathematik hatte, ſeine Gewogenheit zu behaupten ſuchen. Ich unterwies Steeleyn in dem, was ich von dieſen Dingen wuſste; und da er die Rechenkunſt, die ihm ſein eigener Vater beygebracht, noch ſehr gut verſtund: ſo war er in einem halben Jahre in allen dieſen Uebungen ſo geſchickt, als ich. Wir arbeiteten alſo um die Wette, und der Gouverneur würde uns keine gröſsere Strafe haben anthun können, als wenn er uns befohlen hätte, dieſe Beſchäftigung nicht zu treiben und müſsig zu ſeyn. Allein er lieſs es uns nicht an Arbeiten fehlen. Er gab uns Rechnungen, er gab uns tauſend alte Riſſe, die wir abcopiren muſsten; und ich glaube, daſs kein verfallenes

nes Schloſs in Siberien und ganz Moskau mehr war, das wir nicht abgezeichnet haben. Er lieſs uns zwar nicht zu ſich kommen; allein er beſuchte uns faſt alle Wochen ſelbſt einmal. Wir belohnten dieſe Gnade mit der möglichſten Demuth, und er belohnte ſich für ſeine Herablaſſung dadurch, daſs er alles beſſer wuſste als wir, und uns unmittelbar nach einem zu freundlichen Worte, das ihm entwiſcht war, einmal gebieteriſch anfuhr. Steeley, ſo ſehr ihn ſonſt der Geiſt des Widerſpruchs und der Stolz ſeiner Nation belebt hatte, war itzt viel gelaſsner. Er ſchwieg, ſobald ihn der Gouverneur tadelte; allein damit war dieſer nicht allemal zufrieden. Nein, Steeley muſste reden, und ihm in der unwahrſten Sache Recht geben. Dieſes ward ihm ſehr ſauer, und er that es mit einer ſo gezwungenen Art, daſs ihm oft der Schweiſs daruber ausbrach, und daſs ich würde laut haben lachen müſſen, wenn wir an einem andern Orte, als in Siberien, geweſen wären. Einsmals traf er uns an, daſs wir Schach ſpielten. Steeley hatte die Steine mit dem Meſſer geſchnitzt, und ſie waren freylich nicht gar zu ſauber gemacht. Der Gouverneur beſahe ſie, und hielt ihm eine lange Rede, daſs keine Symmetrie und keine Sauberkeit darinne

ne zu finden wäre. Mein Freund gab es gern zu, und entſchuldigte ſich, daſs er keine Inſtrumente gehabt hätte. Aber das half alles nichts. Wenn ſie recht ſchön ſeyn ſollten, ſprach der Gouverneur: ſo muſsten ſie ſeyn, als wenn ſie gedrechſelt wären, und ihr ſeht doch wohl, daſs ſie nicht ſo ſind, daſs ſie hier zu viel, dort zu wenig, mit einem Worte, grob und ſchlecht geſchnitten ſind. Dergleichen Anmerkungen konnte er ganze Stunden fortſetzen, und Steeley zitterte auf die letzt vor dem Beſuche dieſes gebietriſchen Pedanten. Er ſetzte ſich oft, wenn wir zeichneten, neben uns, und ſtopfte ſich eine Pfeife von unſerm Tobacke ein. Wenn er ihn endlich mit vielem Appetite aufgeraucht hatte: ſo warf er die Pfeife hin, und that einen groſsen Schwur, daſs unſer Toback nicht das geringſte taugte. Zuweilen pries er uns ſeine Wohlthat, daſs er uns die ordentlichen Arbeiten erlaſſen hätte, und nöthigte uns dadurch, ihn demuthig zu bitten, daſs er uns nicht wieder den andern Sklaven gleich machen möchte. Oft kam er in dem gröſsten Zorne zu uns, und fluchte auf die Gefangenen, ohne zu ſagen, was geſchehen war, und wir muſsten ſeine unſinnige Hitze mit Ehrerbietung anhören. Ob wir ihm nun

gleich

gleich unſere verbeſſerten Umſtände zum Theil zu danken hatten: ſo war er doch bey allen unſern Vortheilen noch unſer beſtändiges Schrecken. Wir kannten ſeine unmaſsige Gemuthsart, und muſsten alle Tage furchten, daſs es ihm einfallen könnte, uns von einander zu trennen, und wieder unter die andern Gefangenen zu ſtecken. Um dieſem Unglucke zu entgehen, lieſs ich ihm durch den Juden, der mein Geld in den Handen hatte, ein kleines Geſchenk nach dem andern machen.

Ein Jahr war verfloſſen, ſeit dem Steeley wieder bey mir lebte. Ich hoffete nun von einem Tage zum andern auf Briefe von euch, weil der Jude, dem ich den meinigen mitgegeben, nach Tobolskoy handelte, und mir alſo leicht eine Antwort ubermachen konnte; allein ich hoffete vergebens. Steeley hatte ebenfalls binnen dieſer Zeit nach London und an den engliſchen Geſandten nach Schweden geſchrieben, und keine Antwort erhalten. Die Gemahlinn des Gouverneurs hatte ich ſeit der Zeit, da ſie mir das groſsmüthige Geſchenk gemacht, mit einem Worte, ſeit dem erſtenmale nicht wieder geſehn. Alles dieſes machte uns niedergeſchlagen; und je erträglicher unſere

Gefan-

Gefangenſchaft war, deſto mehr meldete ſich der Wunſch in uns, ihrer gar los zu ſeyn. Und mit was für Rechte konnten wir dieſs hoffen, da der Krieg mit den Ruſſen und Schweden noch immer fortdauerte? Ich ſtand eben um die Mittagszeit mit Steeleyn an unſerm kleinen Fenſter, als ich den Juden mit ſchnellen Schritten über den Hof durch den tiefſten Schnee laufen ſah. Er pflegte um dieſe Zeit nie zu kommen, und ich ſchloſs aus ſeiner freudigen Mine, daſs er mir einen Brief von ſeinem Correſpondenten, dem polniſchen Juden, bringen wurde. Er brachte mir auch einen Brief, aber von der Gemahlinn des Gouverneurs. Sie ſchrieb mir folgendes. Der Graf las mir darauf einen Brief, den ich noch beſitze. Ich will ihn hier einrücken.

Mein Herr,

Ich melde Ihnen eine Nachricht, die ich Ihnen lieber mündlich ertheilen möchte, damit ich das Vergnügen hätte, Ihre Freude mit anzuſehen und zu genieſſen. Sie ſind frey. Der Befehl wegen Ihrer Befreyung iſt geſtern mit den neu angelangten Gefangenen angekommen, und Sie ſollen

ſollen morgen, nebſt vier andern Verwieſenen, wieder auf die Art zurück nach der Stadt Moskau gebracht werden, wie Sie hieher gebracht worden ſind. Alsdann haben Sie die Erlaubniſs, ſich hinzuwenden, wo Sie hin wollen. Ich habe Ihnen Ihre Freyheit durch eine von meinen Freundinnen bey Hofe ausgewirkt. Mein Gemahl weiſs es nicht, daſs ich mich Ihres Unglücks angenommen habe, und er ſoll es auch nicht wiſſen; auch nicht die Welt. Ich bin zufrieden, daſs Sie es wiſſen. Und vielleicht wäre mein Dienſt viel groſsmüthiger, wenn ich Ihnen ſolchen nicht ſelbſt bekannt gemacht hätte. Ich war es willens; allein ich war zu ſchwach; und ich ſehe, daſs es leichter iſt, eine gute That zu unternehmen, als ſolche zu verſchweigen. Vergeſſen Sie dieſe kleine Eitelkeit, durch die ich mich für meine guten Abſichten ſelbſt belohnt habe. Ich zweifle, daſs ich

das

das Vergnügen haben werde, Sie vor Ihrer Abreiſe noch zu ſprechen, wenigſtens doch nicht allein. Ich wünſche Ihnen alſo mit der gröſsten Aufrichtigkeit das Glück, Ihre Gemahlinn bald wieder zu finden. Wie wird ſie mich lieben, daſs ich ihr ihren Grafen wieder geſchafft habe! Für Ihren Freund, den Sie hier zurücklaſſen, will ich ſorgen. Leben Sie wohl, und ſchreiben Sie mir künftig, ob Sie Ihre Gemahlinn angetroffen haben. Wenn meine Wünſche erfüllet werden: ſo hoffe ich, das betrübte Land, aus dem Sie eilen, noch mit meinem Vaterlande zu verwechſeln. Doch nein, ich Unglückliche werde wohl hier mein Leben beſchlieſſen müſſen. Schreiben Sie mir ja. Ich habe noch eine Stiefſchweſter in Curland, an die ich Ihnen den beyliegenden Brief mitgebe. Sollten es Ihre Umſtände verlangen: ſo glaube ich, daſs Sie ſehr gut bey ihr aufgehoben ſind. Sie iſt eine Witt-

we; doch habe ich ſeit zwey Jahren keine Nachricht von ihr. Leben Sie noch einmal wohl.

Amalia L**.

Dieſen Brief las ich, und taumelte vor Freuden in Steeleys Arme, und wollte ihm ſagen, was darinnen ſtünde; allein er wartete meine Entzuckungen nicht ab. Er riſs mir ſolchen aus der Hand, und las ihn. Ich legte mich mit dem Kopfe auf ſeine Achſel, um die Bewegungen nicht mit anzuſehen, die ihm die Nachricht von meiner Befreyung und ſeiner fortdauernden Gefangenſchaft verurſachen würde. Ihr ſeyd frey, fieng er an, und ich verliere euch, und bleibe noch ein Gefangener, und werde noch unglücklicher, als zuvor? das iſt ſchrecklich! Hat euch der Himmel lieber, als mich? Doch ich werde Zeit genug zu meinen Klagen haben, wenn ihr nicht mehr bey mir ſeyd. Ich weiſs, daſs es euch unmöglich iſt, mich zu vergeſſen. Nein, fiel er mir um den Hals, ihr vergeſst mich nicht. Ich konnte ihm vor Wehmuth lange nicht antworten, und mein Stillſchweigen, das doch nichts als Liebe war, machte ihn ſo hitzig, als ob ich ſchon die

gröſs-

gröfste Untreue an ihm begangen hätte. Ich liefs seinen Affekt ausreden, und nach einem kleinen Verweise, sah ich ihn beschämt und gelassen genug, ihm mein Herz zu entdecken, und ihn zu überführen, wie unvollkommen mir meine Freyheit ohne die seinige wäre. Ich nahm mit dem Juden die Abrede, dafs er mir das Drittel von meinem Gelde zur Reise geben, das übrige für Steeleyn zurückbehalten, und uns für seine Mühe, so viel er wollte, abziehn sollte. Der Jude war vorsichtiger, als ich. Er sagte mir, dafs ich wenig baar Geld mitnehmen sollte, weil ich in Gefahr stunde, auf der Reise nach Moskau zehnmal darum zu kommen. Er gab mir etwas weniges baar, und tausend Thaler und darüber in vier Wechseln an Juden in Moskau, damit ich, wenn ich einen verlöhre, doch nicht um alles käme; so ehrlich handelte dieser Mann an mir. Ich ward noch vor dem Abend zu dem Gouverneur gerufen. Er lag an dem Podagra krank, und kündigte mir meine Freyheit auf dem Bette, in Beyseyn seiner Gemahlinn, an. Er reichte mir die Hand und sagte: ich habe Befehl, euch wieder nach Moskau zu schicken, und es soll morgen zu Mittage geschehen. Ich verliere euch zwar ungern; aber reiset mit

Gott, und ſeyd glücklicher, als ihr bisher geweſen. Ich küſste ihm die Hand aus einer wahren Dankbarkeit, und bat um ſeine fernere Gnade für Steeleyn. Wenn ich lebe, ſprach er, ſo ſoll es ihm nicht ſchlechter ergehn, als zeither. Er hieſs mich niederſitzen, (eine Ehre, die er mir zum erſtenmale erwies) und ſagte, daſs er noch viel mit mir zu reden hätte; allein ſeine Schmerzen meldeten ſich ſo heftig, daſs er mir winkte, ihn zu verlaſſen. Ich that es, und wiederholte ſeiner Gemahlinn im Herausgehen durch eine dankbare Mine die Gröſse meiner Verbindlichkeit und ihre Wohlthat. Lebt wohl, mein Herr, ſprach ſie, und wandte ſich den Augenblick wieder zu ihrem Gemahle. Sobald ich wieder bey Steeleyn war: ſo ſchrieb ich an meine Erretterinn, weil ich dieſer groſsmüthigen Seele nicht mündlich hatte danken können. Ich gab den Brief dem Juden, der unterdeſſen die Wechſel beſorgt, und mir Pelze und andere Nothwendigkeiten geſchaft hatte, um mich vor der groſsen Kälte zu ſchützen. Nunmehr war alles verrichtet, und nun überlieſs ich mich meinem Freunde die ganze Nacht hindurch. Wir redten, wir weinten, und empfanden alles, was wir nur nach unſern verſchiedenen Umſtänden

ſtänden empfinden konnten. Der Morgen übereilte uns, und eben ſo der Mittag, und wir hatten bis auf den letzten Augenblick einander noch, ich weiſs nicht was, zu ſagen. Der Jude kam, und ſagte, daſs die Schlitten, die mich nebſt den übrigen Befreyten fortführen ſollten, gleich zugegen ſeyn würden. Wir nahmen Abſchied, ohne zu reden; und ich vergaſs mich in den Armen meines redlichen Steeleys, bis mich die Auffoderung der Wache von ihm losriſs. Er ſtieſs mich fort, und in dem Augenblicke wollte er mir auch nachlaufen; allein man verſchloſs die Thüre, und mein Jude führte mich bis in den Schlitten, und rief mir noch die freundſchaftlichſten Wünſche nach.

Ich ward nebſt drey andern auf einen Schlitten geſetzt, denen Hofnung und Freude aus den Augen leuchteten. Ich kann nicht ſagen, was in den erſten Stunden, ja faſt in den ganzen erſten beyden Tagen in meiner Seele vorgieng. Ein Uebermaaſs von freudigen Wallungen und betrübten Regungen überſtrömte mein Herz wechſelsweiſe. Man begegnete uns an den Orten, wo wir friſche Rennthiere bekamen, nicht ſo verächtlich, als damals, da wir auf dem Wege nach Si-

berien waren. Meine Geſellſchafter waren drey Ruſſen. Sie hatten Geld, und verſorgten ſich an allen Orten mit ſo vielem Brandweine, daſs ſie auf der ganzen Reiſe faſt nicht nüchtern wurden. Sie haben mich indeſſen nie mit Willen beleidigt, und ich würde ihre Freundſchaft erhalten haben, wenn ich mit ihnen getrunken hätte. Wir waren zu Ende des Märzens in Moskau. Ich ward in eben das Haus gebracht, in dem ich vor fünf Jahren verwahrt geſeſſen hatte, und fand den vorigen Gefangenwärter noch. In drey Tagen ward ich völlig losgelaſſen, und bekam einen Paſs, und nun konnte ich mich hinwenden, wo ich hin wollte. Ich hatte meine Wechſel noch alle, und begab mich nunmehr zu den engliſchen Kaufleuten, welche Steeleyn vordem beygeſtanden hatten, und übergab dem einen, welcher Tompſon hieſs, ein Billet von ihm. Er nahm mich ſehr liebreich auf, und ſagte mir, daſs ihm Steeleys Unglück, nach Siberien verwieſen zu werden, durch den Gefangenwärter wäre hinterbracht worden, daſs ers alsbald nach London an ſeine Freunde gemeldet, und ſeit drey Jahren verſchiedene Briefe an den engliſchen Agenten in Moskau erhalten hätte. Zu dieſem giengen wir den andern Tag. Der Agent

war

war der liebreichſte Mann von der Welt. Er wies mir die beweglichſten Briefe, die Steeleys Vater an ihn geſchrieben hatte. Er wies mir die Memoriale, durch die er bey dem Senate um meines Freundes Befreyung angehalten, und verſicherte mich, daſs er ſolche bey der Zurückkunft des Zaars, die bald erfolgen ſollte, gewiſs auszuwirken hoffete. Der engliſche Geſandte in Schweden hatte ebenfalls an ihn geſchrieben und ihn gebeten, alles zu Steeleys Befreyung beyzutragen. Er gab mir die Briefe, die er aus London an ihn erhalten hatte, und Tompſon führte mich nunmehr zu den Juden, um meine Wechſel zu heben. Ich bekam binnen zehn Tagen mein Geld, zu dem mir Tompſon doch wenig Hofnung gemacht hatte, und büſste nicht mehr als einen Wechſel von hundert und fünfzig Rubeln ein. Der Jude, der mir ſolchen bezahlen ſollte, war in die elendeſten Umſtände gerathen, und ſeine Mitbrüder verſicherten mich, daſs ſie binnen einem Jahre das Geld für ihn erlegen wollten, wenn ers nicht thun könnte. Ich zerriſs darauf den Wechſel, und gab dem armen Juden noch zehn Thaler von dem übrigen Gelde. Ich bat ſie, daſs ſie mir etliche Briefe an ihren Correſpondenten nach Si-

berien, von dem ich die Wechsel empfangen, bestellen sollten. Sie sagten mir, dafs drey von ihnen ihrer Geschäfte wegen selbst nach Tobolskoy reisen würden, und wenn ich mich zween Monate hier aufhalten könnte: so wollten sie mir durch die Antwort beweisen, ob sie ihr Wort gehalten hätten. Ich schrieb an meinen Freund; doch ehe der Brief fortgieng, liefs mich der Agent rufen, und sagte mir, dafs er endlich so glücklich gewesen wäre, sich um seinen Landsmann verdient zu machen; seine Befreyung wäre in dem Senate unterzeichnet worden, und er hätte das Versprechen erhalten, dafs Steeley binnen drey oder vier Monaten aus Siberien zurückgebracht und freygelassen werden sollte. Ich dankte dem Agenten nicht anders, als ob er mir diese Wohlthat selbst erwiesen hätte, und eilte, meinem Freunde diese freudige Nachricht zu melden. Die Juden reisten ab, und ich war wirklich willens, Steeleys Ankunft zu erwarten. Doch die Liebe siegte über die Freundschaft, und das Verlangen, euch zu suchen, machte mir meinen Aufenthalt in Moskau unerträglich. Ich wollte fort, ohne zu wissen, wohin. Der Handel in die schwedischen Lande war noch verboten. Ich wollte nach Dännemark, weil ich mir einbildete,

bildete, dafs ihr euch vielleicht dahin gewendet haben würdet; allein Tompſon beredete mich, dafs ich mit einem holländiſchen Schiffe, deſſen Ladung er in Commiſſion hatte, und das in Archangel ſegelfertig lag, nach Holland gehen ſollte. Er gab mir eine Addreſſe an den Kaufmann mit, dem die Waaren des Schiffes gehörten, und verſprach mir, dafs er die Briefe von Steeleyn an ihn einſchlagen wollte; ich aber ſollte bey dieſem Manne die Nachricht zurück laſſen, wo ich mich von Holland aus hinwenden würde, damit mich Steeley bey ſeiner Zurückkunft zu finden wüſste. Ich gieng alſo in der ſechsten Woche, nach meiner Ankunft in Moskau, mit dem Schiffe fort, das mich ſo unvermuthet und glücklich zu euch gebracht hat. Ehe ich Moskau noch verliefs: ſo gab ich Tompſon funfzig Thaler, um ſolche nach meiner Abreiſe unter etliche von meinen gefangenen Landsleuten auszutheilen.

Dieſs iſt das meiſte von dem, was mir mein Gemahl, über ſeine ſchriftlichen Nachrichten, von ſeinem Aufenthalte in Siberien erzählt hat. Ich habe es hin und wieder zuſammengezogen, und das, was zur Geographie oder zur Hiſtorie dieſes Landes gehöret,

mit Fleifs übergangen, weil ich keine Reifebefchreibung machen wollen. Es hat fich auch feit der Zeit in diefem Reiche vieles verändert, befonders feit der Erbauung der Stadt Petersburg und den grofsen Anftalten Peters des Erften, die fowohl in die Natur des Landes, als in die Gemüthsart der Einwohner einen grofsen Einflufs gehabt haben.

Ich eile nunmehro zu dem letzten Periode diefer Gefchichte, nemlich zu dem, was nach der Rückkunft meines Gemahls erfolget ift. Wir lebten in unferer zweyten Ehe, wenn ich fo reden darf, vollkommen zufrieden, und mein Gemahl fchmekte auf fein erlittenes Ungemach die Freuden der Liebe und der Ruhe gedoppelt. Er blühte in meinen Armen wieder auf, und bekam die erfte Lebhaftigkeit wieder, von der ihm das Unglück einen grofsen Theil entzogen hatte. Die erften Monate verftrichen uns in der Gefellfchaft der Mariane und des Herrn R * * meiftens unter wechelfeitigen Erzählungen. Nichts war kläglicher, als da ich ihm einsmals meine Heurath und die Gefchichte meiner Ehe mit dem Herrn R * * und zwar in dem Beyfeyn deffelben, umftändlich erzählen follte. Der Graf hatte mich die ganze

ze Zeit über bey der Hand, als wollte er mir einen Muth einſprechen. Ich fieng die Erzählung mit vieler Dreiſtigkeit an. - Ich war von der Liebe meines Grafen völlig überzeugt. Ich wuſste, daſs ich ihm niemals untreu geworden ſeyn würde, wenn ich nur die geringſte Nachricht von ſeinem Leben gehabt hätte. Allein, alles dieſes langte nicht zu, mich in meiner Erzählung zu unterſtützen. Ich wollte aufrichtig und doch auch behutſam ſprechen; und je mehr ich redte, deſto mehr fühlte ich, wie viel Beleidigendes dieſe Geſchichte für den Grafen in ſich hatte, und wie viel Kränkendes für mich und den Herrn R**. Ich ward verzagt. Der Graf gab mir die theuerſten Verſicherungen, daſs er durch nichts beleidiget würde; allein ich kam nicht weiter, als bis auf die Geburt meiner Tochter. Ich ſammelte alle meine Kräfte; ich fieng zehnmal wieder an; doch mein ganzes Herz weigerte ſich, mich fortfahren zu laſſen; ich ſchwieg. Nun ſprach der Graf mit einer liebreichen Mine, dieſe kleine Marter, die ich euch itzt gemacht habe, das ſoll die Strafe für eure Untreue ſeyn, und umarmte mich. Und ihr, mein lieber R**, fuhr er fort, ſchlagt eure Augen immer wieder auf, und ſeht zu eurer

Strafe eure vorige Gemahlinn in meinen Armen. Er kufste ihn, und ich mufste es auch thun. Nein, sprach er, sie hat euch geliebt, und ihr habt es verdient, und wenn ich sterbe, so liebt sie euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehn, sondern nur das Unglück vorzuwerfen. Mariane, (sie sass bey mir) seht nur, wie euch meine Gemahlinn betrachtet. Kann sie sich wohl besser an mir rächen, als durch eure Gegenwart?

Ich war unermüdet, dem Grafen alle die Augenblicke zu ersetzen, die er ohne mich zugebracht. Ich kam selten von seiner Seite, und sann bey jeder Gefalligkeit, die ich ihm erweisen konnte, schon auf eine neue. Wenn wir unser Herz ausgeredet hatten: so las ich ihm etwas vor, und wenn ich nicht mehr lesen konnte, so that ers. Die glückliche Beschaftigung mit dem Geiste der besten Scribenten, die der Graf so lange entbehret hatte, nahm uns den grösten Theil des Tages weg, und breitete ihr Vergnügen über unsere Gespräche, über unsere Mahlzeiten und über alle unsere Zärtlichkeiten aus. Wir hielten keine Gesellschaften, und fuhlten doch nie die Beschwerlichkeit der langen Weile. Wenn wir mitten in unsern

Ver-

Vergnügungen recht empfindlich gerührt ſeyn wollten: ſo dachten wir unſerm Schickſale nach. Diejenigen, die niemals unter groſſen Unglücksfallen geſeufzet haben, wiſſen gar nicht, was für eine Wolluſt in dieſen Betrachtungen zu finden iſt. Man entkleidet ſich in ſolchen Augenblicken von allem ſeinem natürlichen Stolze; man ſieht, indem man ſein Schickſal durchſchaut, ſein Unvermögen, ſich ſelber glücklich zu machen, und überläſst ſich den Entzückungen der Dankbarkeit, die uns nicht länger wollen nachdenken laſſen. Der Graf ſetzte zuweilen ganze Tage zu dieſer Abſicht aus, und wandte ſie zu Werken der Gutthätigkeit an. Er erkundigte ſich nach elenden und unglücklichen Perſonen; mit einem Worte, Arme, Kranke und Gefangene an dieſem Tage zu erquicken und aufrichten zu laſſen, das war ſeine Zufriedenheit. Oft lieſs er auch einige von denen, die ſchon unter dem Elende grau geworden waren, zu ſich rufen, und ſie an einem Tiſche zuſammen ſpeiſen. Es war ihm freylich lieb, wenn er wuſste, daſs es Leute waren, welche die Gutthat verdienten; allein er ſtellte deswegen nicht die ſtrengſten Unterſuchungen an. Vielleicht, ſprach er, laſſen ſie ſich durch die Wohlthaten beſſern, wenn ſie bos-

haft gewesen sind; lasst sie auch der Wohlthat unwerth seyn; sie sind doch Menschen. Wenn er hörte, dass sie mit dem Essen bald fertig waren: so gieng er zu ihnen, und liess sich ihr Schicksal erzählen. Fand er eine Person darunter, die ein edles Herz hatte: so nahm er sich ihrer ins besondere an. R** war sein Gehülfe in dieser Tugend, und wem sie beyde nicht als Wohlthäter dienen konnten, dem dienten sie als vernünftige Rathgeber. Wir fuhren gemeiniglich an diesen Tagen etliche Stunden in die Felder, oder in die Gärten spatzieren. Einmal hörten wir des Abends, indem wir bey dem Mondenscheine durch die Wiesen giengen, und den Wagen am Wege halten liessen, ein jämmerliches Gewinsel. Wir näherten uns, ungeacht des tiefen Grases, dem Orte, wo der Schall herkam, und fanden eine junge Weibsperson, welche die Schmerzen der Geburt kaum überstanden hatte, und in einem hülflosen Zustande da lag. Herr R**, der bey uns war, fuhr den Augenblick in das nächste Landhaus, um ein Weib und andre Bedürfnisse für die Geburt herbeyzuholen, und ich machte mich indessen um diese Unglückliche so gut verdient, als es die Nothwendigkeit erfoderte. Ich konnte aus ihrem Anzuge schliessen, dass sie

keine

keine der Vornehmſten und keine der Geringſten war; und ihre Jugend und ihre gute Bildung war genug, uns einen Theil von ihrem Schickſale zu erklaren, weil ſie ſelbſt nichts, als etliche unvernehmliche Worte, hervorbringen konnte. Herr R** kam mit einigen Weibern zurück, und wir lieſſen die unbekannte Elende auf unſerm Wagen in das nächſte Dorf bringen, und kehrten zu Fuſse in die Stadt. Nun, ſprach der Graf, indem wir zurückgiengen, dieſer Spatziergang iſt viel werth. Wie ſchön wird ſichs in den Gedanken einſchlafen laſſen, daſs wir zwoen Perſonen auf einmal das Leben erhalten haben! Das arme Mädchen iſt vermuthlich aus Furcht der Schande von ihrem Geburtsorte geflüchtet. Wer weiſs, welcher Betrüger ſie unter dem Verſprechen der Ehe um ihre Unſchuld gebracht hat! Ich fuhr mit anbrechendem Tage nebſt Carolinen auf das Dorf, und wir fanden die Unglückliche, mit ihrem Kinde auf den Armen, in Thränen zerflieſsen. Sie war nicht allein wohl gebildet, ſie war ausnehmend ſchön, und eine gewiſſe ſchamhafte Mine entſchuldigte ihren Fehler zum voraus. Die Liebe, ſprach ſie, oder vielmehr ein Liebhaber, hat mich unglücklicher gemacht, als ich zu ſeyn verdiene. Ich habe mich mit ihm

ſeit zwey Jahren verſprochen; allein ein bejahrter Vormund, unter dem ich ſtehe, und der mir ſein eigen Herz aufdringen wollte, hat unſre Verbindung verhindert. Mein Bräutigam, eines Pachters Sohn bey Leiden, hat mich mit meinem Willen entführt, und mir verſprochen, ſich im Haag mit mir niederzulaſſen und die Handlung zu treiben. Als wir geſtern Morgen in die Gegend kamen, wo ihr mich angetroffen, ſah ich mich durch eine Unpäſslichkeit genöthigt, vom Wagen abzuſteigen. Mein bis dahin getreuer Liebhaber führte mich in dem Felde herum, um mich durch die Bewegung wieder zu mir ſelber zu bringen. Ich muſste mich endlich niederſetzen, und ſobald er ſah, was mir für ein Schickſal bevorſtund, verlieſs mich der Boshafte unter dem Vorwande, mir jemanden zu Hülfe zu rufen. Ich habe alſo den ganzen Tag auf ſeine Zurückkunft vergebens gewartet, und bin mehr durch das Entſetzen über ſeine Untreue, als durch die unglückliche Frucht meiner Liebe in den ſinnloſen Zuſtand gekommen, in dem ihr euch geſtern meiner ſo groſsmüthig angenommen. Man kann keine gröſſere Bosheit begehn, als er an mir begangen hat. Er hat mir mein Geſchmeide, das mein ganzer Reichthum war, und das, was wir im Haag zu Gelde machen woll-

wollten, mitgenommen. Dennoch haſſe ich ihn noch nicht; ja ich würde es ihm mit Freuden vergeben, daſs er mich mit der Gefahr meines Lebens verlaſſen hat, wenn ich nur wuſste, daſs es ihn reute — Ich ſuchte ſie zu beruhigen, und verſprach ihr, wenn ihr Liebhaber binnen acht Tagen nicht wiederkäme, ſie zu mir zu nehmen, und ſie und ihr Kind zu verſorgen. Er kam nicht, und ich erfullte mein Wort, und lieſs das Kind auf dem Dorfe erziehn.

Der Graf war nunmehr ein halb Jahr lang bey mir, und hatte nicht das geringſte Verlangen, in ſein Vaterland zurück zu kehren, wenn ihm auch die Erlaubniſs dazu wäre angeboten worden. Ueber dieſes wuſste er, daſs der Prinz, dem er ſein Unglück zu danken hatte, noch lebte, und bey dem Könige in dem gröſsten Anſehen ſtund; und was brauchte er mehr, als dieſes zu wiſſen, um an keine Rückkehr zu denken? Aber daſs Steeley nicht kam, und daſs er auf alle ſeine Briefe an ihn noch nicht die geringſte Antwort erhalten, dieſes beunruhigte ihn deſto mehr. Von Steeleys Vater hatte er zwar aus London ſchon vor etlichen Monaten die Nachricht bekommen, daſs ſein Sohn durch die Bemühungen des engliſchen

ſchen Geſandten, und durch ein Strafgeld von etlichen tauſend Thalern, ſeiner Verweiſung nach Siberien erlaſſen worden wäre; von ihm ſelbſt aber hätten er und ſeine Landsleute in Moskau keine Briefe. Indeſſen daſs der Graf vergebens auf Steeleyn hoffete, begegnete ihm ein anderer vergnügter Zufall. Er war eine Stunde vor der Mahlzeit, wie er zu thun pflegte, mit dem Herrn R * * auf das Caffeehaus gegangen, wo die meiſten Fremden einzuſprechen pflegten. Kurz darauf lieſs er mir ſagen, er würde mir einen Gaſt mitbringen, für den ich ein Zimmer zurechte machen laſſen ſollte. Er kam, und der Gaſt war der ehrliche Jude, der ihm in Siberien ſo viele Menſchenliebe erwieſen, und den ſeine Geſchäfte nach Holland zu gehn genöthiget hatten. Mein Gemahl war auſſerordentlich erfreut, daſs er dieſem wackern Manne einige Gefälligkeiten erzeigen konnte, und er ſelbſt war eben ſo froh, daſs er meinen Gemahl ſo unvermuthet und ſo glücklich angetroffen. Er überreichte mir den Brief aus Siberien, den ich ſchon eingerückt habe, und verſicherte mich, daſs er ſich in Liefland und Dännemark ſehr ſorgfältig nach mir erkundigt, und doch nicht das geringſte von meinem Aufenthalte hätte erfahren können. Sein Herz war wirklich ſeiner ehrlichen und einfältigen

Mine

Mine gleich, und ſeine Sitten gefielen durch ſein Herz. Er war ſchon bey Jahren, und ſein grauer Bart und ſein langer pohlniſcher Pelz gaben ihm ein recht ehrwurdiges Anſehen. Die freundſchaftliche Art, mit der wir mit ihm umgiengen, und ihm unſere Erkenntlichkeit zu bezeigen ſuchten, rührte ihn ausnehmend Als wir das erſtemal von der Tafel aufſtunden: ſo ward der gute Mann ganz betrubt. Mein Gemahl fragte ihn um die Urſache. Ach, ſprach der Alte, wenn ich nur ſo glücklich ſeyn könnte, noch etliche Stunden bey ihnen zu bleiben! Ich habe mein Tage kein ſolch Vergnügen gehabt, und niemand iſt noch ſo groſsmuthig mit mir umgegangen, als ſie thun. Der Graf nahm ihn bey der Hand, und führte ihn in das Zimmer, das für ihn zubereitet war. Seht ihr, ſprach er, meine Gemahlinn giebt euch ihr beſtes Zimmer ein. Glaubt ihr nun wohl, daſs ihr uns angenehm ſeyd? Ihr dürft nicht daran denken, uns unter acht Tagen zu verlaſſen. Nicht wahr, ich wohne hier beſſer, als in Siberien? Dort habt ihr mich bedient, und hier wollen ich und meine Gemahlinn euch bedienen. Wir thaten es, und wir alle, Caroline ſowohl als R** beſtrebten uns recht, dieſe acht Tage unſerm Gaſte zu Tagen des Vergnügens zu machen. Wenn die Sonne unter-

tergieng, ſchlich er ſich in ſein Zimmer, und blieb meiſtens eine halbe Stunde aus. Wir fragten ihn, als dieſes etlichemal geſchah, um die Urſache, und er wandte allerhand kleine Verrichtungen vor, bis ihn endlich Herr R** einmal überraſchte, und auf den Knien betend fand. Als dieſe acht Tage unter tauſend kleinen Vergnügen verſtrichen waren: ſo bat er uns, unſere Wohlthaten einzuſchränken und ihn wieder fortreiſen zu laſſen. Er verließ uns einen Tag, um ſeine Geſchäfte zu beſorgen, und kam den andern wieder, um Abſchied von uns zu nehmen. Nun, ſprach er, will ich mit Freuden fortreiſen, Herr Graf, und Gott auf meiner Reiſe danken, daſs ich ſie angetroffen habe. Ich bin alt, und ich werde ſie alle in dieſer Welt wohl nicht wieder ſehn. Ich habe keine Kinder, und wenn ich nicht bey meinem Weibe ſterben wollte: ſo würde ich mich auf meine alten Tage hier niederlaſſen. Wir nahmen alle, als von einem Vater, Abſchied von ihm. Ach, Herr Graf, fieng er endlich ganz furchtſam an, ſie haben mich für meine Dienſte reichlich belohnt; aber ich bin gegen ſie noch nicht dankbar genug geweſen, daſs ſie mir das Leben mit ihrer eigenen Gefahr erhalten haben. Sie wiſſen, daſs ich mehr Vermögen habe, als ich und meine Frau bedürfen.

Ich

Ich habe hier in der Bank ein Capital von zehn tauſend Thalern zu heben. Erlauben ſie mir die Freude, daſs ichs ihrer kleinen Tochter ſchenken darf, und nehmen ſie den Schein von mir an. Wir verſicherten ihn, daſs unſere Umſtände ſo beſchaffen wären, daſs wir nicht Urſache hätten, ihm einen Theil von ſeinem Vermögen zu entziehn; allein er beklagte ſich, daſs wir ſeine Gutwilligkeit verachten wollten, und zwang uns, das Geſchenk anzunehmen. Er gieng darauf zu unſrer Tochter, und knüpfte ihr noch ein ſehr kostbares Halsband um den Hals. Er beſchenkte auch das unglückliche Mädchen, das ich zu mir genommen hatte, ſehr reichlich, und eilte alsdenn, was er konnte, um ſich ſeinen Abſchied nicht noch ſaurer zu machen. Der rechtſchaffene Mann! Vielleicht würden viele von dieſem Volke beſſere Herzen haben, wenn wir ſie nicht durch Verachtung und liſtige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügeriſch in ihren Handlungen machten, und ſie nicht oft durch unſere Aufführung nöthigten, unſere Religion zu haſſen. R** begleitete den Alten etliche Meilen, und konnte gar nicht aufhören, ſeinen uneigennützigen und groſsen Charakter zu bewundern. Unter allen Merkmalen der Freundſchaft,

ſchaft, die wir ihm erwieſen, rührte ihn nichts ſo ſehr, als dieſes, daſs ihn der Graf abmalen und das Bild in ſeine Studierſtube ſetzen lieſs.

Auf dieſe Freude folgte in einigen Wochen eine noch gröſsere und eben ſo unvermuthete. Andreas, Carolinens Bruder, war gewohnt, alle Jahre ſeinen Geburtstag zu feyern. Er kam einſtens ſehr fruhe zu uns, und ſagte, weil er genöthiget wäre, auf etliche Wochen zu verreiſen, und weil ſein Geburtstag morgen einfiele; ſo wollte er ihn heute feyern, und uns bitten, uns gleich mit ihm auf eine Gondel zu ſetzen, und einmal einen ganzen Tag in ſeinem Hauſe zuzubringen. Wir lieſſen es uns gefallen; und weil wir bey dem Thee gleich mit dem Briefe beſchäftiget geweſen waren, den mir der Graf durch den Juden aus Siberien geſchickt: ſo baten wir den Andreas, uns nur ſo lange Zeit zu laſſen, bis ich dieſen Brief vollends laut hergeleſen, und der Graf uns das, was wir noch umſtändlicher wiſſen wollten, erzählt hätte; denn Caroline und R** ſaſsen bey uns. Ach, ſchrie er ganz ängſtlich, das könnet ihr in meinem Hauſe auch thun; nehmt den Brief mit, und verderbt mir meine Freude nicht, oder ich reiſe

reiſe gleich heute fort, und traktire euch gar nicht Dieſes treuherzige Compliment nöthigte uns, ihm gleich zu folgen. Alles war in ſeinem Hauſe wider ſeine Gewohnheit aufgeputzt, und wir konnten uns in ſeine groſsen Anſtalten gar nicht finden. Ich weiſs nicht, ſprach Caroline, was ich von meinem Bruder denken ſoll. Wenn nur nicht etwa aus dieſem Geburtstage ein Hochzeittag wird. Er thut mir zu froh und zu geheimniſsvoll. Wir ſcherzten mit ihm darüber, als er uns den Thee auftrug, und er lachte auf eine Art, als ob er es gern ſähe, daſs wir ſeine kleine Liſt erriethen. Leſet nur euren Brief vollends durch, fieng er an, ich will indeſſen meine Braut holen, oder wenigſtens meinen Flaſchenkeller zurechte machen. Er gieng in das Nebenzimmer, und wir vertieften uns wieder in den Brief. Ich fragte nach tauſend Kleinigkeiten, welche die Gemahlinn des Gouverneurs angiengen, deren Brief an ihre Stiefſchweſter nach Curland mein Gemahl wieder zurückbekommen hatte, weil ſie todt war. R** wollte immer mehr von der wunderlichen Gemüthsart des Gouverneurs wiſſen, und Caroline blieb bey aller Gelegenheit bey Steeleyn ſtehn. Andreas trat aus der Nebenſtube wieder herein, als wollte er uns zuhören. Habe ich ihn euch denn noch nicht

genug

genug beſchrieben? ſagte mein Gemahl zu Carolinen. Habt ihr euch denn gar in ihn verliebt? Freylich ſah er vortheilhaft aus. ſonſt wurde ihm das koſakiſche Madchen nicht ſo gut geweſen ſeyn. Er hatte groſſe ſchwarze Augen, wie ihr, und —— Indem öffnete Andreas, der nah an der Thure ſtund, das Nebenzimmer, und rief, nach ſeinen Gedanken. ganz ſinnreich: ſah er etwa wie dieſer Herr aus? und in dem Augenblicke ſtund Steeley vor uns. Der Graf zitterte, daſs er kaum von dem Seſſel aufſtehen konnte, und wir ſahen ihren Umarmungen mit einem freudigen Schauer lange zu. Nun, ſchrie endlich Steeley, nun ſind wir für all unſer Elend belohnt, und riſs ſich von dem Grafen los, und ich eilte ihm mit offnen Armen entgegen. Ach Madame, fieng er an, ich —— ich, ja, ja ſie ſind es —— und das war ſein ganzes Compliment. Der Graf kam auf uns zu, und wir umarmten uns alle drey zugleich. O was iſt das Vergnügen der Freundſchaft für eine Wolluſt, und wie wallen empfindliche Herzen einander in ſo glücklichen Augenblicken entgegen! Man ſieht einander ſchweigend an, und die Seele iſt doch nie beredter, als bey einem ſolchen Stillſchweigen. Sie ſagt in einem Blicke, in einem Kuſſe, ganze Reihen von Empfindungen

gen und Gedanken auf einmal, ohne sie zu verwirren. Caroline und der Herr R** theilten ihre Freude mit der unsrigen, und wir traten alle viere um Steeleyn, und waren alle ein Freund. Dem Andreas mochte unsere Bewillkommung zu lange dauern; er zog mich und Carolinen bey Seite. Ihr Leute, sprach er ganz bestrafend, vergesst doch nicht, dass ihr Frauenzimmer seyd, und — setzt euch alle nieder, sonst muss ich den ganzen Tag euern Umarmungen zusehn. Thut es, wenn ich nicht dabey bin. Wir wollen heute lustig und nicht so niedergeschlagen seyn. Und damit mussten wir uns niedersetzen. Herr Graf, fuhr er darauf fort, habe ichs nicht lustig gemacht? Wir merkten, dass er fur seine Erfindung belohnt seyn wollte, und er war es werth, dass wir ihm unser eigen Vergnügen etliche Minuten aufopferten. Mein Gemahl hatte schon zehn Fragen an Steeleyn gethan; allein Andreas liess ihn zu keiner Erzählung kommen. Seyd doch zufrieden, sprach er, dass ihr ihn habt, und dass ich ihn euch geschafft habe. Ihr sollt ihn auf den Abend mit euch nehmen, alsdann könnt ihr mit einander reden, bis wieder auf meinen Geburtstag. Itzt will ich das Vergnugen haben, dass ihr bey mir recht aufgeraumt seyn und recht laut wer-

den ſollet. Wir wünſchten unſtreitig alle, von unſerm gebietriſchen und uns ſo unähnlichen Wirthe bald entfernt zu ſeyn; allein, wir muſsten uns ihm aus Dankbarkeit Preis geben, und Steeley ſchien ſelbſt itzt keine Luſt zu haben, uns ſeine Begebenheiten zu erzählen, auſſer daſs er den Tod des Gouverneurs etlichemal erwähnte. Und von ſeiner Gemahlinn, fuhr er zum Grafen fort, habe ich einen Brief an euch. Die groſsmüthige Seele! Ich will euch den Brief aus meinem Coffre langen. Er gieng, und Andreas mit ihm. Wir waren es zufrieden, daſs uns Steeley einige Augenblicke verlieſs, nur damit wir das Verlangen befriedigen konnten, einander unſere Lobſprüche von ihm mitzutheilen. Iſt er meiner Liebe werth, ſprach der Graf zu mir, und gefallt er euch? Caroline lieſs mich nicht zum Worte kommen. Herr Graf, rief ſie, ihre Gemahlinn kann nicht urtheilen, ſie iſt nur von ihnen eingenommen. Fragen ſie doch mich, ich wills ihnen aufrichtig ſagen, ich und das Mädchen in Siberien, wir —— Hier trat Steeley, mit einem Frauenzimmer an der Hand, herein, aus deren Angeſichte Anmuth und Freude lachten. Sie gieng in Amazonenkleidern, und jeder Zug in ihrer Bildung war ein Abdruck der Gefälligkeit und der

Lie-

Liebe. Ach Gott! rief der Graf, wen ſehe ich? Iſt es möglich, Madame? oder betrügen mich meine Augen? das iſt zu viel Glück auf einen Tag! Madame, redete mich Steeley an, indem ich vor Erſtaunen immer auf einer Stelle ſtund: hier bringe ich ihnen meine liebe Reiſegefährtinn, und bitte fur ſie um ihre Freundſchaft. Ich wuſste noch nicht, wen ich umarmte, oder wollte es doch nicht ſo bald wiſſen, um mein Vergnügen zu verlängern. Sie ſelbſt ſchien mich aus eben der Urſache in der Ungewiſsheit zu laſſen. Glaubt es doch, rief mir endlich mein Gemahl zu, ſie iſt es, der ich meine Befreyung zu danken habe; ſie hat mich euch wiedergegeben. Ja, Madame, fieng ſie an, für dieſen Dienſt ſuche ich itzt die Belohnung bey ihnen, und bitte nicht um ihre Freundſchaft, ſondern ich fodere ſie von ihnen. Iſt es ihnen denn recht lieb, daſs ſie mich ſehn? Ja, ich ſehe es, ſie fuhlen eben ſo viel, als ich, daſs ich ſie nunmehr kenne. Ach, Herr Graf, alſo ſind wir nicht mehr in Siberien? Wie viel habe ich ihnen zu erzählen? Ihr Freund, den ſie mir hinterlaſſen haben, hat mir viel zuwider gethan, (hier ſah ſie Steeleyn mit dem zärtlichſten Blicke an) und —— er mag es ihnen ſelber ſagen.

Aber, fieng sie ganz sachte zu meinem Gemahle an, wer ist das Frauenzimmer und der Herr? (sie meynte Carolinen und R**) Der Graf erschrack, und wuste nicht, was er in der Eil sagen sollte. Sie sind —— sie sind unsre Freunde und auch die ihrigen. Ich nahm darauf Carolinen bey der Hand und führte sie zu ihr, und der Graf that mit R** eben das. Wir glaubten, dass Andreas das Geheimniss vor unserer Zusammenkunft schon verrathen hatte, denn die Verschwiegenheit war seine Sache nicht. Allein er hatte, entweder um uns zu schonen, oder weil er nicht daran gedacht hatte, geschwiegen. Er hatte nicht die Geduld gehabt, unsere Bewillkommung ganz anzuhören. Itzt kam er wieder herein, und half uns zum Theil aus unsrer Verwirrung. Das ist, fieng er zu der Fremden an, das ist meine liebe Schwester. In dem Augenblicke gieng R** mit niedergeschlagenen Augen aus der Stube, weil er glaubte, dass Andreas auch von ihm anfangen würde. Geht nicht, rief ihm dieser nach, ich will nichts sagen. Der Herr Graf wird es schon selbst erzählen. Ach, mein lieber Graf, sprach Steeley, was ist das für ein Geheimniss? Darf ichs und die Madame nicht wissen? Wer ist der Herr R**? Er ist einer

von

von meinen älteſten Freunden, und wenn ich ihnen alles ſagen ſoll —— Hier ſahe er mich an und ſchwieg. Er war mein Gemahl, ſprach ich zu meiner neuen Freundinn, ehe ich wuſte, daſs mein Graf noch lebte. Sie haſſen mich doch deswegen nicht? Nein, Madame, ich verdiene ihr Mitleiden, und mein Graf —— dieſer liebt euch, fuhr er fort, eben ſo zärtlich, als jemals. Sie ſah mich beſchämt, und eilte, mir durch eine mitleidige Umarmung dieſe traurige Anblicke zu verkürzen. Steeley ſchien wirklich bey dieſer Nachricht etwas von ſeiner Hochachtung gegen mich zu verlieren. Er ſah bald mich, bald den Grafen an. Iſt ſie denn nicht mehr eure Gemahlinn? ſprach er ganz heftig. Sie iſt meine Gemahlinn, antwortete ihm der Graf; beunruhiget euch nicht. Ich weiſs, daſs ihr mich liebt, und mir hat zu meinem Glücke nichts, als der heutige Tag, gefehlt. Hierauf gieng unſere Freude, wie von neuem, an.

Unſer ſtürmiſcher Wirth nöthigte uns alsbald zur Mahlzeit. Ein jedes Wort von uns war eine Liebkoſung, und anſtatt zu eſſen, ſahen wir einander an. Madame, fieng endlich Steeley zu mir an, ihre Augen fragen mich alle Augenblicke etwas. Beneiden ſie mich et-

wa wegen meiner liebenswürdigen Reiſegefährtinn? oder wollen ſie wiſſen, warum ſie nach Holland gegangen iſt? Sie will die Juwelen wider hohlen, die ſie dem Herrn Grafen in Siberien gegeben hat. Wir erfuhren in Moskau, daſs wir ihn hier finden würden, und ſie wird ſo lange bey ihnen bleiben, bis ſolche erſetzt ſind. Ja, ſprach ich, wir ſind dazu verbunden; aber warum nehmen ſie ſich der Madame ſo eifrig an? Erfodert dieſes die Pflicht der Reiſegeſellſchaft? Sie hören wohl, verſetzte ſie, daſs er das Geheimniſs meiner Reiſe gern entdeckt wiſſen will. Ich ſoll ihnen ſagen, daſs ich ihn liebe, und daſs ich ihn aus Liebe hieher begleitet habe. Er verdient und beſitzt mein Herz, und ihm meine Hand zu geben, habe ich bloſs auf ihre Gegenwart verſpart. Steeley ſtund auf und umarmte ſie. Alſo ſind ſie meine Braut? rief er. Ja, ſagte ſie, und, um es zu werden, würde ich noch eine See durchreiſen. Und ihnen, mein lieber Herr Graf, ihnen bin ich mein Glück ſchuldig: denn ohne ſie würde ich meinen Geliebten nie haben kennen lernen. Sie haben mir ihn in ihrem erſten Geſpräche mit mir ſo edel beſchrieben, daſs ich ihm gewogen war, ehe ich ihn ſah. Die Vorſehung hat mir mein Unglück durch ihn belohnt, und ich will das ſeinige

durch

durch meine Liebe belohnen. Ich bleibe bey ihnen; und ſie, Madame, ſollen das Recht haben, unſere Verbindung zu vollziehn, und einen Tag zu unſrer Vermählung anzuſetzen, welchen ſie wollen. Ich will meinen künftigen Gemahl von ihren Handen empfangen; und ich, ſprach der Graf, meine Gemahlinn von den ihrigen. Ich will mir ſie, da ich die zweyte Ehe mit ihr angefangen habe, auch noch einmal vermählen laſſen, und dieſes ſoll an dem Tage geſchehn, da ſie ihre Verbindung vollziehn. Amalie, ſo hieſs Steeleys Braut, hieſs darauf einen Pokal und einen Flaſchenkeller Wein aus ihrem Zimmer langen. Kennen ſie das Glas, Herr Graf? daraus habe ich ihnen in Siberien die Geſundheit ihrer Gemahlinn zugetrunken. Und aus dieſem Glaſe und von dem Weine, der nicht weit von dieſem Lande gewachſen iſt, wollen wir ſie zum andern male in Holland trinken. O wie gut wird mirs ſchmecken! Sie trank und reichte mirs. Ich ſah das Glas und den Wein an, und ſah meinen Gemahl zugleich in Siberien und in den unglücklichſten Umſtänden von einer groſsmüthigen Seele bedauert und geſchützt; ich ſah ſie an und trank, und Thränen fielen in den Wein. Kein Wein hat mir in meinem Leben ſo gut geſchmeckt, als dieſer. Wir ſchwiegen

vor Vergnügen alle still, bis Andreas endlich unser Stillschweigen unterbrach. Aber, Madame, fieng er lachend an, wie sah denn der Herr Graf damals aus, da er als ein Gefangener vor ihnen stund? Sah er vornehm oder nicht? sah er traurig? Seine Mine, sprach sie, richtete sich nach der Art, mit der ich mit ihm redete. Wenn ich ihn recht freundschaftlich bedauerte, so sah er mich zur Dankbarkeit sehr demüthig an; und wenn ich einen Augenblick unempfindlich gegen sein Elend schien, so warf er mir mein kaltes Herz mit einer stolzen Mine vor, die mich leicht errathen liess, dass er aus Unschuld unglücklich und im Elende auch noch gross gesinnet war. Aber wie war er gekleidet? Schlechter, als ich wünschte. Ein deutsches Unterkleid, sehr abgenuzt, und ein schwarzer russischer Pelz und ein Paar Halbstiefeln waren sein Staat. Sein kurzes aufgelaufenes Haar gab indessen seinem Gesichte, bis auf etliche Spuren von Kummer, die aus seinen Augen nicht vertrieben werden konnten, ein unerschrockenes Ansehn. Nie war er beredter und in meinen Augen grösser, als da er von seiner Gemahlinn sprach; und ich that von diesem Augenblicke an heimlich ein Gelubde, ihm die Freyheit auszuwirken. Aber ihr verstorbener Gemahl und der Herr Graf,

sprach

ſprach Andreas, waren wohl nicht allezeit die beſten Freunde? Was dieſer gethan hat, das bitte ich dem Grafen itzt ab. Ach, vergeben ſie ihm die Fehler ſeiner Gemüthsart und ſeines Volks, die ich, ungeacht ſeiner Neigung gegen mich, mehr als ſie, empfunden habe. Unſre Ehe war ein Bündniſs, das der Hof ſchloſs, und das ich aus Gehorſam nicht ausſchlagen durfte. Indeſſen ehre ich ſein Andenken, ſo wie ich mein Schickſal an ſeiner Seite geduldig ertragen, und mir, wenn ichs ſagen darf, vielleicht durch meine Geduld ein beſſeres verdient habe.

Andreas ward zu unſerm Glücke durch ſeine Geſchafte von uns gerufen, und ſeine Abweſenheit lieſs uns vertraulicher werden. Steeley wollte dem Grafen erzählen, was ſeit ſeiner Abreiſe aus Tobolskoy vorgegangen; allein er ſtand alle Augenblicke vor gar zu groſſer Empfindung ſtill, und wir waren zufrieden, daſs wir dieſes mal das wichtigſte von dem erfuhren, was uns Amalie nachdem umſtändlicher auf folgende Art erzählet hat.

Wenig Tage nach des Herrn Grafen ſeiner Abreiſe, fieng ſie auf unſer Bitten an, ſtarb mein Gemahl an dem zurückgetretenen

Podagra. Ich berichtete ſeinen Tod nach Hofe, und bat zugleich um die Erlaubniſs, nach Moskau zurück zu kehren. Die Gewalt, die ich bis zur Ernennung eines neuen Gouverneurs in den Händen hatte, gab mir Gelegenheit, verſchiedene harte Verordnungen aufzuheben, die mein Gemahl in Anſehung der Gefangenen ergehn laſſen. Ihrem zurückgelaſſenen Freunde, Herr Graf, konnte ich mehr Bequemlichkeiten verſchaffen. Ich befahl dem Juden, ihn mit allem zu verſorgen, was er nöthig hätte, und lieſs ihn muthmaſſen, als ob er ein Anverwandter von mir wäre. Damals wareu meine Wohlthaten wohl bloſse Wirkungen des Mitleidens. Ich hatte ihn mehr nicht als einmal, und noch dazu in den traurigſten Umſtänden geſehn, als er auf ihre Furbitte durch meinen Gemahl nach Tobolskoy zurückberufen ward. Ich hörte es gern, wenn mir der Jude ſeine Dankſagungen fur meine Vorſorge überbrachte, und was ich nicht wohl durch Befehle ausrichten konnte, das muſste der Jude durch das Geld, das ich ihm gab, bey den Unterauffehern zu bewerkſtelligen ſuchen. Er war in ein beſſer Echaltniſs gebracht, nnd ich hatte ſchon allerhand Mittel ausgeſonnen, wie ich ihm bey meiner Zurückreiſe nach Moskau dieſe erträg-

träglichen Umſtände dauerhaft machen wollte. Ungefehr nach vier Wochen kam ein Befehl an meinen verſtorbenen Gemahl, daſs Steeley frey ſeyn, und bey der erſten Gelegenheit, die man ihm verſchaffen könnte, mit einem Paſſe verſehn, und für ſein Geld fortgebracht werden ſollte. Ich lieſs den Morgen darauf den Juden *zu mir* kommen, und ſagte ihm, daſs er Steeleyn eiligſt zu mir bringen ſollte, und daſs ich unter der Zeit, da er ihm dieſes meldete, die Wache nachſchicken wollte, ihn abzuhohlen. Er kam, und ich lieſs ihn nebſt dem Juden zu mir ins Zimmer treten. Er ſtattete mir die Dankſagung für meine bisherige Vorſorge auf eine ſehr ehrerbietige und gefällige Weiſe ab, und blieb an der Thüre des Zimmers ſtehn. Ich fragte ihn, ob er keine Nachricht von dem Grafen hätte; ob er mit ſeinen Umſtänden zufrieden wäre. Er beantwortete das erſte mit einem traurigen Nein, und das andere mit einem gelaſsnen Ja. Ich bat ihn, mir eine kurze Erzählung von ſeinem Schickſale zu machen. Er that es, und je mehr er redete, deſto mehr nöthigte er mir durch ſeine Worte und durch ſeine Minen Aufmerkſamkeit und Hochachtung ab. Er ſah weit beſſer aus, als vor zwey Jahren, und ich weiſs nicht,

ob ich mirs beredete, oder ob es wahr war, daſs ihm der ſiberiſche Pelz recht ſchön lieſs. Ich hörte aus ſeiner Art zu reden nunmehr ſehr wohl, daſs er ein edelmüthiges Herz hatte; und wenn ich ja noch einige Augenblicke daran gezweifelt hatte: ſo war es vielleicht deswegen geſchehn, weil ich bey meinem Zweifel gern widerlegt ſeyn wollte. Der Graf, dachte ich, hat Recht, daſs er ihn ſo ſehr liebt, und ſo ſehr für ihn gebeten hat. Er verdient Hochachtung und Mitleiden; und es iſt deine Pflicht, einem ſo rechtſchaffenen und unglücklichen Manne zu dienen. Ich merkte, je mehr er redte, daſs etwas in meinem Herzen vorgieng; allein ich hatte keine Luſt, es zu unterſuchen, und hütete mich zugleich, mein Herz nicht zu ſtören. Ich nannte meine Regungen bey mir ſelbſt Wirkungen ſeiner Unglücksfälle, und ſetzte mich in Gedanken nieder, und lieſs ihn lange fortreden, ohne ein Wort zu ſagen. Als er mir die Grauſamkeit erzählte, die man in der Stadt Moskau an ihm und dem Sidne begangen, ſo fühlte ich weit mehr, als da ſie mir der Graf erzählt hatte. Es war mir unmöglich, die Thränen zurück zu halten, und ich wollte doch auch nicht, daſs er meine Wehmuth ſehn ſollte. Ich fragte ihn in

der

der Angſt, wie alt ſein Vater wäre, und wie lange er ihn nunmehr nicht geſehn hätte, nur damit ich das Wort: der arme Mann! das mir mein Herz für ihn abnöthigte, nebſt einigen Thränen, bey ſeinem Vater anbringen konnte. Ich fuhrte ihn durch ziemlich neugierige Fragen in die Umſtände ſeiner Familie und ſeiner Jugend zurück. Er fieng endlich an, von der traurigen Begebenheit mit ſeiner Braut in England zu erzählen, und ich ward ſo gerührt, daſs ich recht gewaltſam von meinem Stuhle auffſprang, und ganz nahe zu ihm trat; vielleicht hatte ich das letzte ſchon gewünſcht. Er ward bey dieſer Erzählung ſehr weichmüthig, und endigte ſie mit einem Ach Gott! das mir durch die Seele gieng. Er ſchlug die Augen nieder, und es war mir nicht anders, als ob ich ihm ſolche wieder eröfnen ſollte. Er ſah mich endlich auf einmal mit einer klagenden Mine an, und ich erſchrack, als ob er mir ein Verbrechen vorrückte. Mein Herr, fieng ich an, ich will gleich weiter mit ihnen reden. Ich gieng in das Nebenzimmer, um den Befehl wegen ſeiner Befreyung zu holen. Ich ſuchte ihn lange vergebens, ob er gleich vor mir lag. Ich ſchämte mich vor meiner Unruhe, und glaubte zu meinem Troſte, daſs ſie von den traurigen

Erzählungen herſtammete, und daſs ſie durch die Freude, die Steeley über ſeine Erzählung haben würde, ſich bald verlieren ſollte. Ich ſah in den Spiegel, ehe ich wieder in das andre Zimmer trat, und ich ſah in jedem Blicke die Unruhe meines Herzens verrathen. Ich hatte indeſſen bey aller meiner Unruhe noch die Gedult, etwas an meinem Kopfpu-tze zu verbeſſern; und mitten in dem Ver-langen, Steeleyn ſeine Befreyung anzukündi-gen, überlegte ich noch, wie ſeine unglückli-che Braut ausgeſehn hatte, und hielt ihr Bild im Spiegel gleichſam gegen das meinige. Ich bereitete mich auf eine kleine Anrede, und öfnete das Zimmer, und gieng auf Steeleyn zu. Ich fühlte, da ich anfangen wollte zu reden, daſs mir der Athem fehlte, und daſs ich die Worte nicht wieder finden konnte, die ich in meinem Gedächtniſſe geſammelt hatte. Ich that alſo an den Juden etliche gleichgültige Fragen, bis ich mich wieder er-holte. Ich will nicht länger ungerecht ſeyn, fieng ich endlich an, und ihnen eine Nach-richt vorenthalten, die ſie vielleicht ſchon lange zu hören gewünſcht haben. Verſtehn ſie Ruſſiſch? Er antwortete mir ängſtlich, ja, ja, und zitterte, und machte, daſs ich einen kleinen Schauer fühlte. Ich ſetzte mich nie-

der,

der, und bat ihn, dafs ers auch thun ſollte. Er weigerte ſich, und ich hielt mich für verbunden, ihm ſelbſt einen Seſſel zu reichen, und mich dadurch an dem mir ſchon beſchwerlichen Ceremoniel zu rächen. Ich las ihm den Befehl vor, und ſagte endlich zu ihm: von dieſer Stunde an haben ſie ihre Freyheit, und ich bin ſehr vergnügt, dafs ich die Perſon habe ſeyn ſollen, die ihnen ſolche ertheilen mufs. Sehen ſie mich nicht als ihre Gebieterinn, ſondern als ihre gute Freundinn an. Er ſprang vom Stuhle auf, und kufste mir mit einer unausſprechlichen Freude die Hand, und ich liefs ihn dieſe Dankbarkeit ſehr oft wiederholen, als fürchtete ich, ihn zu beleidigen, wenn ich die Hand zurückzöge. Er ſtammelte etliche Worte vor Freuden hervor, und auch dieſe Sprache gefiel mir. Ich liefs den Auffehern der Gefangenen Steeleys Befreyung gleich anzeigen, und die Wache, die ihn begleitet hatte, zurückgehn. Ich wollte ihnen, fuhr ich fort, gern mein Haus zum Aufenthalte anbieten, bis ſie mit einer ſichern Gelegenheit nach Moskau zurückkehren können; allein meine Umſtände ſcheinen es zu verbieten. Der Jude wird ihnen ſchon eine Wohnung ausmachen. Sie dürfen um nichts bekümmert ſeyn, ſo lange ich noch hier bin.

Er

Er nahm Abſchied, und ich ſah in ſeinen Augen, daſs er mir weit mehr zu ſagen hatte, als er ſagte, und kränkte mich, daſs der Jude zugegen war. Dieſem befahl ich, daſs er nach der Tafel wieder zu mir kommen ſollte. Alſo war dieſer erſte Beſuch geendiget. Ich trat an das Fenſter, und wollte ihm nachſehn, und ich fragte mich in dem Augenblicke, warum ich dieſes thäte; aber ich that es doch. Ich ſetzte mich zur Tafel, und es reute mich, daſs ich ihn nicht bey mir behalten hatte. Der Jude blieb mir ſchon zu lange, und ich hätte es ſicher genug wiſſen können, daſs ich Steeleyn mehr als bedauerte; allein ich fand für gut, mich zu hintergehn. Ich ſtellte mir vor, daſs Steeley vielleicht mit einer Caravane handelnder Kaufleute, durch Hülfe des Juden, in wenig Tagen von hier abgehn könnte, und ich verwehrte es ihm in meinen Gedanken ſchon, und wünſchte, daſs er in meiner Geſellſchaft möchte zurück reiſen können. Der Jude kam, und verſicherte mich, daſs er ſeinen Gaſt ſehr wohl aufgehoben, und ihn in das Haus gebracht hätte, das er meinem verſtorbenen Gemahle vor zwey Jahren abgekauft. Ich erſchrack über dieſe Nachricht, als ob ſie von einer Vorbedeutung wäre, und ich war zugleich

zugleich mit ſeiner Anſtalt zufrieden. Ich rief den alten deutſchen Bedienten, der mir von Curland aus nach Moskau, und von Moskau nach Siberien gefolgt war, und den ich itzt noch bey mir habe, und befahl ihm, daſs er mit dem Juden gehn, und ſehn ſollte, was der Herr, der heute aus dem Arreſte gekommen, in ſeiner Wohnung brauchte, weil er nach dem Befehle des Hofs bis zu ſeiner Abreiſe als eine Standsperſon verſorgt werden ſollte. Er kam wieder und ſagte mir, daſs er, bis auf das weiſſe Geräthe und eine Matratze zum Schlafen, mit den nöthigſten Meubeln verſehen wäre. Ich reichte ihm alles ſelbſt, was er foderte, und zwar von jeder Art das koſtbarſte, und war unwillig, daſs der Bediente nicht mehr verlangte. Ich ſagte ihm, daſs er die Stücke genau zählen ſollte, damit keines verlohren gienge, und mein Herz wuſste doch nicht das geringſte von dieſer wirthſchaftlichen Sorgfalt. Ich hieſs ihn noch ein Flaſchenfutter Wein mitnehmen. Und wenn ihr von ihm geht, fuhr ich fort, ſo könnt ihr in eurem Namen fragen, ob er noch etwas zu befehlen hätte. Er kam nicht eher, als mit dem Abend wieder. Ich fragte ihn, wo er ſo lange geblieben wäre. Ach, hub er in ſeiner treuherzigen Sprache an, man

kann.

kann von dem Herrn gar nicht wieder loskommen. Er iſt ein rechter lieber Herr; alles, was er ſagt, nimmt einem das Herz. O wenn ſies nur hätten hören ſollen, wie es dem Himmel dankt, daſs er ihn aus der Gefangenſchaft errettet hat! Er mag recht fromm ſeyn, und ich weiſs nicht, wie ihn der liebe Gott nach Siberien hat fuhren können. Ich wollte ihn, als ich gieng, auskleiden helfen. Ach, ſprach er, mein lieber Chriſtian, gebt euch keine Muhe, ich habe mich in Siberien ſelber bedienen lernen. Es gieng mir recht nahe. Er hat auch ein recht gutes Anſehn. Wer weiſs, wie vornehm er von Geburt iſt, und hat doch in dieſem verwünſchten Lande ſo viel ausſtehen müſſen! Wenn ſie mirs erlauben, ſo will ich ihn alle Tage etliche Stunden bedienen, damit es ihm wieder wohl gehe. Bey ihnen laſst er ſich für alle Gnade, die ſie ihm erzeigen, ganz unterthänigſt bedanken, und um nichts, als ein Buch, bitten. Es wird auf dieſem Zettel ſtehen. Dieſer Zettel war ein franzöſiſches Billet von dieſem Inhalte:

Mein Glück ſcheint mir nur ein Traum zu ſeyn; und Sie überhäufen mich mit ſo vieler Gnade, daſs ich gar nicht weiſs,

wie

wie ich dankbar genug ſeyn ſoll. Ich erzähle es dem Grafen und allen meinen Freunden, und allen meinen Landsleuten ſchon in Gedanken, daſs ich das groſsmüthigſte Herz in Siberien angetroffen habe. Ach, Madame, wodurch verdiene ich ihre Sorgfalt? und wodurch kann ich ſolche in dem Reſte meines unglücklichen Lebens verdienen? durch nichts, als durch Ehrerbietung ——

Dieſer kurze Brief gefiel mir ſehr wohl. Ich brachte einen groſſen Theil der Nacht mit einer geheimen Auslegung dieſes Briefs zu. Wodurch ſoll ich Ihre Sorgfalt in dem Reſte meines unglücklichen Lebens verdienen? durch Ehrerbietung. Ich gab dieſem Worte eine Bedeutung, wie ſie mein Herz verlangte. Ich freute mich, da ich erwachte, daſs der Tag ſchon da war. Ich eilte, und beſchloſs, Steelcyn des Mittags mit mir ſpeiſen zu laſſen. Ich konnte den Bedienten nicht finden. Ich vermuthete, daſs er bey ſeinem neuen Herrn ſeyn würde, und ich hatte recht. In kurzem kam er. Ich warf ihm vor, daſs er mich bald über ſeinem neuen Herrn vergeſſen würde,

wurde, und ſchickte ihn mit zwey franzöſiſchen Büchern wieder an Steeleyn, und lieſs ihn bitten, zu Mittage mit mir zu ſpeiſen. Ich lieſs etliche wenige Gerichte nach deutſcher Art zurichten, und ihn zu Mittage in einem Schlitten abhohlen. Ich hatte mich nicht vornehm gekleidet, um ihm deſto ähnlicher zu ſeyn; doch war ich ſorgfaltig genug geweſen, eine gute Wahl in meinem Anzuge zu treffen. Bey dieſer Mahlzeit wollte ich, ſo zu reden, hinter mein eigen Herz kommen, und erfahren, ob meine Empfindungen mehr als Freundſchaft wären. Mein Gaſt kam, und ſeine Mine war weit heiterer, als die geſtrige, und, wie mich dünkte, weit gefälliger. Er war beſſer, obgleich noch ruſſiſch, gekleidet, als geſtern. Dankbarkeit und Ehrerbietung redeten aus ihm. Ich that, als ob meine Vorſorge für ihn eine Verordnung des Hofes wäre, und ſetzte mich ganz allein mit ihm zu Tiſche. Wir brachten über unſrer kleinen Mahlzeit wohl drey Stunden zu, und es ſchien mir, daſs ſie ihm eben ſo kurz ward, als mir. Er konnte ſich noch nicht recht in das Ceremoniel, mit einer Dame, und vornehm zu ſpeiſen, finden, und ich hatte das Vergnügen, ihn alle Augenblicke durch eine kleine Höflichkeit zu erſchre-

erſchrecken; ja, ich erfreute mich, daſs ich ihn in der Wohlanſtandigkeit übertraf, weil ich merkte, daſs er mir am Geiſte überlegen war. Er muſste mir ſeine Begebenheiten noch einmal erzählen, und ſie rührte mich, als ob ich ſie noch nicht gehört hatte. Wir ſprachen von dem Grafen, und er bezeigte ein ſo groſses Verlangen, ihn wieder zu ſehn, daſs ich lieber eiferſuchtig geworden wäre. Mit einem Worte, mein Gaſt gefiel mir nach wenig Stunden ſo ſehr, daſs ich mir alle Gewalt anthun muſste, mich zu verſtellen. Ich wünſchte in denen Augenblicken, da uns unſer Bedienter verlieſs, daſs er mir etwas verbindliches ſagen möchte, nur um zu wiſſen, ob ich ihm gefiele. Allein er blieb bey der Sprache der Ehrerbietung, und ſeine Augen redten eben die Sprache. Er nahm aus einer unglücklichen Höflichkeit, als wir vom Tiſche aufſtunden, Abſchied, und ich hatte das Herz nicht, ihn zu bitten, daſs er länger bleiben ſollte, weil ich mich zu verrathen glaubte. Ich lieſs ihn alſo wieder in ſein Quartier bringen. Und nun wuſste ichs, ob ich ihm gewogen war. Ich war beleidigt, daſs er mich ſchon verlaſſen hatte. Ich war unruhiger als zuvor, und ich ward es nur mehr, je weniger ichs ſeyn wollte. Ich

ſtellte

ſtellte mir vor, daſs ich ihm nicht gefiele, und kränkte mich, daſs ich nicht reizend genug war, mehr als Hochachtung von ihm zu verdienen. Ich ward über dieſe Vorſtellung kleinmüthig, und rächte mich durch Geringſchätzung an mir ſelber. Gleichwohl wollte ich nicht alle Hofnung fahren laſſen, und meine Liebe zu ihm mir auch nicht verbieten. Ich beſchloſs, ihn in drey Tagen wieder zu mir zu bitten. O was waren das für lange Tage für mich! Der Bediente erzählte mir binnen dieſer Zeit, daſs ſein Herr in ſeiner Einſamkeit ganz tiefſinnig würde. Wie lieb war mir dieſe Nachricht! Ich war ſchwach genug, ihn zu fragen, ob er nichts von mir geſprochen hätte. Er lobt ſie über die maſſen, ſprach er, und fragt mich, ſo oft ich komme, wie ſie ſich befinden, und fragt nach allen Kleinigkeiten.

Nach drey Tagen war er wieder auf die vorige Art mein Gaſt. Er kam, und die Unruhe hatte ſich in alle ſeine Blicke vertheilet. Er hatte ſich durch den Juden ein Kleid nach deutſcher Art machen laſſen, und ſah noch einmal ſo jung aus. Ja, ja, dacht ich, er iſt ſchön, er iſt liebenswerth, aber nicht für dich. Ich glaubte, ich hätte alles

Bange

Bange aus meinem Geſichte vertrieben, als er mich bey der Tafel um die Urſache fragte, warum er mich nicht ſo zufrieden ſahe, als das letzte mal. Ich erſchrack über mein verrätheriſches Geſicht, und über die Aufmerkſamkeit, mit der er mich betrachtete, und ſchob die Schuld darauf, daſs ich die Erlaubniſs noch nicht vom Hofe bekommen hätte, nach Moskau zurückzukehren. Aber, fuhr ich fort, was fehlet ihnen? Die Freude über ihre Befreyung herrſcht nicht mehr in ihrem Geſichte. Iſt es das Verlangen nach ihrem Vaterlande, das ſie beunruhiget? Ja, Madame, ſprach er mit niedergeſchlagenen Augen. O wie war mir dieſes Ja angenehm, das der Ton, mit dem ers ausſprach, zu einem Nein machte. Haben ſie vielleicht, fuhr ich fort, noch eine Braut in ihrem Vaterlande, die ſie erwartet? Warum entziehen ſie ſich und mir das Vergnügen, von ihr zu ſprechen? Ich gebe ihnen mein Wort, daſs ich ihnen mit der Hälfte meines Vermögens dienen will, um ihre Reiſe zu beſchleunigen, und ſie von meiner Freundſchaft zu überzeugen. Er antwortete mir mit einem verſchämten Blicke, und ſagte weiter kein Wort. Ich wollte nunmehr mein Glück oder Unglük mit einem male wiſſen. Sie ſchweigen?

gen? Alſo haben ſie eine Braut in London? Nein, rief er, Madame, der Himmel weiſs es, daſs ich ſeit dem Tode meiner Braut ohne Liebe geweſen bin. Wie könnte ich ihnen etwas verſchweigen? Ach! wie könnte ich dieſes? Ich bitte ſie, vermindern ſie ihre Gutigkeit gegen mich. Ich bin unruhig, daſs ich ſie nicht verdiene. Dieſs iſt die wahre Urſache. Nunmehr war ich zufrieden, und er hätte aus meiner plötzlichen Veranderung leicht mein Herz errathen können; allein meine Freude that bey ihm eine entgegengeſetzte Wirkung. Er ward nur trauriger, je mehr ich ruhig war. Ich redte faſt allein, und ich ſtudirte ſeine Augen und ſein Herz aus. Er liebt dich, fieng ich zu mir ſelbſt an, und nichts als die Geſetze der Dankbarkeit und Ehrerbietung legen ſeiner Liebe ein Stillſchweigen auf. Er iſt verſchämt, das wünſchteſt du; und er wünſchet, daſs du ihn zu dem Fehler nöthigen ſollſt, dir deine Liebe zu geſtehen; und dieſes verdient er. Ich verdoppelte meine Gefalligkeit, ohne ſie über die Schranken der Freundſchaft zu treiben. Mein Gemahl hatte ein koſtbares Haus gebauet. Ich lieſs alle Zimmer auf der Gallerie einheizen, und führte ihn nach der Tafel in alle, nur damit ich eine Gelegenheit

hätte,

hätte, ihn länger bey mir zu behalten. Als wir in das gröſste kamen, in welchem die Riſſe und Abzeichnungen von Feſtungen und Landſchaften hiengen: ſo fragte ich ihn, ob er nicht auch einen Theil von ſeiner Arbeit hier fände. Ich ſah, daſs er nicht auf die Abzeichnungen, ſondern auf mich Acht gab, und ich belohnte ihn gleich dafur. Ich will ihnen ihre Stücke zeigen, ſprach ich; mein Gemahl hat mirs geſagt, daſs die, unter welchen ein S ſtünde, von ihnen wären. Er mag ſie mit dieſen Arbeiten wohl recht gequält haben. Ach, ſprach er, Madame, ſie könnten mich für alle meine Mühe auf einmal belohnen. Aber nein —— Ich wuſste in der That nicht, was er verlangte, und ich bat ihn recht inſtändig, daſs er mirs ſagen ſollte. Wollen ſie mirs vergeben, rief er, wenn ichs ihnen geſtehe? denn es iſt eine Verwegenheit. Ja, ſagte ich. Er eröfnete darauf die Thüre von dem vorhergehenden Zimmer, und wies auf mein Portrait. Madame, dieſes Geſchenk wollte ich mir wünſchen, wenn ich Siberien verlaſſe. Dieſe Bitte war mir das angenehmſte, was ich von ihm gehört hatte. Ich gab ihm durch die Art, mit der ich ſie anhörte, das Recht, ſolche zu wiederholen, und er hatte ſchon das Herz, mich bey der Hand zu faſſen, und meiner Hand durch die

ſeine, ich weiſs nicht was für verbindliche Dinge zu ſagen. Ich begab mich geſchwind mit ihm in das Tafelzimmer zurück, um gleichſam der Gewalt zu entfliehn, die er meinem Herzen anthat. Er merkte ſeinen Sieg nicht, und glaubte vielmehr, mich beleidiget zu haben. Er war von der Zeit an faſt ganzer acht Tage hindurch nichts als ein Freund, der mir durch eine ſtrenge Ehrerbietung gefallen, oder ein Gaſt, der durch eine dankbare Schamhaftigkeit meine Höflichkeiten, die ich ihm alle Mittage erwies, bezahlen wollte. Ich konnte mich in das Geheimniſs unſerer Herzen nicht finden. Wir hatten die Erlaubniſs, alle Tage mit einander umzugehen. Wir durften uns vor niemanden ſcheun, als vor uns ſelbſt. Alles ſtund unter meinen Befehlen, und ich war denen, die um mich lebten, zu groſs, als daſs ich von ihnen bemerkt zu werden hätte furchten dürfen. Dem ungeachtet ſchienen wir beyde, bey aller unſrer Freyheit, und bey unſerm täglichen Umgange, anſtatt daſs wir vertrauter hätten werden ſollen, einander nur deſto fremder zu werden. Er hütete ſich, mir die geringſte Liebkoſung zu machen, und ich nahm mich viel mehr, als im Anfange, in Acht, ihm Gelegenheit dazu zu geben. Wir ſahen beyde nicht, daſs die Behutſamkeit, die wir in unſerm

fern Reden und in unſern Handlungen beobachteten, nichts als die ſtärkſte Liebe war; oder beſſer, wir fühlten die Liebe ſo ſehr, daſs wir genöthigt wurden, uns ſtrenge Geſetze vorzuſchreiben. Ich ahmte ihm nach, und er ahmte an Beſcheidenheit mir nach; und was war dieſer Zwang anders, als die Sorge, einander zu gefallen, und die Ungewiſsheit, wie wir dieſes einander ohne Fehler zu erkennen geben wollten? Alle Augenblicke erwartete ich ein vertrauliches Bekenntniſs von ihm, und hinderte ihn doch durch mein Bezeigen daran, und befriedigte meinen Verdruſs mit neuer Hofnung. Wir hatten uns durch einen Umgang von zehn oder zwölf Tagen ſo ausgeredet, daſs wir faſt nichts mehr wuſsten, und wir wurden deſto ärmer an Geſprächen, je weniger wir unſer Herz wollten reden laſſen. Wir ſpielten gemeiniglich nach der Tafel Schach, ein Spiel, das für Verliebte eher eine Strafe als ein Vergnügen iſt, und das uns ſehr beſchwerlich geweſen ſeyn würde, wenn es uns nicht das Recht ertheilt hätte, einander genauer, als auſſerdem, zu beobachten. Ich lieſs meine Hand mit Fleiſs immer lange auf dem Steine liegen, als wenn ich noch ungewiſs wäre, ob ich ihn fortrücken wollte, und ich lieſs ſie doch nur für ſeine Augen da. Unſere Spiele wurden alle bald aus.

Ich verſtund es wirklich beſſer, als er; allein ein Blick in ſeine redlichen und zärtlichen Augen, und eine kleine Röthe, oder ein verſchämter Seufzer, den ich ihm abnöthigte, war genug, mich zu dem einfältigſten zu bewegen. Wir wiederholten dieſen Zeitvertreib ganze Stunden, ohne zehn Worte zu reden; und wir befanden uns ſo gut dabey, daſs wir recht von der Tafel eilten, um zum Schache zu kommen. Unſer Umgang hatte nunmehr ungefehr vier Wochen gedauert, und binnen dieſer Zeit hatten wir einander nicht länger, als funf Tage, nicht geſehn, und dennoch waren wir, ſo ſehr wir einander gefielen, nicht vertrauter, als im Anfange; und wir würden unſtreitig dieſen Charakter noch länger behauptet haben, wenn unſere Herzen nicht durch einen Zufall übereilet worden wären. Der Jude beſuchte uns nämlich unvermuthet bey Tiſche, und kündigte Steeleyn an, daſs morgens eine Lieferung für den Hof nach Moskau abgehen würde, und daſs er für ſo und ſo viel Geld ſicher und ziemlich bequem mit fortkommen könnte. Ich erſchrack über dieſe Nachricht, daſs ich nicht ein Wort ſagen konnte, und Steeley eben ſo ſehr. Wann, rief er, wann ſoll ich fort? Geht nur in mein Quartier, ich will gleich nachkommen. Der Jude verlieſs uns. Und nun gieng eine traurige Scene an.

an. Ach, Madame, fieng Steeley an, und ſchon liefen ihm die Thränen über die Wangen; ach Madame, ich ſoll ſchon fort? Morgen ſchon? —— Und was macht ihnen denn die Abreiſe ſo ſauer? Er entſetzte ſich über dieſe Frage, und gerieth in eine kleine Hitze. Sie fragen mich noch, was mir meinen Abſchied ſauer macht? Sie! Sie! Und auf einmal ward er ſtill, und ſuchte ſeine Wehmuth zu verbergen. Mit welcher Entzückung ſah ich mich von ihm geliebt! Ich ſchwieg ſtill, oder konnte vielmehr nicht reden. Er wollte fortgehn, und ich nahm ihn in der Angſt bey der Hand. Wo wollen ſie hin? Ich will mich, ſprach er, für meine Verwegenheit beſtrafen, die ich itzt begangen habe, und Abſchied von ihnen nehmen, und —— Aber wenn ich ſie nun erſuchte, noch nicht fortzureiſen, wollten ſie nicht bey mir bleiben? Wollten ſie nicht ihr Vaterland, ihre Freunde, einige Zeit ſpäter ſehn? Ach, Madame, rief er, ich will alles, ich will mein Vaterland ewig verlaſſen, für ſie vergeſſen. Sagen ſie mir nur, ob ſie mich —— ob ſie mich haſſen? Ich liebe ſie, fieng ich an, es iſt nicht mehr Zeit, mich zu verbergen; und wenn ſie mich lieben, ſo bleiben ſie hier, und reiſen ſie in meiner Geſellſchaft. Nunmehr wagte er die erſte Umarmung; und, o Himmel, was war dieſes nach einem ſo

langen Zwange für ein unausſprechliches Vergnügen! Wie viel tauſendmal ſagte er mir, daſs er mich liebte, und wie vielmal ſagte ichs, und durch wie viel Küſſe, durch wie viele Seufzer, wiederholten wir unſer Bekenntniſs! Nun redete unſer Herz allein. Er fragte mich, ob ich ſeine Liebe nicht gemerkt hätte, und ich fragte ihn eben das. Wir erzählten einander die Geſchichte unſrer Empfindungen, und unſer Umgang war von dieſer Stunde an Liebe und Freude. Die Lieferung gieng fort, und mein Liebhaber blieb mit tauſend Freuden zurück. Ich ſchickte noch ein Memorial an den Hof mit ab, um die Erlaubniſs zu meiner Abreiſe zu beſchleunigen.

Waren wir vorher nur halbe Tage beyſammen geweſen: ſo wurden uns nunmehr ganze noch zu unſerer Liebe zu kurz. Er ſuchte meine Liebe, die er ſchon gewiſs beſaſs, durch die beſcheidene Art, mit der er ſie genoſs, erſt zu verdienen; und ich, die ich acht Jahre vermählt geweſen, ohne die Liebe zu kennen, lernte ihren Werth unter den unſchuldigſten Liebkoſungen erſt ſchätzen. Ich verſprach ihm, wenn er mir nicht nach Curland folgen wollte, mit ihm in ſein Vaterland zu gehn, und wenn ich in Moskau die Erlaubniſs, dahin zurückzukehren, nicht erhalten könnte, mich mit ihm

ins

ins geheim wegzubegeben. Bis auf dieſe Zeit, ſprach ich, bin ich ihre Braut, und, ſo bald wir uns an einem Orte niederlaſſen, ihre Gemahlinn.

Wir unterhielten uns mit den Vorſtellungen von unſerm künftigen Glücke noch vierzehn Tage, bis ich endlich die Erlaubniſs und die Paſſeporte vom Hofe erhielt, mich nach Moskau zurück zu begeben. Mein Liebhaber war gleich bey mir. Und wie eilten wir, aus dieſem traurigen Lande zu kommen! Der Commandant von einem nahe gelegenen Schloſſe war zum Nachfolger meines Gemahls ernannt. Ich übergab ihm binnen acht Tagen die Rechnungen meines Gemahls; allein er ſah ſie nicht an. Ihr Gemahl, ſprach er, war mein guter Freund, und auch ein Freund des Hofes. Er wird ſchon gut hausgehalten haben, und ich bin alt genug, ihm bald im Tode nachzufolgen. Ich bat ihn, daſs er Befehl zu meiner Abreiſe geben, und die Meublen und das Haus meines Gemahls von mir zum Abſchiede annehmen ſollte. Ich nehme es an, ſprach er; ſie aber haben die Freyheit, was ihnen gefällt, mit ſich zu nehmen; die ihrem Stande gemäſse Bedeckung iſt alle Stunden zu ihren Dienſten.

Ich reiste alſo mit zween Wagen unter einer ſtarken Bedeckung in der Mitte des Junius

fort. Mein Gemahl hatte mir über hundert tauſend Rubeln, meiſtens an Golde und Juwelen, hinterlaſſen. Die eine Halfte nahmen wir auf unſern Wagen, und die andere auf den, wo unſer Chriſtian nebſt einigen befreyten Gefangenen ſafs. Steeley lieſs, ehe wir abreisten, alle Gefangene, in und um Tobolskoy herum, kleiden, ſie drey Tage ſpeiſen, und jedem etliche Rubeln geben. Es mochten ihrer etliche fünfzig ſeyn.

Wir kamen nach einer beſchwerlichen Reiſe von fünf Wochen, die wir Tag und Nacht fortſetzten, (weil die Nacht in den warmen Monaten faſt ſo hell wie der Tag bleibt) glücklich in Moskau an, Ich wollte nicht öffentlich bey Hofe erſcheinen, und ich ſuchte nichts, als der Geliebten des Zaars, deren Fräulein ich geweſen war, ins geheim aufzuwarten. Die grosmüthige Catharina empfieng mich auf dem Luſtſchloſſe Taninska ſehr liebreich. Ich muſste acht Tage bey ihr bleiben; allein alle die Gnade, die ſie mir unter dieſer Zeit erwies, war mir ohne meinen Geliebten eine unerträgliche Laſt. Sie hörte, daſs ich nichts wünſchte, als das Glück, nach Curland zurück zu kehren, und ſie verſchaffte mirs, weil ſie mir befehlen durfte. Ich eilte nach der Stadt zurück, und lieſs meinen lieben Reiſegefährten, der bey dem engliſchen Kaufmanne abgetreten war, aufſuchen.

Mein

Mein Chriſtian brachte mir die betrübte Nachricht, daſs er krank, und nicht im Stande wäre, zu mir zu kommen. Ich lieſs mich den Augenblick zu ihm fahren. Seine Krankheit war nichts, als der Kummer um mich. Ach, rief er mir entgegen, habe ich ſie nicht verlohren? Sind ſie noch meine beſtändige Freundinn? Ich bewies es ihm, und blieb den ganzen Tag bey ihm. Er zeigte mir Briefe aus London, und inſonderheit die, welche der Herr Graf an ihn zurückgelaſſen hatte. Es war wirklich mein Vorſatz, nach Curland zu gehn, und nichts, als die Schwachheit meines Geliebten, hinderte die Abreiſe. Endlich erhielt er Briefe von dem Herrn Grafen. Ach, ſprach er zu mir, er hat ſeine Gemahlinn wieder gefunden, er lebt mit ihr in Holland. Wollen wir nicht zu ihm reiſen? Wie glücklich würden wir bey ihm ſeyn! Mehr brauchte er nicht, um mich meinem Vaterlande zu entziehen.

Nun war es beſchloſſen, wir giengen nach Holland. Ich ſetzte mich mit ihm zu Ende des Auguſts zu Schiffe, und auch die See ward mir durch die Liebe angenehm. Wir haben nichts als eine kleine Seekrankheit und etliche Stürme ausgeſtanden, die uns nichts gethan, als daſs ſie uns ein paar Wochen

langer auf der See aufgehalten haben. Wir ſind ſchon vor vier Tagen ans Land geſtiegen, und geſtern früh zu Lande hier angekommen.

Dieſs war die Geſchichte von Amaliens und Steeleys Liebe.

Die beyden erſten Tage verſtrichen uns unter lauter Erzählungen, und der dritte war der Vermählungstag. Ich und Caroline kleideten unſere Braut an, und verliebten uns recht in ſie, ſo reizend war ſie; allein der, für den ſie ſo reizend war, hatte nicht weniger männliche Schönheiten. Wir fuhrten ſie in ſein Zimmer. Itzt, ſprach ſie, iſt es noch Zeit, wenn ſie Luſt haben, eine andere zu wählen, und umarmte ihn. R * * kam bald darauf mit ſeinem guten Freunde, einem Prediger bey der franzöſiſchen Gemeine, der ſie vermählen ſollte. Er hatte ihm die Umſtände von beyden geſagt. Wir ſetzten uns nieder, und wir wuſsten nicht, daſs unſer Geiſtlicher eine Rede halten würde. Er that es mit ſo vieler Beredſamkeit und mit ſo vielem Geiſte, daſs wir alle auſſer uns kamen, und uns keine gröſsere Wolluſt auf dieſen Tag hätten erdenken können. Er redete von den wunderbaren Wegen der Vorſehung bey dem Schickſale der Menſchen. Man ſtelle ſich den Grafen und

Stee-

Steeleyn mit allen ihren Unglücksfällen, ſeine Braut, mich, kurz, uns alle vor, wenn man wiſſen will, was dieſe vernunftige Rede für einen Eindruck in unſere Herzen machte. Unſere Seele erweiterte ſich durch die hohen Vorſtellungen, um den Umfang der göttlichen Rathſchlüſſe in Anſehung unſers Schickſals zu überſehn, und die Empfindungen der Verwunderung und der Dankbarkeit wuchſen mit unſern erhabenen Vorſtellungen. Leuten, die niemals im Unglücke geweſen, Leuten, die zu froſtig ſind, andrer Unglück zu fühlen, wird das Vergnügen, das wir aus dieſer Rede ſchöpften, als ein ſcheinheiliges Räthſel vorkommen. Sie werden ſich nicht einbilden können, wie ſich ſolche ernſthafte Betrachtungen zu einem Tage der Freude und der Liebe ſchicken; allein ſie werden mir auch nicht zumuthen, daſs ich ihnen eine Sache beweiſen ſoll, die auf die Empfindung ankömmt.

So vergieng der Vormittag, und Steeley und Amalie waren verbunden, und unſer Bündniſs war auch wieder erneuert. Unſer Geiſtlicher, der uns ein recht lieber Gaſt geweſen ſeyn würde, wollte nicht bey uns bleiben, ſo ſehr wir ihn auch baten. Er ſagte, daſs er den Nachmittag bey einem jungen Menſchen zubringen würde, der ſich aus Schwermuth das

Leben hätte nehmen wollen, aber noch an dem Selbſtmorde gehindert worden wäre. Er bat uns, ob wir nicht zur Verbeſſerung ſeiner elenden Umſtände etwas beytragen, und ihn mit einigen Arzneyen verſehen laſſen wollten, damit nicht die Krankheit des Gemüths durch ein verdorbenes Blut noch mehr unterhalten würde. Weil es ſchien, daſs er die beſondern Umſtände dieſes Menſchen mit Fleiſs verſchwieg; ſo wollten wir nicht zur Unzeit neugierig ſeyn. Wir fragten alſo nichts, als wo er anzutreffen wäre. Er nannte uns eine alte Schifferinn, die ihn, wie er gehört, nur vor etlichen Tagen in ihre Hütte aus Mitleiden eingenommen, in der er ſich geſtern durch ein Meſſer, doch ohne Lebensgefahr, verwundet hätte. Wir fügten ihm, daſs er nicht bitten, ſondern uns vorſchreiben ſollte, wie ers mit dem Kranken gehalten wiſſen wollte, weil wir gar keine Ueberwindung nöthig hätten, einem Elenden mit einem Theile von unſerm Vermögen zu dienen. Wir ſchickten ihm, ſo bald der Geiſtliche weg war, Betten, und andere Sachen. Unſer Doktor muſste kommen, und das unglückliche Mädchen, von der ich oben geredet habe, und die itzt Aufſeherinn in meinem Hauſe war, muſste ihn zu dem Kranken begleiten, um zu hören, was er für Anſtalten we-

wegen der Speiſen und des Getränks machen würde, damit ſie alles nach ſeiner Vorſchrift einrichten könnte.

Wir ſetzten uns zur Tafel, und wir wären eines ſolchen Tages nicht werth geweſen, wenn wir ihn nicht zu genieſſen gewuſst hätten. Eines war zu dem Vergnügen des andern ſinnreich; und Kleinigkeiten, die andre aus Mangel der Vertraulichkeit, oder auch des Geſchmacks, vorübergehn, dienten uns in unſerer Geſellſchaft zu neuen Unterhaltungen, und erhielten durch die Art, mit der wir uns ihrer bedienten, den Werth, den die prächtigſten Mittel der Freude am wenigſten haben. Kleine Zänkereyen, die Amalie mit Steeleyn wegen des koſakiſchen Mädchens anfieng, kleine Vorwürfe, womit wir einander erſchreckten, beſeelten unſere Vertraulichkeit, und jeder unſchuldige Scherz gab uns eine neue Scene des Vergnügens. Die Aufſeherinn, die wir zu dem Kranken geſchickt hatten, kam mit offenen Armen zurück und erzählte uns, daſs ſie ihren ungetreuen Liebhaber wieder gefunden, und daſs es der Elende ſelbſt wäre, für den wir geſorgt hätten. Er, rief ſie, hat mir alles mit tauſend Thränen abgebeten, und ich habe ihm alles vergeben, und ich bitte für ihn. Sein Gewiſſen hat ihn mehr als zu ſehr beſtraft.

Er ſagte mir, daſs er ſich, da er mich ſo boshaft verlaſſen, nach Harlem gewendet, und ſich allen Ausſchweifungen überlaſſen hätte, um nicht an das zu gedenken, was er gethan. Einige Monate ſey es ihm gelungen, nachdem aber hätte er ſich der entſetzlichen Vorſtellungen, daſs er mich und die Frucht unſrer Liebe durch ſeine Untreue vielleicht ums Leben gebracht, nicht länger erwehren können. Sie hätten ihn genöthiget, an den Ort zurückzukehren, wo er mich verlaſſen; und da er weder das Herz gehabt, ſich genau nach mir zu erkundigen, noch auch gewuſst hätte, wo er es thun ſollte: ſo hätte ihn endlich eine alte Schifferinn auf eben der Wieſe, wo er von mir gewichen, und auf der er ſchon zween Tage zugebracht, in der gröſsten Verzweiflung angetroffen, und ihn mit ſich in ihre Hutte genommen. Hier hätte er, da er ohne dieſs nichts mehr zu leben gehabt, ſein Elend durch den Selbſtmord endigen, und ſich zugleich für ſeine Bosheit beſtrafen wollen. Es ſteht bey ihnen, fuhr ſie fort, ob ſie ihm durch ihre Wohlthaten das Leben und mich wiedergeben wollen. Ich liebe ihn, als ob er mich nie beleidiget hätte; allein, (hier ſah ſie mich an) ſie zu verlaſſen, das kann ich nicht —— Sie verdiente unſere Gewogenheit und unſer Vergnü-

gnügen über ihr Glück. Wir lieſſen ihren Liebhaber in das Haus neben uns bringen, und beſuchten ihn den Abend noch. Seine Wunde war nicht gefährlich, und die Freude, ſeine Geliebte wieder gefunden zu haben, hatte ihm ſo viel Lebhaftigkeit ertheilt, daſs er mit uns ſprechen, und ſeinen Fehler abbitten konnte. Er wollte uns alles erzahlen; allein, wir waren mit ſeiner Reue zufrieden, und erlieſſen ihm die Schaam, ſein eigener Ankläger zu werden. Wir ſahen in ſeinem zerſtreuten und ausgezehrten Geſichte noch Spuren genug von einer angenehmen Bildung und einem zärtlichen Herzen. Er war noch nicht vier und zwanzig Jahre alt, und wegen ſeiner Jugend der Vergebung und des Mitleids deſto würdiger.

Den Reſt des Abends brachten wir mit einer Muſik zu, die wir uns ſelber machten. Ich ſpielte den Flügel, und bald ſang ich ſelbſt, bald Amalie, oder Caroline dazu. Meine kleine Tochter, die in das ſechste Jahr gieng, war ſo verwegen, Steeleyn zu einem Tanze aufzufodern, und ſie hätte uns bald alle zu dieſer Luſt verfuhrt. Wir führten endlich unſre beyden Vermählten in ihr Schlafzimmer und überlieſſen ſie den Wünſchen der Liebe.

Als ich mich den Morgen darauf noch mit dem Grafen berathſchlagte, was wir unſerm

Paare

Paare heute für ein Vergnügen machen wollten, trat der Bediente herein, und ſagte, daſs ein Engländer meinen Gemahl ſprechen wollte. Sobald er die Thüre öfnete, ſo ſagte uns ſein Geſicht, daſs es Steeleys Vater wäre. Er hatte ein eisgraues Haupt; aber ſeine muntern Augen, ſein rothes Geſicht und trotziger Gang widerlegten ſeine Haare. Ich ſuche, fieng er auf franzöſiſch an, meinen Sohn bey ihnen; oder, da ich in meinem Leben wohl nicht ſo glücklich ſeyn werde, ihn wieder zu ſehn, ſo will ich wenigſtens hören, ob ſie nicht wiſſen, wo er iſt. Meine Nachricht aus Moskau geht nicht weiter, als daſs ich gewiſs weiſs, daſs er aus ſeinem Elende in Siberien hat ſollen befreyt werden. Und aus Verlangen einen ſo theuren Freund von meinem Sohne zu ſprechen, bin ich in meinem neun und ſiebenzigſten Jahre noch einmal zur See gegangen. Ihre Reiſe, fieng mein Gemahl an, ſoll ſie nicht gereuen. Ich habe Briefe von ihrem Sohne aus Moskau, und kann ihnen die erfreuliche Nachricht von ſeiner baldigen Ankunft zum voraus melden. Wie lange können ſie ſich hier aufhalten? Das ganze Jahr hindurch, ſprach der Alte, und noch länger, wenn ich meinen Sohn erwarten kann. Mein Gemahl befriedigte ſeine väterliche Neubegierde mit einigen beſondern

Nach-

Nachrichten, und ich eilte zu unſerm zärtlichen Paare, um zu ſehn, ob ſie angekleidet wären. Sie giengen beyde noch in ihren Schlafkleidern, und ich lieſs dem Grafen heimlich ſagen, daſs ſie aufgeſtanden wären. Mein Gemahl, ſprach ich, nach einigen kleinen Fragen, wird gleich kommen, und ſie zu einer Spazierfahrt einladen. Indem öfnete er ſchon die Thüre, und trat mit dem Alten herein. In dem Augenblicke riſs ſich Steeley von ſeiner Gemahlinn, die ihn in den Armen hatte, los, und lief auf ſeinen Vater zu. Der Alte ſah ihn nach der erſten Umarmung lange an, ohne ein Wort zu ſagen. Ja, rief er endlich, du biſt mein Sohn, du biſt mein lieber Sohn! Gottlob! nun will ich gern ſterben. Mein Sohn, gieb mir einen Stuhl, meine Füſſe wollen mich nicht mehr halten. Amalie langte ihm einen, und wir traten alle vor ihn. Seine erſte Frage war, wer Amalie wäre. Seit geſtern, ſprach ſie, bin ich die Gemahlinn ihres Sohnes. Sind ſie mit ſeiner Wahl zufrieden? Er nahm ſie recht liebreich bey der Hand. Iſt es gewiſs, daſs ſie meine Tochter ſind: ſo küſſen ſie mich, und ſagen ſie mir, aus welchem Lande ſie ſind. Er machte ihr darauf die gröſsten Liebkoſungen, und that allerhand Fragen, die ſeinem ehrlichen Charakter gemäſs und uns deſswegen

habe ich meinen Sohn zu danken. Ja, in meinem ganzen Leben, noch in jenem Leben will ich ſie rühmen. Die Geſchichte der Liebe mit Amalien trug Steeley auf der Seite vor, wo er wuſste, daſs ſie ſeinen Vater am meiſten rühren würde. Er lieſs alles Freundſchaft in ihrem Umgange ſeyn, und die Liebe nicht eher, als kurz vor der Abreiſe aus Moskau, entſtehen. Alles gefiel ihm, alles war ſchön an Amalien, und je mehr er aus der ganzen Erzählung ſchloſs, daſs Amalie vor ihrer Vermählung ſeinem Sohne keine vertrauliche Liebe erlaubt, deſto freudiger ward er, und deſto mehr Hochachtung bezeigte er ihr. Da die Erzählung geendiget war, umarmte er Amalien noch einmal. Ach, ſprach er, mein Sohn iſt ihrer nicht werth. Er verdient eine liebe Frau; aber wodurch hat er ſie verdient? Kommen ſie mit nach London, ich habe ein groſses Haus, und es iſt in der ganzen Welt nicht beſſer, als in London. Was, fieng ſie an, als in London? und hier bey ihnen, fuhr er lächelnd fort, und fragte mich, ob ich ihn denn auch etliche Tage bey mir behalten, und mir ſeine Art zu leben, die nicht nach der Welt wäre, gefallen laſſen wollte. Er war wirklich bey allen ſeinen kleinen Fehlern ein rechter liebenswürdiger Mann, und die Aufrichtigkeit,

mit

mit der er ſolche begieng, machte ſie angenehm. Er war dreiſt, ohne die Höflichkeit zu beleidigen, und ſeine Vorurtheile wären entweder unſchuldig, oder doch dem Umgange nicht beſchwerlich. Wir begiengen dieſen und den folgenden Tag das Hochzeitfeſt nach ſeinem Plane. Er war auf die anſtändigſte Art munter, und weckte uns alle durch ſein Beyſpiel auf. Sein Leibſpruch war: man kann fromm und auch vergnügt ſeyn. Mein Sohn, ſprach er, hat mir viel bekümmerte Stunden gemacht, nun ſoll er mir freudige Tage machen. Er tanzte denſelben Abend bis um eilf Uhr, und war gegen R** und den Grafen, und gegen ſeinen Sohn ſelbſt, ein Jüngling. Das heiſst, fieng er an, recht ausgeſchweift. So ſpät bin ich ſeit vierzig Jahren nicht zu Bette gegangen. Aber iſt doch das Tanzen keine Sünde. Wenn ich nun auch dieſe Nacht ſtürbe, ſo würde mir meine Freude doch nichts ſchaden. R** fragte ihn bey dieſer Gelegenheit, wie er ſich denn bis in ſein hohes Alter ſo munter erhalten, und wodurch er die Furcht vor dem Tode beſiegt hätte, da er ihm nach ſeinen Jahren ſo nahe wäre. Daſs ich noch ſo munter bin, ſprach er, das iſt eine Gabe von Gott und eine Wirkung eines ordentlichen Lebens, zu dem ich von den erſten Jahren an gewöhnt worden bin.

bin. Und warum ſollte ich mich vor dem Tode fürchten? Ich bin ein Kaufmann, ich habe meine Pflicht in Acht genommen, und Gott weiſs, daſs ich niemand mit Willen um einen Pfenning betrogen habe. Ich bin gegen die Nothleidenden gütig geweſen, und Gott wird es auch gegen mich ſeyn. Die Welt hier iſt ſchön; aber jene wird noch beſſer ſeyn —— Muſste man einen ſolchen Mann nicht lieben, der von Jugend auf mit dem Gewinn umgegangen war, und doch ein ſo edelmüthiges Herz hatte? Er bezeigte über das groſse Vermögen, das Amalie beſaſs, keine beſondere Freude. Mein Sohn, ſprach er, du haſt ein Glück mehr, als andre Leute; aber du haſt auch eine Laſt mehr, wenn du dein Glück recht gebrauchen willſt.

Nachdem er das Vergnügen eingeſammelt hatte, das ſich ein Vater in ſeinen Umſtänden wünſchen konnte: ſo waren alle unſre Bitten nicht vermögend, ihn von der Rückkehr in ſein Vaterland abzuhalten. Ich will in London ſterben, ſprach er, und bey meiner Frau begraben werden; laſſen ſie mich reiſen, ehe die See ſtürmiſch wird. Ich will ihnen meinen Sohn zurücklaſſen, und zufrieden ſeyn, wenn er künftiges Jahr zu mir kömmt. Der junge Steeley wollte ſeinen Vater nicht allein reiſen laſſen, und ſich doch auch nicht von uns trennen.

Mit

Mit einem Worte, wir entſchloſſen uns alle, Carolinen ausgenommen, ihn nach London zu begleiten, und den Winter uber da zu bleiben. Dieſes hatte der Alte gewunſcht, aber nicht das Herz gehabt, es uns anzumuthen. Ehe wir fortgiengen, ſtifteten wir noch ein gutes Werk. Wid, ſo hieſs der junge Menſch, der ſeine Geliebte ehemals verlaſſen hatte, war völlig von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt. Er wünſchte nichts, als ſeine Braut zu beſitzen, und mit ſeinem Vater wieder ausgeſöhnt zu werden. Wir hatten an ihn geſchrieben; allein er wollte nichts von ſeinem Sohne mehr wiſſen, und verſicherte uns, daſs er ihn, ſo geringe ſein Vermögen wäre, doch ſchon enterbt hätte. Der junge Wid dauerte uns, und wir ſahen, daſs er die Thorheit ſeiner Jugend in ſeinen männlichen Jahren wieder gut machen wurde. Er hatte in Leiden bis in ſein ſiebenzehntes Jahr ſtudirt, und nachdem auf ſeines Vaters Willen in ein Comtoir gehn müſſen. Andreas war auf das erſte Wort willig, ihn in ſeine Handlung zu nehmen. Wir machten ihm eine kleine Hochzeit. Amalie ſtattete die Braut ſehr reichlich aus, und der alte Steeley und der Graf gaben ihm auch tauſend Thaler. Wir ſtreckten ihm überdieſs noch ein Capital in die Handlung vor, und meldeten alles

dieſes

dieſes ſeinem Vater, um ihn deſto eher zu gewinnen. Wir überlieſſen alſo Carolinen unſre Tochter und unſer Haus zur Aufſicht, und giengen zwölf Tage nach des alten Steeleys Ankunft zur See. Der Wind war uns ſo gunſtig, daſs wir in wenig Tagen nur noch etliche Meilen von London waren. Wir trafen ein Paquetboot an, und um eher am Lande zu ſeyn, ſetzten wir uns in dieſes; allein zu unſerm Unglücke. Wir waren alle in dem Boote, bis auf den alten Chriſtian der Amalie. Dieſer wollte ſeinem Herrn die Chatoulle, in welcher der gröſste Theil von Amaliens Vermögen an Kleinodien und Golde war, von dem Schiffe zulangen. Steeley und ein Bedienter des Grafen griffen auch wirklich darnach; allein vergebens. Chriſtian, es mag nun ſeine Unvorſichtigkeit oder das Schwanken des Schiffes Schuld geweſen ſeyn, lieſs vor unſern Augen die Chatoulle in die See fallen, und ſchoſs in dem Augenblicke, entweder aus Schrecken, oder weil er ſich zu ſehr über Bord gehoben hatte, ſelbſt nach. Wir hatten alle Mühe, ihm das Leben zu retten, und ein Schatz von mehr als fünfzigtauſend Thalern war in einem Augenblicke verlohren. Bin ich ihnen, fieng endlich Amalie zu ihrem Manne an, noch ſo lieb als zuvor? Steeley betheurete es ihr mit einem heiligen

Schwu-

Schwure, und nun war ſie zufrieden. Der alte Steeley, ſo wenig er das Geld liebte, konnte doch den Zufall nicht vergeſſen. Er hielt dem alten Chriſtian eine lange Strafpredigt. Endlich nahm er Amalien bey der Hand. Seyn ſie getroſt, ſprach er, ich habe, Gottlob! ſo viel, daſs ſie beyde nach meinem Tode ohne Kummer mit einander werden leben können Den armen Chriſtian koſtete dieſe Begebenheit dennoch das Leben. Er kam krank nach London, und ſtarb bald nach unſerer Ankunft. Amalie und Steeley hatten eine auſſerordentliche Liebe für dieſen Menſchen, und ſie lieſſen ihn den verurſachten Verluſt ſo wenig entgelten, daſs ſie ihn vielmehr für ſeine Treue auf die groſsmüthigſte Art noch auf ſeinem Sterbebette belohnten. Sobald ſie vom Doktor hörten, daſs wenig Hofnung zu ſeinem Aufkommen übrig wäre: ſo lieſſen ſie ihn in ein Zimmer neben dem ihrigen legen, um ihn recht ſichtbar zu überführen, daſs ſie nicht auf ihn zürnten; denn dieſes war ſein Kummer. Kurz vor ſeinem Tode beſuchte ich ihn noch mit Amalien. Der alte Steeley kam auch, und ſetzte ſich vor das Bette des Kranken, um ihn ſterben zu ſehen. Er hat ein ſanftes Ende, fieng er zu uns an, und wenn es ſeyn müſste, ich wollte gleich mit ihm ſterben. Der Sterbende ſchien ſich noch einmal aufrichten zu wollen, und in-

dem ſchoſs ihm ein Strom von Blute aus dem Munde, und Chriſtian war todt. Bin ich nicht erſchrocken! rief der Alte zitternd. Wir wollten ihn in das andere Zimmer führen; allein er konnte ſich nicht aufrecht erhalten, und wir muſsten ihn hineintragen laſſen. Laſst mir meinen Grofsvatterſtuhl bringen, fieng er an, in dieſem will ich ſterben, ich fühle mein Ende. Man brachte ihm den Stuhl, und er lieſs ihn an das Fenſter, das nach dem Garten gieng, ſetzen, damit er den Himmel anſehen könnte. Er hub ſeine Hände auf und bat uns, (wir waren alle zugegen) daſs wir ihn nicht ſtören ſollten. Nachdem er ſein Gebet verrichtet, rief er ſeinen Sohn. Ich fuhle es, ſprach er, daſs ich bald ſterben werde. Der gute Chriſtian hat mich recht erſchreckt; aber wer kann dafür? Hier haſt du den Schlüſſel zu meinem Schreibtiſche. Gott ſeegne dir und deiner Frau das Vermögen, das ich euch hinterlaſſe; es iſt kein Heller von unrechtmäſsigem Gute dabey. Der Doktor, nach dem wir geſchickt hatten, kam, und öfnete ihm eine Ader, wozu der Alte anfangs gar nicht geneigt war. Doch es gieng kein Blut. Er ſchlug ihm eine an dem Fuſſe, und auch da kam keines. Sieht er, ſprach der Alte, daſs ſeine Kunſt nichts hilft, wenn Gott nicht will? Was hat er nunmehr für Hofnung? Keine, ſprach der Medicus. So gefällt er mir,

war ſeine Antwort, wenn er aufrichtig redt. Bedienen ſie ſich, fuhr der Doktor fort, der guten Augenblicke, wenn ſie noch einige Anſtalten zu treffen haben. Der Alte lachelte, als wenn ich in achtzig Jahren nicht Zeit genug gehabt hatte, die Anſtalten zu meinem Tode zu treffen. Gott, fuhr er fort, kann mich rufen, wenn er will, ich bin fertig bis auf das Abſchiednehmen. Wo ſind meine Kinder und meine lieben Gäſte? Wir traten alle mit thränenden Augen vor ihn, und er nahm von einem jeden insbeſondre Abſchied. Ach, fieng er darauf an, wie ſchön wirds in jener Welt ſeyn! Ich freue mich recht darauf; und wen werde ich von ihnen am erſten da umarmen? —— Es wird mir ganz dunkel vor den Augen, aber ſonſt iſt mir recht wohl, recht —— Bey dieſen Worten überfiel ihn eine Ohnmacht, und bald darauf ſtarb er.

Der Anfang unſers Aufenthalts in London war alſo traurig, und das Geräuſche der Stadt und der Beſuch ward uns ſo beſchwerlich, daſs wir uns gleich nach der Beerdigung entſchloſſen, den Reſt des Herbſts, und den Winter ſelbſt auf Steeleys Landgute, das etliche Meilen von London war, zuzubringen.

Wir lebten daſelbſt ſechs Monate recht zufrieden, und meiſtens einſam, auſſer daſs wir zuweilen die Schweſter von der ehemaligen Braut unſers Steeleys beſuchten, und wieder

von ihr beſucht wurden. Sie war von ihrer ganzen Familie noch allein am Leben, und entſchloſſen, niemals zu heurathen. Niemand, als ſie, wuſste, wer mein Gemahl war; denn die andern Nachbarn kannten ihn nicht anders, als unter dem Namen des Herrn von Löwenhoek. Dieſes Frauenzimmer, die nichts weniger als ſchön war, beſaſs doch die liebenswürdigſten Eigenſchaften. Amalie, ſie, und ich, brachten manche Stunde bey der Gruft ihrer Schweſter zu, und ehrten ihr Andenken mit unſern Thränen.

Es war Frühling, und viele Familien aus London beſuchten nunmehr das Land. Das nächſte Gut an dem unſrigen gehörte dem Staatsſekretair Robert. Dieſer hatte mit Steeleyn ehmals in Oxford ſtudirt, und Steeley war ſehr begierig ihn nach ſo vielen Jahren einmal wieder zu ſehen. Er ſchrieb an ihn, ſo bald er hörte, daſs er auf dem Landgute angekommen war, und bat um die Erlaubniſs, daſs er ihn nebſt ſeiner Frau und noch ein Paar guten Freunden beſuchen dürfte. Robert, der noch nicht gewuſst hatte, daſs Steeley wieder aus Moskau zurückgekommen war, ſchickte ihm den andern Tag eine Antwort voller Sehnſucht und Freundſchaft, und zugleich ſeinen eigenen Wagen. R * * war unpaſs, und wir fuhren alſo ohne ihn zu Roberten, und kamen kurz

vor der Mittagsmahlzeit an. Er empfieng uns mit vieler Höflichkeit, und Steeley präſentirte ihm meinen Gemahl unter ſeinem angenommenen Namen, als einen Freund, den er mit aus Siberien gebracht. Unſer Wirth, der ganz allein war, nöthigte uns ohne Verzug zur Tafel, damit er ungeſtört mit uns reden könnte. Wir hatten uns kaum niedergeſetzt, und auſſer den Complimenten noch nichts geſprochen, als der Bediente des Staatsſekretairs hereintrat, und jemanden anmeldete, aber ſo ſachte, daſs wir nichts als das Wort, Abgeſandter, verſtehen konnten. Müſſen wir denn geſtört werden? fieng Robert ganz zornig an, und eilte den Augenblick nebſt dem Bedienten aus dem Zimmer. Wir blieben ſitzen, und erwarteten mit gröſstem Verdruſs den neuen Gaſt; aber, o Himmel! was für ein Anblick war das für mich und den Grafen, als Robert den Prinzen von S * * hereingeführt brachte! Wir ſprangen beyde von der Tafel auf, und wuſsten nicht, ob wir in dem Zimmer bleiben ſollten. Der Prinz trat auf mich zu, als ob er ſeinen Augen nicht trauen wollte; indem ſah er den Grafen, und erſchrack, daſs er blaſs wurde. Robert merkte nichts von dieſem Geheimniſſe, und nöthigte den Prinzen und uns, die er ſeine Freunde nannte, an die Tafel. Der Prinz bedankte ſich und ſagte, daſs er ſchon gefrühſtückt hätte, und nur gekommen

wäre, ſich einige Stunden mit der Jagd zu vergnügen. Robert antwortete, daſs er ihm Geſellſchaft leiſten wollte; allein er nahm es nicht an. Geben ſie mir ihren Jäger mit, ſprach er ganz zerſtreut; auf den Abend will ich gewiſs ihr Gaſt ſeyn. Indem machte er uns allen ein Compliment, und Robert begleitete ihn. Ach, fieng mein Gemahl zu Steeleyn an, wo haben ſie uns hingeführt? Wie wird mirs und meiner Gemahlinn ergehen? Das war der Prinz von S**. Er wird in den Verrichtungen ſeines Königs hier ſeyn, und ich, ich —— Robert kam mit einer unruhigen Mine wieder. Ich weiſs nicht, ſprach er, warum der Prinz ſo beſtürzt war. Er muſs jemanden von ihnen kennen, oder zu kennen ſich einbilden. Er fragte inſonderheit nach ihnen; (er meynte den Grafen) allein ich ſagte ihm, daſs ich mit meinen Gäſten ſelbſt noch nicht bekannt wäre. Er iſt in den Angelegenheiten des Königs von Schweden ſeit kurzer Zeit hier, und wird vermuthlich bald wieder von hier zur Armee abgehen. Unſer Wirth ſchloſs aus unſrer Beſtürzung auf ein Geheimniſs, und bat, daſs wir ihm die Sache entdecken ſollten, wenn ſie nicht von Wichtigkeit wäre. Ich will ihnen alles ſagen, fieng der Graf an, und zum voraus um ihren Schutz bitten, wenn ich ihn verdiene. Ich bin der Graf von G**. Mein Name wird ihnen durch mein Unglück vielleicht ſchon bekannt ſeyn. Ich bin vor zehn Jahren als ein

ſchwe-

ſchwediſcher Obriſter ſo unglücklich geweſen, daſs mir das Leben durch das Kriegsrecht abgeſprochen worden iſt. Darauf erzählte er ihm das übrige, und wie er zu ſeiner Sicherheit, als ein Gefangener der Ruſſen, den Namen Löwenhoek angenommen. Der Prinz, fuhr er fort, iſt mein Feind, und meine Verurtheilung iſt vielleicht eine Wirkung ſeiner Rache geweſen. Ich will ihnen die Urſache nicht ſagen, wodurch er bewogen worden, meinen Untergang zu ſuchen. Sie iſt ihm vielleicht nachtheiliger, als ſeine Rache ſelbſt. Ich ſchlieſſe aus ſeiner Beſtürzung, daſs er mich für todt muſs gehalten haben, und wer weiſs, ob nicht die Zeit ſeinen Haſs gegen mich vertrieben hat. Bin ich, ſchloſs er endlich, nicht ſo unſchuldig, als ich ihnen geſagt habe: ſo laſſe mich Gott noch durch die Verfolgung dieſes Prinzen ſterben. Unſer Wirth, dem das Blut vor edler Empfindung in das Geſichte trat, reichte dem Grafen die Hand. Bleiben ſie bey mir, ſprach er. Ich will alle mein Anſehn bey Hofe zu ihrer Sicherheit anwenden, und wenn das nicht hilft, mein Leben. Verlaſſen ſie ſich auf mein Wort, ich bin ein ehrlicher Mann. Ich will dem Prinzen in etlichen Stunden entgegen fahren und ihn zurückholen, und bey meiner Zurückkunft will ich ihnen ſagen, was ſie thun ſollen. Erzählen ſie mir indeſſen alles, was zu ihrem Schickſale gehört: denn ich ſehe doch, daſs wir itzt nicht eſſen können. Wir

thaten es. Ich bin ihr Freund, fieng Robert endlich an, mehr kann ich ihnen nicht ſagen; ich will es ihnen aber beweiſen. Er fuhr nunmehr dem Prinzen entgegen, und bat, daſs wir uns bis zu ſeiner Zurückkunft in dem Garten aufhalten ſollten. Wir erwarteten ihn daſelbſt zwiſchen Furcht und Hofnung, und waren beynahe entſchloſſen, ohne ſeine Erlaubniſs wieder zurückzukehren. Endlich ſahen wir ihn nebſt dem Prinzen in den Garten kommen, und mein ganzes Herz empörte ſich über dieſen Anblick. Der Prinz gieng gerade auf den Grafen zu, der die Augen niederſchlug, und umarmte ihn, nachdem er mir und Amalien ein Compliment gemacht. Ich bin ihr Freund, ſprach er, wenn ichs auch nicht immer geweſen bin, und ich wünſchte, daſs ſie der meinige werden möchten. Wir haben ſie alle für todt gehalten. Ich weiſs, daſs ihnen bey der Armee zu viel geſchehen iſt, und es kömmt auf ſie an, was ſie für eine Genugthuung fodern wollen. Keine, antwortete der Graf, als diejenige, die ſie mir ſchon ertheilt haben, nämlich, daſs ich unſchuldig und der Gnade des Königs nicht unwerth bin. Sie ſind ihrer ſo werth, verſetzte der Prinz, daſs ich ihnen in ſeinem Namen zweyerley zum voraus verſpreche. Wollen ſie mit nach Schweden und zur Armee zurückkehren; ſo biete ich ihnen die Stelle eines Generals an. Dieſs wird die beſte Ehrenerklärung für das ſeyn, was ihnen als

Ober-

Oberſten Schuld gegeben worden iſt. Wollen ſie dieſs nicht; ſo bleiben ſie hier. Ich will es bey dem Könige ſo weit bringen, daſs ſie als ſchwediſcher Envoyé bey meiner Abreiſe zurückbleiben ſollen. Sagen ſie ja, Herr Graf, damit ich das Vergnügen habe, ſie zu überzeugen, daſs ich ſie hochſchätze; und das Vergangene wieder gut machen will. Der Graf ſchlug beydes aus. Ich bin zufrieden, ſprach er, daſs ſie mein Freund ſind, und mich in die Gnade des Königs von neuem ſetzen wollen; mehr verlange ich nicht. Sollte ich mich noch einmal in die groſse Welt wagen, und glücklich ſeyn, um vielleicht wieder unglücklich zu werden? Ich will mein Leben ohne öffentliche Geſchäfte beſchlieſſen. Robert mengte ſich endlich in das Geſpräch, und unſere Furcht vor dem Prinzen verminderte ſich. Es ſey nun, daſs ſeine Rache geſättigt war, oder daſs ihn ſein Gewiſſen gequält hatte: ſo bezeugte er den ganzen Abend eine auſſerordentliche Freude, daſs der Graf noch lebte, den er ſo viele Jahre hindurch für todt gehalten hatte. Mein Gemahl that ſo groſsmüthig gegen ihn, als ob er nie von ihm wäre beleidigt worden. Der Prinz nahm noch denſelben Abend von uns Abſchied, weil er ſehr früh wieder zurück nach London wollte. Wenn ſie mein Freund ſind, ſprach er zum Grafen, ſo beſuchen ſie mich noch dieſe Woche, oder ich komme zu ihnen. Der Graf verſprach es ihm,

allein,

allein, er konnte ſein Wort nicht halten; die Zeit war da, daſs ich ihn zum andernmale verlieren ſollte. Denn in eben dieſer Nacht bekam er einen Anfall von einem Fieber. Wir eilten den andern Tag von unſerm groſsmüthigen Wirthe auf unſer Landgut zurück, und das Fieber lieſs den armen Grafen kaum mehr aufdauern. Er ward in wenig Tagen ſo entkräftet, daſs er die Hofnung zum Leben aufgab. Ich kam bis in den neunten Tag weder Tag noch Nacht von ſeiner Seite, und ſuchte mir ihn recht wider den Willen des Schickſals zu erhalten; ſo vollkommen liebte ich ihn noch. Drey Tage vor ſeinem Ende wünſchte er, daſs ihn der Prinz beſuchen möchte. Wir lieſſens ihm eiligſt melden, und er war den Tag darauf ſchon zugegen. Sehn ſie, ſprach der Graf, daſs ich keine Gnade des Königs mehr nöthig habe? Ich will nur Abſchied von ihnen nehmen, und ſie und mich überzeugen, daſs ich als ihr Freund ſterbe. Der Prinz war ſo gerührt, und zugleich ſo beſchämt, daſs er ihm wenig antworten konnte. Er blieb wohl eine halbe Stunde vor dem Bette ſitzen, und drückte ihm die Hand, und fragte, ob er ihm denn mit nichts mehr dienen könnte, als mit ſeinem Mitleiden. Der Graf ward ſo ſchwach, daſs er kaum mehr reden konnte, und bat den Prinzen, ihn zu verlaſſen. Der Prinz gieng mit gröſster Wehmuth fort, und wagte es nicht, von mir Abſchied zu neh-

nehmen. Den andern Tag kam der Graf aus einem tiefen Schlafe eine Stunde lang wieder zu ſich ſelber. Amalie, Steeley und R**, der doch ſelbſt noch krank war, traten alle zu ihm. Bald, ſprach er zu mir, hätte ich euch nicht mehr geſehen. Ach, meine Gemahlinn, der Tod iſt nicht ſchwer; aber euch und meine Freunde zu verlaſſen, das iſt bitter. Ich ſterbe; und ihnen, mein lieber R**, überlaſſe ich meine Gemahlinn. Er ſtarb auch an eben dem Tage. Ich will meinen Schmerz über ſeinen Tod nicht beſchreiben. Er war ein Beweis der zärtlichſten Liebe, und bis zur Ausſchweifung groſs. Ich fand eine Wolluſt in meinen Thränen, die mich viele Wochen an keine Beruhigung denken lieſs, und Amalie klagte mit mir, anſtatt daſs ſie mich tröſten ſollte. R** muſste die Zeit über das Bette hüten, und auch dieſes vermehrte meinen Schmerz. Steeley allein ſann auf meine Ruhe, und nöthigte mich, da die beſte Zeit des Jahrs verſtrichen war, mit ihm nach London zurück zu kehren.

Das erſte, was mir da wieder begegnete, war ein Vorfall mit dem Prinzen. Er war im Begriffe von London wegzugehen, und wagte es in Roberts Geſellſchaft bey unſrer Ankunft mir die Condolenz abzuſtatten. Er wiederholte ſeinen Beſuch binnen zween Tagen etliche male, und begehrte, daſs ich ihm eine Bittſchrift an den König mitgeben, und um die Erſetzung der eingezogenen Güter meines Gemahls anhalten ſollte.

ſollte. Ich gab ihm eine, bloſs um ihn nicht zu beleidigen. Noch an eben dem Tage erhielt ich einen Beſuch von dem Staatsſekretair. Ich will ihnen, fieng er nach etlichen Complimenten an, die Urſache meines Beſuchs kurz entdecken. Ich bin ein Abgeordneter des Prinzen, und ich weiſs nicht, ob ſie mich ohne Unwillen anhören werden. Wiſſen ſie, daſs ihm ſeine Gemahlinn vor etlichen Jahren geſtorben iſt? Er wünſcht, ſie als Gemahlinn mit nach Schweden nehmen zu können, und es iſt nichts gewiſſer, als daſs er ſie auf das äuſſerſte liebt. Mit einem Worte, er will durch mich erfahren, ob er hoffen darf, oder nicht. Nunmehr habe ich ihnen alles geſagt, und ſie dürfen ſich bey ihrer Antwort nicht den geringſten Zwang anthun. Steeley und Amalia und R ** waren zugegen, als er mir den Antrag that; und R ** erſchrack, als ob er mich ſchon verlohren hätte. Ich entſetzte mich ſelbſt über die Verwegenheit des Prinzen, und antwortete dem Herrn Robert nichts als dieſes: Hier iſt mein Gemahl, und wies auf den Herrn R **. In der That war er mir noch ſo ſchatzbar, daſs ich ihn allen andern vorgezogen haben würde, wenn ich mich hätte entſchlieſſen können, mich wieder zu vermählen. Und vielleicht wäre ich, ſoll ich ſagen, zärtlich, oder ſchwach genug dazu geweſen, wenn er länger gelebt hatte. Er ſtarb bald darauf an ſeiner noch fortdauernden Krankheit, und die Betrübniſs über ſeinen Verluſt überführte mich, wie ſehr ihn mein Herz noch geliebet hatte.

Sämtliche Schriften

Herrn

C. F. Gellerts.

Sechster Theil.

L. 1910. 17.

UNIVERSITÄTS BERLIN

Universitäts
Bibliothek
Berlin

Vorrede.

Ich erfülle hiemit das Verſprechen, das ich unlängſt öffentlich *), obgleich gezwungen, gethan habe, und liefere meinen Leſern den gröſsten Theil der Fabeln und Erzählungen aus den Beluſtigungen, verbeſſert, und an vielen Orten geändert. Vielleicht iſt dieſe Arbeit eine der undankbarſten, die ich jemals unternommen habe; ſo wie ſie mir eine der unangenehmſten geweſen iſt. Geſezt, es wäre mir geglückt, dieſe meine erſten Verſuche von den meiſten Fehlern zu reinigen: ſo iſt doch die Abweſenheit der Fehler in den Werken des Geſchmacks mehr eine Nothwendigkeit, als ein Verdienſt. Man kann einer Poeſie durch Verbeſſerungen kleine Schönheiten geben; das iſt gewiſs. Aber die Hauptſchönheit, die in der ganzen Anlage, in der ungezwungenen Einrichtung, in der Farbe der Schreibart ſelbſt beſteht; wie kann dieſe einem Werke ertheilt werden, wenn ſie nicht in ſeiner Geburt mit ihm

* In dem 123. Stücke des *Hamburgiſchen Correſpondenten.*

erzeugt wird, wenn sie nicht, wie die Seele, mit ihrem Körper zugleich da ist? Dadurch, dafs man dem Gesichte die Flecken entzieht, wird die Miene noch nicht einnehmend.

Die wenigen neuen Stücke, die ich in diesen verbesserten an die Seite gesetzt habe, sind schon vor vielen Jahren geschrieben, und würden ohne ihre Gesellschaft vielleicht nie öffentlich erschienen seyn. Sie sollen die Stellen der Erzählungen in den Belustigungen vertretten, die hier ganz und gar zurückgeblieben sind, weil sie keiner Verbesserung fähig waren.

Was die Critiken anlanget, die ich über einige von diesen Fabeln beygefüget: so habe ich in dem Eingange derselben meine Absicht schon erklärt. Sie sind für die Anfänger der Poesie geschrieben, und für Leser, die zu flüchtig, oder zu günstig zu urtheilen pflegen.

Das *Band*, ein Schäferspiel, erscheint, wie es war. Ich hätte die Fabel, die Charaktere, die Schreibart ändern müssen; und wie konnte ich dieses thun, ohne ein ganz neues Stück zu verfertigen? Indessen sind die Ursachen, aus denen es hier noch einen

nen Platz bekommen, nebſt den meiſten Fehlern dieſes Gedichtes, in dem Vorberichte angemerket worden.

Statt der Oden, die in denen Beluſtigungen von mir ſtehen, und die unter der Critik ſind, erhalten meine Leſer ein Paar noch nie gedruckte, die *Freundſchaft* und den *Ruhm*. Sind ſie nicht die ſchönſten: ſo ſind ſie doch ungleich beſſer, als diejenigen, die ich durch ſie verdrängen will.

Da ich ferner, nach meinem gegebenen Worte, die proſaiſche Aufſätze aus den Beluſtigungen, die in einigen Abhandlungen, Briefen, und einer Rede beſtehen, verbeſſern wollte, und fand, daſs ich ſie mit gutem Gewiſſen nicht zum zweytenmale drucken laſſen könnte: ſo beſchloſs ich, nur die einzige Abhandlung: *warum es nicht gut ſey, ſein Schickſal vorher zu wiſſen*, beyzubehalten, und auszubeſſern, die übrigen alten Stücke aber durch neuere Abhandlungen und Reden zu erſetzen. Kann ich durch dieſe Vergütung den Druck der verworfnen Arbeiten nicht verhindern: ſo muſs ich mir die Gewalt der Preſſe, über die ſelbſt *ein Haller* wegen ſeiner jugendlichen Schriften hat klagen müſſen, gefallen laſſen.

Genug, daſs ich nunmehr öffentlich dieſe meine erſten Verſuche gemiſsbilliget, und ſchon an drey verſchiedenen Orten, ſeit ſechs und mehr Jahren, durch mein Bitten, und durch die Vorbitten meiner Freunde und Gönner, den Druck derſelben zurück gehalten habe. Ich habe überdieſs das Vertrauen zu der Billigkeit des Publici, daſs es keine meiner Arbeiten, die ich nicht ſelbſt in meine Schriften einrücke, als von mir gebilligt anſehen wird. Die Antrittsrede, die in dem zweyten Theile ſteht, iſt von Herr Magiſter *Heyern*, einem meiner Freunde, dem Ueberſetzer der Sauriniſchen Paſsionspredigten, aus dem Lateiniſchen, überſetzt worden. Da dieſe Sammlung kein Werk für Gelehrte iſt: ſo würde die Rede in der lateiniſchen Sprache am unrechten Orte geſtanden haben. Sie hat das lateiniſche *Ihr*, vielleicht des Nachdrucks wegen, beybehalten; und ich glaube nicht, daſs dieſe Kleinigkeit jemanden im Leſen beunruhigen wird.

Ich habe alſo die ganze Sammlung mehr gezwungen, als freywillig herausgegeben; muſs ich nicht vielleicht befürchten, daſs der Dank der Leſer auch ſo beſchaffen ſeyn werde? Leipzig, in der Michaelismeſſe 1756.

Der

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der goldnen Zeit,
In ſeinem ſtillen Hirtenſtande
Ganz Ruhe, ganz Zufriedenheit,
Trieb öfters an des Meeres Strande,
Und was er fang, war Frölichkeit.
Ihn rührten keine Schäferinnen.
Gefiel ihm Daphne ja zuweilen bey dem Spiel:
So konnte ſie doch nichts gewinnen,
Als daſs ſie flüchtig ihm gefiel
Ein ſeltner Fall, daſs ohne Schöne
Ein junger Schäfer glücklich war!
Doch ſeinem Herzen droht Gefahr.
Welch eine reizende Sirene
Schwimmt dort! Kaum wird er ſie gewahr;
So fühlt ſein Herz Lieb und Gefahr.
Er ſteht, und will nicht ſtehen bleiben!
Er ſtaunt, blickt auf die Sängerinn,
Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.

Nun irrt allein, ihr guten Heerden;
Der Schäfer hat für euch jetzt keine Zeit.
Er klagt durch Lieder und Gebehrden
Der Schönen ſeine Zärtlichkeit;
Verſpricht ihr alle ſeine Heerden
Und alles Glück der goldnen Zeit.

Sie, wohl in ihrer Kunſt erfahren,
Hört nichts von dem, was er verſpricht,
Scherzt mit der See, putzt an den Haaren,
Als ſähe ſie den Schäfer nicht,
Und nöthigt ihn durch ſchlaue Blicke,
Den Antrag ihr noch oft zu thun.
Ich, ſingt ſie, bin nicht mein. Neptun beſtimmt mein Glücke;
Und wenn ich dich nicht flüchtig nur entzücke:
So geh und bitte den Neptun.
Er bat. Nein, ſprach der Gott der Meere,
Wenn ich die Bitte dir gewahre,
Gewähr ich dir dein Unglück nur.
Der Schäfer ſchleicht betrübt nach ſeiner Hütte;
Nun lacht ihm weiter keine Flur.
So oft Neptun am Strande fuhr,
So wiederholt er ſeine Bitte.
„Neptun! So ſoll das Meer die trefflichſte Geſtalt,
„Die mich entzückt, in ſeinen Schoos begraben?„
Nein, rief der Gott, du ſollſt ſie haben;
Denn du verlangſt ſie mit Gewalt.

Wie hurtig ſchwamm nunmehr die Schöne
Dem Ufer zu! Wie ſchön ſang Sie, wie zauberiſch!
Er reicht ihr ſeine Hand. „Kom, göttliche Sirene!„
Doch welch Entſetzen? Seine Schöne,
Sein Liebling, war halb Menſch, halb Fiſch.
Mit Zittern floh Damöt vom Meere,
Und gab nachher der Flur ſehr oft die Lehre,
Daſs unſer liebſter Wunſch oft groſſe Thorheit wäre.

Die

****

Die Bienen.

In einem Bienenſtock entſpann ſich einſt ein Streit
Der bürgerlichen Eitelkeit,
Mit einem Wort, ein Streit der Ehre,
Wer edler und unedler wäre.
O, rief die flachlichte Partey,
Was braucht man lange noch zu fragen,
Wer beſſer oder ſchlechter ſey?
Wir, die wir in den warmen Tagen
Die Höschen in die Zellen tragen,
Und ſtets mit Kunſt beſchäftigt ſind,
Daſs unſer Roſt von Honig rinnt,
Wer ſieht es nicht, daſs wir die Beſſern ſind?
Was braucht man alſo noch zu fragen?

So? fielen hier die andern drein,
Wo wird denn euer Honig ſeyn,
Wofern wir nicht das Waſſer künſtlich tragen?
Daſs euer Stachel uns gebricht,
Dieſs ſchadet unſerm Werthe nicht;
Genug daſs wir das Amt getreu verwalten,
Wozu der Staat uns für geſchickt gehalten.
So niedrig unſre Pflicht euch ſcheint,
So ſoll euch doch der Ausgang lehren,
Daſs wir mit euch zugleich vereint
Zur ganzen Republik gehören.

Sie trugen drauf kein Waſſer mehr.
Nun muſsten die, die Honig machten,
Fliehn, oder in der Beut verſchmachten,
Und viele Zellen wurden leer.

Der Weiſer rief darauf den Reſt der Unterthanen,
Um ſie zur Eintracht zu vermahnen.
Der Unterſchied in eurer Pflicht
Erzeugt, ſprach er, den Vorzug nicht.
Nur die dem Staat am treuſten dienen,
Dieſs ſind allein die beſſern Bienen.

Der Held und der Reitknecht.

Ein Held, der ſich durch manche Schlacht
Durch manch verheertes Land des Lorbers werth gemacht,
Floh einſtens nach verlohrner Schlacht,
Verwundet in den Wald, den Feinden zu entkomen,
Traf einen Eremiten an,
Und ward von dieſem frommen Mann,
Nebſt ſeinem Reitknecht, aufgenommen;
Doch beider Tod war nah.
Ach, fieng der Reitknecht an,
Werd ich denn auch in Himmel kommen?
Ich habe leider nichts gethan,
Als meines Herrn ſein Vieh getreu in acht genommen.

Ich

Ich armer und unwürdger Mann!
Allein mein Herr, der muſs in Himmel kommen;
Denn er, ach er hat viel gethan!
Er hat drey Könige bekrieget,
In ſieben Schlachten ſtets geſieget,
Und Sachen ausgeführt, die man kaum glauben kann.

Der Eremit ſah drauf den Helden kläglich an.
„Warum habt Ihr denn alles dieſs gethan?„
Warum? Zu meines Namens Ehren,
Um meine Länder zu vermehren,
Um, was ich bin, ein Held zu ſeyn.
O, fiel der Eremit ihm ein,
Deswegen muſstet Ihr ſo vieles Blut vergieſsen?
Ich bitt Euch, laſsts Euch nicht verdrieſsen,
Ich ſag es Euch auf mein Gewiſſen,
Der Reitknecht, als ein ſchlechter Mann,
Hat wirklich mehr als Ihr gethan:

Die Lerche und die Nachtigall.

Oft lieſs, der Kunſt und ſeinem Wirth zu Ehren,
Sich der Canarivogel hören,
Und freute ſich, wenn durch ihr ſchmetternd Lied
Die Lerche minder Kunſt verrieth.

O, ſprach ſie, wenn ich doch ein Lied
Gleich ſeinen hohen Liedern ſänge!
Und ſang, indem ſie dieſes ſprach,
Dem Nachbar eiferſüchtig nach,
Verliebte ſich in ſeine fremden Gänge,
Und quälte ſich, den angebohrnen Ton
Durch den erlernten zu verdringen,
Und trug, nach vieler Muh, zuletzt das Glück davon,
Canariſch fehlerhaft zu ſingen.

O, ſprach die Nachtigall, die lang ihr zugehört,
Wie ſinnreich biſt du nicht, mein Ohr und deins zu quälen!
Dich hatte die Natur vortrefflich ſeyn gelehrt,
Und ſieh, nun lehrt der Zwang dich fehlen.

Elpin ſchreibt niedrig und ſchreibt ſchön;
Cleanth ſchreibt hoch. Elpin wünſcht ihm zu gleichen.
Wie theuer kömmt es ihm zu ſtehn!
Er ſucht Cleanthen zu erreichen,
Und afft ihn nach, und muſs ihm weichen,
Und ſchreibt und denkt für keinen Menſchen ſchön.

Der

Der Knabe und die Mücken.

Mein Vater geht ins Holz, wie ich gemerket habe;
So ſagte Fritz, ein kleiner muntrer Knabe,
Und hüpft, indem er dieſes ſprach,
Von ſeinem Jugendglück gerühret,
Von ſeinem Phylax angeführet,
Dem Vater ſchon von weitem nach.
Kaum trat er in den Buſch, als ihn hier eine Mücke,
Dort wieder eine Mücke ſtach.
Er ſchalt, und lief ein gutes Stücke,
Dem böſen Schwarme zu entflichn;
Allein je mehr er lief, je mehr verfolgt er ihn.
Gut, ſprach er, ſtecht nur immer kühn,
Ich will es nicht umſonſt betheuern,
Ihr findet hier heut euer Grab.
Erbittert bricht er Ruthen ab,
Und kämpft mit ſeinen Ungeheuern:
Allein ſie fanden nicht ihr Grab;
Und ſtachen ſie zuvor aus bloſſer Luſt zu ſtechen,
So ſtachen ſie nunmehr, um ſich zu rächen.

Verwundet im Geſicht, auf beiden Händen roth,
Eilt Fritz dem Vater zu, und klagt ihm ſeine Noth.

„O ſehn Sie nur, das nenn ich ſtechen!
„Ich habs bald ſo, bald ſo verſucht,
„Ich lief, ich ſchlug, und doch half weder Schlag noch Flucht„
Fritz, hub der Vater an, du haſts nicht recht verſucht.
Geh ruhig fort, ſo kann ich dir verſprechen,
Sie werden weniger, als wenn du ſchlagſt, dich ſtechen.

Ein kleiner Feind, dieſs lerne fein,
Will durch Geduld ermüdet ſeyn.
Und trittſt du einſt, gleich mir, ins groſſe Leben ein,
Und wirſt um dich viel kleine Feind erblicken:
So achte nicht auf ihre Tücken;
Verfolge deinen Weg getroſt, und denke fein
An die Geſchichte mit den Mücken.

Die Wachtel und der Hänfling.

Zur Wachtel, welche der Gefahr
Des Garns mit Noth entgangen war,
Liefs ſich der ſtolze Hänfling nieder.
Mich dauert, ſprach er, dein Gefieder.
O, ſage, wie es immer kam,
Dafs man dir deine Freyheit nahm?

Mich,

Mich, ſprach ſie, lockte jene Flur,
Und ich, zu luſtern von Natur,
Flog hin; und tiefer im Getreyde
Hort ich den Ton der Lieb und Freude,
Ich lief: kaum naht ich mich dem Ton,
So hatte mich das Netz auch ſchon.

Das Netz, ſprach dieſer, nicht zu ſehn?
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muſs, will man ein Glück genieſſen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Und wenn ich noch ſo luſtern war,
Ein Netz, das fangt mich nimmermehr!

Er fliegt und ruft noch: Merk es dir!
Kurz drauf ſieht ſie den Freund, der ihr
Den weiſen Unterricht gegeben,
Auf einer Vogelruthe kleben.
Sprich, rief ſie, wie es immer kam,
Daſs man dir deine Freyheit nahm?

Die Freundinn, ſprach er, gieng mir nah,
Die ich in dieſem Bauer ſah.
Sie rief, und durch das Glück bewogen
Um ſie zu ſeyn, kam ich geflogen.
Nun weiſs ich nicht, durch welche Liſt
Mein Fuſs hier angefeſſelt iſt.

Die

Die Ruthe, ſprach ſie, nicht zu ſehn?
Dir Flattergeiſt iſt recht geſchehn.
Man muſs, will man ein Glück genieſſen,
Die Freyheit zu behaupten wiſſen.
Nun lerne, wenn dichs nicht verdrieſst,
Wie nah der Fall dem Sichern iſt.

Der Hochzeittag.

Vom Vater ſeiner Braut erhielt Philet das Glück
Mit Sylvien ſich endlich zu vermählen,
Und ſelbſt den Tag mit ihr zu wählen.
Welch ein vergnügter Augenblick
Für ein paar ſehnſuchtsvolle Seelen!
Sie ſehn ſich ſchmachtend an, und wählen.

Ihr Kinder, fuhr der Vater fort,
Wollt ihr mir altem Mañ noch eine Lieb erweiſen:
So fahrt, ich bin zu ſchwach, ſonſt würd ich mit euch reiſen,
Aufs Dorf, und laſst euch an dem Ort
Und von des Prieſters Hand, der mir mein Glück im Leben,
Mein ſelig Ehweib gab, ganz ſtill zuſammen geben.

Philet reist auf des Vaters Wort
Mit ſeiner Braut an den beſtimmten Ort.

Seit

Seit geſtern war er nun mit Sylvien verbunden,
Und kam itzt gleich aus einem Blumenſtück
Mit ihr und einem Kranz, von ihrer Hand gewunden,
Entzückt von Lieb und Lenz, in ſein Gemach zurück,
Und jeder Kuſs und jeder Blick
Vermehrte ſein und ſeiner Schönen Glück.
In ſcherzender Vertraulichkeit
Und an dem Tiſch, auf dem ein paar Piſtolen liegen,
Die er vom Schuſs noch geſtern ſelbſt befreyt,
Steht er mit ihr allein, und trunken vor Vergnügen
Ergreift er eins. Nun, fängt er ſcherzhaft an,
Nunmehr bereut die kleinen Grauſamkeiten.
Wie viel habt Ihr mir deren angethan!
Beſinnt Ihr Euch noch auf die Zeiten,
Da ich umſonſt vor Eure Fenſter kam,
Da Ihr mich Aermſten - - - Sterbt, Madam,
Mit aller Eurer Kunſt, die Herzen zu beſtricken,
Mit Euern zauberiſchen Blicken,
Mit Euerm Haar, ſo feſtlich ſchön es iſt.
Schieſs her, ſpricht ſie mit lächelnden Geberden,
Schieſs her, wenn du ſo grauſam biſt.
Er ſchieſst. Ach Gott! und ſie fällt todt zur Erden.
Und wer beſchreibt wohl ſeine Pein?
Doch auch im gröſsten Schmerz noch fein,
Ruft er den Diener laut herein, Und

Und ſchlieſst die Thüre zu. „Wer lud mir die Piſtolen?„
Ich thats, weil mirs zur Reiſe nöthig ſchien.
„Ich habe dirs doch nicht befohlen?„
Nein, Herr! Und gleich erſchoſs er ihn.
Dann ſchrieb er dieſen Brief: Ich, der vor wenig Stunden
Sich als den Glücklichſten dir, Vater, vorgeſtellt,
Bin nach dem groſsten Glück, das je ein Menſch empfunden,
Itzt der Unſeligſte der Welt.
O dürftest du doch niemals wiſſen,
Wie elend ich und du geworden ſind - - - !
Getödtet von mir ſelbſt, liegt ſie vor meinen Füſſen,
Mein göttlich Weib, dein liebſtes Kind.
Mein Diener, deſſen Schuld mich um ihr Leben brachte,
Liegt ſchon durch gleichen Schuſs gefällt;
Ich aber, der ich mich mit Abſcheu nur betrachte,
Was ſollt ich länger auf der Welt?
Nein, deiner Tochter Tod ſoll gleich der meine rächen.
Wenns möglich iſt, o ſo verfluch nicht ihren Mann!
Ich bete noch für dich, wenn mir die Augen brechen,
Der ich für mich nicht beten kann - - -
Man traf ihn neben ihr durchs Schwerdt getödtet an.

Die

Die Elſter und der Sperling.

Ein Sperling lieſs ſichs auf den Stöcken
Des Weinbergs recht vortrefflich ſchmecken,
Und ſchlockte ſtill die beſten Beeren ein.
Die Elſter ſahs mit ſcheelem Blicke,
Und wollte von des Sperlings Glücke
Nicht bloſs ein ferner Zeuge ſeyn.
Sie hupfte zu den vollen Trauben.
„Wie? darf ich meinen Augen glauben?
„O welcher Vorrath! Ja gewiſs,
„So reif, Herr Sperling, und ſo ſüſs,
„Denn ſie verſtehn ſich auf die Trauben,
„War, was nun auch der Winzer ſpricht,
„Der Wein in vielen Jahren nicht.„
Der Winzer hört der Elſter Lobgedicht,
Und zwingt die Gäſte fortzufliegen.
O, ſprach der Sperling, welch Vergnügen
Entziehſt du mir, du Schwätzerinn!
Willſt du der Frucht in Ruh genieſſen,
So muſs es nicht der ganze Weinberg wiſſen.
Siehſt du denn nicht, wie ſtill ich bin?
Drum ſchweig und komm, den Berg noch einmal durchzuſtreifen.
Sie thuts, und friſst mit ihm ganz ſtill.
„Ein einzig Wort, Herr Spaz, ich kann es nicht begreifen,
„Warum mirs itzt nicht ſchmecken will;

„Die

„Die Trauben ſind ja reiff. Doch ſtill!
„Der Winzer laſst ſich wieder hören.
„Drum weiſst du, was ich machen will,
„Ich nehme von den blauen Beeren
„Mir eine Traube mit, ſie ruhig zu verzehren.
„Komm mit mir unter jenen Baum.
Sie nimmt die Traube mit; und kaum
Erreichte ſie den ſichern Baum,
So ſchrie ſie laut: O Sperling, welche Freude!
Wie glücklich ſind wir alle beide!
In Wahrheit, glücklich bis zum Neide.
So ſchrie ſie noch, als ſchon ein Schwarm
von Elſtern kam,
Und das geprieſne Glück ihr nahm.

* * *

Du, der ſein Glück der ganzen Welt entdeckt,
O Schwätzer, lern ein Gut genieſſen,
Das, weil es wenig Neider wiſſen,
Uns ſichrer bleibt, und ſuſſer ſchmeckt!

Der Geheimniſsvolle.

Mit ſehr geheimniſsvollen Minen
Tritt Strephon in Criſpinens Haus,
Studirt beym Eintritt bald Criſpinen,
Und bald die Seinen ſeitwärts aus.

Man

Man bringt den Stuhl; doch nur mit Beugen
Verbittet er die Höflichkeit.
Er fleht und ſchweigt, und ſagt durch Schweigen
Die wichtigſte Begebenheit.

„Mein Herr, hat ſich was zugetragen?
„O reden Sie! wir ſind allein.
„Was giebts?„ Umſonſt ſind alle Fragen.
Er wiederholt ſein myſtiſch Nein.

O lern doch, unvorſichtge Jugend,
Die laut von allen Sachen ſchreyt,
Vom Strephon die berühmte Tugend,
Die Tugend der Behutſamkeit!

Nachdem er den Criſpin beſchworen,
Das zu verſchweigen, was er ſagt:
So ziſchelt er ihm in die Ohren:
Der König fuhr itzt auf die Jagd.

Die Lerche.

Die Lerche, die zu Damons Freuden,
Frey im Gemach, ihr Lied oft ſang,
Und ungewohnt, den Wiederhall zu leiden,
Der aus dem nahen Zimmer drang,
Mit deſto ſtärkrer Stimme ſang,
Saſs itzt dem Spiegel gegenüber,

Und ſang, und ſah ihr eignes Bild,
Und floſs, mit Eiferſucht erfullt,
Von ſchmetternden Geſängen über;
Und bildete zu ihrer Pein,
An ihrem eignen Wiederſchein
Sich einen Nebenbuhler ein.

Noch oft erhöhte ſie die Stimme:
Allein umſonſt war Kunſt und Müh,
Stets ſang der Wiederhall, wie ſie.
Sie ſchols darauf mit ehrſuchtsvollem Grimme
Auf ihren Nebenbuhler zu,
Den ihr der Spiegel vorgelogen,
Und ſtarb, ſich ſelbſt zu ſehr gewogen,
Faſt ſo, Ruhmſüchtiger, wie du,
Durch Eitelkeit und durch ein Nichts betrogen.

Die beiden Wandrer.

Zween Wandrer überfiel die Nacht,
O Velten, nimm dich ja in Acht,
Sprach Kunz, von Schrecken eingenommen,
Damit wir nicht vom Wege kommen.
Dort läſst ſich ſchon ein Irrlicht ſehn.
Nur daſs wir uns nicht ſelber blenden,
Und uns nach dieſem Lichte wenden;
Sonſt iſt es um den Weg geſchehn.

Schon

Schon gut! rief Velten, eile nur.
Doch Bruder, wenn ich die Natur,
Und was ein Irrlicht ſagen wollte,
Nur einmal recht verſtehen ſollte!
Studirte nennen es die Dunſt,
Die aus den Sümpfen aufgeſtiegen.
Ich weiſs nicht, ob die Leute lügen:
Denn oft iſt Lügen ihre Kunſt.

Sprich, Velten, ob du thöricht biſt,
Du weiſt nicht, was ein Irrlicht iſt?
O dürft ichs nur bey Nachtzeit wagen!
Ich wollte dirs wohl anders ſagen.
Iſts wahr, daſs du kein Irrlicht kennſt,
Und biſt ſchon nah an dreyſsig Jahre?
Ein Irrlicht, daſs mich Gott bewahre,
Ein Irrlicht, das iſt ein Geſpenſt.

Den Drachen haſt du doch geſehn,
Der, wie zu Stephens Zeit geſchehn,
Bey Kleindorf im Vorüberziehen
Getreyd und Kälber ausgeſpien?
Das, was der Drach im Groſsen heiſst,
Nenn ich das Irrlicht gern im Kleinen;
Denn da ſie nur bey Nacht erſcheinen,
So ſind ſie wohl kein guter Geiſt.

Nein, Kunz, nein, ſag ich! Nimmermehr!
Ein Irrwiſch iſt kein wütend Heer.
Ich, ohne, Kunz, dich dumm zu nennen,
Muſs die Geſpenſter beſſer kennen.
Ein Rübezahl, ein ſolches Thier,
Als zu Gehofen ehedeſſen
Die Kuh im Edelhof beſeſſen,
Dieſs ſind Geſpenſter, glaube mir.

Ein Irrwiſch muſs was anders ſeyn.
K. Wie, Velten, nennſt du dieſen Schein?
V. Ich nenn ihn Irrwiſch. K. Iſts erhöret?
Wer hat dich wieder das gelehret?
Ein Irrlicht heiſsts, kein Irrwiſch nicht;
So ſpricht man ja mein Lebetage.
V. So ſpricht man? Nein, hör, Kunz, ich ſage,
Daſs alle Welt ein Irrwiſch ſpricht.

K. Schweig, Velten, das klingt lügenhaft.
Ich hab es auf der Wanderſchaft,
Und, Bruder, ohne viel zu ſchwören,
Von Meiſtern Irrlicht nennen hören.

So ſtritten ſie noch lange Zeit
Itzt um die Sach, itzt um den Namen,
Bis ſie zuletzt vom Wege kamen;
Und ſchimpfend ſchloſſen ſie den Streit.

So

* * *

So ſtreiten unſtudirte Velten
Um Sachen, die ſie nicht verſtehn,
Und endigen den Streit mit Schelten.
Die Thoren ſollten erſt zu den gelehrten Velten
Und Kunzen in die Schule gehn!
Die ſtreiten dialectiſch ſchön,
Und ohne Wortkrieg, ohne Schelten,
Um Dinge, die ſie ganz verſtehn,
Und fehlen ihres Weges ſelten,
Weil ſie den Weg der Schulen gehn;
Denn da laſst ſich kein Irrlicht ſehn.

Das Glück und die Liebe.

Einſt wollten Lieb und Glück ſich ſichtbar überführen,
Wer ſtärker ſey, des Menſchen Herz zu rühren;
Und Semnon, wie die Sag erzählt,
Ein Mann, der oft das Glück um ſeine Gunſt gequält,
Ein Mann in ſeinen beſten Jahren,
Ward, um an ihm es zu erfahren,
Vom Glück und von der Lieb erwählt.

Das Glück bot alles auf, was je der Menſch geſchäzt.
Was ſeine Sinnen rührt, was je ſein Herz ergözt,
Wodurch der Stolz ſich hebt und zur Bewundrung eilet,
Ward von der Hand des Glücks dem Semnon itzt ertheilet.
Er ſah ſich reich, und Marmor ſchloſs ihn ein.
Sein Zimmer ſchien der Freuden Thron zu ſeyn;
Und täglich wuchs die Pracht der ſchon geſchmückten Wände
Noch durch der Künſtler kluge Hände;
Und täglich wuchs im Speiſeſaal
Der Schüſſeln und der Diener Zahl,
Mit ihnen der Bewundrer Menge,
Und der Clienten Lobgeſange.
Bald fiel ein reiches Erb an ihn,
An das er nicht gedacht; kaum war ihm dieſs verliehn:
So zog das Glück durch ſeine Künſte
Schon in den reichſten Lotterien
Für ſeinen Freund die Hauptgewinnſte.
So ward ein neuer Schatz ihm täglich kund gemacht,
Bald was ſein Kux, bald was ſein Schiff gebracht;
Und ſo viel Gunſt aus ſeines Glückes Händen
Blieb alle Pracht zu wenig zu verſchwenden.

Er

Er ſchlief, berauſcht vor Freuden, ein,
Stund auf, den Freuden ſich zu weihn.
Sein Wink war der Verehrer Wille,
Und jeder Tag ein Feſt des Glückes und der Fülle.
Wer zweifelt, ſprach das Glück, daſs mir
der Ruhm gebührt?
Iſt Semnon nicht unendlich ſehr gerührt?
Vielleicht, verſetzt darauf die Liebe,
Rühr ich ſein Herz durch ſanftre Triebe;
Er ſoll Serinen ſehn. Ihr unſchuldsvoller Blick
Beſiegt vielleicht dich, mächtigs Glück!
Er ſah nunmehr die göttliche Serine.
Ihn rührt der Reiz der edlen Miene;
Doch mehr, als ihr beredt Geſicht,
Das Herz, das aus Serinen ſpricht.
Schon ſcheint der Glanz von ſeinen Schätzen,
Schon ſein Pallaſt, ſchon Freund und Wein,
Schon die Muſik ihn minder zu ergötzen.
„Wie glücklich, wär ihr Herz erſt mein,
„Wie glücklich würd ich dann nicht ſeyn!
„O Liebe, lehre mich, dieſs Herz mir zu verdienen,
„Und ſprich: wodurch beſieg ich einſt Serinen?
Sey, ſpricht ſie, kein Verſchwender mehr,
Gieb Schmeichlern weiter kein Gehör.
Schon iſt er kein Verſchwender mehr,
Schon giebt er Schmeichlern kein Gehör.
Such deine Luſt in ſtillern Freuden;
Sey gütig, liebreich und beſcheiden,
Und liebe nicht dein Glück zu ſehr.

Schon ſuchte Semnon ſtillre Freuden;
Schon ward er liebreich und beſcheiden;
Serine floh ihn ſchon nicht mehr,
Serine gab ihm ſchon Gehör,
Und ward die Seele ſeiner Freuden.
Die Liebe, ſprach das Glück, ſcheint Semnon vorzuziehn?
Allein mehr als zu bald ſoll er Serinen fliehn.
So viel ich ihm geſchenkt, ſo viel ſey ihm entriſſen!
Wird ihm die Liebe wohl der Armuth Quaal verſüſſen?
Das Glück verlieſs ihn drauf, und Semnons Gut verſchwand;
Kein Bergwerk half ihm mehr, kein Schiff kam mehr ans Land;
Sein Reichthum ward der Liſt und der Gewalt zur Beute,
Und nichts blieb ihm von dem, was ſonſt ſein Herz erfreute,
Nichts, als ſein treues Weib; im widrigſten Geſchick
Sein Beyſtand und auf ſtets ſein Glück.
Durch Fleiſs entriſſen ſie ſich der Gefahr zu darben,
Und froh genoſſen ſie, was ſie durch Fleiſs erwarben.

Um-

Umſonſt verſprach das Glück, ihn doppelt zu erfreun,
Wenn er der Lieb entſagen wollte.
Nein, rief er, wenn ich auch ein Cröſus werden ſollte:
Gieng ich doch nie dein Anerbieten ein.
Die Liebe läſst mich weiſer ſeyn,
Als daſs ich dich mir wieder wünſchen wollte.
Serine, komm! Mein Herz bleibt dein.
Viel beſſer ohne Glück, als ohne Liebe, ſeyn.
„Ja, Semnon, ja, mein Herz iſt dein.
„Viel beſſer ohne Glück, als ohne Liebe, ſeyn.„

Der Affe.

Kaum hatte noch des Schneiders Hand
Ein buntes comiſches Gewand
Dem muntern Affen umgehangen:
So gab ſein Rock ihm das Verlangen,
Sich in dem Spiegel zu beſehn.
In Wahrheit, ſprach er, ich bin ſchön.
So viel ich mir geſchmeichelt habe,
So kann dem jungen Herrn der Rock nicht beſſer ſtehn.
Komm, rief er, kleiner Edelknabe!
Wir müſſen uns zugleich im Spiegel ſehn.

Er kam. Der Aff erſchrack, verzerrte das Geſicht,
Stiefs an den Hut, und rückte die Perücke;
Und doch glich er dem Junker nicht:
Der Spiegel warf, was er empfieng, zurücke,
Ein närriſch haarichtes Geſicht
In einer ſtruppichten Perücke.
Der Junker lacht. Pfuy, hub der Aff erbittert an,
Pfuy, Spiegel, wie du lügſt! Was hab ich dir gethan?
Der Spiegel läuft darauf von ſeinem Hauchen an,
Und zeigt itzt keinen Affen weiter.
Das dacht ich, rief er ſehr erfreut,
Die Schuld liegt nicht an meiner Häſslichkeit;
Nein, junger Herr, der Spiegel war nicht heiter.

Schon eilte Juncker Friz mit der Begebenheit,
Sie dem Magiſter zu erzählen;
Und dieſem konnt es gar nicht fehlen,
Mit einer nützlichen Moral,
Er war gelehrt, ſie zu beſeelen.
Nun, ſprach er, ſetzen ſie einmal
Die Wahrheit an des Spiegels Stelle.
Sie zeigt der Thoren Häſslichkeit;
Der Thor, der ſich vor ihrem Lichte ſcheut,
Verhüllt ſich drauf in Dunkelheit,
Und ſchmeichelt ſich, ſie ſey nicht helle.

Die

Die Wittwe.

Ein Mährgen.

Dorindens junger Ehegatte,
Den ſie ſo lieb, wie ſich, und wohl noch
lieber hatte - -
Noch lieber? wirft der Spötter ein
Und lachet höhniſch; doch er lache!
Durch eine Spötterey hört eine wahre Sache
Drum noch nicht auf gewiſs zu ſeyn.

Genug, der Tod entriſs Dorinden
Sehr früh den treuſten, beſten Mann;
Und ich kann keine Worte finden,
So leicht man im Affect ſie ſonſt auch
finden kann,
Um alles das recht lebhaft auszudrücken,
Was ſie, die junge Frau, gefuhlt,
Die ihn vor wenig Augenblicken
Geſund, itzt aber todt in ihren Armen hielt,
Und ihn aus ihrem Arm auch todt nicht
laſſen wollte.
Der Prieſter kam, der ſie beſänftgen ſollte;
Die ganze Freundſchaft kam; doch nichts
bewegte ſie.
Je mehr man tröſtete, je mehr Dorinde ſchrie.

Man muſste mit Gewalt ſie von dem Todten
bringen.
Ein unaufhörlich Händeringen
War alles, was ſie that; und ein entſetzlich Ach!
War alles, was ſie troſtlos ſprach.
Dieſs trieb ſie länger noch als vier und
zwanzig Stunden.
Indeſſen hatte ſich der Nachbar eingefunden,
Ein Mann, geſchickt in Holz zu haun.
Er ſah Dorindens Schmerz, und theils auf
ihr Begehren,
Theils als ein Freund den Seligen zu ehren,
Und ſeinem Untergang im Tode vorzubaun,
Entſchloſs er ſich, in Holz ihn auszuhaun.
Es glückt des Künſtlers weiſen Händen,
Das Werk in kurzem zu vollenden;
Und Stephan ſtund in Lebensgröſſe da.
Ein Meiſterſtück pflegt bald bekannt zu werden;
Das Volk lief zu und ſchrie, ſo balds den
Stephan ſah:
Ach Himmel, ach! das iſt er. Ja!
Seht nur die lächelnden Geberden,
Seht nur den aufgeworfnen Mund!
Nein, ähnlichers kann nicht gefunden werden;
So ſah ich ihn noch jüngſt, als er Gevatter ſtund.
Man brachte den geſchnitzten Gatten,
Der noch allein der Wittwe Troſt verlieh,
Ins zweyte Stock, wo er und ſie
Ein ganzes Jahr vergnügt geſchlafen hatten.

Hier

Hier ſchloſs ſie ſich mit ihm in ihre Kammer ein;
Und ſuchte Ruh in Schmerz und Pein,
Und hielts für ihre Pflicht, mit ganzen Strömen Zähren,
Um ſeiner ewig werth zu ſeyn,
Ihn noch im Tode zu verehren.
Wer kann wohl mehr von einer Frau begehren?
So ſaſs Dorinde viele Wochen,
Und hatte, wie mein Währmann ſagt,
Kein lebendes Geſchöpf ſeit dieſer Zeit geſprochen,
Als ihren Hund und ihre Magd.
Und heute wars nach ſo viel bangen Wochen
Das erſtemal, daſs ſie aus ihrem Fenſter ſah.
Und in dem Augenblick war auch ein Fremder da.
Schnell kam die Magd mit ſchlauen Minen:
„Madam, es fragt ein Herr nach Ihnen,
„Ein ſchöner Herr, faſt wie der ſelge Mann;
„Er hat etwas bey Ihnen auszurichten,
„Das er mir nicht vertrauen kann.„
Du kannſt, ſprach ſie, nur was erdichten,
Ich gehe nicht von meinem lieben Mann.
Und kurz, du darfſt ihn nur berichten,
Ich wäre krank vor vielem Gram;
Denn ach! kein Wunder wärs - -
„Dieſs geht nicht an, Madam,
„Er hat Sie ſchon, indem er angekommen,
„An Ihrem Fenſter wahrgenommen.

„Sie müſſen mit herunter kommen;
„Der fremde Herr ruht eher nicht.
„Er hat was wichtigs anzubringen.
„Ich dachte doch, Madam, Sie giengen.

Die junge Wittwe ſteht beſtürzt,
Umarmt mit einem ſchnellen Feuer
Das Bild, mit dem ſie ſich zeither die Zeit verkürzt,
Und nimmt den Fremden an. Wer wird er ſeyn?
Ein Freyer?
Vielleicht giebt uns die Magd Bericht.
Sie horcht ſchon an der Thür; allein ſie
kann nichts hören,
Als den betrübten Ton, mit dem Dorinde ſpricht.
Der Nachmittag verſtreicht. Der Fremde geht
noch nicht.
Sollt er denn gar ihr Gaſt zu ſeyn begehren?

Dorinde kömmt, und zwar allein.
Sie wird ſich wohl einmal am Bilde letzen wollen.
Magd, fängt ſie an, ſprich, was wir machen ſollen?
Der Herr will mit Gewalt mein Gaſt den Abend ſeyn.
Du muſt geſchwind die Kanne Schmerlen ſieden.
„Ja, ja, Madam, ich bins zufrieden.„
Dorinde geht zurück. Die Magd durchſucht
das Haus,
Zum Sieden hartes Holz zu finden.
Sie findet keins, und ruft Dorinden
In aller Angſt geſchwind heraus.

„Madam,

„Madam, ach laſſen Sie ſichs klagen,
„Es iſt kein hartes Fiſchholz da.
„Soll ich das Bild herunter tragen,
„Es iſt hart Holz, und es zerſchlagen? „
Das Bild? Nein, nein - - doch - - thus nur. Ja.
Was brauchſt du mich denn erſt zu fragen?
„Allein das Bild iſt ſchwer, ich kanns allein nicht tragen.
„Zum Fenſter gieng es wohl heraus.
Nun gut, ſo darfſt du ja das Holz nicht erſt zerſchlagen.
Der Herr zieht künftig in mein Haus,
Da darf ich ſo nicht länger klagen.
Das Fenſter öffnet ſich; und Stephan fliegt heraus.

****

Der junge Krebs und die Seemuſchel.

Der Muſchel, die am ſeichten Strande
Ihr Haus bald von einander bog,
Bald wieder feſt zuſammen zog,
Sah einſt, mit Neid und Unverſtande,
Ein junger Krebs aus ſeiner Höhle zu.
O Muſchel, wie beglückt biſt du!
O daſs wir Krebſe nur ſo elend wohnen müſſen!
Bald ſtößt der Nachbar mich aus meiner Wohnung aus,

Und

Und bald der Sturm. Du haſt dein eigen
ſteinern Haus,
Kannſt, wenn du willſt, es öffnen und
verſchlieſſen.
Vergönne mir nur einen Augenblick,
Ich weiſs, du gönnſt mir dieſes Glück,
In deinem Schloſſe Platz zu nehmen.
Ich, ſprach ſie, ſollte mich zwar ſchämen,
In mein nicht aufgeputztes Haus,
Denn in der That ſichts itzt nicht reinlich aus;
Vornehme Herren einzunehmen.
Doch dienet es zu Ihrer Ruh,
Auf kurze Zeit zu mir ſich zu verfügen:
So dien ich Ihnen mit Vergnügen;
Wir haben Platz. Er kömmt. Sie ſchlieſst
ihr Schloſs veſt zu.
Mach auf, ſchreyt er, denn ich erſticke.
Bald, ſpricht ſie, will ich dich befreyn;
Sieh erſt der Mifsgunſt Thorheit ein,
Und lerne hier, mit deinem Glücke,
Wenn dirs gefällt, zufrieden ſeyn.

Das Kind mit der Scheere.

Kind, hub die Mutter an, eins muſst du mir
verſprechen:
Die Meſſer und die Gabeln ſtechen;
Drum rühre keins von beiden an.

„Allein

„Allein die Scheere, ſollt ich glauben,
„Die könnten Sie mir wohl erlauben?
Nichts weniger; was dich verletzen kann,
Sieh niemals als dein Spielwerk an.

Das Kind gehorcht; doch ein geheimer Trieb
Und das Verbot verſchönerten die Scheere.
Ja, ſpricht es zu ſich ſelbſt, wenn es die Gabel wäre,
Die hab ich lange nicht ſo lieb,
So lieſs ich ſie mit Freuden liegen.
Allein die Scheer iſt mein Vergnügen,
Sie hat ein gar zu ſchönes Band.
Geſetzt, ich ritzte mich ein wenig in die Hand:
So hatte dieſs nicht viel zu ſagen.
So klein ich bin, ſo hab ich ja Verſtand,
Und alſo werd ichs immer wagen,
So bald die Mutter nur die Augen weggewandt.
Doch nein, weil Kinder folgen müſſen,
So wär es ja nicht recht gethan.
Nein, nein, ich ſehe dich bloſs an;
O ſchöne Scheere, laſs dich küſſen!
Ich rühre ja kein Meſſer an;
So werd ich doch - - - Schon griff es nach
der Scheere:
Ja, wenn ich unvorſichtig wäre,
Da freylich ſchnitte mich die Scheere!
Allein ich bin ja ſchon mit ihr bekannt.
So ſprachs, und ſchnitt ſich in die Hand.
Die Mutter kam. O welche harte Lehre!

Ach,

Ach, hob das Kind fufsfallig an,
Es kränkt mich ſehr, dafs ichs gethan.
Ich bitte Sie, zerbrechen Sie die Scheere,
Damit ich ſie nicht mehr begehre,
Und ohne Zwang gehorchen kann.
Oft ſind wir Menſchen dieſes Kind.
Verſehn mit billigen Geſetzen,
Die göttlich und uns heilſam ſind,
Scheut ſich das Herz, ſie alle zu verletzen.
Wir unterlaſſen, wie das Kind,
Die Dinge, die wir wenig ſchatzen,
Um die zu thun, die uns am liebſten ſind.
Die Reue kömmt. Wir ſehn, wie ſehr wir fehlen;
Dann denken wir, dann beten wir als Kind.
Was heifst in vieler tauſend Seelen:
Bewahre mich, o Gott, vor dieſer Miſſethat!
Was heifst es? Wehre mir das Wählen,
Damit mein Herz den Zwang nicht nöthig hat.

Die Affen und die Bären.

Die Affen baten einſt die Bären,
Sie möchten gnädigſt ſich bemühn,
Und ihnen doch die Kunſt erklären,
In der die Nation der Bären
Die ganze Welt des Walds zu übertreffen ſchien;
Die Kunſt, in der ſie noch ſo unerfahren waren,
Die Jungen grofs und ſtark zu ziehn.

Viel-

Vielleicht, hub von den Affenmüttern
Die weiſeſte bedächtig an,
Vielleicht, ich ſag es voller Zittern,
Wächſt unſre Jugend blos darum ſo ſiech heran,
Weil wir ſie gar zu wenig füttern.
Vielleicht iſt auch der Mangel der Geduld,
Sie ſanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unſre Milch an ihren Fiebern
ſchuld.
Vielleicht ſchwächt auch das Obſt den Magen.
Vielleicht iſt ſelbſt die Luft, die unſre Kinder
trifft,
Wer kann ſie vor der Luft bewahren?
Ein Gift in ihren erſten Jahren;
Und dann auf Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht iſt, ohne daſs wirs denken,
Auch die Bewegung ihre Peſt.
Sie können ſich durch Springen und durch
Schwenken
Oft etwas in der Bruſt verrenken,
Wie ſichs ſehr leicht begreifen läſst;
Denn unſre Nerven ſind nicht veſt.
Hier fängt ſie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das ſie ſo lang und herzlich an ſich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erſtickt.

Du, ſprach die Bärinn, kannſt noch fragen,
Warum ihr ſo beſtraft mir kranken Kindern ſeyd?

Nichts

Nichts liegt an Luft und Milch, und nicht an Obſt und Magen.
Ihr tödtet ſie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unſre jungen Haufen;
Wir nehmen ſie, ſo bald ſie laufen,
Mit uns, in Hitz und Froſt, durch Fluren und durch Wald,
So werden ſie geſund und alt.

* * *

Was macht viel Kinder ſiech? Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Ältern Weichlichkeit.
O Reicher, ſoll dein Kind geſund in Städten blühen:
So zieh es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehen!

Der Leichtſinn.

Der Leichtſinn, wie die Fabel ſagt,
Die Fabel aus den goldnen Jahren,
Ward von den Menſchen einſt verjagt,
Weil alle ſeiner müde waren.
Er floh zum Zevs, und bat um Aufenthalt.
Kaum ſah Mercur die luſtige Geſtalt:

So

So fühlt er ſchon die Pflicht, dem Flüchtling beyzuſpringen.
„So will dich alle Welt verdringen?
„Du dauerſt mich. Komm, hupf auf meine Schwingen!
„Ich hoffe dich gut anzubringen.
„Komm, Paphos ſey dein Aufenthalt!
Schnell bracht er ihn zur Venus kleinem Knaben.
Hier, Gott Cupido, fieng er an,
Schickt Ihnen Zevs den angenehmſten Mann,
Der ſchärfer, als Sie ſehen kann;
Sie ſollen ihn zu Ihrem Führer haben.
Der Leichtſinn trat ſein Amt mit Eifer an,
Das Amt, der Liebe vorzutraben,
Und ſoll, wie die gedachte Fabel ſpricht,
Von dieſer Zeit an, ſeine Pflicht
Sehr ſelten unterlaſſen haben.

Der reiche Geizhals.

Ein reicher Greis, vom Tode nicht mehr fern,
Und ungeſchickt, mehr Schätze zu erwerben,
Ward krank, und wollte doch nicht ſterben;
Denn welcher Geizhals ſtirbt wohl gern?
Er wollte nach dem Doctor ſchicken;
Zum Glücke fiel ihm noch der harte Thaler ein,
Den er genöthigt wär, ihm in die Hand zu drücken,
Und alſo ließs ers lieber ſeyn.

Doch

Doch mit dem Tod iſts gleichwohl nicht zu ſcherzen.
Der Alte fühlte neue Schmerzen,
Und rief den Prieſter in ſein Haus,
Und bat ſich zu verſchiednen malen,
Denn dafur durft er nichts bezahlen,
Troſt auf dem Krankenlager aus.
Der Prieſter wollt ihn itzt verlaſſen.
Ach bet Er, ſprach der Greis. Gott wirds zu Herzen faſſen,
Und komm ich von dem Lager auf,
So geb ich ihm die Hand darauf,
Ich will mich dankbar finden laſſen.

Ich weiſs nicht, bat er für den Alten,
Und wenn er bat, bat er mit Recht?
Genug, das menſchliche Geſchlecht
Sollt einen Geitzhals mehr behalten;
Es beſſerte ſich mit dem Alten.

Der Prieſter wird gerufe. Ich weiſs wohl, ſprach der Greis,
Was ich ihm einſt geredt, wenn Ers gleich nicht mehr weiſs.
Hier ſeh er ſelbſt, was ich und meine Frau erſparten;
Ich zeig ihm nur die ſeltnen Arten.
Steht ihm das groſſe Goldſtück an?
Da ſind ſie noch von gröſſerm Werthe;

Doch

Doch weil ſie Gott mir wunderbar beſcherte,
So hab ich ein Gelübd gethan,
Nicht eins von allen auszugeben,
Und ſollt ich hundert Jahre leben.
Will Er nunmehr die Silbermünzen ſehn?
Ja, lieber Herr, auch die ſind ſchön.
Hier hab ich, glaub Er mirs, mehr harte Thaler liegen,
Als ich und Er zuſammen wiegen;
Allein ſie mögen immer liegen;
Sie ſollen alle für mein Haus.
Doch laſs Er uns noch weiter gehen.
Hier ſieht Er die Zweydrittel ſtehen,
Da les Er eins für ſeine Kinder aus,
Und bitt Er Gott um Seegen für mein Haus.

Das Teſtament.

Sohn, fieng der Vater an, indem er ſterben wollte,
Wie ruhig ſchlief ich itzt nicht ein,
Wenn ich nach meinem Tod dich glücklich wiſſen ſollte!
Du biſt es werth, und wirſt es ſeyn.
Hier haſt du meinen letzten Willen.
So bald du mich ins Grab gebracht,
So brich ihn auf, und ſuch ihn zu erfüllen:
So iſt dein Glück gewiſs gemacht.
Verſprich mir dieſs, ſo will ich freudig ſterben.

Der

Der Vater ſtarb; und kurz darauf
So brach der Sohn das Teſtament ſchon auf,
Und las: Mein Sohn, du wirſt von mir ſehr wenig erben,
Als etwan ein gut Buch und meinen Lebenslauf,
Mein Wunſch war meine Pflicht. Bey tauſend Hinderniſſen
Befliſs ich ſtets mich auf ein gut Gewiſſen.
Verſtrich ein Tag, ſo fieng ich zu mir an:
Der Tag iſt hin; haſt du was Nutzliches gethan;
Und biſt du weiſer, als am Morgen?
Dieſs, lieber Sohn, dieſs waren meine Sorgen.
So fand ich denn von Zeit zu Zeit,
Zu meinem täglichen Geſchäfte
Mehr Eifer, und zugleich mehr Kräfte,
Und in der Pflicht ſtets mehr Zufriedenheit.
So lernt ich, mich mit wenigem begnügen,
Und ſteckte meinem Wunſch ein Ziel.
Haſt du genug, dacht ich, ſo haſt du viel;
Und haſt du nicht genug, ſo wirds die Vorſicht fügē:
Was folgt dir, wenn du heute ſtirbſt?
Die Würden, die dir Menſchen gaben?
Der Reichthum? Nein! Das Glück der Welt genutzt zu haben;
Drum ſey vergnugt, wenn du dir dieſs erwirbſt.
So dacht ich, liebſter Sohn, ſo ſucht ich auch zu leben.
Und dieſes Glück kaüft du, mit Gott dir ſelber geben.
Vergiſs es nicht: Das wahre Glück allein
iſt ein rechtſchaffner Mann zu ſeyn. Cri-

Criſpin und Criſpine.

Daſs oft die Weiber bis ins Grab
Sich mit den Männern ſchlecht vertragen,
Sind leider ſchon ſehr alte Klagen,
Die man uns oft zu leſen gab.
Doch daſs die Männer bis ins Grab
So manche gute Gattinn plagen,
Sind dieſs nicht auch gerechte Klagen?
Doch welcher Sanger ſingt ſie ab?
Daſs oft die Frau zum Zeitvertreibe
Dem Manne zankiſch widerſpricht,
Darüber klagt manch Spottgedicht.
Doch daſs der Mann mit ſeinem Weibe
Oft als mit einer Sclavinn ſpricht;
Wie ſelten ſtraft dieſs ein Gedicht!
Daſs Weiber nicht zu folgen wiſſen,
Darüber ſeufzt und klagt der Mann.
Doch ſollte man daraus nicht ſchlieſſen,
Daſs Männer nicht zu herrſchen wiſſen,
Weil ihre Frau ſo ſchwer gehorchen kann?
Daſs Weiber gern dem Staate ſich ergeben,
Und leben, um geputzt zu leben,
Darüber ſorgt der Mann ſich grau.
Doch daſs die Männer ſich dem Kaltſinn gern ergeben,
Nur ſich, nicht ihren Weibern leben,
Wie ſehr beſeufzt dieſs manche Frau!
Daſs bey dem Reiz der äuſſerlichen Gaben

Die Weiber oft der Seele Reiz nicht haben,
Dieſs iſt vielleicht nicht ſelten wahr.
Doch daſs die Männer oft nur Geld und Schönheit ehren,
Der Frau, Verſtand zu haben, wehren,
Sie durch ihr Beyſpiel Thorheit lehren,
Und über Thorheit ſich beſchweren,
Klingt in der That ſehr wunderbar,
Und dennoch iſts nicht ſelten wahr.
Drum Männer, leſt ihr, wie Criſpine
So herzlich den Criſpin gehaſst:
So legts nicht gleich mit einer Männermine
Der armen Frau allein zur Laſt.
Und ſeyd ihr ſelbſt unglückliche Criſpine,
So denkt, wenn euch Criſpine haſst,
Ob ichs vielleicht wohl gar verdiene?
Und beſſert euch. Vielleicht thuts auch Criſpine.

* * *

Criſpine ſtarb, und binnen wenig Tagen
Starb auch Criſpin, ihr Mann, ſchon nach,
Und zwar vor lauter Schmerz und Ach,
Wenn wir das Leichencarmen fragen.
Doch viele wollten lieber ſagen,
Der Zorn hätt ihn dahin gerafft;
Allein der Zorn iſt nicht der Männer Leidenſchaft.
Genug er ſtarb, und ward, weil ers ſo habē wollte,
Daſs ſein Gebein bey der verweſen ſollte,
Die ihn gewartet und gepflegt,
Zu ſeiner Frau ins Grab gelegt.

So

So lag denn Mann und Weib in einer Gruft vereinet,
Und niemand hätte das vermeynet,
Was nach der Zeit mehr, als zu oft, geſchehn.
Die Frau lieſs ſich bey ihrem Grabe
Des Nachts im Sterbekleide ſehn.
Der Kuſter und des Kuſters Knabe,
Keins wollte mehr zum Morgenläuten gehn;
Denn allemal lieſs ſich Criſpine ſehn,
Und wies ganz ängſtlich nach dem Grabe.

Der Kuſter wagts den neunten Tag,
Und ruft die ſamtlichen Criſpinen,
Macht dreymal erſt das Kreuz, und ſagt, wer ihm erſchienen,
Und forſcht und überlegt mit ihnen,
Was doch die Ruh der Seelgen ſtören mag.
„Hat ſie vielleicht im Tode was befohlen?„
Nichts, fieng die Freundſchaft an, nichts als den Leichenſtein.
Das, ruft der Kuſter, wird es ſeyn.

Man laſst geſchwind den ſchönſten Grabſtein holen;
Der Steinmetz haut zwey Herzen in den Stein,
Und dieſe Schrift vom Kuſter ein:
„Hier ruht ein zärtlich Paar, voll gleicher Lieb und Treue,
„Der Tod, der ſie getrennt, vereinte beid aufs neue.„

Nun wird die Frau doch ruhig ſeyn?
Nichts weniger. War ſie zuvor erſchienen,
Erſchien ſie nur noch mehr, und noch mit bangern Minen,
Und lief dem guten Kuſter nach,
Und öffnete den Mund, als ob ſie ſprechen wollte;
Allein ein unvernehmlich Ach,
Dieſs war es alles, was ſie ſprach.
Wer wuſste nun, was das bedeuten ſollte?
Man öffnete das Grab. Es war kein Sarg verkehrt,
Und wie man ſie gelegt, ſo lagen ſie noch heute;
Zur Rechten er, und ſie zur linken Seite.
Nein, ſchrie der Kuſter, umgekehrt,
Ihr, Todtengraber, ſeyd nicht werth - - -
Der Sarg ward umgeſetzt; allein die Folge lehrte,
Daſs nicht der Rang des Weibes Ruhe ſtörte.
Mich deucht, dieſs iſt der Schönen Fehler nicht.
Und iſt ers ja, wie mancher Spötter ſpricht:
So iſt ers doch im Grabe nicht.
Criſpine lieſs nicht nach, dem Kuſter zu erſcheine.
Sie weinte ſo, wie Schatten weinen,
Wies immer auf ihr Grab, und machte mit der Hand
Ein Zeichen, das zuletzt der Kuſter doch verſtand.
Er lies noch dieſe Nacht den Todtengraber kommen.
Der Mann ward aus der Gruft genommen,
Und weit davon beſonders eingeſcharrt.
Und noch in beider Gegenwart
Verſchwand die Frau mit heitern Minen,
Und iſt ſeitdem nicht mehr erſchienen.

Der

Der Jüngling und der Greis.

Wie fang ichs an, um mich empor zu ſchwingen?
Fragt einſt ein Jüngling einen Greis.
Der Mittel, fieng er an, um es recht hoch zu bringen,
Sind zwey bis drey, ſo viel ich weiſs.
Seyd tapfer! Mancher iſt geſtiegen,
Weil er entſchloſſen in Gefahr,
Ein Feind von Ruh und von Vergnügen,
Und durſtig nach der Ehre war.
Seyd weiſe, Sohn. Den Niedrigſten auf Erden
Iſts oft durch Witz und durch Verſtand geglückt,
Am Hofe groſs, groſs in der Stadt zu werden;
Zu beiden macht man ſich durch Zeit und Fleiſs geſchickt.
Dieſs ſind die Mittel groſſer Seelen.
„Doch ſie ſind ſchwer. Ich wills Ihm nicht verheelen,
„Ich habe leichtere gehofft.
Gut, ſprach der Greis, wollt ihr ein leichtres wählen:
So ſeyd ein Narr; auch Narren ſteigen oft.

Die Freundſchaft.

Sey ohne Freund; wie viel verliert dein Leben!
Wer wird dir Troſt und Muth im Ungluk geben,
Und dich vertraut im Gluck erfreun?
Wer wird mit dir dein Glück und Unglück theilen,
Dir, wenn du rufſt, mit Rath entgegen eilen,
Und wenn du fehlſt, dein Warner ſeyn?
Sprich nicht: Wo ſind der Freundſchaft ſeltne Früchte?
Wer hält den Bund, den ich mit ihm errichte?
Wer fuhlt den Trieb, den ich empfand?
O klage nicht, es giebt noch Seelen.
Doch ſehn wir auch, wenn wir uns Freunde wahlen,
Genug auf Tugend und Verſtand?
Aus Eitelkeit für jenen ſich erklären,
Weil er vielleicht begehrt, wie wir begehren,
Und weil ſein Umgang uns gefallt;
Das Herz ihm weihn, noch eh wir ſeines kennen,
Aus Eigennutz ihm unſre Zeit vergönnen;
Dieſs iſt nicht Freundſchaft, dieſs iſt Welt.
Um einen Freund von edler Art zu finden,
Muſst du zuerſt das Edle ſelbſt empfinden,
Das dich der Liebe wurdig macht.
Haſt du Verdienſt, ein Herz voll wahrer Güte:
So ſorge nichts; ein ähnliches Gemüthe
Laſst deinen Werth nicht aus der Acht.

Du

Du muſst für dich und die empfangnen Gaben
Erſt Sorgfalt gnug, gnug Ehrerbietung haben,
Und deinem Herzen nichts verzeihn.
Du muſst dich oft, ohn Eigennutz zu dienen,
Du muſst dich ſtets, gerecht zu ſeyn, erkühnen.
Und daſs es andre ſind, dich freun.
Ein Herz, das nie ſich ſelbſt mit Ernſt bekämpfet,
Nie Stolz und Neid und Eigenſinn gedämpfet:
Liebt dieſes Herz wohl dauerhaft?
Wie bald wirds nicht durch kleine Fäll ermüden!
Es fühlet ſich, und ſtört der Freundſchaft Frieden
Durch ungezähmte Leidenſchaft.
Haſt du das Herz, mit dem du dich verbunden,
Dem deinen gleich, der Liebe werth gefunden:
So thue, was die Weisheit ſpricht.
Sie heiſst in ihm dich jede Tugend ehren,
Wie ſehr du liebſt, durch Thaten ihn belehren,
Und macht ſein Glück zu deiner Pflicht.
Sie legt dir auf, ſein Gutes nachzuahmen.
Du ahmſt es nach, und du belebſt den Saamen
Der Eintracht und der Zärtlichkeit.
Du ſorgſt mit Luſt für deines Freundes Ruhe,
Er, ob er gnug, dich zu verdienen, thue;
Und eure Treu wächſt durch die Zeit.
Dein Freund, ein Menſch, wird ſeine Fehler haben;
Du duldeſt ſie bey ſeinen gröſſern Gaben,

Und milderſt ſie mit ſanfter Hand.
Sein gutes Herz bedient ſich gleicher Rechte,
Begeiſtert deins, wenns minder ruhmlich dächte,
Und ſein Verſtand wird dein Verſtand.
Wenn, ungewiſs bey meiner Pflicht, ich wanke,
Wie ſtärkt mich oft der ſeelige Gedanke:
Was thät Ariſt bey dieſer Pflicht?
Verfahre ſo, als wär er ſelbſt zugegen.
So giebt ein Blick auf ihn mir ein Vermögen;
Und der erſt wankte, wankt itzt nicht.
Ein gleicher Zweck, des Geiſtes höchſte Freude,
Der Weisheit Glück, vereint und führt uns beide;
Denn ich und er, ſind beid ihr Freund.
Ein gleiches Gut, das höchſte Gut der Erden,
Der Tugend Glück, läſst uns zufriedner werden;
Denn nur für ſie ſind wir vereint.
Ich eile froh, ſein Glück ihm zu verſüſſen!
Doch daſs ichs that, ſoll er nicht immer wiſſen;
Mein Herz belohnt mich ſchon dafür.
Und wenn ich ihm vor ſeinen Augen diene,
Entzieh ich doch dem Dienſt des Dienſtes Mine,
Als nützt ich minder ihm, denn mir.
Theilt er mit mir die Laſt der gröſſern Sorgen;
So bleibt von mir die kleinſt ihm nicht verborgen,
Und ſchwindet in Vertraulichkeit.
Kaum klag ichs ihm, was mich im Stillen drücket;
So hat ſein Blick oft ſchon mein Herz erquicket,
Eh mich ſein Mund mit Troſt erfreut.

Ent-

Entfernt von ihm wird mir ein Glück zu Theile;
Und wenn im Geiſt ichs ihm zu ſagen eile,
Wird mir dieſs Glück gedoppelt ſüſs.
Entfernt von ihm drohn mir des Unglücks Pfeile,
Und wenn im Geiſt ichs ihm zu klagen eile,
So fühl ich minder Kummerniſs.
Wenn wir vertraut, mit aufgeweckterm Herzen,
Nach reifem Ernſt, die Stund uns froh verſcherzen:
So bildet der Geſchmack den Scherz.
Den Witz, den Geiſt, die uns itzt ſcherzen lehren,
Beſeelt die Lieb; und daſs wir uns verehren,
Vergiſst auch nie das muntre Herz.
Sollt je ein Zwiſt der Freundſchaft Ruhe kränken,
Sollt übereilt ich ihr zum Nachtheil denken,
Und meinem Freund ein Anſtoſs ſeyn:
So eil ich ſchon, den Fehler zu geſtehen.
Was klein von mir, ihn hitzig zu begehen:
So iſt es groſs, ihn zu bereun.
Menſch, lerne doch dein Leben dir verſüſſen,
Und laſs dein Herz von Freundſchaft überflieſsen,
Der ſüſſen Quelle für den Geiſt!
Sie quillt nicht bloſs für dieſe kurze Zeiten;
Sie wird ein Bach, der ſich in Ewigkeiten
Erquickend durch die Seel ergeuſst.
Dort werd ich erſt die reinſte Freundſchaft ſchätzen,
Und bey dem Glück ſie ewig fortzuſetzen,

Ihr heilig Recht verklärt verſtehn.
Dort werd ich erſt ihr ganzes Heil erfahren,
Mich ewig freun, daſs wir ſo glücklich waren,
Fromm mit einander umzugehn.

****

Der Ruhm.

Was iſt das Gut, nach dem du ſtrebſt,
Der Ruhm, für den du denkſt und lebſt?
Wags, du ſein Freund, ihn zu betrachten!
Gewährt er, was er dir verſpricht,
So bleib ihm treu. Gewährt ers nicht,
So lern ihn dreiſt verachten.

Welch Glück, wenn mich ein Groſſer ſchätzt,
Der Fürſt an ſeine Seite ſetzt,
Und laut mir ſeinen Beyfall ſchenket!
Alsdann wird mein Verdienſt bekannt;
Dann denkt von mir das ganze Land
Groſs, wie mein Ehrgeiz denket.

Wer iſt der Groſſe, der dich ehrt?
Sprich, kennt er der Verdienſte Werth?
Setz ihn im Geiſt aus ſeinem Stande!
Vielleicht wird dir ſein Beyfall klein;
Vielleicht hältſt dus, ihm werth zu ſeyn,
Nunmehr für eine Schande.

Wenn

Wenn itzt des Dichters Lobgedicht,
Der Redner göttlich von dir ſpricht,
Und laut dich die Geſchichte preiſen;
Wenn, auf ihr Wort, die halbe Welt
Dich für den gröſsten Weiſen hält:
Wirſt du darum zum Weiſen?

Wächſt deiner Tugend etwas zu;
Gewinnet deines Geiſtes Ruh,
Wenn viele deinen Namen hören?
Biſt du beglückt, in dir beglückt,
Wenn Thor und Thörinn auf dich blickt,
Und Länder dich verehren?

Suchſt du den Ruhm nicht in der Pflicht,
Giebt dir dein Herz den Beyfall nicht;
Was wird dir Andrer Beyfall nützen?
Und haſt du deinen Ruhm in dir;
Was ſorgſt du kummervoll dafur,
Den äuſſern zu beſitzen?

Wenn jener deinen Namen lieſt,
Gleichgültig nennt, und dann vergiſst:
Iſt dieſs ein ſchätzbar Glück zu nennen?
Iſt dieſs die Welt, die von dir hört;
Wenn gegen einen, der dich ehrt,
Dich tauſend noch nicht kennen?

Iſt dieſs des Nachruhms Ewigkeit,
Wenn ein Scribent der Trockenheit
Sich künftig an dein Leben waget;
Und wenn dem Wandrer einſt noch ſpät
Der Stein, vor dem er müſsig ſteht,
Daſs du zu früh ſtarbſt, ſaget?

Und iſt das Glück ſo ungemein,
Von einer Welt geruhmt zu ſeyn,
Die oft den wahren Ruhm verkennet;
Das Laſter ruhmet, wenn es gleiſst,
Die Wildheit Muth, den Unſinn Geiſt,
Und Ehrſucht Gröſſe nennet?

Du ſtrebſt mit Eiferſucht und Angſt;
Damit du ihren Ruhm erlangſt.
Wohlan, du ſollſt ihn ſchnell erſtreben!
Doch welch unſichres Eigenthum!
Vielleicht reut bald die Welt der Ruhm,
Den ſie dir ſchnell gegeben.

Die Zahl der Klugen iſt nicht groſs.
Verlangſt du ihren Beyfall bloſs;
So ſuch ihn ſtill in ihrer Sphäre.
Der Kluge ſieht auf dein Verdienſt;
Und biſt du das nicht, was du ſchienſt,
So biſt du ſonder Ehre.

Erwirb die Tugend und Verſtand,
Nicht, um ſie, von der Welt genannt,
Mit eitlem Stolze zu beſitzen.
Erwirb ſie dir mit edler Müh,
Und halte dieſs für Ruhm, durch ſie
Der Welt und dir zu nutzen.

Nicht deines Namens leerer Schall,
Nicht deiner Tugend Wiederhall,
Muſs dich zu groſſen Thaten ſtärken.
Die Zeit, die Kräfte, groſſer Geiſt!
Die du ſo laut dem Ruhme weihſt,
Die weihe ſtill den Werken.

Erfüllſt du, was die Weisheit ſpricht,
Und gleicht dein Eifer deiner Pflicht;
So wird der Ruhm ihm folgen müſſen.
Und wenn dein Werth ihn nicht erhalt;
So giebt dir ihn, Trotz aller Welt,
Doch ewig dein Gewiſſen.

Das Band.

Ein Schäferſpiel.

Aus den Beluſtigungen des V. und IV, vom Jahr 1744.

Vorbericht zum Bande.

Da das Band einmal in der Frankfurtiſchen Sammlung ſteht, und ich ſicher weiß, daß es noch ſeine Liebhaber hat: ſo will ich ihm hier einen Platz vergönnen, ob ichs gleich mit einem heimlichen Widerwillen thue. Allein da ich nichts darinnen geändert habe: ſo muß ich auch nothwendig einige Anmerkungen dazu machen, damit dieſes Gedicht dem guten Geſchmack in den Schäfergedichten nicht nachtheilig werde. Wäre das Landleben überhaupt das Schäferleben der Poeſie: ſo würde das Band ein recht gutes Gedicht ſeyn, dieß kann ich ohne Eitelkeit ſagen, und in ſeiner Art den Werth haben, den in der Malerey ein getreues Portrait hat. Ich würde mir unter der Daphne, der Mutter der Galathee, eine gute Landwirthinn, eine fleißige Pachterinn; unter ihrer

ver Tochter ein gutes ehrliches Bauermädchen, in den Geſchicklichkeiten der Wirthſchaft wohl erzogen, vorſtellen. Ihr Montan würde ohngeachtet des Schulzen oder Verwalters Sohn ſeyn, deſſen Herz der Schulmeiſter noch ſo ziemlich gebildet, und in den ſich Galathee ganz natürlich hätte verlieben können. In dieſer Ausſicht würden dieſe drey Perſonen, und auch die beiden andern ihrem Charakter ſehr ähnlich vorgeſtellt ſeyn; und ich wüßte nicht, wie ſie anders hätten reden und handeln ſollen. In dieſer Ausſicht würde das Stuck ferner verſchiedene lebhafte Beſchreibungen der Landwirthſchaft, und hin und wieder drollichte Einfälle haben. Will man es alſo ein theatraliſches Landgedicht nennen, ſo habe ich nicht viel dawider zu erinnern. Alsdann werde ich der Galathee recht gut ſeyn, daß ſie ſolche hübſche Bänder wirken kann, die mancher Bordenwirker nicht beſſer machen ſoll; daß ſie ſo haushältig iſt, und ihr klares Garn, das an der Sonne liegt, begießt. Alsdann wird mirs recht wohl gefallen, daß Mutter Daphne mit ihrer Tochter von Poley redt, der für das Kopfweh hilft, ihr vorwirft, daß ſie geſtern auf die Hitze getrunken, ihr befiehlt, daß ſie auf den Abend einnehmen, von ihren Kräutern einnehmen ſoll; daß Daphne ihre Tochter examiniret, was ſie mit dem Strauſe machen will, den ſie in der Hand hat, und ihre Galathee ſchlau fragt, warum

ſie

ſie bey dem Namen Montan reth wird; daß Daphne von ihrem Sohne Damöt rühmt, daß er ihr einen ſo ſchönen Rechen geſchnitzt, an dem oben Zinken ſtehn, und unten Zinken ſind; daß er ihr einen Stab, geſchnitzt auf beiden Seiten, gebracht, deſſen eine Seite ihn, und die andere ſeine Chloris vorſtellen ſoll; daß ſie ihrer lieben Tochter zwar die Zärtlichkeit, aber nicht das Lieben erlauben will; daß Myrtill von ſeinem Staare redt, den er die Namen Hylax und Chloris ſprechen gelehrt; daß er dem Montan die Amſel wegnimmt; daß Galathee in der Hitze oft mit ſehr ſchnippiſchen Sprichwörtern, und alle Perſonen oft in ſehr kurzweiligen Reden, daß ſie ſagen, wie ſie einander einen Streich geſpielt, einander zuweilen zum Beſten haben; daß Galathee zu ihrem Montan ſpricht: nun dieſs gefällt mir noch, du haſt Recht überley; nein dieſsmal bin ich taub; ich bin beſtändig ſo, wenn ich nicht anders bin; gar auf mein Herz zu pochen? bey Phillis? bey der Stolzen? So, jene ſpitzt ſie zu, und die verſchieſst die Bolzen? daß Myrtill zur Galathee ſagt: du biſt auch gar zu arg; ich dachte, was dir wäre; daſs er ſpricht: ich geh, und will den Hahn zur Sie in Bauer ſtecken; die Jungen bring ich dir, ſo bald die Alten hecken; daß die guten Kinder am Ende auf den Streit auch luſtig ſeyn, eine friſche Milch

zuſam-

zuſammen eſſen, und im Kühlen um Pfänder ſpielen, und insonderheit das Spiel: Was macht die Liebe? ſpielen wollen; alles dieſes, und noch hundert ſolche Züge mehr, würden mir an dieſem nicht ungeſitteten Landvolke gefallen. Allein wenn das Schäfergedicht keine bloſſe Nachahmung des Landlebens, oder doch nur die feinſte Nachahmung iſt; wenn es mehr ein erdichtetes Schönes zu ſeinem Gegenſtande hat; wenn es das Mittel zwiſchen dem Land- und Stadtleben hält; wenn es ſich von der Plumpheit und dem Ekelhaften des Bauernſtandes eben ſo wohl, als von dem Zwange, und der Liſt des Stadtlebens entfernen, das Land mit allen ſeinen Annehmlichkeiten, und abgeſondert von allen ſeinen Beſchwerlichkeiten, vorſtellen muß; wenn die Schäfer Geſchöpfe ſind, die ſich uns nicht allein durch die Einfalt der Sitten, ſondern durch eine liebenswürdige Einfalt derſelben, nicht allein durch Offenherzigkeit, ſondern durch eine unſchuldige einnehmende Offenherzigkeit empfehlen müſſen; wenn ihre Liebe mit einem gewiſſen natürlichen Witze verbunden, ihr Vergnügen auf dem Lande mehr ein Geſchenke der Natur, als eine Frucht mühſamer Arbeiten ſeyn muß; wenn ihre Sprache zwar leicht und ungekünſtelt, aber doch die Sprache der feinern Empfindungen ſeyn muß; wenn ihre Beredſamkeit nicht darinne beſteht, daß ſie von ihrem Schäferſtabe, von ihrer Taſche,

von

von ihrem Phylax, von Heerden, Milch und Obſt reden; wenn gewiſſe Züge und Beſchreibungen des Landlebens nur der Wahrſcheinlichkeit und des Vergnügens wegen, das uns die Vorſtellung der Natur zu geben pflegt, in dieſe Gedichte eingeflochten werden, und gleichſam nur die Einfaſſung des Gemäldes abgeben; wenn dieſes, ſage ich, die Anforderungen des Schäfergedichtes ſind: ſo wird man ſehr viel bey dem Bande *zu erinnern finden. Ich will die Handlung des Stücks einen Augenblick beleuchten. Galathee ſieht ein Band, das ſie ſelbſt gewirket, das ſie zum Zeichen ihrer Liebe ihrem Montan geſchenket, um den Hals der Phyllis. Sie wird erbittert, hält den Montan für untreu, ſucht ſich zu rächen, und erdrückt aus Rache bey Gelegenheit die Amſel, die Montan von ihr bekommen hat, und die vortrefflich ſingen kann. Der Knoten: Wird Galathee recht geſehen haben, oder nicht? War es auch ihr Band? Die Auflöſung: Sie hat ſich geirret, und ſie bittet dem Montan ihre Hitze und Eiferſucht ab. Hat die Handlung genug Anziehendes? Ich zweifle ſehr daran. Was in dem Stücke gefällt, ſind mehr eingeſchaltete Nebenumſtände, als die Sache ſelbſt. Der zweyte und achte Auftritt können beynahe ohne den geringſten Verluſt der Handlung weggenommen werden. Sie gelt alſo nicht durch das Stück fort. Daphne, die Mutter, iſt überhaupt eine müſſige Perſon,*

Perſon, und nicht das Bedürfniß des Stückes, ſondern des Poeten, der, um die Charaktere zu vervielfältigen, hier eine Mutter auftreten ließ. Sie kömmt und geht, gleich einem frommen Geſpenſte, ohne daß man weiß, warum Die Auflöſung hat wenig unerwartetes. Galathee kömmt in dem letzten Auftritte, nachdem ſie vermuthlich bey der Phyllis ſich genauer wegen des Bandes erkundiget, und geſtehet dem Montan, daß ſie ſich geirret. Dieſes wußten die Zuſchauer lange. Montan hatte es ja in der Mitte des Stückes ſchon ehrlich genug betheuret, daß er ihr Band nicht weggeſchenkt hätte. Vielleicht wäre die Auflöſung beſſer geworden, wenn Phyllis das Band wirklich gehabt, es aber durch eine Liſt, oder durch ein anderes Mittel, ohne daß es Montan wiſſen können, bekommen hätte, und ſelbſt eine von den ſpielenden Perſonen geweſen wäre Galathee drückt aus Rache gegen den Montan einer armen Amſel auf dem Theater den Kopf ein. Ein ſehr blutdürſtiges Unternehmen für eine Schäferinn! Wo bleibt die ſchäferiſche Unſchuld der Sitten? Iſt das nicht das jähzornige verliebte Bauermädchen, die ihrem Montan, wenn er nicht ſo demüthig geredt hätte, zur Noth gar in die Haare gefallen wäre? Aber es iſt ja natürlich. Freylich iſt dieſes Natur, aber Natur des Dorfes, nicht des Schäferſtandes. Von der Sprache habe ich

ſchon

ſchon geredt. Sie eſt, wie der Charakter, nur gar zu natürlich. Will man aber dieſes Gedicht nicht gegen die Regeln der Kunſt, ſondern nur gegen gewiſſe andre Schäferſpiele halten: ſo gebe ich gerne zu, daß es ſeinen Platz mit Recht unter den Schäfergedichten behauptet, und, ohne ihm zu ſchmeicheln, gewiß nicht den niedrigſten. Nachdem ich dieſes Geſtändniß gethan, glaube ich nicht, daß der gute Geſchmack durch das Band leiden wird. Es wird vielmehr jungen Dichtern zum Beyſpiele dienen können, wie die Schäferſpiele nicht ſeyn, und warum ſie anders ſeyn ſollen. Ich verweiſe ſie ins beſondere auf die Anmerkungen, die Herr Saint-Mard in ſeinen Reflexions ſur la Poeſie *über das Schäfergedichte gemacht, auf die Stellen, die er daſelbſt aus dem Fontenelle anführt, und auf die ſchöne Abhandlung von dem eigentlichen Gegenſtande des Schäfergedichts, welche in dem Anhange zu des Batteux Einſchränkung der ſchönen Künſte auf einen einzigen Grundſatz, zu finden iſt.*

Per-

Perſonen.

Galathee.
Daphne. *Der Galathee Mutter.*
Montan. *Der Liebhaber der Galathee.*
Doris.
Myrtill.

Erſter Auftritt.

Galathee. *Doris.*

Doris.

Was machſt du, Galathee? Du ſcheinſt mir nicht vergnügt.

Galathee.

Ich weiſs es ſelber nicht, was mir im Sinne liegt,
Ich bin nicht aufgeräumt.

Doris.

Du wirſt doch etwas wiſſen,
Was dir - - -

Galathee.

Ich wollt vorhin mein klares Garn begieſſen,
Das an der Sonne liegt, und nahm mich nicht in Acht,
Und ſtieſs mich an das Holz, an dem ichs angemacht.

Da

Da ſieh nur meine Hand.

Doris.

So geht es, wenn wir eilen.
Doch, dieſs bedeutet nichts; der Schaden iſt zu heilen.
Allein, wo iſt Montan?

Galathee.

Und was mir weiter fehlt:
So hat die Mutter ſchon einmal auf mich geſchmält.

Doris.

Die meine thut es auch, und oft bey Kleinigkeiten.
Allein wo iſt Montan?

Galathee.

Sie läſst ſich kaum bedeuten.
Ich bringe Kräuter heim, und ſetz ſie offen hin,
Da kömt mein Lamm dazu, dem ich ſo günſtig bin,
Und friſst ſie glücklich auf. Nun muſs ich andre leſen.

Doris.

Wer weiſs, wie hungrig auch das arme Lamm geweſen!
Doch gute Galathee, du willſt mich nicht verſtehn;
Wo iſt denn dein Montan?

Galathee.

Ach, Doris, laſs mich gehn!

Ich

Ich weiſs nicht, wo er iſt; wer will die Schäfer hüten?
Er geht, wohin er will; ich kanns ihm nicht verbieten.

Doris.

Verſtell dich nicht ſo ſehr; du zürnſt, ich ſehs dirs an.

Galathee.

Erwähn ihn weiter nicht.

Doris.

Was hat er denn gethan?

Galathee.

Mehr als ich je gedacht! Mir alſo mitzuſpielen?
Mir, ſeiner Galathee? Er ſoll es ſchon noch fühlen.
Bedenk es nur einmal: Ich ſchenk ihm jüngſt ein Band,
Und knüpf es ihm dazu noch ſelber um die Hand;
Und geſtern ſeh ich gar -- Es iſt um mich geſchehen!
Ich habe dieſes Band um Phyllis Hals geſehen.

Doris.

In Wahrheit, Galathee? Dieſs iſt ein ſchlimmer Streich.
Allein, du irrſt dich wohl; eins ſieht dem andern gleich.

Galathee.

Ich kenn es gar zu gut. Ich trug es um die Stirne.

Der

Der Eintrag war von Garn, der Boden war von Zwirne,
Zween Faden liefen grün, zween roth, die andern blau,
So ſcheckicht, wie ein Specht; ich kenn es ganz genau.
Es war zween Finger breit, und zackicht an den Seiten.
Es war mein ſchönſtes Band. Willſt du noch lange ſtreiten?
Ich hab es ſelbſt gemacht; drey Wochen ſind es kaum.
Mein Name ſteht darauf, und auch der Tannenbaum,
Bey dem mir einſt Montan den erſten Kuſs genommen.
Doch, Kind, verſtecke dich; ich ſeh die Mutter kommen.

Zweyter Auftritt.

Galathee. Daphne.

Daphne.

Nun, meine Galathee, die Sonne meynt es gut.

Galathee.

Sie brennt faſt gar zu ſehr; man weiſs kaum, was man thut.

Daphne.

Daphne.

Itzt ſchadt die Wärme nichts; ſie hebt vielmehr die Saaten,
Und wenn die Witterung bleibt, wird alles wohl gerathen.
Ich ſahe meine Luſt itzt mitten in dem Gehn;
Der Lein ſteht ſchon ſo gut, er kann nicht beſſer ſtehn,
Und alles grünt und blüht: Doch wenn mirs nicht ſo ſcheinet,
So fehlt dir doch etwas. Mich deucht, du haſt geweinet.

Galathee.

Geweinet? Nein, dieſs nicht.

Daphne.

Was ſoll dir dieſer Klee?

Galathee.

Ich bind ihn um den Kopf; er thut mir gar zu weh.

Daphne.

Wie albern biſt du doch! Gewiſs, du ſollteſt dich ſchämen;
Klee hilft dir nimmermehr; nein, Poley muſst du nehmen.
Doch geſtern, weiſst du wohl, wer auf die Hitze trank?
Dieſs iſt die Frucht davon.

Galathee.

Ach nein, ich bin nicht krank.

Ich weiſs, wovon es kömmt; es kömmt vom Veilchen pflücken.
Wie vielmal muſs man ſich um eine Hand voll bücken!

Daphne.

Wem ſoll denn dieſer Straus?

Galathee.

Hier iſt er.

Daphne.

Soll er mein?

Galathee.

Ja, darum band ich ihn.

Daphne.

Der Straus iſt wirklich fein.
Vielleicht hat ihn Myrtill von dir bekommen ſollen.

Galathee.

Er? Nein! da hätt ich ihn ſchon ſchlechter binden wollen.
Dieſs unterbleibet wohl, auch ohne dein Verbot.

Daphne.

Vielleicht hat ihn Montan - - -? Doch warum wirſt du roth?

Galathee.

Dieſs werd ich gar zu leicht.

Daphne.

Leicht, um Montanens willen?
Doch warum wardſt dus nicht zugleich auch bey Myrtillen?

Gala-

Galathee.

Ich rede für mein Herz, dieſs iſt nicht Schuld daran.

Daphne.

Doch hab ichs in Verdacht ſo gut, als den Montan.
Ich hab es wohl gemerkt, ihr könnt einander leiden.

Galathee.

Faſt täglich ſag ichs ihm, er ſoll mich gänzlich meiden.
Stets will er was von mir; ich heiſs ihn freundlich gehn,
Und ſags ihm auch im Zorn, und dennoch bleibt er ſtehn,
Und redt mich wieder an, und giebt mir wohl die Lehre,
Es ſtünde gar nicht fein, wenn man ſo ſpröde wäre.

Daphne.

Was deine Schweſter ſagt, klingt anders.

Galathee.

Dieſes Kind?
Wer wollte Chloris traun? Man weiſs, wie Kinder ſind.

Daphne.

Die Kinder reden wahr, und ſagen, was ſie ſehen.

Galathee.

Sie rede, was ſie will, mir iſt zu viel geſchehen.

Geſetzt, daſs auch Montan zuweilen mit mir treibt,
Und auf dem Rohre bläſt, und mir die Zeit vertreibt;
Geſetzt, daſs ich zugleich in ſeine Flöte ſinge;
Wird dieſs wohl unrecht ſeyn?

Daphne.

Dieſs ſind erlaubte Dinge.
Allein du ſagteſt ja, du hieſst ihn öfters gehn.

Galathee.

Ja, dieſes thu ich auch; allein er bläſt ſo ſchön.
Ich bitt ihn nicht darum. Dem Echo zu gefallen,
Das in dem Buſche ruft, läſst er ſein Rohr erſchallen.

Daphne.

Du wirſt das Echo ſeyn. Das Singen wehr ich nicht;
Nur fürcht ich, daſs Montan mit dir vom Lieben ſpricht.

Galathee.

Er denket nicht daran. Frey, ſpricht er, will ich leben;
Es liebe, wer da will, mir iſt es nicht gegeben.

Daphne.

Doch warum ſagt er denn, daſs du ſo ſpröde wärſt?

Galathee.

Itzt ſagt er dieſs nicht mehr; es war nur in der Erſt,
Wenn

Wenn ich ihm dann und wann die Antwort ſchuldig bliebe.
Es iſt gewiſs an dem, er denkt an keine Liebe.
Nur Freundſchaft wünſcht' er ſich, und dieſe gieng ich ein;
Er kann ja wohl mein Freund, ich ſeine Freundinn ſeyn.

Daphne.

Was heute Freundſchaft war, kann morgen Liebe werden.
Indeſſen wär mein Rath, er blieb bey ſeinen Heerden.
Du aber, Galathee, nimm auf den Abend ein.

Galathee.

Ach, eh der Abend kömmt, wirds wohl vergangen ſeyn.

Daphne.

Und dennoch werd ich dir von meinen Kräutern geben;
Man ſorget nie zu ſehr für ſeiner Kinder Leben.
Ich gehe. Komme nach, und nimm dich wohl in Acht,
Und bring mehr Veilchen mit.

* * *

Dritter Auftritt.

Galathee. Doris.

Doris.

Ich habe recht gelacht!
Die gute Mutter denkt wohl Wunder, was dir fehlet!

Galathee.

Nicht wahr, du haſts gehört, ſie hat nicht ſehr geſchmählet?

Doris.

Doch mit der Arzeney?

Galathee.

Da hab ich meine Noth!
Raut und Wachholderſaft hilft bey ihr für den Tod.

Doris.

Sie weiſs noch nicht genug. Mich ſollte ſie nur fragen,
Was für dein Kopfweh hilft; ich wollts ihr beſſer ſagen.
Montan nur hilft dafür.

Galathee.

Ach! quäle mich doch nicht.
Der falſche Schäfer, der! So ehrlich ſein Geſicht,

So ſchlimm iſt doch ſein Herz. Er ſoll mich nicht mehr fangen;
Wer einmal mich betrügt, hat ſtets mich hintergangen.

Doris.

Du thuſt ihm wohl zu viel.

Galathee.

Und du vertrittſt ihn noch?
Ich ſoll zufrieden ſeyn! Nicht wahr? Bedenk es doch!
Ein Band, ein Band von mir an Phyllis zu verſchenken?
Er liebt ſie. Dürft ich nur nicht weiter an ihn denken!
Mich dauert jeder Kuſs.

Doris.

Haſt du ihn oft geküſst?

Galathee.

Ach mehr, als tauſendmal! Du weiſst ja, wie man iſt.
Das erſt- und andremal, da hielt er mir die Hände;
Ich drohte, doch zu ſchwach. Erräthſt du bald das Ende?
Ich litt es endlich gern, und gab ihm nach der Zeit,
Wenn er zu blöde ſchien, oft ſelbſt Gelegenheit.
Die Birken wiſſens noch. Wenn wir zuſammen kamen:

So ward gewiſs geküſst, bis daſs wir Abſchied nahmen.

Doris.

Und habt gar nicht geredt, ſo ſehr vergaſst ihr euch?

Galathee.

Ach ja, wir redten auch, und küſsten uns zugleich.

Doris.

Allein, was ſpracht ihr ſtets?

Galathee.

Wie kannſt du doch ſo fragen?
Verliebe dich einmal, ſo darf ich dirs nicht ſagen.
Vom Lieben redten wir. Er fiel mir um den Hals,
Und ſprach: mein liebes Kind! dieſs that ich ebenfalls.
Ich hieſs ihn mein Montan; er mich, mein Herz, mein Leben:
So muſste, wie geſagt, ein Wort das andre geben.

Doris.

Ja, ja, dieſs iſt ſchon gut. Doch wurdet ihrs nicht ſatt?

Galathee.

Satt? Ja da höret mans, wer nie geliebet hat.
Wir redten Tage lang, wenn wir beyſammen trieben,
Und wuſsten auf die Nacht kaum, wo der Tag geblieben.
So ſchnell verſtrich er uns.

Doris.

Doris.

Nun, das begreif ich nicht,
Wie da ein Tag verſtreicht, wenn man nicht weiter ſpricht,
Als Kind, Montan, mein Herz!

Galathee.

Du bringſt mich nicht zum Lachen:
Ach! Doris, hör nur auf, du wirſt mich böſe machen.
Wir redten ſonſt noch viel, als vom beſtändig ſeyn;
Die Lieb und unſer Herz gab uns die Reden ein.

Doris.

Gut. Heute ſpracht ihr dieſs; was ſpracht ihr aber morgen?

Galathee.

Was liegt doch dir daran? Dafür laſs andre ſorgen.

Doris.

Erzähl mir immer mehr!

Galathee.

Auch war es was gemeins,
Wir zankten uns einmal, und wurden wieder eins.

Doris.

Gezankt?

Galathee.

Ja! wird nicht auch der Himmel öfters trübe?

Und wie das Wetter iſt, ſo wechſelt auch die Liebe.
Oft ſahen wir uns nur zu ganzen Stunden an;
Sein Auge hieng an mir, und meines an Montan.

Doris.

So iſt die Liebe denn ein Spielwerk in Gedanken?
Ein Gutſeyn, Reden, Sehn, ein Kuſſen und ein Zanken?

Galathee.

Das Tändeln fehlt dir noch.

Doris.

Das Tändeln? Was iſt das?
Dieſs hab ich nie gehört.

Galathee.

Es iſt nun ſo etwas.
Man ſtreichelt ſich die Hand; man kneipt ſich in die Backen,
Man ſchüttelt ſich am Kinn, und klopft ſich in den Nacken.

Doris.

Dieſs habt ihr auch gethan?

Galathee.

Ja, das verſteht ſich ſchon.
Wie günſtig war ich ihm! Nun hab ich meinen Lohn!

Doris.

Was wird denn nun daraus? Willſt du den Schäfer laſſen?

Gala-

Galathee.

Die Liebe, ihn, das Band, und Phyllis will ich haſſen.
Sprich, warum käm er nicht, wenn er beſtändig wär?
Seit geſtern ſeh ich ihn mit keinem Auge mehr.
Da kömmt Myrtill. Bleib hier, und ruf ihn zu der Heerde.
Ich will nach Veilchen gehn, damit ich fertig werde.

Vierter Auftritt.

Doris. Myrtill.

Doris.

Was haſt du da, Myrtill? Verſteck es nicht vor mir.

Myrtill.

Nichts, liebe Schäferinn; es iſt ein kleines Thier.

Doris.

Ein kleines Thier? Myrtill! Dieſs brauchſt du nicht zu ſagen:
Denn Wölfe wirſt du wohl nicht in den Händen tragen.

Myrtill.

Hier iſt es, ſieh es an.

Doris.

Nunmehro will ich nicht.

Myrtill.

Du nimmſt es übel auf, was man im Scherze ſpricht?

Doris.

Nein, eine Kleinigkeit wird mich nicht gleich verdrieſſen.
Es ſey auch, was es will; ich brauch es nicht zu wiſſen.
Gewiſs, es kränkt mich nicht, dafs du mirs nicht geſagt;
Dieſs aber ärgert mich, dafs ich dich gleich gefragt.

Myrtill.

Nun, ſey nur wieder gut; ich will dirs gerne zeigen.
Doch Doris, noch etwas: Verſprichſt du mir zu ſchweigen?

Doris.

Ich ſchweige, wenn ich will.

Myrtill.

Wenn du verſchwiegen biſt;
So ſag ich dir, dafs dieſs Montanens Amſel iſt.
Von ſeiner Galathee hat ſie Montan bekommen.
Sie ſingt vortrefflich ſchön. Ich hab ſie weggenommen.

Doris.

Was haſt du nun davon, dafs du Montanen kränkſt?

Myr-

Myrtill.

Ich, meine Schäferinn? Gewiſs mehr, als du denkſt.
Genug, Montan verdient, daſs er auch einmal fühlet,
Was er mir ehedem für einen Streich geſpielet.
Denn weiſst du, wie er mich den letzten Herbſt geneckt,
Und mir drey Tage lang den ſchönen Staar verſteckt?
Dieſs war ein rechter Staar, ich hatt ihn aufgezogen - -;
Und wer ihn einmal ſah, der war ihm auch gewogen.
So oft ich Hylax rief, ſo oft ich Chloris ſprach:
So rief er Hylax mit, und ſagte Chloris nach.
Oft flog er auf mein Lamm, und lieſs zu halben Tagen,
Als hielt ichs nur für ihn, ſich von dem Lamme tragen.

Doris.

Ja, ich beſinne mich auf dieſen klugen Staar,
Der dir nur gar zu lieb, und gar zu theuer war.
Denn, weiſst du noch, Myrtill, als ich ihn haben wollte,
Daſs ich für dieſen Staar zehn Küſſe geben ſollte?
Allein der Staar iſt todt, und dieſs erfreut mich ſehr.

Wie theuer war er dir? Verkauf ihn doch nunmehr.
Und deine Amſel auch. Im Ernſt, du ſollſt dich ſchämen,
Montanens Freund zu ſeyn, und ihm etwas zu nehmen!
Doch ich beſinne mich auf eine kleine Liſt.
Letzt ſagte Galathee, du hätteſt mich gekuſst;
Sie gab mirs zweymal Schuld. Itzt könnten wir uns rächen.
Laſs ihr den Vogel ſehn, und ſprich - -

Myrtill.

Was ſoll ich ſprechen?

Doris.

Sprich: Siehſt du, wie Montan an ſeine Freunde denkt?
Er hat mir heute früh die Amſel gar geſchenkt.
Doch nimm dich auch in Acht, und fang nicht an zu lachen.

Myrtill.

Verlaſs dich nur auf mich, ich wills ſchon liſtig machen.

Doris.

Sie hat ihn in Verdacht, und iſt voll Aergerniſs;
Und wenn du ernſthaft ſprichſt: ſo glaubt ſies ganz gewiſs.

Myrtill.

Schon gut, ich will es thun, vom Kleinſten bis zum Groſsten;

Mich

Mich hat das loſe Kind zuweilen auch zum Beſten.
Dort kömmt ſchon Galathee; ſie kömmt. Montan kommt auch.

Doris.

Geſchwind verſtecke dich hier unter dieſen Strauch.
Ich will zur Phyllis gehn; ſie ſchläft dort in dem Garten.

Myrtill.

Allein, Montan kömmt ja.

Doris.

Er wird nicht lange warten.

Fünfter Auftritt.

Galathee. Montan. Myrtill. verſteckt.

Montan.

Du läufſt ſo gar von mir? Was iſt dir, Schäferinn?

Galathee.

Ich bin beſtändig ſo, wenn ich nicht anders bin.

Montan.

Nie hab ich dich, mein Kind, noch ſo erzürnt geſehen.

Galathee.

Und nie geſchah vielleicht, was geſtern iſt geſchehen.

Mon-

Montan.

Doch meine Galathee, was hab ich dir gethan?

Galathee.

Ich ſage, laſs mich gehn, und ſich mich nicht mehr an.

Montan.

Ich bitte, rede doch.

Galathee.

Du kannſt die Worte ſparen.

Montan.

Wenn du nicht reden willſt: wie ſoll ichs denn erfahren?

Galathee.

Nun, dieſs gefallt mir doch, du haſt Recht überley.

Montan.

Was iſt denn mein Vergehn? Geſteh es doch nur frey.

Galathee.

Es reut ihn nicht einmal, er kann noch gar verlangen,
Daſs ich ihm ſagen ſoll, wie ſehr er ſich vergangen.

Montan.

Kind, ich erſtaune ganz. Heiſst dieſs, du haſt mich lieb?
Wo bleibt dein letzter Schwur?

Galathee.

Er bleibt, wo deiner blieb.

Mon-

Montan.

Wo bleibt dein treues Herz?

Galathee.

Gar auf mein Herz zu pochen?
Nur ſachte, mein Montan, dieſs war zu viel geſprochen.

Montan.

Ach! meine Galathee, mein Herz, mein liebſtes Kind!

Galathee.

Man höre nur einmal, was dieſs für Reden ſind!
Ich bin ja Phyllis nicht. Du redſt vielleicht im Schlafe.

Montan.

Wer nichts verbrochen hat, den ſchmerzt dergleichen Strafe.
So hilft kein gutes Wort?

Galathee.

Nein, dieſsmal bin ich taub.

Montan

So treffe denn das Gift Vieh, Fluren, Bäum und Laub,
Wofern ich untreu bin. Pan wird den Schwur erhören.

Galathee.

Ich hör es ſchon, Montan; du kannſt vortrefflich ſchwören.

Mon-

Montan.

Hat Phyllis mich gerührt: ſo ſoll mich itzt . .

Galathee.

Halt ein!
Liebſt du die Phyllis nicht: ſo will ich untreu ſeyn.

Montan.

Mit Phyllis quälſt du mich? Dieſs ſoll ich auch vertragen?

Galathee.

Geh, Falſcher, geh nur hin, du kannſts ihr wieder ſagen.

Montan.

Ich, meine Galathee, ich falſch? Dieſs iſt betrübt.
Ich habe dich ſo treu, dich wie mein Blut geliebt,
Und nichts ſo ſehr gewünſcht, als ſtets um dich zu leben,
Und einſt in deinem Arm mein Leben aufzugeben.
Zwey Jahre ſind vorbey, ſeit dem kein Tag vergieng,
An dem ich dich nicht ſah, nicht ſprach, und nicht umfieng.
Gern lieſs ich alles ſtehn, vergaſs mit Luſt der Heerden,
Und lieſs oft Tag aus Nacht, dir zu gefallen, werden.
Zwee Stabe hab ich dir mit eigner Hand geſchnitzt,
Und auch ein Trinkgeſchirr, auf dem ein Waldgott ſitzt.

Dem

Dem ich, damit es dir in allem wohlgelinge,
Nun ſchon ſo manchen Bock gebückt zum Opfer bringe.
Der Becher quälte mich faſt auf ein halbes Jahr;
Oft haſt du meine Hand, die wund vom Schneiden war,
Mitleidig abgewiſcht, bedauert und verbunden.
O Zeit! wo biſt du hin? Du biſt zu ſchnell verſchwunden!
O Kind, ich bitte dich, beyn Göttern unſrer Flur,
Wer raubt mir deine Gunſt? Wer iſts? Geſteh es nur!
Denn dich mir treu zu ſehn, will ich das Gröſste wagen.

Galathee.

O frage nur dein Herz, dieſs wirds am beſten ſagen.

Montan.

Mein Herz, betrognes Kind, kennt keinen Unbeſtand.

Galathee.

So, ſo; wo haſt du denn mein roth und blaues Band,
Das ich dir ehedem . .

Montan.

Es iſt um wenig Schritte:
So hol ich dir dieſs Band; es liegt in meiner Hütte,

Gleich

Gleich bey dem Nelkenſtraus, den ich von dir empfieng,
Als ich das erſtemal mit dir zum Tanze gieng.
Ich hol es, warte hier; es iſt ja bald geſchehen.

Galathee.

Mein Herz glaubt weiter nichts, als was die Augen ſehen.

Sechſter Auftritt.

Galathee. Myrtill.

Myrtill.

Da ſiehſt du, Galathee, wie gut Montan es meynt:
Sein Liebſtes ſchenkt er mir; dieſs thut ſo leicht kein Freund.

Galathee.

Was hat er dir geſchenkt? Die Wachtel?

Myrtill.

Rathe beſſer!

Galathee.

Was denn? Den Hänfling?

Myrtill.

Nein! es iſt noch etwas gröſſer.
Die Amſel, ſiehſt du wohl?

Galathee.

Was gabſt du ihm dafür?

Myr-

Myrtill.

Nichts, als ein gutes Wort. Genug, er gab ſie mir.

Galathee.

Er hat ſie ja von mir! Wie kann er ſie verſchenken?

Wie? Thut er dieſs vielleicht, um mich dadurch zu kränken?

Myrtill.

Was fragſt du noch ſo ſchlimm? Weswegen wird ers thun?

Mir zur Gefälligkeit, mir was zu ſchenken.

Galathee.

Nun?

Dir zur Gefälligkeit? Gereicht mir dieſs zur Ehre? Ich habe ſchon genug!

Myrtill.

Ich dachte, was dir wäre.

Wer wird den Augenblick gleich voller Argwohn ſeyn?

Wenn mir die Amſel wird, ſo bleibt Montan doch dein.

Ich geh, und will den Hahn zur Sie in Bauer ſtecken;

Die Jungen bring ich dir, ſobald die Alten hecken.

Galathee.

Weis her!

Myr-

Myrtill.

Nimm dich in Acht; ſie fliegt dir ſonſt davon.

Galathee.

Ja, ja! ſie iſts, Myrtill; ſie iſts, ich ſeh es ſchon.
Das Thierchen iſt recht fett.

Myrtill.

Du muſst ſie nicht ſo drücken,
Ganz locker halte ſie, ſie möchte ſonſt erſticken.

Galathee.

(Sie giebt ihm die Amſel wieder.)

Die Amſel iſt erſtickt; und dieſs hab ich gewollt.
Ihr Schafer wiſst kaum mehr, wie ihr uns qualen ſollt.
Was denkt ihr denn von uns? Ach lernt euch doch beſinnen.
Denn wenn ihr Schäfer ſeyd, ſo ſind wir Schäferinnen.
Nun ſoll ſie dein, Myrtill; vergiſs die Jungen nicht!
Ein Schäfer hält es ſtets, was er einmal verſpricht.

Myrtill.

Ach ehrlicher Montan, du biſt um viel gekommen!
Verſtohlen hab ich ihm die Amſel weggenommen.
Wie thöricht war ich doch, daſs ich ſie nicht verbarg!
Wer hätte das geglaubt? Du biſt auch gar zu arg.

Ich

Ich weiſs mir keinen Rath; zeitlebens wird michs reuen;
Der Schade iſt zu groſs, er kann mirs nicht verzeihen.

Galathee.

Du nahmſt ſie heimlich weg?

Myrtill.

Ja freylich, heute früh.
Und da mich Doris ſah: ſo - -

Galathee.

Nun, was ſagte ſie?

Myrtill.

Sie hat mich angeſtellt, dich alſo zu betrügen.

Galathee.

Gut, merke dirs, Myrtill! Dieſs iſt die Frucht vom Lügen.

Myrtill.

So gar empfindlich ſeyn, das ſteht doch auch nicht ſchön!
Wer andre necken kann, muſs wieder Scherz verſtehn.

Galathee.

Dieſs geb ich alles zu. Wer heiſst dich ſolche Sachen?
Es kann nicht anders ſeyn, du muſst mich böſe machen.
Ich war ſchon aufgebracht; drum glaubt ichs vom Montan.

Es reut mich. Sage mir, wo treff ich Doris an?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis ſeyn.

Galathee.

Bey Phyllis? Bey der Stolzen?
So! jene ſpitzt ſie zu, und die verſchieſst die Bolzen.

Siebenter Auftritt.

Montan. Myrtill.

Montan.

Glück zu! Myrtill, Glück zu! Wie kömmts, ſo ganz allein?
Wo iſt denn Galathee?

Myrtill.

Sie wird bey Phyllis ſeyn.
Ich ſoll, bis daſs ſie kömmt, bey ihrer Heerde warten.

Montan.

Iſt Phyllis weit von hier?

Myrtill.

Nicht weit, ſie iſt im Garten.

Montan.

Ach vorhin wünſcht ich dich! Es war ein rechter Zanck;
Da ſollt ich mit Gewalt, und wider allen Dank,

Mein

Mein Band, das Galathee, als wir den Maytanz gaben,
Mir um den Arm geknüpft, ſo gar verſchenket haben.
Es war ihr ganzer Ernſt.

Myrtill.

Wer hätte das gemeynt?

Montan.

Allein - - -

Myrtill.

Ein Wort, Montan! Ich bitte dich, mein Freund,
Bey allem, was du liebſt - - -

Montan.

Was willſt du? Mit Vergnügen,
Wenn ich dir helfen kann, ſo ſollſt du alles kriegen,
Nur meine Amſel nicht, um die du letztens - - -

Myrtill.

Nein!
Nein, ich verlange nichts; du ſollſt mir nur verzeihn.

Montan.

Myrtill, ſey doch kein Kind; was ſoll ich dir vergeben?
Du haſt mir nichts gethan.

Myrtill.

Verſprich bey deinem Leben,

Daſs du nicht böſe wirſt! Ich habe was gethan,
Das dir dein Lebenlang kaum ſchlimmer träumen kann.
Ach deine Galathee - - -

Montan.

Nun werd ichs bald errathen:
Du haſt vielleicht gethan, was ich und ſie nur thaten?
Geküſst? Drum wird ſie auch davon gelaufen ſeyn.
War dieſs ein Scherz, Myrtill? Und ſoll ich ihn verzeihn?

Myrtill.

Nein, dieſs iſts nicht, Montan.

Montan.

So möcht ichs gerne wiſſen,
Was du für Räthſel haſt.

Myrtill.

Ach laſs dichs nicht verdrieſſen!
Ich that es nicht allein; auch Doris iſt mit Schuld,
Und deine Galathee.

Montan.

Bald bricht mir die Geduld.
So ſags doch nur einmal; ich will nicht böſe werden.

Myrtill.

Ich ſelber würde mich recht ungeſtüm geberden,
Wenn mirs begegnet wär. Bedenke, heute früh

Nehm

Nehm ich die Amſel weg, und Doris ſiehet ſie.
Drauf ſpricht ſie, nimm ſie mit: und ſprich zu Galatheen,
Montan hat mich beſchenkt.

Montan.

Mich ſo zu hintergehen!

Myrtill.

O! dieſs iſt nicht genug.

Montan.

Was iſt denn noch dabey?

Myrtill.

Laſs ſehn, ſprich Galathee, obs auch die meine ſey?
Sie nimmt die Amſel weg.

Montan.

Und giebt ſie dir nicht wieder?

Myrtill.

Ach nein, ſie ſtreichelt ſie, geht einmal auf und nieder;
Ich ſeh mich um, ſie ſpricht, das Thierchen iſt recht feiſt:
Darauf . . .

Montan.

Ich merk es ſchon, ich weis, der Vogel beiſst.

Myrtill.

Ach nein, ſie drückt ihn todt.

Montan.

Gern, oder wider Willen?

Myrtill.

Geh, ſprach ſie; armes Thier, geh; du gehörſt Myrtillen.
Ich gab nicht acht darauf, und möchte faſt vergehn.
Ach ehrlicher Montan!

Montan.

Nun, dieſs muſs ich geſtehn!
Die Nachricht thut mir weh.

Myrtill.

Sie geht mir auch zu Herzen.

Montan.

Dieſs heiſs ich, gar zu ſehr auf meine Koſten ſcherzen.

Myrtill.

Ich ſah es nicht voraus; ſonſt wär es nicht geſchehn.

Montan.

Wer Freunde necken will, muſs auf die Sache ſehn.

Myrtill.

Nun ſey nur wieder gut. Ich habe Tauben fliegen;
So ſchön du ſie verlangſt, du ſollſt die beſten kriegen.
Ich ſchenke dir zwey Paar mit Kronen auf dem Kopf.
Am Bauche weiſs, und blau an Flugeln, Schwanz und Kropf.

Mon-

Montan.

Behalte, was du haſt; die Amſel iſt verlohren.
Ich bin zum Aergerniſs und zum Verluſt gebohren.

Myrtill.

Damit du wirklich ſiehſt, daſs mich die Sache kränkt;
So ſey der Bienenſtock zur Hälfte dir geſchenkt,
Für den mein Vater einſt ſechs Lämmer ausgeſchlagen.
Ja, lebte Damon noch, er könnts nicht anders ſagen.

Montan.

Ich bin ſo geitzig nicht, und ſagte gern nichts mehr,
Wenn meine Galathee nur wieder freundlich wär.
Sie hat mich in Verdacht, und läſst ſich nicht bedeuten:
Ich habe ja das Band; was will ſie länger ſtreiten?

Myrtill.

Sie wird es auch nicht thun. Verlaſſe dich auf mich;
Sie liebt dich gar zu ſehr, und darum zankt ſie ſich.
Komm nur, wir ſuchen ſie.

Montan.

Wir muſsten auch ſo zaudern:
Sieh! dort kömmt Daphne her; nun wird ſie mit uns plaudern.

Universitäts Bibliothek Berlin.

Achter Auftritt.

Montan. Myrtill. Daphne.

Daphne.

Ihr Kinder, treibt das Vieh doch beſſer in den Klee.
Doch hier iſt kein Damöt, und keine Galathee; Wo ſind ſie?

Myrtill.

Gar nicht weit. Wir bleiben bey den Schaafen.

Daphne.

Damöt macht mirs zu bunt. Der faule Schelm wird ſchlafen.
Ich war vor kurzem da, und traf ihn auch nicht an.

Myrtill.

Ach nein, er iſt nicht weit, und das weiſs auch Montan.

Montan.

Er iſt dort an dem Flufs, und putzt und hackt die Weyden.

Daphne.

Das gienge ſchon noch an; allein ich kanns nicht leiden,
Dafs er die Heerde läſst, und ſtets was anders thut.

Mon-

Montan.

O ſchmähle nicht auf ihn; Damöt iſt warlich gut;
Er übertrifft uns ſtets an Fleiſs und an Geſchicke.

Daphne.

Ja, red ihm nur das Wort.

Montan.

So oft ich ihn erblicke:
So wird er fleiſsig ſeyn. Bald flicht er Baſt und Stroh;
Bald pflanzt er einen Baum; bald rückt er dieſen ſo,
Damit er Sonne kriegt; bald ſchneidet er die Reben,
Und bald umpfählt er ſie; bald zieht er kleine Gräben,
Und führt die Quellen ab, daſs nicht das Graſs erſäuft,
Und greift in allem zu, was in den Feldbau läuft.

Daphne.

Er iſt nicht ungeſchickt, ich muſs es ſelber ſprechen;
Es geht ihm von der Hand. Letzt braucht' ich einen Rechen:
So gleich läuft mein Damöt, und ſchnitzt ihn ganz geſchwind,
Daſs oben Zinken ſtehn, und unten Zinken ſind.

Jüngſt bracht er einen Stab geſchnitzt auf beyden Seiten.
Damöt, ſo fang ich an, wen ſoll denn das bedeuten?
Stellts deine Schweſter vor? Nein, ſpricht er lächelnd, nein!
Dieſs hier bin ich, und dieſs ſoll meine Chloris ſeyn.
Ich macht ihr ziemlich aus, doch war mirs nicht ums Herze;
Wenn Mütter ſtrenge ſind: ſo ſind ſies oft im Scherze.
Er ſey ihr immer gut; und wenn er mit ihr ſpricht:
So iſts ihm unverwehrt. Nur lieben ſoll er nicht.

Montan.

Damöt iſt nicht verliebt.

Daphne.

Dieſs hab ich auch erfahren.

Montan.

Doch günſtig war er ihr, ſeit ſeinen erſten Jahren.

Myrtill.

Iſt das ein Unterſchied, verliebt und günſtig ſeyn?

Montan.

Ja. Biſt du recht verliebt: ſo bleibſt du nicht mehr dein.
Du wünſcheſt, ſinnſt und denkſt, und träumſt bey hellem Tage,

Biſt

Biſt andern eine Laſt, und dir die gröſsste Plage,
Zur Arbeit träg und faul, bey guten Freunden ſtumm,
Und ſiehſt dich, wenn du ſiehſt, nur nach der Liebſten um.
Der erſte finſtre Blick ſchlägt deinen Muth darnieder;
Dann kömmt ein holder Blick, und der belebt dich wieder.
Du biſt Myrtill zugleich, und biſt auch nicht Myrtill.
Kurzum; du lachſt und weinſt, ſo wie die Schöne will.

Daphne.

Ey, ey, Montan, Montan! Du magſt die Liebe kennen?

Montan.

Ich kenne ſie, doch nur vom Hören und vom Nennen.

Myrtill.

Was iſt denn günſtig ſeyn?

Montan.

O, günſtig ſeyn iſt ſchlecht;
Man iſt einander gut, und iſt es doch nicht recht.
Man ſieht einander gern, und wünſcht ſich oft zu ſehen:
Doch gehts nicht immer an; ſo läſst mans auch geſchehen.

Myrtill.

Wenn du und Galathee nun bey einander ſeyd,
Was iſts? Verliebt ſeyn?

Montan.

Nein. Nur bloſſe Zärtlichkeit.

Daphne.

Recht! Dieſes kann ich auch von meiner Tochter glauben.
Das zärtlich ſeyn iſt gut; dieſs will ich euch erlauben.

Myrtill.

Bey mir iſt Zärtlichkeit das, was man Liebe nennt.

Daphne.

Ihr Schäfer, wiſet ihr wohl, wie ihr euch helfen könnt?
Sprecht lieber, günſtig ſeyn, ſprecht, Freundſchaft und dergleichen.
Genug. Ich muſs nun gehn; die Zeit wird mir verſtreichen.

Neunter Auftritt.

Montan. Myrtill. Galathee. Doris.

Montan.

Myrtill, da kommen ſie! Ich weiſs nicht, wie mir wird.

Gala-

Galathee.

Ach ehrlicher Montan, ich habe mich geirrt!
Es war ein andres Band. Die beſten Augen trügen;
Vergieb mir ein Verſehn.

Montan.

Ich thu es mit Vergnügen.

Galathee.

Mein Fehler, wie du weiſst, iſt Hitz und Eiferſucht.

Montan.

Den Fehler duld ich gern; er iſt der Liebe Frucht.
Ich weis, du thuſts nicht mehr, und wirſt dich beſſer faſſen.

Galathee.

Ich hab es oft verſucht, und kann es doch nicht laſſen.

Myrtill.

Ja, für die Eiferſucht hilft nichts in unſrer Flur.
Euch Schäferinnen, euch, euch quält ſie von Natur.
Von auſſen haſst ihr ſie, und liebt ſie doch im Herzen,
Und würdet ihr ſie los, ich glaub, ihr ſtürbt vor Schmerzen.

Doris.

Myrtill, laſs deinen Spott! Denn weiſst du - -

Myrtill.

Was denn, Kind?

Doris.

Und was?

Myrtill.

Halb Eiferſucht, halb Liebe.

Doris.

Ich wollte, daſs dir auch nicht eine günſtig bliebe!
Dir, der die Amſel nimmt!

Galathee.

Ach weiſst du denn, Montan,
Was ich und was Myrtill -- Du ſiehſt mich ſauer an?

Montan.

Nein, Kind, ich zürne nicht. Myrtill hat ſcherzen wollen;
Der Schlaue hätts nicht thun, und dus nicht glauben ſollen.
Drum traue nicht ſo leicht. Ich weiſs, du kenneſt mich;
Ein Herz, das redlich liebt, bleibt unveränderlich.
Du und Myrtill ſeyd Schuld, du Doris auch nicht minder;
Doch laſsts geſchehen ſeyn, ihr bleibt noch gute Kinder,
Und ſiehſt du, Galathee, hier iſt das böſe Band.

Galathee.

Montan, ich ſchäme mich: o thu es aus der Hand!
Ich ſprach mit Phyllis itzt; mein Band hat ihr gefallen,

Sie

Sie hat eins nachgemacht, und dieſs iſt Schuld an allen.
Drum ſey nur wieder gut; ich bin Zeitlebens dein,
Mein Herz und dieſer Kuſs, die ſollen Zeugen ſeyn.

Myrtill.

Wie, loſe Galathee? Einander gar zu küſſen?

Galathee.

Es iſt ja mein Montan: wie kann dich das verdrieſſen!

Myrtill.

Doch Kinder, wiſst ihr was; treibt fein bey Zeiten ein.
Wir wollen auf den Streit auch heute luſtig ſeyn;
Wir eſſen eine Milch; dann wollen wir im Kühlen - -

Montan.

Ja nun, was wollen wir?

Myrtill.

Einmal um Pfänder ſpielen.

Montan.

Ich ſchlieſse mich nicht aus.

Doris.

Mir gilt es einerley.

Galathee.

W'enn mein Montan mit ſpielt; ſo bin ich auch dabey.

Kannſt du das Spiel, Montan? Man fragt:
Was macht die Liebe?

Montan.

Sie zankt ſich, weil ſie ſonſt nicht neu und ſüſse bliebe.

Myrtill.

Was macht ſie, Galathee?

Galathee.

Dieſs weiſs mein Band ſo gar;
Verdacht, wo keiner iſt.

Myrtill.

Und dieſes Band redt wahr!

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Beluſtigungen.

Damit diejenigen Leſer, die meine Fabeln in den Beluſtigungen immer noch für gut halten, prüfen können, ob ich Recht habe, wenn ich nicht ihrer Meynung bin: ſo will ich drey derſelben, die noch gar nicht die ſchlechteſten ſind, wählen, und ſie beurtheilen. Ich hoffe, zu gleicher Zeit Anfängern in der Poeſie einen Dienſt zu thun, und ſie an meinem Exempel zu lehren, wie ſie ihre eignen, oder ihrer Freunde Verſuche beurtheilen, und ſich nicht ſo fort mit den Gedanken ſchmeicheln ſollen, daß ſie für die Welt ſchreiben können, weil ſie ſchreiben können.

Die erſte Fabel, die ich wählen will, um die Fehler, die darinne begangen ſind, um das Müßige, Undeutliche, Weitläuftige, und Gereimte zu zeigen, ſoll die Lerche ſeyn, weil ich dieſes Stück, zu der Zeit, da ich es verfertiget, mit einer beſondern Autorliebe betrachtet habe.

Die Lerche.

1.

Bey manches Morgens hellem Schimmer
Sang Damons Lerche froh bemüht,
Mit Schmettern durch das ganze Zimmer
Dem lieben Wirth ein Morgenlied.
Und ruhte nicht, bis daſs ihr Klang
Das ganze Haus erfullt durchdrang.

2.

Einſt lehnt ihr Damon zum Vergnügen
Das Thurchen nicht beym Füttern an,
So, daſs ſie aus dem Bauer fliegen
Und in der Stube flattern kann.
Sie fliegt, und ſang ſie vormals ſehr,
So ſang ſie itzt noch dreymal mehr.

3.

Auch Vögeln iſt die Freyheit lieber,
Als Kerker, welche Gold umzieht.
Sie ſitzt ſo, daſs ſie gegenüber
In Damons groſsen Spiegel ſieht.
Sie ſieht ſich ſelbſt, und meynt dabey,
Daſs dieſes Bild die Schweſter ſey.

4.

Sie ſtutzt und regt die kleinen Schwingen.
Bald will ſie fort, bald bleibt ſie hier;
Dann fangt ſie ſchmetternd an zu ſingen.
Drauf öfnet Damon bald die Thür.

Da

Da dringt der Schall im Augenblick
Aus dem gewölbten Saal zuruck.

5.

Sie läſst ſich zwo Minuten ſtören;
Die Ehrſucht martert ihren Geiſt.
Sie meynt die Schweſter ſelbſt zu hören,
Die ihr der falſche Spiegel weiſt.
Drauf läſst ſie ſich mit ſich allein
Betrogen in den Wettſtreit ein.

6.

Sie ſingt aus Ehrſuchtsvollem Grimme;
Sie zieht, ſie trillert, mengt und paart
Der hellen Kehle ſtarke Stimme
Auf hundert und auf tauſend Art.
Umſonſt iſt ihre ganze Muh;
Stets ſingt das Echo ſo, wie ſie.

7.

Noch läſst ſie ſich nicht kraftlos finden.
Sie ſingt, und will zu ihrer Pein
Eh ſterben, als nicht überwinden,
Eh ſiegen, als am Leben ſeyn.
Sie ſingt; allein zu ihrer Schmach:
Das Echo wacht, und thut es nach.

8.

Drauf ſchieſst ſie bey dem lezten Zuge,
Die ſo bethörte Sängerinn,
Mit aufgebrachtem ſchnellen Fluge
Nach der verhaſsten Freundinn hin,

Und

Und ſtöſst ſich in der Raſerey
Am Spiegel Kopf und Hirn entzwey.

9.

Hier trägt ſie Damon aus der Stube.
O! ſpricht er, da er nachgedacht,
O! kämen die in eine Grube,
Die Ehr und Schatten umgebracht:
So würdeſt du wohl manchem Held,
Und manchem Weiſen beygeſellt.

Zuerſt will ich die Handlung ausziehen. Eine Lerche ſingt oft ihrem lieben Wirthe, dem Damon, früh ihr Morgenlied. Einſt macht er ihr bey dem Füttern aus Gefälligkeit den Bauer nicht wieder zu, damit ſie herausfliegen kann; nun ſingt ſie noch ſtärker, ſetzt ſich gegen den Spiegel über, und fielt ihr eignes Bild für einen Nebenbuhler an. Sie ſingt. Damon öffnet darauf die Thüre, und das Echo dringt aus dem gewölbten Saale in die Stube. Die Lerche glaubt alſo ihren Nebenbuhler im Spiegel zu hören, und läſst ſich mit ihm in einen Wettſtreit ein, bis ſie endlich, da ſie ihn nicht überwinden kann, in der Hitze nach dem Spiegel fliegt, und ſich den Kopf zerſtöſst.

Die Moral. Wenn alle diejenigen, die der Ehrgeiz und ein Schatten umgebracht, ſagt Damon, in eine Grube kämen, ſo müſsteſt du bey manchem Helden und Weiſen liegen.

Die

Die Handlung an und für ſich betrachtet, ſcheint das Anziehende zu haben, in ſo weit ſie ſelten, unerwartet, und doch wahrſcheinlich, und endlich ein ſinnliches Bild des menſchlichen Ehrgeizes iſt: Betrachtet mit der Moral, ſcheint ſie gewiſſe Züge, oder Theile zu haben, davon man die Deutung nicht wohl einſehen kann. Die Lerche ſieht ſich ſelbſt im Spiegel, und hält ſich für eine fremde Lerche. Recht gut. Sie hört das Echo ihrer Stimme, und hält es für die Stimme ihres Nebenbuhlers. Auch gut. Die Lerche kann beides in der Fabel thun, weil ſie es auſſer der Fabel zu thun ſcheint. Ich ſetze nunmehr einen ehrgeizigen Menſchen an die Stelle der Lerche. Er ſey ein Autor, ein Held, ein Staatsmann. Er glaubt, durch die Einbildung betrogen, daß er Nebenbuhler habe; dieſe zu übertreffen, ſtrengt er ſeinen Ehrgeiz ſo lange an, bis er darunter erliegt. Iſt alles richtig in dieſer Vergleichung? Glaubt der Ehrgeizige nur Nebenbuhler zu haben, oder hat er ſie nicht wirklich? Er hat ſie; und wie der Thor immer einen noch gröſſern Thoren findet, der ſeinen Werth bewundert: ſo findet der Ehrſuchtige immer noch einen Ehrſuchtigern, der mit kleinern oder gröſſern Kräften ihn zu übertreffen ſucht. Alſo harmonirt die Fabel nicht genug mit der Moral; oder ſie ſcheint ein Körper zu ſeyn, der ſeiner Seele, der Moral, nicht genug angemeſſen iſt. Was

iſt das Echo, das die Lerche für ihre eigne Stimme hält, in Anſehung des Ehrgeizigen? Das weiß ich itzt eben ſo wenig, als ich es damals mag gewußt haben, da ich die Fabel entworfen. Wir wollen nunmehr die Stellungen der Handlung, oder die einzelnen Theile betrachten, aus denen ſie zuſammen geſetzt iſt. Iſt alles, was vorgeht, ſo beſchaffen, daß der Erfolg ohne daſſelbe nicht wohl hätte geſchehen können, oder daß die Erdichtung weniger anziehend geworden wäre? Es iſt offenbar, daß theils müßige Theile vorhanden, theils die nothwendigen mit Zierrathen beſchweret ſind, welche ſie nicht heben, ſondern nur beläſtigen.

Warum muß die Lerche erſt im Bauer ſeyn? Warum muß ihr Damon zum Vergnügen die Thüre offen laſſen? Das erſte deßwegen, damit ſie Damon heraus laſſen kann; und das andere deswegen, damit ſie in dem Zimmer frey ſitzen, und ſich im Spiegel ſehen kann. War das nöthig in Anſehung des Erfolgs? Nein, ſie durfte nur gleich frey im Zimmer ſeyn, und dem Spiegel gegenüber ſitzen. Dieſes iſt alſo der Punct, wo die Handlung hätte anfangen ſollen, damit ſie die Kürze, die nöthige Tugend der Erzählung, erhielte. Folglich ſind bey nahe die drey erſten Strophen müßig. Die andern Theile ſind zwar nothwendig, aber mit verſchiednen kleinen Umſtänden beladen, welche das

Stück

Stück nur erweitern, ohne es zu verſchönern. Hieher gehört insbeſondere die ſiebente Strophe.

Aus dieſen Critiken laſſen ſich die übrigen von der Art zu erzählen gröſsten Theils ſchlieſsen. Sie iſt weitſchweifig, und eben deswegen matt. Sie will ſich durch eingeſchaltete Beſchreibungen beleben; aber dieſe Beſchreibungen ſind zu leer, und ermüden. Sie enthalten nichts, als das ewige Geſinge der Lerche, das eben nicht ſchön beſchrieben iſt.

In der Schreibart ſelbſt fehlt das Leichte, Freywillige und Muntre. Braucht man noch zu fragen, warum die Fabel nichts taugt; wenn auch ihr Inhalt noch ſo gut wäre? Iſt es nicht Fehler genug, ängſtlich und gezwungen zu erzählen? Sie iſt, wie viele andre aus den Beluſtigungen, in dem Versmaaſse der Ode erzählet. Ich will gern zugeben, daſs dieſe Versart zuweilen von dem Inhalte, zumal von einem ernſthaften, oder dem man das Anſehen des Ernſtes geben will, verlanget werden kann; und wir haben gute Exempel von dieſer Art. Allein in den meiſten Fällen verträgt ſich der Zwang der Strophen, der ſich immer gleichen Zeilen, der beſtimmten Ruhepunkte in den Strophen, nicht mit den Tugenden der Erzählung. Man darf, um ſich davon zu überzeugen, nur einen Verſuch mit einer guten Fabel, die in freyen Verſen erzählet iſt, machen, und ſie in das

Vers-

Versmaaß der Ode übertragen; wie bald wird man ſehen, daß die beſten Stellen verlohren gehen, daß dieſer Gedanke in einer längern Zeile geſagt ſeyn will, daß er oft, wenn er nur ein Wort verliert, nicht mehr ſo natürlich, oder ſcherzhaft klingt; daß ſelbſt die Länge und Kürze der Zeilen bald den Nachdruck, bald die Anmuth im Erzählen befördert! Und wo iſt in der Strophe der Platz zu den Nebenbetrachtungen, zu einer kleinen, im Vorbeygehen angebrachten Spötterey, zu gewiſſen Wiederholungen und andern kleinen Schönheiten der Erzählung?

Ich will den Beweis von den Fehlern der Schreibart nunmehr im Kleinen geben.

Erſte Strophe. **Bey manches Morgens;** *ſehr hart und rauh.* **Hellem Schimmer;** *hell, ein überflüßiges Beywort.* „*Die Lerche ſang bey manchen Morgens hellem Schimmer froh bemüht dem*„*lieben Wirth ein Morgenlied.*„ *Was heißt* **froh bemüht?** *Mit einer Mühe, die ihr zum Vergnügen ward? Es iſt gezwungen, undeutlich, und dem Reime zum Beſten geſagt. Eben dieſes gilt auch von dem* **Schimmer** *des Morgens, der ſeine Exiſtenz hier dem* **Zimmer** *zu danken hat. Das* **Morgenlied** *ſcheint mir hier auch nicht ſchön zu ſeyn, ob es gleich gewiß iſt, daß die Lerchen des Morgens am ſtärkſten ſingen; man denkt dabey an das Abendlied.* „*Und ruhte nicht, bis daß ihr*

„*Klang*

„Klang das ganze Haus erfüllt durchdrang.„ Klang; unnatürlich. Es ſollte Geſang heißen. Was bedeutet hier erfüllt? Heißt es der Klang, der das ganze Haus erfüllt hatte, oder mit dem das ganze Haus war erfüllt worden? Setzt man das Participium in dem einen oder andern Falle, nach dem Sprachgebrauche, ſo wie es hier ſteht? Niemals. Alſo iſt es undeutlich, oder wider die Grammatik; und ſollte erfüllend heißen, wenn ja ein Participium gebraucht werden mußte. Und wenn es beides nicht wäre: ſo iſt es doch überflüſſig, weil in dem Worte durchdringen das Erfüllen ſchon enthalten iſt.

Zweyte Strophe. „Einſt lehnt ihr Damen „zum Vergnügen das Thürchen nicht beym Fütt„tern an.„ Anlehnen iſt nicht der rechte Ausdruck, oder es ſollte heißen: er lehnte es nicht wieder an, beſſer; er ließ die Thüre offen. Aber ſo hätte der folgende Reim, kann, nicht beſtehen können. „So, daß ſie aus dem Bauer fliegen und „in der Stube flattern kann.„ Das, ſo daß, iſt ſehr demonſtrirt, iſt zu gezwungen, oder doch proſaiſch. Wenn ſie aus dem Bauer fliegt, ſo weiß ich ſchon, daß ſie in der Stube flattern kann; und wenn ſie das Letzte thut, muß das Erſte geſchehen ſeyn. Ein Umſtand iſt überflüſſig. In der Stube flattern, ſagt man auch nicht, ſondern lieber herumflattern. Flattern ſoll hier ein lachen-

der Ausdruck ſeyn, thut aber keine gute Wirkung. „Und ſang ſie vormals ſehr: ſo ſingt ſie „itzt noch dreymal mehr „ Mehr, harmonirt mit ſehr nicht, ſondern mit dem Reime. Es ſollte heiſſen: noch dreymal ſtärker. Die ganze Strophe iſt proſaiſch und gedehnt.

Dritte Strophe. „Auch Vögeln iſt die Frey„heit lieber als Kerker, welche Gold umzieht „ Dieſe Sentenz ſteht nicht an ihrem Orte. Kerker paſst zur Freyheit nicht gut. Es ſollte Sklaverey heiſſen. Sie ſitzt ſo, daſs; proſaiſch. Damons groſser Spiegel. Wozu Damons? Kann der Spiegel jemanden anders gehören? Es wäre beſſer, der Spiegel hätte gar kein Beywort. „Sie ſieht „ſich ſelbſt und meynt dabey, daſs dieſes Bild die „Schweſter ſey. „ Meynt dabey; gezwungen und gereimt. Dieſes Bild; was für ein Bild? Es iſt ja noch keines da geweſen, auf welches dieſes gehen könnte. Alſo ihr eignes Bild, oder das ſie itzt ſieht. Die Schweſter. Warum Schweſter? War es eine Sie? und war die ſingende Lerche auch eine Sie? Ueberhaupt iſt der Familiennam Schweſter hier nichts nutze, denke ich.

Vierte Strophe. „Sie ſtutzt und regt, „vermuthlich bewegt, die kleinen Schwingen: „ Klein, iſt hier ein ſehr überflüſſiges Beywort. Bald will ſie fort; Wohin? Bald bleibt ſie hier. Es ſollte wohl heiſſen: Bald will ſie aufſliegen, bald

bald hält ſie ſich wieder zurück. Drauf öffnet Damon bald; bald iſt geflickt. Die Thür, ſtatt der Thüre, da die folgende Zeile ſich mit keinem Vocale anfängt, wie hart! „Da dringt der Schall „im Augenblick aus dem gewölbten Saal zurück „ Da iſt hier proſaiſch. Im Augenblick, ſcheint gereimt zu ſeyn. Aus dem gewölbten Saal; Iſt dieſer Saal ein Vorſaal? Vermuthlich. Und warum öffnet Damon die Thüre zum Saale? Die Lerche hätte ja davon fliegen können.

Fünfte Strophe. „Sie läßt ſich zwo Mi„nuten ſtören.„ Aber warum nicht mehr, nicht weniger Minuten? Iſt zu arithmetiſch beſtimmt. „Die Eiferſucht martert ihren Geiſt.„ Der Geiſt der Lerche, vielleicht auch das Martern, iſt ſehr poetiſch und gezwungen. „Sie meynt die Schwe„ſter ſelbſt zu hören.„ Die Schweſter; weg damit! Selbſt iſt überflüſſig und nur des Versmaaſſes wegen da. „Die ihr der falſche Spiegel weiſt.„ Der falſche Spiegel, weil er die Einbildung der Lerche betrog, kann poetiſch richtig ſeyn; allein ein falſcher Spiegel heißt auch ſo viel, als ein Spiegel, der den Gegenſtand nicht getreu darſtellt. „Drauf läßt ſie ſich mit ſich allein betrogen in den „Wettſtreit.„ Drauf iſt kurz vorher da geweſen. Betrogen; dieſes Participium ſteht hier an keinem guten Orte, und verurſacht eine Dunkelheit.

In den Wettſtreit; nicht den, ſondern einen; iſt wider die Sprache.

Sechſte Strophe. „*Sie ſingt aus ehrſuchtsvollem Grimme.*„ *Grimm ſcheint zu viel für das Singen einer Lerche zu ſeyn. Vor Grimme nach dem Spiegel fliegen, dieſes würde man eher ſagen.* „*Sie zieht, ſie trillert, mengt und paart der hellen Kehle ſtarke Stimme, auf hundert und auf tauſend Art.*„ *Dieſe drey Verſe betrugen auf dem erſten Anblick, und ſcheinen harmoniſch zu ſeyn.* Sie zieht und trillert; *gehen dieſe Worte auch auf die Stimme? Sie zieht und trillert die Stimme; das kann wohl nicht ſeyn. Aber ſie ſtehen doch ſo, und alſo ſind es* ambigue dicta. „*Sie mengt die Stimme der Kehle und paart ſie.*„ *Wie kann ich eine Stimme mengen? Töne möchten wohl gemenget werden können; und doch wollen mir die gemengten und gepaarten Töne* auf hundert und tauſend Art *gar nicht gefallen. Man ſagt auf hunderttauſend oder tauſenderley Art im gemeinen Leben; und wenn dieſes richtig iſt, ſo iſt es doch ganz proſaiſch. Der Poet muß ſich von der Proſa zu entfernen wiſſen, auch da, wenn er den niedrigſten Stil redet.*

Le Style le moins noble a pourtant ſa nobleſſe

Siebente Strophe. „*Noch läßt ſie ſich nicht kraftlos finden;*„ *iſt gezwungen geſagt. Es ſoll heißen: dennoch fährt ſie herzhaft fort.* „*Sie ſingt und*

„und will zu ihrer Pein eh ſterben, als nicht über-
„winden, eh ſiegen, als am Leben ſeyn.„ Sehr heroiſch von der Lerche. Aber worauf geht das zu ihrer Pein? Auf das Sterben? Sie will alſo zu ihrer Pein ſterben? Sehr fremd geredt. Dem einzelnen Worte, ſingen, ſollte nicht die Redensart entgegen geſetzt ſeyn, am Leben ſeyn, ſondern leben. Es iſt natürlicher und verhältnismäſſiger. Wer ſieht nicht, daß die Reime Pein und ſeyn wider das Natürliche dieſer Stelle ſich empört haben? Aber der Reim iſt der Sklav, und der Poet der Herr.

La Rime eſt un eſclave, & ne doit qu'obéir.

„Sie ſingt; allein zu ihrer Schmach.„ Schmach iſt nicht das richtige Wort; Schande, Verdruß, Schimpf, oder ſo etwas. „Das Echo wacht; wacht iſt unnatürlich. „Und thut es nach;„ thut, iſt platt; warum nicht, ſpricht, ſingt u. d. gl.?

Achte Strophe. „Drauf ſchießt ſie bey dem letz-
„ten Zuge, die ſo bethörte Sängerinn, mit aufgebrach-
„tem ſchnellem Fluge, nach der verhaßten Freundinn
„hin„ Drauf, ſchon wieder! Bey dem letzten Zuge; was iſt das für ein Zug? Der Zug des Athems; oder ſteht Zug ſtatt Ton? Und was heißt der letzte Zug? Soll es heißen: indem ſie den letzten Ton ſingt, ſchießt ſie nach dem Spiegel? Wer wird ſo erzählen? Die bethörte Sängerinn; bethört iſt kein gewähltes Wort. Mit ſchnellem Fluge kann man ſagen, aber wohl nicht ohne Gewaltſamkeit mit aufgebrachtem ſchnellem Fluge. Die verhaßte Freun-

dirn iſt langweilig, und wie das hin nicht nothwendig; und woher war ſie eine Freundinn von ihr? Sie ſah ſie ja itzt zum erſtenmale. Das Oxymoron, verhaſſte Freundinn, iſt alſo hier ein Spielwerk. „Und ſtößt ſich in der Raſerey am Spiegel Kopf und „Hirn entzwey.„ In der Raſerey; wer wird dieß von der Lerche ſagen? Sie iſt ja kein Tieger. In der Hitze ſtößt ſie ſich alſo am Spiegel Kopf und Hirn entzwey. Erſtlich Kopf; es muß nothwendig den Kopf beiſſen. Alsdenn Hirn für Gehirn iſt unerträglich. Und warum muß ſich die arme Lerche den Kopf, und auch das Gehirn entzwey ſtoſſen? Ich dachte, das erſte wäre genug geweſen. Das Gehirn iſt unnöthig, und erweckt einen ekelhaften Begriff. Endlich ſagt man nicht, ſich das Gehirn entzwey ſtoſſen.

Neunte Strophe. „Hie trägt ſie Damon aus der Stube.„ Wozu wird das Leichenbegängniß erwähnt? Um auf die Grube einen Reim zu haben? Warum trug ſie Damon aus der Stube? Warum warf er ſie nicht zum Fenſter hinaus? Müſſiger Umſtand! O, ſpricht er, da er nachgedacht. Er muß alſo erſt nachdenken, ehe er ſeinen Sittenſpruch findet? Wäre es nicht natürlicher, er fiele ihm gleich ein? O, kämen die in eine Grube. Das doppelte O! ſcheint mir zu wichtig für dieſen Fall zu ſeyn. Aber wem ſagt er dieſe Betrachtung? Sich ſelber, oder ſind Leute um ihn? Sollte Damon ſo figürlich mit ſich ſelbſt reden? Das iſt nicht wahrſcheinlich. Genug er ſagt! „O kamen die in eine Grube, die Ehr und Schatten

„um-

„ungeörachet, ſo würdeſt du wohl manchem Held und „manchem Weiſen beygeſellt.„ Was bedeutet Schatten? Den eigentlichen Schatten in Anſehung der Lerche, und den figürlichen in Anſehung des Helden und Weiſen; iſt alſo zweydeutig. Manchem Held iſt wider die Grammatik! Manchem Helden. Beygeſellt, lieber zugeſellt; wiewohl auch dieſes Wort noch nicht das bequemſte iſt. Die ganze Betrachtung iſt zwar die Hauptmoral; aber durch eine gute Wendung wollte man ſie doch nur im Vorbeygehen anbringen; und dafür ſollte ſie natürlicher und nicht ſo ſpitzfindig geſagt ſeyn.

Dieſes ſind alſo die Fehler in Abſicht auf die Kürze, die Deutlichkeit der Erzählung, und die nöthige Wahl der Sprache. Und wo ſind denn nun die Eigenſchaften der dritten Tugend der Erzählung, nämlich der Anmuth?

Ich hätte noch viel mehr ſagen können, wenn ich ſtrenger hätte critiſiren wollen. Indeſſen wird dieſes hinlänglich ſeyn, den Geſchmack und die Beurtheilungskraft der Anfänger zu ſchärfen, und diejenigen Leſer, welche meine Fabeln in den Beluſtigungen immer noch für gut, und mich für eigenſinnig gehalten haben, weil ich ſie nicht habe heraus geben wollen, zu belehren, daß ſie zu flüchtig, und darum zu günſtig von dieſen Arbeiten geurtheilet. Dieſes gilt auch von den folgenden beiden Fabeln. Sie können mit ihren Anmerkungen ein Beweis ſeyn, daß ich ſie aus Hochachtung für das Publikum und den Geſchmack nicht

habe ſammeln wollen. Sie waren mir zu der Zeit, da ich ſie ſchrieb, leicht zu vergeben; und es iſt ein weit größerer Fehler, daß ich ſie damals habe drucken laſſen, als daß ich ſie nicht beſſer gemacht habe.

Der Schäfer und die Sirene.

Ein Schäfer aus der göldnen Zeit,
Ein Thyrſis im Arkaderlande,
Trieb öfters nach des Meeres Strande,
In ruhiger Gelaſſenheit.
Sein treuer Hund war ſein Gehülfe,
Ein kirres Lamm war ſeine Luſt,
Und auſſer einem Rohr von Schilfe,
Ihm weiter kaum ein Glück bewuſst.
Er kannte weder Liſt noch Feind,
Und ſchlief vergnügt auf ſeiner Matte;
Er wünſchte nichts, als was er hatte,
Und war ſich ſelber Glück und Freund.
Ihn rührten keine Schäferinnen;
Gefiel ihm eine bey dem Spiel:
So konnte ſie nichts mehr gewinnen,
Als daſs ſie ihm einmal gefiel.
Doch ſeiner Ruhe droht Gefahr!
Das Meer zeigt ihm die beſte Schöne;
Er wird die nackende Sirene
Mit nie gefühlter Luſt gewahr.
Er ſieht, und will nicht ſtehen bleiben;
Er ſieht, verlichrt den freyen Sinn,

Will

Will abwärts mit der Heerde treiben,
Und treibt nur mehr ans Ufer hin.
Zwo blauer Augen Blick und Zug,
Die ſchmachtend voller Wolluſt brannten,
Sich nach dem Angriff zaghaft wandten,
Als hätten ſie nicht Muth genug;
Halb ſtolze, halb verſchämte Minen,
In denen Ernſt, Gefahr und Luſt
Einander zu begegnen ſchienen,
Durchdrangen unſers Schäfers Bruſt.
Vom runden Kinne bis zur Hand,
Vom weiſſen Hüften bis zur Stirne,
Entzuckt ihn diese Waſſerdirne,
An der er tauſend Anmuth fand.
Nie wird ſie reizend gnug beſchrieben;
Der beſte Riſs bleibt ein Verſuch.
Kurz: Sie zu ſehn und nicht zu lieben,
War, wie man ſagt, ein Widerſpruch.
Der gute Schäfer ſteht zerſtreut,
Vergiſst ſich ſelbſt und ſeine Heerden,
Und klagt mit ängſtlichen Geberden
Der Schönen ſeine Zärtlichkeit.
Dich, rief das Kind, kann ich erhitzen?
Ich ſoll an deiner Seite ruhn?
Ja, Freund, du ſollſt mein Herz beſitzen,
Erbitte mich nur vom Neptun.
Der Schäfer ruft zum Gott der See:
Ein Opfer von zwey feiſten Ziegen
Soll dich, Neptun, ſogleich vergnügen,

Wofern ich nicht vergebens fleh.
Dir, ſpricht Neptun, mein Kind zu geben?
O ſpare Seufzer, Wunſch und Harm!
Ich gäbe dir und deinem Leben
Ein ewig Unglück in den Arm.
Der arme Thyrſis ſeufzt und weint,
Und klagt mit manchem bangen Schalle
Sein Leid dem nahen Wiederhalle,
Bis wiederum Neptun erſcheint.
Gut, ſpricht Neptun, du gleichſt den Knaben;
Dich blendet eine Scheingeſtalt.
Gut, gut, du ſollſt dein Unglück haben;
Denn du verlangſt es mit Gewaltt
Die Nacht befördert Thyrſis Ruh,
Neptunus giebt ihm die Sirene.
Der Schäfer trägt die naſſe Schöne
Entzuckt nach ſeiner Hütte zu.
Er weiſs ſein Glück kaum gnug zu ſchätzen,
Sein mattes Herz wird wieder friſch.
Der Tag erſcheint. O, welch Entſetzen!
Sirene war halb Menſch, halb Fiſch.
O Fabel! meynſt du nicht die Welt,
Die fruher liebt und eher brennet,
Als ſie das Kind zur Halfte kennet,
Das Aug und Wahn für göttlich hält?
Man liebt der Schönen Mund und Stirne,
Bis der verborgne Fiſch uns ſchreckt,
Ihr eitles Herz, ihr leer Gehirne
Die Fehler unſrer Wahl entdeckt.

Auch

Auch dieſe Erzählung hat viel Müſſiges, viel Mattes, und einen gewiſſen Firniß, der das Auge blendet. Ein Arkadiſcher Schäfer ſieht eine Sirene auf der See, verliebt ſich in ſie, hält bey dem Neptun um ſie an, und bekömmt ſie. Dieß ſind die Hauptheile der Erzählung, welche die Deutlichkeit befiehlt, und die Kurze billiget. Dieſe Theile ſollen nun ausgebildet und verſchönert werden, damit ſie, gleich als auf dem Gemälde, genug ins Auge fallen, jedes nach ſeinem Bedürfniſſe, nach der Wahrſcheinlichkeit; aber auch nach der Hauptabſicht. Der Schäfer, die erſte Perſon der Handlung, was will man von ihm wiſſen? Wie ruhig und zufrieden er mit ſeinem Stande war? Nein, man will ein Zuſchauer von der Begebenheit ſeyn, wie er die Sirene erblickte, und ſich in ſie verliebte. Wäre alſo die Beſchreibung von ſeiner ſchäferiſchen Zufriedenheit auch noch ſo ſchön: ſo würde ſie doch eben deswegen wieder nicht gut ſeyn, weil ſie hier nicht nöthig war, von der Sache, die vorgieng, nicht befohlen wurde, und die Aufmerkſamkeit zu lange auf ſich zog.

Que jamais du ſujet, le diſcours s'écartant,
N'aille chercher trop loin quelque mot éclatant *).

Die zweyte Hauptperſon iſt die Sirene. Was will man von dieſer wiſſen? Wie ſchön ſie war? Ja; aber unter der Bedingung, daß die Beſchreibung unſre Erwartung übertreffen, daß ſie nicht alltäglich ſeyn, daß ſie nicht durch ihre Länge einſchlä-

*) BOILEAU A. P. Ch. I. v. 150.

fern muß. Die eingeſchaltete Beſchreibung der Sirene iſt nicht neu; ſie iſt lang und ſtarr. Ihr Verhalten bey der Liebeserklärung des Schäfers iſt das merkwürdigſte, was man wiſſen will, und worauf man, wenn man von ſo einer Handlung ein Zuſchauer wäre, am meiſten Acht haben würde. Dieſes Verhalten würde ſich durch ihre Minen und Gebehrden, durch ihre kleinen Liſten, daß ſie thäte, als merkte ſie den Schäfer nicht, daß ſie ſich auf der See mit einer gewiſſen angenommenen Sorgloſigkeit etwas zu thun machte, daß ſie bald ihre Locken zurückſchluge, bald im Schwimmen ihrer Schönheit eine neue Anmuth gäbe, und endlich dadurch offenbaren, daß ſie mit ihm ſo redte, daß er hoffen und fürchten müßte, um ihn deſto gewiſſer zu feſſeln. Dieſes Gemälde, weil es Handlung enthielte, würde einnehmender ſeyn, als die todte Beſchreibung ihrer Augen, ihrer Stirne, ihrer weiſſen Schultern; würde aus der Materie ſelbſt entſproſſen ſeyn, und nichts als Wahl und Feinheit erfodern. Auf dieſe Weiſe hätten die beiden Hauptgegenſtände der Erdichtung ſchön gezeigt werden können; und ſo hätte zugleich die Erzählung, anſtatt der ernſthaften Mine, die ihr nicht läßt, die lachende und muntere, die ſie verlangt, bekommen können. Der Theil der Handlung, da der Schäfer den Neptun bittet, und wieder bittet, iſt in der Fabel mit kleinen Umſtänden beſchwert, die nicht einnehmen. Man will wiſſen, ob der Schäfer die Sirene bekommen wird; aber man

will

will es bald wiſſen. Wie es uns in der Natur als Zuſchauern würde beſchwerlich geweſen ſeyn, wenn der Schäfer und Neptun ein langes Geſpräch mit einander gehalten, und unſrer Neugier Gewalt angethan hätten: ſo wird es auch in der Nachahmung beſchwerlich. Und das heißt eben Geſchmack, ſtets das Gehörige, das Beſte zu wählen, nicht zu viel, nicht zu wenig, und doch das zu ſagen, was das Vorzüglichſte war. Ich will es zugeben, daß die Erzählung hin und wieder einige feine Züge hat; aber wie wenig iſt das, wenn die Hauptſchönheit fehlt?

C'eſt peu qu'en un Ouvrage, où les fautes fourmillent.
Des traits d'eſprit ſemés de tems en tems petillent.
Il faut que chaque choſe y ſoit miſe en ſon lieu;
Que le début, la fin. répondent au milieu;
Que d'un art délicat les piéces aſſorties
N'y forment qu'un ſeul tout de diverſes parties *.

Dieſes gilt von jedem Werke des Geſchmacks, und von der kleinen Fabel ſowohl, als von der größern; ja von der kleinen um deſto mehr, je geſchwinder der Fehler an einem kleinen Werke in die Augen fällt. Der Fehler, daß der Schäfer nicht eher als am Morgen ſieht, wer ſeine Sirene war, will ich

*) Ebendaſ. v. 175.

nicht tadeln, da er ſchon ſo lange von andern iſt getadelt worden *.

Die Erzählung leidet mehr als eine Moral, nachdem ſie gewendet wird. Man kann ſagen: Eine Schöne, die vor der Hochzeit eine Göttinn war, iſt nach derſelben oft ein ſchönes Ungeheuer. Man kann ſagen: Wir treffen die Wahl bey unſrer Liebe ſehr übereilt; wir ſehen auf den äuſſerlichen Reiz, und unterſuchen nicht, ob unter ihm nicht ein böſes Herz verborgen liege. Man kann die Moral von einer andern Seite nehmen und ſagen: Wenn uns die Götter ſtets unſre Wünſche gewährten, ſo gewährten ſie uns nicht ſelten unſer Unglück. Oder: unſre liebſten Wünſche ſind oft die gröſſten Thorheiten. Diejenige Deutung wird die beſte ſeyn, die am natürlichſten aus der Erzählung fließt, und die zugleich ihres innern Werthes wegen die andern übertrifft. Es iſt wahr, der Liebhaber führt oft in ſeiner Braut, übereilt durch ſeine Wahl, betrogen durch die Augen und Einbildung, ein verkleidetes ſchönes Unthier nach Hauſe. Aber ſo wahr es ſeyn mag, ſo würde ich doch dieſe Bedeutung der Fabel nicht wählen; entweder weil es zu wahr iſt, oder weil es eben ſo wahr iſt, daß ſich die Liebhaberinnen mit ihren Liebhabern oft nicht weniger betrügen. Es ſcheinet mir alſo eine Art der Ungerechtigkeit in dieſer Klage enthalten

*) Der Engländer DENIS (S. *Select. Fables* by Mr. Charles Denis. London 1764. auf der 203. S.) hat eben dieſen Fehler begangen. Er ſagt von dem Schäfer: Anſt

halten zu ſeyn. Die Deutung, daß nach der Hochzeit aus der angenehmen Braut bald eine Furie wird, ſcheint mir mit der Erzählung nicht genau übereinzuſtimmen, wenn man dem Schäfer nicht ein förmliches Beylager andichten will. Es würde folglich nach meinem Geſchmacke die letzte Moral die vorzüglichſte ſeyn, nämlich daß unſre feurigſten Wünſche im Grunde oft Thorheiten ſind.

Ich komme nunmehr zu den Anmerkungen über den Ausdruck und Ton der Erzählung. Sie iſt wieder in dem Versmaaſſe der Oden abgefaßt, und um wohlklingende Strophen zu machen, habe ich das Freye und Natürliche im Erzählen vernachläſſiget.

Erſte Strophe. „*Ein Schäfer aus der göldnen*
„*Zeit, ein Thyrſis im Arkaderlande;*„ *die zweyte Zeile iſt müßig, und das* ein Thyrſis, *das dialogiſch ſchön ſeyn ſoll, eben nicht ſchön. Würde man gern in Proſa erzählen: Ein Schäfer, ein Thyrſis in Arcadien, trieb öfters -- Giebt es auſſer Arkadien auch Thyrſis? Oder dichten wir unſre Schäfer, wenn wir welche ſchaffen, nicht in dieſes Land hinein, oder aus ihm heraus? Will man ſagen: es kann ja wohl in Arkadien viele Thyrſis geben; nun ſo heißt ein Thyrſis der Bedeutung nach, nichts mehr als ein Schäfer, und dieß ſteht in der erſten Zeile. Im Arkaderlande; nicht gut geſagt,*

ſo

And now poſſeſt of all her charms,
He thinks himſelf the happieſt man in life:
But oh! at morn he found within his arms
A monſter for a wife.

ſo wie man nicht ſagen würde, im Sicilierlande. Kurz, man erinnert ſich bey dem Arkadierlande an das alte Lied: Der tapfre Fürſt im Bayerlande. „In ruhiger Gelaſſenheit.„ Dieſer Vers iſt ſehr nachgeſchleppt; Er ſollte in den Gedanken hineingeſchoben ſeyn und alſo vor dem Meeresſtrande ſtehen. Gelaſſenheit iſt zu wenig; Zufriedenheit ſollte das Wort ſeyn. Durch das Wort ruhig wächſt die Idee der Gelaſſenheit, oder ihr Nachdruck nicht. Ueberhaupt iſt Gelaſſenheit nicht das rechte Wort „Sein „treuer Hund war ſein Gehülfe u. ſ. w „ Dieſe vier Zeilen, und die nächſtfolgenden viere aus der andern Strophe ſind ein Zierrath, der nicht zur Sache gehört Der Schäfer mochte das ſeyn und haben oder nicht, was in dieſer Beſchreibung ſteht: ſo konnte er ſich doch allemal in die Sirene verlieben. Endlich ſetzt man voraus, daß ein arkadiſcher Schäfer ein zufriednes Geſchöpf iſt; man muß es aber nicht weitläuftig erweiſen, ſondern nur im Vorbeygehen erwähnen, wenn es nicht die Abſicht der Materie beſonders befiehlt. Es mag alſo dieſe Beſchreibung, einzeln betrachtet, noch ſo gut ſeyn: ſo iſt ſie es hier doch deswegen nicht, weil ſie nicht das Bedürfniß des Stücks, ſondern des Poeten iſt, der ſeine Geſchicklichkeit im Beſchreiben ohne Ruf hat wollen ſehen laſſen, das heißt Quintilian laſciviam ingenii, *wenn er den Ovid von dieſer Seite*

her

*) L. I. Sat. 10. und BOILEAU A. P. Ch. I. v. 61. Tout

ber tadelt. Was überflüſſig iſt, iſt allemal verwerflich, wenn es auch noch ſo ſchön wäre; und dieſe Beſchreibung iſt unſtreitig überflüſſig, und zu lang.

- - - Recideret omne quod ultra
Perfectum traheretur - - -

*ſagt Horaz * vom Lucil, wenn er wieder aufſtehn und ſeine Gedichte verbeſſern ſollte. Endlich verräth das Rohr von Schilfe den Reim zu ſehr. „Er kannte weder Liſt noch Feind.„ Das verſteht ſich. In Arcadien betrugt und verfolgt man ſich nicht. „Er ſchlief vergnügt auf ſeiner Matte;„ iſt wenig geſagt. „Er wünſchte nichts, als was er hatte.„ Dieſe Beſchreibung würde genug zu dem Charakter des Schäfers geweſen ſeyn, wenn ſie richtiger geſagt wäre „Und war ſich ſelber Gluck und „Freund„ Was ſoll **Freund** hier heiſſen? Er liebte ſich ſelbſt am meiſten! Nein, und alſo dieſes: er brauchte und ſuchte keine Freunde Das iſt wider die Natur, und alſo auch wider die Natur der Schäfer. Thyrſis wäre ein Anacoret, und kein Schäfer geweſen, wenn dieſer Umſtand wahr ſeyn könnte.*

Dritte Strophe. „*Doch ſeiner Ruhe droht Ge„fahr! Das Meer zeigt ihm die beſte Schöne „* Das Beywort beſte iſt matt. „*Er wird die nackende Si„rene mit nie gefuhlter Luſt gewahr.„* **Mit nie gefühlter Luſt?** *woraus bezieht ſich dieſe Luſt? Ueberhaupt*

* Tout ce qu'on dit de trop eſt fade & rebutant:
L'eſprit raſſaſié le rejette à l'inſtant;

berhaupt auf alle ſeine Luſt, die er je empfunden? Oder ſoll er ſonſt ſchon die Sirene geſehen, und nie ſo viel bey ihrem Anblicke empfunden haben? Es iſt alſo zweydeutig; redarguet ambigue dicta. *Er verliert den freyen Sinn, anſtatt ſeine Freyheit, iſt gezwungen und unrichtig.*

Die vierte und fünfte Strophe *enthalten wiederum eine gedehnte Beſchreibung der Sirene.* „Zwo „blauer Augen Blick und Zug, die ſchmachtend vol„ler Wolluſt brannten, ſich nach dem Angriff zaghaft „wandten, als hätten ſie nicht Muth genug.„ *Zwo blauer Augen; nicht zwo, ſondern zwey. Sagt man: Doris hat zwey ſchöne blaue Augen? Kann ſie derſelben wohl mehr oder weniger haben? Ein paar blaue Augen, ja, das ſpricht man. Der Blick und Zug dieſer blauen Augen durchdrangen die Bruſt des Schäfers. Was iſt der Zug der Augen? Soll es das Anziehen heiſſen, ſo iſt es erbärmlich geſagt. Und wie kann das Anziehen der Augen die Bruſt durchdringen? Ich mag wohl nicht viel dabey gedacht haben, ſonſt würde mehr Klarheit in dem Ausdrucke ſeyn.*

Ce que l'on conçoit bien, s'énonce clairement,
Et les mots, pour le dire, arrivent aiſément. *)

Dieſe Augen brannten voller Wolluſt; gut. Sie brannten ſchmachtend voller Wolluſt. Gibt ſchmachtend auf voller Wolluſt, oder bezieht es ſich auf's Brennen? „ich nach dem Angriff zaghaft wandten, als hätten

*) Ebendaſ. v. 153.

„hätten ſie nicht Muth genug.„ Erſt ſind die Augen Flammen, nun werden ſie ſogleich Streiter. „Halbſtol„ze, halbverſchämte Minen, in denen Ernſt, Gefahr „und Luſt einander zu begegnen ſchienen.„ Welches Gemälde der Minen! Halb ſtolz, halb verſchämt, dieß läßt ſich denken, und alſo auch malen. In dieſen Minen iſt über den Stolz und die Verſchämtheit erſtlich **Ernſt**. Was heißt Ernſt hier? Eine ernſthafte Mine? Dieſe iſt ſchon im Stolze. Oder heißt **Ernſt**, weil Gefahr drauf folgt, gar ſo viel als **Muth**? Oder iſt es dem Scherze entgegen geſetzt, und heißt alſo: es war den Minen ein Ernſt, den Schäfer zu rühren? Das weiß ich nicht, und mag es auch nicht wiſſen. In dieſen Minen begegnen alſo erſt der **Ernſt**, und dann die **Gefahr**, und auch die **Luſt** einander. Was iſt **Luſt**? Heißt es **Freude**, **Vergnügen**, **Reiz**, oder **Wolluſt**? Vermuthlich das Letzte? Und wie begegnen denn nun dieſe perſonificirten Begriffe einander? **Bruſt**, anſtatt Herz, iſt ſehr hoch bey dieſer Gelegenheit, und **durchdringen** iſt eben nicht ſchön. Ihre Blicke, ihre Minen durchdringen meine Bruſt. Hört man keinen Zwang bey dieſem Ausdrucke? Dieſe **Waſſerdirne**, ein garſtiges Wort, des Reims wegen herbey gezogen, „entzückt ihn vom runden Kinne „bis zur Hand, von weißen Huften bis zur Stirne.„ Nicht viel Idee, und ſehr viel Worte. So verliert ſich unter der Menge von Blättern eine unreife Frucht. Warum fängt die Beſchreibung vom Kinne an zu viſiren, bis auf die Hand? Man ſagt vom

Haupte

Haupte bis zum Fuße, und vom Fuße bis zum Haupte, weil dieſes die äuſerſten Theile ſind, die einander entgegen ſtehen; aber das Kinn und die Hand ſind es nicht. Das Kinn, in ſo weit es bloß rund iſt, iſt eben noch nicht ſchön; ich kann eben ſo wohl der runde Arm ſagen. Da das Kinn ein Beywort hat, warum es den Schäfer entzückt: ſo ſollte die Hand ebenfalls ein Beywort, oder eine kleine Erhöhung haben. „ *Von weiſſen Hüften bis zur Stirne* „ *Erſtlich fehlt der Artickel* **den**, *von* **den** *weiſſen Hüften, der nach den Sprachgeſetzen hier durchaus nicht fehlen kann. Ferner iſt das Beywort* **weiſs** *wieder kein ausdrückendes eigenthümliches Beywort.* **Sind nur die Hüften weiſs?** *Nicht auch die Hand und die Stirnen? Endlich ſollte die Stirne ebenfalls ein Beywort haben, wie die Hüften eins hatten. Die Hüften und die Stirne ſtehen auch in keinem Verhältniſſe, und das Wort Hüften iſt wider den willkührlichen Wohlſtand.* „ *An der er tauſend Anmuth fand.* „ *Nachdem ſchon die Wirkung,* **das Entzücken**, *vorhergegangen, kömmt endlich die Urſache hintennach geſchlichen, daſs er tauſend Anmuth an der Schönen fand. Ueberdieſs iſt das* **finden**, *und das* **tauſend** *ſehr proſaiſch.* „ *Nie wird ſie reizend gnug beſchrieben.* „ *Das ſieht man aus der Beſchreibung ſelber.* „ *Der beſte Riſs bleibt ein Verſuch.* „ *Riſs für Abriſs, Abbildung; nicht gut* **Verſuch**; *es ſollte hier unſtreitig heiſſen unvollkommnes Gemälde, Schattenwerk, u. d. gl. Beide Verſe ſtehen der folgenden wegen*

gen da: „Kurz, ſie zu ſehn und nicht zu lieben, „war, wie man ſagt, ein Widerſpruch.„ Kann ich ſagen: Ich ſah das Frauenzimmer, ſie war auſſerordentlich ſchön, und es war ein Widerſpruch, ſie zu ſehn und nicht zu lieben? Oder würde man nicht ſprechen: und es war mir unmöglich, ſie zu ſehen und nicht zu lieben? Im Präſenti kann der Ausdruck richtig ſeyn: ſie zu ſehen und nicht zu lieben, widerſpricht ſich; und doch würde ich nicht ſagen, iſt ein Widerſpruch, lieber etwas widerſprechendes.

Sechſte Strophe. „Der gute Schäfer ſteht zer„ſtreut, vergiſſt ſich ſelbſt und ſeine Heerden.„ Erſt die Heerden, und dann ſich. Wenn ich mich vergeſſe, ſo iſt es nichts neues, daſs ich das vergeſſe, was um mich herum iſt. „Und klagt mit ängſtlichen „Geberden der Schönen ſeine Zärtlichkeit.„ Ängſtlich iſt zu hoch getrieben; und ängſtliche Geberden rühren auch nicht ſehr. Warum nicht lieber ſchüchterne, furchtſame Geberden? Dieſe ſind der geſchwinden Liebe eigen. „Dich, rief das Kind, „kann ich erhitzen?„ Was für ein Kind? Die Sirene? Die Schöne alſo, oder das ſchöne Kind, und nicht das Kind allein. Kann ich erhitzen, iſt ſehr romanmäſſig; eben ſo wohl als das, an deiner Seite ruhn. Der Schäfer hat ja noch nicht geſagt, daſs ſie an ſeiner Seite ruhn ſoll; warum iſt ſie ſo voreilig? Sollte eine Sirene nicht ſchlauer antworten? Ich dächte es.

Sie-

Siebente Strophe. „ *Der Schäfer ruft zum*
„ *Gott der See: Ein Opfer von zwo feiſten Ziegen.*„
Warum feiſt und nicht fett? und warum ein Opfer
von Ziegen? Opfern etwan die Schäfer dem Nep-
tun eingefuhrter maſſen Ziegen, oder werden ihm
nicht vielmehr Stiere und Pferde geopfert? Und
warum zwo? „ *Soll dich, Neptun, ſo gleich ver-*
„ *gnügen.* „ *Das ſo gleich iſt ſehr pünctlich, con-*
tractmäſſig, und verräth eine groſſe Meynung von
ſeinem Opfer, und das vergnügen iſt ſehr gezwun-
gen, und wegen der Ziegen aufgeſucht. „ *Wofern ich*
„ *nicht vergebens fleh;* „ *klingt zu drohend.* „ *Dir,*
„ *ſpricht Neptun, mein Kind zu geben?* „ *Neptun*
redet hier wie ein guter ehrlicher Bürger. Iſt Sirene
ſeine Tochter? „ *O, ſpare Seufzer, Wunſch und*
„ *Harm.* „ *In dieſer Zeile drückt ſich Neptun poe-*
tiſcher aus. Er redet in der Figur, die man Grada-
tion oder Cumulation nennt; aber ſie iſt ihm nicht
recht geglückt. Spare deine Seufzer und deine Wün-
ſche, hätte er ſagen können; aber ſpare deinen
Harm, dieß hat er des Reims wegen geſagt, ſonſt
würde er das undialogiſche Wort nicht gebraucht
haben. „ *Ich gäbe dir und deinem Leben ein ewig*
„ *Unglück in den Arm.* „ *Daß er ihm das Unglück*
in den Arm gäbe, wäre ſchon genug; aber ſeinem
Leben in den Arm, da hat Neptun gar nichts geſagt.

„ *Der arme Thyrſis ſeufzt und weint.* „ *Thrä-*
nen möchte Thyrſis wohl vergieſſen, nur nicht wei-
nen. „ *Und klagt mit manchem bangen Schalle ſein*
„ *Lied*

„ Lied dem nahen Wiederhalle, bis wiederum Nep-
„ tun erſcheint. „ Mit manchem bangen Schalle, iſt gereimt und hart. Dem nahen Wiederhalle; wo war der Wiederhall? auf der See oder auf der Flur? „ Bis wiederum Neptun erſcheint. „ Wenn ich auch die Verſetzung des wiederum nicht tadeln will, ſo iſt es doch wenigſtens kein Wort für die Poeſie. In wie langer Zeit iſt Neptun nicht wiederum erſchienen? Hat der Schafer ſtets dem Wiederhalle ſein Leid indeſſen geklagt? Die Antwort des Neptuns iſt den Verſen nach gut, dem Innhalte nach ſehr philoſophiſch und docirend.

„ Die Nacht befördert Thyrſis Ruh. „ Iſt Ruhe hier der Schlaf, weil die Nacht die Urſache davon iſt, oder heißt es Vergnügen, Glück? „ Neptunus giebt „ ihm die Sirene. „ Auf was für Weiſe? „ Der Schä-
„ fer trägt die naſſe Schöne entzückt nach ſeiner „ Hütte zu, „ und merkt es alſo nicht, daß ſie halb Fiſch iſt? nicht eher, als bis der Tag erſcheint? „ Sein mattes Herz wird wieder friſch. „ Gezwungen, und mehr noch, als gezwungen.

„ O Fabel! meynſt du nicht die Welt, die frü-
„ her liebt und eher brennet. „ Welt, es gehet ja nicht auf die ganze Welt, ſondern nur auf die Mannsperſonen. Das brennet iſt kein ſchönes Wort, und ſagt ohnedem nichts mehr als das liebet. „ Als
„ ſie das Kind zur Hälfte kennet, das Aug und Wahn
„ für göttlich hält. „ Das Kind anſtatt Schöne; unnatürlich. Zur Hälfte kennet; iſt unedel ausgedrückt,

gedrückt. Aug ohne Artickel, und ſtatt die Augen, iſt hart. „Man liebt der Schönen Mund und „Stirne.„ Hier ſind die Theile für das Ganze, für das Geſicht geſetzt; aber mit eben dem Rechte könnte man auch ſagen, die Augen und Wangen. Der Mund und die Stirne ſind nicht die vornehmſten Theile; und wenn ſie noch ſo ſchön wären, und das Geſicht wäre mit einer ungeſtalten Naſe bedeckt, ſo würde es wohl nicht gefallen. Indeſſen will ich dadurch nicht läugnen, daß man ſich in einzelne Theile, in ein paar ſchöne Augen, in einen ſchönen Mund verlieben kann; allein daß die Stirne hier dem Reime Gehirne *zu Liebe da ſteht, dieß iſt offenbar.*

Ich will es genug ſeyn laſſen. Glaubt man, daß ich zu ſtrenge geweſen bin, ſo antworte ich, daß man gegen das Mittelmäßige nie zu ſtrenge ſeyn kann. Nur alsdenn verdienen wenige und kleine Fehler Nachſicht, wenn ſie durch groſſe Schönheiten vergütet werden.

Der Sperling und die Taube.

1.

Ein Vogel unverſchämter Zucht,
Der lieber ſtiehlt, als Arbeit ſucht,
Ein Sperling half den frommen Tauben
Oft ihre Koſt vom Schlage rauben.

Früh,

Früh, wenn beym erſten Sonnenſchein
Der Hauswirth ſang und Futter ſtreute,
Fand er ſich an des Schlages Seite
Mehr frech als ſcheu zum Frühſtück ein.

2.

Die Dauben ſagten erſt kein Wort:
Dann ſcheuchten ſie den Fremdling fort;
Doch kam das ſchelmiſche Gefieder,
Wo heute nicht, gleich morgen wieder.
Drauf nahm ſich aus dem Daubenchor
Die älteſte von den ſtillen Thieren,
Des Unrechts ihn zu überführen,
Mehr redlich, als gekünſtelt vor.

3.

Sie war des ganzen Schlages Preis,
An Hals und Bruſt wie Schnee ſo weiſs,
Im blauen Schwanz und blauen Flügeln
Schien ſich ihr Mann oft zu beſpiegeln.
Sie trug die Bruſt gewölbt und frey,
Die ſchönſten Latſchen an den Füſſen;
Sie konnt auch alt noch zärtlich küſſen,
War ſchön, und doch dem Manne treu.

4.

Noch gröſsre Dinge zierten ſie.
Sie hatte mit geſchickter Müh
Wohl zwanzig Kinder aufgezogen,
Die ihr zum Ruhm im Schlage flogen.
Sie nahm ſie zeitig mit ins Feld,
Sie lieſs ſie nie zu Schaden fliegen.
Die Körner, die in Furchen liegen,
Die, lehrte ſie, ſind euch beſtellt.

5.

Von dieſer wird das Werk gewagt.
Der Sperling kömmt, noch eh es tagt.
Nicht ungeſtüm und auch nicht blöde
Setzt ſie den fremden Gaſt zur Rede.
Biſt du, ſo fragt ſie, tugendhaft?
Mit deiner Nahrung unzufrieden
Nimmſt du, was mir und den beſchieden.
Dieſs iſt der böſen Eigenſchaft!

6.

Der Sperling ward ſo gleich gerührt.
Nur bin ich noch nicht überführt,
Ob mehr ihr Anſehn, oder Sagen,
Zu dieſem Siege beygetragen.

Die

Die Ueberzeugung war geſchehn;
Ihm fällt das Korn aus ſeinem Munde.
O, ſpricht er, gleich von dieſer Stunde
Sollſt du mich nun verändert ſehn.

7.

Er hält ſein Wort auch ohne Schwur,
Und zwingt die lüſterne Natur;
Und ob er öfters füttern ſahe,
Kam er doch nie dem Schlage nahe.
Die Gärten ſtillten ſeine Luſt;
Denn junge Schoten auszureiſſen,
Die beſten Kirſchen anzubeiſſen,
Hat nie ein Spatz ſo gut gewuſst.

8.

Einſt friſst er in der ſchönſten Ruh.
Da ſieht ihm unſre Daube zu,
Und ſpricht: Wie klug weiſst du im Sitzen
Der Fremden Frucht bequem zu nützen!
Der Sperling hüpft ſo gleich empor:
Nun, ſchreyt er, kannſt du mich noch haſſen?
Hab ich mein Laſter nicht gelaſſen?
Bin ich nicht frömmer, als zuvor?

9.

Du frömmer? Rief die Taube nach,
Du biſt noch eben deine Schmach.
Du biſt, wie ſonſt, der geile Freſſer,
Und ſcheinſt dir nur vergebens beſſer.
Dir wohnt dein böſer Trieb noch bey;
Du ſtillſt ihn nur mit andern Dingen,
Und ſuchſt dir ſchmeichelnd beyzubringen,
Daſs deine Bruſt gebeſſert ſey.

10.

Bald, Plato, trifft dein Ausſpruch ein:
Die Tugend ſcheint ein Tauſch zu ſeyn;
Ein Laſter wird itzt ausgetrieben,
Ein andres fängt man an zu lieben.
Der Weichling flieht den geilen Scherz,
Wird karg, und nennt ſich fromm und klüger.
Wer iſt der liſtigſte Betrüger?
Iſts nicht des Menſchen eignes Herz?

Die ganze Anlage. Ein Sperling frißt oft den Tauben das Futter weg. Eine der Tauben wagt es, ihm ſeine Unbilligkeit vorzuſtellen. Er verſpricht Beſſerung. Sie ſieht ihn darauf auf einem Kirſchbaume ſitzen; und er fragt, ob er nicht ſein Wort gehalten hätte, und frömmer ge-

geworden wäre. Sie antwortet ihm: Nein, denn du haſt noch die vorige Neigung, und ſtillſt ſie nur mit andern Dingen. Die Moral. Unſre Tugend iſt die meiſtenmale ein Tauſch. Man verläßt ein Laſter, und wählt dafür ein andres. Welcher Betrug!

Geſetzt, dieſe Erfindung wäre richtig und ſinnbildlich genug: ſo würde ſie doch nicht gefallen. Das Anziehende fehlt ihr. Allein das Richtige und Allegoriſche ſcheint ihr auch zu fehlen. Was ſoll z. E. der Sperling freſſen, wenn er auf den Bäumen und auf dem Felde gar keine Frucht rauben ſoll? Und wenn er dieſes thun darf, ſo iſt ſeine Handlung kein Bild einer unerlaubten menſchlichen Handlung. Ich ſage: Der Weichling flieht den geilen Scherz, wird karg und nennt ſich fromm und klüger. *Dieſes Exempel hat keinen Gegenſtand an dem Sperlinge. Der Sperling hat ſeine Neigung mit keiner andern vertauſcht. Er iſt immer noch genäſchig. Er ſtillt ſeine Neigung der Leckerey nur durch andre Dinge. Aber dieß alles bey Seite geſetzt; iſt die Ausführung, die Art zu erzählen gut? Nichts weniger. Die Erzählung hat wiederum viel Müßiges und Langweiliges; z. E. die Beſchreibung der Taube in zwo Strophen. Es iſt ferner zu weit bey der Erzählung ausgeholt.*

Ein Fehler, den viele meiner Fabeln in den Beluſtigungen haben! Anders zu reden, die Fabel iſt nicht kurz genug, weil Umſtände eingeſchaltet ſind, ohne welche man das Folgende hätte verſtehen können. Sollten dieſe Umſtände ja nothwendig ſcheinen, ſo mußten ſie munter und lebhaft geſagt werden; und alsdenn hätte man ſie des Muntern wegen ungern entbehrt. Dieß habe ich nicht gethan. Es iſt trockner Ernſt. Alles, was in den erſten vier Strophen und in der Hälfte der fünften ſteht, ſollte, wenn der Anfang der Erzählung aus dem Geſichtspuncte der Abſicht beſtimmt wird, ſo eingerichtet ſeyn: Ein Sperling fraß oft den Dauben das Futter mit weg. Eine von den Dauben redte ihn deswegen alſo an. Ich weiß auch nicht, warum der Redner eben eine Daube, und kein Dauber iſt. Der letzte ſcheint mehr Recht dazu zu haben.

Die Sprache der Erzählung. Sie iſt zu trocken und ſchwerfällig. Sie iſt nicht munter, nicht naif Fehlers genug! Sie iſt gezwungen, oft von dem Reime, oft von dem Sylbenmaße, ſelten von der Sache erzeugt.

Erſte Strophe. Ein Vogel unverſchämter Zucht *Eine gezwungene Beſchreibung! Was heißt Zucht? Heißt es von einem unverſchämten*

ten Geſchlechte, oder ſoll Zucht, Sitten bedeuten? Der lieber ſtiehlt, als *Arbeit* ſucht; *ſollte heißen, als arbeitet. Stehlen gefällt mir auch nicht.* Ein Sperling half den frommen Dauben oft ihre Kott vom Schlage rauben. *Half rauben anſtatt er raubte, iſt der liebe Reim. Half rauben, heißt, er raubte mit andern. Wo ſteht etwas davon? Soll der Leſer mehr Sperlinge oder andre Vögel in Gedanken hinzuſetzen?* Früh, wenn beym erſten Sonnenſchein der Hauswirth ſang und Futter ſtreute, fand er ſich an des Schlages Seite mehr frech als ſcheu zum Frühſtück ein. *Beym erſten Sonnenſchein; nicht gut geſagt, zu proſaiſch; ferner nicht nöthig, auſſer weil der Reim ein den Sonnenſchein verlangte. Der Hauswirth ſang; dieſer kleine Umſtand hätte, da er nichts zur Sache beyträgt, wenigſtens nicht ſo vorherlaufen, ſondern lieber durch ſingend angegeben werden ſollen. Futter ſtreute; futterte wäre natürlicher, aber ſo hatte ich nicht Seite darauf reimen können. Mehr frech als ſcheu. Welcher Gegenſatz? Welches Gedrechſelte! Warum nicht lieber dreiſt, unverſchämt? Er fand ſich zum Frühſtück ein. Das ſich einfinden und das Frühſtück, welches die Sprache munter machen ſoll, ſticht zu ſehr gegen den Ernſt der vorhergehenden Rede ab. Das heißt, auf eine*

dunkle Farbe gleich eine ſehr helle erſcheinen laſſen, ohne daß ſie ſich verlaufen.

Die ganze zweyte Strophe iſt nicht nöthig. Und wenn der Umſtand nöthig wäre, müſte er kürzer zuſammen gezogen ſeyn. Fremdling iſt nicht das rechte Wort. Der Sperling iſt der Taube kein Fremdling. Schelmiſche Gefieder. Was iſt hier Gefieder? Wo heute nicht, gleich morgen; langweilig. Das Taubenchor iſt ſehr poetiſch. Im Scherze gieng es an. Die älteſte von den ſtillen Thieren. *Wer wird die Tauben durch ſtille Thiere beſchreiben? So kann ich die Hühner, die Schaafe und alles ebenfalls ſtille Thiere nennen. Lieber nichts geſagt, als die Idee von den Tauben beſchwerlich gemacht. Aber ich muſte auf überführen reimen.* Mehr redlich als gekünſtelt vor. *Wozu das? Den Vers voll zu machen. Soll das gekünſtelt eine Satyre auf die ſchlechten Redner ſeyn? Wer konnte ſie hier erwarten? Wie ſind redlich und gekünſtelt einander entgegen geſetzt? Natürlich gieng nicht in den Vers Wie kann ich mir gekünſtelt etwas vornehmen? Das weiß ich nicht. Gekünſtelt etwas thun, das geht an, und die Fabel iſt ein Beweis davon.*

Nun

Nun kömmt die langweilige Beſchreibung der Daube. Geſetzt, ſie wäre überhaupt gut: ſo iſt ſie doch an dieſem Orte zu lang. Der Leſer wird aufgehalten und ermüdet. Dieſs iſt nicht die Abſicht der Beſchreibungen. Wer ſchmückt kleine Theile ſo aus, daſs ſie das Auge von den gröſsern und wichtigern Theilen abziehen? War der Schmuck hier nöthig? Die Daube mochte ſchön ſeyn oder nicht; ſie konnte ſagen, was ſie ſaget. Ihr ſittlicher Lobſpruch in der folgenden Strophe ſcheint ſich mehr mit der Abſicht zu vertragen. Einer Daube, die einen ſo guten bürgerlichen Character hat, läſst es am natürlichſten, dem Sperlinge eine Strafpredigt zu halten. Aber warum ſtraft ſie ihn? Darum, daſs er ihr das Futter vom Schlage wegfraſs. Braucht man, dieſes zu thun, einen moraliſch guten Character? Endlich, iſt die Beſchreibung ſchön? Sie kann es nicht ſeyn, wenn ſie zu lang und auſſer ihrem Orte iſt. Wir wollen ſie nach ihren einzelnen Zügen durchgehn, und nach den Farben. An Hals und Bruſt wie Schnee ſo weiſs. *Sie hatte alſo einen weiſſen Hals.* Im blauen Schwanz und blauen Flügeln ſchien ſich ihr Mann oft zu beſpiegeln. *Sie hatte blaue Flügel und einen ſolchen Schwanz, in dem ſich ihr Mann (warum Mann?) oft zu beſpiegeln ſchien. Warum nur ſchien? That*

ers nicht wirklich, wenn die Sache anders angeht? Oder mußte ich den Infinitivum ſpiegeln zu Flügeln haben? Sie trug die Bruſt gewölbt und frey. *Die Bruſt frey tragen, geht an. Gewölbt tragen, geht dieß auch an? Vielleicht bey den Dauben.* Die ſchönſten Latſchen an den Fuſsen. *Sie trug alſo Latſchen, und zwar an den Füſsen. Ist trug das rechte Wort? Sagt man die Daube hat Latſchen an den Fuſsen, oder ſie traget? Man fällt beynahe durch das Wort tragen auf Barenſtiefeln oder Filzſchuhe.* Sie konnt auch alt noch zuweilen kuſſen, war ſchon, und doch dem Manne treu. *Iſt treu zu ſeyn eine groſse Tugend für Alte? Wozu alſo dieſer doppelte Umſtand? Soll es Satyre ſeyn? Oder iſt es nur Ueppigkeit des Witzes, da man einen Einfall nicht zuruck halten kann, weil er uns gefällt, ohne zu fragen, ob ihn die Sache gern verträgt?* noch gröſsre Dinge zierten ſie. *Die Dinge ſchicken ſich weder auf das Vorhergehende, noch auf das Nachfolgende. Sind das Dinge, daſs ſie einen weiſſen Hals und blaue Finnel hatte? Sind das Dinge, daſs ſie ihre Kinder mit ins Feld nahm und ſie nicht zu Schaden fliegen lieſs? Mit geſchickter Müh, iſt gezwungen. Wohl; iſt hier matt, proſaiſch. Zwanzig Kinder; nicht ſchön.* Die Körner, die in Furchen liegen,

gen,

gen, die, lehrte ſie, ſind euch beſtellt. *Die lehrte ſie, iſt hart, gezwungen. Sind euch beſtellt, anſtatt ſind für euch, iſt Reim, iſt undeutſch. In Furchen; nein, in den Furchen. Nicht ungeſtüm und auch nicht blöde. Wieder ein froſtiger Gegenſatz des Verſes und Reims wegen!* Biſt du, ſo fragt ſie, tugendhaft? *Die ganze Rede iſt ſchlecht. Ich hätte beſſer gethan, ich hätte keine ſo ſchöne Daube auftreten laſſen. Tugendhaft iſt zu menſchlich, zu philoſophiſch.* Was mir und den beſchieden, *nämlich, iſt, das hier nicht fehlen kann. Und wer ſind die den? Vermuthlich die Umſtehenden, alſo denen, dieſen; Undeutſch, wider die Grammatik: Du nimmſt, was mir und den beſchieden iſt; hätte es trockner geſagt werden können? Iſt es nicht ſchon wieder der Reim? Dieſs iſt der Böſen Eigenſchaft. Herzlich matt, trocken gereimt.*

Der Sperling ward ſo gleich gerührt. *Darüber kann man ſich mit Recht wundern. Doch die Sperlinge ſehen vielleicht nicht auf die Beredſamkeit, ſondern auf die Sachen.* Nur bin ich noch nicht überfuhrt, ob mehr ihr Anſehn oder Sagen zu dieſem Siege beygetragen. *Es ſcheint, als hätte ichs gefühlt, daß die Rede der Daube nichts taugt. Aber ich*

hätte doch den ſchläferigen Vers, Nur bin ich noch nicht überführt, auch fühlen ſollen, um ihn wegzulaſſen. Ob mehr ihr Anſehn oder Sagen. *Das Sagen anſtatt ihre Rede, iſt hier eine Freyheit, die der Reim entſchuldigt.* Zu dieſem Siege beygetragen. *Beygetragen iſt nebſt dem ob mehr durchaus matt, proſaiſch; und Sieg ſchickt ſich hieher nicht. Die Ueberzeugung war geſchehn. Da ſchon der Sieg war erwähnet worden, ſo iſt dieſes ſehr kraftlos.* Gleich von dieſer Stunde. *Das gleich iſt nicht ſchön. Nun in der folgenden Zeile, iſt ein leeres Wort.* Er hält ſein Wort auch ohne Schwur. *Ohne Schwur; wieder der Reim!* Und ob er öfters futtern ſahe. *Das ob er, anſtatt ob er gleich, iſt unrichtig und matt.* Kam er doch nie dem Schlage nahe; *nahe, es ſollte wohl nah, oder zu nah heiſſen.* Einſt friſst er in der ſchönſten Ruh; *ſchönſte Ruh, ſchlecht geſagt. Groſier Verdacht, daſs es der Reim ſagt, und nicht der Autor.* Da ſieht ihm unſre Daube zu. *Schläfrig verbunden!* Wie klug weiſst du im Sitzen. *Im Sitzen, merkwürdiger Umſtand! Endlich warum nicht ſitzend?* Der fremden Frucht bequem zu nutzen. *Harter, unnatürlicher Ausdruck! Die Frucht der Fremden bequem nützen; und das von einem Sperlinge geſagt?*

Wäre

Wäre es nicht beſſer: wie gut läſſt du dir die fremden Früchte ſchmecken? Aber auf ſchmecken war gleich kein Reim da. Der Sperling hupft ſogleich empor. *Hüpft empor, wo war er? Er ſaſt. Wo ſaß er? In den Kirſchen, oder in den Schotten? Er hüpft alſo in die Höhe, und nicht empor. Dieß iſt fremd. Und warum hüpft er empor? Iſt es nöthig? Iſt der Umſtand gebraucht worden?* Hab ich mein Laſter nicht gelaſſen. *Mein Laſter; zu arg! Frömmer als zuvor, iſt nicht die rechte Sprache.* Du frömmer? rief die Daube nach. *Warum nach? Iſt es nicht an rief genug? Sieht der Leſer nicht, daſs du frömmer, eine Wiederholung iſt?* Du biſt noch eben deine Schmach. *Das iſt ſehr poetiſch geredt, bis auf das eben; das ſchickt ſich in den fremden Ton, du biſt deine Schmach, nicht recht gut. Der geile Freſſer iſt ſehr niedrig gegen: du biſt deine Schmach. Iſt zu grob geſchmält. Das heiſſt die Natur ergreifen, nicht ſchön nachahmen.* Dir wohnt dein böſer Trieb noch bey. *Beywohnen; ein böſer Trieb wohnt mir bey; iſt das die Sprache des Lebens? Es iſt wohl gar keine Sprache.* Und ſuchſt dir ſchmeichelnd beyzubringen. *Beyzubringen; gereimt, anſtatt dich zu bereden. Dieß war das Wort.* Daſs deine Bruſt gebeſſert ſey, *Bruſt, ſehr poetiſch anſtatt Herz.*

Die Moral hat überhaupt eine ſehr gelehrte Mine, die ſie nicht haben ſoll. Bald, Plato, trift dein Ausſpruch ein, die Tugend ſcheint ein Tauſch zu ſeyn. *Gelehrt! Plato hat es geſagt. Warum trifft die Sache nur bald ein? Ich dächte, ſie träfe oft ein. Iſt alſo nicht richtig gedacht, oder nicht recht geredt.* Ein Laſter wird itzt ausgetrieben. *Austreiben iſt platt; vertrieben ſollte es heiſſen.* Der Weichling flieht den geilen Scherz. *Was iſt der geile Scherz? Vermuthlich die Wolluſt. Heiſt die Wolluſt ein geiler Scherz? Der letzte Vers wird ſich vermuthlich mit Herz ſchlieſſen.* Wird karg und nennt ſich fromm und kluger. *Klüger; gezwungen. Die ganze Moral hätte heiſſen ſollen: Wie oft iſt unſre Tugend ein Tauſch mit unſern Laſtern! Eins laſſen wir, ergreifen ein anders, und bereden uns, beſſer zu ſeyn. Wie ſehr betrugt ſich das menſchliche Herz!*

Das ſind die vornehmſten Fehler, und wo ſind denn die Schönheiten? Geſetzt, alle dieſe Fehler wären nicht da; würde die Fabel darum ſchön ſeyn? Sie könnte noch mittelmäſſig, das heiſt elend ſeyn. Wo iſt wiederum das Natürliche und Leichte, das in der Kunſt zu erzählen ſo gefällt; das die Seele der Erzählung,

lung, das die Nachahmung des ſchönen Dialogiſchen iſt? Wo iſt die Kürze, die ſich mit der Deutlichkeit, Vollſtändigkeit, und Lebhaftigkeit verträgt? Wo iſt der Saft, der ſich in einem Werke des Geſchmacks, gleich dem Safte in einem blühenden Baume, durch alle Theile, durch Sachen, Wendungen, Sprache, verbreiten, alles erfriſchen und beleben muß? Wo ſind die Stellen, von denen der Leſer ſagt: Das war treflich! O wie ſchön, wie ungezwungen! Hätte man es anders ſagen können? Wo ſind die Stellen, die ſich auswendig behalten laſſen? Wer lieſt ſo eine Fabel zwey, dreymal, und vergnügt ſich das letztemal noch, gleich dem erſten?

So fehlerhaft ſind die meiſten meiner Fabeln und der übrigen Gedichte in den Beluſtigungen. Darf ſich wohl jemand wundern, warum ich ſie nicht habe zuſammdrucken laſſen?

Verzeichniſs

der in dieſer Sammlung enthaltenen Stücke.

Erſter Theil.

Fabeln und Erzählungen.

Der Schäfer und die Sirene. *Seite* 11
Die Eichen. - - 13
Der Held und der Reitknecht. - 14
Die Lerche und die Nachtigall. - 15
Der Knabe und die Mucken. 17
Die Wachtel und der Hanfling. 18
Der Hochzeittag. *S. den Tadler, im zweyten Bande N.* 82. 20
Die Eifer und der Sperling. - 23
Der Geheimniſsverräther. - 24
Die Lerche. - - 25
Die beiden Wandrer. - 26
Das Glück und die Liebe. - 29
Der Affe. - - 33
Die Wittwe. Ein Märchen. 35
Der junge Krebs und die Seemuſchel. 39
Das Kind mit der Scheere. - 40

Die

Die Affen und die Bären. - 42
Der Leichtſinn. - - 44
Der reiche Geizhals. - 45
Das Teſtament. - - 47
Criſpin und Criſpine. - 49
Der Jüngling und der Greis. 53

Oden.

Die Freundſchaft. - - 54
Der Ruhm. - - 58

Ein Schäferſpiel.

Das Band; nebſt einem Vorberichte. 62

Beurtheilungen einiger Fabeln aus den Beluſtigungen.

Die Lerche. - - 114
Der Schäfer und die Sirene. 128
Der Sperling und die Taube. 144

Sämtliche Schriften

Herrn

C. F. Gellerts.

Siebenter Theil.

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Sammlung vermiſchter Schriften.

Zweyter Theil.

von

Herrn C. F. Gellert.

Mit Kupfern.

Mit des hohen Standes Bern Privilegio.

Bern, 1774.
Verlegts Beat Ludwig Walthard.
und zu finden
in Amſterdam
bey Johannes Schreuder.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Warum es nicht gut ſey, ſein Schickſal vorher zu wiſſen.

Nichts ſcheint leichter zu ſeyn, als ſich zu überführen, daß es nicht gut ſeyn würde, wenn wir unſer Schickſal in der Welt vorher wüßten; und dennoch bleibt der Wunſch, ſein Schickſal zu kennen, den meiſten Menſchen ein angenehmer Wunſch. Eben diejenigen, die am Morgen mit vieler Ueberzeugung glaubten, daß es eine Wohlthat des Himmels ſey, ſein Glück und Unglück nicht voraus zu ſehen, wünſchen oft am Abend, daß der Vorhang, durch welchen die Zukunft ſich unſern Augen verborgen hat, wegfallen, und ihr Schickſal ſich ihnen auf einmahl darſtellen möchte. Vermuthlich zeuget die Eigenliebe dieſes Verlangen, und Stolz und Geiz erhalten es; doch ich ſehe nicht, warum nicht auch viele gute Triebe dieſen unzeitigen Wunſch in uns hervorbringen können. Die Begierde, glücklich zu werden, iſt ein unentbehrlicher Theil unſrer Natur, und die Begierde, andre glücklich zu machen, die edelſte Wolluſt eines rechtſchaffnen Mannes; beyde aber können uns oft zu dem

Wunsche verleiten, unser Schicksal zum voraus zu wissen.

Ich verstehe unter dem Schicksale eines jeden die guten und widrigen Begebenheiten seines Lebens. Wenn wir diese vorhersehen sollen: so können wir sie entweder stückweise und unbestimmt, oder im Zusammenhange sehen. Stückweise nenne ich, wenn ich, zum Exempel, zum voraus wüßte, daß ich in meinem Leben mehr krank, als gesund seyn würde; daß ich einen grossen Reichthum erlangen, und ihn nachher wieder verlieren würde, ohne daß ich zugleich die Ursachen dieser Zufälle wüßte. Im Zusammenhange sein Schicksal vorhersehen, heißt alle Umstände und die ganze Reihe der Begebenheiten kennen, aus denen unser Leben zusammengesetzet ist, der unglücklichen sowohl, als der glücklichen. Also wüßte ich, in Ansehung der Liebe und der Ehe, nicht bloß wissen, daß ich mit der Zeit mich verehlichen würde; sondern ich müßte zum voraus sehen, durch was für Umstände und zu welcher Zeit dieses geschehen, und ob meine Gattinn schön oder häßlich, reich oder arm, von guter oder böser Gemüthsart, und wenig oder viel Jahre mein seyn würde. Diese vollständige Wissenschaft von seinem Schicksale würde, wenn sie möglich wäre, schreckliche Uebel nach sich ziehen, wie sich in der Folge zeigen wird. Die erste Art hingegen

scheint

ſcheint die leichteſte und bequemſte zu ſeyn; doch ſie würde uns wenig nützen, und unſre Neubegierde mehr erwecken, als ſtillen. Denn etwas wiſſen, und nicht alles wiſſen, iſt eben ſo viel, als durſtig ſeyn, und zu einem verſchloßnen Brunnen geführet werden. Ich werde in meinem Leben reich und groß werden. Gut! Dieß iſt mir angenehm. Allein, wann werde ichs werden? Auf was für Art? Kurz vor dem Ende meines Lebens, oder lange vorher? Wie lange wird mein Glück dauern? Wer wird mirs entziehen? Der Tod, oder ich mir ſelber, oder die Bosheit der Menſchen? Werden dieſe aus der Zahl meiner Freunde, oder Feinde; werden es Gönner, oder Neider ſeyn? Werden ſie es mit Fleiß, oder aus Unvorſichtigkeit thun? Tauſend ſolche Fragen werden entſtehen, wenn ich mein Schickſal nur ſtückweiſe kenne; und wie ſehr werden ſie mich beunruhigen, da ich mir dieſelben beantworten zu können wünſchte, und doch nicht beantworten kann. An ſtatt, daß eine ſolche Wiſſenſchaft mein Verlangen befriedigen ſollte: ſo wird es durch ſie nur deſto ſtärker gereitzet werden; denn die Wißbegierde hat die Natur aller andern Begierden. Und wie der Geitz durch den Zuſammenfluß der Reichthümer, die Ehrſucht durch den Anwachs des Ruhms nicht abnimmt, ſondern ſteigt: ſo wird auch das Verlangen, ſein Schickſal zu ken-

nen, durch eine ſummariſche Nachricht nicht ſo wohl geſtillt, als brennender gemacht. Wer den Beweis hiervon verlangt, der wird ihn in ſeinem Herzen, in dem, was in ihm vorgeht, bey einer kleinen Aufmerkſamkeit, leicht finden können. Und wer nicht geſchickt iſt, dieſe Wahrheit in ſich zu fühlen, der wird weit weniger geſchickt ſeyn, ſie in einem Beweiſe zu verſtehen. Ja, ſagt man vielleicht, es iſt wahr, ich weiß auf ſolche Art nicht genug; aber ich weiß doch etwas! Ich weiß, ich werde groß, geehrt, reich, alt werden. Dieſes ſind angenehme Erwartungen; und iſt eine kleine Nachricht von angenehmen Erwartungen nicht beſſer, als gar keine? Endlich aber begehre ich nicht mein Unglück, ſondern nur mein Glück vorher zu wiſſen. Dieſer Vorſchlag läßt ſich denken, aber vielleicht ſchwer erfüllen. Denn wenn es auch möglich wäre, ſein gutes Schickſal, ohne ſein böſes, kennen zu lernen: ſo fürchte ich doch, daß der meiſte Theil der Menſchen, wenn er ſein zukünftiges Glück vorher erfuhre, nichts als ein Unglück, nach ſeiner Meynung, erfahren würde. Wir wollen dieſes deutlich machen. Wenn wir das Glück, als die Erfüllung unſrer Wünſche, betrachten, ſo ſind die meiſten unglücklich. Wenn wir alſo unſer Glück vorherſehen ſollten: ſo würden wir, wenn wir es gegen unſre Wünſche hielten, entweder etwas ſehr geringe

ring ſchätziges, oder ganz etwas anders, als wir wünſchen; und alſo nach unſern Gedanken kein Glück ſehen. Es iſt ein Glück, wenn ich zeitlebens bey einer gehörigen Arbeit mein zureichendes Auskommen habe. Und wenn die meiſten durch eine Eingebung einen kurzen Auszug von ihrem Leben bekommen ſollten: ſo würde er dieſen Inhalt haben. Was würden nun die Hochmuthigen, die Geitzigen, die Wollüſtigen für einen Troſt ſchmecken, wenn ſie dieſes ihr Glück voraus wüſten? Keiner würde es für ein Glück halten. Und alſo wüſten ſie, an ſtatt ihr Glück zu wiſſen, nichts, als daß ſie keines hätten. Man nehme einen Verzagten, und ſage ihm, daß er beſtimmt ſey, ein groſſer General zu werden, und mit der gröſten Gefahr erſtaunliche Thaten auszuführen. Er wird erſchrecken, und über dieſe Nachricht mehr Angſt ausſtehen, als er wirklich fühlen würde, wenn er, durch die Umſtände genöthiget, ſein Leben vor dem Feinde wagen ſollte, und vielleicht durch Gewohnheit getroſt, und endlich gar bis zum Helden tapfer werden würde. Indeſſen wird er es zu der Zeit ſeiner Zaghaftigkeit für kein Glück halten, und entweder glauben, er hätte gar kein Glück in der Welt, oder ſich einbilden, er wüßte noch nicht alles. Auf dieſe Art ſieht man wohl, daß, wenn uns auch, nach unſerm Wunſche, nur unſer Glück, auſſer ſeinem Zuſammenhange mit

unſerm Unglücke, offenbart werden ſollte, wir doch nicht ruhig, ſondern viel unruhiger werden würden, als wir ſind, da wir es nicht wiſſen.

Und wann ſoll uns denn endlich unſer Glück vorher verkündigt werden? Vermuthlich in den Jahren, da wir anfangen nachzudenken, in den Jahren einer nicht ganz rohen Jugend. Aber man vergeſſe nicht, daß die Jahre einen gewaltigen Einfluß in unſere Neigungen haben, daß wir mit jedem neuen Zeitlaufe unſers Lebens unſre Wünſche ändern; und das gering ſchätzen, was wir erſt hochgeachtet haben, und hoch ſchätzen, was wir verachtet haben. Wie wird es nun mit unſrer Beruhigung werden? Dieſen jungen Menſchen quälet der Ehrgeitz. Es wird ihm angekündiget, daß er ein Amtspachter werden wird, und darinnen beſteht ſein Glück. Hilf Himmel, wie wird er ſich entſetzen! Er hoffte wenigſtens ein vornehmer Staatsbedienter in ſeinem Vaterlande zu werden; und die Stelle eines Pachters iſt das ganze Glück, mit welchem er ſich nach ſo prächtigen Träumen ſoll begnügen laſſen? Er ſieht in ſeinem Glücke ſeine Wünſche nicht; und dieſe wollen wir doch eigentlich erfüllt ſehen, wenn wir unſer Glück voraus zu wiſſen begehren. Man urtheile ſelbſt, ob dieſer Jüngling ſich über ſein Schickſal erfreuen, oder nicht vielmehr beklagen werde.

werde. Würde es nicht vortheilhafter für ihn ſeyn, es wäre ihm bis auf die Zeit verborgen geblieben, da es ihn hat treffen ſollen? Denn vielleicht haben die Umſtände der Zeit und der Welt in zehn Jahren ſeine hohen Gedanken ſo ermüdet, daß ihm dieſe Bedienung ſehr wohl gefällt. Die junge und feurige Clelia, die nichts ſo ſehr wünſchet, als ſich zeitlebens in den Armen ihres zärtlichen und angenehmen Liebhabers zu ſehen, verlangt ihr Zukünftiges zu wiſſen. Sie ſieht zu ihrem Entſetzen, daß ſie ihrem Damon nicht zu Theile werden, ſondern an der Seite eines finſtern und ſchon bejahrten Mannes ihr Leben beſchlieſſen wird. Dieß iſt ihr Glück; und unglücklich würde ihre Ehe geweſen ſeyn, wenn der unbeſtändige Damon ſeine Abſichten auf ſie erreicht hätte. Allein in ihrer itzigen Verfaſſung wird ſie, wegen dieſer Nachricht, die Hände ringen, und ſich für die unglückſeligſte Perſon in der Welt halten.

Wenn es alſo auch möglich wäre, unſer Glück ſo vorher zu ſehen, daß uns unſer Unglück unbekannt bliebe: ſo würden doch die meiſten Menſchen ſich nicht wohl dabey befinden, weil die wenigſten, wenn wir die Sprache der Welt und nicht der Philoſophie reden wollen, Glück haben. Denn bey den meiſten iſt das Glück, in ihrer Einbildung, nichts anders, als dasjenige,

was prächtig in die Augen fällt, Ueberfluß an Gutern, Wollust, hohe Ehrenſtellen, ausgeſuchte Bequemlichkeiten. Gleichwohl erlangen die wenigſten dieſe ſo genannte Glückſeligkeiten in der Art, wie ſie ſolche wunſchen; und alſo wurden die wenigſten ihr Glück, die meiſten in ihrem Glucke ihr Elend vorausſehen. Folglich wird dieſes Verlangen, ſeine Zukunft zu wiſſen, auch wenn es ſich nur auf die angenehmen Begebenheiten einſchrankt, dadurch nichts weiſer werden.

Ferner beſtehet das Glück der meiſten nicht in einer langen Reihe angenehmer Begebenheiten; ſondern unſere vergnugten Zufälle ſind mit mißvergnugten durchflochten, und unſre heitern Stunden erhalten oft ihren Werth durch viele vorhergegangene trube. Und wenn der Menſch dieſe nicht weiß: (die ſie will aber der nicht wiſſen, der nur ſein gutes Schickſal zu ſehen verlangt) ſo wird er, was in dem Zuſammenhange ein groſſes Glück war, auſſer dem Zuſammenhange fur ein kleines, oder fur gar keines halten. Doch wir wollen dieſe Art, ſein Glück in einem Auszuge vorher zu wiſſen, nicht weiters berühren, noch von dem Schaden, der daraus flieſſen würde, ins beſondre reden. Es wird ſich leicht aus dem ſchlieſſen laſſen, was wir von der andern Art, ſein Schickſal ausführlich und nach allen Begebenheiten zu wiſſen, ſagen werden.

Dieſe

Dieſe Art kann man ſich ungefehr ſo vorſtellen, wie die Nativitätsſtellungen ſind, in welchen man dem Leichtgläubigen zu zeigen verſpricht, was ihm von Tage zu Tage begegnen wird, und zwar mit ſeinen Urſachen. Die Urſachen unſrer Begebenheiten ſind entweder in der Einrichtung der Welt, oder in uns, oder in andern Menſchen gegründet. Und ſein Schickſal mit ſeinen Urſachen vorherſehen, heißt ſehen, was die Natur oder die Einrichtung der Welt, was wir ſelber durch unſer Thun und Laſſen, oder was andre Menſchen zu unſerm Vergnügen, oder zu unſerm Verderben beytragen werden. Würde eine ſolche menſchliche Allwiſſenheit, wenn ich mich alſo ausdrücken darf, nicht etwas Vortreffliches ſeyn? Auf dieſe Art wären wir von der Furcht, die unſer Herz ſo ängſtiget, auf einmal befreyt, und könnten tauſend Unternehmungen, bey denen wir itzt zittern, getroſt und ohne Unruhe wagen. Unſere Hoffnung würde ſtärker und ſüſſer werden, weil wir ihr Ziel wüßten. Und jeder, wenn er wüßte, worzu er zeitlebens beſtimmt wäre, würde ſich zu ſeinem Berufe, zu ſeiner Lebensart beſſer anſchicken. Dieſe drey Vortheile mögen wohl bey den meiſten die ſüſſe Nahrung des Verlangens ſeyn, ihr Zukünftiges vorher zu ſehen. Und wenn dieſe Vortheile gegründet wären: ſo würde nichts gerechter ſeyn,

als

als eben dieſes Verlangen. Wir wollen ſie prüfen.

Iſt es wahr, daß unſere Furcht fällt, wenn ich weiß, was mir in meinem Leben bevorſteht? Nichts weniger! Denn Gutes allein werde ich doch nicht zu gewarten haben, und das Böſe wird mir bis zu ſeinem Anbruche eine beſtändige Furcht erwecken. Zuvor fürchteten wir nur mögliche, oder wahrſcheinliche Zufälle. Von dieſer Furcht ſind wir befreyt. Hingegen fürchten wir nunmehr gewiſſe Uebel. Iſt dieſes ein vortheilhafter Tauſch? Wird mich ein gewiſſes bevorſtehendes Uebel nicht mehr plagen, als ein ungewiſſes? Ich ſehe voraus, daß ich künftig, entfernt von meiner liebenswürdigen Gattinn, von meinen Kindern, von meinen Freunden, drey Jahre in einer Gefangenſchaft zubringen muß; werde ich dieſe Gefangenſchaft nicht im Herzen zehnmal durch die Furcht ausſtehen, ehe ich in dieſelbe gerathe? Hierzu kömmt noch, daß ich mein Unglück, mit ſeinen Umſtänden, in ſeiner Ordnung weiß. Alſo werde ich entweder wiſſen, daß mir dieſe Gefangenſchaft aus verborgnen Urſachen von der Vorſehung zugeſchickt wird; oder, daß ich durch mein Verſehen, oder durch meine Redlichkeit, daran Schuld bin; oder, daß andere Menſchen mich in dieſes Unglück ſtürzen. Wie werde ich mich quälen! Alle Hoffnung iſt mir benommen,

meinen

meinem Uebel zu entfliehen, und in mir wachet doch ſtets eine Begierde, das Unglück von mir zu entfernen. Dieſe will befriedigt ſeyn, und es iſt doch unmöglich, ſie zu befriedigen. Mit welchen verzweiflungsvollen Klagen werde ich den Himmel beſtürmen! Welche bittere Verweiſe werde ich mir ſelbſt geben, wenn ich die Schuld an meinem Uebel bin! Und wenn ichs nicht bin: mit welcher Feindſchaft werde ich gegen diejenige eingenommen werden, die mirs verurſachen! Werden mich nicht alle dieſe Vorſtellungen um meine Ruhe bringen, deren ich genoſſen hätte, wenn ich das Uebel nicht voraus geſehen? Werden ſie mir nicht binnen der Zeit, ehe das Uebel kömmt, alles Vergnügen, das ſich nur zum Genuſſe anbeut, verbittern?

Aber verfährt der gerecht, könnte man mir antworten, der die Sache allein von der ſchlimmen Seite anſieht? Man bedenke, daß, wenn die Furcht durch das gewiſſe Unglück vermehret wird, die Hoffnung hingegen, durch das gewiß bevorſtehende Glück, um eben ſo viel verſtärket werden muß. Dieſes läßt ſich nicht ſo leicht entſcheiden. Denn wenn man Glück und Unglück vergleichen, und ſo zu ſagen, gegen einander aufheben will, ſo müſſen ſie ein gewiſſes Verhältniß haben. Mein Unglück mag itzt der Verluſt meines guten Namens, und mein Glück, das ich darauf

erhalte,

erhalte, der Beſitz groſſer Reichthümer ſeyn. Dieſe beyden Dinge laſſen ſich nicht gegen einander abwägen, in ſo fern man auf die Menſchen und ihre Art ſieht, die Guter zu beurtheilen, die durch Vorurtheile und das Temperament beſtimmt wird. Denn die Kraft, mit der ſie mich beyde, das eine durch die Furcht, das andre durch die Hoffnung, zum voraus rühren werden, liegt nicht ſo wohl in ihnen ſelbſt, als in meinem Gemuthscharakter, und in dem mir eignen und natürlichen, gröſſern oder kleinern Verlangen nach Ehre oder Reichthum. Wenn ich von Natur ehrgeitzig bin, und ich ſehe zum voraus, daß ich in zwey Jahren mit allem meinem Ruhme ein Märchen ſeyn, aber auch darauf, oder zuvor, zehntauſend Thaler erben werde: ſo wird dieſe Hoffnung gegen den Eindruck, den die Furcht der zukunftigen Schande in mir verurſachen wird, ſehr gering ſeyn. Und wenn ich Gutes und Böſes, und ihre Begleiterinnen, Furcht und Hoffnung, vergleichen will: ſo müſſen ſie einerley Trieb in mir zum Grunde haben. So iſt der Trieb nach Ehre, und der Trieb keine Schande zu haben, an und für ſich eins, und nur durch unſre Art zu denken getrennet. Daher müſſen wir Ehre und Schande, Reichthum und Armuth, Wolluſt und Schmerz nehmen, wenn wir eine Vergleichung zwiſchen der Gröſſe der Hoffnung

anſtellen

anſtellen wollen. Allein ſo verfährt unſer Schickſal nicht. Wer Schande zu befürchten hat, und ehrſüchtig iſt, der hat nicht allemal wieder Ehre zu hoffen. Und wer geizig iſt, und ſein Vermögen verliert, hat nicht allemal wieder Vermögen zu hoffen. Alſo wird es ſelten wahr ſeyn, daß das Vergnügen durch die Hoffnung eines gewiſſen Guten, das ich zum voraus ſehe, um eben ſo viel wachſen ſollte, als die Furcht auf der Seite des Uebels gewachſen war.

Und wo weiß ich denn, wie viel von dem, was mein Wunſch für Vergnügen hält, meinem Leben zufallen wird? Wie, wenn es wenig Glückſeligkeit, und deſto mehr Unglück in ſich enthält? Und ſolch ein Leben voraus zu ſehen, muß ich in Gefahr ſtehen, ſo bald ich mein Schickſal weiß? Wie glückſeelig ſchätze ich mich, daß mirs der Schöpfer verborgen hat! Aber es mußte gleichwohl ein ausnehmendes Vergnügen ſeyn, wenn ich eine aufrichtige Nachricht von einem in zehn Jahren mir bevorſtehenden Glücke in meinem Gedächtniſſe mit mir herumtrüge. Ich wüßte z. E., daß ich eine liebenswürdige, eine vernünftige, zärtliche und getreue Gattinn zur Ehe bekommen würde. Wie bald, wie freudig würden mir dieſe Jahre verſtreichen! Ich zweifle ſehr daran. Meine Hoffnung würde mir ſelbſt zur Laſt werden,

weil

weil ich ſie nicht gleich ſtillen könnte. Und wie uns das Ungluck allezeit zu früh kömmt: ſo kömmt uns das Glück, ſo zeitig es auch kömmt, doch allemal zu ſpät.

Ich glaube ſo gar, daß derjenige nicht unrichtig urtheilen würde, welcher behauptete, daß das Vergnügen durch das umſtändliche Vorherwiſſen unſers irrdiſchen Glücks geſchwächt werden würde, wenigſtens bey den Meiſten. Das Glück, wie wir es uns ausdenken, wie wir es ordentlich wünſchen und hoffen, iſt gemeiniglich gröſſer, als dasjenige, welches wir in der That erlangen; und man kann ſagen, daß die Grenzen unſrer Hoffnung unſre Wünſche ſind. Wie weitläuftig, wie unbeſtimmt ſind dieſe nicht! Wenn wir nun unſer künftiges Glück wiſſen: ſo ſteht es nicht mehr bey uns, was und wie viel wir hoffen wollen, ſondern unſre Hoffnung wird alsdann von unſerm Glücke regiert. Iſt dieſes klein, oder wenigſtens nach unſerm Wunſche gerechnet klein: ſo wird auch das Vergnügen des Hoffens kleiner werden, als es war, ehe wir unſer Schickſal kannten.

Doch wir wollen die Hoffnung, als den Verſchmack unſers Glücks, nicht weiter unterſuchen. Wir wollen vielmehr ſehen, ob wir nicht ſchon an

den

dem Vergnügen, das uns der wirkliche Genuſs des Glückes giebt, etwas einbüſſen, wenn wir es vorher wiſſen. Mir ſcheint es ſo. Es giebt eine gewiſſe Furcht, die eben das bey unſerm Vergnügen ausrichtet, was eine ſcharfe Würze bey gewiſſen Speiſen thut. Sie macht nämlich, daſs wir das Vergnügen deſto lebhafter ſchmecken. Warum rührt mich oft ein Glück, wenn ichs genieſſe, ſo ſehr? Gemeiniglich, weil ich den furchtſamen Zweifel, es nicht zu erlangen, nunmehr beſiegt habe. Ich würde aber nicht ſo viel fühlen, wenn nicht die Furcht meine Empfindungen gleichſam in volle Bewegung geſetzt hätte. Dieſes fällt weg, wenn ich mein Glück vorher weiſs. Es iſt ferner wahr, daſs ein unverhofftes Gut uns mehr einnimmt, als ein vorhergeſehenes, wenn die Umſtände von beyden gleich ſind. Endlich würden wir, wenn wir unſer Schickſal vorausſähen, auch wahrnehmen, daſs wir es die meiſten male nicht uns, nicht unſrer Geſchicklichkeit, nicht unſern Verdienſten, ſondern oft dem Zufalle, und andern Menſchen, zu danken hätten. Und auf dieſe Art würde unſrer Eitelkeit ein groſses Vergnügen entgehen, mit dem wir in unſern itzigen Umſtänden die guten Begebenheiten unſers Lebens gemeiniglich unſern Verdienſten zuſchreiben, obgleich nicht mit Grunde. Allein es mag ein Irrthum ſeyn; dennoch kann uns auch

ein

ein Irrthum vergnügen, so lange wir ihn für eine Wahrheit halten. Wollen wir noch immer unser Schicksal vorher wissen?

Es ist noch ein Einwurf übrig. Ich würde, so möchte man denken, mich desto mehr zu meiner Lebensart vorbereiten, wenn ich wüßte, wozu ich bestimmt wäre. Ich halte dieses für einen Betrug; und wie viel läßt sich nicht darauf antworten! Ich will aber nur eines berühren. Wenn ich von Natur zu dieser Lebensart, die mein Glück in sich hält, nicht Lust habe: so werde ich mich nur um desto weniger zu derselben anschicken; denn das Glück ist mir ja gewiß. Was brauche ich also meiner Bequemlichkeit Abbruch zu thun? Auch ohne Verdienste werde ich zu dem Stande, der mir einmal beschieden ist, ebenfalls gelangen. Bin ich aber aus Neigung für diesen Stand eingenommen: so werde ich mich zu demselben vorbereiten, wenn auch mein Vorwitz sein künftiges Schicksal nicht erfahren hätte. Was hilft mir also meine Einsicht in dieses mein Schicksal?

Bis hieher haben wir nur untersucht, was einem jeden ins besondre entgehen könnte, wenn er sein Schicksal vorher wußte. Aber wir müssen uns nicht bloß von andern abgesondert betrachten. Wir müssen auch sehen, was im Ganzen, in der Welt,

Welt, in dem Zuſammenhange der Dinge entſtehen würde, wenn jeder wüßte, was ihm begegnen ſollte. Ich, für meine Perſon, möchte in der Welt nicht leben, wenn die Menſchen ihren freyen Willen behielten, und ihr Schickſal vorher wüßten. Dieſes müßte ganz anders beſchaffen ſeyn, als es iſt, da wir es nicht wiſſen. Eine einzige Handlung eines Menſchen hat oft einen Einfluß in das Schickſal vieler tauſend Menſchen. Die Triebfedern unſrer Handlungen ſind Hoffnung und Furcht. Wenn man dieſe verändert, oder wegnimmt: ſo werden auch unſre Unternehmungen verändert, oder aufgehoben werden. Unſre Hoffnung aber und unſre Furcht würden anders ſeyn, wenn wir vorher wüßten, was geſchehen ſollte; alſo würden auch unſre Handlungen, in ſo weit ſie auf unſern freyen Willen ankommen, anders beſchaffen ſeyn, wenn wir ihren Ausgang vorher wüßten. Würde Philippus die unüberwindliche Flotte ausgeſchickt haben, wenn er zum voraus geſehen hätte, was er am Ende ſah? Es iſt nicht zu glauben. Alle diejenigen Menſchen, welche auf dieſer Flotte umgekommen, oder elend, oder auf gewiſſe Art glücklich geworden ſind, würden alſo ein andres Schickſal gehabt haben, als ſie gehabt, wenn Philippus den Ausgang der Sache zum voraus gewußt hätte. Auf dieſe Art kann man urtheilen, wie viel anders die Begebenheiten der Welt ſeyn

würden, wenn ein jeder sähe, was für einen Ausgang sein Unternehmen haben würde. Lasset sie anders seyn, wird man einwenden. Es müßte doch tausend Böses, das von dem freyen Willen der Menschen abhängt, können vermieden werden, wenn wir in die Zukunft hinein dringen, und den Verlauf der Sachen einsehen könnten. Wie zweifelhaft ist dieses! Wenn wir bey unserm Vorhersehen die Begierden und Leidenschaften behielten, welche wir itzt haben: so würde allezeit noch Bosheit und Thorheit genug in der Welt bleiben. Und wenn wir auch dieses oder jenes Böse unterliessen: so würden wir dafür ein anders begehen. Ich will annehmen, daß wir die Laster, die sich selbst bestrafen, unterliessen; würden wir auch die übrigen fliehen? Was würde aber aus der Freyheit und Tugend im ersten Falle werden? Die Völlerey ist ein Laster, das sich bey vielen selber bestrafet. Wenn nun Strephon, der durch den Trunk sich zehn Jahre früher ins Grab gebracht hat, gesehen hätte, daß dieses geschehen würde: so hätte ers vielleicht unterlassen. Und also wäre ein Uebel weniger in der Welt. Es ist wahr. Allein wäre dieses Freyheit und Tugend? Müßte nicht der Eindruck der Vorstellung, du wirst nothwendig eher sterben, wenn du viel trinkst, eben so stark seyn als wenn einer mit dem bloßen Schwerdte vor mir steht, und mich von dem,

was ich ohne diesen Zwang ausgeführt haben würde, gewaltsam abhält? Wäre dieses nun Zwang, oder Freyheit? Endlich sehen wir, daß viele Trunkenbolde, viele, welche die größten Ausschweiffungen in der Wollust begehen, doch das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichen, und äusserlich immer glücklich dabey leben. Wodurch sollten also diese von ihren Lastern abgehalten werden? Was würde nicht die einzige Gewißheit der Art und des Tages unsers Todes für Unheil stiften? Was würden die guten Zufälle, was die bösen, welche unwidertreiblich wären, und solche würde es allezeit in der Liste der Begebenheiten unsers Lebens geben, für Folgen nach sich ziehen? Hier würden ganze Häuser wegen des bevorstehenden Unglücks wehklagen. Dort würden Trunkne vor Freude und Vergnügen wegen des nahen Glücks herumtaumeln. Keiner würde mehr arbeiten, keiner das gemeine Beste befördern wollen. Wie oft würde man aus Verzweiflung sich selbst, oder andern das Leben nehmen! Der Vater würde seinen Sohn in der Wiege umbringen, ehe er ihn im dreyßigsten Jahre auf dem Rabensteine sterben sahe. Den Freund, der uns morgen unser Glück rauben sollte, würden wir heute aus dem Wege räumen; und morgen hätten vielleicht Andre uns aus Rache, oder wir aus Reue, uns schon selbst umgebracht. Kurz,

die Welt würde nicht lange beſtehen können, wenn wir unſer Schickſal umſtändlich voraus wüßten. Viele würden in der Blüte ihrer Jahre aus Verdruß und Betrübniß ſterben, oder als Schlaftrunkne, die nicht viel zu befürchten hätten, einſchlaffen. Itzt betrügen wir uns durch die Hoffnung, daß unſer Gutes bald kommen werde; und ſo ſtreicht ein Tag nach dem andern unvermerkt dahin. Wir fürchten ungewiſſe Uebel, und auf dieſe Art bleiben wir immer noch gelaſſen und geſchickt, ſie abzuwenden. Wie würden die Menſchen ihr Schickſal einander geſchwätzig entdecken, wenn ſie es vorher wüßten; und was würde daraus für Neid, und mit demſelben für Unheil, erfolgen! Was würde Cäſar gethan haben, wenn er gewußt hätte, daß man ihn auf dem Rathhauſe umbringen würde. Würde Cicero ſo viel Gutes geſtiftet haben? Würde er, ungeachtet ſeiner Ehrbegierde, wohl jemahls Conſul geworden ſeyn, wenn er zum voraus geſehen hätte, daß der Lohn ſeiner patriotiſchen Thaten ein gewaltſamer Tod ſeyn würde? Würde mancher nach einem Glücke geſtrebet haben, wenn er alle die Arbeiten und Beſchwerlichkeiten zum voraus gewußt hätte, die er viele Jahre hinter einander, ohne es ſelbſt wahrzunehmen, überwunden hat? Wer würde eine groſſe, eine löbliche That unternehmen wollen, wenn ihm durch

die

die Wiſſenſchaft ſeines Schickſals die Hoffnung zur Belohnung entnommen wäre? Wer würde im unvermeidlichen Unglücke Gott vertrauen und zu ihm um Hülfe rufen? Wer würde im Glücke, das ihm nicht entgehen könnte, mäßig und dankbar gegen die Vorſehung, demüthig und liebreich gegen die Menſchen ſeyn? Würde nicht durch ein umſtändliches Vorherwiſſen Tugend und Religion beynahe gänzlich vernichtet werden?

Kurz, der Menſch wünſcht auf eine oder andre Art etwas Widerſprechendes, wenn er ſein zukünftiges Schickſal nach allen ſeinen Umſtänden vorher zu wiſſen verlanget. Er wünſcht entweder, Begebenheiten vorher zu wiſſen, die nie Begebenheiten ſeyn werden, ſo bald er ſie weiß, und ſo lange er bey ſeinem Vorherwiſſen noch eben die Neigungen, Begierden und Leidenſchaften, noch eben die Freyheit des Willens behält, worinnen itzt ſeine Natur beſteht; das heißt, er wünſcht zu wiſſen, daß etwas erfolgen werde, was doch nicht erfolgen wird. Welcher Widerſpruch! Oder ſollen die Begebenheiten erfolgen können, ſo wünſcht er entweder die gegenwärtige Einrichtung ſeiner Natur, oder ſeiner Freyheit zu verlieren; das heißt, er wünſcht ein Menſch; und auch kein Menſch zu ſeyn. So widerſprechend und thöricht iſt der

neugierige Wunſch, ſein künftiges Schickſal umſtändlich vorher zu wiſſen. Und geſetzt, er wäre dieß nicht: ſo wird er doch ſtets einer der feindſeligſten Wünſche ſeyn, die der Menſch wider ſich ſelbſt thun kann. Geſetzt, die Welt und die menſchliche Natur könnten dabey beſtehen, welche Hölle würde die Welt ſeyn, und welch ſchreckliches Glück das Glück, ein Menſch zu ſeyn! Ja ſollte es Menſchen geben, welche die Gabe hätten, mir mein Schickſal voraus zu ſagen: ſo bitte und beſchwöre ich ſie, mir ihre unſelige Weisheit zu verſchweigen. Peſt, Hunger und Schwerdt ſind groſſe Landplagen; aber Nativitätſteller, wofern es welche gäbe, Nativitätſteller für das ganze menſchliche Geſchlecht, würden noch weit fürchterlicher, als alle dieſe Uebel ſeyn.

Von

Von dem Einfluſſe der ſchönen Wiſſenſchaften auf das Herz und die Sitten.

Eine Rede,

Bey dem Antritte der Profeſſion.

Aus dem Lateiniſchen überſetzt.

Ich würde höchſt undanckbar, und eben ſo unfähig ſeyn, den Werth einer Wolthat zu empfinden, als ſie zu verdienen, wenn ich den heutigen Tag, den mir die Gnade des preiswürdigſten AUGUSTS zum rühmlichen Tage macht, nicht für einen der ſchönſten und glücklichſten meines Lebens hielte. Ich mag die hohen Empfehlungen betrachten, die ihn bewogen haben, mich mit dem Amte eines öffentlichen Lehrers zu begnadigen, oder die Würde dieſes Amtes ſelbſt,

oder den Ort, wo ich es führen ſoll: ſo finde ich überall Urſachen, mir Glück zu wünſchen, die Gnade des Königs zu preiſen, und den im Stillen anzubeten, der alle unſre Schickſale lenket. Allein, eben dieſe königliche Gnade, eben dieſs rühmliche Amt, eben der Ort, wo ich es führen ſoll, erfüllen mein Herz mit einer gewiſſen Furchtſamkeit, von der ich mich nicht anders zu befreyen weiſs, als wenn ich ſie aufrichtig bekenne. Habe ich auch dieſs Glück verdienet? Haben die Beförderer der Wiſſenſchaften nicht zu vortheilhaft von mir geurtheilet? Werde ich auch die Pflichten eines öffentlichen Lehrers genug erfüllen? Werde ich die Fußſtapfen ſo würdiger Vorgänger, Eure Fußſtapfen, Ihr Väter und Lehrer dieſer Academie, mit Ruhm betreten können? Haltet, theurſte Commilitonen, haltet dieſes nicht für die Sprache einer ſtolzen Demuth! Nein, ich habe mein Unvermögen ſtets zu wohl gekannt, als daß ich je nach dieſem Amte geſtrebt hätte. Ich habe es nicht geſucht, als bis man mir befohlen, es zu ſuchen. Ich habe ein Amt, dazu man nicht Kräfte genug hat, ſtets für eine Unehre, und ein Glück, das man ohne Verdienſte ſucht, für eine gerechte Strafe des Stolzes gehalten. Kann ich nun wohl ohne Furchtſamkeit dieſes academiſche Lehramt übernehmen? Würde ich es nicht noch weniger verdienen, wenn ich ſtolz

genug

genug wäre, es als den Lohn meiner Verdienſte anzuſehen? Ja, der König hat mir zu viel Gnade erwieſen, und mein Leben, davon vielleicht nur noch der kleinſte Theil übrig iſt, wird nicht zureichen, ſie zu verdienen; aber kein Theil ſoll davon verſtreichen, an dem ich ſie nicht mit allem Eifer zu verdienen ſtreben werde. Euch, würdige Lehrer und Väter dieſer hohen Schule, Euch nehme ich zu Zeugen meines heutigen Verſprechens, und rufe die Vorſicht an, daß ſie meine Bemühungen ſegne, und mich das ſelige Glück erfahren laſſe, durch Ausbildung jugendlicher Seelen, Tugend und Weisheit unter den Menſchen befördert zu haben.

Um aber die erſte Pflicht meines Amtes zu beobachten, ſo erlaubet mir, daß ich dieſe Jünglinge, meine Freunde, und der künftigen Zeiten Ehre, zur Liebe gegen die ſchönen Wiſſenſchaften aus einem Grunde ermuntre, der mit der Würde des Menſchen ſo genau verbunden iſt, daß ich ihnen den Einfluß zeige, den ſie in das Herz des Menſchen, in die Sitten, und in das gemeine Leben haben.

Niemand leugnet, oder ſollte doch leugnen, daß die ſchönen Wiſſenſchaften den Verſtand ſchärfen, die Einbildungskraft beleben, und das

Gedächtniß mit einer Menge von Kenntnissen bereichern, ohne die man sich nie weder in den göttlichen, noch in den menschlichen Wissenschaften, weder in den öffentlichen, noch in den häuslichen Geschäften, über das Mittelmäßige erheben wird. Ich würde unser Jahrhundert entehren, wenn ich dieß weitläuftig beweisen wollte. Sehet, edle Jünglinge, sehet hier eine ehrwürdige Versammlung von Kennern und Lehrern in allen Arten der Wissenschaften, deren Beyspiele stärker beweisen, als alle Gründe des Redners! Durch welche Wege sind sie bis zu dieser Größe emporgestiegen? Wodurch erwarben sie sich alle die Verdienste um die höhern Wissenschaften, die wir an ihnen verehren? Wodurch setzten sie sich in den Stand, ihnen so viel Licht, Gründlichkeit und Anmuth zu geben? Dadurch, daß sie die engen Schranken gewisser Compendien und Systemen ängstlich durchliefen; daß sie ihr Gedächtniß mit einer Menge leerer und trockner Sätze beschwerten? Oder dadurch, daß sie sich eine genaue Kenntniß der Sprachen, Alterthümer und Sitten aller Zeiten erwarben; daß sie die heilige und weltliche Geschichte sorgfältig erlernten; daß sie sich mit den Meisterstücken sowohl der Poesie als Beredsamkeit bekannt, und den Geist und die Schönheit der alten und neuern Schriftsteller durch Lesen, Nachdenken und Nachahmen sich eigen

machten? Es iſt wahr, der Name eines groſſen Gelehrten wird nicht durch Studiren, nicht durch Regeln, nicht durch Kunſt und Nachtwachen allein erworben; es wird Genie, es wird eine gewiſſe natürliche Größe und Lebhaftigkeit der Seele erfordert, die den Menſchen zu allen groſſen Unternehmungen begeiſtern muß. Allein, was vermag das beſte Genie ohne Unterricht, ohne Kunſt, ohne Uebung? Was wird der größte Geiſt treffliches hervorbringen, wenn er noch nicht durch Wiſſenſchaften gebildet, noch nicht mit einem Vorrathe ſchöner und nutzlicher Gedanken ausgerüſtet, mit einer Menge lebhafter Bilder ausgeſchmückt, noch nicht mit den Schätzen der Sprache und des Ausdruckes bereichert iſt? Wird man wahr, genau, ſchön und mannichfaltig denken, wird man ſich richtig und lebhaft ausdrücken, wird man lehren, gefallen und das Herz des Menſchen rühren können, wenn man ſich nicht einen guten Geſchmack, eine Kenntniß nutzlicher Wahrheiten, und beſonders die Kenntniß des menſchlichen Herzens erworben hat? Dieſe Vortheile ſchenket uns die Erlernung der ſchönen Wiſſenſchaften. Aber wie? Sind ſie bloß von dieſer Seite liebenswürdig; bloß darum ſo ſchätzbar, daß ſie den Saamen einer reichen Erndte nur in unſern Verſtand, nicht aber in unſer Herz ausſtreuen? daß ſie uns nur richtig, ſchön und erha-

ken denken und ſchreiben, nicht aber gut, ſchön und edel empfinden und begehren lehren? daß ſie uns nur mit feinen und groſſen Gedanken, nicht aber mit guten und rühmlichen Geſinnungen; nur mit ſchönen Ausdrücken und Bildern von dem, was überhaupt in der Natur ſchön, was recht, was tugendhaft iſt, nicht aber mit Neigung und Eifer für die Tugend und Rechtſchaffenheit, für das Edle und Erhabne erfüllen? Wenn der Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften nur auf die Studierſtube und den Autor eingeſchränkt iſt; wenn er uns nicht in die Welt, in die Geſellſchaften, in die Geſchäfte des Lebens und unſerer Häuſer folget; wenn ſie unſern Geiſt nur aufklären, ohne ihn mit guten und edlen Empfindungen zu beleben; wenn ſie uns bey einem ungebauten Verſtande ein rohes und ungebildetes Herz laſſen: ſo höret, Jünglinge, meine Ermahnung, dieſe Wiſſenſchaften zu erlernen, höret ſie nicht; haltet ſie für die Sprache der Partheylichkeit, für die verdächtige Stimme des Lehrers, der das nur rühmet, womit er ſich beſchäftiget, und darum rühmet, weil er ſich damit beſchäftiget; der nur das anpreiſt, was ſeinem Stolze und ſeiner Eitelkeit ſchmeichelt. Aber, wenn ich Euch, ſo weit es die engen Schranken einer Rede, und die koſtbare Geduld gelehrter Männer erlauben, wenn ich Euch beweiſe, daß eine gründliche Erlernung der ſchönen Wiſſen-

Wiſſenſchaften einen groſſen Einfluſs in unſer Herz, in unſre Sitten, in das gemeine Leben hat: ſo verſuchet Eure Liebe und Euren Luſt dieſen Künſten nicht.

Wenn man die ſchönen Wiſſenſchaften wohl und fleiſſig ſtudiret, ſo erwirbt man ſich einen gewiſſen guten Geſchmack; das iſt, eine zarte, geſchwinde und treue Empfindung alles deſſen, was in den Werken des Geiſtes ſowohl in einzelnen Gedanken und Ausdrücken, als überhaupt in dem ganzen Baue des Werkes richtig ſchön, edel, harmoniſch; und auf der andern Seite alles deſſen, was fehlerhaft, was matt, was kindiſch, was übel lächerlich und mißhellig iſt. Dieſe feine Empfindung, die in dem erſten Falle von einem gebeimen Vergnügen, und in dem andern von einem heimlichen Unwillen begleitet wird; dieſer gute Geſchmack wird uns durch den Gebrauch ſo natürlich, daß wir ihm nicht allein in unſern Schriften, ſondern auch in unſern Geſprächen und Handlungen folgen. Sein Einfluß breitet ſich nicht nur über unſre Art zu denken, ſondern über unſern ganzen Charakter aus. Er wachet, gleich einem getreuen Aufſeher, über alle Pflichten unſers Lebens, und lehrt uns unvermerkt die gute Art, mit der wir ſie verrichten ſollen. Er machet uns nicht tugendhaft; aber er giebt unſern Tugenden

einen Werth und eine Anmuth, die ſie ohne ihn nicht haben würden. Wodurch ſoll ich Euch dieſes beweiſen? Durch Gründe, die aus der Natur der Seele und der ſchönen Wiſſenſchaften hergenommen ſind, oder durch Zeugniſſe und Beyſpiele?

Stellet euch einen Freund der ſchönen Wiſſenſchaften vor; einen Mann, der die Meiſterſtücke der Alten und Neuern lieſt, und mit Empfindung lieſt; der das, was in ihnen ſchön, edel und groß iſt, nicht nur bald entdeckt, ſondern dieß Schöne, dieß Edle und Große ſelbſt fühlet, und deſto ſtärker fühlet, je mehr ihn der rührende Ton und die lebhaften Bilder, in denen er es ausgedruckt ſieht, entzücken; der die groſſen Beyſpiele der Menſchenliebe, der Zärtlichkeit, der Freundſchaft, der Dankbarkeit, der Liebe zum Vaterlande, des Heldenmuthes, der wahren Ehrbegierde, die er überall in den Werken des Geiſtes entdeckt, nicht nur bemerkt, ſondern tief, und deſto tiefer in ſein Herz eindrückt, weil er ſie in der liebenswürdigſten Geſtalt, in ihrem ſchönſten Lichte erblicket; ſtellet euch einen Mann vor, der ſo die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudieret, ſo die geiſtvollen Werke der Alten und Neuern lieſt, und ſprechet, ob der Nutzen von ſeinem Studiren nur in ſeinem Verſtande bleiben, oder ob er nicht auch in ſein Herz, in ſeine Sitten, in ſein Leben übergehen werde?

Wird

Wird derjenige, der den Werth der Freundschaft, die Heiligkeit des gegebnen Wortes, das Vergnügen einer edelmüthig erwiesenen, oder dankbar angenommenen Wohlthat so oft empfand; der so oft sich bey einer rührenden Stelle von Zärtlichkeit und Mitleiden durchdrungen, so oft in einem erhabenen Beyspiele zu grossen Entschliessungen begeistert fühlte; wird der im gemeinen Leben so leicht ein undankbarer Bürger, ein harter Hausvater, ein beschwerlicher Ehmann, ein treuloser Freund, ein unangenehmer Gesellschafter, ein kalter und müssiger Zuschauer bey dem Unglücke anderer seyn können? Wird ihn nicht sein Herz, durch die schönen Wissenschaften zur Empfindung des Schönen und Guten gewöhnt, in seinen Handlungen, in seinen Gesprächen, kurz, in allen Verrichtungen seines Lebens; wird es ihn hier nicht eben so, wie im Lesen oder Schreiben, durch eine geheime Stimme lehren, was bey einem jeden Vorfalle, an jedem Orte, in jedem Verhältnisse schön, gut und wohlanständig, was zu viel und was zu wenig sey?

Ich behaupte hiedurch nicht, daß die Erlernung der schönen Künste uns die Tugend selbst einflöße, sondern nur, daß sie die Tugenden, die wir der Natur, oder vielmehr der Religion, zu danken haben, angenehmer und brauchbarer mache.

Welcher Vortheil für das gemeine Leben! Um ihn desto deutlicher einzusehen, so stellet Euch den Freund der schönen Wissenschaften, stellet Euch noch einmal einen Mann vor, der aus dem Lesen der Autoren weiß, wie viel eine Sache durch die Art, mit der sie gesagt wird, gewinnt, wie man sie vortheilhaft wenden, und dem andern auch das, was er ungern höret, von einer gefälligen Seite zeigen könne; einen Mann, der aus dem beständigen Umgange mit guten Schriften die Kunst gelernt hat, alles, was in dem Gedanken oder in dem Ausdrucke niedrig, schmutzig, hart und beschwerlich ist, zu vermeiden, oder zu verbergen, und überall den Wohlstand zu beobachten. Wird dieser Mann, wenn er mit seinem Freunden, mit seinem Weibe, mit seinen Kindern, mit Gönnern, mit Clienten, mit Fremden spricht und handelt, wird er nicht dieser Empfindung des Wohlstandes, die ihn immerzu gleich einem wachsamen Freunde erinnert, unvermerkt gehorchen? Und die feine Art, mit der er die Pflichten der Tugend und Höflichkeit verrichtet, wird die nicht selbst diesen Pflichten einen neuen Werth ertheilen? Wird er beleidigend seyn, wenn er scherzet, mürrisch, wenn er tadelt, gebietrisch, wenn er befiehlt, ruhmredig, wenn er Wohlthaten erzeigt? Wird er in seinen Gesprächen bäurisch und niederträchtig, in seinem Aeus-

serlichen

ſerlichen beſchwerlich und eckelhaft ſeyn? Er, der, durch eine feine Empfindung gelehrt, ſo wohl weiß, was in den Werken des Geiſtes edel, groß, natürlich, frey, was ſchön und nicht ſchön ſey?

Man glaube alſo nicht, daß die Erlernung der ſchönen Künſte nur in ſo weit gut ſey, als man ein Autor, oder ein Lehrer derſelben werden, als man ſelbſt ein Redner, ein Dichter, ein Geſchichtſchreiber ſeyn will. Nein, ihr Geiſt wird uns als ein treuer Gefährte in allen Verrichtungen des Lebens, in die Geſchäfte des Hauſes, in die Angelegenheiten des Staats, in die Unternehmungen des Krieges folgen. Er wird den **Cicero** *beſeelen, wenn er in Rom vertheidigt oder anklagt; er wird ihn auch beſeelen, wenn er regieret, wenn er das Feuer der Zuſammenverſchwörung dämpft, Rom dem Untergange entreißt, wenn er das Schickſal einzelner Perſonen und ganzer Länder entſcheidet. Eben der gute Geſchmack, der in ſeinen Reden herrſchet, wird auch da herrſchen, wenn er mit ſeinen Freunden von Hausangelegenheiten redet, wenn er Briefe ſchreibt. Eben der Geiſt der Ordnung, der Klugheit, der Symmetrie, der den* **Paul Æmil** *eine Armee vortheilhaft ſtellen lehret, wird ihn auch ein allgemeines Feſt für ganz Griechenland mit einer anſtändigen Pracht anordnen lehren. Eben die edle Empfindung, die den* **Plinius**

belebt,

belebt, wenn er der Lobredner Trajans ist, wird ihn auch beleben, wenn er das Lob seiner Gemahlinn erzählt, wenn er ihr von seiner Liebe schreibt. Eben der Geist der Menschlichkeit, der ihn bewegt, wenn er bey dem Trajan für seine Freunde bittet, wird ihm auch die Feder führen, wenn er die Sache der Christen erzählt. Eben der gute Geschmack, mit dem ein Kaufmann die Werke des Geistes liest, wird ihn auch in seinen Handlungsgeschäften angenehm und beredt, und in seinen Erfindungen neu und sinnreich machen.

Aber, höre ich einige sagen, wenn die Kenntniß der schönen Wissenschaften einen Einfluß in das Herz, in die Sitten und Handlungen des Menschen hat; woher kommen unter denen, die ihr ganzes Leben diesen Künsten gewidmet haben, so viel Ungesittete, Murrische, Zanksüchtige, Stolze, Wollüstige, woher so viele Pedanten? Wie viele, denen man das Verdienst der Gelehrsamkeit nicht absprechen kann, haben nicht durch die ärgerlichsten Werke, die sie geschrieben, durch die schandbarsten Zänkereyen die guten Sitten entehret? Muß man nicht aus ihren Schriften auf ihren Charackter schliessen? Es ist wahr, dieser Vorwurf beschämt die Liebhaber der schönen Wissenschaften, aber er schadet meiner Sache nicht. Ich habe den schönen Künsten keine Zauberkraft

verkraft zugeſchrieben, die ihre Verehrer auch wider ihren Willen geſittet machte, und ein iedes unedles Herz in ein edles verwandelte. Es iſt auch nicht ſchwer, die Urſachen zu entdecken, warum viele von denen, die ſich dieſen Künſten ergeben, oft von dem Aeuſſerlichen und demjenigen, was man den eingeführten Wohlſtand nennt, ſo verlaſſen ſind. Begierig auf ihre Künſte, verſchlieſſen ſie ſich auf ihre Studierſtuben, und fliehen den Umgang, auf den ſie ihre Kenntniſſe ſollten anwenden lernen. Sie bleiben Fremdlinge auf dem Schauplatze der Welt; iſt es zu verwundern, daß ſie ihre Rolle ſchlechtern und ängſtlich ſpielen, wenn ſie denſelben ſo ſelten betreten? Iſt es zu verwundern, daß ſie bey dem Geſchmacke, den ſie beſitzen, und in Geſellſchaften nie genutzt haben, Männer ohne Geſchmack zu ſeyn ſcheinen, und aus Furcht, keine Pedanten vorzuſtellen, oft Pedanten werden? So gewiß es iſt, daß der Umgang allein, ohne Einſicht, ohne Geſchmack, uns nichts, als den Ton des Wohlſtandes lehren, und blendende Stutzer oder höfliche Gecken zeugt: ſo gewiß iſt es auch, daß der Geſchmack in den ſchönen Künſten, wenn er nicht auf das gemeine Leben, und die Geſetze des Wohlſtandes, durch den Umgang angewandt wird, keinen Mann von Lebensart bildet. Eben ſo leicht iſt es, die Urſache zu finden, warum diejenigen, die ſich

dieſen

dieſen Künſten widmen, bey einem gebeſſerten Verſtande immer noch ein ungebeſſertes Herz behalten, und ſo leicht ſtolz und eitel werden. Sie ſtudieren, um viel zu wiſſen, um tadeln zu können, um andre zu übertreffen; und ſie belohnen ſich für ihren Fleiß durch den Stolz und die Verachtung der Andern. Sie denken nicht an das, was ſie treiben, ſondern ſtets an ſich. Sie ſtudiren nicht mehr, um die Schönheiten der Autoren zu entdecken und zu empfinden, ſondern um ihre Gelehrſamkeit zu zeigen. Nicht die Wiſſenſchaften alſo, ſondern ihr fehlerhafter Gebrauch zeuget die übeln Sitten vieler Gelehrten. Sehen wir nicht viele ſelbſt die Lehren der Religion, die ſie mit ihrem Verſtande vollkommen gefaßt haben, durch ein unheiliges Leben entehren? Wollen wir dieſes zum Fehler der Religion machen, der göttlichen Religion, die mehr als irgend eine menſchliche Weisheit die Kraft hat, Herzen zu beſſern? Wie unentbehrlich iſt das Licht unſern Augen, und wie gewiß iſt es dennoch, daß zu viel Licht blendet! Wird der Wein deswegen, weil er die Kraft hat, die Vernunft zu betäuben, und weil ihn viele bis zur Betäubung mißbrauchen, wird er deswegen aufhören, eine kräftige Arzney, ein köſtliches Geſchenke der Natur zu ſeyn? Wenn ich alſo behaupte, daß die ſchönen Wiſſenſchaften einen Einfluß in unſer Herz, und in unſere

Sitten

Sitten haben: ſo behaupte ich dieß nur von ihrem rechtmäßigen Gebrauche. Ich lege ihnen nicht eine Kraft bey, jene tief eingewurzelte Neigung auszurotten, und ein laſterhaftes Herz in ein tugendhaftes umzubilden; ſondern nur die Kraft, unſer Herz guten und edlen Empfindungen aufzuſchlieſſen, und unſre Tugenden zu verſchönern. Man ſtelle mir die geizigen Senecas entgegen, die ſo vortreflich von der Verachtung der Reichthümer geſchrieben haben! Ich will es glauben, daß ſie geizig geweſen ſind; ich behaupte aber zugleich, daß ſie es ohne Wiſſenſchaft noch mehr, oder auf eine niederträchtigere Art geweſen ſeyn würden. Aber dein Cicero, der groſſe Kenner und Beförderer der ſchönen Wiſſenſchaften; Er, deſſen Geiſt gröſſer war, als die Herrſchaft Roms; war er nicht eben ſo ſtolz als gelehrt? Hat er nicht in ſeinem Briefe an den Lucceius ein ewiges Denkmal ſeiner Eitelkeit hinterlaſſen? Ja; ich gebe es zu. Aber man ſey ſo groß, wie Cicero; man habe ſo viel Rühmliches verrichtet, ſo viel Göttliches geſchrieben, ſo viel für ſein Vaterland gethan; man habe Rom, man habe die Welt beherrſcht: und dann, dann wird dieſe Begierde nach Ruhm wenigſtens ein ſehr verzeiblicher Fehler ſeyn.

Man fragt mich vielleicht, ob es nicht viele gebe, welche ohne iemals die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudie-

ſtudieret zu haben, ſehr geſittet, und oft geſitteter ſind, als die, welche ihre ganze Lebenszeit darauf verwenden. Ich räume es ein, es giebt ihrer viele. Aber man frage zugleich dieſe Geſitteten nach dem Umgange, nach der Erziehung, die ſie gehabt, nach den Büchern, die ſie geleſen; und man wird finden, daß ihre Eltern, ihre Lehrer, ihre Freunde, und etliche gute Bücher bey ihnen die Stelle der ſchönen Wiſſenſchaften vertreten haben. Nicht der, welcher alles begierig geleſen, alle Schätze der Weisheit ſtolz in ſich aufgehäuft, alles, was mit der Miene der Gelehrſamkeit ſchmeichelt, mühſam unterſucht, tauſend verwickelte Fragen entſchieden, tauſend philoſophiſche Spitzfindigkeiten erforſcht hat; nicht der iſt es allemal, der mit Recht ſich rühmen kann, die ſchönen Wiſſenſchaften ſtudirt, für ſein Herz ſtudirt zu haben. Ein Andrer, der nur etliche, nur die beſten Bücher, fleiſſig, mit Aufmerkſamkeit, mit Empfindung geleſen, ſo geleſen, daß er ſich oft bis zum Schreiben begeiſtert fühlte; oder der aus dem Umgange mit gelehrten Freunden den Nutzen des Leſens ſelbſt gezogen hat; auch der hat aus den ſchönen Wiſſenſchaften geſchöpft, auch der hat aus ihnen ſein Herz und ſeine Sitten gebildet. Ja ich werde mich nicht verwundern, wenn ein einziges gutes Buch, wenn eine Clariſſa oder ein Grandiſon dem aufmerkſamen Leſer

mehr

wehr gute und edle Empfindungen einflöſſet, als eine ganze Bibliothek moraliſcher Schriften dem Gelehrten nicht giebt, der ſie nur lieſt, um ſie geleſen zu haben, um davon reden, und mit ſeiner Beleſenheit ſchimmern zu können. Es bleibt alſo gewiß; auch bey dem, der ſich nicht ganz den Wiſſenſchaften widmet, wird eine fleiſſige Bekanntſchaft mit den Werken der Beredſamkeit und Poeſie, inſonderheit derer, welche für das Herz geſchrieben ſind; mit den Werken, die uns entweder die Tugend in ihrer liebenswürdigen Geſtalt, oder das Laſter von ſeiner abſcheulichen oder lächerlichen Seite zeigen; auch bey ihm wird eine ſolche Bekanntſchaft das Herz nicht nur empfindlich, ſondern auch auf ſich und ſeine eignen Fehler aufmerkſam machen. Und ſo werden die guten und böſen Charaktere in dem Heldengedichte, in der Tragödie, in der Comödie, in der Romane; ſo wird eine Fabel, eine Erdichtung beſſer als Cratippus und Crantor lehren, je weniger ſie die Mine des Lehrers verrathen; und einen deſto tiefern und dauerhaften Eindruck zurücklaſſen, je mehr ſie im Leſen entzückten.

Gehet die Zeiten des Alterthums in Gedanken durch: überall werdet ihr die ſchönen Künſte von einer feinen Lebensart und von geſellſchaftlichen Tugenden begleitet antreffen. Unter ihren Tritten ſproſſten,

ſproſſten, wie die Roſen unter den Füſſen der Grazien, die angenehmen und liebenswürdigen Sitten Athens hervor. Mit den ſchönen Wiſſenſchaften kam die Höflichkeit und Leutſeligkeit nach Rom; und nie erſchienen ſie einem Volke, wo ſie nicht alsbald von den Klugen geliebt, und nach und nach von der Menge aufgenommen, ihre Annehmlichkeiten dem gemeinen Leben mittheilten, und nachdem ſie die Einſichten des Volks verbeſſert, auch ihre Neigungen und Empfindungen edler und feiner machten. Und konnte dieſs anders ſeyn? Es iſt ein allgemeines Geſetz, eine ewige und unveränderliche Richtſchnur für unſern Geiſt, alles, was ihm unangenehm und beſchwerlich iſt, von ſich zu entfernen, und das zu ſuchen, was ihm angenehm und ſchön dünket. Eben die Empfindung von der Ordnung, dem Anſtande, der Uebereinſtimmung, welche wir in den Werken der Künſte, in regelmäſſigen und prächtigen Gebäuden, in dem Anblicke vortreflicher Schildereyen, in dem Leſen geiſtreicher Schriften immerzu wahrnehmen; eben dieſe Empfindung, die ſich hier unvermerkt in unſere Seele eindruckt und in ihr feſtſetzet, folget uns ſodann in die geſellſchaftlichen und häuslichen Angelegenheiten, und lehret uns auch hier, ohne daſs wir daran denken, die Regeln des Wohlſtandes, der Ordnung, der Natur, beobachten, das Rauhe und Gezwungene aus unſern Sitten eben

ſo,

c. wie aus unſrer Art zu denken, verbannen, und wenigſtens die äuſſerliche Geſtalt der Gefälligen, der Leutſeligen, der Ordentlichen annehmen, um den Beyfall der Andern zu erwerben.

Und was beweiſe ich viel? Werde ich nicht vielleicht durch meinen Beweis die Gewißheit der Sache geſchwächt haben? Iſt es das erſtemal, daß man einer Wahrheit geſchadet hat, weil man ſie zu deutlich machen wollte, da ſie ſich doch mehr empfinden, als beweiſen ließ? Das ſicherſte Mittel, gelehrteſte Jünglinge, das ſicherſte Mittel, wie ihr Euch von der Wahrheit meines Satzes überzeugen könnet, iſt, daß Ihr fortfahret, Euch mit allem Eifer den ſchönen Wiſſenſchaften zu widmen. Ja, verehret ſie, liebet ſie, ergebet Euch ihnen ganz; und Ihr werdet nicht allein gelehrte und berühmte Männer werden, ſondern wie Ihr itzt die wohlgearteſten und liebenswürdigſten Jünglinge ſeyd, ſo auch durch Euer ganzes Leben rechtſchaffne und zärtliche Freunde, gütige und liebreiche Väter, dienſtfertige und großmüthige Gönner, angenehme und gefällige Collegen, beredte und freundliche Hausväter ſeyn, und dem guten Geſchmacke in iedem Alter, in iedem Stande, in ieder Geſellſchaft, bey ieder Gelegenheit Ehre machen.

Ich

Ich weiß, welche Genies, welche Herzen ich ermuntre. Ich weiß, meine Bitten, die Beyſpiele ſo vieler groſſer Männer, die Ihr hier verſammelt ſeht; der würdige Lohn, den die ſchönen Wiſſenſchaften unter ihre Verehrer austheilen; die edlen Vergnügungen, welche ſie begleiten, haben Euch gewonnen. Ich weiß, Ihr ſeyd meine Freunde, und das Exempel Eures Freundes ermuntert Euch. Iſt es wahr, daß ich ſo glücklich geweſen bin, Euch bisweilen durch meine Schriften zu gefallen, Euch zu rühren? Ich habe dieß Glück den ſchönen Wiſſenſchaften, der Liebe zu dem, was rechtſchaffen und edel iſt, ich habe alſo Eure Freundſchaft ſelbſt ihnen zu danken. Glaubet Ihr, daß ich ſo glücklich bin, den Beyfall und die Gewogenheit dieſer ehrwürdigen Männer zu genieſſen? Ich habe ſie der Liebe zu den ſchönen Künſten, der Liebe zu dem, was rechtſchaffen und edel iſt, zu danken. Glaubet Ihr, daß hohe Mäcenaten mir dieß heutige Glück zuwege gebracht haben? Ich habe ihre Gnade der Liebe zu den guten Sitten, dem Fleiſſe in den ſchönen Wiſſenſchaften zu danken, die ſie ſchützen und belohnen. Treibet, treibet ſie fleiſſig, und Ihr werdet erfahren, wie wahr es iſt, was Cicero zu ihrem Lobe ſaget: Sie nähren die Jugend, und vergnügen das Alter; ſie verſchönern das Glück, und mildern das Unglück; ſie ſind ein angenehmer Zeitvertreib

vertreib auf unſern Zimmern, ohne uns ein Hinderniſs in unſern Geſchäften zu ſeyn; ſie übernachten mit uns, reiſen mit uns, fliehen mit uns vom Geräuſche der Stadt zur Stille des Landlebens.*) Treibet ſie, und Ihr ſelbſt werdet die vortrefflichſten Beweiſe ſeyn, wie wahr der Gedanke des Poeten iſt: †

Treu ſich den Künſten weihn,
Macht unſre Sitten mild, und lernt uns
menſchlich ſeyn.

Endlich komme ich zu der wichtigſten Pflicht, die mir der heutige Tag auferlegt, und verehre noch einmal mit lautem Danke die Gnade unſers Königs, die mir dieſes Amt anvertrauet hat. Die Vorſicht erhalte Ihn, und Seinen glorwürdigen Erben, und laſſe Beyde die Belohnung der Tugend, der Menſchenliebe und Gerechtigkeit, ſchon auf Erden in einem langen Leben, und in dem Flore Ihrer Länder und Häuſer, ſchmecken. Sie ſegne die Königinn, und das ganze Königliche Haus.

Sie

*) Haec ſtudia adoleſcentiam alunt, ſenectutem oblectant, ſecundas res ornant, adverſis perfugium ac ſolatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiſcum, peregrinantur, ruſticantur.

Or. pro Archia c. 7.

† Didiciſſe fideliter artes
Emollit mores, nec ſinit eſſe feros.

Ovid. El. 9. Lib. II. de Ponto.

Sie mache die Prinzen und Prinzeſſinnen zu Beſchützern der Weisheit und Tugend, zu Wohlthätern vieler Reiche, und zur Freude des menſchlichen Geſchlechts. Sie ſeegne die Miniſter des Königs, und alle ſeine Räthe, und ihr Name müſſe ewig bey den Namen der Rechtſchaffnen, der Weiſen, und der Menſchenfreunde gefunden werden. Sie erhalte die würdigen Lehrer dieſer hohen Schule, und gebe, daß ich in Ihre Fußſtapfen trete. Es blühe dieſe Akademie; ſie ſey eine Quelle der gröſten Geiſter, der ſchönſten und liebenswürdigſten Sitten; und ewig ſey der Name dieſer Stadt,

der Name Leipzigs, Sachſens Zierde,
und fremder Länder Bewunderung!

Betrach-

Betrachtungen über die Religion.

Es giebt viele, welche die Religion verachten und sie nicht kennen; aber es giebt deren noch weit mehr, die sie hochschatzen, und sie doch nicht kennen. Ich weiß nicht, wer sie mehr beschimpft, ob die ersten durch ihre Verachtung, oder die andern durch ihre äusserliche Hochachtung. Wenn man aber fragt, wer ihr den größten Schaden thut: so kann man dreist antworten, daß es die letzten sind. Ein offenbarer Verächter der Lehre, die uns weise, tugendhaft, und glücklich macht, entzieht ihr durch alle seine unverschämten Beschuldigungen, durch alle seine giftigen Spöttereyen, nichts von ihrer Majestät, und selten einen von ihren vernünftigen und wahren Verehrern. Man haßt seine Frechheit, und sieht ihn als einen Feind des menschlichen Geschlechts an, der mit dem verwegensten Stolze der allgemeinen Stimme der Vernunft und der Empfindung widerspricht, und betrachtet ihn, indem man ihn verabscheut, zugleich mit Mitleiden und Erbarmen. Die Empfindungen des Erlaubten und Unerlaubten, des Guten und Bösen,

welche der Allmächtige den Herzen der Menſchen eingedruckt hat, ſind, ſo ſchwach ſie auch durch das Verderben der Natur und durch unſere Schuld geworden, noch viel zu ſtark, als daß ſie durch den Eindruck der Ungebundenheit und Freyheit, den ein Unverſchämter in unſern Seelen machen will, oder auch zuweilen macht, ganz könnten vertilget werden. Er kann ein gutes und unſchuldiges Herz zuweilen überraſchen, und die Wahrheit durch ſeine falſchen Gründe auf einige Zeit in demſelben verfinſtern; aber er kann, und wenn er auch der Verſchlagenſte wäre, durch alle Kunſtgriffe das Gefühl des Gewiſſens, und den Saamen der Wahrheit und Tugend nicht in uns ausrotten. Der in uns iſt, iſt mächtiger, denn der in ihnen iſt. Sollte der Herr denen, die nicht reich an Verſtande oder Wiſſenſchaft ſind, keinen Schild durch die innerliche Empfindung gegeben haben, der ſie wider die Anläufe der Ungläubigen in Sicherheit ſetzte? Man laſſe die groſſen Geiſter, oder, wenn ich den Namen der Schrift brauchen darf, die Thoren behaupten, daß kein Gott, keine Religion, kein weſentlicher Unterſchied unter Tugend und Laſter ſey. Man laſſe ſie über das Heiligſte kühn herfahren, und die ewigen Geſetze der Gerechtigkeit und Ordnung mit frechen Lippen läſtern; die Religion behält doch ihren Glanz, die Tugend behält doch ihre Reizungen,

zungen, wenn wir ſie nur recht kennen. Nicht der allein, der im Himmel wohnt, lacht dieſer ſcharfſinnigen Thoren, nicht allein der Herr ſpottet ihrer. Nein, er hat unter denen, die er geſchaffen hat, gegen einen Unſinnigen, der ihn verunehret, tauſend, die ihn mit dem Geiſte verherrlichen, in welchem ſie die ehrwürdigſten Spuren ſeiner Gottheit wahrnehmen. Herr, iſt nicht ſchon ein Blick, den wir auf die Werke deiner Allmacht werfen, ſtark genug, die tiefſinnigſten Beweiſe eines Freygeiſtes, der dich uns entreiſſen will, zu widerlegen? Du, Gott, ſollteſt nicht ſeyn? Und ich kann nicht mich, nicht die Werke, die um mich ſind, betrachten, ohne eine ewige Urſache der Weisheit, der Allmacht, der Ordnung, der Pracht und Schönheit zu denken, die in mir und in dieſen Werken herrſchen? Du, Gott, ſollteſt nicht ſeyn? Und gleichwohl ſind ſo viel tauſend Beweiſe da, daß du biſt? Ich bemühe mich, eine Welt ohne einige Urſache zu denken, und ich fühle einen unbezwinglichen Widerſtand in meiner Seele. Biſt du aber der wunderbare Urheber der Menſchen und der übrigen Welt, bin ich dein Geſchöpf, habe ich alles, was ich habe, von dir; ſollteſt du denn mich um den Gebrauch meiner Kräften der Seele und des Leibes, mir ſelber, meiner Willkuhr überlaſſen haben? Ich kann dieſe Kräfte ſo und anders an-

wenden; ſollte es einerley ſeyn, wie ich ſie anwende? Ob ich ſie zum Verderben meiner Brüder, oder zu ihrem Beſten, zu meiner Ruhe, oder zu meiner Pein gebrauche? Ich höre, wenn ich die Begierden ſchweigen heiſſe, eine Stimme in mir, die mir ſagt, dieſes ſey gut, und jenes böſe. Von wem kömmt dieſe Stimme? Ihr will ich folgen. Irre ich, ſo irre ich mit Vernunft. Aber nein, dieſe Stimme ſpricht zu göttlich, als daß ſie die Stimme des Irrthums ſeyn ſollte; ſie ſagt mir, daß ich den Allmächtigen, durch den ich bin, über alles verehren ſoll. Hierinnen beſteht mein Glück und meine Pflicht. Ich frage die geoffenbarte Religion, ſie beſtätiget dieſen Ausſpruch, und verwandelt das noch ſchwache Licht der Vernunft in einen hellen Mittag. Sie läßt ſo viel Strahlen von der Majeſtät des Unendlichen hervorbrechen, als meine blöden Augen vertragen können. Hier erblicke ich, wer Gott iſt, und was ich bin. Er iſt Liebe, Erbarmen, Großmuth, Ordnung, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Weisheit, Macht; er iſt alles. Und was iſt der Menſch? Ein Werk ſeiner Hände, das ſich bemühen ſoll, ſo viel von dieſen heiligen Eigenſchaften an ſich zu nehmen, als es fähig iſt, und eben dadurch als ein Geſchöpf glücklich zu werden, wodurch der Schöpfer ſelbſt ſelig iſt. Schaue, Sterblicher, in dieſen Spiegel der Gottheit. Du

ſiehſt

ſiehſt ſo viel darinnen, als dir zu deiner Wohlfahrt nöthig iſt; ſieh nur aufmerkſam hinein. Du biſt für die Ewigkeit geſchaffen, und dieſes Leben iſt der Vorhof derſelben. Dieſe Welt iſt das Land der Prüfung. Deine Jahre ſind die Tage des Gehorſams, die du dem Schöpfer ſchenken ſollſt, damit du der Herrlichkeit würdig werdeſt, die er für dich beſtimmt, und dir durch das Verdienſt, durch die Gerechtigkeit und durch das Blut des göttlichen Erlöſers, ſeines eignen Sohnes, hat erkaufen laſſen. Du ſiehſt noch Klippen, die ſich vor die göttlichen Geheimniſſe dieſer Offenbarung ziehen. Aber laß dich dadurch nicht erſchrecken, noch auf die Verwegenheit bringen, das volle Licht entdecken zu wollen. Womit willſt du es thun? Mit deiner Vernunft? Laß ab, die unerforſchlichen und ewigen Rathſchlüſſe des Unendlichen zu ergründen! Wer biſt du? Denke an dein Nichts, und ſey ehrerbietig gegen den Plan ſeiner Erbarmung! Die Geheimniſſe unſers heiligen Glaubens ſind höher, als unſre Vernunft. Du ſollſt ſie nicht glauben, weil du ſie begreiffen kannſt; ſondern deswegen, weil du ihre Beweiſe begreiffen kannſt, und weil dir dieſe ſagen, daß jene göttlich ſind. Erſtaune und zittre, wenn du an einen göttlichen Erlöſer denkſt, der ein Menſch war, wie du, die Sünde ausgenommen; der die Schwachheiten und die Be-

dürfniſſe der Natur eben ſo fühlte, wie wir; der eben, wie wir, von den Verſuchungen zum Böſen beunruhiget wurde; der als ein gemeiner Sterblicher umherging und wohlthat, und doch nicht ſo viel hatte, wo er ſein Haupt hinlegen konnte; den zu verachten und zu verfolgen, die Klugen und Blöden, die Weiſen und die Thoren, die Mächtigen und die Geringen ſich vereinigten; der endlich unter den Geiſſeln ſeiner boshaften Geſchöpfe, und doch zugleich ſeiner Bruder, die Schmach der Tugend fühlte; den man mit dem Hauche läſterte, den er ſelbſt in dem Munde der Läſterer erblickt; den man mit der niederträchtigſten Verſpottung belegte, der ein Spiel der Barbaren, und zuletzt, nach ſeiner Strafe zu urtheilen, ein unglückſeliger Miſſethäter war, der ſo gar das Glück der größten Böſewichter nicht genoß, das traurige Glück, unter ſeinen Martern bedauret zu werden; der ſelbſt am Kreuze ausrief: Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen? Erſtaune über alle dieſe Gegenſtände, und fange an zu zweifeln, ob er von Gott geſandt war. Aber ſieh nunmehr auf die Unſchuld ſeines Lebens, auf die Vortreflichkeit ſeiner Lehre, auf die göttliche Standhaftigkeit zurück, mit der er alle dieſe Schmach, alle dieſe Leiden ertrugen; ſiehe auf die übermenſchliche Großmuth, mit der er unter den größten Martern

ſich

ſich ſeiner Henker noch annimmt: Vater, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! Siehſt du da nichts mehr, als einen elenden Sterblichen? Sieh auf die Wunder, mit welchen er in ſeinem Leben, in ſeinem Tode, und nach dem Tode ſeine Lehre und unſern Glauben bekräftigte, und ſage, ſiehſt du nichts Göttliches? Er ſtirbt als ein Menſch, wenn du auf ſein Kreuz blickeſt. Aber, warum verliert die Sonne zu gleicher Zeit ihr Licht? Warum erzittert die Erde? Warum geben die Todten aus ihren Gräbern hervor? Iſt der Heiland immer nichts mehr, als ein Menſch, wenn er an dem dritten Tage aus dem Grabe hervorgeht, wie er in ſeinem Leben prophezeit hatte; wenn er endlich, nachdem er vierzig Tage ſein neues Leben bewieſen, in einer Wolke vor den Augen ſeiner Brüder die Erde verläßt, und den Himmel triumphirend einnimmt; wenn er am Pfingſtfeſte den verheißnen Geiſt der Wunder zu ſeinen Apoſteln herabſendet, und ſie durch ihn mit übernatürlichen Gaben ausrüſtet; wenn er einige Zeit darauf bey Damaſcus, von einem göttlichen Lichte umglänzt, ſelbſt wieder erſcheint, und aus ſeinem eifrigſten Verfolger ſeinen muthigſten Bekenner macht? Iſt die Erfüllung ſo vieler Prophezeihungen von ihm, durch die alle, auch die beſonderſten Umſtände ſeines Lebens, ſo viele Jahrhunderte vorher abgezeichnet

zeichnet wurden; ſind ſeine eignen Prophezeihungen, die er uns von der Verwüſtung der Stadt, in der er ermordet worden, von der unſeligen Zerſtreuung des Volks, das ihn umbrachte, und von ſeiner fortdauernden Erhaltung gegeben, und göttlich erfüllet; ſind die Wunder, mit welchen eine Handvoll elender und verachteter Menſchen, denen von allen Enden widerſprochen ward, die Lehre von dem gekreuzigten Erlöſer in alle Welt ausbreiteten, die Lehre, die den natürlichen Neigungen wegen ihrer Reinigkeit, die ſie fodert, die den Vorurtheilen der Heiden und Juden, dem eingeführten Götzendienſte, der Weisheit der Klugen, dem Stolze der Natur ſo ſehr zuwider war; die, ohne die Waffen der Beredtſamkeit und Gewalt, ohne Hoffnung zu irrdiſchen Vorurtheilen, Hoheiten, Reichthümern, Wolluſten, unter der Erwartung und der Vorherverkündigung der Schmach, der Verfolgung, des Todes, ſich dennoch ſo viele tauſend Bekenner erwarb; ſind dieſe und andere Beweiſe nicht begreiflich und ſtark genug, dich zu bewegen, das Geheimniß einer Erlöſung zu glauben, die du auch alsdenn noch nicht verſtehen würdeſt, wenn du gleich den Verſtand der Seraphim beſäſſeſt? Findeſt du einen Widerſpruch in dem Glauben, daß der Erlöſer ein Menſch, und doch auch Gott war: ſo verlache ihn; denn Gott kann dir

nichts

nichts aufdringen wollen, das der Vernunft, die er dir zur Wegweiserinn gab, widersprechen sollte. Findest du aber nur, daß dir diese Vereinigung unbegreiflich ist: so denke daran, daß du ein Mensch bist, und daß du nicht begreiffen kannst, wie dein Geist in deinem Körper wohnen kann, ob du gleich fühlst, daß er darinnen wohnt. Wie viel mehr wird die Vereinigung der Gottheit und Menschheit ein ewiges Geheimniß bleiben müssen! Findest du eine Sittenlehre, die mit der Vollkommenheit deiner Natur, mit der Ruhe der Welt, mit deinen unauslöschlichen Wünschen nach einer beständigen Zufriedenheit besser übereinstimmt, als die Lehre Christi; findest du eine Lehre, die dir im Glücke mehr Mäßigung, im Elende mehr Trost geben, die das Gewissen, das Schrecken der Laster, die Furcht des Todes, des Gerichts, der Ewigkeit, besser stillen kann; findest du ein Mittel, das dich von deinen thörichten Einbildungen, von deinen stürmischen Lüsten, von Stolz und unseliger Eigenliebe, von der Tyranney der Sinne besser befreyen, vor den Vorurtheilen der Unverständigen und Frechen sichrer bewahren, dich mit geringerer Mühe und doch gewissern Erfolge weise, tugendhaft, gelassen, zufrieden, und hier und in Ewigkeit glücklich machen kann: so verachte die Religion. Sie ist gewiß nicht von Gott, wenn noch ein

beſſeres Mittel vorhanden iſt, uns zur Glückſeligkeit zu bringen. Aber, wenn du auch kein ſeliger Mittel findeſt, und doch dieſes verachteſt, das alle Kennzeichen eines göttlichen Urſprungs hat: ſo biſt du ſchon allein deswegen, weil du deinen eignen Nutzen ſo wenig kennſt und in Acht nimmſt, nicht werth, unter die Vernünftigen gezählt zu werden. Verleitet dich aber nur die Mühe, welche die Erkenntniß und Ausübung der Religion fodert, die Religion zu verachten: ſo verachte doch alle menſchliche Künſte und Wiſſenſchaften; denn kein Menſch faſſet und treibt ſie ohne Mühe. Du denkſt vielleicht, du würdeſt glücklicher ſeyn, wenn dir Gott eine Religion gegeben hätte, die allen deinen Neigungen gemäß, und das Gegentheil der itzigen wäre. Iſt dieſes dein Ernſt? Möchteſt du wohl in einer Welt voll Räuber, Ehebrecher, Todtſchläger, Trunkenbolde, Verläumder, Unverſchämten und Geitzigen wohnen? Glaubteſt du in der Geſellſchaft ſolcher Menſchen zufrieden und glücklich zu ſeyn? Würde dieß zu deiner Ruhe dienen, wenn du wüßteſt, daß nach dieſem Leben nichts mehr vorhanden wäre? Würdeſt du nach einem Leben voller Mühe und Elend wohl zufrieden ſeyn, daß du gelebt hätteſt, oder würdeſt du nicht im Tod der Stunde deiner Geburt fluchen? Wenn du alles wohl überlegen wirſt: ſo wirſt du ſehen,

daß,

daß, wenn die Religion ein Mittel seyn sollte, die Menschen in diesem Leben und in dem zukünftigen ruhig und glückselig zu machen, daß sie uns, sage ich, auch nothwendig auf den Weg des Glaubens, der Gottseligkeit, und der Liebe führen müßte. Und dennoch siehst du die Religion mit Verachtung an? Du mußt dich und sie wohl nicht kennen.

Eine Sache verachten und sie nicht kennen, ist lächerlich. Aber eine Sache hochschätzen und sie nicht kennen, ist dieses weniger unvernünftig? Es giebt Leute, die der Religion alle äusserliche Ehre erzeigen, die sie mit ihren Lippen und Geberden ehren und vertheidigen, die man kaum durch Martern der Henker dahin bringen würde, zu behaupten, daß sie nicht von Gott wäre, und die sie dennoch in ihrem Herzen und mit ihrem Wandel mitten unter ihrem Eifer schänden. Ist es möglich, daß diese Leute die Religion kennen, so muß es auch möglich seyn, zugleich sehend und blind zu seyn. Die Absicht der Religion besteht darinne, daß sie unsre falschen Begriffe reinigen, die Neigungen unsers Herzens bessern, in Ordnung bringen, und sie und unsre Handlungen den Gesetzen der Vernunft und Tugend unterwerfen, und mit uns selber eins, Gott ähnlich, und uns daher zufrieden machen soll. Wer diese Absicht bey der Religion

nicht ſieht, der kennet ſie ganz gewiß nicht, ſo, wie eine Religion gekannt ſeyn will; er habe auch alle ihre Lehrſätze und Gebotte in dem Gedächtniſſe. Allein, wie viel Menſchen giebt es nicht, wenn wir auf ihr Verhalten ſehen, welche die Religion für nichts als einen Troſt anſehen müſſen, deſſen man ſich zuweilen erinnern ſoll, und den man ſich auch durch den Teufel nicht ſoll rauben laſſen, und ſonſt für nichts weiter! Heißt aber dieß die Religion kennen: ſo iſt nichts leichter in der Welt zu faſſen, als ſie, und nichts lächerlicher, als die Mühe, die man ſich um ſie giebt. Denn den Gedanken, daß mich Gott durch den Erlöſer, ungeachtet daß ich ein Böſewicht bin und bleibe, doch ſelig machen wird, dieſen Gedanken in ſich zu erhalten, koſtet wenig Schwierigkeit, und alle Menſchen können ſich die Seligkeit gewiß verſprechen, wenn nichts weiter, als dieſe betrügliche Ueberredung dazu nöthig iſt. Man darf nur ein wenig die Welt und das Herz der Menſchen kennen, wenn man wiſſen will, wie viel dieſe unheilige Hochachtung der Religion dem Wachsthume der Wahrheit und Gottſeligkeit Schaden thut.

Aber, warum kennen doch ſo wenig Menſchen die Religion? Man kann tauſend, und vielleicht ſo viele beſondere Hinderniſſe finden, als

als Menſchen ſind. Eine von den erſten Urſachen iſt unſtreitig die geringe Mühe, die wir bey erwachſenen Jahren auf die Religion wenden. Die Wiſſenſchaft der Seligkeit hat das mit allen menſchlichen Künſten und Wiſſenſchaften gemein, daß ſie zuerſt mit dem Verſtande gefaßt werden muß, ehe ſie durch die Anwendung unſer wahres Eigenthum wird. Wer hat aber jemals die leichteſte Wiſſenſchaft ohne Fleiß und anhaltende Mühe in ſeinen Verſtand gebracht? Oder wer vergißt ſie nicht wieder, wenn er die Theile, woraus ſie beſteht, nicht immer ſeinem Geiſte von neuem vorhält, und die Lücken, die in derſelben durch die Zerſtreuungen des Lebens entſtanden ſind, wieder ausfüllt? Warum will man dieſes Recht nicht ebenfalls der Religion widerfahren laſſen? Verdient ſie es nicht, oder hat uns Gott verſprochen, uns ihre Lehren durch eine unmittelbare Einſprache einzuflößen, und uns ohne unſere Mühe in der Ueberzeugung von ihren Wahrheiten zu erhalten? Iſt es genug, ſie ſich den Worten nach in der Jugend bekannt machen zu laſſen? Iſt es denn bey aller Unterweiſung wohl möglich, daß wir in dem Alter, in welchem wir faſt nichts, als den Gebrauch eines noch leeren Gedächtniſſes und einer rohen Einbildungskraft haben, iſt es wohl möglich, daß wir die Hoheit der Religion da können einſehen lernen?

Und

Und wenn es auch möglich wäre; wird nicht der Vorrath der göttlichen Weisheit unter den Zerſtreuungen des Lebens bald in unſerer Seele verlohren gehen? Werden die Eindrücke ihrer Lehren nicht durch ſo viel tauſend fremde Vorſtellungen nach und nach verlöſchet werden? Wird die Ueberzeugung von der Schönheit, Heiligkeit und Göttlichkeit der Religion immer in einem Geiſte lebendig bleiben, der durch ſo viel tauſendfache Sorgen, Abſichten, Wünſche und Begierden beſtürmet wird, die auf ganz andre Dinge gerichtet ſind, als auf Weisheit und Tugend? Man habe einen noch ſo reichen Schatz von Erkenntniß und Weisheit; unſer Geiſt, ſo lange er mit dem Körper verbunden iſt, bleibt ſtets ein Geiſt, der durch die Schmeicheleyen der Einbildung, durch die Gewalt ſeiner Sinne, durch die Süßigkeiten der Luſte, durch das Geräuſche der Welt, durch Ehre und Schande, durch Reichthum und Armuth, durch Arbeit und Müßiggang, durch Vergnügen und Schmerz, durch alles, was uns angeht, mit einem Worte, durch ein Nichts, in der Ueberzeugung von unſichtbaren Dingen und in den Bemühungen der Tugend geſtöret werden kann. Dieß lehret uns die Schrift, das Beyſpiel der größten Manner unter den Gottſeligen, und unſre eigne Erfahrung ſagt es uns alle Tage. Warum wollen wir denn dieſer

ſer Erfahrung nicht gemäß handeln, und uns beſtändig in dem Erkenntniſſe der Religion üben, weil wir faſt beſtandig in den Geſchaften dieſes Lebens etwas davon einbuſſen? Wie einfaltig und begreiflich iſt dieſe Wahrheit: Ein Gut, deſſen ich leicht verluſtig werden kann, und das mir doch zu meiner Ruhe unentbehrlich iſt, muß ich ſorgfaltig bewahren; ein Gut, deſſen Werth ſich verringert, ſo bald ich mich nicht mehr bemühe, es zu vermehren, muß vermehret werden, wenn ich anders weiſe handeln, und durch den Beſitz deſſelben glücklich werden will! Der Blödeſte unter den ordentlichen Menſchen richtet ſich nach dieſen Regeln in dem gemeinen Leben. Warum wollen wir denn dieſe unwandelbaren Geſetze der Vernunft nicht in dem Leben der Chriſten gelten laſſen? Will die Religion, das wichtigſte Geſchäft der Sterblichen, nur träge und unaufmerkſame Seelen haben, da doch die niedrigſte Beſchäftigung unſers Lebens Fleiß und Aufmerkſamkeit erfodert? Ein Krieger ſchenkt keiner Sache ſeine Bemühungen lieber, als derjenigen, die ihn am meiſten belohnt. Warum wenden denn die Klugen nicht mehr Fleiß auf die Religion und Gottſeligkeit, welche doch die Verheiſſung dieſes und des zukunftigen Lebens hat, der gröſte Gewinn, aber auch ein ſolcher Gewinn iſt, den niemand erhalten wird, als der dar-

darnach ringt, und das, was er hat, feſt hält, wie die Schrift redet, damit ihm niemand dieſe Krone, dieſe ſelige Hoffnung auf die Gnade des Allmächtigen raubte?

Eines der ſchlimmſten Vorurtheile wider die Religion iſt der fürchterliche Gedanke, daß ſie eine traurige Lehre ſey, die uns das Vergnügen dieſes Lebens und des Umgangs mit der Welt benehme. Man glaubt, man muſſe ſein eigner Feind werden, um ein Freund der Tugend zu ſeyn, und aufhören ein Menſch zu ſeyn, um ein Chriſt zu werden. Aber wer kann ſich Gott ſo grauſam denken? Iſt er denn ein Feiniger der Menſchen? Oder will er, daß ſie ſo zufrieden ſeyn ſollen, als es möglich iſt? Der Gott, der mich in eine Welt geſetzt hat, die mit ſo vielen Schönheiten prangt, und mich ſo gebauet hat, daß ich von ihnen alle Augenblicke kann gerühret werden, der ſollte haben wollen, daß ich in dieſer Welt allen angenehmen Empfindungen abſagen, und mich in ein fühlloſes Bild verwandeln ſollte? Wer kann dergleichen Widerſprüche vereinigen? Aber gleichwohl verbietet uns die Religion ſo viel Vergnügungen! Ich läugne dieſes nicht. Aber was für Vergnügungen? Keine, als diejenigen, die mit der Ruhe der Seele und der Natur des Leibes, mit der Wohlfahrt der Geſellſchaft und

unſerm

unſerm ewigen Glücke nicht beſtehen können. Man ſehe ſich nur ſtets als ein Geſchöpf an, das mit einem unſterblichen Geiſte begabt iſt, das auf dieſer Erde nach einer andern Welt, und zugleich nach einem vollkommenen Glücke eilet; und alsdenn unterſuche man, ob uns die Religion das Leben bitter, oder angenehm mache. Die Wollust, die Trunkenheit, der Neid, die Rache, die Verläumdung, der Stolz, der Geitz; alle dieſe Leidenſchaften ſind uns verboten, und ich gebe es zu, daß alle dieſe Laſter mit vielen Annehmlichkeiten verknupft ſind. Allein der muß ſehr blöde ſeyn, oder durch ſeine Luſte geblendet werden, der nicht ſieht, daß die Unluſt, die mit dieſen Laſtern bald oder ſpät verknupft iſt, unendlich größer ſey, als jene flüchtige Vergnügen, das ſie gewähren. Entzieht uns nun wohl die Religion die Vergnügungen des Lebens, wenn ſie dieſe unruhigen und wütenden Begierden dampft, die eben dadurch wachſen, daß wir ſie ſattigen? Sie verbietet uns die Unkenſchheit, und preiſt uns eine vernunftige Liebe an. Iſt dieß eine rauhe Religion? Sie verbietet uns den Geiz, und heißt uns nur ſo weit nach den Gutern dieſes Lebens ſtreben, als ſie uns das kurze Leben leicht und angenehm machen. Iſt dieß eine traurige Religion? Sie will nicht, daß wir unſre Ehre bloß in den Meynungen der Sterblichen, die eben

ſo

ſo wohl Thoren und Blöde ſind, als wir, ſuchen. Sie gebietet uns, nach dem Zeugniſſe eines guten Gewiſſens und nach dem Beyfalle der holen und ſeligen Geiſter, der tauſend mal tauſend zu ſtreben, die vor dem Throne des Höchſten in Weisheit und Gerechtigkeit ſtehen; nach dem Beyfalle unſers Erlöſers, der die Vollkommenheit iſt, und die Vollkommenheit allein kennt; mit einem Worte, nach der Ehre bey Gott zu ſtreben, und unſern Ruhm in der Beobachtung unſrer Pflicht, in edlen Abſichten und Neigungen, in nützlichen Thaten, und nicht in vergänglichen und nichtswürdigen Dingen zu ſuchen. Kann man eine ſolche Religion der Grauſamkeit beſchuldigen? Herr, öffne uns doch die Augen, daß wir die Wunder an deinem Geſetze erkennen, und durch die Tugend und Ordnung geruhet werden, die du uns darum befohlen haſt, weil ſie uns glücklich macht, und weil du ohne ſie ſelbſt nicht Gott ſeyn könnteſt!

Alles genau gegen einander abgewogen, ſo ſind die Annehmlichkeiten, die uns die Religion entzieht, nichts gegen die göttlichen Freuden, mit denen ſie uns erfüllt. Sie entzückt nicht allein den Verſtand durch ihre Schönheit; nein, die Religion läßt ſich empfinden, und eben deswegen iſt ſie ein Mittel, alle Menſchen an ſich zu ziehen, weil alle Menſchen ihre Kraft und den

Frieden,

Frieden, den ſie dem Herzen giebt, ſchmecken können. Alles genau gegen einander abgewogen, ſo ſind die Beſchwerlichkeiten der Tugend nichts gegen die Plagen und Mühſeligkeiten, welche das Laſter mit ſich führt. Es ſey ein groſſes Opfer, ſeinen liebſten Neigungen abzuſagen! Bringen wir denn der Tugend dieſes Opfer nur als elende Sklaven, die einem tyranniſchen Gebieter gehorchen? Oder geben wir ihr ein kleines und flüchtiges Vergnügen hin, damit wir von ihr ein dauerhaftes und unendliches bekommen? Wird denn alſo ein Herz, das ſich durch die Religion heiliget, in einem ſo traurigen und elenden Zuſtande ſeyn, als uns unſre Einbildung bereden will! Und wird nicht vielmehr ein ſolches Herz alle Annehmlichkeiten dieſes Lebens erſt darum recht ſchmecken, weil es ſeines ewigen Vergnügens vollkommen verſichert iſt? Sollte denn die Ungebundenheit, nach ſeinen Luſten zu handeln, ein ſo groſſes Vergnügen ſeyn, wenn wir bey derſelben von der traurigen Möglichkeit gequält werden, daß wir vielleicht ewig unglückſelig, und der Rache eines Gottes ausgeſetzt ſind, der kein Gott wäre, wenn er nicht ſo unendlich gerecht wäre, als er gütig iſt; eines Gottes, der uns verſichert hat, daß es ihm unmöglich ſey, einen Menſchen glücklich zu machen, der ihm widerſtrebt? Ein Vergnügen, bey dem ich den Tod nicht ohne Schrecken anſehen

ben kann, iſt bey der Vernunft kein Vergnügen; und nur Vergnügungen dieſer Art ertheilt uns die Religion. Wollen wir ſie immer noch für eine Tyrannin halten? Nachdem ſie uns das Leben ſüſſe gemacht hat, hilft ſie uns endlich den Tod, der der Natur ſo ſchrecklich iſt, leicht, und warum ſoll ich nicht ſagen, angenehm machen. Wir müſſen alle ſterben, wir zittern alle vor dieſer Nothwendigkeit, wir müſſen ſie alle Tage und Stunde gewärtig ſeyn; und wir wollen uns die Religion nicht zu eigen machen, die uns die Bitterkeit des Todes verſüſſen, und den Himmel erſteigen hilft? Wem der Tod nicht ſchrecklich iſt, dem muß alles andre erträglich und leicht ſeyn. Zu dieſer Hoheit des Gemüths, zu dieſem Heldenmuthe, den uns die ganze Natur, den uns Kunſt und Fleiß nicht ſchaffen können, hilft uns die Religion; und wir wollen ſie ein trauriges Geſchäfte heiſſen, und ſie nicht mit aller Hochachtung annehmen, und ihr nicht die Aufmerkſamkeit, den Fleiß, die Unterſuchung, die Uebung ſchenken, die wir dem einzigen Mittel zu einer immerwährenden Zufriedenheit ſchuldig ſind? Das kann ich nicht glauben. Ich glaube vielmehr, daß die meiſten Menſchen die Religion nicht kennen; und deswegen nicht kennen, weil ſie nicht wollen.

Von

Von den Fehlern der Studirenden bey der Erlernung der Wiſſenſchaften, inſonderheit auf Academien.

Eine Rede,

bey dem

Beſchluſſe der öffentlichen Vorleſungen gehalten.

Meine Herren,

Ich wage es, bey dem Beſchluſſe meiner Vorleſungen, vor Ihnen von einer Sache zu reden, die nicht angenehm, nicht neu iſt, und die wegen ihres Inhalts geſchickter zu ſeyn ſcheint, mir ihre Aufmerkſamkeit, die ich doch wünſche, und ihre Gewogenheit, die ich ſo lange zu verdienen geſucht habe, vielmehr zu entziehen, als

zu

zu erwerben. Ich will Sie von „einigen der vor„nehmſten Fehler unterhalten, die man bey der „Erlernung der Wiſſenſchaften, inſonderheit auf „Academien, zu begehen pflegt.„ Verrathe ich dadurch nicht einen Verdacht wider Sie, und erwecke ich nicht zugleich bey Ihnen einen wider mich? Warum wähle ich eben dieſe Materie? Bringt mich vielleicht mehr die Begierde zu tadeln, als das Verlangen zu beſſern, auf dieſe Wahl? Iſt es der Stolz des Lehrers, der mir dieſen Inhalt eingegeben hat? Der Stolz eines Lehrers, der Fehler findet, weil er ſie finden will, der ſie redneriſch vergröſſert, um ſie ſchön zu beſeufzen? Ich weiß, meine Herren, daß Sie zu gut von mir urtheilen, als daß Sie ſich dieſen Verdacht erlauben ſollten. Ich beſchuldige Sie der Fehler nicht, von welchen ich reden will; und wenn Sie auch einige derſelben an ſich fanden: ſo werde ich eben dadurch, daß ich Sie davon befreyen will, mehr wahre Hochachtung für Sie bezeugen, als wenn ich Sie durch Lobſprüche über alle Fehler im Studiren hinwegſetzte. Und wie könnte Perſonen von Ihrem Charakter der Inhalt meiner Rede zur Laſt ſeyn? Die Ausführung kann Ihnen mißfallen, wenn ich nicht Einſicht, nicht Erfahrung, nicht Beredſamkeit genug habe, meine Rede lehrreich, lebhaft, und ihrer Aufmerkſamkeit werth zu

machen

machen; aber der Inhalt nicht. Nur kleine Geister, die zu träge und unmächtig sind, Lob zu verdienen, werden erbittert, wenn man sie tadelt; aber edle Gemüther, wie die übrigen, verlangen, daß man ihnen die Fehler zeige, um sich vor denselben zu hüten, oder sie rühmlich abzulegen. Ich kann also ohne Furcht reden, wenn ich mit der Aufrichtigkeit rede, welche ein Lehrer seinen Commilitonen schuldig ist, und mit der Liebe zur Wahrheit, ohne welche der beste Redner ein Schwätzer wird, und, indem er nur für seine Eitelkeit, und nicht für seine Sache spricht, die Ehre des Verstandes dem Ruhme des Witzes aufopfert.

Es ist schwer, ja es ist unmöglich, alle die Fehler zu bestimmen, oder zu sammeln, die man bey dem Studiren auf Academien zu begehen pflegt. Ein jeder kann nach dem Genie, das ihm eigen ist, nach den besondern Umständen, darinn er sich befindet, nach dem Stande, in welchem er gebohren ist, auch eigne und besondre Fehler an sich haben. Wir wollen nur die allgemeinen aufsuchen, und bis auf ihre Quelle zurück gehen. Man fehlt bald in der Absicht und den Bewegungsgründen, bald in der Ausführung, oder der Art, mit der man studiren soll, bald in beyden zugleich.

Die beſten Abſichten, das Verlangen, unſern Verſtand mit nutzlichen Kenntniſſen zu bereichern, unſer Herz edelgeſinnt und rechtſchaffen zu machen, uns zum Dienſte des Vaterlandes, der Welt vorzubereiten; dieſes Verlangen ſollte uns unſtreitig bey unſerm Studiren beleben. Die Vorſtellung, daß es unſre Pflicht, iſt, die Kräfte unſers Geiſtes zur Ehre ſeines Urhebers zu verwenden, ſollte uns regieren, uns die Mühe des Fleiſſes, des Nachdenkens, verſüſſen, welche die Arbeiten des Verſtandes koſten. Der Gedanke, du baueſt dein eigen Glück, du ſchaffeſt deine eigene Zufriedenheit, du beförderſt die Ordnung, die Ruhe der Welt, indem du ſtudireſt, ſollte uns am Morgen beſeelen, wenn wir in das Feld der Künſte und Wiſſenſchaften eilen, und uns am Abend belohnen, wenn wir aus demſelben zurückkehren. Die Ueberzeugung von unſern Fähigkeiten zum Studiren, die Ueberzeugung, du kannſt in dieſer Beſchäftigung, vermöge deiner natürlichen Gaben, als ein Gelehrter künftig den meiſten Nutzen ſtiften, die Stelle eines Mitbürgers in der Welt am würdigſten behaupten; das geheime Gefühl des Schönen an den Künſten und Wiſſenſchaften, ſollte uns in unſerm Fleiſſe ſtärken, ſollte uns die tauſendfachen Hinderniſſe überwinden helfen, die uns auf der Bahn der Gelehr-

Gelehrſamkeit aufſtoſſen, ſollte uns beruhigen, wenn wir das nicht ſo bald erreichen, was wir gern erreichen wollten, ſollte uns lehrer machen, die Liebe zur Gemächlichkeit, zum Vergnügen, zur Eitelkeit zu beſiegen, ſollte uns ſorgfältig machen, die Zeit ſparſam einzutheilen, klug, den Verführungen müſſiger Freunde und dem Eindrucke des ſchlimmen Beyſpiels auszuweichen.

Aber ſind dieſes wohl die Triebfedern, die uns bey dem Studieren in Bewegung ſetzen? Legen wir uns in unſern jungern Jahren deswegen auf die Wiſſenſchaften, um unſern Verſtand und unſer Herz zu beſſern, oder mehr, um den eitlen Namen und die Freyheiten eines Gelehrten zu erlangen? Deswegen, um der Welt mit unſern Wiſſenſchaften zu nützen, oder, um damit zu pralen, und uns groß zu machen? Iſt es die Stimme der Pflicht, der innerlichen Neigung, die uns zu den Künſten ruft, oder die Stimme des Vorurtheils, des Beyſpiels unſrer Freunde, des Eigenſinns der Eltern, der Vortheile, des Vorzuges, den die Gelehrten vor den übrigen Ständen haben? Iſt es die angeſtellte Prüfung unſrer Kräfte, das Urtheil der Verſtändigen, die Ueberzeugung, daß wir in dem gelehrten Stande der Welt am nützlichſten werden können, iſt es dieſes, was

uns denſelben zu ergreifen und zu behaupten befiehlt; oder iſt es die Liebe zur Freyheit, zur Ungebundenheit, zur Bequemlichkeit, die wir bey dem Geſchäfte des Studirens am erſten zu befriedigen hoffen? Wie oft ſtudirt der Arme und Nothige, um reich und groß, der Reiche und Vornehme, um noch reicher, noch vornehmer zu werden, oder um den Vorwurf nicht zu dulden, daß er nicht ſtudirt hätte! Dieſer widmet ſich der Gelehrſamkeit, weil es die Mode mit ſich bringt, jener, weil er ſeines Vaters Amt wünſchet, ein andrer, weil ihn der Titel rührt, und vielleicht iſt die Anzahl derer nicht klein, welche es thun, ohne zu wiſſen warum. Viele haben zu wenig Kenntniß von ſich und den Wiſſenſchaften, um zu wiſſen, ob ſie Geſchicklichkeit dazu haben; ſie ſtudiren aus Blindheit. Viele halten eine bloße Luſt zu den Büchern für das Genie zu dem Studiren; und hintergehen ſich. Viele werden von unwiſſenden Lehrern und Freunden für geſchickt zum Studiren erklärt; und laſſen ſich betrügen.

Alle dieſe unedlen Abſichten haben einen ſchlimmern Einfluß in die Wiſſenſchaften, in die Welt, und in diejenigen, in welchen ſie herrſchen, als man denkt. Und warum? ſagt man?

man? Was liegt der Welt an den Abſichten, aus welchen wir etwas gütliches unternehmen, genug, wenn die Unternehmung erfolgt? Kann man es, wenn man ſonſt Genie hat, nicht immer hoch in den Wiſſenſchaften bringen, wenn man gleich aus Eitelkeit, aus Ehrgeiz, aus Gewinnſucht ſtudiret? Iſt derjenige, der groß, berühmt, begütert durch die Wiſſenſchaften werden will, weniger genöthiget, Fleiß auf dieſelben zu wenden, als ein andrer, der aus Geſchmack, aus Liebe, aus Pflicht ſtudiret? Sind unſre Leidenſchaften nicht oft gewaltigere Triebfedern zu groſſen Dingen, als alle Gründe der Vernunft und Tugend? Kann man etwan kein groſſer Redner, kein gründlicher Weltweiſer, kein kluger Arzt, kein treflicher Rechtsgelehrter werden, als aus Liebe zur Welt? Nein, ich gebe es gern zu, daß wir durch den Befehl der Eigenliebe angefeuert, durch die reizenden Ausſichten der Ehre, der Hoheit, des Vermögens belebt, nicht allein die beſchwerlichſten, ſondern auch die nützlichſten Bemühungen in den Wiſſenſchaften unternehmen können. Ich verlange nicht, daß das Herz der Studirenden ohne alle Leidenſchaften ſeyn ſoll; dieſes iſt ſtoiſcher Unſinn. Sie ſind uns und der Welt nützlich; und Geſchenke der Vorſehung müſſen wir nicht von uns werfen; aber wir müſſen ſie

auch in der Absicht zu gebrauchen wissen, zu der sie bestimmt sind. Die Ehre, eine Belohnung des Fleisses, kann uns im Studiren beleben; aber sie soll uns nicht regieren. Viele Dinge kommen uns rühmlich vor, und viele Bemühungen werden von andern für rühmlich erklärt, die doch weder gut, noch nützlich, ja die der Welt oft schädlich sind. Was ist, um nur ein einziges Beyspiel zu geben, die fruchtbarste Quelle der Freygeisterey und des Scharfsinns, den man angewendet hat, die Religion zu bestreiten? Meistentheils eine ungezäumte Begierde nach Ruhm, ein Geiz auf die Ansprüche eines grossen Verstandes, der, zu stolz, sich von gemeinen Meynungen regieren zu lassen, die Einsichten ganzer Nationen übertreffen will; eine Begierde, sich alles zu erlauben, und bey dem Kitzel der Ungebundenheit noch die Ehre eines grossen Geistes zu erlangen.

Leute, die aus den gewöhnlichen Absichten studiren, bestrafen sich in ihrem künftigen Leben oft selbst. Die Bewundrung, der Beyfall der Welt, sind nicht allzeit ein so zuverlässiger Lohn der Gelehrsamkeit; und man versagt denen die Ehre am ersten, die es am meisten verrathen, daß sie dieselbe suchen, und daß sie bloß aus Ehrgeiz die Wissenschaften getrieben haben. Ihre

Absicht,

Absicht, ihr Herz geht in ihre Arbeiten, in ihre Art zu denken, über; und ein stolzer Ton verräth gemeiniglich den Geist eines solchen Gelehrten, und empört die Gemüther wider ihn. Wie unruhig müssen wir nicht am Ende werden, wenn wir sehen, daß uns die Gelehrsamkeit nicht zu den Stufen der Ehre oder des Reichthums erhebt, die wir beständig im Auge gehabt haben! Werden wir nicht die Welt hassen, weil wir sie für undankbar ansehen; und werden wir nicht gelehrte Menschenfeinde werden, weil wir nach unsern Gedanken so unglücklich sind, ohne Belohnung gearbeitet zu haben? Gesetzt aber, daß man seine Endzwecke erreicht, wird nicht die unreine Quelle unsres Fleisses in alle unsre Kenntnisse einfliessen, und sie vergiften; und wenn sie auch uns nicht schadet, doch der Welt schaden? Ein stolzer, ein geiziger, ein eitler Gelehrter ist ein beschwerliches, und für die Ruhe seiner Mitbürger gefährliches Geschöpf. Er verhindert den Nutzen, den seine Wissenschaften stiften konnten, indem er sie verhaßt, oder verächtlich macht; und sein Beyspiel verführt nur desto mehr, je mehr seine gelehrten Verdienste schimmern. Wie oft werden wir endlich unsern Fleiß auf unnöthige, oder doch nicht auf die löblichsten Dinge wenden, wenn wir bloß unsern Leidenschaften bey dem

Studiren dienen! Wie leicht werden wir unſer Genie verkehren, und es nicht zu der Art der Wiſſenſchaften, zu der es uns neigt, anwenden, bloß weil wir bey einer andern unſre Abſicht gewiſſer, oder ehe zu befriedigen hoffen! Der Gedanke: dieſe Wiſſenſchaft iſt die Modewiſſenſchaft unſerer Zeiten, dieſe Kunſt lohnt mit reichern Einkünften, die Wichtigkeit derſelben verſpricht uns frühere Ehrenſtellen, die Schwierigkeit einen gröſſern Namen; dieſer Gedanke wird uns der Ruf werden, ſie zu wählen. Wir werden alſo bald nicht das thun, was wir thun ſollten, bald nicht in der Ordnung, nicht mit der Geduld, mit der wir es thun ſollten. Wir werden eilen, die Früchte zu brechen, ohne die Zeit und die Reife unſrer Kräfte abzuwarten.

Man bedenke ferner, daß die Meiſten, die ſich aus unedlen Abſichten dem Studiren widmen, wenig, oder gar kein Genie haben. Verlaſſen von dem, was man Geſchmack an den Wiſſenſchaften, was man Neigung zu ihnen nennt, dringen ſie nie in das innere Weſen derſelben; und wie könnten ſie das, da ſie keinen Reiz an ihnen finden? Sie bleiben auf der Oberfläche der Gelehrſamkeit; ſie erfüllen ihr Gedächtniß mit Worten und Begriffen der Gelehrten, ohne daß ihr Verſtand dadurch gebildet, oder angebauet wird.

wird. Und was brauchen ſie zu ihren Abſichten mehr, als die Figur der Wiſſenſchaft, als die Mine der Gelehrſamkeit, eine geringe Kenntniß der Sprachen, und das Echo etlicher Lehrbücher, wenn ſie nur für dieſes, oder jenes Amt, für dieſe reiche Pfründe, für jene Gerichtsſtelle, für dieſen Titel, für jene Verbindung mit einem angeſehenen Hauſe, für den Hunger, oder für die Eitelkeit ſtudiren? Alſo, dürfte man ſagen, brauchen wir keine mittelmäſſige Gelehrten? Alſo ſollen nur die beſten Köpfe ſtudiren? Einbildung! Wie ſollen geringe Aemter beſetzt werden? Mit groſſen Geiſtern? Würden ſich dieſe dazu ſchicken? Und wo ſind denn die groſſen Geiſter?

Ich will erſtlich zugeben, daß die Welt mittelmäſſige Gelehrte nöthig hat, weil ſie geringe Aemter hat. Aber gelangen denn die Gelehrten dieſer Art nur zu niedrigen Aemtern? Haben ſie nicht oft das Glück, oder Unglück, in höhere zu rücken, zu denen ſie keine Eigenſchaft, als die Verwegenheit, beſitzen? Ringen nicht diejenigen am meiſten nach groſſen Stellen, die am wenigſten wiſſen, was Kunſt und Wiſſenſchaft iſt; und haben ſie nicht in ihrer Unverſchämtheit, oder Niederträchtigkeit die ſtärkſten Mittel, wichtige Aemter an ſich zu reiſſen? Sie entziehen andern, die geſchickter und beſcheidner

ſind, als ſie, die Stelle, zu welcher ſie gebohren waren, und in der ſie den gröſsten Nutzen würden geſtiftet haben. Iſt es denn ein geringes Verbrechen gegen die Republik, ein Amt zu verwalten, das man nicht verwalten kann?

Es iſt auch ſo gewiſs nicht, daſs zu geringen Aemtern nur mittelmäſsige Gelehrte gehören. Dürfen diejenigen, die das gemeine Volk öffentlich lehren, nur Halbgelehrte ſeyn, weil ſie ungeſchickte Zuhörer unterrichten? Oder ſollten ſie nicht aus dieſem Grunde um ſo viel mehr Einſicht, Gründlichkeit, Verſtand und Lebhaftigkeit im Vortrage haben, um die Wahrheiten der Religion deſto glücklicher in den Verſtand ſolcher Menſchen überzutragen, die ihn ſelten geübt haben, und ihn deswegen nicht gebrauchen können? Kann man behaupten, daſs zu dem ſorgfältigen Unterrichte der Jugend in Schulen nur ein düſtrer Kopf mit Wörtern und Sentenzen gehört? Die Verſtändigſten unter den Gelehrten ſollten zu dieſen Bedienungen gezogen, und durch Belohnungen von aller Art darinnen erhalten werden.

Ohne Genie, und aus niedrigen Abſichten ſtudiren, heiſst die Wiſſenſchaften verunehren, ſich ſelbſt beſchimpfen, die Ordnung der Natur

und

und der Welt umkehren. Jener würde ein guter Landmann, ein glücklicher Kaufmann, ein wackerer Soldat geworden ſeyn. Er ſtudirte, ich weiß nicht, warum, und er iſt ein elender Gelehrter. Er will ſeinem Amte ein Genüge thun, und er peiniget ſich ſelbſt, aus Mangel der Kräfte, oder er wird träge, weil ihm das Studiren eine Laſt iſt, und vernachläßiget ſeine Pflichten. Viele ſolcher Elenden bleiben beſtändig, oder doch lange Zeit, ohne Beförderung, und werden dem gemeinen Leben zur Laſt. Sie ſind zu verdroſſen, zu alt, etwas anders zu ergreiffen; zu träge, zu bequem, eine Arbeit des Körpers auszuſtehen, oder zu eitel, eine Beſchäftigung des gemeinen Lebens zu erwählen; und ſo beſchweren ſie, als gelehrte und unglückliche Müßiggänger, die Welt.

Die Fehler, die wir in der Art zu ſtudiren begehen, unſre Abſichten mögen edel ſeyn, oder nicht, ſind nicht weniger beträchtlich.

Wir kommen oft mit keiner geringen Meynung von unſern Kräften, und mit dem Gedanken, daß wir binnen drey oder vier Jahren uns zu guten Rechtsgelehrten, zu Theologen, zu Aerzten ſtudiren müſſen, auf die Academie. Unſre Kenntniß in den Sprachen und Geſchich-

ten der Alten, die doch ein unentbehrliches Mittel zur Gelehrſamkeit ſind, iſt oft ſehr ſeicht. Eben zu der Zeit, da wir ſie uns erwerben ſollen, hielten wir uns durch eine unzeitige Liebe zu den Schriften der Ausländer, und den Werken in unſrer Mutterſprache, davon ab. Wir hielten es für eine löbliche Wißbegierde, ſo viel neuere Werke des Witzes, Journale, Wochenblätter, gute Romane zu leſen; und wir ſahen nicht, daß wir nur für unſre Eitelkeit, für unſern Zeitvertreib, für unſre Bequemlichkeit laſen, und uns durch dieſen übel verſtandnen Fleiß den Eifer und die Zeit raubten, die wir vornehmlich auf die Sprachen der Alten und ihre Werke der Beredtſamkeit, der Poeſie, und der Geſchichte hätten verwenden ſollen. Anſtatt dieſe Kenntniß auf den Academien zu vermehren, unterlaſſen wir nichts, uns derſelben, als einer beſchwerlichen Laſt, wieder zu entledigen, in der ſtolzen Einbildung, daß wir wichtige und reelle Dinge treiben müßten. Wir fangen an, die vortreflichſten Schriften der Griechen und Römer, als Bücher, die für die Schulclaſſen gehören, zu verachten, und rächen uns durch dieſe Verachtung für die unglückliche Mühe, die ſie uns auf der Schule gekoſtet haben. In eben den Jahren, da unſer Verſtand reifer wird, und da wir ihn durch die edle Denkungsart der Alten bilden,

und

und durch ihren guten Geſchmack unſern Geſchmack ſchärfen ſollten, werfen wir die ſchönſten Schriften hochmüthig und unwiſſend aus den Händen, und mit ihnen alle die Vortheile, die uns die Kenntniß dieſer Werke in höhern Wiſſenſchaften und in unſerm Leben hätte verſchaffen können. Es iſt wahr, die Sprachen der Alten ſind die Gelehrſamkeit nicht. Man kann das Gedächtniß damit angefüllt haben, man kann von Jugend auf gewöhnt worden ſeyn, Latein zu reden und zu ſchreiben, und man kann eben ſo unwiſſend, eben ſo ſchlecht, ſo unrichtig, ſo düſter denken, als diejenigen, die nur ihre Mutterſprache wiſſen, ja vielleicht noch ſchlechter, weil dieſe den Verſtand weniger erſtickt haben.

Aber dennoch bleibt es wahr, daß wir ohne eine richtige und genaue Kenntniß der alten Sprachen, ihres beſondern Charakters, ihrer Regeln, die Werke der Alten nicht mit Nutzen leſen, und nicht mit Gründlichkeit auslegen können. Nur alsdenn verſtehen wir eine Schrift, wenn wir bey ihren Worten das denken, was der Schriftſteller dabey gedacht hat. Die Worte ſind Zeichen der Gedanken; aber wenn ich dieſe Zeichen nur halb, wenn ich ſie falſch verſtehe, mir weniger, oder mehr dabey vorſtelle, als ich es ſoll, werde ich meinen Schriftſteller

wohl verſtehen? Werde ich nicht Gefahr laufen, ihm einen Verſtand anzudichten; oder werde ich die Richtigkeit ſeiner Vorſtellung einſehen können? Dieſe Sorgfalt vergeſſen wir nur gar zu ſehr. Wir lernen, wenn wir auch alte Sprachen lernen, ſie nur halb, und ihre Worte aus den Worten unſrer Mutterſprache erklären. Anſtatt daß wir uns gewöhnen ſollten, bey den Worten und Redensarten einer todten Sprache, den Begriff zu denken, und ihn zu beſtimmen: ſo gewöhnen wir uns, Ausdrücke aus unſrer Mutterſprache, die einige Verwandtſchaft mit den Ausdrücken der alten Sprache haben, in unſern Gedanken an ihre Stelle zu ſetzen. Wir vertauſchen Wort mit Wort, und denken bey den Worten eines alten Werkes, was der Gebrauch an dieſes oder jenes Wort in unſrer Sprache gebunden hat. Die ſchlechte Anführung in unſrer Jugend, die elenden Wörterbücher, und unſre Bequemlichkeit beſtärken uns in dieſem kindiſchen Fehler. Iſt es erlaubt, ihn in einem Beyſpiele zu zeigen? Wenn ich bey dem Cicero in Beſchreibung der Philoſophie leſe, daß ſie eine Wiſſenſchaft diuinarum humanarumque rerum *ſey, und ich denke im Leſen die Ausdrücke* diuinae humanaeque res, *durch göttliche und menſchliche Dinge, daß heißt, durch einzelne und allgemeine Wörter*

meiner

meiner Mutterſprache, die einige Verwandtſchaft mit jenen haben; und ſo verfährt der bequeme Leſer ſehr oft: ſo denke ich entweder gar nichts, oder doch das nicht, was Cicero gedacht hat, und alſo verſtehe ich ihn nicht; und alſo kann man eine Sprache wiſſen, und ſie nicht verſtehen, weil man ſie nicht richtig weiß. Wenn ich daher nicht weiß, daß die Alten unter diuinis rebus in der Philoſophie meiſtens die Phyſik und die natürliche Theologie, unter den humanis rebus die Lehre von den Kräften des Verſtandes und Willens, die Dialectik und Moral verſtunden: ſo denke ich ein Räthſel. Ich beſchuldige entweder meinen Autor eines Mangels des Verſtandes, oder ich verunehre ihn, und vereitle meine Mühe des Leſens durch eine falſche Meynung.

Geſetzt, wir haben uns eine grammatiſche Kenntniß der Sprachen der Alten erworben; ſind wir deswegen im Stande, ſie zu leſen, wenn wir uns nicht in ihre Zeiten verſetzen können, wenn wir nicht mit ihren Sitten, Gewohnheiten, Meynungen, mit ihrer Religion, mit ihrer Regierungsform in einer genauen Bekanntſchaft ſtehen, wenn wir ihr Land und ſeine Geſchichte, wenn wir die Zeitrechnung nicht immer vor Augen haben? Ohne die hiſtoriſchen,

ſchen, geographiſchen und chronologiſchen Kenntniſſe werden wir die Schriften der Alten nur im Dunkeln leſen. Wir ſollten ſie beſitzen, ehe wir uns an die Autoren wagen. Es iſt zu ſpät, ſich um dieſelben zu bekümmern, wenn wir den Autor ſchon in den Handen haben. Wir halten uns auf, indem wir das Orakel der Noten und Erklarungen um Rath fragen; und es iſt ſo ungetreu, daß es uns oft gar nicht, oft falſch antwortet. Wir können nicht leicht, nicht geſchwind, nicht unterbrochen leſen, und dieß erweckt uns entweder einen Eckel vor dem Leſen ſelbſt, oder wenn wir ihn auch überwinden: ſo verhindern uns doch dieſe Urſachen, daß wir die Schriften der Alten nicht oft genug leſen, nicht ihr Ganzes überſehen, nicht alle ihre Schönheiten entdecken können.

Wie wahr dieſes ſey, beweist die Liebe zu den Ueberſetzungen. Warum leſen wir eine halb getreue Ueberſetzung lieber, als das Original, da wir doch ſicher wiſſen, daß ſie den Autor verunſtaltet zeigt? Deswegen, weil man leichter, geſchwinder fortgeht, und weil man im Leſen gern für die Mühe des Leſens durch eine baldige Einſicht in das ganze Werk belohnt ſeyn will. Die Begierde zu wiſſen und zu empfinden, iſt der Sporn des Leſens. Je weniger ſie Hinderniſſe

derniſſe findet, je reichlicher ſie befriedigt wird, deſto mehr wird ſie uns in der Aufmerkſamkeit und im Fleiſſe erhalten; und deſto mehr alſo ſollten wir die Sprachen treiben.

Wer die Schriften der Alten mit Nutzen leſen will, der muß ſich bemühen, die Schönheiten der Sachen und der Schreibart zu beurtheilen und zu fühlen. Dieß iſt die Verfaſſung, in die man ſich bey dem Leſen ſetzen ſollte. Hierzu ſollte man ſich auf Schulen und Academien vorbereiten, um in ſeinen übrigen Jahren darinnen fortzufahren.

Man wundert ſich, warum Männer, denen man die Kenntniß der Sprachen gar nicht abſprechen kann, Männer, die beweiſen, daß ſie die Alten bey nahe im Gedächtniſſe haben, und auch verſtehen, warum, ſage ich, ſolche Männer, wenn ſie eine Schrift entwerfen, ſo kraftlos, ſo verlaſſen von Geiſt und Geſchmacke, denken und ſich ausdrücken? Warum werden ſie denn nicht durch den Geiſt der Alten belebt? Sollte nicht eine von den vornehmſten Urſachen dieſe ſeyn, daß ſie ſich in ihren erſten Jahren nicht beſtrebt haben, die Schönheiten der Alten in Anſehung der Einrichtung und Anlage, der Ausführung und Schreibart zu bemerken und zu

fühlen;

fühlen; daß ſie ſich nicht gewöhnet haben, die Zeichnung des Werks und ſeine Colonie wahrzunehmen? Man kann den Homer ſorgfältig geleſen haben und verſtehen; und man kann weder den Werth der Einrichtung der Ilias, noch die Tugend einzelner Stellen, und die Schönheit und Feinheit der Gedanken einſehen und empfinden. Man kann die Oden des Horaz im Gedächtniße haben, man kann ſie loben und bewundern, ſie überhaupt dem Verſtande nach richtig erklären, und doch weder die Kunſt, noch die Natur, die in ihnen herrſchet, ſehen und fühlen. Was wird uns dieſe Kenntniß der Alten nützen? Was hilft ſie uns, wenn ſie uns ein Werk des Geſchmacks nicht anlegen, nicht beleben, nicht ausführen hilft? Und wie kann ſie dieſes, da wir die Alten nie, oder ſehr wenig, von dieſer Seite betrachtet haben? Die beſten Gedanken verlieren, wenn ſie nicht am rechten Orte, nicht zu rechter Zeit, nicht mit Beſcheidenheit und Klugheit, kurz, nicht mit Geſchmacke angebracht werden. Mein Gegenſtand muß ſie mir darbieten; er enthält die Funken, wenn ich ſo reden darf, und mein Genie iſt nur der Zunder, der ſie auffängt. Meine Einſicht muß es mir ſagen, wie viel ich von dieſem Lichte zu meiner Abſicht, zur Gründlichkeit, zur Deutlichkeit, zum Glanze gebrauchen ſoll,

oder

oder nicht. Geſetzt nun, wir hätten durch vieles Leſen einen Vorrath der beſten Gedanken der Alten eingeſammelt; was wird uns dieſer Schatz helfen, den wir nicht zu gebrauchen wiſſen? Wenn wir uns ihre Klugheit und ihre Feinheit der Schreibart nicht zugleich eigen gemacht haben: ſo können wir bey aller unſrer Einſicht in ihren Verſtand, und bey allem Genie, in unſern Werken gezwungen, unnatürlich, und abentheuerlich ſchreiben. Wir können Praler, Verſchwender, Pedanten, Kinder in der Schreibart werden. Wir können Sklaven, furchtſame Sklaven im Ausdrucke werden, und eben dadurch das gröſſte Verdienſt, die natürliche Anmuth und Ungezwungenheit, aus unſern Schriften verdrängen.

Was wird es alſo nützen, wenn man die Werke der Alten lieſt, und ſie nicht nach den Regeln der Kunſt, ich möchte bald ſagen, nach den Regeln der Natur; denn was ſind alle Regeln der Kunſt anders, als Stimmen, Befehle der Natur, welche die gröſſten Geiſter gehört, verſtanden und ausgeübt haben? wenn man ſie, ſage ich, nicht mit Einſicht in die Regeln, und mit Geſchmack, oder Empfindung lieſt? Pope ſpricht: Mit eben demſelben Geiſte, mit welchem ſie der Autor geſchrieben hat. *)

Dieſer

*) A perfect Judge will read each work of Wit
With the ſame ſpirit that its author writ.
Eſſay on Criticiſm. v. 233.

Dieſer Fehler iſt gemeiner, als man denkt. Man nehme, daß ich nur bey den einzelnen Gedanken und ihrem Ausdrucke ſtehen bleibe, die Ueberſetzungen und Auslegungen gelehrter Männer uber die Alten, ſolcher Männer, die alles gewußt haben, was zum Verſtande des Originals gehört, und die doch das Schöne daran oft nicht empfunden haben. Hätten ſie das, was in der Grundſprache in Anſehung des Gedankens, ſeiner Wendung, ſeines Ausdrucks, edel, fein, verdeckt, nur halbgezeigt iſt, wohl ganz zeigen, oder plump ausdrücken können, wenn ſie mehr, als den groben Verſtand des Originals, gefühlt hätten?

Wer die Schönheit des Ausdrucks, die Verſchiedenheit der Schreibart nach der Bedürfniß der Materie, die künſtliche Abwechslung und Mannigfaltigkeit des eigentlichen und uneigentlichen Ausdrucks, das Licht und den Schatten der Schreibart nicht ſieht und nicht fühlt, der lieſt nicht mit Geſchmacke. Es iſt wahr, daß eine gewiſſe richtige Empfindung der Natur zu dieſer Art des Lebens erfodert wird. Allein man kann ſich dieſes Gefuhl auf gewiſſe Weiſe durch Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, durch die Anmerkungen groſſer Kenner, und durch die Einſicht in die Sprache und Sachen geben.

ben. Thun wir dieſes wohl in den Jahren, da wir ſtudiren?

Was heißt Einſicht in die Sprache, was heißt Aufmerkſamkeit im Leſen, um mit Empfindung zu leſen? Ich muß nicht nur die Sprache überhaupt, ich muß die beſondre Sprache meines Autors verſtehen, vornehmlich, wenn die Sprache, in der er geſchrieben, itzt eine todte Sprache iſt. Wie kann ich dieſe verſtehen, wenn ich ihn nicht oft, nicht einmal, oder etliche male, nach einander leſe, um mich mit den Bedeutungen ſeiner Wörter und mit ſeinem beſondern Genie bekannt zu machen; wenn ich ihn nicht alsdenn mit einer Art der Zergliederung durchgehe, und bey nahe mit eben der Sorgfalt leſe, mit der man ſchreibt; wenn ich ihn nicht mit einer Einſicht in ſeinen Endzweck, in ſeinen Plan, faſt auf jeglicher Seite leſe? Alsdenn werde ich die Schönheiten finden; ſie werden meinem forſchenden Auge in den Theilen, im Ganzen begegnen. Ich werde ſehen, mein Autor mag ein Geſchichtſchreiber, ein Redner, ein Poet ſeyn, ich werde ſehen, wie alles zu ſeinem Zwecke eilet; wie er überall die Natur, die wahre oder wahrſcheinliche um Rath gefragt hat; wie er das, was zu viel iſt, eben ſo wohl vermeidet, als was zu wenig iſt; wie er die allgemeine

Deut-

Deutlichkeit und Richtigkeit in ſeinen Gedanken überall herrſchen laſſt, eine Ordnung beobachtet, die dem Verſtande der Menſchen und der Natur der Sache gemäß iſt; ſeinen Ausdruck nach richtigen Vorſtellungen abmiſſt; wie ſeine Schreibart, gleich den Stralen der Sonne, die Gegenſtände zwar aufklärt, aber nicht verändert; wie er Schönheiten anbringt, wo ſie die Sache rechtfertiget; wie er die Hauptſchönheit, nämlich Einfalt und Wahrheit, nie durch geſuchte Nebenſchönheiten überlädt, noch das Bedürfniß der Sache und des Unterrichts über der Begierde nach Zierrathen vergißt. Ich werde ſehen, wie er deutlich denkt und ſpricht, ohne in das Matte und Leere zu fallen, wie er fein, ohne in das Gezwungene, nachläſſig, ohne in das Ekelhafte, edel, ohne in das Praleriſche, und nachdrücklich ſpricht, ohne in das Geſuchte ſich zu verlieren.

Aber dieſes, wird man ſagen, ſind ſchöne Träume. Wozu wird mirs nützen, daß ich die Sprachen und Schönheiten der Alten auf dieſe Art gefaſt habe, wenn ich nicht ein Lehrer auf Schulen oder auf Univerſitäten werden will? Was werden mir alle dieſe Kenntniſſe helfen, wenn ich in öffentliche Geſchäfte komme, die ganz andre Einſichten vorausſetzen? Was werden ſie nutzen, als daß ich ſie unter tauſend nöthi-

nöthigern Arbeiten vergeſſen, und die verlohrne Arbeit beklagen muß? Kann ein Staatsmann, ein Geſandter, ein General, ein praktiſcher Rechtsgelehrter, können tauſend andere Bediente des Staats aus dieſer Weisheit der Alten einen andern Vortheil ziehen, als daß ſie Pedanten werden? Sollten ſie dieſe Beſchäftigungen in ihren Aemtern zu ihrem Vergnügen noch treiben, und dadurch ihre Pflicht verabſäumen? Man will alſo wiſſen, was uns alle dieſe Gelehrſamkeit nützen wird? Wir werden in öffentlichen Aemtern, wenn alles auf beyden Seiten gleich iſt, glücklicher arbeiten, als andre, die ſie nicht beſitzen; wir werden mit mehr Einſicht, mit mehr Klugheit, mit mehr Geſchmack groſſe Geſchäfte beſorgen, in unſern ſchriftlichen oder mündlichen Vorträgen mehr Ordnung, mehr Deutlichkeit, mehr Kürze beobachten; wir werden in dem geſellſchaftlichen Leben beredter, geſitteter, leutſeliger ſeyn; wir werden da ſprechen können, wenn andre verſtummen; wir werden der Geſellſchaft, dem Hofe, unvermerkt unſern guten, unſern richtigen Geſchmack mittheilen; wir werden in unſern Häuſern, als Väter, als Freunde, die Erziehung der Unſrigen beſſer beſorgen; wir werden andern durch unſern Rath nützlicher, wir werden uns nach vollendeten Arbeiten weniger zur Laſt werden,

weil

weil wir durch das Leſen alter und neuer Schriften unſer Vergnügen erſchaffen, oder ſelbſt etwas niederſchreiben können, das würdig wäre, von den Alten geleſen zu werden. Werden wir in öffentlichen Bedienungen des Staats nichts aus den Schriften eines Xenophon, Cicero, Cäſars nutzen können? Waren es Pedanten, oder waren es Staatsmänner, Generale und Helden? Wird von ihrer Klugheit nichts in uns einfliessen? Waren es nicht zugleich Weltweiſe, Redner, Geſchichtſchreiber? Und würden ſie in ihren Aemtern ſo groß geworden ſeyn, wenn ſie in ihren jüngern Jahren die Gelehrſamkeit weniger getrieben hätten? Würden ſie das, was ſie geſchrieben, ſo vortrefflich haben ſchreiben können? Wenigſtens beweiſen ſolche Beyſpiele, daß man in den gröſten Bedienungen noch Zeit zum Studiren, und in den erlernten Wiſſenſchaften der jüngern Jahre noch eine Quelle des Vergnügens im Alter finden kann.

Wer hat, wird man einwenden, wer hat auf den Akademien Zeit, auf dieſe Weiſe die Alten zu ſtudiren? Wann wird man die Neuern leſen können? Wann wird man die höhern Wiſſenſchaften treiben, wann wird man das, was in der Gelehrſamkeit praktiſch iſt, austreiben können? Wann man das wird thun können, fragen

fragen Sie? Vielleicht alsdann, meine Herren, wenn man auf den Schulen, wenn man in den erſten Jahren die Sprachen und ihre Hulfsmittel nicht ſo nachlaßig und unzulanglich gefaßt haben wird; wenn man mit beſſerer Zurnſtung, mit mehr Neigung fur die Wiſſenſchaften, mit mehr Fleiß auf die Academien zieht; wenn man ſich einige Jahre länger auf denſelben aufhält; wenn man die Zeit weniger verſchwendet; wenn man das Vorurtheil ablegt, daß die Zeit zum Leſen und Studiren nur in die Grenzen der Jahre des Jünglings eingeſchloſſen ſey; wenn man das Vorurtheil ablegt, man könne auf Akademien gelehrt werden; wenn man ſich ſtärker überzeugen wird, daß man an dieſen Orten nur den Grund zur Gelehrſamkeit lege, daß ein Jüngling auf Akademien den Saamen einſammle, der in ſeinem Genie kunftig tragen ſoll, der aber Zeit zur Reife, Wartung und Sonne erfodert, und der kunftig aus ſeinem eignen Boden die Nahrung ziehen muß, um Früchte zu bringen. Sie fragen, wo man, bey einer ſolchen Art zu ſtudiren, Zeit zu den höhern Wiſſenſchaften auf Akademien gewinnen wird? Man wird ſie ſchon gewonnen haben, wenn man die Sprachen und Geſchichte auf dieſe Art getrieben hat. Man wird in den Rechten, in der Gottesgelahrheit, in der Medicin ſchneller und glücklicher fortgehen.

Man wird weniger Hinderniſſe finden, mehr Muth haben, wenn man ſieht, daß man die Quellen ſchon kennt; man wird die Lehrer beſſer verſtehen; man wird das, was man in ſeinen Lehrbüchern findet, beſſer überdenken, richtiger anführen können, weil man ſich gewöhnt hat, nicht Worte ohne Sachen zu denken, weil man ſchon einen Vorrath vieler Kenntniſſe beſitzt, weil man die beſten Schriften ohne Mühe und Angſt, und ohne ſich auf den bloſſen Ausſpruch ſeines Lehrers zu verlaſſen, zu Rathe ziehen kann. Sie fragen, wo man Zeit zur Erlernung der Philoſophie hernehmen will? Vielleicht daher, daß man ſie nützlicher und verſichtiger treibt. Die Philoſophie, ſo heilſam ſie an und für ſich den Studirenden iſt: ſo ſchädlich wird ſie doch vielen durch die Art, mit der ſie dieſelbe treiben. Seinen Verſtand in Ordnung bringen, die allgemeinen Geſetze der Vernunft und Wahrheit, die Wege kennen lernen, auf welchen unſer Verſtand zur Deutlichkeit und Gründlichkeit ſeiner Urtheile gelangt, die Richtigkeit und Fehler der Schlüſſe und Beweiſe kennen lernen; was kann vortrefflicher ſeyn? Aber ſollen wir dieſes allein lernen, um es zu wiſſen, um es mit tauſend Spitzfindigkeiten andern wieder herzuſagen, um nur das Syſtem unſers Lehrers in unſerm Gedächtniſſe aufzubehalten? Nein, um unſern Ver-

Verſtande die gehörige und natürliche Richtung zu geben, um uns die Fertigkeit richtig zu denken und zu urtheilen zu erwerben. Sind wir dadurch gebeſſert, daß wir unſer Gedächtniß oft mit einer unzähligen Menge von Regeln und Kunſtwörtern überladen, die unſern Verſtand ſtrotzender, aber nicht ſtärker und geſunder machen, die von uns nur halb, und von andern, die unſre Methode nicht gelernt haben, gar nicht verſtanden werden? Iſt die Kenntniß der Philoſophie nur die Kenntniß der Sätze und Kunſtwörter, die unſre Lehrer aufgebracht haben, und die nach wenig Jahren mit ihnen wieder verſchwunden ſeyn werden? Eine gründliche Vernunftlehre faſſen, und ſie bald anwenden lernen, iſt eine vortreffliche Sache. Eine Kenntniß der natürlichen und erſten Pflichten ſich erwerben, damit man ſie ausüben und andern beybringen könne, iſt unſre unumgängliche Schuldigkeit. Die Weisheit, die Ordnung, die Wunder der Natur kennen lernen, damit wir ihren Urheber verehren, und durch Gehorſam und Ordnung in unſern Handlungen preiſen und anbeten, und die Vortheile des menſchlichen Lebens vermehren, iſt das heilſamſte Geſchäfte. Aber aus der Philoſophie eine müſſige Weisheit machen, das Gedächtniß mit trocknen Lehrſätzen anfüllen, die dem Verſtande keine Nahrung, ſondern nur Arbeit

verſchaffen, dieſe oder jene Methode, als das Weſen und den Kern der Weltweisheit viele Jahre ſtudiren, und einige Verbeſſerungen, oder Aenderungen des Syſtems für die noch unerfundene, noch nicht gedachte Wahrheit anſehen, und mit groſſen Koſten der Zeit und des Fleiſſes faſſen; dieſes heißt ſich im Studiren aufhalten, und aus Ehrerbietung für die Philoſophie ſeine Vernunft blenden. Ich vergöttere die Alten und ihre Philoſophie inſonderheit gar nicht; aber das weiß ich, daß ſie ihre Weltweisheit praktiſcher getrieben haben; das weiß ich, daß ein Weltalter in Athen war, wo die Philoſophie und die Beredtſamkeit mit einander verbunden waren, wo die Gründlichkeit der Gedanken zugleich mit der Schönheit der Ausführung und der Sprache vereint wurde. Wir, die wir gemeiniglich in der trockenſten und dunkelſten lateiniſchen, oder deutſchen Sprache, die von der Sprache der Alten, und von der Sprache der Welt ſo ſehr entfernt iſt, philoſophiren lernen, was werden wir anfangen, wenn wir Redner auf den Kanzeln, auf der Cathedet, Scribenten der Geſchichte und der übrigen Wiſſenſchaften ſeyn ſollen? Werden wir nicht mit vielem Stolze auf unſre Ungeſchicklichkeit armſelig und barbariſch ſprechen?

Ja, meine Herren, daß wir ſo viel Zeit auf die Erlernung der Regeln, und ſo wenig Fleiß und Zeit auf Ausübungen derſelben wenden, daß wir unſre Kraft zu denken, und unſre Gedanken auszudrücken, ſo wenig durch ſchriftliche Verſuche ſtärken, dieſes iſt der letzte Fehler, den ich noch berühren will; ein unvergeblicher Fehler! Was iſt die Beredtſamkeit überhaupt, als eine Kunſt ſeine Gedanken deutlich, ordentlich und ſchön vorzutragen? Was nutzt alle Wiſſenſchaft, wenn ich nicht die Gabe der Deutlichkeit, der Ordnung und Anmuth habe? Durch die Uebung nach Regeln, durch öftere Verſuche, durch Nachahmungen ſchöner Beyſpiele, durch die Anmerkungen der Verſtändigen, können wir uns dieſe Gabe erwerben, und das Licht und den Glanz der Schreibart in unſre Gewalt bringen. Und wenn ſtellen wir dieſe Verſuche an? Wenn hören wir die Kritiken der Kenner, wenn verbeſſern wir unſre Aufſätze nach ihren Anmerkungen? Es iſt einem Studirenden nothwendig, ſich in der lateiniſchen Schreibart zu üben; es iſt ſeine Schande, und oft zeitlebens ſeine Schande, es nicht genug gethan zu haben. Doch brauchen wir für die Geſchäfte des gemeinen Lebens, für die Kanzeln, für die Gerichtsſtuben, brauchen wir nicht auch die Mutterſprache? Etwas von der Grammatik

Universitäts Bibliothek Berlin.

wissen, so viel Deutsch wissen, als man im täglichen Umgange hört, das heißt nicht seiner Sprache mächtig seyn. Man muß die Sprache gebraucht, geübt, man muß viel darinnen gedacht und geschrieben haben, wenn man sie bis zur Deutlichkeit, Schönheit, bis zum Nachdrucke in der Gewalt haben will. Wir wollen Männer werden, die in ihren Aemtern durch Briefe, durch andere schriftliche Aufsätze ihre Gedanken in der Muttersprache abfassen sollen; und wir vernachlässigen sie, und beschimpfen künftig die Beredtsamkeit und unsre Pflicht? Wir wollen Männer werden, die dem Volke die göttlichen Wahrheiten öffentlich vortragen sollen; und wir gewöhnen uns nicht, Deutlichkeit, Ordnung und Anmuth uns natürlich, und alle Schätze der Muttersprache durch sorgfältige Uebung uns eigen zu machen? Glauben wir, daß es der Religion und der Tugend gleichgültig ist, ob wir dunkel oder helle, gründlich oder abentheuerlich, ordentlich oder verwirrt, ihre Lehren vortragen, ob wir von den heiligsten Wahrheiten in einer elenden, gezwungnen, nie lertrachtigen, oder in einer reinen, natürlichen und edlen Sprache reden? Wir wollen als Scribenten für die Welt, oder für unser Vaterland zur Aufnahme des Geschmacks, der Sitten, der Künste schreiben; und wir üben uns nicht mehr in der guten Schreibart, ehe wir

diese

dieſe öffentlichen Aemter über uns nehmen? Ich will gar nicht, daß man Anfänger übereilen, daß man ſie nöthigen ſoll zu ſchreiben, ehe ſie denken können, daß man ſie bey ihren Arbeiten in dem unmündigen Stolze, ſich gedruckt zu ſehen, beſtärken ſoll. Muß alles ſo fort im Drucke erſcheinen? Kann man unſere Schreibart nicht reif werden laſſen; und kann man ſich nicht üben, ſeine Fehler abzulegen, ohne die Welt zum Zeugen zu nehmen, und junge Leute zu gleicher Zeit eitel und lächerlich zu machen?

Vergeben Sie mir, meine Herren, die Länge, zu welcher mich die Liebe zur Wahrheit verleitet hat. Vergeben Sie mir die Fehler, die ich vielleicht begangen habe, da ich von den Fehlern der Studirenden geredet. Machen Sie den Wiſſenſchaften, der Weisheit und Tugend, dem Geſchmacke und ihrem Namen dadurch Ehre, daß Sie ſich vor den Abweichungen hüten, von welchen ich geſprochen habe. Berechtiget Sie Ihr Stand nicht, für Ihr Glück zu ſtudiren: ſo befreyt Sie doch Ihr Stand nicht von der Pflicht, durch Wiſſenſchaft der Welt ein Seegen, und Ihrem eignen Herzen ein Glück zu werden. Ich weiß es, Sie haben dieſe edle Abſichten. Und Sie, meine Herren, welche ſich zu den Aemtern der Schulen, der Akademien,

der Gerichte, der Kirche vorbereiten; möchte ich Sie doch in Ihrem rühmlichen Eifer, in der grundlichen Erlernung der Sprachen, der Geſchichte, der Philoſophie, der Beredtſamkeit und Poeſie, zum Beſten der höhern Wiſſenſchaften, durch dieſe Rede beſtärkt haben! Sorgen Sie nicht für Ihr Glück, nicht für das Amt, ſorgen Sie für die Verdienſte zum Amte, und für die Kunſt, Ihre Geſchicklichkeit anwenden zu können. Die Zeit belohnt Sie gewiß; und ſollte es die Welt nicht thun: ſo wird Sie ihr Gewiſſen belohnen. Und was ſage ich ſo wenig? Der wird Sie belohnen, der unſre Abſichten, unſre Aufrichtigkeit, unſern Fleiß, unſre Klugheit bey unſern Handlungen, und nicht bloß die Gröſſe der Wirkungen anſieht. Von wem haben wir unſern Geiſt, der die Wiſſenſchaften faßt? Sollten wir ſie nicht zur Ehre des Vaters der Geiſter und der Menſchen erlernen und anwenden? Und was iſt die Ehre Gottes? Die Ausbreitung der Weisheit, der Tugend, der Glückſeligkeit ſeiner vernünftigen Geſchöpfe.

Von

Von den Annehmlichkeiten des Miſsvergnügens.

Wir beſchweren uns oft über einen gewiſſen Gemüthszuſtand, den wir das Miſsvergnügen nennen, und thun doch nichts, uns deſſelben zu entledigen. In ſehr vielen Fällen iſt es Abſicht. Wir dulden das Miſsvergnügen, weil wir ohne daſſelbe unſre Leidenſchaften, oder unſre Pflichten aufgeben müſsten, ja nach und nach verwandeln wir es zuweilen durch Kunſt oder Tugend ſo gar in Anmuth, indem wir es zur Nahrung unſrer edlen oder wuedlen Begierden machen. Von dieſer Art des Miſsvergnügens rede ich eigentlich nicht. Nein, wir klagen oft über einen gewiſſen Unmuth, über Unruhen, über ein trauriges und verdrüſsliches Weſen, von dem wir uns befreyen könnten, und unterhalten doch, ohne daſs wir ſelbſt daran denken, dieſen Unmuth, dieſe Unruhen, dieſes verdrüſsliche Gefühl ſo ſorgfältig, als ob wir ein natürliches Verlangen darnach hätten. Sollte man nicht daraus ſchlieſsen können, daſs wir in gewiſſen Regungen von Miſsvergnügen eine Art des Vergnügens finden müſsen, und zu gewiſſen

Zeiten die Unruhe des Geiſtes eben ſo wohl lieben, als zu andern Zeiten die Ruhe deſſelben? Denen, die das menſchliche Herz nicht aus ihren eignen Empfindungen und aus der Erfahrung, ſondern bloß nach gewiſſen Grundſätzen ihres Syſtems beurtheilen, muß dieſe Meynung wunderbar vorkommen. Was? Ein Menſch ſollte in der Unluſt ſeine Luſt finden können, und mißvergnügt werden, um vergnügt zu ſeyn? Welcher Widerſpruch! Andre werden nur ſchlechthin die Erfahrung läugnen. Wann, werden ſie ſagen, wann fühlen wir wohl den Vorſatz, mißvergnügt zu ſeyn? Und wenn wir dieſen nicht haben, was behauptet man für Erdichtungen? Wollen die Letztern bedenken, daß wir oft ſelbſt nicht wiſſen, was in uns vorgeht; daß wir oft etwas wollen, ohne uns deutlich bewußt zu ſeyn, daß wir von der Gegenwart dieſes oder jenes Verlangens oft durch unſre Handlungen verſichert werden können: ſo wird ihr Zweifel vielleicht bald gehoben ſeyn. Cleon iſt voll Verdruß, weil ihn Dorant heute hat beſuchen wollen, und doch nicht gekommen iſt. Er ſchilt, und lärmt, und wollte viel verlieren, wenn er ſich nicht ſo ärgern dürfte. Indeſſen kömmt ein guter Freund und verſichert den Cleon aufrichtig, daß Dorant aus keiner andern Urſache ausgeblieben ſey, als weil ihm befohlen worden, bey Hofe zu erſchei-

nen.

nen. Wäre es dem Cleon ein Ernſt, nicht länger verdrüſslich zu ſeyn: ſo müſste ihn dieſe Entſchuldigung beſänftigen. Allein, er mag ſie nicht einmal anhören. Er mag nicht wiſſen, warum Dorant nicht gekommen iſt. Er will böſe, er will verdrüſslich ſeyn. Er lärmt immer noch mehr in ſeinem Hauſe. Man ſchlägt ihm gewiſſe Vergnügungen und Zeitvertreibe vor, die ihm ſonſt angenehm ſind; aber er verwirft ſie alle, und bleibt bey ſeinem Unmuthe. Ich urtheile daraus, daſs dem Cleon mit ſeinem Verdruſſe gedienet ſeyn, und daſs er ihm lange nicht ſo beſchwerlich fallen muſs; und ſeine Aufführung ſagt mir viel gewiſſer, was itzt in ihm vorgeht, als es ihm ſein Herz ſagen kann. Wer einen ſauren Wein vor ſich ſtehen hat, und doch immer ein Glas nach dem andern hineintrinkt; ohne daſs ihn jemand nöthiget; der wird mich umſonſt zu bereden ſuchen, daſs er dieſen Wein ohne alles Vergnügen trinke. Er muſs doch noch etwas angenehmes für ihn haben, es mag nun beſtehen, worinnen es will. Warum ſetzt er denn nicht den Wein bey Seite? Warum nimmt er nicht dafür ein anders Getränke. Sejus klagt, daſs er dieſen Abend nicht aufgeräumt ſey, ohne zu wiſſen, warum? Seine Freunde wollen die dunkeln Wolken vertreiben, die ſich in ſeiner Seele aufgethürmet haben.

Er liebt Muſik, Scherz und muntere Erzählungen. Man verſucht alle dieſe Mittel, ihn zu beruhigen, und Sejus wird nur trauriger, und mürriſcher. Er nimmt es übel, daß man ihm ſein Mißvergnügen rauben will. Muß er alſo dieſen Abend nicht verdrußlich ſeyn wollen? Und würde er dieſes wollen können, wenn ſein Verdruß nicht etwas angenehmes für ihn hätte?

Aber wie kann uns denn ein Mißvergnügen ein Vergnügen geben? Kann denn unſre Seele, indem ſie den Verdruß ſchmeckt, der eine widrige Empfindung iſt, an dem Gefühle dieſer widrigen Regung einen Wohlgefallen finden? Warum nicht? Unter gewiſſen Umſtänden ſcheint mir dieſes ſehr natürlich zu ſeyn. Mit allen unſern Empfindungen ſind gewiſſe Vorſtellungen verbunden, wir mögen uns ihrer nun allemal deutlich bewußt ſeyn, oder nicht. Sie erzeugen die Empfindungen, und die Empfindungen hinwieder erhalten und ſtärken ſie zugleich. Es kann alſo kommen, daß uns gewiſſe unangenehme Regungen lieb werden, weil wir gewiſſe Vorſtellungen gern haben wollen, welche ohne jene nicht gegenwärtig, oder nicht recht lebendig bleiben. Ich werde einige Stunden traurig, weil ich nicht habe, was ich wünſche, und was andre haben. Dieſe Traurigkeit iſt eine unangenehme Empfin-

Empfindung, und eine Wirkung meines Gedankens, daß ich nicht glücklich bin. Gleichwohl widerſetze ich mich ihr nicht, ob ſie gleich unangenehm iſt. Warum nicht? Sie belohnt mich für den Zutritt, den ich ihr zu meinem Herzen erlaube. Sie hilft mir auf die glückliche Vorſtellung, daß ich ein weit beſſeres Schickſal verdiene, und eben ſo viel, oder noch weit mehr werth bin, als andere Leute. Sie unterhält meine Eigenliebe, und ich ſehe mein trauriges Weſen als einen Beweis an, daß ich weit glücklicher ſeyn ſollte, als ich bin, ob es gleich nur ein Beweis iſt, daß ich nicht glücklich bin. Man kömmt, und will mich in dieſer Traurigkeit ſtören. Aber nein! ich will nicht darinne geſtört ſeyn. Ich fühle, daß, wenn ich ſie verliere, auch die Vorſtellungen von meinen Verdienſten und andrer Leute ihren geringen Vorzügen etwas von ihrer Kraft verlieren. Daher laſſe ich mir meine Traurigkeit nicht nehmen, und fange an, ſie zu lieben. Viele, welche ſo heftig auf das Miſsvergnügen in der Welt zürnen, würden erſt über Unglück klagen, wenn man die mißvergnügten Stunden aus ihrem Leben herausnehmen könnte. Sie würden ſehen, daß man ihnen das Bittere entriſſen. Der Hunger iſt an und für ſich etwas beſchwerliches: aber er iſt doch zu gleicher Zeit dasjenige, was uns

die Speiſen ſchmackhaft macht. Und man würde es dem wenig Dank wiſſen, der uns auſſer den Stand ſetzte, den Hunger jemals zu fühlen und wen auch mit dem Miſsvergnügen keine Luſt zugleich verbunden wäre: ſo kann es doch vielleicht als eine ſcharfe Würze entweder dem vorhergegangenen oder dem folgenden Vergnügen eine ſtärkere Annehmlichkeit ertheilen, und durch das dunkle Gefühl, daſs es unſre Freuden verſüſse; beſchutzt werden. Man gebe nur Acht, ob die Freude, welche auf eine Unluſt folgt, nicht empfindlicher iſt, als die Freude auf eine Reihe von Freuden. Als Menſchen, wie wir itzt ſind, und da es zur Natur der Freuden dieſes Lebens gehört, daſs wir ihrer zeitig ſatt werden, würden wir, deucht mich, in der Welt bald einſchlafen, wenn wir gar kein Miſsvergnügen hätten. Wir würden das Vergnügen auf keine Weiſe ſo lebhaft fühlen, weil wir es nie entbehrten. Wir würden uns der vergangnen Luſt nie mit ſo vieler Annehmlichkeit erinnern, weil die Spuren des vorigen Vergnügens gleich durch die Ankunft eines neuen ausgelöſchet würden. Wie viele Unluſt entſteht nicht, daſs ich nur ein Beyſpiel anführe, aus der Gemüthsbewegung, welche wir die Furcht nennen! Aber wie matt würde der allgemeine Trieb der Hoffnung in uns ſeyn, wenn er von gar keiner

Furcht

Furcht begleitet würde! Der wirkliche Genuß des Vergnügens würde uns nicht ſo erfreuen, wenn die Furcht, oder die vorhergegangne Vorſtellung, wir würden daſſelbe verlieren, unſer Verlangen darnach nicht in eine ſtarke Bewegung geſetzt hätte.

Will man das Mißvergnügen als eine Vermiſchung von Luſt und Unluſt anſehen, wo bald das eine das andre überwiegt, bald beydes einander gleich iſt: ſo darf man ſich nicht wundern, warum wir zuweilen eine mißvergnügte Gemüthsbeſchaffenheit nicht gegen eine vergnügte vertauſchen mögen. Eine gemiſchte Empfindung hat, gegen eine einfache gehalten, etwas neues und etwas ſehr rührendes, weil eine Regung die andre durch ihren Widerſtand erhöht; und darum gefallt ſie uns. Finden wir nicht zuweilen mehr Geſchmack an einer Miſchung des Süſſen und Sauren, als an dem Suſſen allein? Eben ſo ſtelle ich mir auch vor, daß eine gemiſchte freudige und traurige Regung dem Herzen oft willkommner ſeyn kann, als eine freudige allein.

Ja ich ſehe nicht, warum ein Miſsvergnügen, als ein Miſsvergnügen, nicht einige Zeit ſollte angenehm ſeyn können. Ich will nicht ſagen, auf das erſtemal, ſondern wenn wir es verſchie-

ſchiedenemale empfunden haben. Das Bittre verurſacht uns im Anfange einen widrigen Geſchmack, und wenn wir es oft zu uns nehmen, ſo finden wir endlich etwas angenehmes darinne. Warum kann das bey dem Geſchmacke der Seele nicht eben ſo wohl möglich ſeyn, was bey dem körperlichen Geſchmacke wahr iſt? Wer dieſes läugnen will, der mag uns erklären, warum gewiſſe Leute ſo gern ſich ereifern, ſo gern zanken, und zwar mit einer heftigen Erſchütterung ihres Blutes und ihrer Lebensgeiſter. Im Anfange können ſie ſchwerlich zum Vergnügen gezankt haben, weil der Zorn etwas ſehr gewaltſames bey ſich führet. Aber nach und nach ſind ſie dieſer Gewalt gewohnet worden, und nun vergnügt ſie das ſtürmiſche und tobende Weſen, weil es ſich für ihre angenommene Beſchaffenheit ſchickt, welche bey ihnen die Stelle der Natur vertritt.

Vielen wird vielleicht das Mißvergnügen, wegen einer natürlichen Trägheit, zum Vergnügen. Ihr träges und ſchweres Blut kann die heftige Bewegung der Freude nicht wohl vertragen; daher iſt ihnen ein gemiſchter Gemüthszuſtand von Luſt und Unluſt weit lieber. Sie können ganze Tage verdrüßlich, traurig

und

und ſtumm ſeyn, ganze Stunden weinen und klagen. Sie hängen dem nach, was ſie in ihrer Unluſt unterhält, und fliehen alles, was zur Freude geſchickt iſt. Würden ſie dieſes wohl thun, wenn ſie ſich nicht bey ihrer Traurigkeit wohl befanden? Ihr Misvergnügen iſt das, was der Schlummer iſt. Sie mögen nicht wachen, und ſind doch zum Schlafen nicht mude genug. Sie ſind mit dem Schlummer, mit der Halfte von Ruhe und Unruhe, zufrieden. Klagen, Thränen, betrübte Mienen und andere äuſſerliche Zeichen der Traurigkeit bedeuten bey ihnen das gar nicht, was ſie bey andern zu erkennen geben. Sie klagen und weinen aus Wolluſt. Sie haben die Ruhe, den heitern Geiſt eines Frölichen nicht. Sie ſind gegen dieſen gehalten unruhig und traurig; und doch ſind ſie in ihrer Art ſo vergnugt, als jener. Sie haben den Zuſtand, den ihre Gemüthsart und Leibesbeſchaffenheit ins beſondere begehrt; und alſo können ſie bey ihrer Unruhe immer ruhig ſeyn, und ſich eine Gefälligkeit erweiſen, indem ſie weinen. Man ſtelle ſich zween Leute vor, von denen der eine Waſſer, der andre Wein trinkt. Dieſer fühlt die geiſtigen Bewegungen ſeines erwärmenden Getränkes, und der Waſſertrinker fühlt ſie nicht. In ſo weit muß ihm etwas fehlen, was jenen zufrieden

frieden macht. Aber man ſetze dazu, daß der Waſſertrinker kein Verlangen nach dem Weine, oder gar eine Abneigung vor demſelben hat, wird er wohl nach ſeiner beſondern Beſchaffenheit ein Vergnügen entbehren? Wird er nicht in ſeiner Art ſo zufrieden bey ſeinem Waſſer ſeyn, als jener bey ſeinem Weine iſt? Auf eben dieſe Weiſe kann ein von Natur Schlafriger bey ſeinen ſchwermüthigen Stunden oft eben die Anmuth finden, die ein Munterer in freudigen Augenblicken antrift.

Vielleicht bleiben viele darum zuweilen mißvergnügt, weil es ihnen Mühe koſten würde, ſich vergnügt zu machen; und auf dieſe Art wird ihnen eine Unruhe lieb, weil ihnen die Ruhe Arbeit koſtet. Sich aus einem Gemüthszuſtande in den entgegen geſetzten, aus dem Verdruſſe ſo gleich in Freude, zu ſetzen, koſtet mehr, als ein bloſſes Wollen. Lucia iſt ſehr unzufrieden, weil ſie ihre Freundinn in einem neuen Putze geſehen hat, der ihr fehlt. Ihr Mann ſchickt gleich fort, und läßt ihr denſelben holen, ohne daß ſie es weiß. Lucia ſieht den Putz an, und bleibt verdrüßlich. Es geht ihr, wie denen, die plötzlich aus einem dunkeln Zimmer in das volle Licht kommen. Sie ſchlagen die Augen zu, ob ſie gleich

gleich das Licht gern ſehen möchten. Lucia fühlet einen Widerſtand, daß ſie auf einmal aufhören ſoll, verdrüßlich zu ſeyn, und ſie bleibt lieber ohne Mühe mürriſch, als daß ſie dem Vergnügen Raum geben, und durch neue Vorſtellungen die alten verdrängen ſollte.

Mich deucht alſo, daß es für viele ein Verluſt ſeyn würde, wenn nichts in der Welt wäre, das zum Misvergnügen diente. Da ſie nicht ſtets vergnügt ſeyn können, oder mögen: ſo ſehe ich nicht, womit ſie ſich unterhalten wollten, wenn ihre Seele nicht durch Unluſt in Bewegung geſetzt würde; denn ganz unthätig mag unſre Seele nie ſeyn. *) *Da endlich die meiſten Arten von Misvergnügen entweder zu einem Vergnügen werden, oder doch bey ihrer Bitterkeit noch mit einiger Anmuth vermiſcht ſind, oder das darauf folgende Vergnügen deſto ſchmackhafter machen, oder, in ſo weit ſie die Seele anſtrengen und erſchüttern, ſich doch für uns ſchicken, weil wir nach einer langen Unthätigkeit angeſtrengt ſeyn wollen,*

*) *S. den Abt du Bos, „von der Nothwendigkeit, „beſchäftiget zu ſeyn," in ſeinen* Reflexions ſur la Poeſie et la Peinture, *zu Anfange des erſten Theils.*

wollen, und den Eindruck des gewohnten Vergnügens nicht genug fühlen, um dadurch bewegt zu werden: ſo ſcheint es, daß wir ſelbſt in dem Mißvergnügen eine Art von Wollust finden können. Deßwegen wird es immer eine Thorheit bleiben, ſich mit Fleiß dem Miſsvergnügen zu überlaſſen; denn wie viele Dinge hören darum noch nicht auf, Thorheit zu ſeyn, weil ſie uns natürlich und angenehm ſind!

Wie weit ſich

der Nutzen der Regeln

in der

Beredtſamkeit und Poeſie

erſtrecke.

Eine Rede,

bey dem Beſchluſſe

der

öffentlichen Rhetoriſchen Vorleſungen

gehalten.

Meine Herren,

Es iſt nothwendig, ſich zu überzeugen, wie weit der Nutzen der Regeln in der Beredtſamkeit und Poeſie ſich erſtrecke; man verfällt ſonſt gar zu leicht in eine übertriebne Hochach-

Hochachtung oder Geringſchätzung der Regeln, und ſchadet ſich eben ſo leicht durch einen abergläubiſchen Gebrauch derſelben, als durch eine kühne Verachtung.

Die Natur der Regeln und die Erfahrung ſollen uns ihre Beſtimmung lehren. Ihre innerliche Beſchaffenheit wird uns zeigen, daß ſie zu wiſſen nöthig ſind, daß wir ohne die Kenntniß derſelben wenig, oder nichts ausrichten können. Aber eben ihre Beſchaffenheit und die Erfahrung werden uns auch lehren, daß man die Regeln dieſer beyden Künſte wiſſen, und doch wenig Vortheil davon haben kann. Wenn man nicht Genie, nicht Gelehrſamkeit beſitzt: ſo werden uns die Regeln in der Ausarbeitung zu nichts helfen, als daß ſie uns die kunſtmäßige Einrichtung einer Rede, oder eines Gedichts, entwerfen und beurtheilen lehren. Haben wir Genie, ſo können uns die Regeln viel nützen; aber ſie können uns doch die Anwendung nicht lehren. Dieſe kömmt auf unſre Einſicht, auf unſern Geſchmack an. Die Regeln können ſelbſt ein Genie noch immer fehl führen. Sie ſind allgemein, ſie ſind nicht ſtets nothwendig, ſie ſind unvollkommen. Wie viel iſt uns alſo bey der Arbeit ſelbſt noch übrig gelaſſen, wenn wir auch die Regeln noch ſo gut wiſſen; und wie oft werden ſie uns

zweifel-

zweifelhaft, furchtſam, ſclaviſch machen können, wenn wir nicht einen Schutzgeiſt in unſrer eignen Einſicht, oder in den Beyſpielen ſchöner Werke haben!

Gute Regeln ſind Vorſchriften der geſunden Vernunft, die ſich auf die Natur der Sache und auf die Erfahrung gründen. Regeln von der Poeſie und Beredtſamkeit ſind Geſetze, welche durch die Abſicht dieſer Künſte beſtimmt werden. Man will nützen und vergnügen; man will unterrichten und überzeugen, gefallen und rühren. Man will Menſchen unterrichten und vergnügen, welche eben die Natur haben, die uns gegeben iſt. Unſer Verſtand, unſer eignes Herz, wird uns alſo ſagen, was wir thun ſollen. Die Erfahrung wird es beſtätigen, ob wir gute Mittel ausgeſonnen haben; ſie wird bald die Wahl der Mittel, bald ihre Anwendung billigen, verbeſſern, oder auch verwerfen. Unſre Empfindung wird uns lehren, wie die Gegenſtände beſchaffen ſeyn müſſen, welche unſern Verſtand aufklären, ihm gefallen, und unſer Herz nöthigen ſollen, Antheil zu nehmen. Sie wird uns lehren, wie dieſe Gegenſtände von dieſem Verſtande bearbeitet werden müſſen, damit ſie die Einſicht und Aufmerkſamkeit befördern. Auf dieſe Weiſe kann man ſich vorſtellen, wie die

gute

guten Werke der Beredtſamkeit und Poeſie eher, als die Regeln, haben ſeyn können. Männer von tiefer Einſicht und einem groſſen Geiſte redten und ſchrieben, ohne die Regeln der Beredtſamkeit zu kennen. Sie folgten den Eingebungen ihres Verſtandes und der Empfindung. Sie redten glücklich. Ihre Exempel wurden zu Regeln. Männer von glücklichem Genie dichteten um zu vergnügen und zu nutzen. Sie folgten den Eingebungen ihres Genies, ihres Geſchmacks. Sie erreichten ihre Abſicht, und ihre Exempel wurden zu Regeln.

Man kann alſo mit dem Quintilian ſicher ſagen, daſs die Werke der proſaiſchen und poetiſchen Beredtſamkeit älter ſind, als die Regeln der Kunſte; und daſs ſie, in ihrer Form betrachtet, nur Anleitungen ſind, die man aus den Meiſterſtücken gezogen hat. Aber man kann auch von einer andern Seite behaupten, daſs die Regeln älter ſind, als die Meiſterſtücke. Sie waren in dem Geiſte groſſer Männer zugegen, ehe ſie redten und dichteten; wie würden wir ſie ſonſt in ihren Arbeiten antreffen können?

Aus dieſer Erklärung der Regeln läſst ſich ihr Werth ſchon beſtimmen. Sind ſie nicht Vorſchriften des Eigenſinns; ſind ſie Befehle der

Ver-

Vernunft und der Empfindung, was werden wir denn ohne ſie ausrichten können? Wollen wir auf gut Glück in der Beredtſamkeit und Poeſie arbeiten? Wollen wir weder an eine Anlage, noch an ihre Ausführung, weder an die Erfindung, noch an die Ausbildung unſrer Gedanken denken? Das heißt, wollen wir Abſichten ohne Mittel erreichen? Wollen wir, ohne die Geſetze der Ordnung, der Deutlichkeit, der Gründlichkeit zu beobachten, unterrichten und nützen; ohne Anmuth, ohne Schönheit gefallen; ohne Nachdruck, ohne Stärke, das Herz rühren und bewegen? Oder will man ſich darauf verlaſſen, daß unſer Verſtand uns die Regeln bey unſern Arbeiten ſchon eingeben wird? Ja, die Regeln ſind ſpäter, als die Werke ſelbſt. Sie ſind von den Alten gefunden worden; wir können ſie auch finden. Aber ſie ſind nicht auf einmal, ſie ſind nicht von einem allein, ſie ſind durch eine lange Uebung, durch viele Erfahrung entdecket, bewähret und brauchbar gemacht worden. Was hofft ein Verächter aller Regeln, der nur ſeinem Genie folgen will? Hofft er nicht, daß ihm das allein glücken ſoll, was vielen nach und nach kaum geglückt iſt? Beſitzt er den groſſen Geiſt, den jene beſaſſen, welche durch ihre Exempel der Welt die Regeln in dieſen Künſten entdeckten? Iſt er in ſo glückliche Umſtände geſetzt,

wie jene, sein Genie zu versuchen, zu üben und zu bilden? Muß er nicht erst den Ausspruch der Welt, oder vielmehr der Klugen erwarten, ob seine Wege die richtigen, ob sie die besten sind? Gesetzt, man könnte ohne Wegweiser in ein entferntes Land gelangen, wird man nicht sicherer, nicht geschwinder und gewisser die Straßen treffen, wenn man die Kenntniße, die andre sich erworben haben, zu Hülfe nimmt? Es ist Stolz und Unwissenheit, sich keine Kenntniß der Regeln erwerben. Es ist Undank, sich die Anmerkungen der geistreichen Männer nicht zu Nutze machen wollen. Es ist Verwegenheit, sich auf sich selbst verlassen, und doch nicht läugnen können, daß die Natur in vielen Jahrhunderten nur wenige, nur etliche Geister hervorgebracht, die sie mit einer ausserordentlichen und göttlichen Stärke des Verstandes, der Einsicht und des Geschmacks begabt hat. Es ist Thorheit, von andern gefundene Schätze nicht gebrauchen wollen, in der Hoffnung, daß man sie auch finden könne. Es ist Einfalt, sich kühn auf das Wasser begeben, und die Anweisung derjenigen, welche die Erfahrung die Vortheile des Schwimmens gelehret hat, deswegen nicht hören wollen, weil die erſten diese Vortheile auch ohne Anleitung, und auf ihre eigne Gefahr gefunden haben.

Die

Die Regeln der Poeſie und Beredtſamkeit lehren uns, wie wir verfahren müſſen, die Welt zu überreden, ihr zu gefallen, ſie zu rühren. Sie lehren uns, wie vortreffliche Männer in ſolchen Umſtänden ſich verhalten haben. Sie lehren uns, daß dieſe ihre Abſicht dadurch erreicht haben; in ſo weit ſind die Regeln nützlich, nothwendig. Sie ſind das Echo unſrer eignen Vernunft und die Stimmen der Natur; und ſie nicht hören, heißt taub ſeyn.

Die Regeln der Poeſie und Beredtſamkeit lehren uns die Weisheit und Ordnung der Natur, ihre Vortrefflichkeit in der Verbindung des Nützlichen mit dem Schönen, nachahmen. Sie lehren uns die Einheit in unſern Werken beobachten, damit das Auge des Verſtandes ſich nicht verirre. Sie lehren uns aus Theilen, die ſich zuſammen ſchicken, das Ganze erbauen, das die Abſicht befiehlt, und das Beyſpiel der Natur billigen. Sie lehren uns die Verſchiedenheit und Mannigfaltigkeit dieſer Theile, dem Ekel vorzuwehren. Sie lehren uns die Ausbildung und Vollkommenheit dieſer Theile, damit ſie in das Auge des Verſtandes genug eindringen. Sie lehren uns das Ebenmaaß und die Ordnung derſelben, damit ſie der Verſtand bemerken, vergleichen, und ſtufenweiſe von dem einen zum andern fortgehen könne.

Sie lehren uns, den Verstand anstrengen, ohne ihn zu ermüden; seine Wissbegierde nähren, ohne sie auf einmal zu sättigen. Sie lehren uns, durch die Einbildungskraft unsern Gedanken diejenigen Gestalten geben, in welchen sie sich dem Geiste der Leser und Zuhörer am geschwindesten und tiefsten eindrücken können. Sie lehren uns, was wir für Gegenstände wählen müssen, wenn wir gefallen und bewegen wollen, daß sie wichtig, neu, lehrreich, anziehend seyn, daß sie Wahrheit und Gründlichkeit in der Beredtsamkeit, und Wahrscheinlichkeit und Wunderbares in der Dichtkunst zur Seite haben müssen. Sie lehren uns, wie wir Schatten und Licht unter diese Gegenstände vertheilen, unsern Werken nicht zu viel Glanz geben sollen, damit sie nicht blenden; nicht zu wenig Licht, damit sie nicht unkenntlich werden. Sie lehren uns in den Schönheiten Maaß halten, damit wir nicht in Prahlereyen und Ueppigkeit verfallen. Sie lehren uns den Reichthum der Gründe, Gedanken und Ausdrücke, damit wir nicht in Dürftigkeit und Armuth verfallen. Sie lehren uns die Genauigkeit und Feinheit, damit wir das Ueberflüssige, das Grobe, vermeiden. Sie lehren uns die Farben, die sich zu unsern Gegenständen schicken; die Schreibart, die unsrer Materie, dem Charakter der Werke, ins besondere anständig ist; den Ton,

mit

mit dem wir unſre Empfindungen angeben, und in andern erwecken ſollen. Mit einem Worte, ſie lehren uns die Fehler und Schönheiten des Ganzen, der Gedanken und der Schreibart kennen. Dieſes thun die guten Regeln. Braucht man etwas weiter zum Ruhme ihres Nutzens, als daß man ihre Natur, ihre Eigenſchaften erkläret? Es ſind Anordnungen der Vernunft und Natur, und nicht eigenſinnige, oder willkührliche Geſetze der Schullehrer. Die Kunſt, mit Poeſie zu reden, iſt die Natur, in eine Methode gebracht. *)

Wie weit werden wir es mit unſerm Genie bringen, wenn wir es nicht durch die Gewalt der Regel, wie ein muthiges Pferd durch den Zügel, lenken und regieren? Die Regel dient uns bey unſern Arbeiten zum Leitfaden, ſie dient uns zur Prüfung, indem wir die Werke verfertigen; ſie iſt die Richterinn, nach deren Ausſpruche wir von den vollendeten Arbeiten hier wegnehmen, dort ſie ergänzen, verbeſſern, umarbeiten müſſen. Die Regel, vom Geſchmacke angewandt, iſt die Critik. Man habe das fruchtbarſte Genie, deſto nöthiger wird ihm die Critik

*) Thoſe Rules of old diſcover'd, not devis'
Are Nature ſtill, but Nature methodiz'd.
Critic. v. 88.

ſeyn; je leichter eine groſſe Fruchtbarkeit in einen üppigen Ueberfluß ausarten kann. Ein Weinſtock, der ſtark treibt, muß am meiſten gebeſtet und beſchnitten werden, damit er die göttliche Kraft des Weins nicht in müſſigen Ranken, in unnutzem Laube verſchwende. Hat es den Oviden, den Senecas, den Lukanen am Genie, oder an der Regel; an der Fruchtbarkeit, oder an der weiſen Mäſſigung; am Witze, oder an der Kraft, ihn zu regieren, gefehlet? Wer weiß nicht, daß der Ueberfluß ihr Fehler iſt; und daß Werke der Beredtſamkeit durch zu viel Witz verderben, wie die Körper durch zu viel Blut?) Man habe Fähigkeiten, und kenne die Regeln nicht; oder ſetze ſich kühn über ſie hinweg: wohin wird man als ein Redner, als ein Poet gerathen? In das Reich der Riemer, der Lobenſteine, und der Sänger der h. Magdalene.*

Die Regeln nützen nicht allein denen, die arbeiten wollen; ſie ſind auch denen unentbehrlich, welche die Werke der andern leſen, und beurtheilen wollen. Wir werden ohne den Beyſtand der Regeln und der Critik tauſend Fehler nicht ſehen,

*) For works may have more witt than does 'em good,
As bodies periſh thro' excels of blood.
Critic. v. 303.

ſehen, oder Fehler ſelbſt für Schönheiten halten. Wir werden uns viele Schönheiten ungenoſſen entwiſchen laſſen, oder nicht alles, was an einer Sache ſchön iſt, genug ſehen, genug empfinden. Wir werden vieles als ſchön empfinden, und es nicht genug ſchätzen, weil wir die Urſache der Schönheit, die angebrachte Regel, die Feinheit, mit der ſie angewandt iſt, die Wege der Kunſt, nicht genug einſehen. Es iſt wahr, es giebt Schönheiten in den Werken des Geſchmacks, die ſich von allen empfinden laſſen. Man lieſt ſie, man hört ſie; ſie nehmen ein, ſie entzücken uns, ohne daß wir die Urſachen wiſſen. Aber es giebt ſanftere Annehmlichkeiten, welche Aufmerkſamkeit und Kenntniß der Regeln vorausſetzen. Und wie es überhaupt leichter iſt, die Fehler einer ſchlechten Schrift zu bemerken, als die Schönheiten einer guten: ſo muß derjenige, welcher keine Regeln, oder ſie unrichtig verſteht, den größten Vortheil des Leſens entbehren; den Vortheil, das Schöne gefühlt und geſehen, geprüft und im Leſen in ſeinen eignen Geiſt eingedrückt zu haben. Er wird alſo ſeinen Geſchmack durch das Leſen, oder durch die Vorſtellung ſchöner Stücke wenig verbeſſern. Er wird tollkühn urtheilen, und oft dem Mittelmäßigen den Beyfall, dem Vortreflichen den Tadel zuerkennen. Er wird zwiſchen den Mosheimen

und Cobern keinen Unterſchied merken, den Oedipus eines Seneca mit eben der Entzückung als den Oedipus des Sophokles leſen. Er wird bey einem Xenophon, Cicero, Livius gähnen, den la Motte einem la Fontaine vorziehen, den Miſanthrop des Moliere für traurig, und die Athalia eines Racine für mittelmäßig erklären, die Clariſſa aus der Hand legen, bloß, weil ſie der Mariane nicht gleiche.

Dieſes ſind die Vortheile der Regeln, die derjenige entdecken muß, der ſie nicht kennet, oder ſie verachtet. Allein ſo wahr und groß dieſe Vortheile ſind: ſo ſind ſie es doch nur unter einer gewiſſen Bedingung. Die Regeln können uns weder das Vermögen, noch die Klugheit ertheilen, ſie zu gebrauchen. Beydes ſetzen ſie voraus. Traurige Einſchränkung, welche die am meiſten angeht, die ſelbſt in der Beredtſamkeit und Poeſie arbeiten wollen; und welche von ihnen am meiſten beſtärket wird!

Die Regeln geben uns das Vermögen der Beredtſamkeit und Poeſie nicht; ſie ſagen nur, wie wirs anwenden ſollen. Wie viel Demoſthenes und Cicerone, wie viel Xenophonte und Livios, wie viel Homere und Virgile müßten wir haben, wenn die Regeln Redner und Poeten zeugten!

ten! Iſt es denn etwan ſo ſchwer, ſich die guten Regeln bekannt zu machen? Ich glaube, wer in der Beredtſamkeit die Vorſchriften des Ariſtoteles, des Cicero, des Quintilian, des Longin geleſen, der kennet das Vortreffliche in dieſer Art. Gehört dazu mehr, als etwas Fleiß und Aufmerkſamkeit? Ich glaube, wer die Poetik des Ariſtoteles, des Horaz Schreiben an die Piſonen, und etliche andre ſeiner Briefe ſorgfältig geleſen hat, der weiß die vorzüglichſten Regeln der Poeſie. Gehört dazu ſo viel Zeit, ſo viel Fleiß? Und geſetzt, dieſe Anweiſungen wären für unſre Zeiten nicht allemal helle genug; haben wir nicht Scaligere, Racine, Daciere, Corneille, die ſie aufklären? Können wir dieſe nicht nützen? Geſetzt, die Regeln der Alten wären nicht vollſtändig; geſetzt, Horazens Poetik wäre nicht das Zeichnungsbuch der Poeten allein: wie bald kann man nicht einen Vida, einen Boileau, einen Pope, einen Saint-Mard von eben dieſer Kunſt leſen! Wer fragt dieſe alten und neuen Orakel nicht um Rath? Und wo ſind denn die vielen groſſen Redner und Poeten? Wie viele kennen die beſten Regeln auswendig! Und wo ſind denn die ſchönen und vortrefflichen Schriften der Beredtſamkeit und Poeſie? Wurden in Rom die Regeln der Beredtſamkeit allein vom Craſſus, Cicero, Hortenſius

und Cäſar verſtanden? Wenn die Regeln beredt machen, ſagt Tullius, (und wer kannte den Werth derſelben beſſer, als er?) wenn die Regeln beredt machen, wer würde nicht beredt ſeyn? *)

Man kann die Regeln wiſſen; man kann ſie durch Fleiß zur Ausübung bringen; und man kann ohne Genie doch nicht weiter als zum Mittelmäßigen durch ſie gelangen.

So irrig und ſchädlich der Gedanke iſt: wenn ich weiß, wie eine Sache gemacht werden muß, ſo kann ich ſie ſelbſt machen: ſo muß er doch zu allen Zeiten ſeine Freunde und Verehrer gefunden haben. Woher ſind die elenden und mittelmäßigen Werke ſo vieler Scribenten entſtanden, wenn ſie nicht durch dieſes Vorurtheil gebohren worden? Wiſſen, wie ich den Bogen halten, wie ich mit dem Auge das Ziel ſuchen und faſſen muß, wenn ichs treffen will; dieſes iſt eine nothwendige Regel. Ich weiß ſie, ich übe ſie aus. Allein ich habe keine Kraft, keine Feſtigkeit in den Nerven, mein Auge trägt nicht weit genug, ich rücke und verfehle das Ziel

*) Quae (ars) ſi eloquentes facere poſſit, quis eſſet non eloquens?

de *Orat.* II. 57.

Ziel bey aller meiner Regel. Dieſes iſt das Schickſal derer, die ohne Genie, bloß unter der Anführung der Regeln, ſich in das Feld des Witzes und des Geſchmacks gewagt haben.

Schmeichle dich in dem Eingange der Rede bey deinen Zuhörern ein; bereite ſie zur Aufmerkſamkeit; gieb ihnen das Licht, das zur Einſicht in das folgende nöthig iſt. Vortreffliche Regeln! Wodurch erhalte ich dieſes? Die Mittel liegen in der Materie, die du wähleſt, in dir und deinen Zuhörern. Wähle etwas wichtiges, nützliches, neues. Zeige deine Wahl im Eingange von dieſer Seite; und du wirſt den Zuhörer aufmerkſam machen. Weiſe Vorſchriften! Zeige den Zuhörern deine Rechtſchaffenheit, deinen Eifer für die Wahrheit, deine Beſcheidenheit und deine Einſicht; und ſie werden dir gewogen werden. Zeige ihnen das, worauf es am meiſten bey der Sache ankömmt, und du wirſt ſie vorbereiten, daß ſie dieſelbe deſto gewiſſer einſehen.

Ich übe dieſe Regeln bey einer Rede aus. Mein Eingang ſchickt ſich zur Sache. Sein Inhalt hängt genau mit der Materie der Rede zuſammen. Dank ſey es der Regel! Aber der Inhalt meines Eingangs iſt mager, iſt ausgedehnt;

dehnt; ich kennte ihn nicht schön denken; ich sah nicht, was das Vorzüglichste, das Beste an ihm war; die Armuth, die Mattigkeit meines Geistes ward ihm eingedrückt. Ich erwecke die Aufmerksamkeit meiner Zuhörer durch die Wichtigkeit meiner Materie, und werde ein regelmäßiger Praler. Mir kömmt die Sache wichtig, oder neu vor, und sie ist es doch andern nicht. Ich verblendeter und sclavischer Anbeter der Regel! Ich suche die Gewogenheit meiner Zuhörer, und ich werde ein kriechender Schmeichler; ich zeige ihnen mein unedles Herz zu eben der Zeit, da ich ihnen einen guten Begriff von meinem Herzen machen will; meine geringe Einsicht zu eben der Zeit, da mir die Regel befahl, ein Vertrauen bey andern gegen mich zu erwecken.

Die Beweise und ihre Ausführung sind die Seele der Rede. Die Regel lehrt mich überhaupt, wo ich sie finden, daß ich die besten wählen, daß ich sie auseinander setzen, sie deutlich und helle, sie lebhaft und nachdrücklich machen soll.

Ich suche die Quellen der Gründe auf; ich glaube die besten gefunden zu haben; ich will sie durch neue Gründe, durch Ursachen, mit denen sie zusammenhängen, verstärken; ich will das zeigen,

zeigen, was in dieſen Sätzen verſchloſſen iſt; ich öffne ſie, und ſtelle ihre Theile aus einander; mein Beweis wird ein regelmäſſiger Beweis, meine Rede wird ein zuſammengefügtes Ganzes; alle Glieder ſind verbunden, und ſtehen an ihrer Stelle. Nur eins fehlt dieſem Körper; er hat keine Seele; er iſt ſtarr; er iſt nach allgemeinen Regeln ohne Fehler, bis auf den Fehler, daſs er nicht einnimmt, nicht entzückt. Die Rede beweiſt, und man fühlt doch keine Kraft davon in ſeinem Verſtande; man ſieht nur die Figur des Beweiſes. Die Hauptſätze ſind aufgeklärt worden, und das Licht in der Sache iſt dadurch nicht gewachſen. Die Rede iſt deutlich; aber ſie iſt auch matt. Die Sachen ſind zu wahr, als daſs ſie mühſam hätten ſollen erwieſen werden. Meine Rede iſt vielleicht gründlich; aber ſie hat nicht das Licht der allgemeinen Deutlichkeit, nicht das Verdienſt der Anmuth. Sie ermüdet, indem ſie lehret; und weil ſie nicht gefällt, lehrt ſie auch nicht genug. Die Sachen ſind ſchön, die Einrichtung hat Ordnung; aber Cicero oder Sauvin hätte ſie ausführen ſollen.

Was hilft mir die Regel, die mich lehrt, wie ich edel, groſs, erhaben, pathetiſch denken ſoll, die mir die Eigenſchaften dieſer Schreibart erklärt; wenn ich die natürliche Stärke des Ver-

ſtandes und Herzens nicht habe? Ich will noch mehr ſagen, was nützen die beſten Beyſpiele in dieſen Gattungen der Beredtſamkeit, wenn ſie derjenige nachahmet, der keine Lebhaftigkeit des Geiſtes beſitzt, der nichts vor der edlen Kühnheit, nichts von dem Feuer empfindet, womit man denken muß, wenn man nicht gemein denken will; der das edle, das erhabne Herz, den Gott der Beredtſamkeit, nicht in ſich fühlt? Er zwinge ſich nur, das Hohe nachzuahmen; er wird es verfehlen, er wird in das Schwülſtige und Abentheurliche gerathen. Er wird groſſe, prächtige Worte wählen, und der Gedanke wird klein und unedel ſeyn. Er wird lebhaft ſeyn wollen, er wird Figuren und Metaphern häufen; und dieſe werden gezwungen, geſucht, verlegen, oder immer einförmig ſeyn. Er wird pathetiſch ſeyn, er wird die Herzen beſtürmen wollen; und ohne Empfindung wird er die froſtigen Ausrufungen mit ohnmächtigen Fragen abwechſeln, und ſeine Zuhörer ein blindes Feldgeſchrey hören laſſen.

Gilt dieſes von der Beredtſamkeit: ſo gilt es noch weit mehr von der Dichtkunſt. Man kann ihre Hauptregeln wiſſen und ausüben, und dennoch das elendeſte Werk hervorbringen. Wie glücklich wären wir, wenn wir hiervon weniger Zeugen aufzuſtellen hätten; wenn es nicht ſo

wahr

wahr wäre, daß die erſte Regel in der Poeſie dieſe ſey: Man muß Genie haben! Der Abt von Aubignac hatte die beſten Regeln des Theaters aus den Alten geſammelt, und ſich den Beyfall der Kenner dadurch erworben. Er ſchrieb eine Tragödie, ſchrieb ſie nach den Regeln, und es ward ein elendes Werk. Ja, ihr Regeln, vom Genie verlaſſen, euch hat das Theater die geſetzmäßigen Trauerſpiele und Luſtſpiele zu danken, in welchen die Handlung einfach, in welchen die Einheit der Zeit und des Orts ſorgfältig beobachtet, in welchen die Fabel in fünf Aufzüge meiſterlich eingetheilet, in welchen jede Scene mit der andern verbunden, in welchen die Wahrſcheinlichkeit durchgängig behauptet, in welchen der Charakter der Perſonen ſich immer gleich, und doch alles leer, und ohne Leben iſt. Ihr wollt uns durch eure Tragödien rühren, ihr Kenner der Regeln! Und wir fühlen gleichwohl, daß euch der ſchöpferiſche Geiſt gemangelt, eine groſſe, ſonderbare, anziehende Handlung, heroiſche Charaktere, ſtarke Leidenſchaften, Reden, die der Würde der Perſonen, der Sache, der Poeſie gemäß waren, zu bilden. Ihr mordet und tödtet auf dem Theater; und wir nehmen keinen Antheil daran. Ihr macht Verwickelungen; und wir werden doch nicht begierig den Anfang zu wiſſen. Was ſollen eure

Auf-

Auflöſungen? Sie überraſchen, ſie beſtürzen uns nicht. Sollten wir eure Helden und Heldinnen bewundern? Sie denken, wie ihr; ſie reden, wie ſie denken, ohne Hoheit, ohne Gefühl; ſie ſchreyen, ſie declamiren. Sie wollen die Natur der Menſchen, aber nicht die alltägliche, wir wollen die verſchönerte Natur ſehen und hören. Wir wollen bewegt, und der gewöhnlichen Ruhe entriſſen ſeyn; wir wollen hoffen und fürchten, wir wollen Mitleiden und Schrecken fühlen, wir wollen Thränen vergieſſen; und ihr laßt uns in euren Tragödien lachen, oder einſchlafen? Ihr zeigt uns Perſonen, die wir nicht lieben und bedauren können; und wir ſollen an ihren Schickſalen Antheil nehmen? Ihr zeigt uns böſe Charaktere, und macht ſie ſo abſcheulich, daß wir ſie nicht ſehen mögen? Ihr kennt das menſchliche Herz nicht. Alle eure Regeln ſind die Schönheiten des Theaters nicht. Habt Genie und Geſchmack, habt einen groſſen Geiſt, einnehmende Handlungen und Charaktere zu ſchaffen, und auszuführen; alsdann ſchreibt nach Regeln; alsdann vermehrt die Anzahl der glücklichen theatraliſchen Dichter.

Unglücklicher Gedanke, wer nach Regeln ſchreibt, der iſt ein Poet! Helfen ſie doch den Autoren dieſes Vorurtheil benehmen, meine Herren.

Sie

Sie werden ſich ſehr um den guten Geſchmack und um die Ehre Ihres Vaterlands verdient machen. Es werden ſich alsdann weniger Poeten auf die Bahn des Heldengedichtes, welche durch groſſe Genies bey uns geöffnet worden, unrühmlich wagen. Unfruchtbares Griechenland und Latien! Ihr hattet nur einen Homer, nur einen Virgil. Aber Deutſchland, unſer Vaterland, zählt in einem Jahrhunderte ſo viele Homere, ſo viele Virgile. Italien kennt nur einen Taſſo, und lobt ihn nicht ſtets. England triumphiret nur mit einem Milton; und bewundert ihn nicht immer; hat nach dem Milton nur einen vortreflichen Glover! Aber wir - - o wie glücklich ſind wir!

Hat la Motte etwan die Regeln der Fabel nicht verſtanden? Aber warum ſind ſeine Fabeln ſo wenig anziehend? Warum iſt er kein la Fontaine? Weil uns die Regel das Dialogiſche, das Anmuthige, das Naive, das Feine nicht geben kann. Warum behält Frankreich den einen auswendig, und den andern nicht? Weil la Fontaine Natur, und la Motte nur Kunſt iſt; weil man die Kunſt ausüben kann, ohne zu gefallen.

Auch wenn wir Genie haben, iſt der Nutzen der Regeln noch ſehr eingeſchränkt. Sie

ſind

sind allgemein und unvollkommen. Sie lehren uns zwar, was wir überhaupt thun sollen; aber nicht, wie viel, und wie wenig in jedem Falle. Der Gebrauch wird durch unsre Einsicht, durch unsern Geschmack, bestimmt.

Nehmen Sie nur etliche der allgemeinen Regeln. Nicht jede Rede braucht einen Eingang. Wer sagt mir, ob diese, oder jene einen verlangt? Mein Genie zeigt mir mehr als Einen. Wer sagt mir, welches der beste ist? Was heißen die Regeln: man richte sich nach den Umständen der Zeit, des Orts, der Personen; man rede seiner Materie gemäß? Ich thue es, ich setze mich in alle die Umstände. Die Sachen und Gedanken entstehen durch aufmerksame Betrachtung meines Gegenstandes; aber wer entdeckt mir, ob meine Gedanken gut sind? Wie soll ich die rechte Wahl treffen? Die Sprache entsteht mit meinen Gedanken; ich will natürlich und leicht, ich will lebhaft, ich will nachdrücklich sprechen. Wer sagt mir, ob ichs an dieser Stelle gethan habe? Ich erkläre; sollte meine Erklärung auch etwan zu tiefsinnig, zu mühsam seyn? Sollte ich jenes nicht auch erklären müssen? Ich beweise; meine Gründe sind gut. Ich will sie ausbilden. Mein Verstand giebt mir gewisse Sätze, meine Belesenheit giebt mir

mir Beyſpiele, mein Witz Vergleichungen an die Hand. Wie werde ich alles dieſes ungezwungen zuſammen fügen? Vielleicht ſollte ich dieſen Beweisgrund nur zeigen. Er hat wohl Kraft genug, ohne Erweiterung; vielleicht ſchwächt ihn die Erweiterung. Wer ſagt mir dieſes? Iſt mein Beweis an dieſem Orte nicht nur ſtrenge, ſondern auch helle genug; oder gleicht er den alten Waffen, die zwar feſt, aber auch voll Roſt ſind? Dieſer Beweis iſt an und fur ſich gut; aber iſt er hier in dieſer Form nöthig? Ich will die Affecten bewegen. Sind meine Leſer, meine Zuhörer auch genug vorbereitet? Muß ichs nur gegen das Ende der Rede thun? War in der Mitte nicht auch eine bequeme Gelegenheit? Verträgt mein Inhalt die Leidenſchaften?

Man nehme die Regel: Was zu viel iſt, iſt eben ſowohl ein Fehler, als was zu wenig iſt. Ich habe ein fruchtbares Genie. Und wie? Habe ich auch in meinem Feuerge zu viel geſagt? Habe ich die Beſchaffenheiten übertrieben; oder habe ich meinem Charakter und dem Charakter der Perſonen gemäß geredet? Habe ich die Aufmerkſamkeit erſiegt, oder erbettelt? Habe ich zu ſtolz von mir geſprochen, oder zu demüthig? Ich erzähle, ich erkläre. Wie,

bin ich hier auch zu weitläuftig, dort zu kurz? Ich will meinen Gegenſtand ſichtbar machen. War dieß die beſte Art? Habe ich die vorzüglichſten Theile gewählt, oder habe ich durch zu viele Theile das Ganze dem Auge verdunkelt? Iſt zu viel Schimmer, etwan gar zu viel Licht in jener Gedanke? Soll ich mich bey dieſer Stelle länger aufhalten, oder ſoll ich forteilen? Und wie ſoll ich geſchickt zu dem Folgenden übergehen? Iſt hier etwan zu viel Schmuck, und dort zu wenig? Uebertreibe ich auch das Pathetiſche? Iſt dieß die rechte Schreibart, die ſich für meine Materie ſchickt? An jenem Orte durfte ich nur deutlich ſeyn; aber werde ich hier nicht zu lebhaft? Verſchwende ich die Figuren? Verlangt die Sache nicht einen gelinden Ton? Wähle ich die Sprache zu wenig, oder zu ſehr? Bin ich richtig und genau in meinem Ausdrucke, ohne karg und dürftig zu ſeyn? Bin ich lebhaft und prächtig, ohne üppig und praleriſch zu ſeyn? Gewinnt das, was ich zum Vergnügen anbringe, die Geſtalt des Nutzens in meiner Rede, und befördert es den Nutzen; oder iſt es nur ein Ueberfluß meines Witzes, der von meiner Eitelkeit, und nicht von der Sache erzeugt wird? Bin ich mannigfaltig genug in der Einrichtung und Ausführung? In der Stellung meiner Beweiſe und

Gedan-

Gedanken? Iſt mein Ausdruck zu einfärbig, oder iſt er zu bunt? Soll ich dieſen Gedanken ſchonen, ihn nur halb, oder ganz fallen laſſen? Iſt er nicht in dieſer Geſtalt zu nachläßig, und in jener zu geputzt? Iſt dieſer Period, dieſer Wohlklang, nicht zu künſtlich? Iſt in meiner ganzen Rede, oder in meinem Gedichte die Genauigkeit mit der Ungezwungenheit verbunden? Scheint es, als ob ich nichts anders, und doch auch nichts beſſers, als ob ichs auf keine andre Art, in keinem andern Zuſammenhange, mit keiner andern Sprache, hätte ſagen ſollen; oder merkt man die Kunſt auf Koſten des Natürlichen, an dieſem oder jenem Orte? Wer löst mir alle dieſe Fragen auf? Vermögen das die Regeln? Muß nicht meine Materie die Regeln erſt rechtfertigen? Wer ſagt mir dieſes? Wer bewahrt mich vor den Abweichungen auf dieſe oder jene Seite? Wer warnet mich, daß mich die Regeln nicht zu Fehltritten verleiten? Der Geſchmack, eine richtige, geſchwinde Empfindung vom Verſtande gebildet. Dieſer Geſchmack begleitet den Redner durch die verſchiednen Scenen der Beredtſamkeit. Er warnet ihn, nicht zu viel zu wagen. Er ermuntert ihn, ſich zu rechter Zeit zu erheben. Er lehrt ihn die groſſe Kunſt der Schreibart, die Kunſt zu rechter Zeit aufzuhören. Haben wir dieſe Empfindung nicht; haben wir ſie

nicht

nicht durch Uebung gestärkt; nicht durch das Lesen und die Betrachtung vortrefflicher Schauspiele geschärft: so können wir bey unserm Genie in die größten Fehler verfallen. Man muß als Redner und Poet Verstand und Einbildungskraft haben; eins braucht des andern Hulfe, wie Mann und Weib, sagt Pope. Aber wie oft sind Verstand und Einbildungskraft, gleich ihnen, mit einander im Streit! *) *Wer vereiniget sie? Der Geschmack, die Einsicht des Scribenten, und nicht die Regeln; und noch weit mehr die Beyspiele, als die Regeln.*

Darf ich alles dieses mit dem Ausspruche eines der größten Kenner und Lehrer der Beredtsamkeit beweisen? Nicht alles, sagt Quintilian, **) *was die Kunst ausrichtet, kann gelehret*

*) — wit and judgment often are at strife,
Tho' meant each others aid, like man and wife, *Crit.* v. 82.

**) *Instit. Orat.* L. VII. c. 1. Tradi enim omnia, quae ars efficit, non possunt. — Quaedam vero non docentium sunt, sed discentium. Non enim medicus, quid in quoque valetudinis genere faciendum sit, quid, quibus locis providendum, docebit. Vim sentiendi pulsus velocitas, celeritas motus, spiritus meatuum, coloris mutationes, quae sua cuiusque sunt, ingenium dabit. Quare plurima petamus a nobis et a nostris diligentiae, cogitationis, homines ante invenisse artem quam docuisse.

lehret werden. Der Arzt wird ſeine Schüler zwar unterrichten, was man bey einer jeden Gattung der Krankheit zu thun hat; worauf man ſehen muß, an was für Kennzeichen man ſie bemerken kann. Aber die Geſchicklichkeit, die Schläge des Pulſes, die Grade der Hitze, den Gang des Athems, die Aenderung der Farben und der Mine, die bey jedem verſchieden ſind, zu bemerken, dieſes wird das Genie lehren. Daher laßt uns den meiſten Rath bey uns ſelbſt ſuchen, und erwägen, daß die Menſchen die Kunſt eher erfunden und ausübt, als gelehret haben.

Die beſten Regeln in der Poeſie ſind allgemeine Lehren. Sie reichen nicht bis an die beſondern und einzelnen Fälle, die dem Genie in der Arbeit aufſtoßen. Ich weiß, um nur eine Erläuterung zu geben, was in dieſer Gattung der Gedichte überhaupt gut iſt; aber ein Umſtand bey meiner Materie macht mich ungewiß, wie ich itzt ins beſondere verfahren, wie ich ihn mit der Regel vereinigen ſoll. Wer ſoll den Ausſpruch thun? Ich. Wer giebt mir die Klugheit, das Allgemeine der Regel zu beſtimmen? Ich muß ſie durch eine ſorgfältige Betrachtung von meinem eignen Gegenſtande erlernen. Ich muß das, was bey dieſer Gelegenheit ſchön, oder fehlerhaft iſt, empfinden. Daraus muß ich den

Sinn

Sinn der Regel einschränken und die Schritte abmessen, die ich hier thun soll. Die Regeln der Poesie gleichen einer allgemeinen Karte eines Landes. Diese zeigt mir seine Grenzen, die vornehmsten Plätze, Flusse und Strassen. Ich reise nach ihrer Anweisung von dem einen Orte zum andern. Ich kenne die Hauptstrasse; aber ich treffe Nebenwege auf meiner Reise an. Ich frage die Karte; sie sagt mir nichts. Hier ein Wald, dort eine sandigte Einöde! Wie werde ich den Weg finden? Hier ein Morast! Ich muß ausweichen. Ich kann mich verirren. Hier ist ein Bach angelaufen; er ist gefährlich, ich muß den Weg ändern. Wer giebt mir in diesen Fällen das Licht, die Entschliessung, den Muth, den ich nöthig habe? Die Karte?

Jedes Werk in der Poesie verlangt seine eignen Regeln. Ich habe eine Comödie verfertiget; sie gefiel. Ihre Einrichtung, ihre Verwickelung, ihre Auflösung waren schön, und ihre Characters trefflich. Ich entwerfe eine andre. Meine Handlung verträgt die vorige Einrichtung nicht. Ich muß einen andern Weg gehen. Werde ich ihn glücklich treffen; und wie? Jenesmal zeichnete ich das Gemälde des Geizigen. Ich setzte ihn in die vortheilhaftesten Umstände. Itzt will ich den Schwätzer schildern. Mein

Gegen-

Gegenſtand iſt anders; ich muß ſie wahrſcheinlich machen. Welches wird die beſte Einrichtung ſeyn? Mein Inhalt iſt anders beſchaffen; ich muß einen andern Ton wählen; und welchen? Iſt dieſes in den Arbeiten einer Art wahr; wie vielmehr wird es in den verſchiedenen Gattungen der Gedichte wahr ſeyn? Dort war ich comiſch; hier ſoll ich tragiſch reden. Dort foderte meine Erfindung Ernſt und Nachdruck; hier verlangt ſie Scherz und Munterkeit. Dort erhob ich mich zu dem majeſtätiſchen Tone einer Heldenode; itzt ſoll ich in der einfaltigen Sprache eines zärtlichen Schäfers reden. Damals lachte ich in einem ſcherzhaften Liede; itzt will ich die Unruhen der Liebe in der Elegie ſprechen laſſen.

Die Regeln laſſen uns aber nicht nur in der Ungewißheit, ſie können uns auch an dem Orte, wo wir ihnen mit Recht folgen, zu Fehlern verleiten. Die Bemühung, ſie anzubringen, kann ſehr oft eine Urſache desjenigen Fehlers werden, welchen wir das Aengſtliche in der Schreibart nennen. Wir dachten zu ſehr an die Regel, und dieſe Anſtrengung, dieſe Mühe prägt ſich unvermerkt den Arbeiten ſelbſt mit ein. Sie haben, wenn ich ſo reden darf, zwar die Schönheit der Farbe und die Stärke, die aus geſun-

dem Blute und aus guten Säften entſteht; aber die Mine iſt nicht frey, nicht gefallend genug; ſie hat etwas Schüchternes. Die Stellung einer Bildſäule kann regelmäßig und doch ohne Leben ſeyn. Noch mehr. Mitten in der Arbeit können die Regeln, die wir zu ſehr vor Augen haben, das Genie zurückhalten. Das edle Feuer des Geiſtes, das zu dieſer oder jener Stelle nöthig war, verfliegt, indem wir die Regel um Rath fragen. Wir halten den Geiſt in ſeiner Kühnheit auf, weil wir unvorſichtig den Zügel rucken. Wir ſollten itzt von unſerm Gegenſtande allein erfüllt ſeyn, ihn allein denken und empfinden; wir ſollten uns vergeſſen; und ſeht, die Furcht, einen Fehler zu begehen, die Begierde, der Regel zu folgen, ſtört uns in der glücklichſten Verwegenheit. Die ſchönen Vorſtellungen, die wieder neue gezeugt hätten, mußten einige Zeit unterbrochen werden, bis wir berathſchlaget hatten. Wir ſind nunmehr einig; aber wir ſind auch darüber matt worden. Die vorigen Gedanken haben ſich verlohren; wir ſuchen ſie vergebens wieder, und ſetzen an ihre Stelle die Frucht des Fleiſſes und der Kunſt, da jene das Werk des Genies und der Natur geweſen ſeyn würden. Um gar nicht zu fehlen, verfallen wir in den Fehler, niemals bis zur Bewunderung ſchön zu ſeyn. Und wie oft erfahren nicht diejenigen, die

arbei-

arbeiten, daß in den Werken des Geſchmacks nämlich das Natürliche der Gedanken und der Sprache, ohne ihr Suchen, komme, und daß die Regel das Wenigſte dazu beygetragen habe! Es giebt tauſend Schönheiten eines Werks, die durch keine Regeln erklaret, oder gelehret werden können, und für die wir keine Namen wiſſen. Unſer Genie zeugt dieſe Kinder der Anmuth; aber die Kunſt, gleich einer tyranniſchen Mutter, erſtickt ſie nicht ſelten in der Geburt, weil ſie ihnen keinen ehrlichen Namen nach den Regeln zu geben weiß. Eben dieſes widerfahrt uns auch bey der Beurtheilung fremder Werke der poetiſchen oder proſaiſchen Beredtſamkeit, wenn wir uns den Regeln zu ſehr ergeben. Wir verwerfen oft eine Schönheit, weil wir die gemeinen Regeln nicht beobachtet finden; und halten etwas ſchlechtes für ſchön, weil die Regel äuſſerlich beobachtet iſt. Wie oft haben nicht die Regeln unglückliche Kunſtrichter gemacht! Der Autor ſchrieb und drückte das Bild von dem idealiſchen Schönen, das ſein hoher Geiſt ihm entworfen hatte, aus. Der Kunſtrichter, der in ſeinem eingeſchränkten Verſtande das Original nicht antrift, nach welchem dieſes Gemälde entworfen iſt, ſchilt es unnatürlich, behauptet, daß es wider die Regel ſündiget, und ſieht, aus blindem Gehorſam gegen die Regel, die Erweiterung der

Grenzen in dem Gebiete des Schönen als eine Verheerung an. Er legt ſeine poetiſchen Verordnungen bey der Beurtheilung eines Meiſterſtuchs zum Grunde, und wo er dieſe nicht getreu beobachtet findet, glaubt er ſich im Gewiſſen verbunden, einen groſſen Geiſt für einen Pfuſcher zu halten, um nicht ſelbſt dieſen Namen zu verdienen.

Meine Herren, alle dieſe Betrachtungen ſollen uns den Gebrauch lehren, den wir von den Regeln machen muſſen. Man kann ohne ihre Kenntniß wenig, oder nichts ausrichten; es iſt alſo nothwendig, daß man ſich dieſelben bekannt mache. Man kann ſie wiſſen, und doch nicht im Stande ſeyn, ſie auszuüben; man muß ſie alſo anwenden, und ihre geheime Kraft zuerſt an den Verſuchen der Meiſter, an ſchönen Beyſpielen, empfinden lernen. Man muß nach ihren Vorſchriften ſeine Gedanken entwerfen, und ſich eine Fertigkeit zu erwerben ſuchen, den Willen der Regel zu thun, ohne daß man mehr weiß, daß man ihn in dieſem, oder jenem Falle thut Aber man kann die Regeln wiſſen; man kann es durch Fleiß dahin gebracht haben, daß man ſie in der Form auszuüben weiß; und man kann immer noch mittelmäßig ſchreiben, und elend urtheilen, wenn man von der Natur kein Genie erhalten hat. Dieſes muß uns

bey

bey unſern Unternehmungen behutſam machen, und uns ein Befehl werden, daß wir uns mit unſern Arbeiten nicht eher an das Licht wagen, bis wir die Kenner um ihr Urtheil gefragt und ihren Beyfall erhalten haben. Wir können uns betrügen, und die Wiſſenſchaft der Regeln für das Genie halten. Man kann Genie haben, und die Regeln doch übel anbringen. Wir müſſen alſo durch gute Beyſpiele, durch vernünftige Critiken, die Geſchicklichkeit, ſie anzuwenden, in uns verſtärken, und unſre Ausarbeitungen den Verſtändigern zeigen. Ihre Anmerkungen müſſen uns neue Regeln werden, bis durch ihre Critiken, durch das Leſen der Redner und Poeten, durch den Anwachs der Wiſſenſchaften, unſer Verſtand genug Stärke und Licht erhält.

So gewiß es iſt, daß die Regeln uns nicht das Vortreffliche in der Beredtſamkeit geben, ſo können ſie uns doch das Einträgliche gewähren; und da wir ſo viel geiſtliche Redner nöthig haben, ſo müſſen wir auch mit ſolchen zufrieden ſeyn, die keine Saurine, keine Mosheime ſind; denn die Natur bringt nur wenig groſſe Geiſter hervor. Aber wir müſſen auch alle den Fleiß anwenden, wodurch wir unſre Art zu denken deutlich, ordentlich und gründlich, das heißt, nützlich machen können. Je mittelmäßiger die

Gaben sind, die wir zu einem Redner besitzen, desto mehr müssen wir das vermeiden, was sie unerträglich machen kann, den Mangel der Verbesserung.

Mit denen, die Poeten werden wollen, muß man grausamer umgehen. *) *Die Welt kann die Poeten entbehren, und mittelmäßige braucht sie gar nicht. Junge Dichter ohne Genie muß man zurückhalten. Es ist die größte Wohlthat für sie, wenn man sie nöthiget, auf einer andern Seite ihren Fleiß rühmlich anzuwenden, mit dem sie sich hier lächerlich machen würden. Ich weiß wohl, daß die Sucht der Poesie eine Krankheit ist, die sich so leicht nicht heilen läßt; aber eine strenge Critik, mit einer Aufrichtigkeit verbunden, bleibt doch die Schuldigkeit eines Lehrers, wenn sie auch fruchtlos wäre.*

Aber die Rede ist ja nicht das einzige Werk der Beredtsamkeit. Briefe, Geschichte, moralische Betrachtungen, Romane, gehören auch in ihren

*) hoc tibi' dictum
Tolle memor: certis medium et tolerabile rebus
Recte concedi: - -
mediocribus esse 'poetis
Non homines, non Dii, non concessere columnae.

Hor. A. P. v. 367

*ihren Umfang. Hat man Genie zu dieſen Gattungen der Beredtſamkeit, oder zur Dichtkunſt; hat man die Regeln gefaßt: ſo ſey man dennoch ſparſam in eignen Ausarbeitungen, wenn man noch in den erſten Jahren ſteht. Man verderbe die Zeit nicht mit vielen Verſuchen. Man nähre ſeinen Verſtand mehr durch das Leſen, durch einen nützlichen Vorrath von Gelehrſamkeit aus der Geſchichte, aus der Natur, aus der Philoſophie. Die Uebung iſt unumgänglich; aber wehe dem Redner, wehe dem jungen Poeten, der nichts thut, als ſein Genie, ſein ungebautes Genie, ausſchreibt! Er gleicht einem eigennützigen Pachter, der, um in wenig Jahren viele Früchte einzuerndten, das Feld ausſaugt, und weil er es nicht ruhen läßt, ihm auf das Künftige die Kraft benimmt, mit zehnfachem Wucher zu tragen. Ein wenig Wiſſenſchaft, ein wenig Gelehrſamkeit, ruft uns Pope *) zu, iſt eine gefährliche Sache. Schöpft tief, oder koſtet den Pieriſchen Quell gar nicht. Ein ſolcher Trunk berauſcht das Gehirn; aber volle Züge machen wieder nüchtern.*

*) A little learning is a dang'rous thing;
Drink delp, or taſte not the Pierian ſpring;
There ſhallow draughts intoxicate the brain.
And drinking largely ſobers us again.

Critic. v. 215.

Ich habe Ihnen zeither die Regeln der Beredtsamkeit, davon sich ein gutes Theil auch auf die Poesie anwenden läßt, vorgetragen. Da die Kenntniß der Regeln nöthig ist: so habe ich nichts unnützliches gethan, wenn anderst mein Vortrag der richtige gewesen ist. Aber das Meiste bleibt Ihnen selbst überlassen. Die Ehre, wenn sie grosse Poeten, oder Redner werden, ist Ihre allein. Ich kann nichts gethan haben, als daß ich Ihnen die Bahn gewiesen, die Sie betreten sollen; daß ich Ihnen gezeigt, wie Sie lesen, was Sie lesen, wie Sie arbeiten und beurtheilen sollen. Der Fleiß der Anwendung und Uebung ist Ihre. Doch dieser Fleiß ist eine Beschäftigung, die sich nicht auf ein Collegium, nicht auf ein kurzes Jahr, einschränken läßt. Ich sehe Sie durch Ihr ganzes Leben glücklich darinnen fortfahren; und wie zufrieden würde ich meine Vordesungen schliessen, wenn ich wüßte, daß ich ihnen so sehr genützt hätte, als es meine Absicht gewesen ist! Wenigstens hoffe ich, daß ich Sie in dem Vorsatze bestärkt haben werde, Ihr Genie nie anders, als zur Ehre der Wahrheit, zu einem unschuldigen und nützlichen Vergnügen, zur Ausbreitung des guten Geschmacks und guter Sitten anzuwenden. Ich kann mir nichts schrecklichers vorstellen, als einen witzigen Scribenten, der auf seinem Todbette alles das Unheil, das

Ver-

Verderben der Gemüther überſieht, das ſeine dem Inhalte nach unerlaubten, und der Schreibart nach, vortrefflichen Schriften, itzt und in vielen Jahrhunderten noch ſtiften werden. Und wie glücklich muß der Autor ſeyn, der am Ende ſeiner Tage den ſeligen Gedanken mit in die Ewigkeit nehmen kann, daß er noch Jahrhunderte hindurch der Unterricht und das Vergnügen der Welt ſeyn wird! Diejenigen, meine Herren, welche die Gaben zum Schreiben nicht von der Natur empfangen haben, müſſen ſich beruhigen, daß ſie andre mit Geſchmack leſen, beurtheilen, und alſo nützen können. Sie müſſen ſich damit tröſten, daß man ein nützlicher und rechtſchaffner Mann ſeyn kann, wenn man gleich kein Redner oder Poet iſt; daß es eine gröſſere Ehre iſt, eine Sache, die man nicht von uns fodert, nicht zu thun, als ſie mittelmäßig zu thun; daß die Welt nur wenig groſſe Geiſter, aber deſto mehr von der mittlern Gattung nöthig hat. Sind wir zur Beredtſamkeit von Natur geſchickt: ſo wollen wir nie vergeſſen, daß ein groſſer Redner ſich auch eine groſſe Gelehrſamkeit erwerben, täglich ſeinen Verſtand mit Wahrheit nähren, die Welt und das menſchliche Herz ſorgfältig ſtudiren, daß er bald durch Leſen, bald durch Schreiben ſeinen Geiſt üben muß. Haben wir ein Naturell zur Poeſie, ſo wollen wir uns täglich ſagen, daß ein Poet ohne Wiſſenſchaft

nie groſs werden wird; daſs er eben ſo wohl, als ein Redner, die Philoſophie wohl faſſen, und ſich mit tauſend nützlichen Kenntniſſen aus der Natur bereichern muſs, wenn er ſeinem Genie abhelfen will. Die Wolluſt der Poeſie zieht uns gar zu leicht von dem Fleiſse ab, den wir andern Arbeiten ſchuldig ſind; um deſto mehr müſſen wir über unſere Neigung wachen, und bedenken, daſs wir nicht ewig Poeten ſeyn können, wenn wir auch wollten; daſs es wenig iſt, ein ſchöner Scribent zu ſeyn, daſs man auch ein Mann für Geſchäfte, für den Umgang, ein Freund, ein rechtſchaffner Mann ſeyn und durch ein edles Herz eben ſowohl ſeine Sitten, als ſeine Gedichte, lehrreich und angenehm machen muſs. Und wie viele ſind unglücklich geworden, weil ſie mit Gewalt Poeten ſeyn wollten!

Endlich nehmen ſie noch den Dank von mir an, den ich Ihnen für Ihre zeitherige Aufmerkſamkeit ſchuldig bin. Geben Sie mir ferner Gelegenheit, Ihre Gewogenheit und Ihr Vertrauen verdienen zu können, und leben Sie wohl!

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Von den
Troſtgründen
wider ein ſieches Leben.

Ich halte es nicht für unnöthig, meinen Leſern zu ſagen, ehe ich mit ihnen von den Troſtgründen wider ein ſieches Leben rede, daß ich ſelber mit dieſem Uebel ſeit verſchiedenen Jahren beſchweret bin. Es iſt wahr, daß ich deßwegen nicht gründlicher, deutlicher und ordentlicher von dieſen Gründen handeln werde, als ein anderer; aber vielleicht kann man kräftiger und nachdrücklicher von einer Sache ſprechen, wenn man ſie ſelber empfunden hat. Es giebt eine gewiſſe Beredtſamkeit des Herzens, die nicht ſo wohl durch den Verſtand erzeugt, als durch die innerliche Empfindung unterſtützet wird. Sie erwecket die Aufmerkſamkeit und das Vertrauen des Andern. Und wie viel hat derjenige nicht gewonnen, der ſeine Leſer in dieſe Gemüthsverfaſſung ſetzen kann! Sie werden die Wahrheit noch einmal ſo begierig annehmen, als ſie nicht thun würden, wenn er ſie gleich durch die be-

redteſte und tiefſinnigſte Abhandlung in Erſtaunen und Bewunderung geſetzet hätte. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat: ſo muß es denen Kranken, die man beruhigen will, lieber ſeyn, den zu hören, dem die Erfahrung und innerliche Ueberzeugung zu Hulfe kömmt, als einen, der dieſen Vortheil entbehrt. Wie glücklich will ich mich ſchätzen, wenn ich meinen ſiechen Mitgeſellen die Laſt, unter der ſie ſeufzen, durch dieſe Schrift in etwas erleichtere! Dieſe Abſicht hoffe ich um deſto eher zu erreichen; je weniger ich durch dieſe Blätter nach dem Ruhme des Witzes und der Gelehrſamkeit ſtrebe, der uns oft verführt, mehr für das, was gefällt, als für das Wahre und Nützliche bey unſerm Unterrichte zu ſorgen. Ich ſelber will mich mit befriedigen, indem ich andere zu beruhigen ſuche, und eben dieſe Bemühung ſoll mir zu einem neuen Troſtgrunde bey ſiechen Stunden dienen.

Wir ſagen meiſtentheils, daß derjenige ein ſieches Leben führe, der mit gewiſſen Plagen des Körpers beläſtiget iſt, die ihn nie ganz verlaſſen, oder doch ſelten von ihm weichen; der viele Jahre, oder die gröſſte, oder die ganze Zeit ſeines Lebens mehr krank, als geſund iſt. Da eine Krankheit an und für ſich ſchmerzhafter iſt, als die andere; da ſie hier länger anhält

hält, als dort; hier öfter kömmt, dort geſchwinder weicht; bey dieſem mehr Theile angreift, als bey dem andern; hier mehr die Kräfte des Leibes, dort zugleich die Kräfte des Gemüths ſchwächt; dem einen faſt alle Vergnügen des menſchlichen Lebens raubt; dem andern noch gute Stunden gönnt; kurz, da ſich ſowohl bey den Krankheiten, als bey den äuſſerlichen Umſtänden derſelben eine groſſe Ungleichheit findet: ſo ſcheinet es, daß man ſo viele beſondere Troſtgründe aufſuchen müßte, als ſieche Menſchen ſind. Allein wenn auch dieſe Mühe nicht unmöglich wäre: ſo iſt ſie doch nicht nöthig. Alle, die ein ſolches Leben führen, laſſen ſich bey ihrer groſſen Ungleichheit doch darinn mit einander vereinen, daß ſie ihren Zuſtand für ein Uebel halten, und ſich die Befreyung von demſelben wünſchen. In ſo weit kann man einerley Mittel für ſie alle brauchen. Alles, was daraus folget, iſt, daß es bey dem einen mehr oder weniger, geſchwinder oder langſamer wirken wird. Nachdem der Troſt mehr oder weniger Widerſtand finden wird, nachdem wird er mehr oder weniger ausrichten. Bey allen muß er doch die Kraft haben, ſie gröſtentheils zu beruhigen, die Hinderniſſe mögen ſo ſtark ſeyn, wie ſie wollen, wenn er anders ein vollſtändiges Mittel ſeyn ſoll.

Es

Es giebt einen andern Unterſcheid bey den ſiechen Tagen der Menſchen, der mehr zu ſagen, und einen gröſsern Einfluſs in die Troſtgründe hat. Das Uebel eines ſiechen Lebens hat verſchiedene Quellen. Es kann entweder eine Schuld der Natur, oder ein beſonderes Verhängniſs von GOtt ſeyn; oder es kann von unſern oder von den freyen Handlungen andrer herrühren. Oder es kann endlich in Anſehung unſerer Gewiſsheit eine unbekannte Quelle haben, das heiſst, wir können nicht wiſſen, wem wir es eigentlich zuſchreiben ſollen.

Man ſieht leicht, daſs vier Perſonen, die aus vier verſchiedenen Urſachen ſich mit einem ſiechen Körper tragen, nicht aus einem und eben demſelben Grunde ſich aufrichten können. Welcher Unterſcheid herrſcht nicht bloſs unter denenjenigen, die ſich ſelber für die Verwüſter ihrer Geſundheit halten müſſen! Bald können wir aus Schwachheit des Verſtandes, bald aus Uebereilung, bald durch vielen Fleiſs in Geſchäften, bald durch einen plötzlich erregten Affekt, bald durch flüchtige Laſter, bald durch lange Unordnung und anhaltende Thorheit uns einen ſiechen Körper zugezogen haben. Wie viele haben ſich nicht durch eine gut gemeynte Arzney, durch einen unvorſichtigen Trunk, durch einen plötzlichen

chen Zorn, durch eine ungeſtümme Rachſucht um die Geſundheit gebracht! Wird ſich nicht von dieſen immer einer leichter, oder ſchwerer, tröſten können, als der andere?

Wer ſich alſo bey einem ſiechen Leben mit Nachdruck tröſten will, der muß genau unterſuchen, wem er dieſes Uebel zuzuſchreiben habe. Ein Menſch, der durch allerhand Ausſchweifungen ſein eigener Peiniger geworden iſt, bey dem die Laſter ein quälendes Gift in ſeinen Säften zurück gelaſſen haben, und der aus Betrug des Herzens ſein Elend zu einer göttlichen Schickung macht, wird durch dieſe Vorſtellung niemals recht ruhig werden. Es wird ſich ſtets ein heimlicher Widerſpruch in ihm regen, der dem Troſtgrunde, daß ihm GOtt aus heiligen Urſachen die Laſt aufgeleget habe, ſeine Kraft rauben wird. Er wird zu gewiſſen Stunden glauben, daß er getroſt ſey, und er wird in kurzer Zeit, wenn ſein Gewiſſen zu reden anfängt, eine Unruhe des Geiſtes fühlen, die gar nicht weichen will, ſo ſehr er ſie ſich auch durch den Gedanken von dem göttlichen Verhängniſſe zu vertreiben ſucht. So viel als ein balſamiſches Pflaſter auf einer gereinigten Wunde nützen wird; ſo wenig wird es da helfen, wo die Fäulniß durch ſcharfe Mittel noch nicht gehoben

ben iſt. Wer aus natürlicher Schwermuth und Furchtſamkeit die Leiden ſeines Körpers für ſelbſtgemachte Plagen und für den Lohn ſeiner Thorheit anſieht, da es doch Folgen der Beſchaffenheit ſeiner ſchwachen Natur, oder göttliche Schickungen ſind, der wird die Bangigkeit ſeiner Seele eben ſo wenig beſtreiten, als ein Menſch, der durch ſein wallendes Blut in eine furchtſame Einbildung im Schlafe geräth, und doch glaubt, daß er von böſen Geiſtern beunruhiget werde.

Indeſſen muß ich geſtehen, daß der Rath, die Quellen ſeines ſiechen Lebens wohl zu unterſuchen, gar nicht ſo leicht iſt, als es ſcheint. Oft ſteht uns die Unmöglichkeit, oft die Eigenliebe im Wege, wenn wir auf den Grund unſerer ſiechen Tage zurück gehen wollen. Und eben die Ungewißheit, daß wir nicht einſehen können, ob unſere Schmerzen Früchte unſerer eigenen Thorheit und Bosheit, oder Wirkungen der natürlichen Geburt, oder heilſame Plagen von GOtt, oder die Schulden andrer Menſchen ſind; eben dieſe Ungewißheit ſchlägt uns oft am meiſten nieder. Wie bald würde der traurige Philet, der ſich kaum zu laſſen weiß, dahin gebracht werden, ſein Leiden geduldig zu ertragen, wenn man ihm zeigen könnte, daß es ihm GOtt

oder

oder die Geburt aufgelegt habe, und daß er ohne Schuld ſey! Wie bald würde Charinus, der die Güte GOttes und ſeine harte Plagen des Leibes nicht mit einander vereinigen kann, vieles von ſeinem Unmuthe fallen laſſen, wenn er überfuhrt werden könnte, daß nicht ſowohl die göttliche Fügung, als er ſelbſt die Urſache ſeiner Schmerzen ſey! Allein es iſt in vielen und vielleicht in den meiſten Fällen ſchwer auszumachen, ob unſere Siechheit ein durch unſere Schuld verurſachtes Uebel, oder ein von GOtt verordnetes oder verhängtes Elend ſey. Chremes genießt bis in ſein zwanzigſtes Jahr einer guten Geſundheit. Von dieſer Zeit an wird er mit ſchmerzhaften Zufällen geplagt, welche ſich mit den Jahren immer feſter ſetzen, und ihn, ſeiner Vorſorge und ſtrengen Lebensart ungeachtet, zu einem lebendigen Gerippe machen. Er geſteht, daß er in ſeinen jungen Jahren verſchiedene Ausſchweifungen im Trunke, oder in der Wolluſt begangen habe. Allein, fährt er fort, mein Vater war auch ſiech. Woher weiß ich, ob ich mein Uebel nicht vielmehr durch das Blut geerbet, als mir durch meine Thorheiten zugezogen habe. Mein Freund, Portius, der zehn Jahre älter iſt, als ich bin, und wohl zwanzig Jahre der Trunkenheit und der Wolluſt ergeben geweſen, fühlet ſo wenig eine Abnahme an ſeinen Kräften,

Kräften, daß er ſich vielmehr recht wohl befindet. Und ich ſoll durch etliche Ausſchweifungen mich um den Beſitz der Geſundheit gebracht haben? Es kann ſeyn; aber wo weiß ichs? Es iſt wahrſcheinlich; aber iſt das Gegentheil nicht auch wahrſcheinlich? Kann ich nicht die Schuld der Natur an meinem Leibe tragen? Cleon iſt von Jugend auf ſiech geweſen; aber mit den Jahren wächst das Uebel. Er hat einen ordentlichen Wandel geführt. Allein er erinnert ſich doch verſchiedener Thorheiten und Schwachheiten. Und wer iſt ſo rein, daß ihm ſein Gewiſſen keine offenbaren Vergehungen vorrücken ſollte? Cleon fragt nicht nach dem Urſprunge ſeines Elendes. Er will nur wiſſen, ob er es nicht durch dieſe oder jene That vermehret habe, oder noch vermehre. Er ſieht auf der einen Seite tauſend Urſachen, die wider unſre Schuld eine eingewurzelte Krankheit vergröſſern. Auf der andern Seite ſieht er ſeine eigenen Thorheiten. Auch dieſe können das ihrige beygetragen haben.

Wäre es nicht ſtets unmöglich, hinter die wahre Urſachen zu kommen: ſo macht doch unſere Eigenliebe dem Verſtande tauſend Blendwerke vor, durch welche er nicht durchdringen kann. Keiner will gern die ganze Urſache ſeines Unglücks ſeyn. Iſt er ſehr heilig, ſo will er nur

einen

einen Theil der Schuld tragen. Einem andern fällt dieſes ſchon ſchwer. Und ſo gern als wir alle glücklich ſeyn wollen, eben ſo gern wollen wir auch, wenn wir leiden, unſchuldig leiden. Dieſes Verlangen macht uns erſtlich ſinnreich, durch allerhand Ausflüchte die Schuld von uns abzulehnen, und zugleich macht es uns blind, die Urſache zu ſehen, die wir nicht gern ſehen wollen. Kurz, wir bleiben bey einer aufrichtigen Prüfung entweder noch ungewiß, und dieß iſt ſchon Elend genug. Oder wir verſehen uns, und halten unvermeidliche Uebel für ſolche, die wir uns verurſachet haben. Dieſes vermehret ohne Noth unſere Traurigkeit. Oder wir klagen GOtt und die Natur an, wo wir uns beſchuldigen ſollten, und ſtärken durch dieſe Klagen unſern Unmuth. Oder wir richten uns mit der göttlichen Schickung auf, und fühlen doch, weil wir ſelbſt Schuld ſind, nie eine wahre Beruhigung. So wahr dieſes und jenes iſt, um deſto mehr müſſen wir ſorgfältig den Grund des Verluſts unſerer Geſundheit unterſuchen. So ſchwer es iſt, ſo folgt doch nichts daraus, als daß wir deſto behutſamer bey dieſer Prüfung verfahren müſſen. So wenig als wir endlich allemal zu einer völligen Gewißheit kommen werden; ſo viel gewinnen wir doch, wenn wir wiſſen, daß wir uns alle Mühe gegeben haben,

ſie

ſie zu erlangen. In dieſem Falle kann die Ungewißheit ein Gluck fur uns werden. Vielleicht ſind wir die einzige Urſache unſers ungeſunden Lebens. Saben wir dieſes gewiß ein, ſo würden wir aus natürlicher Gemüthsbeſchaffenheit oft gar nicht getröſtet werden können. Die Vorſicht hat unſtreitig aus groſſer Güte viele Urſachen unſers Unglucks mit einem Vorhange umzogen, weil viele den Anblick derſelben gar nicht zu ertragen fähig ſeyn würden. Ob nun gleich die meiſten ſiechen Menſchen nicht mit vollkommener Gewißheit die Urſachen ihrer Schmerzen entdecken werden: ſo darf ſie doch dieſes gar nicht abhalten, gar keinen Ausſpruch zu thun. Wo wir zu keiner völligen Gewißheit gelangen können, da iſt die Wahrſcheinlichkeit ſo gut, als die ausgemachte Wahrheit. Damon, der zehn, oder noch mehr Jahre ſehr unmäßig gelebet, und ſeiner Natur ſchon in ihrer Blute alles das abgedrungen hat, was ſie kaum leiſtet, wenn ſie reif iſt; dieſer Damon zweifelt, wem er ſeine erſchöpften Kräfte, ſeine vertrocknete Lebensgeiſter, ſeinen Kampf in den Gefäſſen des Leibes zuſchreiben ſoll. Und was hält ihn ab, daß er ſich und ſeine begangene Laſter nicht zur Urſache davon macht? Eine ſchwere Krankheit, die er in ſeinem achten Jahre ausgeſtanden; ein Fall von einem Baume, den er in ſeinem zehnten Jahre gethan. Wer

weiß,

weiß, ſagt er, was jene langwierige Krankheit für ein ſchleichendes Gift in mir zurück gelaſſen hat, das itzt erſt anfängt zu wirken! Wer weiß, was der hohe Fall in dem Baue der zarten Nerven verletzet hat, daß mein Körper nunmehr ſo ſichtbar untergehet! Damon hat nicht Urſache länger ungewiß zu bleiben. Seine Krankheit, ſein Fall in der Jugend ſind entfernte Urſachen. Man kann ohne dieſe Dinge durch bloſſe Unmäßigkeit ſich ſchon in das ſiechſte Leben ſtürzen. Warum will er alſo nicht glauben, daß er ſein eigener Verderber geweſen ſey? Oder woher kann er vermuthen, daß ſein Leib nicht weit dauerhafter geweſen ſeyn würde, wenn er ihn durch anhaltende Ausſchweifungen nicht ſelbſt verwüſtet hätte? Geſetzt, er wäre, wenn er auch vernünftig gelebt hätte, mit dem Anwachſe der Jahre eben ſo ſiech geworden; geſetzt, ſeine Laſter wären nicht Schuld: ſo hat er doch nur eine Möglichkeit vor ſich. Dieſe kann ihn, wenn er vernünftig iſt, nicht verhindern, einer Wahrſcheinlichkeit Gehör zu geben. Und ſo gewiß es auch in den Augen GOttes ſeyn möchte, daß ſein Fall von dem Baume ihn ſiech gemacht: ſo wird er doch in ſeinem Herzen nie ruhig werden können, wenn er nicht glaubt, daß er durch ſeine Ausſchweifungen ſich ſelber entkräftet habe.

Wir können nunmehr das Geſchlecht der Siechen in zwo Hauptlinien theilen. In der einen ſtehen diejenigen, die es gewiß oder doch wahrſcheinlich wiſſen, daß ſie Schuld an ihrem Leiden ſind, oder nicht. In der andern diejenigen, die es weder gewiß, noch mit zulänglicher Vermuthung wiſſen können. Beyde Arten trennen ſich im Anfange auf dem Wege zu ihrem Troſte, und beyde kommen doch endlich wieder zuſammen. Wir glauben durch dieſe Erinnerungen uns die Bahn zu der Anzahl der Troſtgründe geöffnet zu haben. Man kann, wenn man alle, die ſiech ſind, aus einem gewiſſen Geſichtspuncte betrachtet, ſagen, daß es nur Einen Troſtgrund für ſie alle giebt. Und man redt ſehr wahr. Man kann aber auch ſagen, daß es zwo Gattungen der Troſtgründe, ja daß es ſo viele Arten derſelben giebt, als Perſonen ſind, und man redt nicht unrecht.

Allein, was heißt tröſten? Was iſt ein wahrer Troſtgrund? Vielen wird dieſe Frage unnöthig ſcheinen. Man glaubt, daß man gewiſſe Wörter ſehr wohl verſtehe, weil man ſie täglich im Munde hat. Und es ſind doch oft in ihrer Bedeutung keine ungewiſſer, als diejenigen, deren ſich alle bedienen. Wie uneinig würden die Beſchreibungen ausſehen, wenn man

zehn

zehn Perſonen ſagen lieſſe, was tröſten heiſſe; was Troſtgründe wären. So viel iſt gewiß. Keiner von denen, welche einen tröſten wollen, will eigentlich die Schmerzen des Leibes ſtillen, ſondern nur des Geiſtes, die aus jenen entſtehen. Will man nun ſagen, tröſten heiſſe die Schmerzen der Seele vertreiben, oder lindern, die aus dem Leiden des Leibes bey einem ſiechen Menſchen entſpringen: ſo fragt ſichs nur, wie man dieſe verringern oder heben kann, wenn man jene nicht vermindert oder wegſchafft. Gleichwohl muß tröſten, wenn es etwas heiſſen ſoll, eben dieſes bedeuten. Und wir ſehen kein Mittel dazu, als die Vorſtellungen, und die Kraft gewiſſer Wahrheiten. Wenn die Unruhe der Seele nur in gewiſſen Vorſtellungen des Geiſtes beſtünde: ſo lieſſe ſichs leicht begreifen, wie eine Vorſtellung durch die andre könnte vermindert werden. Allein dieſe Unruhe iſt mit einer Empfindung verknüpft. Und wie wird ſie durch eine bloſſe Vorſtellung des Verſtandes können unterdrückt werden? Orgon iſt zum Exempel lange Zeit mit heftigen Steinſchmerzen geplagt. Seine Seele leidet mit, weil ſein Körper leidet. Der andre, der ſeinen körperlichen Schmerzen nicht wehren kann, will doch die Bangigkeit ſeiner Seelen lindern. Er will ihn tröſten, und zwar durch die Vorſtellung einer Wahrheit. Er ſagt ihm in der

ſtoiſchen Sprache, daß die Schmerzen des Leibes kein Uebel wären, und daß der Beſitz des wahren Gutes nur in der Tugend beſtunde. Wer dieſe hätte, der wäre von allem Uebel frey. Ich will annehmen, daß Orgon dieſen Satz glaubt. Was wird entſtehen? Sein Verſtand ſagt ihm, daß er nicht unglücklich iſt, und ſeine Empfindung behauptet, daß ers iſt. Er will die trüben Wolken ſeines Geiſtes durch das Licht der Wahrheit brechen, und es ſteigen aus ſeiner Empfindung ſtets neue auf. Er will es gern glauben, daß er nicht elend iſt, und er wird doch genöthiget, es für wahr zu halten. Was hilft mirs, daß man mir ſagt, der Schmerz iſt kein Uebel? Hört deswegen mein Gefühl auf? Wenn alſo durch die bloſſe Vorſtellung in Gedanken kein Schmerz, den ich wirklich fühle, aufgehoben oder gelindert werden kann: ſo iſt kein Weg des Troſtes übrig, als daß ich Empfindungen mit Empfindungen vermindere oder vertreibe. Das heißt, wenn ich meinem Verſtande nicht ſolche Wahrheiten vorhalten kann, die eine angenehme Empfindung in meiner Seele wirken: ſo werde ich ihren gegenwärtigen Schmerz nie vermindern. Irre ich nicht, ſo iſt dieſes die wahre Geſtalt des Troſtes. Die Erfahrung mag Zeuge ſeyn. Philemon hat tauſend Thaler verloren. Er ſieht dieſes Geld für ein nothwendiges Stück ſeiner Zufriedenheit an. Man ſage ihm noch ſo viel

viel von der Nichigkeit der ſinnlichen Güter vor. Man zeige ihm ſonnenklar, daß ſie nicht glüklich machen. Wird man ihn dadurch beruhigen? Er entbehrt mit dieſem Gelde vieles von ſeinem Vergnügen, von ſeiner Bequemlichkeit. Dieſer Verluſt kränkt ſeine Begierde glücklich zu ſeyn, und verurſacht ihm unangenehme Empfindungen, die nicht aus bloſſen Vorſtellungen, ſondern aus einem wirklichen Verluſte herrühren. Wie kann nun die Betrachtung von der Eitelkeit der Güter den Mangel des Vergnügens und der Bequemlichkeit erſetzen, worinnen Philemon ſein Glück ſucht? Man mache ihm hingegen Hoffnung, daß er die verlohrnen tauſend Thaler zweymal, oder daß er wenigſtens eben ſoviel bald wieder gewinnen werde, ſo wird er ſich leicht zufrieden geben. Und woher dieſes? Man hat Empfindung mit Empfindung beſtritten. Die Vorſtellung, daß er gewinnen würde, blieb nicht bloſs im Verſtande, ſie drang in das Herz. Die Einbildung zeigte ihm alle die Vortheile ſo lebendig, daß er das Vergnügen der Hoffnung ſchmecken mußte. Auf dieſe Art beſtritt ein wirkliches Vergnügen ein wirkliches Misvergnügen. Der Kranke, dem die Natur den Beſitz der Geſundheit nicht gegönnet hat, weiſs heute die Traurigkeit ſeines Geiſtes nicht länger zu unterdrücken. Sein Freund

will ihn mit dem Troſtgrunde der unumgänglichen Nothwendigkeit aufrichten. Sie, ſpricht er, helfen ſich nicht durch ihren Unmuth. Sie vermehren nur die Schmerzen des Leidens dadurch. Faſſen ſie ſich in Geduld. Es iſt nicht zu ändern. Dieſe Welt iſt die beſte. Gott hat ſie einmal ſo geordnet, und was er macht, iſt gut, und kann nicht geändert werden. Die Welt, ſollte ſie das ſeyn, was ſie iſt, konnte ohne ſieche Menſchen nicht ſeyn. Was wird der arme Kranke für eine Beruhigung daraus ziehen können, daß ſein Uebel ein unvermeidliches Elend iſt? Leidet der weniger, der da weiß, daß er leiden muß? Man überführe ihn hingegen, daß ihm Gott in kurzer Zeit eine dauerhafte Geſundheit geben wird: ſo wird er die gröſten Schmerzen mit einer gewiſſen Freudigkeit des Geiſtes ertragen. Das Gefühl der Hofnung macht den Geiſt munter, und der Schmerz des Leibes kann den ganzen Raum der Seele, daß ich ſo rede, nicht mehr einnehmen, weil eine Seite davon mit dem Vergnügen einer lebendigen Hofnung angefüllet iſt. Man nehme tauſend Exempel zu Hülfe: ſo wird ſich bey allen zeigen laſſen, daß derjenige am ſicherſten und kräftigſten tröſtet, der die ſicherſte und ſtärkſte Hoffnung erwecken kann. Und zwar daher, weil die Hofnung allezeit mit einem gegenwärtigen Vergnügen verknüpft iſt. Tröſten wird alſo

über-

überhaupt ſo viel ſeyn, als eine lebhafte Hoffnung in dem Herzen des Elenden erweken, daß er noch glücklich werden wird. Wenn dieſes ſeine Richtigkeit hat: ſo wird ſichs von ſelber geben, daß dieſes die beſten Troſtgründe ſind, die uns die ſtärkſte und meiſte Hofnung glücklich zu werden einflöſen. Es kömmt hier auf zweyerley an. Die Hoffnung muß lebendig auf eine unfehlbare Gewißheit gegründet ſeyn; ſonſt wird ſie keine Empfindung des Vergnügens wirken können. Das Glück, das ſie mir verſpricht, muß entweder eben das ſeyn, was ich mir wünſche, und was ich entbehre, oder es muß gar noch gröſſer ſeyn. Alle diejenigen Troſtgründe, die zu dieſem Zwecke nicht geſchickt ſind, verdienen den Nahmen der Tröſtungen nicht. Es wird ſich nunmehr leicht zeigen laſſen, daß die Religion allein die wahren und beſten Trogründe in den Händen hat. Alle Vernunft, alle Philoſophie erreicht das Groſſe und Erhabne nicht, womit uns die Religion aufrichtet.

Indem ich dieſes behaupte: ſo ſehe ich verſchiedene Gattungen von Widerſachern wider mich aufſtehen. Einige, denen alles verächtlich und zuwider iſt, was aus der Religion kömmt, werden dieſen Satz für unrichtig, und mich für einen frommen Schwätzer halten. Andre, welche die

Religion eben nicht haſſen, aber auch zugleich die Vernunft nicht ſowohl wegen ihrer Stärke lieben, ſondern weil ſie unſerm Stolze zu Hülfe kommt, werden mir vorwerfen, daß ich die Religion auf Koſten der Vernunft erhübe. Andre, welche die Religion aus gutem Herzen, aus einer geheiligten Ehrfurcht, die oft mehr von der Erziehung, als von der Ueberzeugung herkömmt, gern bey ihrer Hoheit laſſen, werden mir ſagen, daß ſie die Kraft derſelben, uns zu tröſten, nicht läugneten, aber daß ſie ſo unglücklich wären, ſie nicht zu fühlen.

Ich will dieſen dreyen ſo gut antworten, als es ihre Einwürfe verdienen. Derjenige, der die Religion entweder aus Mangel der Einſicht, oder aus Begierde ſich alles zu erlauben, für nichts göttliches hält, kann unmöglich mit der Meinung zufrieden ſeyn, daß ihre Wahrheiten am geſchickteſten ſeyn, einen ſiechen Menſchen aufzurichten. Er lacht über unſern Unverſtand, und heißt uns blödſinnig, wenn er auf die Beweiſe für die Wahrheit der Religion geführet wird. Ich ſchmeichle mir gar nicht, daß ich ſolche ſtarke Geiſter überführen werde. Ich bitte ſie nur, mir zu ſagen, was in der Art, ſich durch die Religion zu tröſten, Unvernünftiges enthalten iſt.

Mentor

Mentor mag ſein Elend erzählen, und ſich nach den Grundſätzen der Religion tröſten. Sie ſollen zuhören und urtheilen, wider welch Geſetz der Vernunft er verſtößt.

Ich bin, fängt Mentor an, ſeit zehen Jahren eines der elendeſten Geſchöpfe, wenn ich auf meinen Körper, und auf die gegenwärtige Welt ſehe. Mein Leben ſcheint nichts, als ein beſtändiger Schmerz zu ſeyn, der nur darum zuweilen durch einige Vergnügungen unterbrochen wird, damit ich ihn deſto peinlicher fühlen ſoll. Dieſe Stunde bin ich geſund und ſchöpfe neue Hoffnung zu meiner Geneſung. Kaum habe ich etwas Speiſe oder Trank zu mir genommen; kaum habe ich einen Mund voll friſcher Luft geſchöpft; kaum habe ich mich etwas bewegen wollen: ſo fühle ich ſchon die entſetzlichſte Bangigkeit. Ich ringe mit dem Athem, und jeder Zug, den ich mit der gröſten Beklemmung wage, macht den folgenden immer beſchwerlicher. Ich fürchte zu ſterben, und ſterbe auf dieſe Art ganze halbe Tage, und was noch betrübter iſt, ganze Nächte. Alle Hülfsmittel ſind zu nichts geſchickt, als meinem Uebel, wenn es da iſt, nur mehr Nahrung zu geben, oder ich bin wegen der Erſtickung ungeſchickt, mich ihrer zu bedienen. Mein Uebel verläßt mich von neuem einige Stunden, oder ei-

nige Tage. Aber ich fuhle doch ſeine Gegenwart noch immer. Die Trägheit meines Geiſtes, die Laſt meiner erſtorbenen Glieder zeigt mir meine Plage von ferne. Ich will mich erholen. Doch, o Gott, was helfen mir die Vergnügungen des Lebens! Man bringt mir eine erquickende Speiſe, und ich zittre dabey, als ob es ein zubereitetes Gift wäre. Ich fürchte, daß nach dem Genuſſe derſelben neue Plagen entſtehen werden. Die Einbildung vergröſſert meine Furcht, und die Erfahrung ſtarkt meine Einbildung. Ich will die Düſterheit meines Gemüths zerſtreuen. Ich laſſe zween gute Freunde rufen. Ihre Aufrichtigkeit ſcheint mich zu vergnügen, und in eben dem Augenblicke beleidiget ſie mich. Ein erlaubter Scherz, den der andere vorbringt, miſſfällt mir, nicht deswegen, weil er nicht witzig und artig war, nein, weil ich nicht mehr im Stande bin, eben dergleichen Scherz zu ſagen, oder weil mein unmuthsvoller Geiſt eben ſo wenig die Kraft eines ſinnreichen Gedankens vertragen kan, als mein Magen die Nahrung einer ſtarkenden Speiſe. Kurz, ich wünſche, daß mich meine Freunde verlaſſen mögen. Und ich mag hinſehen, wo ich will, ſo ſehe ich nichts, als neuen Vorrath zur Betrübniſſ. Entweder ich kann die meiſten Güter dieſes Lebens nicht genieſſen, oder ich genieſſe ſie mit lauter fürchterlichen Vorſtellungen, oder ich bezahle ein kleines und kurzes Vergnü-

gnügen meiſtens mit der Reue und den Schmerzen des Leibes von vielen Stunden. Rührt mich wohl die Ehre? Vergnügt mich der Reichthum? Reizt mich die Liebe? Der Freund, die Gattinn, die zahlreiche Geſellſchaft, ein wohlgeſchriebnes Buch, ein Scherz, ein Spiel, eine gute Muſik, eine ſchöne Gegend, ein künſtliches Gemälde, die beſte Mahlzeit, das geiſtige Getränke, die Einſamkeit, das traurige Glücke der Elenden, alles iſt mir entweder zur Laſt, oder hat gar keine, oder doch nur halbe und betrübte Annehmlichkeiten für mich. Der Mangel meiner Geſundheit macht ſie für mich unbrauchbar. So lange man mir dieſe nicht wiedergeben kan: ſo ſehe ich alle das übrige, als ein Gut an, das mich von meinem Unglücke nur deſtomehr überzeugen ſoll. Und was habe ich denn nach ſo vielen Jahren für Hoffnung zur Geneſung übrig? Wodurch ſoll mein erſtorbner Körper wieder aufleben? Der Arzt weiſt mich zur Geduld, und verbeut mir aus Sorge für meine Erhaltung ſo gar meinen letzten Troſt, das Denken und Nachſinnen. Bin ich nicht der unglücklichſte Menſch? Man biete mir die ganze Welt an. Werde ich nicht elender, je mehr ich das habe, was ich nicht brauchen kann? Und ich entbehre nicht allein das Vergnügen des Lebens. Nein, ich leide zugleich die gröſten Schmerzen, und ſehe keine Hülfe. Womit ſoll ich mich aufrichten? Damit, daß ich ein Uebel

des Leibes für kein wahres Uebel halte? Welche Einbildung? Vielleicht damit, daß ich mir vorſtelle, daß mein und der ganzen Welt ihr Schickſal etwas unumgänglich nothwendiges iſt? Wird mein Elend leichter, weil es nothwendig iſt? Warum müßte denn ich unglücklich ſeyn, und warum würden andere glücklich? Soll ich mich vielleicht damit tröſten, daß es noch unglückſeeligere Geſchöpfe giebt, als ich bin? Elender Troſt! Hört mein Verlangen, die Geſundheit zu beſitzen, darum auf, weil andre noch ungeſunder ſind, als ich? Dienet dieſes nicht vielmehr zu neuer Furcht? Kann nicht alſo mein eigner Schmerz noch gröſſer werden, weil es noch gröſſere Schmerzen giebt? Geduld! ruft man mir zu. Durch Geduld und Standhaftigkeit vermindert man ſein Leiden. Und wie erlange ich dieſe Geduld, wider die alles in mir und auſſer mir ſtreitet? Kömmt es wohl auf meinen Willen an? Und was hilft mir denn ein Mittel, das ich nicht brauchen, oder erlangen kann? Sey gutes Muths, läßt ſich ein anderer hören. Das Schickſal legt dem am meiſten auf, der geſchickter iſt, als andere, vieles zu ertragen. Bedenke deine Gröſſe, und tröſte dich damit, daß du gröſſer, als andere biſt. Welche Ehre, die ſich mein Herz gar nicht wunſcht! Soll ich deswegen mein Leiden beobachten, weil es andre nicht würden ertragen

ſtagen können? Ich frage nach der Quelle meines Unglücks; und man zeigt mir ein unerbittliches und unveränderliches Schickſal. Welcher fürchterliche Anblick, der geſchickt iſt, uns vollends in Verzweiflung zu ſtürzen! Ich ſuche Linderung; und man weist mir Perſonen, die noch elender als ich ſind. Welch ein grauſamer Troſt! Ich wollte eben wiſſen, wie mir zu helfen wäre; und man zeigt mir, daß mir nicht kann geholfen werden. Man nennt mir die Geduld, als das einzige Arzneymittel. Ich ſuche es, und kann ſeiner nicht mächtig werden. Welche elende Hülfe! Bin ich nicht eben ſo unglücklich, als wenn keines vorhanden wäre? Stillt ſich mein Durſt, wenn man mir ſagt, daß es in jenem Brunnen eine kühle Quelle giebt, welche doch für mich verſchloſſen iſt? Ich will ruhig werden. Man ſagt mir, daß ein weiſer, ein tugendhafter Mann glücklich ſey, es möge ihm gehen, wie es wolle. Dein Körper gehet dich nicht ſelber an. Die Geſundheit iſt ein Gut auſſer dir. Die wahren Güter beſtehen in deiner Seele. Dieſe können dir durch ein ſieches Leben von tauſend Jahren nicht genommen werden. Und gleichwohl iſt dieſer Körper ſo unzertrennlich mit meiner Seele verknüpft, daß dieſe alles fühlt, was in ihm vorgeht. Und ich kann dieſes Band nicht aufheben. Iſt es denn für meine Seele nicht beſſer,

wenn mein Körper geſund iſt? Wünſcht und verlangt ſie dieſes nicht? Und wie kann ich ein Verlangen ausrotten, das zu meiner Natur gehört? Aber du würdeſt die Vollkommenheit deines Geiſtes nicht ſo hoch bringen, wenn du nicht in ſolchen Umſtänden wäreſt. Du würdeſt nicht die edle Standhaftigkeit, die göttliche Hoheit der Seele erlangen, wenn nicht Dinge da wären, die ſie in dir erwecken hülfen. Nehmet dieſe Dinge weg: ſo brauche ich jene Hoheit des Geiſtes nicht. Will man darum jemanden ungeſund machen, daß man ihn lehren kann, wie er eine Arzney dafür ausfinden könnte? Ich will gelaſſen werden. Man zeigt mir meine Feindinn. Deine Einbildung, ſagt man, vergröſſert dein Unglück. Sie ſtellt dir dein Uebel ehe vor, als es zugegen iſt, und quält dich mit der Furcht. Sie ſtellt dir dein Unglück gröſſer vor, als es iſt, und bringt dich vollends um alle Gelaſſenheit. Was nützt mir dieſer Rath? Ein groſſer Theil meines Uebels ſoll in meiner Einbildung beſtehen. Wie kann ich dieſes glauben, da ich das Uebel wirklich ſo groß fühle, als ich mirs vorſtelle? Und gut, ich will es glauben, daß meine Einbildung die Schmerzen vergröſſert. Ich will ſie unterdrücken; aber ich kann es nicht. Sie wächſt mit meinem Uebel, und iſt eine Frucht meiner Krankheit. Bin ich nun glücklicher, weil ich meinen Feind kenne, ohne das Vermögen zu haben, mich ſeiner zu erwehren.

Mentor

Mentor hat uns ſein Elend beſchrieben. Es iſt groß, und wir können es nicht läugnen, daß es nicht viele ſolcher Geplagten giebt. Er hat recht ſich zu beklagen: denn wer kann ein Menſch, und doch zugleich ruhig ſeyn, wenn er das gröſte und liebſte Gut entbehrt, und dafür das gröſte Uebel zum täglichen Gefährten hat? Er ſucht Troſt bey der Vernunft, bey den Weiſen, und findet immer Einwendungen wider ihre Vorſchläge. Er braucht ihre Troſtgründe lange Zeit, und findet keine Linderung. Er verläßt den Rath der Vernunft, und fragt die Offenbarung. Er wird ein Schüler der Religion, ohne ein Verächter der Vernunft zu werden. Er ſtellt ſich verſchiedene Wahrheiten oft vor, und findet eine gewiſſe Beruhigung darinnen. Er wiederholet dieſes Geſchäfte einige Zeit, und führet ſich das bey guten Stunden zu Gemüthe, was ihm in den böſen einen Beyſtand leiſten ſoll. Er kommt immer zu einer lebhaften Ueberzeugung, und ſchmeckt endlich eine gewiſſe Beruhigung, die, wie er ſagt, ihm ſein Leiden verſüſſen hülfe. Er geſteht, daß er ſie nicht immer gleich ſtark fühle, oder daß ſie doch nie ganz von ihm weiche, und daß er ſie durch Vorſtellungen wieder erwecken könne, wenn ſie abgenommen. Er zeigt äuſſerlich eine gröſſere Gelaſſenheit als ſonſt, und ſagt, daß er dieſes der Religion zu danken habe. Was habe ich für

Urſache, ein Miſstrauen in ſeine Aufrichtigkeit zu ſetzen? Ich frage ihn, welches denn die Gründe der Religion wären, mit denen er ſich tröſtete. Er antwortet mir, daſs er mir einen Entwurf machen wollte, wie es in ſeinem Verſtande ausſahe, wenn er ſich durch die Religion aufrichtete. Ich ſollte nicht glauben, daſs er ſich die Wahrheiten allemal in der Ordnung, und in dem Zuſammenhange vorhielte, wie er mir ſie ſagte. Nein, er dürfte ſich oft nur eines Stücks von ſeinem Lehrgebäude erinnern: ſo fühle er ſchon die Kraft des ganzen Beweiſes.

Ich habe, fährt er fort, etwan ſo angefangen zu urtheilen. Gott, du biſt das gütigſte, das liebreichſte Weſen, das ſich nur denken läſst. Die Vernunft und die Offenbarung ſagt mirs. Dir kann mit den Schmerzen deiner Geſchöpfe nichts gedienet ſeyn. Du muſst vielmehr ihr Vergnügen, ihr Glück wollen, weil du die Liebe, die Güte, die Groſsmuth ſelbſt biſt. Dich hält nichts auf, die Schlüſſe deiner Liebe zu vollziehen. Du biſt der Allmächtige, der mit einem Winke die Welt beglücken und vernichten kann. Gleichwohl erdulde ich die gröſten Schmerzen, und mein Leben iſt ſeit ſo vielen Jahren eine Kette von Ungemach und Elend. Du ſiehſt mein Leiden und hilfſt mir nicht. Ich unterſuche mein Herz, und finde den Vorwurf nicht, daſs ich mirs

ſelbſt

ſelbſt durch Laſter zugezogen hätte. Daß ich mich aufrichtig prüfe, Herr, das weiſt du. Ich ſchlieſſe, daß es deine Schickung ſey, daß ich ſo viel dulde. Ich bin zu blöde, alle deine weiſen Abſichten in ihrem Umfange einzuſehen. Allein ich ſehe doch ſo viel, daß du nichts wollen und zulaſſen kannſt, als was das Glück deiner vernünftigen Geſchöpfe befördert. Mein ſiechtes Leben muß entweder zu meiner, oder zur Wohlfahrt anderer dienen, oder beydes befördern ſollen. Du haſt meinen Geiſt mit einem ſchmerzhaften Leibe verbunden, und haſt mir doch zugleich das Verlangen eingeprägt, von Schmerzen frey zu ſeyn. Wenn ich auf die gegenwärtige Welt ſehe, ſo ſtreitet das erſte wider meine Wohlfahrt. Wie kann ich ohne Geſundheit hier glücklich ſeyn? Aber iſt dieſes Leben, iſt dieſer mein Körper, iſt dieſe Welt das einzige, wozu ich geſchaffen bin? Mein unſterblicher Geiſt iſt einer ewigen Glückſeligkeit fähig. Ich lebe hier, um mich durch Gehorſam gegen dich eines ewigen und unwandelbaren Glücks theilhaftig zu machen. Auf dieſes Glück muß ich ſehen, wenn ich deine Abſichten erreichen will. Du kannſt mir meine Schmerzen, nicht als Schmerzen, ſondern als ein Mittel zu meiner wahren Wohlfahrt auflegen. Dieß weiß ich gewiß. Sie müſſen alſo, wenn ich mich allein, ohne meine übrigen Brüder, anſehe,

ſehe, zu meinem ewigen Heile dienen. Wir werden durch Wahrheit, durch Glauben, durch Tugend und Gehorſam gegen dich glücklich. Würde mir nicht vielleicht der Genuß einer völligen Geſundheit hinderlich an der Tugend geweſen ſeyn? Würde ich nicht vielleicht in ganz andern Umſtänden leben, wenn mein kranker Körper mich nicht daran verhindert hätte? War ich nicht vielleicht nach meiner natürlichen Beſchaffenheit ſo ſinnlich, ſo empfindlich gegen die äuſſerlichen Dinge, daſs ich nie zu einer rechten Erkenntniſs der Wahrheit gelanget ſeyn würde, wenn du mir nicht das Vermögen entzogen hätteſt, die Güter zu genieſſen, die uns an dem Gefühle der Wahrheit hindern? Würde ich nicht die Kraft der Wahrheit bald wieder verlohren haben, wenn die Flüchtigkeit meines Geiſtes nicht durch einen ſchweren Körper gehemmet worden wäre? Würde ich meine gewaltige Liebe zum Leben, meine Begierde nach äuſſerlichen Gütern wohl gemäſſiget haben, wenn ich den vollkommenen Gebrauch der Geſundheit genoſſen hätte? Du kannteſt den Bau meines Körpers, und die Beſchaffenheit meiner Seele. Du ſaheſt, daſs die Geſundheit, die andern ein nützliches Gut iſt, mich an der Tugend hindern würde. Du beſchloſſeſt daher, mir ein geringes Guth zu entziehen, weil es mit einer ewigen Wohlfahrt ſtritt. Kann ich mich wohl

mit Recht über dein Verfahren beſchweren? Darf ich ohne Verwegenheit wohl fragen, warum bekam ich insbeſondere die Beſchaffenheit des Leibes und Gemüthes, die gemacht haben würde, daß ich bey dem Beſitze der Geſundheit die Tugend leichter aus den Augen geſetzt hätte? Oder warum lieſſeſt du mich nicht den andern werden, der hier geſund, und doch auch ewig glücklich iſt? Ich Wurm, will ich mit dir rechten? Biſt du nicht der Herr, der thun kann, was ihm wohlgefällt? Biſt du nicht weiſe und gerecht in allen deinen Wegen? Hätteſt du nicht die Freyheit aller deiner vernünftigen Geſchöpfe aufheben müſſen, wenn keiner durch die Schuld der Geburt, und durch ſeine eigene Unvorſichtigkeit hätte ſiech werden ſollen? Genug, wenn du uns allemal in die äuſſerlichen Umſtände geſetzt haſt, die für das Glück unſerer Seele die beſten waren. Nichts läſt mich daran zweifeln, und alles, was ich von dir denken kann, und was mir dein Wort ſaget, befiehlt mir dieſes zu glauben. Wenn ich alſo ſicher bin, daß ich mir mein Leiden weder zugezogen, noch mirs durch übeles Verhalten vergröſſert habe; ſo iſt es keine Strafe, ſondern ein weiſes, obgleich bitteres, Mittel, mich vollkommen glücklich zu machen. Laß mich, o Gott, deine Güte verehren, die ſo groß iſt! Habe ich nicht Urſache zufrieden

zu ſeyn, wenn du alles ſo mit mir ſchickeſt, daß ich den Zweck, warum ich geſchaffen bin, deſto gewiſſer erhalte? Daß er meinen Geiſt unendlich glücklich mache? Wir Thoren! Entſpringet unſere meiſte Unzufriedenheit nicht daher, daß wir dieſes und das künftige Leben in Gedanken trennen? Beydes iſt eins. Und wenn wir wiſſen wollen, wie glücklich oder elend wir ſind: ſo ſehen wir nur auf das gegenwärtige kurze, und nicht auf das immerwährende ewige Leben. Werden wir nicht auf dieſe Art die ungerechteſten Klagen wider dich ausſchütten, wenn es uns hier ſo nicht geht, wie es unſer Herz wünſchet? Und wer heißt uns dieſe beyden Dinge trennen? Haſt du nicht geſagt, daß denen, die tugendhaft ſind, die dich lieben, die ſich aufrichtig bemühen, deinen Willen zu thun, alles zum beſten dienen ſoll? Kann dieſes etwas anders heißen, als daß du ihnen nichts willſt widerfahren laſſen, was nicht zu ihrem Glücke dienet? Herr, ich verehre deine weiſe Vorſehung. Du handelſt als ein Vater. Du züchtigeſt uns zu Nutze, daß wir deine Heiligung erlangen. Deine Züchtigung dünket uns zwar nicht Freude, ſondern Traurigkeit zu ſeyn; aber darnach giebt ſie eine friedſame Frucht der Gerechtigkeit denen, die dadurch geübet ſind. Was iſt es, zwanzig, dreyßig Jahre ein ſchmerzhaftes Leben führen,

wenn

wenn man dabey gewiß ſeyn kann, daß man eine Ewigkeit ohne Schmerz in dem Beſitze der reinſten Wolluſt zubringen wird? Mein Leiden iſt groß; aber wie gering iſt es gegen die unendliche Herrlichkeit, die nach deiner Güte auf mich wartet, die ich nichts weniger, als verdienet habe, die du mir aus bloſſer Großmuth durch den Erlöſer der Welt ſchenkeſt? So iſt es denn gewiß, daß ich ewig glückſelig bin? Ich fühle eine Verſicherung, die mit einer lebendigen Ueberzeugung begleitet iſt. Ich fühle die angenehmſte Hoffnung. Ich ſchmecke die Kräfte des zukünftigen Lebens. Und ich fühle, daß die Leiden des Körpers meine Seele nicht mehr ſo ängſtigen. Ich bin elend, wenn ich meinen Leib anſehe, und ich bin glücklicher, als alles, wenn ich meine Seele, wenn ich die Zukunft betrachte. Herr, ich warte auf deine Verheißungen. Iſt der Allmächtige mein Freund: wie kann ich elend ſeyn? Wäre er nicht meine Hülfe: was würde mir die Geſundheit, die ganze Herrlichkeit der Welt nützen? Mit dieſer Hoffnung, die du in meiner Seele ſtärkſt, will ich mein Leiden verringern. Der Anblick der Ewigkeit wird den Anblick meiner zeitlichen Plage erträglich und leicht machen. Durch den Glauben überwinde ich mit. Wie viele ängſtliche Sorgen für meine Geſundheit, für die Erhaltung meines Lebens,

dens, werde ich mir künftig erſparen! Du biſt bey mir. Ich beobachte eine vernünftige Sorgfalt, und mein übriges Anliegen werfe ich auf dich: denn der Herr ſorget für uns. Laß mir nur deine Liebe und die wahre Furcht gegen dich, ſo bin ich glücklich.

Der Religionsſpötter zeige mir das Unvernünftige in dieſem Troſte. Iſt es unvernünftig, ein gegenwärtiges Uebel durch die Hoffnung eines unendlichen Glücks zu beſiegen? Und iſt es unmöglich, zu dieſer Hoffnung zu gelangen? Behauptet er das letzte: ſo frage ich ihn, ob er es verſucht habe. Spricht er nein; wie kann er es läugnen? Wenn mir ein Vernünftiger die Kraft eines gewiſſen Weins in dieſer oder jener Krankheit rühmet, habe ich wohl Recht, daran zu zweifeln, wenn ich den Wein niemals, oder nicht in gleichen Umſtänden gebraucht habe? Spricht er, er hätte ſich mit der Religion tröſten wollen, und keine Hulfe bey ihr gefunden: ſo entſtehet die Frage, ob die Schuld an der Kraft der Religion liege, oder an ihm? Ich behaupte das letztere. Allein es iſt hier der Ort nicht, es auszumachen. Der Spötter mag von der Religion denken, was er will. Ihn von ſeinem Unrechte zu überführen, will ich ſogar annehmen, daß ſich der irre, der ſie für göttlich hält.

hält. Nun frage ich ihn, wenn dieſer Irrthum gleichwohl ſo viel Gewalt über unſer Herz hat, daß er uns beruhigen kann, ob dieſer Irrthum nicht viel koſtbarer iſt, als ſeine Vernunft. Mentor hat ſich mit der Religion aufgerichtet. Der Spötter giebt zu, daß man durch einen Irrthum, den man glaubt, und der uns angenehm iſt, zu einer größern Beruhigung gelangen könne, als durch die ausgemachteſte Wahrheit, die nichts ſo angenehmes für uns hat. Wäre alſo die Religion nichts, als ein verdeckter Irrthum: ſo ſehe ich doch nichts Unvernünftiges bey dem, der ſich damit tröſten kann. Er ſchadet ſich durch dieſen Troſt nichts, die Religion mag wahr, oder nicht wahr ſeyn. Er gewinnt in dieſem Leben eine Ruhe des Herzens durch ſie, wenn ſie auch falſch iſt. Er gewinnt mehr durch dieſen Irrthum, als durch des Spötters Wahrheit. Iſt Mentor nun wohl unvernünftig zu heiſſen? Und muſte die Religion nicht ſchon einer groſſen Hochachtung werth ſeyn, wenn ſie auch eine menſchliche Erfindung wäre, da ſie uns ſolche vortrefliche Dienſte thut? Höre ich mit dieſem Leben auf: ſo habe ich mich hier doch beruhiget. Und wenn ich nicht mehr bin, ſo kann mir meine vergebliche Hofnung auch nicht ſchaden. Eben ſo wie einer, der in einem angenehmen Traume liegt, wenn er nie wieder erwachen

eben ſollte, nicht wird unwillig werden können, daß ſein Vergnügen ein Betrug geweſen iſt. Kann endlich der Spötter mir nicht darthun, daß das unmöglich iſt, was mir die Religion verſpricht: (und wie könnte er dieſes?) ſo bin ich kluger, als er, daß ich mir eine Möglichkeit zu Nutze mache, die mir den gröſten Vortheil bringt, wenn ſie wahr ſeyn ſollte, und doch auch groſſen Nutzen ſchaft, wenn ſie gleich nicht wahr iſt. Will er läugnen, daß wir jemals durch die Religion zu ſo einer Ueberzeugung, zu ſo einer empfindlichen Hoffnung, zu ſo einer Freudigkeit gelangen, als wir vorgeben: ſo frage ich ihn, wie er mir eine Erfahrung abſprechen will, die ich empfinde.

Mit denenjenigen, die die Religion in ihren Würden laſſen, und doch glauben, daß die Troſtgründe der Vernunft ſchon geſchickt ſind, einen recht ſiechen Menſchen in ſeinem Unglücke aufzurichten, kann man kürzer reden. Es kömmt alles auf zwo Fragen an. Weiß die Vernunft alle die hohen Wahrheiten, die in der Offenbahrung ſind, und weiß ſie ſolche mit ſo vieler Gewißheit und Deutlichkeit, als ohne die Offenbahrung? Man behaupte das erſte oder andere: ſo macht man die Religion zu einer überflüſſigen Sache. Da ſie aber ihre Göttlichkeit

zuge-

zugeben: ſo können ſie dieſes nicht annehmen, und alſo müſſen ſie zugleich mit behaupten, daß die Vernunft für ſich die ſtarken Troſtgründe nicht hat, welche die Religion uns an die Hand giebt. Ich glaube, daß die wenigſten von denen, die der Vernunft ſo viele Stärke einräumen, es übel mit der Religion meynen. Sie ſetzen immer die Vernunft voraus, wie ſie in uns durch den Unterricht der Religion von Jugend auf iſt gebildet worden. Kömmt es denn zur Frage: Wie viel vermag die Vernunft in dieſem oder in jenem Falle einzuſehen? ſo trennt man die Wahrheiten ſeiner chriſtlichen Vernunft auf eine unbehutſame Weiſe von dem, was wir die Wahrheiten der Religion nennen. Wir ſchlieſſen dieſe meiſtens in die Grenzen der geoffenbarten Geheimniſſe ein. Den übrigen Vorrath der Wahrheiten, den wir in uns finden, rechnen wir ſowohl ſeines Umfangs als ſeiner Ueberzeugung nach, zur Vernunft. Allein ſo müſſen wir die Kräfte der Vernunft nicht unterſuchen. Wir müſſen ihr Vermögen bey denjenigen kennen lernen, welche keine Offenbarung hatten. Wenn mir Sokrates, Plato, Seneka und andere groſſe Vernunftweiſen eben ſo hohe und eben ſo gewiſſe Troſtgründe darſtellen, als ein heiliger Paulus oder Johannes: ſo hat es mit der Stärke der

Ver-

Vernunft ſeine Richtigkeit. Aber wer kann dieſes behaupten, wenn man beyder Schriften auch nur obenhin mit einander verglichen hat? Wie zweifelt die Vernunft, wenn ſie von der Unſterblichkeit der Seele einen Ausſpruch thun ſoll! Wie viele Uneinigkeit trifft man in den Beſchreibungen des Lebens nach dem Tode an! Jeder macht es zu dem Zuſtande, der ſeiner natürlichen Gemüthsbeſchaffenheit am vortheilhafteſten iſt. Die gröſten Weiſen haben immer die Unſterblichkeit der Seelen mehr gewünſchet, als erwieſen. Und ſah es mit der Gewißheit von ſolchen Troſtgründen in den Köpfen der tiefſinnigſten Männer nicht beſſer aus: was wird die Vernunft bey den meiſten ausrichten, die ihren Verſtand wenig oder gar nicht zu gebrauchen wiſſen? Kann niemand läugnen, daß uns die Religion gröſſere Güter verheißt, als die Vernunft; daß ſie uns endlich zu einer ſtärkern Ueberzeugung bringt, als das Licht der Vernunft; kann er dieſes nicht läugnen: ſo iſt es erwieſen, daß die Religion die einzigen und wahren Troſtgründe an die Hand giebt, weil ſie, wie wir oben erinnert haben, die ſtärkſte und lebendigſte Hofnung in uns erwecket, die wir als eine angenehme Empfindung der unangenehmen in unſern Leiden entgegen ſetzen, und uns auf ſolche Art tröſten. Wenn ich den Seneka ſagen höre, daß niemand von ſeinem Po-

ſten

ſten ohne den Wink des höchſten Befehlhabers geben, daß ſich niemand das Leben ſelber nehmen ſoll; und wenn ich an einem andern Orte wieder von ihm höre, daß ein Unglücklicher, wenn es gar nicht mehr fort wollte, doch noch den Troſt übrig hätte, ſich das ſchmerzhafteſte Leben ſelber zu verkürzen: ſo kann ich mir von ſeiner Theologie und von der Ueberzeugung, die er von ſeinen Wahrheiten hat, keinen groſſen Begriff machen. Iſt die Glückſeligkeit nach dem Tode eine Belohnung der Tugendhaften: wie kann der tugendhaft ſeyn, der ungehorſam iſt, der wider den Befehl ſeines Obern handelt? Dieſes giebt Seneka ſelbſt zu. Und hat er den Troſt nicht in ſich, daß er tugendhaft iſt, wie kann er denn die Hoffnung der Belohnung haben? Iſt die Glückſeligkeit keine Belohnung der Tugend, und kann ſie der, der ſich das Leben nimmt, und wider die Tugend in den letzten Augenblicken handelt, doch noch erhalten, was iſt denn für ein Troſt in der Tugend? Hat das Laſter nicht eben ſo viel Hofnung für ſich? Ich will durch dieſes alles nicht der Vernunft ihre Ehre nehmen. Es gereicht ihr nicht weiter zur Schande, daß ſie nicht ſo weit und ſo deutlich ſieht, als die Offenbarung, als in ſo weit ſie es läugnet. Ich behaupte ferner nicht, daß die alten Weiſen durch ihre Vernunftgründe nicht zu einiger Beruhigung des Herzens hätten kommen

können. Ich ſage nur, daß ein Menſch, der die Religion nicht weiß, nie einen wahren und dauerhaften Troſt ſchmecken wird, wenn er ihn nicht durch die Religion erlangt. Er tröſte ſich mit der Vernunft, ſo gut er will: ſo wird er kaum den Vortheil von ihr haben, den ein Sokrates oder Seneka genoſſen. Sie wußten kein ander Licht, und in ſo weit konnten ſie ruhig ſeyn. Der Chriſt hat noch ein anders, und muß ſich das eine Auge verbinden, um dieſes Licht nicht zu ſehen. Er muß ſich zwingen, es für falſch oder überflüßig zu halten, damit er dem Anſehen ſeiner Vernunft aufhelfe. Allein es bleibt ihm bey dem allen noch die verdrüßliche Möglichkeit im Wege ſtehen, daß er mit ſeiner Vernunft irren, und daß vielleicht nur in der Religion die wahre Beruhigung enthalten ſeyn könne. In ſo weit glaube ich, daß ein Chriſt von der bloſſen Vernunft den Nutzen nicht haben kann, den diejenigen von ihr erhielten, welche die Religion nicht kannten.

Die dritte Art von Leuten, welche die Troſtgründe der Religion herzlich gern für gröſſer und ſtärker erklären, als die Gründe der Vernunft, und nur ſagen, daß ſie ihre Kraft nicht ſo empfinden, daß ſie zu einer wahren Beruhigung kämen, ſcheinen mehr einen Unterricht, als eine Widerlegung zu verdienen. Wir wollen uns nach ihren Umſtänden richten, und die Natur der Beruhigung, die wir aus der Religion ziehen können,

nen, genauer aus einander ſetzen, und ihre Grenzen beſtimmen.

Vor allen Dingen, was verſtehen ſie unter der Beruhigung, die ſie hoffen? Meynen ſie eine vollkommene Ruhe des Geiſtes, eine beſtändige Freudigkeit, die nie unterbrochen wird, die nie ihre trüben und heitern Stunden hat, die allezeit gleich groß iſt, und niemals durch die Ankunft neuer Schmerzen geſchwächt wird? Wollen ſie dieſe von der Religion haben: ſo verlangen ſie eben ſo viel, als wenn ſie begehrten, daß ſie die Religion zu andern Geſchöpfen machen ſollte. Der Troſt der Schrift verringert an und für ſich die Schmerzen des Leibes nicht. Schmerzen zu leiden wird uns allemal, ſo lange wir Menſchen ſind, beſchwerlich ſeyn. Dieſe bleiben wir auch, wenn wir gute Chriſten ſind; und wir werden alſo bey aller Kraft der Religionswahrheiten immer noch Unluſt des Gemüths fühlen, die aus dem Leiden des Körpers ihren Urſprung und ihre Nahrung nimmt. Wir ſagen nur, daß dieſe Unruhe nicht ſo hoch anwachſen wird, weil ihr die freudige Empfindung des Geiſtes, die durch die Troſtgründe der Schrift erwecket wird, und die in einer mächtigen Ueberzeugung von der göttlichen Liebe und unſerm ewigen Glücke beſteht, Kraft und Nahrung raubt. Wir ſagen nicht, daß die Unluſt unſers Gemüths, wenn ſie einmal gewichen iſt, nie wiederkommen wird. Wir behaupten nur, daß wie ſie durch

unſere Troſtgründe wieder beſiegen werden. Wir ſagen nicht, daß das Verlangen, geſund zu ſeyn, in uns ganz erſticken werde. Dieſes iſt ein natürlicher Trieb, den die Religion nicht ausrotten, ſondern nur mäßigen will. Erlaubt uns die Religion durch die Mittel der Arzneykunſt für unſere Erhaltung zu ſorgen: ſo billiget ſie auch die Begierde geſund zu ſeyn, und folglich wird ſie ſolche nicht auslöſchen wollen. Wir ſagen nicht, daß uns die Liebe zu dem Leben, zu den Gütern der Welt gar nicht mehr beunruhigen werde, weil wir die Unſterblichkeit und die ewigen Güter hoffen. Wir ſagen nicht, daß wir in ſiechen Tagen die Furcht und Schrecken des Todes ganz in uns auslöſchen, und bey der Annäherung deſſelben nicht mehr zittern werden. Dieſe Gröſſe des Gemüths iſt unſtreitig nur ein Antheil ſehr weniger Menſchen, die mit einem hohen Maaſſe des Geiſtes ausgerüſtet ſind. Wer alſo eine ganz vollkommene Beruhigung, eine nie unterbrochene Freudigkeit des Geiſtes, eine beſtändige Stille unſerer natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens, der Geſundheit und anderer zeitlichen Güter gehen, verſtehet, der hoffet mehr von der Religion, als ſie ihm verſpricht.

Die Beruhigung in unſern Leiden kömmt aus der Vorſtellung der Religionswahrheiten. Je gröſſer und lebendiger unſere Wiſſenſchaft und Ueberzeugung wird, deſto mehr wächſt die Beruhigung.

bigung. Allein unſere Vorſtellungen des Geiſtes bleiben nicht immer auf gleiche Art helle, deutlich und vollſtändig. Sie werden durch tauſend Dinge in und auſſer uns geſchwächt. Wie kann denn nun die Ruhe des Herzens, welche eine Wirkung von jenen iſt, immer gleich groß, gleich empfindlich bleiben?

Die ſich alſo beſchweren, daß ſie die Kraft des Religionstroſtes nicht genug fühlen, müſſen auf dieſe Anmerkung wohl Acht haben. Ja, werden ſie einwenden, wir verlangen keine beſtändige Zufriedenheit unſers Herzens in unſerm Elende. Sie kann unterbrochen werden. Aber wenn fühlen wir denn eine lebendige, eine wahre Beruhigung? Und da wir dieſe nie merken, was hilft uns die Religion zu unſerm Troſte? Wir antworten, das Maaſs unſerer Beruhigung richtet ſich nach unſerm Erkenntniſſe. Iſt es ein Wunder, daß, wo dieſes ſchwach und unzureichend iſt, auch jene ſchwach und unzulänglich bleibet. Viele haben ein geringes, ein ſeichtes Erkenntniß der Religion. Viele verſtehen die wenigen Wahrheiten, die ſie aus derſelben gefaßt, auf eine undeutliche und verworrene Art. Viele haben bey ihrer mittelmäßigen Einſicht in die göttlichen Wahrheiten einen Zuſatz von Irrthümern und falſchen Meynungen liegen, der jener ihre Kraft hemmt oder ganz verſtickt. Man darf nicht einwenden, daß gleichwohl der Geiſt

GOttes unſer Erkenntniß belebe, und daß wir bey unſerer unvollkommenen Wiſſenſchaft von der Religion dennoch zu einer lebendigen Ueberzeugung des Verſtandes kommen müßten. Es iſt wahr, ein ſchwaches und kleines Erkenntniß kann von GOtt mit einer lebendigen Ueberzeugung verknupft werden. Aber es muß doch ein richtiges und reines Erkenntniß ſeyn. Wie kann GOtt unſere Vorſtellungen von ihm, von den Wahrheiten des Glaubens, von der Tugend, mit einer vollkommenen Ueberzeugung beleben, wenn ſie an und fur ſich unrichtig ſind? Mußte er nicht auf dieſe Art unſere Irrthümer ſtärken? Die Wahrheiten der Religionswiſſenſchaft müßen eben ſo wohl mit dem Verſtande gefaßt werden, als die Lehren menſchlicher Künſten und Wiſſenſchaften. GOtt flößt uns die Ueberzeugung nicht unmittelbar ein. Er ſtärkt und belebt nur das Erkenntniß mit einer höhern Kraft, das wir uns von ihm erworben haben, und er gehet mit uns, wie mit vernünftigen Geſchöpfen um, die noch den Gebrauch ihrer natürlichen Gaben behalten. Er ſchließt unſere Mühe, unſre Kräfte bey dem Erkenntniſſe der Wahrheit nicht aus, ob er uns gleich beyſtehet. Wenn wir nun eine flüchtige Betrachtung etlicher Ausſprüche der Schrift fur die wahre Wiſſenſchaft der Religion halten; wenn wir den geringen Vorrath von göttlichen Wahrheiten, den wir in der Jugend nur mit dem Gedächt-

dächtniſſe gefaßt, und bey reifern Jahren nie erweitert, noch mit dem Verſtande geſchärft haben, für das Erkenntniß der Religion halten; wenn wir nur die Wörter und Nahmen der Religion wiſſen, nicht aber die Begriffe, die mit denſelben verbunden ſind; wenn wir zwar aus der Schrift ſagen können, daß GOtt barmherzig, gütig, weiſe, gerecht ſey, daß Glaube und Liebe uns ſeiner Gnade theilhaftig machen, und doch nicht ſagen können, was Barmherzigkeit, was Heiligkeit in GOtt, was bey uns Glaube und Liebe ſey, oder wenn wir dieſes alles nur dunkel, nur unzulänglich und mit falſchen Vorſtellungen verknüpft, oder in keinem Zuſammenhange wiſſen: wie wird unſre Seele zu einer kräftigen Ueberzeugung kommen, und wie wird dieſe Ueberzeugung durch eine göttliche Kraft zu einer lebendigen Gewißheit anwachſen und uns in unſern Leiden beruhigen können? Alles dieſes ſagt uns ſo viel, daß die Schuld, warum wir keinen wahren Troſt aus der Religion ſchöpfen, nicht an den Gründen, ſondern meiſtens an uns liege. Ihre Unwiſſenheit in göttlichen Dingen, unſer unordentliches Erkenntniß, unſere wenige Mühe, die wir auf die Religion gewandt haben, ſind die Urſachen, daß wir ihre Kräfte nicht ſchmecken. Man bemühe ſich alſo um ein richtiges und vollſtändiges Erkenntniß von göttlichen Dingen. Man ſuche es immer zu einer gröſſern Deutlich-

keit zu bringen und es mehr zu erweitern. Man wehre den vielen Vorſtellungen irrdiſcher Dinge, welche verhindern, daß ſich die Gedanken von geiſtlichen Dingen nie in unſerm Verſtande recht feſt ſetzen können. Man übe endlich die Wahrheiten der Schrift ſorgfältig aus; ſo werden ihre Troſtgründe uns gewiß mit einer lebendigen Hofnung begaben, und unſer ſieches Leben um ein groſſes erträglich machen.

Endlich kann die Schuld nicht ſo wohl in unſerm Verſtande als in unſerm Herzen liegen, warum die Religion in ſiechen Tagen entweder gar nicht, oder doch nicht ſo, wie andere, beruhiget. Viele haben ſich ein gutes und gegründetes Erkenntniß derſelben erworben; aber es iſt unfruchtbar geblieben; es iſt nie kräftig, nie überzeugend in ihnen geworden, weil ihr Herz, ihre Begierden widerſtanden, und ſich niemals, oder ſehr ſelten, nach dieſem Erkenntniſſe gerichtet haben. Hier müſſen wir das zu Hülfe nehmen, was wir oben von den Urſachen eines ſiechen Lebens erinnert haben. Zwey Leute, davon ſich der eine die Schmerzen des Leibes durch ein Leben wider die Religion zugezogen hat, der andere aber ſich eines ordentlichen und tugendhaften Wandels bewuſt iſt, werden nicht einerley Beruhigung von den Troſtgründen der Schrift zu gewarten haben. Jener, dem ſein Gewiſſen Vorwürfe macht, wird niemals zu der Freudigkeit des Geiſtes gelangen können, welche

che der andere erhält. Er wird zwar ruhig werden; er wird ſich die Verheiſſungen der Religion von ſeinem ewigen Glücke zueignen können; er wird mit dem andern ſich durch den Troſt aufrichten, daß ſein Leiden zur Wohlfahrt ſeines Geiſtes abziele, weil er vielleicht ohne daſſelbe nie zu einer Kenntniß ſein ſelbſt gelanget ſeyn würde: aber wird er wohl den Gedanken aus ſeiner Seele verbannen können, daß er ſich ſeine Schmerzen ſelbſt zugezogen hat? Wird er nicht immer mit einem geheimen Widerwillen gegen ſich ſelber eingenommen bleiben? Und wird er alſo ſo ruhig werden können, als der andere, der nichts von dieſer Unluſt empfindet, weil er ſeine Schmerzen, als eine weiſe Schickung GOttes, und nicht als eine Strafe anſieht? Unſere böſen Begierden, die wir in ſieben Tagen noch in uns ernähren, ſtehen der Beruhigung unſers Herzens oft ſo ſehr im Wege, als die Schmerzen des Leibes. Ein Menſch, der lange Jahre den Laſtern gedienet, und ſich durch die Zeit die ſchlimmſten Gewohnheiten im Böſen zuwege gebracht hat, wird zwar von ſeinem kranken Körper gehindert, in der Ausübung nicht mehr laſterhaft zu ſeyn; aber deswegen ſind ſeine Begierden noch nicht aufgehoben. Die Luſt, ſich mit Weine und ſtarken Getränke zu überladen, lebt immer noch in jenem, wenn ihn gleich das Podagra davon abhält. Kurz, ein Menſch, der bey einem zwar richtigen Er-

kenntniſſe der Religion doch ein unartiges Herz in ſeine ſiechen Tage hineinbringt, der in nichts als unerlaubten und ſinnlichen Dingen ſein Glück geſucht hat, wird ungeachtet ſeiner Wiſſenſchaft lange Zeit brauchen, ehe er an den Gutern des künftigen Lebens einen Geſchmack findet. Der ſchlimmſte Peiniger ſolcher ſiechen Leute iſt die Furcht des Todes. Könnte man ihnen die Furcht benehmen, daß ſie unter zehn Jahren noch nicht ſterben würden: ſo würden ſie in ihren Schmerzen ſehr gelaſſen werden. Wie ſollen ſie aber dieſe Furcht beſiegen? Vielleicht dadurch, daß ſie die Liebe zum Leben verringern? Und wodurch ſollen ſie dieſe, die uns ſo natürlich iſt, vermindern? Nicht durch die Gewißheit, daß ſie in dem künftigen Leben unendlich glücklich ſind? Und eben dieſe Gewißheit iſt dasjenige, was ſie noch nicht haben, was ſie ſchwer, was ſie nicht auf einmal, was ſie ohne Veränderung des Herzens, ohne oftmalige Ausübung der Tugend nicht werden erhalten können. Wie können ſie alſo in ihrem ſiechen Zuſtande eine ſchleunige, eine recht lebendige Beruhigung fordern? So lange ſie die Sache mit ihrem Herzen, mit ihrem Gewiſſen nicht ausmachen; ſo lange ſie das, was die Religion Buße heißt, nicht mit allem Eifer vornehmen und darinnen fortfahren: ſo lange werden ſie, ungeachtet ihres guten Unterrichts, den ſie ſich in der Religion durch ihre Mühe erworben haben, doch in

ihren

ihren Leiden die wahre Gelaſſenheit des Geiſtes nicht erlangen. Wie glücklich ſind diejenigen, die den Unfällen dieſes Lebens ein gutes Gewiſſen entgegen ſetzen können! Allein wie geringe iſt nicht vielleicht die Anzahl ſolcher Menſchen! Und wird alſo die Zahl der Standhaften und Getroſten unter den Siechen wohl groß ſeyn können? Werden wir uns wohl wundern dürfen, wenn wir einen elenden Landmann in ſeiner finſtern Hütte, der nichts mehr weiſs, als die nöthigen Hauptſtücke der Religion, wenn wir ihn, ſage ich, viele Jahre bey den gröſten Schmerzen der Leibes und einem armſeligen Unterhalte gelaſſen und mit GOtt zufrieden antreffen; und hingegen einen groſſen Gelehrten bey ſeiner Gründlichkeit in der Religion, deſſen Schmerzen noch lange nicht ſo groß, als jenes ſeine ſind, verzagt und troſtlos unter ſeinen Büchern finden? Jener hat von Jugend auf einen ſtillen und unſchuldigen Wandel geführt: dieſer hat das Gegentheil gethan.

Auſſer dem Unterſchiede des Erkenntniſſes in der Religion und eines guten Herzens und Gewiſſens, giebt es noch andere Urſachen, die da machen, daß die Troſtgründe der Religion in dem einen das nicht ausrichten, was ſie in dem andern wirken. Ich meyne die beſondere Gemüths- und Leibesbeſchaffenheit der Menſchen, die Verſchiedenheit der Krankheiten, mit denen ſie geplagt werden, und den Unterſchied der äuſſerli-

eben Umſtände. Wir reden hier bloß mit ſolchen Perſonen, die nicht Urſache haben, ihre Plagen des Körpers für Strafen ihrer Vergehungen zu halten.

Criton und Semmon, beyde wohl unterwieſene und aufrichtige Chriſten, tragen ſich faſt ſeit gleicher Zeit und auf gleiche Art mit beſchwerlichen Leibeszufällen, die durch keine Arzneymittel gehoben werden können. So gleich ſie ſonſt einander ſind: ſo ungleich ſind ſie einander in Anſehung ihrer Gelaſſenheit. Criton preiſet den Herrn unter der Laſt, die ihn drücket, und wartet mit unerſchrockenem Muthe auf die Auflöſung ſeines Leibes. Er braucht wenig Troſt. Er wünſcht der Schmerzen los zu ſeyn; aber nur in ſo weit, als es dem Herrn gefällt, der alles weiſe und heilig ordnet. Semmon, der GOtt eben ſo aufrichtig fürchtet, zeiget weniger Standhaftigkeit. Er klaget und weinet, wenn ſeine elenden Stunden und Nächte kommen, und zittert in ſeinen Nöthen. Er weiß gewiß, daß ihm GOtt nicht mehr aufleget, als ein barmherziger GOtt thun kann. Er weiß, daß eine unendliche Herrlichkeit ſeiner wartet. Allein er iſt von Natur empfindlicher und von Natur furchtſamer, als Criton. Er liebet das Leben, weil er die Marter des Todes ſcheut. Er ſieht den Tod als ſeine Erlöſung an; allein ſein weiches Herz erzittert vor den Vorbothen deſſelben. Der Anblick eines

Ster-

Sterbenden ſetzt ſein ganzes Herz in Aufruhr. Criton bleibt bey dem Todbette ſeines Freundes noch geſetzt, und kann ihm beyſtehen. Semnon verliert Sprache und Empfindung. Wird es möglich ſeyn, da beyde von Natur ſo ſehr unterſchieden ſind, daß die Religionsgründe in beyden einerley Wirkung hervorbringen ſollten? Hat Semnon deswegen keine lebendige Hoffnung, weil er Critons Standhaftigkeit nicht an ſich merken läßt? Murrt er deswegen wider die Schickung GOttes, weil er noch klagt und winſelt? Er iſt bereit, ſein Leiden zu tragen und das Leben aufzugeben. Dieſes iſt die Kraft der Religion. Er zittert, indem er dieſe Bereitſchaft fühlt. Dieſes iſt ein Antheil ſeiner natürlichen Beſchaffenheit, die durch die Religion nicht aufgehoben wird. Zween Helden wagen ſich beyde in den Kampf. Den einen macht die Liebe zum Ruhm, ganz unempfindlich gegen das Schrecken des Todes. Der andere ſieht bey dem Anblicke der Lorbern zugleich die blutige Gefahr, in die er ſich waget. Er fühlet einen beſchwerlichen Widerſtand. Allein er ſtreitet bey ſeinem blaſſen Geſichte doch tapfer und muthig. Wird man ihn deswegen für keinen Helden halten, den die Begierde, ſeine Schuldigkeit zu thun, und der Ruhm des Siegs beleben?

Setzet man zu der Verſchiedenheit der Gemüthsarten noch die Verſchiedenheit der Schmerzen hinzu, die dieſer oder jener empfindet: ſo

muß die Beruhigung noch ungleicher werden. Es giebt gewiſſe Leibesbeſchwerden, welche die Seele mehr angreiffen, als andere. Ein elender Hypochondriſt, der bey einem bangen Gefuhle in ſeinem Körper nie recht zu einer völligen Freyheit ſeines Geiſtes gelangen kann, der ſich wider ſeinen Willen mit traurigen Vorſtellungen herumträgt, die durch eine verderbte Einbildung unterhalten werden, wird durch alle Gründe der Religion nie zu der Ruhe gelangen, zu der ein andrer kömmt, der nur an dieſem oder jenem Theile des Leibes angegriffen wird, ohne daß die Nerven, durch welche unſere Lebensgeiſter wirken, gewaltſam leiden. Es giebt ferner in ſiechen Stunden ſo heftige Schmerzen, welche unſre Seele zu gar keiner deutlichen Vorſtellung kommen laſſen. Wer in dieſen Stunden, gegen einen andern ſiechen Menſchen gehalten, troſtlos ſcheinet, kann deswegen noch ſehr ſtandhaft heiſſen. Eben ſo wie einer, der in einer Ohnmacht liegt, doch das Leben noch hat, ob man gleich die ordentlichen Zeichen deſſelben nicht mehr wahrnimmt. Man kann ſich ſolche Fälle leicht ſelber erdenken.

Auch die äuſſerlichen Umſtände können machen, daß unſere Troſtgründe hie mehr, dort weniger Ruhe nach ſich ziehen, ohne daß die Schuld an ihrer innerlichen Kraft liegt. Wer nicht allein mit den Schmerzen des Leibes, ſondern auch mit Mangel und Durftigkeit zu ſtreiten hat; wer,

weil

weil er ſiech iſt, zugleich die Seinen dürftig und kummervoll ſieht; wer wenig Hülfe von Freunden, wenig Wartung, wenig Bequemlichkeit genieſſt, wenig ſtärkende Mittel, wenig gute Arzneyen brauchen kann, der muß mit einem andern nicht verglichen werden, bey dem alle dieſe Dinge nicht ſind. Wer durch die Bande der Natur und Zärtlichkeit mit edlen Freunden, mit einer liebenswürdigen Gattinn, mit wohlgerathenen Kindern verknüpft iſt, wird ſich ſchwerer von der Liebe zum Leben losmachen, und alſo nicht ſo bald, oder ſo ſehr beruhiget werden können, als einer, der wenig an die Welt gebunden iſt.

Indeſſen kommen doch alle ſiechе Perſonen darinnen überein, daß ſie die Liebe zum Leben verringern müſſen, wenn ſie ruhig werden wollen. Sie ſehen alle auf gewiſſe Weiſe den Tod vor ſich, und ſie fürchten ihn ſo lange, als ſie zu leben wünſchen. Ihre Leibesſchmerzen werden durch dieſe traurige Furcht oft vermehrt, oft unterhalten. Und bey vielen würde doch die Munterkeit des Geiſtes eine Wirkung in den Säften des Körpers hervorbringen, welche alle Arzneyen nicht ſchaffen. Die Liebe zu dem Leben läßt ſich durch nichts andrs, als durch die Hofnung eines viel gröſſern und dauerhaftern Gutes durch das künftige Leben beſiegen. Die Vernunft kann kein kräftiger Mittel erſinnen, als dieſes iſt, das uns die Offenbarung vorſchlägt. Und man entſchlieſſe

ſich

ſich kurz, entweder wie ruhig bey ſeinen Plagen zu werden, oder ſich dieſes Mittels zu bedienen. Es iſt kein andrer Weg, dieſe Hoffnung entweder zu erhalten, oder wenn, man ſie hat, in ſich zu verſtärcken, als der Weg der Religion.

Und ich weiſs nicht, wie es möglich iſt, daſs man ſich von der Vortreflichkeit derſelben nicht überzeugen kann, da es an und für ſich ſo leicht iſt. Zeigt ſie die Mittel, wie mann hie ruhig und zugleich ewig glücklich werden kann, was kann denn vortrefflichers erdacht werden? Was kann unſerer Liebe, unſerer Hochachtung, unſers Gehorſams würdiger ſeyn, als eine ſolche Anweiſung, die ſo genau mit dem Wunſche aller Menſchen übereinſtimmt?

Wenn uns die Religion die Liebe zum Leben unterdrücken hieſſe, bloſs um uns unempfindlich zu machen: ſo wäre ſie etwas grauſames. Allein ſie will uns ſolche nur in ſoweit benehmen, als ſie uns an der Zufriedenheit hindert. Wir müſſen ſterben; dieſes iſt gewiſs. Wir wollen gern leben; dieſes iſt eben ſo gewiſs. Beydes ſteht einander im Wege. Das erſte kann nicht geändert werden. Alſo muſs das andere, das Verlangen zum Leben, gemindert werden, wenn wir nicht alle Augenblicke in Furcht und Unruhe ſtehen wollen. Dieſes iſt die Abſicht der Religion. Wie weiſe führt ſie ſolche aus! Sie zeigt uns, daſs dieſes flüchtige Leben gar nicht das gröſte Gut ſey, daſs noch

ein

ein weit herrlicher Leben auf uns warte. Zu dieſem erweckt ſie unſere Hoffnung unter gewiſſen Bedingungen, und begleitet dieſe Hoffnung mit einer Ueberzeugung des Geiſtes, die ſo gewiß iſt, als das Zeugniß der äußerlichen Sinne. Durch dieſe Hoffnung ſchwächt ſie unſre Liebe zu dieſem Leben, und alſo auch unſere Begierden nach den Gütern, die dieſes Leben koſtbar machen. Sie benimmt uns tauſend nagende Sorgen, tauſend unruhige Vorſtellungen, tauſend vergebliche Bemühungen und Laſten, indem ſie uns der Liebe zum Leben entzieht. Sie belohnet uns für dieſe Einbuſſe mit dem Vorſchmacke eines viel herrlichern Glücks. Sie vermindert unſre Furcht vor dem Tode, indem ſie uns ihn von ſeiner angenehmen Seite zeigt, und uns ihn, als einen nothwendigen Beförderer, und nicht als einen Störer unſers Glücks vorſtellet. Der muß die Natur des menſchlichen Herzens, und die Kraft der Religion gar nicht kennen, wer ſich ohne ſie einen wahren Troſt in den Plagen des menſchlichen Lebens verſprechen will.

Es iſt alles gut, werden viele von den Elenden ſagen, wenn wir nur auch dieſe Hoffnung, dieſe lebendige Vorſtellung der künftigen Glückſeeligkeit recht in unſer Herz bringen könnten. Iſt dieſe Hofnung nicht eben das, was die Schrift den Glauben nennt, und iſt der Glaube nicht ein Geſchenk GOttes? Iſt dieſes der ganze Einwurf:

ſo

ſo iſt er bald geboben. GOtt erweckt, GOtt belebt dieſe Hoffnung in unſerm Herzen; aber nicht durch Wunder, nicht durch eine unmittelbare Eingebung, nicht wider unſern Willen. So viel iſt gewiß, je mehr wir uns bemühen, ſie zu überkommen, deſto mehr werden wir ſie erhalten. Je weniger wir es uns angelegen ſeyn laſſen, ſie in unſere Gewalt zu bringen, deſto weniger wird ſie uns GOtt geben können. Haben wir einen richtigen Begriff von der Güte Gottes: ſo können wir nicht zweifeln, daß er bereit ſey, uns dieſe Hoffnung ſo bald zu ſchenken, als er kann. Er kann aber nicht eher, als bis wir die natürlichen Kräfte des Verſtandes und Willens anwenden, alles aus dem Wege zu räumen, was uns an der Erhaltung dieſer Hoffnung hindert, und alles das zu thun, wodurch ſie uns zu theil werden kann. Was darf uns das beunruhigen, daß die Hoffnung, von der wir reden, ein Geſchenke GOttes iſt? Haben wir nicht mit dem liebreichſten, mit dem gerechteſten Weſen zu thun, das von keinen menſchlichen Abſichten in der Austheilung dieſes Geſchenks aufgehalten wird, das ſeine Glückſeligkeit darinn ſucht, ſeine Geſchöpfe glücklich zu machen, wenn ſie nur ihr Glück von ſeinen Händen annehmen wollen; dem es keine Mühe koſtet, uns dieſes Geſchenk zu überliefern? Aber ich thue alles, ſpricht Theokles, was ein Vernünftiger nach der Offenbarung anwenden ſoll,

ſoll, ſich dieſen Schatz zu erwerben. Es ſind nicht Tage, nicht Monate, es ſind Jahre verſtrichen, daß ich dieſer Beſchäftigung, mich in meinem Elende durch die Hoffnung der Ewigkeit aufzurichten, aufrichtig nachgehangen habe. Und gleichwohl fühle ich ihre Gegenwart nicht. Iſt kein Betrug in dieſem Bekenntniſſe: ſo iſt Theokles ſeiner Hoffnung näher, als er glaubt. Sie bricht eben ſo wenig auf einmal an, als der Tag. Sie wächſt, ohne daß wir ihren Anwachs ſtuffenweiſe merken; aber wenn ſie zu der nöthigen Höhe gelanget iſt: ſo werden wir ihre Gegenwart eben ſo gewiß fühlen, als wir um die Mittagszeit die volle Wärme der Sonne empfinden, ob wir ihre Annäherung gleich nicht den Graden nach deutlich verſpüret haben. Allein kann mir Gott den Genuß dieſer Hoffnung nicht, ungeachtet aller meiner Bemühung, aus gerechten Abſichten zurück halten? Ja, aber bloſs deswegen, damit du ſie deſto höher ſchätzen, und wenn du ſie bekömmſt, ſie deſto ſorgfältiger bewahren ſollſt, je länger und ſtärker du nach ihr verlanget haſt. Kurz, wenn die Schuld nicht an dir liegt: ſo kann GOtt nichts abhalten, dir ſie itzt nicht zu ſchenken, als ſeine Güte und dein Glück. Meynet es wohl ein Regent mit ſeinem Unterthan übel, wenn er ihm die Freyheit, um die er heute bittet, erſtlich nach einigen Jahren ſchenkt, weil er zum voraus ſieht, daß er, wenn er die Knechtſchaft

ſchaft weniger gefühlt hätte, die Freyheit mit Verluſt ſeines Lebens misbrauchen würde? Aber wo weiß ich denn, ob ich mich zu dieſer Hoffnung nicht ſelbſt durch mein Verhalten untüchtig gemacht habe? Ob es nicht ſchon zu ſpät iſt, ſie zu überkommen? Ob Gott noch bereit iſt, ſie mir zu ſchenken? Ich antworte, aus eben denen Unruhen kannſt du es wiſſen, die du fühleſt, welche, wie die Dämmerung vor dem Tage, vorher zu gehen pflegen. Du muſt erſt unruhig werden, ehe du ruhig ſeyn kannſt. Und wenn dieſe Unruhe mit einer aufrichtigen und kräftigen Begierde verbunden iſt, alles das zu thun, was die Religion gebeut: ſo iſt ſie keine Wirkung des natürlichen Triebes, glücklich zu ſeyn, der uns auch ohne Glauben und Liebe zu äuſſerlich guten Thaten antreiben kann, ſondern eine Frucht der Religion, und alſo ein Pfand deiner Hoffnung, die, wo nicht eher, doch gewiß mit der Annäherung des Todes ſtärker von dir gefühlet werden wird.

Ja, wendet man ein, wie kann ich denn bey meinem ſiechen Leben das thun, was die Religion gebeut? Gehört zu der Ausübung ſolcher heiligen Pflichten nicht ein heiterer und unbeſchwerter Geiſt, und ein geſunder und brauchbarer Körper? Wie kann ich alſo durch meine Tugend meine Hoffnung ſtärken, da ich wenig Gelegenheit zur Tugend mehr habe? Wie kann ich

andern nützlich ſeyn, andern dienen, da ich ihnen und mir vielmehr zur Laſt bin? Iſt deine verdorbene Geſundheit keine Folge deiner Vergehungen: ſo iſt dieſer Einwurf ſchwach. Es iſt eben ſo viel, als wenn dir Gott nicht mehr Kräfte gegeben hätte. Folglich wird er auch keinen höhern Gebrauch von dir fordern, als deine Kräfte verlangen. Man wende ſie nur aufrichtig an: ſo kann man ſo tugendhaft ſeyn, als ein Geſunder. Niemand iſt ſo ſiech, daß er nicht gewiſſe Stunden und Tage frey von ſeiner Plage wäre. Man gebrauche dieſe Stunden zu ſeinem und anderer Beſten: ſo wird man die heiligſten Pflichten noch ausüben können. Das ſind nicht allemal die größten Tugenden, die groß in die Augen fallen, und die Mühe verrathen, die ſie gekoſtet haben. Man kann groſſen Bedienungen mit aller Sorgfalt vorſtehen; man kann den Freunden, dem Nächſten, der Republik groſſe Dienſte leiſten, und doch in der That nichts thun, als ſeiner Ehrbegierde, ſeiner Geldſucht und ſeinen übrigen Begierden dienen. Hingegen kann man in einem kleinen Bezirke, unter wenig Menſchen, die nützlichſten Geſchäfte vornehmen, und die edelſte Tugend ausüben, ob man gleich, nach der Sprache der Welt, unnütze und müſſig zu ſeyn ſcheint. Ein ſiecher Menſch mag auf ſich oder andere ſehen: ſo wird es ihm nie an Gelegenheit zur Tugend fehlen. Will er ſeinen Verſtand, will er

ſeinen

ſeinen Willen verbeſſern: ſo wird er ſich die guten Augenblicke durch Nachdenken, durch das Leſen der Bücher zu Nutze machen. Wer hat mehr Gelegenheit, als er, ſich von der Flüchtigkeit, von der Eitelkeit, von dem geringen Werthe aller der Güter zu überzeugen, die uns ſo vielen unnöthigen Schweiß auspreſſen, ſo viel ſchlafloſe Nächte koſten, ſo viel unerlaubte Thaten abzwingen, und zehn neue Begierden in uns erwecken, wenn ſie eine befriediget haben? Und wer kann ſein Glück beſſer befördern, als derjenige, der das Scheinglück recht kennt? Kann man ſeinen Geiſt nicht über die ſichtbaren Dinge erheben, wenn man gleich nicht vollkommen geſund iſt? Kann man ſich keine hohen Bilder von der Gröſſe des Schöpfers, von der Liebe des Erlöſers machen, die uns antreiben, im Herzen ihm ähnlich zu werden? Hat ein Siecher in ſeinem entkräfteten Herzen keine Feinde, keinen Neid, keinen Stolz, keine Eigenliebe, keinen Haß, keine Unverſöhnlichkeit, kein murriſches und unfreundliches Weſen zu beſtreiten? Hat er keine Gelegenheit zu den Tugenden der Geduld und Gelaſſenheit? Kann er nicht noch keuſch, nicht noch mäſſig, nicht noch demüthig ſeyn? Kann er das Vertrauen auf die Hülfe der Allmacht nicht in ſich vermehren? Kann er mit einem Worte die Liebe zu Gott, die Mutter aller wahren Tugenden, nicht in ſich verſtärken? Und wenn er alles dieſes kann, wird

er

er wohl vergebens auch in Anſehung anderer Menſchen leben? Wird er ſie nicht ſchon durch ſein Beyſpiel unterrichten und verbeſſern? Würden viele, die um ihn leben, wohl zu mancher ernſthaften Betrachtung kommen, wenn ſie nicht ſeine Geduld ſähen, und nicht bey ſeinem Elende an die Ankunft ihres eignen dachten? Kann ich, wenn ich ſiech bin, nicht andern noch guten Rath geben, wie ſie ihre innerliche und äuſſerliche Wohlfahrt befeſtigen ſollen? Kann ich mir die Auferziehung eines jungen Anverwandten nicht angelegen ſeyn laſſen? Und leiſte ich der Republik keinen wichtigen Dienſt, wenn ich ihn durch Wahrheit und Tugend zu einem nützlichen Mitgliede derſelben mache? Muß man denn allemal ein öffentliches Amt verwalten können, wenn man nützliche Thaten verrichten will. Wie viel Pflichten giebt es in unſern Häuſern, die wir als Väter, als Lehrer, als Verwandte, als Menſchenfreunde, ausüben können, wenn gleich unſere Geſundheit nicht die beſte iſt! Und wer wird mehr Eifer zu dieſen Pflichten fühlen können, als eben derjenige, der durch die Vorbothen des Todes erinnert wird, etwas Gutes nicht aufzuſchieben? Kann ich, wenn ich Vermögen habe, nicht liebreiche Anſtalten machen, die Noth und den Unterhalt der andern zu erleichtern? Kann ich nicht, wenn ich keines habe, doch andern mit meinem Anſehn, mit meinen Vorbitten dienen, und mich in meinen begüterten Verwandten zum unbekannten Wohlthäter manches Elenden machen?

Wie

Wie kann man ſich alſo beklagen, daß man bey dem Verluſte der Geſundheit nicht mehr im Stande wäre, etwas Gutes zu ſtiften, oder Tugenden auszuüben? Man ſorge nur für den guten Willen. An Gelegenheiten wird es uns bis auf den letzten Augenblick nicht mangeln. Und ſelbſt durch unſern gelaſſenen und freudigen Tod werden wir uns die Umſtehenden noch verbinden, und ihre Herzen auf viele Jahre noch rühren können, mit Ernſt an dieſes wichtige Geſchäfte zu denken. Wer alſo in ſeinen geſunden Tagen nachläſſig und unordentlich gewandelt, hat noch Gelegenheit, das Verſäumte auf andre Weiſe gut zu machen. Und wer tugendhaft gelebt hat, ehe er ſiech geworden iſt, wird nicht verhindert, es ſo gut zu ſeyn, als ein Kranker es ſeyn kann. Will man nun ſeine Hoffnung, ſeine Freyheit, ſeine Gelaſſenheit ſtärken: ſo iſt keine beſſere Nahrung dazu als die Ausübung der Tugend, die, wenn ſie mit redlicher Abſicht erfüllet wird, etwas ſüſes in unſerm Herzen zurück läßt, das ſich mit der Hoffnung der künftigen Glückſeeligkeit vortreflich vereiniget. Und niemand mache ſich Rechnung auf die Beruhigung, der den Rath der Religion in ſeinen ſiechen Tagen nicht hört. Wie glücklich ſind endlich diejenigen, die ſich bey geſunden Jahren ſchon um die Ruhe des Geiſtes bemühen, die ihnen unentbehrlich iſt, wenn ſie um das liebſte Gut der Welt, um ihre Geſundheit, kommen ſollten!

* * *

Sämtliche Schriften

Herrn

C. F. Gellerts.

Achter Theil.

Fabeln
und
Erzählungen.

Erſter Theil.

von

Herrn C. F. Gellert.

Mit Kupfern.

Mit des hohen Standes Bern
Privilegio.

Bern, 1774.
Verlegts Beat Ludwig Walthard.
und zu finden
in Amſterdam
bey Johannes Schreuder.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK
BERLIN

Nachricht und Exempel von alten deutſchen Fabeln.

Die Bemühungen, welche unſere Vorfahren ſeit einigen Jahrhunderten auf die Fabeln gewandt haben, ſind, meiner Meynung nach, eben nicht ſo geringe, daſs ſie nicht einige Aufmerkſamkeit verdienten. Und wenn ich zum voraus ſetze, daſs viele von meinen Leſern nicht Gelegenheit gehabt haben dürften, ſich in den Fabeln unſrer Alten umzuſehn: ſo hoffe ich, es werde ihnen nicht unangenehm ſeyn, wenn ſie hier einige Proben von ihrer Schreibart finden.

Es gereicht der Äſopiſchen Fabel überhaupt zur Ehre, daſs ſie faſt bey allen Völkern, und

zwar zu verſchiednen Zeiten, ungemein vielen Beyfall und viele Hochachtung gefunden hat. Sie iſt unſtreitig die älteſte Spur des menſchlichen Witzes. Sie war in den meiſten Ländern, ehe die Wiſſenſchaften dahin kamen, und ſie vertrat in den Zeiten der Unwiſſenheit bey dieſem und jenem Volke faſt ganz allein die Stelle des Witzes und der Moral. Sie erhielt ſich bey ihrer Ehre, da die Wiſſenſchaften aufgien en; und eine Erfindung, die Barbaren gefallen hatte, gefiel auch geſitteten und witzigen Völkern, und ward unter ihren Händen immer mehr verſchönert. Meine Leſer würden Urſache haben, von meiner Dienſtfertigkeit nicht zum beſten zu urtheilen, wenn ich dieſes erſt erweiſen wollte. Wer bey einer Sache, die niemand läugnet, mehr thut, als daſs er ihrer erwähnt, der muſs entweder Luſt haben, etwas vergebliches zu unternehmen, oder die Ehre ſuchen, ſeine Beleſenheit auch zur Unzeit zu zeigen. Eben der Æſopiſche Witz, den das den Wiſſenſchaften günſtige

Deutſch-

Deutſchland itzt liebt, ward von den Deutſchen ſchon hochgeſchätzt, ehe ſie die Wiſſenſchaften noch kannten; und die Fabel gefiel ihnen, bevor ſie die Regeln der Kunſt wuſsten. Dieſes beweiſen unter andern die ſehr alten Fabeln eines Ungenannten, von welchen ich itzt reden, und zugleich einige Exempel anführen will. Ich meyne diejenigen Fabeln, welche uns der Herr Doktor und Profeſſor der Philoſophie zu Straſsburg, Johann George Scherz, in zehn Diſputationen, die er von 1704. bis 1710. gehalten, aus einem alten Manuſcripte geliefert, und mit einigen kritiſchen und moraliſchen Anmerkungen verſehen hat. Er hat von den Fabeln des alten Ungenannten ein und fünfzig Stcüke herausgegeben *. Es iſt nach denen Umſtänden, die Herr Scherz angiebt †, ſehr wahrſcheinlich,

* Eben dieſe Fabel hat man in einem papiernen Manuſcripte auf der Bürgerbibliothek zu Zürich. S. die Sammlung geiſtvoller Schriften VII. St. 48. f.

† S. SCHERZII Philoſophiæ moralis Germanorum medii ævi ſpecimen primum.

daſs dieſer Ungenannte zu Kaiſer Friedrichs II. Zeiten gelebt hat. Und wenn wir auch ſonſt keine Merkmale hätten: ſo würden uns doch die Beſchaffenheit der Sprache und Orthographie, und die nachdrückliche und kräftige Schreibart, deren ſich dieſer Dichter bedient, ſchon überführen, daſs er nicht lange nach den guten Zeiten Friedrichs Barbaroſſæ gelebt haben könnte. Damals war die deutſche Poeſie nicht allein an den Höfen ſehr gelitten, ſondern auch ſelbſt eine Beſchäftigung der Fürſten und groſſen Herren; und hiedurch gelangte ſie zu einer gewiſſen Stärke und Anmuth, deren ſich die nachfolgenden Jahrhunderte bis auf Opizens Zeiten nicht haben rühmen können. Und vielleicht hätte ſich aus den alten Dichtern keiner beſſer zu einem deutſchen Fontaine geſchickt, als unſer Ungenannter, wenn er in unſern Zeiten hätte leben ſollen. Einem Manne, der in der Art, die Æſopiſchen Fabeln poetiſch zu erzählen, vermuthlich unter ſeinen Landsleuten der erſte geweſen iſt;

der alſo weder an einheimiſchen Exempeln, noch an den Regeln, einen Beyſtand gefunden hat, und doch mitten in der Finſterniſs ſo glücklich geweſen iſt, die Spuren der Natur und des Schönen zu treffen; einem ſolchen Manne, ſage ich, kann man ſehr leicht zutrauen, daſs er in ſeiner Art vortrefflich müſste geworden ſeyn, wenn er die Hülfe der neuern Zeiten genoſſen hätte. Es gehet ſeinem unbearbeiteten Witze wie einem ungeſchliffenen Demante; er läſst, wie dieſer, hin und wieder einige Stralen ſchieſſen, und es hat, um ihn in ſeinen völligen Glanz zu ſetzen, nichts als die Kunſt gemangelt, welche ihm das Rauhe und Grobe hätte abnehmen ſollen. Wer alſo groſsmüthig genug iſt, ſich nicht durch die Beleidigung irre machen zu laſſen, die ſeine ſchwäbiſche Mundart zärtlichen Ohren anthut; wer billig genug iſt, es den ordentlichen und edlen Zügen eines Geſichts nicht entgelten zu laſſen, daſs die Haut mit vielen Sommerſle-

cken beſprenget iſt; kurz, wer mehr auf die Art, wie er erzählet hat, als auf die Worte ſieht, und ihn, indem er ihn lieſst, in Gedanken in unſere Sprache überſetzet, dem wird unſer Fabeldichter bey aller ſeiner Einfalt vielleicht beſſer gefallen, als verſchiedene, die vier Jahrhunderte ſpäter ſich in dieſes Feld gewagt haben. Ein abwechſelndes Sylbenmaaſs in langen und kurzen Füſſen, ein ordentlicher Abſchnitt, und andere in unſerer Proſodie gebräuchliche Dinge waren damals unbekannt. Man darf alſo dieſes nicht von ihm begehren. Genug, daſs er weit wohlklingender ſchreibt, als man vor Opizen ſchrieb. Endlich muſs man auch bedenken, daſs wir die eigentliche Bedeutung, den Nachdruck und die Kraft vieler Wörter nicht genug verſtehen; daſs viele von ſolchen Wörtern, wenn ſie auch heut zu Tage noch gebräuchlich ſind, doch entweder mehr oder weniger zu bedeuten angefangen haben, und daſs alſo oft eine alte Stelle, die uns matt und un-

kräftig

kräftig, oder ſonſt nicht zulänglich ausgedrückt zu ſeyn ſcheinet, dennoch kräftig, poetiſch und richtig gegeben ſeyn kann. Wer ſich in alle dieſe Umſtände ſetzet, wenn er den Winsbeck und andere alte gute Dichter lieſt, der wird ihre ungekünſtelte Anmuth im Leſen empfinden, und da lebhafte und richtige Gedanken wahrnehmen, wo andere nichts als verlegene Wörter und matte Vorſtellungen ſehen. Der Leſer mag nunmehr aus folgenden Exempeln ſelbſt urtheilen, ob ich den ungenannten Fabeldichter mit Recht gelobet habe. Das erſte Exempel mag die Fabel von dem Löwen und der Maus ſeyn. Ich will mir die Freyheit nehmen, und Commata und Punkte dazwiſchen ſetzen, damit man den Verſtand leichter finden könne.

Eins tages ein Louwe ſich erging
In eim walde, da er fing
Ein Muſz, die wollt er getöttet han
Sie ſprach: Herr louwe, lant mich gan!

Was eren mag ein Künig bejagen,
Ob von Ime ein knecht wurt erſlagen?
Des er gewalt hat, wan er wil.
Iſt Im das ein ere? das iſt nit vil.
Was groſſer künheit mag das geſin,
Ob ein louve ein muſelin
Ertötet? der hat eren me,
Der geſchaden mag, und nit tut we.
Loſſent ir mich Herr geneſen!
Ich mag uch wol nuz weſen,
Und mag uch keinen ſchaden tun,
Noch minder dann ein arn * ein hün.
Der louwe lieſz ſin zurnen ſin,
Und lieſz gon das muſ lin,
Des wart es innerlichen fro.
Ich will es uch danken, ſprach es do.
Na wart es nit lange geſpart,
Das der louwe gefangen wart
In eim garn, das was ſtark.
Er hett geben duſent Marg,

* Ar, *Adler.*

Das

Das er daruſs wer g weſen,
Er wonde ſicher, nit geneſen.
Da er alſo gefangen lag,
Da kam die muſz, ee dann der tag
Uſſging, zu dem louwen hin.
Sie ſprach: Gott gruſz uch, herr myn,
Was clagent ir? Was iſt uwer tot?
Ich bin gefangen uſſ den tot,
Sprach der louwe zu der muſz.
Sie ſprach: Herr ir komment wol uſz;
Ich hilff, daſs ir blibent by dem leben;
Wann * ir hant mir das myn geben.
Was ſoll ich uch nu me ſagen?
Die muſz geriet † das garn nagen
Und mit den zenen biſſen,
Und ouch garn zerriſſen
Einzwey, da wart das loch groſz:
Den louwen das nit verdroſz.

* *Weil.*

† *Fieng an.*

Vil balde er ſich dannen macht.
Der muſe det er acht *
Fruntlich er ir dancken began,
Sie ſprach: Ich hab gern getan.

Gedenkent wie der gewalt ſy,
Dem miltigkeit nit wonet by.
Gewalt erbermde † ſoll han;
An gewalt ſol tugent ſtan.
Der groſz dem mindern ſol vertragen,
Nutze mag er ſin, der nit mag ſchaden.

Die natürliche Einfalt, mit welcher unſer Autor erzählet, hat, nach meiner Empfindung, etwas ſehr angenehmes bey ſich. Man ſieht nichts gekünſteltes, und auch nichts froſtiges. Er iſt nicht ſo kurz, daſs er ängſtlich würde, und auch nicht ſo wortreich, daſs er viel müſſiges ſagte, wenn man etliche wenige Zeilen ausnehmen will. Seine Moralen bringt er mit einer treuherzigen Mine vor, und

* *Er bezeugte der Muse Hochachtung.*
† *Erbarmung.*

und verbindet ſie gut mit der Handlung der Fabel. Die Anrede, welche die Maus an den Löwen hält, iſt ſo kräftig, und ſchickt ſich zu den gegenwärtigen Umſtänden ſo gut, daſs man nicht ſieht, was ſie beſſers hätte ſagen ſollen. Herr Löwe, laſt mich gehn! Was mag wohl ein König für Ehre erjagen, wenn er einen Knecht erſchlägt? Daſs er Gewalt hat, wenn er will, iſt ihm das eine Ehre? Mag das wohl eine groſſe Kühnheit ſeyn, wenn ein Löwe eine Maus erſchlägt? Der hat mehr Ehre, der ſchaden kann, und es doch nicht thut.

Man höre dagegen die ſpitzfindigen Betrachtungen, welche der Löwe bey dem lateiniſchen Anonymus in eben dieſer Fabel anſtellet, und welche ſich vermuthlich auf die Vorſtellungen beziehen ſollen, die ihm die Maus zuvor gethan hat.

Si nece dignetur murem leo, nonne leoni
Dedecus & muri cœperit eſſe decus?

Si

Si vincat ſummus minimum, ſic vincere victi eſt.
Vincere poſſe decet, vincere crimen habet.
Si tamen hoc decus eſt; ſi laus, ſi vincere; laus hæc
Et decus hoc, minimo fiet ab hoſte minus.
De pretio victi pendet victoria: victor
Tantus erit, victi gloria quanta fuit.

Dieſe epigrammatiſche Rede des Löwen, dieſe künſtliche Wiederholung der Worte in Gegenſätzen, iſt von der edlen Einfalt weit entfernet, mit welcher der Deutſche ſeine Maus ungezwungen, und doch nachdrücklich reden läſst.

Man halte ferner dieſe alte Fabel gegen eine, die in unſerm Jahrhunderte aufgeſetzt iſt, und ſehe, ob der alte Fabeldichter den neuern nicht unendlich beſchämet.

In Riederers *Fabeln Äſopi, die zu Coburg 1717 herausgekommen ſind, wird die Fabel*

Fabel von der Maus und dem Löwen alſo erzählet:

Ein Löw, müd von der Hitz und Lauffen,
Legt ſich im Schatten in das Grun,
Indem er ſchläft, ſo kommt ein Hauffen
Mäuſs über ſeinen Rücken hin,
Drob eine, gleich da er erwachte,
Er zwiſchen ſeine Klauen brachte.

Die arme bat ganz unterthänig
Um Gnad, Quartier, und um Pardon,
Sie ſprach: Was ſolch ein groſſer König
Der wider ſie zürn, hab davon,
Sein Grimm ſollt, den er nur mögt ſparen,
Gleichwohl in gröſsre Thiere fahren.

Der Löw gedachte, daſs ihm dieſe
Nicht viel Reſpekt und Ruhm verhieſs,
Wenn er ein ſolch klein Thier zerrieſe,
Und ſich ſie etwan ſchmecken lieſs,
Drum war er in ſich ſelbſt erbötig,
Und lieſs ſie gleich drauf loſs und ledig.

In wenig Tagen drauf ſo rennte
Beſagter Löwe durch den Wald,
Er fiel in Strick und Garn behende,
Er brullte, daſs es wiederhallt:
Allein ſein Vorſatz blieb dahinten,
Er konnte keinen Ausgang finden.

Die Maus hört ihn erbärmlich brüllen,
Lauft zu und kennt ihn an der Stimm,
War er ihr unlängſt nun zu Willen,
Das ſie bemerkte interim,
Kommt ſie zum Garn, und ſucht die Knöpfe,
Daſs er immittelſt Luft nur ſchöpfe.

Als ſie dieſelbe nun gefunden,
So naget ſie ſie hurtig ab,
Wodurch ſie in denſelben Stunden
Dem Löwen die Befreyung gab,
Denn ihm iſt alſofort gelungen,
Daſs er aus dem Arreſt entſprungen.

Iſt di· Fabel aus dem dreyzehnten oder vierzehnten Jahrhunderte nicht ein rechtes Meiſt er-

ſterſtücke, gegen die Arbeit des neuen Dichters gerechnet? Ich glaube, daſs der Leſer das alte Schwäbiſche lieber zehnmal leſen wird, als des neue undeutſche Deutſche einmal. Dort höret man, ungeacht der rauhen Sprache, doch einen Dichter reden, hier aber, ungeacht des Sylbenmaſſes, nur einen Reimer.

Das andere Exempel mag die Fabel von dem Raben und Fuchſe ſeyn.

Ein Fuſz hungern began;
Under ein hohen bom er da kam,
Uff den ein Rap kam geflogen
Mit eim keſe, den er einer frouwen
Genommen und gerobet da.
Des wart der fuſz ummaſſen fro.
Da Ine der fuſz erſt erſach,
Mit glatten worten er da ſprach,
Got gruſz dich, lieber herr myn,
Uwer diener wil ich ſin,
Und immer weſen uwer knecht,
Das dunket mich billig und recht.

Ir ſind edel und ſo rich,
Kein ſogel mag uch ſin glich
In allen kunigrichen.
Ich wene * uch müſe entwichen
Der ſperwer und ouch das ſelkelin,
Des habichs und ouch des pfowen ſchin.
Süſſe iſt uwer kelen ſchal,
Uwer ſtyme hört man uberal
In dem walde erclingen,
Wann ir geratten ſingen;
Des hab ich wol genommen war.
Der rap ſprach, du ſageſt war.
Nun ſingent lieber herr myn;
Da ſprach der rap, das ſoll ſin.
Er lieſz ſin ſtym uſz und ſang,
Das es durch den walt erclang.
In dem ſange empfile im do
Der keſe, des wart der fuſz vil fro.
Des lobs mus der rap mit ſchaden entgelten
Und im was das lob nit gut, als eln ſchelten.

Die

* Wenen, *glauben*, *dafür halten*.

Die Schmeicheley en, welche der Fuchs dem Raben macht, klingen rechtartig. Gott grüſs euch, mein lieber Herr, euer Diener will ich ſeyn, und immer euer Knecht bleiben. *Was fehlt dieſem Compliemente? Nun fängt er an, ihn recht poetiſch zu loben.* Ihr ſeyd edel und liederreich. Kein Vogel mag euch in allen Königreichen gleich ſeyn. Nach meinen Gedanken muſs euch der Sperber und der Falke weichen, die Schönheit des Habichts und des Pfauen. Süſs iſt eurer Kehlen Schall, eure Stimme hört man überall in dem Walde erklingen. *Dieſes iſt, wie mich deucht, eine ſehr poetiſche Stelle. Man ſtelle ſich vor, wenn der Dichter in unſern Zeiten geredet hätte, ob er nicht faſt eben das geſagt haben würde, was* La Fontaine *ſaget :*

Eh bon jour, Monſieur le Corbeau,
Que vous êtes joli! que vous me ſemblez
beau!

Sans

Sans mentir si vôtre ramage
Se rapporte à vôtre plumage
Vous êtes le Phœnix des hôtes de ces bois.

Die Sitten dieſer Zeit lieſſen es nicht zu, daſs er ſich ſo manierlich ausdrücken konnte. Indeſſen muſs dieſe Stelle vor vierhundert Jahren eben ſo artig und munter geklungen haben, als des Fontaine *ſeine zu unſern Zeiten klinget. Damit man den Werth dieſes alten Autors deſto beſſer erkenne: ſo will ich eben die Fabel von dem Raben aus dem* Melander *herſetzen, welcher 1711. eine* Mythologiam Parænecticam, *das iſt, die Fabel Phädri in deutſchen Verſen, zu Eiſenberg herausgegeben hat. Er läſst ſich folgender maſſen gar annehmlich und deutlich vernehmen:*

Als ein gewiſſer Rab den Käſs vom Fenſter
ſtahl,
Und aſs denſelben gern auf hohem Baum zum
Mahl,

So

So ſahe den der Fuchs, und fieng ſo an zu reden:
O Raab! wie haſt du doch ſo ſchöne Feder-Weden.
Wie herrlich ſteht dir doch der Leibes-Zierrath an!
Kein Vogel, wenn du ſängſt, gieng dir im Rang voran.
Allein da ſich der Narr zu ſeiner Stimme ſchicket,
Verliert er ſeinen Käſs, den gleich der Fuchs entrücket,
Und reiſſet ihn mit Liſt ſo fein begierig hin,
Da wurde erſt der Raab der Liſt des Fuchſes in.
Und alſo wurde er zum Seufzen erſt bewogen,
Daſs ihn der ſchlaue Fuchs ſo ſchändlich hat betrogen,
Damit wird angezeigt, was Sinn und Witz vermag,
Und Klugheit halte ſtets der Tapferkeit die Wag.

Sollte man nicht denken, wenn man von der kraftloſen Art zu erzählen auf die Zeit ſchlieſſen wollte, in welcher Melander gelebet, ſollte man, ſage ich, nicht denken, daſs er noch einige Jahrhunderte vor unſerm Ungenannten ſein Werkgen verfertiget haben müſste?

Um

Um die Weitläuftigkeit zu vermeiden; ſo will ich nur noch ein kurzes Exempel aus unſerm Alten anführen. Ich muſs übrigens erinnern, daſs man bey ihm nicht lauter äſopiſche Fabeln, ſondern auch Erzählungen antrifft, zum Exempel die Geſchichte der Matrone zu Ephe-ſus, *welche die Herren Verfaſſer der ſchweizeriſchen geiſtvollen Schriften in ihr ſiebentes Stück eingeruckt haben; die Erzählung* von dem Fieber und der Fliege; von dem Vater, dem Sohne und dem Eſel, *und andere mehr, in welchen man die Spuren eines guten Geſchmacks mit Vergnügen bemerket.*

Das letzte Exempel ſey die Fabel von dem Wolfe und der Geiſs.

Ein Geiſz wolt uff ein weide gon,
Da lieſz ſie in dem ſtalle ſton
Ein junge geiſz, ir tochterlin;
Zu ir ſprach ſie, loſz nyeman in,
Du ſolt die ture beſloſſen lon;
Haruſz ſolt du nit gon,

Blip darinn, das iſt dir güt,
So biſt du vor dem wolff behüt.
Da die geiſz beſloſſen wart,
Vil ſchier ein wolff kam uff die fart.
Er ging zu dem ſtall drugenlich, *
Und geborte ſich glich
Der alten geiſz in valſchheit,
An ſtyme, an wandel, und ſeit †
Der jungen geiſz: loſs mich in,
Min trut liebes tochteriin!
Sie ſprach, wer biſtu ſtant davor?
Ich ton nit uff des ſtalles tor.
Min mutter hat verboten mir,
Das ich nit uſz hin kome zu dir.
Ich kenne dich wol, die ſtym iſt falſch,
Dich hilffent weder tutſch noch welſch.
Du komeſt nit herein, ſomer got! **

Ich

* *betrüglich.* † *ſagt.*

** Somer got, *oder* ſummer gott, *iſt eine Betheurung, die ſo viel heißt, als: Bey Gott! So wahr mir Gott helfe.*

Ich wil halten das gebot,
Das mir gebot min mütterlin,
Das ich nyeman ſolt loſſen in:
Du biſt ein wolff, das ſihe ich wol,
Wann du biſt aller ſchalckheit vol.
Ach herrgot, wie vil der iſt
Uff erden, die denſelben liſt
Erzöigent mit ſuſſes honiges wort,
Und iſt ſchande, ſchade und mort
In ir hertze alle begraben. *&c.*

Unter die Fabeldichter, die gegen das vierzehnte Jahrhundert gelebt haben, zählen wir auch den Hugo von Trymberg, *einen Schulmann zu Babenberg. Er hat ein moraliſches Buch in Verſen geſchrieben, welches er den* Renner *nennt, und von welchem er ſaget:*

In Schwaben, in Döringen und Franken,
Da ſollen teutſche Leute mir danken,
Das ich viel frembder Lere in han
In Teutſcher Zungen kundt gethan,

Die

Die manch jar vor und dan noch heuer
In Teutſcher Sprache waren deuwer.

In dieſem Buche ſind verſchiedene, theils äſopiſche, theils andere Fabeln enthalten; und wer weiſs, ob nicht einige darunter von ſeiner eigenen Erfindung ſind. Man kann von ſeiner Schreibart mit keiner Zuverläſsigkeit urtheilen, weil derjenige, der ihn 1549. zu Frankfurt am Mayn in folio herausgegeben hat, ſo beſorgt geweſen iſt, und die ſchwäbiſche Mundart des Trymbergs nach der Sprache des ſechzehnten Jahrhunderts verbeſſert, oder, deutlicher zu reden, verderbet hat. Wer Exempel von dieſer unzeitigen Sorgfalt ſehen will, darf nur den Morhof, von der deutſchen Sprache und Poeſie, auf der 352 S. nachleſen. Es ſcheint wirklich, daſs Trymberg die Sprache nicht ſo in der Gewalt gehabt hat, als der ungenannte Fabeldichter. Die Urſache mag wohl dieſe ſeyn, daſs er ſich, als ein Schulmann, mehr auf das Latein geleget hatte, wie er ſelbſt ſaget:

Und wiſet, das ich wohl dreiſſig jar
Meinen Sinn hatte auf Latein ſo gar
Geleit, daſs mir die Teutſchen Reimen
- - -
So gar waren unbekant
Als ob ich fuhre im frembe Land
Und wölte eine ſprache lernen da.

Wie glüklich ſind wir in unſern Zeiten, daſs wir dieſe Entſchuldigung nicht mehr nöthig haben! Unſere gröſsten Gelehrten halten es für eine Ehre, ſowohl in der einen als in der andern Sprache zugleich ſchön zu ſchreiben, und dem Exempel des Cicero zu folgen, der bey ſeiner Geſchicklichkeit in der griechiſchen Sprache auch in ſeiner Mutterſprache vortreflich ſchrieb.

Wenn nichts an unſerm Trymberg zu loben wäre: ſo verdiente er doch wegen der edlen Freyheit, mit welcher er die Laſter ſeiner Zeiten angreift, eine beſondere Hochachtung. Er furchtet ſich vor dem geiſtlichen

und

und obrigkeitlichen Stande ſo wenig, daſs er beyden die Wahrheit ganz unerſchrocken ſaget. Er folget hierinne dem Beyſpiele des beherzten Freydanks, welchen er ſehr oft mit groſſer Hochachtung anführet. Die Satyre hat auch viel zu enge Grenzen, wenn ſie ſich nur mit den Fehlern des bürgerlichen Lebens beſchäftigen ſoll Die Thorheiten der Groſſen machen beredter, als die Narrheiten der Niedrigen. Und man wird allemal finden, daſs in dem Lande, wo die meiſte Freyheit herrſcht, auch die beſten und kräftigſten Satyren angetroffen werden. Den poetiſchen Geiſt des Herrn Trymbergs mag ich eben nicht loben. Er hat geſunde und gute Lehrſprüche; aber hohe Gedanken und lebhafte Auszierungen wird man freylich nicht oft in ſeinen Gedichten finden. Wir betrachten ihn indeſſen itzt nicht als einen erhabnen Dichter, ſondern als einen Fabelſchreiber. Doch auch in dieſer Betrachtung dürfte er wohl etliche Stuffen unter dem Ungenann-

ten zu ſteken kommen. Ich will eine Probe von ſeiner Art zu erzählen herſetzen.

Von zweyen Mülen.

Ein Mule mit eym rädelein
Bey einem kleinen dörffelein
Hette vor zeitten ein armer mann
Das waſſer dem rädelein entrann
Und nicht hatte ſeinen follen ſchwang
Mit jamer es umbgieng und ſangk
Als ihm des waſſers not gebot
Hilff Herre Gott, Hilff Herre Gott.
Nun war dabey ein dorff ſehr groſs
Bey dem ein krefftig waſſer floſs
Das treib zwey räder fölligliche
Sie ſchnapten mit eynander glieche;
Hilff oder laſs, Hilf oder laſs
Die Erde ſey trucken, oder naſs;
So hant wir genug tag und nacht
Uns wird ſo mancher Sack herbracht.

Dieſe mülen mögent uns wol bedeuten
Auf erden reich, und arme Leute.
Unſern Herren ruffent die armen an. &c.

In

In dem ſechzehnten Jahrhunderte hat ſich Burkard W[illegible] um die Fabel verdient zu machen geſucht, und vierhundert an der Zahl in Verſe gebracht, welche zu Frankfurt am Mayn[illegible], in 8vo im Drucke erſchienen ſind. Morhof gedenket ſeiner, in der deutſchen Poeterey der mittlern Zeit, mit keinem Worte; und es ſcheint daher, daſs er ihn für ſehr ſchlecht muſs gehalten haben. Es iſt freylich leider bekannt, daſs die deutſche Poeſie nach den glücklichen Zeiten der Kaiſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe ein ſehr ſchlechtes Anſehen bekommen, da ſie durch die Umwälzungen des Krieges aus den Händen der Groſſen in die Hände des Pöbels gerathen, und endlich ein Zeitvertreib der ungehirnten Meiſterſänger geworden; allein ſo ſchlecht ſie auch in dem ſechzehnten Jahrhunderte ausgeſehen hat, wenn man Sebaſtian Brands und Johann Fiſcharts Arbeiten ausnimmt, von deren Stärke in der Dichtkunſt die Herren Verfaſſer der

ſchweizeriſchen kritiſchen Schriften in dem ſiebenten Stücke gehandelt haben: ſo glaube ich doch, daſs man unſerm Waldis zu viel thut, wenn man ihn etwa mit Hans Sachſen in eine Reihe ſetzen wollte. Er weiſs die weitläuftige und oft müſſige Art zu erzählen, die man ihm mit Recht vorwerfen kann, doch oft durch muntere Einfälle und lebhafte Beſchreibungen wieder gut zu machen. Und er iſt mehr zu bedauren, daſs er nicht zu einer beſſern Zeit gelebet hat, als daſs er den Schimpf ſeiner Zeit und ſeiner verſtümmelten Sprache entgelten ſollte. Vielleicht werden einige Exempel von ſeiner Arbeit ſeinen Charakter beſſer machen, als ich. Die Fabel vom Pferde und Eſel lautet alſo:

Einsmals ein Pferd gebunden ſtund
Und het einen ſchönen Zaum im Mundt
Der war mit güldnen Buckeln beſchlagen
Auf ſeinem rücken thet es tragen
Ein blanken Sattel ſchön gezierd

Ein

Ein Roſsdecken mit Gold durchſchniert
Es riſs den Zügel bald entzwey
Und lieff hinweg mit groſſem Geſchrey,
Da kam ein Eſel on gefehr
Mit ſeiner Laſt langſam daher,
Das Pferd fraſs das Gebiſs mit ſchaum
Sah zorniglich und ſprach, gib raum
Wer hat dich ſolche mores gelert
Das du nit weichſt eim ſolchen Pferdt?
Geh weg, gib raum, oder will dich ſchlagen
Das dich ihr ſechs von hinnen tragen
Der Eſel erſchrak von dem ſchnurren
Gab raum und durfft auch nit einſt murren.
Das Pferd lieff was es leibes mocht
Zu letſt fichs on gefehr verrucht
Der wardt ſein Herr von ſtundt gewar
Nam im die ſchöne Rüſtung gar
Verkauffts dem Fuhrman in den Karren
Der wolt damit hinweg fahren,
Das ſahe der Eſel lieff baldt zu
Sprach, grüſst dich freundt, wie ſiheſt nu?
Wo iſt das Gülden und Seiden zier

Der ſehe ich jetzund keines an dir?
So lieber Freundt, ſo gehts auff Erden
So muſs hoffart geſtraffet werden.

Von einer Frauen,
die ihren ſterbenden Mann beweinet.

Es war einmal ein junges Weib
Gar wol gethan und ſchön von Leib,
Dieſelb hett auch ein jungen Mann
Den kam ein eilend Krankheit an,
Das er ſich legen muſt zu Bett
Die Kranckheit jn faſt engſten thet,
Das er auch mit dem Todte facht,
Den hett die Frauw in guter acht.
Betrubt ſich deſs ſo mechtig ſehr
Das ſie auch kaum kundt reden mehr.
Da ſprach jr Vatter, Tochter mein,
Bitt, wölleſt nit ſo trauwrig ſein,
Wird dir jetzt ſchon der Mann abſterben,
Ich wolt dir umb ein andern werben,
Ich weiſs auch das derſelb fur allen
Dir baſs denn dieſer ſolt gefallen,

Und

Und dich wohl bald alſo gewehnen,
Das dich nicht darfft nach dieſem ſehnen,
Darab erzörnt die junge Frauw
Und ſprach zum Vatter auf mein trauw,
Ir ſeht ich bin betrübtes hertzen
Dennoch vermehrt jr mir den ſchmerzen,
Das jr mir ſagt vom andern Man
Das wort ich zwar nicht hören kan
Das aus meines kranken Mannes lieb
Ich mich gar herzlich ſehr betrub,
Bald thet derſelbig Man verſcheiden
Darab der Frauwen hertzlich leiden
Mit Trauwrigkeit ward ſehr vermehrt,
Wie uns die folgende that lehrt,
Mit weinen ſie den Man beklagt
Daneben auch jren Vatter fragt,
Vnd ſprach, ich bitt, mir ſagen wöllen
Wie ifts umb den jungen Geſellen
Von dem jr heut gefaget hat,
Iſt er auch hie in dieſer Statt?
Ihr ſeht wo mich der Schuh jetzt drückt,
Ob ich meines leidts möcht werden erqvickt.

Hie mag man ſehen wie die Frauwen
Ir Männer meynen mit all trauwen
Bey dem ſie zwanzig Jar geſeſſen
Köntens in einer ſtund vergeſſen
Doch wiſſens viel davon zu waſchen,
Iſt gleich als wenn einr kaufft ein Taſchen,
Vnd braucht ſie lang bis ſie wird alt
Vnd jm on all gefahr entfalt.
Geht hin zum Kramer kaufft ein neuw
So iſts auch umb der Frauwen reuw.

Ich übergehe hier verſchiedene Fabelbücher, als den Reineke Fuchs *des Hrn.* von Alkmars, George Rollenhagens Froſchmäusler, *und den* Müken *und* Ameiſenkrieg, *weil ſie alle drey nicht ſowohl unter die äſopiſchen Fabeln, als unter die ſcherzhaften Heldengedichte gehören; in welcher Art ſie, der harten und rauhen Verſe ungeacht, doch ihren Werth haben. Der Ueberſetzer des Mükenkriegs iſt nicht bekannt. Das Original iſt von einem,*

einem, der ſich Cocalium genannt hat, in makaroniſchen, oder halb lateiniſchen und halb welſchen Verſen, aufgeſetzt, wie die deutſche Vorrede ſaget:

Dieſer Krieg iſt vor vielen Jarn
Anfangs von eim beſchriebn worn
Der ſich genannt Cocalium,
Mit einer art der Carminum,
Darinn er vermiſcht Welſch mit Latein
Wie dieſer Verſs bey uns mag ſey:

Hei mihi Strasburgum quod non queo
ſuavvere turnum,
Cumque bonis quod non poſſum zechare
Geſellis.

Ich will aus dem erſten Buche eine kurze Stelle anführen, wenn man etwa die Versart dieſes Heldengedichts kennen lernen will. Nachdem ſich der Bremen *König* Scannaca-balla *in der gröſsten Eil auf ſeinem Roſſe, einem Käfer, zu ſeinem Herrn Schwager*

Sanguileo, *dem Könige der Mäuſe begeben, der unlängſt eine groſſe Niederlage erlitten hatte: ſo beſchlieſst er ſeine lange Anrede alſo:*

- - Ich ſchwer bey meiner Kron,
Ja bey deſs groſſen Jovis Thron,
Daſs ich alſsbald ohn lenger ziel
Der Mücken todt jetzt rechen wil.
Wil drey mal hundert tauſend man
Allhier bringen auff dieſen Plan,
Der aller beſten Bremen mein,
So ſie in meinen Lande ſeyn,
Kriegshelden aller ehren wert,
Eins teils zu fuſs, eins teils zu Pferd
Einen ſo wohl gerüſten Zeug
Dem nie kein Heer auf Erd war gleich.

Es giebt noch drey andere alte Fabelbücher, die loſen Füchſe dieſer Welt *den* Eielkönig *und den* Gänſekönig, *welche aber auch im eigentlichen Verſtande nicht zu den äſopiſchen Fabeln gerechnet werden können. Die loſen Füchſe dieſer Welt ſind nicht ſowohl*

Fa-

Fabeln, als Sinnbilder, in welchen die Füchſe unter allerhand Geſtalten und Trachten mit einer Beyſchrift aus der Bibel vorgeſtellet werden, welche die Erklärung des Bildes ſeyn ſoll. Es mag nun Sebaſtian Brand, oder wer da will, der Verfaſſer dieſes Buchs geweſen ſeyn: ſo bringt es ihm, nach meiner Meynung, nicht viel Ehre. Man ſieht darinnen wohl ein gutes Herz; aber wenig Witz, und in der ganzen Anlage wenig Ueberlegung. Wenn dem Vorredner zu der Dresdnerausgabe von 1585. zu trauen iſt: ſo wäre es ſchon im Jahre 1492. in brabandiſcher Sprache im Drucke erſchienen, und alſo älter, als der Reineke Fuchs, weil wir von dieſem keine ältere Ausgabe haben, als die Lübekiſche von 1498. in 8vo. Wenn dieſe Nachricht ihre Richtigkeit hätte: ſo könnte Doctor Luther, wie einige geglaubet, das Buch nicht verfertiget haben. Daſs aber Doctor Luther ein groſſer Freund der Fabeln geweſen, ſieht man daraus,

weil

weil er die Aesopischen hat reinigen und übersetzen wollen, auch wirklich sechszehn Stücke übersetzt, und eine sehr schöne Vorrede von dem Nutzen der äsopischen Fabeln dazu verfertiget hat. Seine kurzen und körnigten Uebersetzungen lesen sich mit Lust. Man findet sie in dem neunten Theile seiner deutschen Werke, und auch in denen hundert Fabeln Aesopi, welche Nathan Chyträus, *ein Professor zu Rostock, 1571. in 8vo herausgegeben hat. In eben dieser Ausgabe finden sich vier Fabeln, welche Doctor* Mathesius, *Luthers guter Freund, gemacht haben soll. Ich will eine davon hier einrücken.*

„Ein alter Hirtenhund, der seines Herrn „vihe trewlich bewachte, gehet zu Abend ein. „Den pelfern die Polsterhundlein auf der gassen „ahn. Er trabt fur sich, und siht sich nicht „umb. Wie er furn Kuttelhoff kompt, fragt „ihn ein fleischershund, wie er das gepelffer „leiden könne, und warum er nicht einen beim

„kamm

„kamm neme. Nein ſaget der Hirtenhund, „es zwacket und beiſſet mich keiner, ich muſs „meine Zeen zun Wölfen haben.

„Ach wer bisweilen verhören könnte, und „verantwortet nicht alles und lies St. Peters „und Rolands ſchwert in der ſcheiden ſteken, „der blieb lang ungebiſſen und vertrug viel „ſachen.

Eben dieſer Matheſius erzählet in ſeiner Predigt über Jothams Fabel, eine Fabel vom Philipp Melanchthon, die er im Wieſenthale über Tiſche vorgebracht hatte, da man von dem Undanke der Welt geſprochen. Sie iſt etwas lang, und vielleicht hat ſie Melanchthon auch kürzer und anmuthiger erzählet, als ſie uns Matheſius aufbehalten hat. Indeſſen verdienet ſie doch geleſen zu werden, da ſie von einem ſo groſſen Manne kömmt; geſetzt, daſs auch die Erfindung nicht ganz ſeine wäre.

Der

Der Welt Dank.

Eine groſſe Schlang verfiel ſich in einer Höle, und ſchrie jämmerlich. Ein Baur kompt zum Loch, fragt was da ſey, ſie bitt, er wölle ir heraus helffen. Traun nein, ſagt der man, an böſen Thieren iſt nichts gutes zu verdienen, ich ſolte wol ein Schlang in meinem Buſem aufziehen. Die Schlang helt an und verſpricht dem Bawren, ſie wölle im bey irem Gott, der einmal durch ſie geredet, den beſten lohn liefern, ſo die Welt zu geben pflegt. Gifft, gab, und groſſe verheiſſung bethoren auch die weiſen. Der Bawr hilft dem böſen und liſtigen Wurm heraus, daran wil ſie in zu lohne freſſen. Hab ich das umb dich verdienet? iſt das deiner zuſag gemeſs? ſagt der Bawr. Ich bin zweyzungig, ſagt die Schlang, die welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bitt, der bringt in gemeiniglich wider daran. Wie der Bawr in engſten ſtehet, ſagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilſt, ſo wöllen wirs auf die

nech-

nechſten zwey ſetzen, die uns begegnen, was die in dieſer ſachen ſprechen, das ſol vns beyden, wohl und wehe thun. Bald kompt ein altes Pferd, dem legen ſie die ſache für, der Scheidman ſpricht: Ich habe meinem Kerner funffzehen jar gedienet, morgen wil er mich dem Schelmſchinder geben, die welt lohnet nicht anders. Des gleichen ſpricht der alte Hund, auf den ſie auch compromittirn, ich hab zehn Jahr tag und nacht meinem Junckern jagen und viel Fuchs und Haſen fangen helfen, jetz hat er ſeinem Weidman befohlen, er ſol mich an die Weide henken, das iſt der welt Lohn. Dem Bawrn wird bang zu muet, indem trabt ein Fuchslein daher, dem legt der Bawr ſein Sach auch für, und verheiſt im alle ſeine Hüner, er ſoll jm von dem böſen Wurm helffen. Der Fuchs unterwindet ſich des Handels, beredt die Scalang, ſie wölle jm die Höle zeigen, und was jr gefahr und des Bawrn dienſt geweſen ſey. Man kompt zum loch, der Fuchs

fert

fert ein, die Schlang hernach, und zeigt ihm alle Gelegenheit. Inn des wiſchet der Fuchs heraus, und ehe ſich die Schlang umwendt, weltzet der Bawr aufs Fuchſen abred, wider ein groſſe wand für. Wie der Bawr erledigt, fordert der Fuchs, er ſoll jm aufn abend das Hunerhaus offen laſſen. Der Bawr kompt heim, thut ſeinem weib relation, und was er dem Fuchs für ſeine Procuratorey ſey anheiſchig worden. Die Bewrin ſagt: Huner und Genſe ſein jr, er hab nichts zu vergeben. Der Bawr wil ſein Worten nachkommen, leſt dem Fuchs das Hunerloch offen. Wie es die Fraw gewar wird, wartet ſie mit ihrem Schiermeiſter, die nacht auf den Fuchs, vnd als er bona fiducia geſchlichen kompt, verrennen ſie ihm das loch, vnd blewen auf jn zu, bis ſie jn ergreiffen. Ach, ſagt der Fuchs, iſt denn das recht, vnd der welt höchſter lohn, für die groſſe wolthat, ſo beſtettig ich heut, armer Schalck, dis welt recht mit meinem leben und balg.

Frei-

Freilich gehet es auf erden nicht anders zu, wer der welt dienet, der verleuret nicht allein ſein wohlthat, ſondern kriegt mit der Zeit Teufels danck zu lohn. Doch muſs es endtlich alles bezalet werden, darumb umb der welt lohn und danckes willen nichts angefangen, umb jres undanckes und untrew willen nichts unterlaſſen.

Nunmehr komme ich auf zween proſaiſche **Fabeldichter**, *die ſich von andern darinne unterſcheiden, daſs ſie nicht als Ueberſetzer, ſondern als Erfinder das Reich der Fabeln haben erweitern wollen. Der erſte iſt* George Philipp Harsdörfer, *ein Rathsherr zu Nürnberg und Mitglied der Hochlöbl. fruchtbringenden Geſellſchaft, der bis in die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts gelebt hat. Er hat, auſſer ſeinem Frauenzimmer-Geſprächſpiele und verſchiedenen andern Schriften, geiſtliche und* weltliche Lehrgedichte, *unter dem Titel* Nathan *und* Jotham, 1650. *zu Nurnberg in*

[illegible] herausgegeben. Dieſe Lehrgedichte, „welche er zu ſinnreicher Ausbildung der „wahren Gottſeligkeit, wie auch aller löbli„chen Sitten und Tugenden verfertiget,„ beſtehen in hundert und funfzig geiſtlichen und eben ſo viel weltlichen Erzählungen. Wenn man dieſe Lehrgedichte kurz charakteriſiren will: ſo darf man nur den Namen darüber ſetzen, den Harsdörfer in der fruchtbringenden Geſellſchaft geführet hat. Er hieſs der Spielende: Und dieſen Namen hat er in ſeinen Lehrgedichten vollkommen behauptet. Sie laufen meiſtens auf eine froſtige Anſpielung oder gezwungene Allegorie, und nicht ſelten auf ein Wortſpiel hinaus. Doch würde man ihm zu viel thun, wenn man glauben wollte, daſs unter dreyhundert Erfindungen nicht auch etliche gute wären. Ich will eine ſchlechte und eine etwas beſſere herſetzen. Die erſte heiſst die Armuth. Ich will denjenigen loben, der wachend etwas ſo ſinnreiches nachmachen kann.

Die

Die Armuth.

Es hat ſich ein Peſtilentziſcher Lufft (*die Armut*) von den Leichnamen der Erſchlagenen in dem Krieg, erhaben, etliche Häuſer und Stättlein angeſtecket, und ſo bald er in ein Haus getroffen, das Zinn und Kupfer, das Geld aus der Kiſten, und aus dem Beutel geblaſen, viel ſind von einer Statt in die andere geflohen, viel ſind über Meer entwichen, aus der andern Welte eine Arzney wider dieſen giftigen Lufft zu holen. So viel aber mit dem Goldmetall beladen wieder kommen, ſo viel und mehr ſind unterwegs erſoffen. Weil nun dieſe Peſtin ſehr uberhand genommen, hat man um Rath gefragt, wie der Sache Hülfe zu ſchaffen? Dafur hat ſich in der Apothecken der *Hoffnung* eine Artzney gefunden, welche von dem *Manna des Gebeths* und von der *Eberwurtz* unverdroſſener *Arbeit* gemachet worden. So viel ihrer dieſe Artzney mit vielen Faſten und wachen gebrauchet, ſind alle geneſen, und hat ſolche den Gifft von

den

den Hertzen getrieben, dafs er ihnen nicht ſchaden können. Dieſes Mittel iſt durch einen Wiederhall oder Echo erfunden worden, indem einer gerufen: ARO, hat der Wiederruff geantwortet: ORA. Es haben ſich aber nicht wenig gefunden, ſo dieſe Artzney nicht gebrauchen, und lieber in der Faulſucht ihr Leben enden, dafs ſie theils ein Hauffen Kleide angethan, bevor ſie erkranckt.

Tugend und Laſter.

Es wohnten in einem Hauſe vier fromme Weibsperſonen, welche ſich zu gleicher Zeit ſchwanger, und ſehr übel befunden. Als nun die Geburtsſtunde herbey kame, brachten ſie auf einen Tag vier ſehr abſcheulige Kinder, nehmlich zween Söhne und zwo Tochter auf die Welt. Die *Warheit*, welches die altſte und ſchönſte unter beſagten Frauen ware, gebore den *Haſs*, ein ungeſtaltes Kind mit ſchehlen Augen und ſpitzigen Klauen. Die *Glückſäligkeit*, ein

junges

junges und freches Weib, brachte an das Licht den *Stoltz*, eine Mifsgeburt mit zweyen Köpfen, einem Leib und Schwantz gleich einer abſcheulichen Schlangen, mit Baſilifsken Flugeln, &c. Die *Sicherheit* gebore eine Tochter, die nennte ſie die *Gefahr*, die wollte klettern wie eine Katz, und hatte doch keine Klauen ſich anzuhalten. Viertens erledigte ſich die *Vertraulichkeit* einer Tochter, die nennte man die *Verachtung*. Wie nun die Eltern gute Freundſchaft pflogen, alſo wolten ſie ſolche bey ihren Kindern erblich machen, und heyrathet der Herr *Haſs* die Fräulein *Gefahr*, und der Herr *Stoltz* das Fräulein *Verachtung*.

Der andere von den Fabeldichtern aus dem verfloſſenen Jahrhunderte iſt Magnus Gottfried Rabener, *ein gelehrter Mann, der als Rector der Fürſtenſchule zu Meiſſen 1771. geſtorben iſt. Seine Fabeln, die unter dem Titel* Nützliche Lehrgedichte *1691. zu Dresden in 8vo herausgekommen, ſind zu der Abſicht, in*

welcher er sie für die Jugend aufgesetzet hat, sehr dienlich gewesen. Er scheint freylich den Fussstapfen des Herrn Hausdörfers zuweilen gefolgt zu seyn, indessen ist es ihm weit besser geglückt, als jenem. Seine hundert Fabeln zeugen von einer fruchtbaren Erfindungskraft. Und wenn dieser wackere Mann nicht in dem schematischen Weltalter gelebt hätte, wo man recht tapfer allegorisiren musste, wenn man witzig seyn wollte; wenn er sich ferner des Johann Valentin Andreä lateinische Apologen nicht zu Mustern genommen hätte, welche zu Strassburg unter dem Titel Mythologia Christiana 1619. herausgekommen, und nichts weniger als gute Fabeln oder Erzählungen sind: so würden seine Erfindungen nebst seiner Schreibart weit grössere Vorzüge haben. Nach meinen Gedanken verdienten es seine Fabeln, dass man sie von den Fehlern ihrer Zeit reinigte, und sie auf eine geringere Anzahl setzte. Etliche Blätter voller äsopischen Wi-

tzes,

tzes, den ein kurzer und munterer Vortrag belebet, ſtiften bey der Jugend und bey tauſend Erwachſenen vielleicht mehr Nutzen, als groſſe Werke, worinnen man die Moral gründlich ausdehnt, mit einer tiefſinnigen Mine ſeicht, und mit einem ſyſtematiſchen Geſchreye trocken abhandelt. Weil das Buch des Herrn Rabeners auch nicht in vieler Händen iſt: ſo will ich ein paar Proben von ſeinen Fabeln geben.

Ein leichtfertiger Bube wollte einmahls in heiſſen Sommer-Tagen in dem Strome baden nebenſt andern muthwilligen Knaben, wagete ſich aber zu weit in den Strom, und wurde von demſelben in eine gefahrliche Tiefe gefuhret, in welcher er auch ſchon unterzuſinken anfing. Als aber die andern Knaben hieruber hefftig anfiengen zu ſchreyen, lief ein ehrlicher Mann aus Mitleiden zu, ſprang mit groſſer Gefahr in das Waſſer, erhaſchte den ſchon ertrinckenden bey den Haaren, und brachte ihn alſo mit groſ-

ſer Mühe aufs trockene. An ſtatt aber, daſs der undanckbare Vogel die Wohlthat erkennen, und ſich dafür hätte bedancken ſollen, läſterte er den ehrlichen Mann, und warff mit Steinen nach ihm, daſs er ihn ſo gerauſſt hätte. Alſo gehet es auch treuen Predigern und Lehrmeiſtern, welche man mehrentheils mit Undanck und Schelt-Worten lohnet, wenn ſie ihre Zuhörer aus denen vielen gefahrlichen Laſtern heben, und mit groſſer Mühe heraus reiſſen.

Spectrum Manſvetudinis.

Es rühmte ein Hund ſeine Sanfftmuth gegen die andern, und vermahnete ſie, daſs ſie ins künftige nicht mehr die unſchuldigen fürüber gehenden Leute anfallen ſollten. Diſe verwunderten ſich über ſeine ungewöhnliche Frömmigkeit, als welche wohl wuſten, daſs er für deſſen die Wanders-Leute biſs zum Dorffe hinaus verfolget hätte. Als ſie aber genau auf ſein Maul Achtung gaben, nahmen ſie gewahr, daſs ihm ſeine fördern Zähne alle mit einem Steine ausgeworf-

geworffen worden. Solches wird erzählet wider dieſelben Heuchler, welche viel um ihrer Frömmigkeit und Sanfftmuth rühmen, wenn es ihnen an Kräfften und Gelegenheit fehlet den Leuten zu ſchaden, wiewohl es ihnen an dem böſen Willen nicht mangelt; vor ſolchen aber muſs man ſich mehr, als für den Kläffern hüten.

Dieſes mag von etlichen deutſchen Fabeln genug ſeyn. Ich weiſs nicht, ob ich allen Leſern mit dieſer Nachricht einen ſo gar groſſen Dienſt gethan haben werde. Viele würden es vielleicht lieber geſehen haben, wenn ich von den Fabeln der Neuern geredet, und ſie, nachdem ſie es gewünſchet, entweder recht unverſchämt gelobet, oder recht kunſtmäſſig heruntergemacht hätte; aber zu beyden habe ich weder einen Beruf noch die gehörige Geſchicklichkeit und Verwegenheit. Vielen würde es lieber geweſen ſeyn, wenn ich einige poetiſche Ueberbleibſel von einer uralten griechiſchen

oder lateiniſchen Fabel hätte auftreiben, und ſie mit einem hiſtoriſch-philologiſch-kritiſchen Commentariolo von ſechs oder zwölf Bogen verſehen können. Zum Exempel, wenn ich die Gränzen der Gelehrſamkeit mit einigen wiederhergeſtellten Verſen aus einer Fabel des Ennius hätte erweitern können, die, wie Gellius berichtet, von der Häudellerche (Caſſita) handelte, und in verſibus quadratis geſchrieben war. Doch anſtatt daſs einige deswegen Urſache haben ſollten auf mich zu zürnen: ſo ſollten ſie mir vielmehr danken, daſs ich ihnen nicht eine Materie weggenommen habe, bey der ſie ihre Gelehrſamkeit ohne Prahlerey zeigen können. Vielen würde es vielleicht lieber geweſen ſeyn, wenn ich eine Abhandlung von der Fabel, von ihren Fehlern und Schönheiten, an dieſer Stelle angebracht hätte: allein da Herr la Motte vor ſeinen Fabeln, Herr Breitinger in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt, Herr

Bod-

Bodmer in der Vorrede zu dem halben Hundert neuer Fabeln, und andere gelehrte Männer mehr bey uns dieſe Arbeit ſchon über ſich genommen haben: ſo wird man die meinige ſehr gut entbehren, und dafür dieſe Nachricht von einigen alten Fabeln leſen oder überblättern können.

Von meinen Fabeln, *die ich dem Leſer überliefere, weiſs ich nichts weiter zu ſagen, als daſs ich erwarte, ob ſie das Glück haben werden, den Kennern zu gefallen, oder das Unglück, ihnen zu misfallen. Das erſte wird die gröſte Belohnung ſeyn, die ich mir für meine Bemühung nur wünſchen kann; das andere die gröſte Strafe, die mir niemals die Verwegenheit wieder in den Sinn kommen laſſen wird, die Welt durch Fabeln zu lehren oder zu vergnügen.*

Leipzig,
in dem Maymonate,
1746.

Fabeln und Erzählungen

von

C. F. Gellert.

Erſter Theil.

Die Nachtigall und die Lerche.

Die Nachtigall ſang einſt mit vieler Kunſt.
Ihr Lied erwarb der ganzen Gegend Gunſt;
Die Blätter in den Gipfeln ſchwiegen,
Und fühlten ein geheim Vergnügen.
Der Vögel Chor vergaſs der Ruh,
Und hörte Philomelen zu.
Aurora ſelbſt verzog am Horizonte,
Weil ſie die Sängerinn nicht gnug bewundern konnte.
Denn auch die Götter rührt der Schall
Der angenehmen Nachtigall;
Und ihr, der Göttinn, ihr zu Ehren,
Liefs Philomele ſich noch zweymal ſchöner hören.

Sie

Sie ſchweigt darauf. Die Lerche naht ſich ihr,
Und ſpricht: Du ſingſt viel reizender, als wir;
Dir wird mit Recht der Vorzug zugeſprochen;
Doch eins gefällt uns nicht an dir,
Du ſingſt das ganze Jahr nicht mehr, als
wenig Wochen.

Doch Philomele lacht und ſpricht:
Dein bittrer Vorwurf kränkt mich nicht,
Und wird mir ewig Ehre bringen.
Ich ſinge kurze Zeit. Warum? Um ſchön
zu ſingen.
Ich folg im Singen der Natur;
So lange ſie gebeut, ſo lange ſing ich nur;
Sobald ſie nicht gebeut, ſo hör ich auf zu
ſingen;
Denn die Natur läſt ſich nicht zwingen.

* * *

O Dichter, denkt an Philomelen!
Singt nicht, ſo lang ihr ſingen wollt.
Natur und Geiſt, die euch beſeelen,
Sind euch nur wenig Jahre hold.
Soll euer Witz die Welt entzücken:
So ſingt, ſo lang ihr feurig ſeyd,
Und öfnet euch mit Meiſterſtücken
Den Eingang in die Ewigkeit.
Singt geiſtreich der Natur zu Ehren;
Und ſcheint euch die nicht mehr geneigt:

So eilt, um rühmlich aufzuhören,
Eh ihr zu spät mit Schande schweigt.
Wer, sprecht ihr, will den Dichter zwingen?
Er bindet sich an keine Zeit.
So fahrt denn fort, noch alt zu singen,
Und singt euch um die Ewigkeit.

Der Zeisig.

Ein Zeisig wars und eine Nachtigall,
Die einst zu gleicher Zeit vor Damons Fenster hiengen.
Die Nachtigall fieng an, ihr göttlich Lied zu singen,
Und Damons kleinem Sohn gefiel der susse Schall.
„Ach welcher singt von beyden doch so schön!
„Den Vogel möcht ich wirklich sehn!
Der Vater macht ihm diese Freude,
Er nimmt die Vögel gleich herein.
Hier, spricht er, sind sie alle beyde;
Doch welcher wird der schöne Sänger seyn?
Getraust du dich, mir das zu sagen?
Der Sohn lasst sich nich zweymal fragen,
Schnell weist er auf den Zeisig hin;
Der, spricht er, muss es seyn, so wahr ich ehrlich bin.

Wie

Wie ſchön und gelb iſt ſein Gefieder!
Drum ſingt er auch ſo ſchöne Lieder;
Dem andern ſieht mans gleich an ſeinen Federn an,
Dafs er nichts kluges ſingen kann.

* * *

Sagt, ob man im gemeinen Leben
Nicht oft, wie dieſer Knabe, ſchlieſst?
Wem Farb und Kleid ein Anſehn geben,
Der hat Verſtand, ſo dumm er iſt.
Stax kömmt; und kaum iſt Stax erſchienen:
So hält man ihn auch ſchon für klug.
Warum? Seht nur auf ſeine Minen,
Wie vortheilhaft iſt jeder Zug!
Ein andrer hat zwar viel Geſchicke;
Doch weil die Mine nichts verſpricht:
So ſchlieſst man bey dem erſten Blicke,
Aus dem Geſicht, aus der Perucke,
Dafs ihm Verſtand und Witz gebricht.

Der Tanzbär.

Ein Bär, der lange Zeit ſein Brod ertanzen muſſen,
Entrann, und wählte ſich den erſten Aufenthalt.
Die Bären grüſsten ihn mit brüderlichen Kuſſen,
Und brummten freudig durch den Wald.

Und wo ein Bär den andern sah:
So hiefs es: Pez ist wieder da!
Der Bär erzählte drauf, was er in fremden Landen
Für Abentheuer ausgestanden,
Was er gesehn, gehört, gethan;
Und fieng, da er vom Tanzen redte,
Als ging er noch an seiner Kette,
Auf Polnisch schön zu tanzen an.

Die Brüder, die ihn tanzen sahn,
Bewunderten die Wendung seiner Glieder,
Und gleich versuchten es die Brüder;
Allein anstatt, wie er, zu gehn,
So konnten sie kaum aufrecht stehn,
Und mancher fiel die Länge lang darnieder.
Um desto mehr liefs sich der Tanzer sehn.
Doch seine Kunst verdrofs den ganzen Haufen.
Fort, schrien alle, fort mit dir!
Du Narr willst klüger seyn, als wir.
Man zwang den Pez davonzulaufen.

* * *

Sey nicht geschickt, man wird dich wenig hassen,
Weil dir dann jeder ähnlich ist.
Doch je geschikter du vor vielen andern bist:
Je mehr nimm dich in Acht, dich prahlend sehn zu lassen.

Wahr

Wahr iſts, man wird auf kurze Zeit
Von deinen Künſten ruhmlich ſprechen;
Doch traue nicht, bald folgt der Neid,
Und macht aus der Geſchicklichkeit
Ein unvergebliches Verbrechen.

Die Geſchichte von dem Hute.

Das erſte Buch.

Der erſte, der mit kluger Hand
Der Männer Schmuck, den Hut erfand,
Trug ſeinen Hut unaufgeſchlagen;
Die Krempen hiengen flach herab;
Und dennoch wuſst er ihn zu tragen,
Daſs ihm der Hut ein Anſehn gab.

Er ſtarb, und lieſs bey ſeinem Sterben
Den runden Hut dem nächſten Erben.

Der Erbe weifs den runden Hut
Nicht recht gemächlich anzugreifen;
Er ſinnt, und wagt es kurz und gut,
Er wagts, zwo Krempen aufzuſteifen.
Drauf läſst er ſich dem Volke ſehn;
Das Volk blieb vor Verwundrung ſtehn,
Und ſchreyt: Nun läſst der Hut erſt ſchön!

Er ſtarb, und lieſs bey ſeinem Sterben
Den aufgeſteiften Hut dem Erben.

Der Erbe nimmt den Hut, und ſchmält.
Ich, ſpricht er, ſehe wohl, was fehlt.
Er ſetzt darauf mit weiſem Muthe
Die dritte Krempe zu dem Hute.
O, rief das Volk, der hat Verſtand!
Seht, was ein Sterblicher erfand!
Er, er erhöht ſein Vaterland.

Er ſtarb, und lieſs bey ſeinem Sterben
Den dreyfach ſpitzen Hut dem Erben.

Der Hut war freylich nicht mehr rein;
Doch ſagt, wie konnt es anders ſeyn?
Er gieng ſchon durch die vierten Hände.
Der Erbe färbt ihn ſchwarz, damit er was erfände.
Beglückter Einfall! rief die Stadt;
So weit ſah keiner noch, als der geſehen hat.
Ein weiſſer Hut lieſs lächerlich.
Schwarz, Bruder, ſchwarz! ſo ſchickt es ſich.

Er ſtarb, und lieſs bey ſeinem Sterben
Den ſchwarzen Hut dem nächſten Erben.

Der Erbe trägt ihn in ſein Haus,
Und ſieht, er iſt ſehr abgetragen;
Er ſinnt, und ſinnt das Kunſtſtück aus,
Ihn über einen Stock zu ſchlagen.
Durch heiſſe Bürſten wird er rein;
Er faſst ihn gar mit Schnüren ein.

Nun

Nun geht er aus, und alle ſchreyen:
Was ſehn wir? Sind es Zaubereyen?
Ein neuer Hut! O glücklich Land,
Wo Wahn und Finſterniſs verſchwinden!
Mehr kann kein Sterblicher erfinden,
Als dieſer groſſe Geiſt erfand.

Er ſtarb, und liefs bey ſeinem Sterben
Den umgewandten Hut dem Erben.

Erfindung macht die Künſtler groſs,
Und bey der Nachwelt unvergeſſen;
Der Erbe reifst die Schnüre los,
Umzieht den Hut mit goldnen Dreſſen,
Verherrlicht ihn durch einen Knopf,
Und drückt ihn ſeitwärts auf den Kopf.
Ihn ſieht das Volk, und taumelt vor Vergnügen.
Nun iſt die Kunſt erſt hoch geſtiegen;
Ihm, ſchrie es, ihm allein iſt Witz und Geiſt
verliehn!
Nichts ſind die andern gegen ihn!

Er ſtarb und liefs bey ſeinem Sterben
Den eingefaſsten Hut dem Erben.
Und jedesmal ward die erfundne Tracht
Im ganzen Lande nachgemacht.

Ende des erſten Buchs.

Was mit dem Hute ſich noch ferner zugetragen,
Will ich im zweyten Buche ſagen.
Der Erbe lieſs ihm nie die vorige Geſtalt.
Das Auſſenwerck war neu, er ſelbſt, der Hut, blieb alt.

Und, daſs ichs kurz zuſammenzieh,
Es gieng dem Hute faſt wie der Philoſophie.

Der Greis.

Von einem Greiſen will ich ſingen,
Der neunzig Jahr die Welt geſehn.
Und wird mir itzt kein Lied gelingen:
So wird es ewig nicht geſchehn.

Von einem Greiſen will ich dichten,
Und melden, was durch ihn geſchah,
Und ſingen, was ich in Geſchichten
Von ihm, von dieſem Greiſen, ſah.

Singt, Dichter, mit entbranntem Triebe,
Singt euch berühmt an Lieb und Wein!
Ich laſs euch allen Wein und Liebe;
Der Greis nur ſoll mein Loblied ſeyn.

Singt von Beſchützern ganzer Staaten,
Verewigt euch und ihre Müh!
Ich ſinge nicht von Heldenthaten;
Der Greis ſey meine Poeſie!

O Ruhm

O Ruhm, dring in der Nachwelt Ohren,
Du Ruhm, den ſich mein Greis erwarb!
Hört, Zeiten, hörts! Er ward gebohren,
Er lebte, nahm ein Weib, und ſtarb.

Das Füllen.

Ein Füllen, das die ſchwere Bürde
Des ſtolzen Reuters nie gefühlt,
Den blanken Zaum für eine Würde
Der zugerittnen Pferde hielt;
Dies Füllen lief nach allen Pferden,
Worauf es einen Mann erblickt,
Und wunſchte, bald ein Roſs zu werden,
Das Sattel, Zaum, und Reiter ſchmückt.

Wie ſelten kennt die Ehrbegierde
Das Glück, das ſie zu wunſchen pflegt!
Das Reitzeug, die gewunſchte Zierde,
Wird dieſem Füllen aufgelegt.
Man führt es ſtreichelnd hin und wieder,
Daſs es den Zwang gewohnen ſoll;
Stolz geht das Füllen auf und nieder,
Und ſtolz gefällt ſichs ſelber wohl.

Es kam mit prächtigen Geberden
Zurück in den verlaſsnen Stand,
Und machte wiehernd allen Pferden
Sein neu erhaltnes Glück bekannt.

Ach!

Ach! ſprach es zu dem nächſten Gaule,
Mich lobten alle, die mich ſahn;
Ein rother Zaum lief aus dem Maule
Die ſchwarzen Mähnen Stolz hinan.

Allein wie gieugs am andern Tage?
Das Fullen kam betrubt zuruck,
Und ſchwitzend ſprach es: Welche Plage
Iſt nicht mein eingebildet Gluck!
Zwar dient der Zaum, mich auszuputzen;
Doch darum ward er nicht gemacht.
Er iſt zu meines Reiters Nutzen,
Und meiner Sklaverey erdacht.

* * *

Was wünſcht man ſich bey jungen Tagen?
Ein Glück, das in die Augen fallt;
Das Glück, ein prachtig Amt zu tragen,
Das keiner doch zu ſpat erhält.
Man eilt vergnugt, es zu erreichen,
Und, ſeiner Freyheit ungetreu,
Eilt man nach ſtolzen Ehrenzeichen,
Und deſto tiefrer Sklaverey.

Chloris.

Aus Eiferſucht des Lebens ſatt,
Warf Chloris ſich betrübt auf ihre Lagerſtatt;
Und ihren Buhler recht zu kranken,
Der einen Blick nach Sylvien gethan,
Rief ſie die Venus brünſtig an,
Ihr einen leichten Tod zu ſchenken.

Vielleicht war dies Gebet ſo eifrig nicht gemeint;
Verliebt und jung zu ſeyn, und um den Tod zu flehen,
Wem dies nicht widerſprechend ſcheint,
Der muſs die Liebe ſchlecht verſtehen.

Doch mitten in der gröſsten Pein
Sieht Chloris ihren Freund geputzt ins Zimmer treten,
Und plötzlich hört ſie auf zu beten,
Und wunſcht nicht mehr entſeelt zu ſeyn.
Er ſagt ihr tauſend Schmeicheleyen;
Er ſeufzt, er fleht, er ſchwört, er küſst.
O Chloris! laſs dichs nicht gereuen,
Daſs du noch nicht geſtorben biſt.
Dein Damon ſchwört, dich ewig treu zu lieben,
Wie könnteſt du ihn doch durch deinen Tod betruben!

Der

Der meiſten Schönen Zorn gleicht ihrer Zärtlichkeit,
Sie dauern beyde kurze Zeit:
Und Chloris lieſs ſich bald verſöhnt von dem umfangen,
Den ſie vor kurzem noch des Haſſes würdig fand.
Sie klopft ihn auf die braunen Wangen,
Und ſtreichelt ihn mit buhleriſcher Hand.

Doch ſchnell erſtarren ihre Hände.
Wie, Venus! Nahert ſich ihr Ende?
Sie fallt in ſanfter Ohnmacht hin;
Ein kleiner Schnabel wird aus ihrem kleinen Kinn;
Zu Flügeln werden ihre Hände;
Ihr Buſen wird mit einem Kropf verbaut;
Und Federn überziehn die Haut.
Iſts möglich, daſs ich dieſes glaube?
Ja! Chloris wird zu einer Taube.

Wie zittert ihr Geliebter nicht!
Hier ſieht er ſeine Schöne fliegen.
Sie fliegt ihm dreymal ums Geſicht,
Als wollte ſie ſich noch durch einen Kuſs vergnügen.
Wozu ſie ſonſt die Neigung angetrieben,
Das ſcheint ſie auch, als Taube, noch zu lieben.

Das Putzen war ihr Zeitvertreib.
O ſeht, wie putzt ſie ihren Leib!

Sie

Sie rupft die Federn aus, um ſich recht glatt zu machen;
Sie fliegt ans Waſchfaſs hin, thut, was ſie ſonſt gethan:
Fangt Hals und Bruſt zu baden an.

Wie ſchön hör ich die Taube lachen!
Fragt nicht, was ſie zu lachen macht?
Sie hat, als Chloris ſchon, oft uber nichts gelacht.

Itzt naht ſie ſich dem groſſen Spiegel,
Vor dem ſie manchen Tag in Minen ſich geubt;
Beſieht den weiſſen Hals, bewundert ihre Flugel,
Und fangt ſchon an, in ſich verliebt,
Mit jungferlichem Stolz ſich koſtbar zu geberden.
Ach Götter! ruft ihr Freund betrubt,
Laſst dieſe Taube doch zur Chloris wieder werden.

Umſonſt, ſpricht Venus, iſt dein Flehn;
Zur Taube ſchicket ſie ſich ſchon,
Und niemals werd ich ihr die Menſchheit wieder geben.
Sie hat geſeufzt, gebuhlt, gelacht,
Sich ſtets geputzt, und nie gedacht;
Als Taube kann ſie recht nach ihrer Neigung leben.

O wenn ſich nur die Göttinn nicht entſchlieſst,
Die Schönen alle zu verwandeln,
Die eben ſo, wie Chloris, handeln!
Man ſagt, daſs ſie es Willens iſt.

Ach!

Ach! Göttinn, ach! wie zahlreich wird auf Erden
Alsdann das Volk der Tauben werden!
Mit einer Frau wird man zu Bette gehn,
Und fruh auf seiner Brust ein Taubchen sitzen
sehn.
Mich dauert im voraus manch reitzendes Gesicht.
O liebe Venus, thu es nicht!

Der Kranke.

Ein Mann, den lange schon die Gliederkrankheit plagte,
That alles, was man ihm nur sagte,
Und konnte doch von seiner Pein
Auf keine Weise sich befreyn.
Ein altes Weib, der er sein Elend klagte,
Schlug ihm geheimnisvoll ein magisch Mittel vor.
Ihr mußt euch, zieht sie ihm ins Ohr,
Auf eines Frommen Grab bey fruher Sonne
setzen,
Und euch mit dem gefallnen Thau
Dreymal die Hand, dreymal den Schenkel
netzen;
Es hilft, gedenkt an eine Frau,

Der

Der Kranke that, was ihm die Alte sagte;
Denn sagt, was thut man nicht, ein Uebel los zu seyn?
Er gieng zum Kirchhof hin, und zwar, so bald es tagte,
Und trat an einen Leichenstein,
Und las: „Wer dieser Mann gewesen,
„Lasst, Wandrer, dich sein Grabmahl lesen.
„Er war das Wunder seiner Zeit,
„Das Muster wahrer Frömmigkeit;
„Und, dass man viel mit wenig Worten sagt,
„Er ists, den Kirch und Schul, und Stadt und Land beklagt.

Hier setzt sich der Geplagte nieder,
Benetzt die halb gelähmten Glieder;
Doch ohne Wirkung bleibt die Cur,
Sein Gliederschmerz vermehrt sich nur.
Er greift betrübt nach seinem Stabe,
Schleicht von des frommen Mannes Grabe,
Und setzt sich auf das nächste Grab,
Dem keine Schrift ein Denkmahl gab.
Hier nahm sein Schmerz allmählig ab.
Er braucht sogleich sein Mittel wieder;
Schnell leiten die gelähmten Glieder,
Und, ohne Schmerz und ohne Stab
Verliefs er dieses fromme Grab.
Ach! rief er, lasst kein Stein mich lesen,
Wer dieser fromme Mann gewesen?

Der

Der Kuſter kam von ungefehr herbey:
Den fragt der Mann, wer hier begraben ſey?
Der Kuſter laſt ſich lange fragen,
Als könnt ers ohne Scheu nicht ſagen.
Ach! hub er endlich ſeufzend an:
Verzeih mirs Gott! es war ein Mann,
Dem, weil er Ketzereyen glaubte,
Man kaum ein ehrlich Grab erlaubte;
Ein Mann, der loſe Kunſte trieb,
Comödien und Verſe ſchrieb;
Er war, wie ich mit Recht behaupte,
Ein Neuling und ein Boſewicht.
Nein! ſprach der Mann, das war er nicht,
So gottlos ihn die Leute ſchalten;
Doch jener dort, den ihr für fromm gehalten,
Von dem ſein Grab ſo ruhmlich ſpricht,
Der war gewiſs ein Böſewicht.

Der Fuchs und die Elſter.

Zur Elſter ſprach der Fuchs: O, wenn ich fragen mag,
Was ſprichſt du doch den ganzen Tag?
Du ſprichſt wohl von beſondern Dingen?
Die Wahrheit, rief ſie, breit ich aus.
Was keines weiſs herauszubringen,
Bring ich durch meinen Fleiſs heraus,
Vom Adler bis zur Fledermaus.

Dürft ich, verſetzt der Fuchs, mit Bitten dich beſchweren:
So wünſcht ich mir, etwas von deiner Kunſt zu hören.

So, wie ein weiſer Arzt, der auf der Bühne ſteht,
Und ſeine Künſte rühmt; bald vor - bald rückwärts geht,
Sein feidnes Schnupftuch nimmt, ſich räuſpert, und dann ſpricht:
So lief die Elſter auch den Aſt bald auf, bald nieder,
Und ſtrich an einem Zweig den Schnabel hin und wieder,
Und macht ein ſehr gelehrt Geſicht.

Drauf fängt sie ernsthaft an, und spricht:
Ich diene gern mit meinen Gaben:
Denn ich behalte nichts für mich.
Nicht wahr, sie denken doch, dafs sie vier Füsse haben.
Allein, Herr Fuchs, sie irren sich.
Nur zugehört! sie werdens finden,
Denn ich beweis es gleich mit Gründen.

Ihr Fufs bewegt sich, wenn er geht,
Und er bewegt sich nicht, so lang er stille steht;
Doch merken sie, was ich itzt sagen werde,
Denn dieses ist es noch nicht ganz.
So oft ihr Fufs nun geht, so geht er auf der Erde.
Betrachten sie nun ihren Schwanz.
Sie sehen, wenn ihr Fufs sich reget,
Dafs auch ihr Schwanz sich mit beweget;
Itzt ist ihr Fufs bald hier, bald dort;
Und so geht auch ihr Schwanz mit auf der Erde fort,
So oft sie nach den Hühnern reisen.
Daraus zieh ich nunmehr den Schlufs,
Ihr Schwanz, das sey ihr fünfter Fufs;
Und dies, Herr Fuchs, war zu beweisen.

* * *

Ja dieſes hat uns noch gefehlt!
Wie freu ich mich, daſs es bey Thieren
Auch groſſe Geiſter giebt, die alles demonſtriren!
Mir hats der Fuchs für ganz gewiſs erzählt.
Je minder ſie verſtehn, ſprach dieſes ſchlaue Vieh,
Um deſto mehr beweiſen ſie.

Das Land der Hinkenden.

Vorzeiten gabs ein kleines Land,
Worinn man keinen Menſchen fand,
Der nicht geſtottert, wann er redte,
Nicht, wann er gieng, gehinket hatte;
Denn beydes hielt man für galant.
Ein Fremder ſah den Uebelſtand.
Hier, dacht er, wird man dich im Gehn bewundern muſſen,
Und gieng einher mit ſteiffen Fuſſen.
Er gieng, ein jeder ſah ihn an,
Und alle lachten, die ihn ſahn,
Und jeder blieb vor Lachen ſtehen,
Und ſchrie: Lehrt doch den Fremden gehen!

Der Fremde hielts für ſeine Pflicht,
Den Vorwurf von ſich abzulehnen.
Ihr, rief er, hinkt; ich aber nicht;
Den Gang müſst ihr euch abgewöhnen.
Der Lärmen wird noch mehr vermehrt,
Da man den Fremden ſprechen hört:
Er ſtammelt nicht; Genug zur Schande!
Man ſpottet ſein im ganzen Lande.

* * *

Gewohnheit macht den Fehler ſchön,
Den wir von Jugend auf geſehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daſs wir thöricht ſind, uns ſagen.
Wir ſelber halten ihn dafür,
Bloſs, weil er kluger iſt, als wir.

INKLE U. YARICO

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Inkle und Yariko.

Die Liebe zum Gewinnſt, die uns zuerſt gelehrt,
Wie man auf leichtem Holz durch wilde Fluthen fährt;
Die uns beherzt gemacht, das liebſte Gut, das Leben,
Der ungewiſſen See auf Brettern Preis zu geben;
Die Liebe zum Gewinnſt, der deutliche Begriff
Von Vortheil und Verluſt, trieb Inklen auf ein Schiff.
Er opferte der See die Kräfte ſeiner Jugend:
Denn Handeln war ſein Witz, und Rechnen ſeine Tugend.

Ihn lockt das reiche Land, das wir durchs Schwerdt bekehrt,
Das wir das Chriſtenthum und unſern Geitz gelehrt.
Er ſieht Amerika; doch nah an dieſem Lande
Zerreiſst der Sturm ſein Schiff. Zwar glückt es ihm, am Strande
Dem Tode zu entgehn; allein der Wilden Schaar
Fiel auf die Britten los; und wer entkommen war,

Den fraſs ihr hungrig Schwerdt. Nur Inkle
ſoll noch leben;
Die Flucht in einen Wald muſs ihm Beſchir-
mung geben.
Vom Laufen athemlos, wirft, mit verwirr-
tem Sinn,
Der Britte ſich zuletzt bey einem Brunnen hin;
Umringt mit naher Furcht und ungewiſſem
Grämen,
Ob Hunger oder Schwerdt ihm wird das Leben
nehmen.

Ein plötzliches Geräuſch erſchreckt ſein
ſchuchtern Ohr.
Ein wildes Mädchen ſpringt aus dem Gebüſch
hervor,
Und ſieht mit ſchnellem Blick den Europäer
liegen.
Sie ſtutzt. Was wird ſie thun? Beſtürzt zu-
rücke fliegen?
O nein! ſo ſtreng und deutſch ſind wilde
Schönen nicht.
Sie ſieht den Fremdling an. Sein rund und
weiſs Geſicht,
Sein Kleid, ſein lockigt Haar, die Anmuth
ſeiner Blicke
Gefallt der Schönen wohl, hält ſie mit Luſt
zurucke.

Auch

Auch Inklen nimmt dies Kind bey wilder Anmuth ein.
Unwiſſend in der Kunſt durch Zwang verſtellt zu ſeyn,
Verräth ſie durch den Blick die Regung ihrer Triebe;
Ihr Auge ſprach von Gunſt, und bat um Gegenliebe.
Die Indianerinn war liebenswerth gebaut.
Durch Minen redt dies Paar, durch Minen redts vertraut.
Sie winkt ihm mit der Hand; er folget ihrem Schritte;
Mit Früchten ſpeist ſie ihn in einer kleinen Hütte,
Und zeigt ihm eine Quell, vom Durſt ſich zu befreyn;
Durch Lächeln räth ſie ihm, getroſt und froh zu ſeyn.
Sie ſah ihn zehnmal an, und ſpielt an ſeinen Haaren,
Und ſchien verwundrungsvoll, daſs ſie ſo lockigt waren.

So oft der Morgen kömmt: ſo macht Yariko
Durch neuen Unterhalt den lieben Fremdling froh,
Und zeigt durch Zärtlichkeit, mit jedem neuen Tage,
Was für ein treues Herz in einer Wilden ſchlage.
Sie bringt ihm manch Geſchenk, und ſchmückt ſein kleines Haus
Mit mancher bunten Haut, mit bunten Federn aus;
Und eine neue Tracht von ſchönen Muſchelſchalen
Muſs, wenn ſie ihn beſucht, um ihre Schulter prahlen.
Zur Nachtzeit führt ſie ihn zu einem Waſſerfall;
Und unter dem Geräuſch und Philomelens Schall
Schlaft unſer Fremdling ein. Aus zärtlichem Erbarmen
Bewacht ſie jede Nacht den Freund in ihren Armen.
Wird in Europa wohl ein Herz ſo edel ſeyn?

Die

INKLE & YARICO.

Universitäts-
Bibliothek

Die Liebe flöſst dem Paar bald eine Mundart ein.
Sie unterreden ſich durch ſelbſt erfundne Töne.
Kurz; er verſteht ſein Kind, und ihn verſteht die Schone.
Oft ſagt ihr Inkle vor, was ſeine Vaterſtadt
Für ſuſſe Lebensart, für Koſtbarkeiten hat.
Er wünſcht, ſie neben ſich in London einſt zu ſehen;
Sie hörts, und zürnet ſchon, daſs es noch nicht geſchehen.
Dort, ſpricht er, kleid ich dich, und zeiget auf ſein Kleid,
In lauter bunten Zeug, von gröſsrer Koſtbarkeit;
In Häuſern, halb von Glas, beſpannt mit raſchen Pferden,
Sollſt du in dieſer Stadt bequem getragen werden.
Vor Freuden weint dies Kind, und ſieht, indem ſie weint,
Schon nach der offnen See, ob noch kein Schiff erſcheint.
Es glückt ihr, was ſie wünſcht, in kurzem zu entdecken;
Sie ſieht ein Schiff am Strand, und läuft mit frohem Schrecken,
Sucht ihren Fremdling auf, vergiſst ihr Vaterland
Aus Treue gegen ihn, und eilt, an ſeiner Hand,

So freudig in die See, als ob das Schiff im Meere,
In das sie steigen will, ein Haus in London ware.
Das Schiff setzt seinen Lauf mit gutem Winde fort,
Und fliegt nach Barbados *; doch dieses war der Ort,
Wo Inkle ganz bestürzt sein Schikfal überdachte,
Als schnell in seiner Brust der Kaufmannsgeist erwachte.
Er kam mit leerer Hand aus Indien zurück;
Dies war für seinen Geitz ein trauriges Geschick.
So hab ich, fieng er an, um arm zurückzukommen,
Die furchterliche See, mit Muh und Angst, durchschwommen?
Er stillt in kurzer Zeit den Hunger nach Gewinn,
Und fuhrt Yariko zum Sklavenhandler hin.
Hier wird die Dankbarkeit in Tyranney verwandelt,
Und die, die ihn erhielt, zur Sklaverey verhandelt.
Sie fällt ihm um den Hals; sie fällt vor ihm aufs Knie,
Sie flecht, sie weint, sie schreyt. Nichts! er verkaufet sie.
Mich,

* Barbados ist eine von den Carabischen Inseln, welche den Engländern zugehört. Es wird ein grosser Sklavenhandel daselbst getrieben.

Mich, die ich ſchwanger bin, mich! fährt ſie fort zu klagen.
Bewegt ihn dies? Ach ja! ſie höher anzuſchlagen.
Noch drey Pfund Sterling mehr: Hier, ſpricht der Britte froh,
Hier, Kaufmann, iſt das Weib; ſie heiſst Yariko.

* * *

O Inkle! du Barbar, dem keiner gleich geweſen,
O möchte deinen Schimpf ein jeder Welttheil leſen!
Die gröſste Redlichkeit, die allergröſste Treu
Belohnſt du, Böſewicht! noch gar mit Sklaverey?
Ein Mädchen, das für dich ihr eigen Leben wagte,
Das dich dem Tod entriſs, und ihrem Volk entſagte,
Mit dir das Meer durchſtrich, und, bey der Glieder Reitz,
Das beſte Herz beſaſs, verhandelſt du aus Geitz?
Sey ſtolz! Kein Böſewicht bringt dich um deinen Namen.
Nie wird es möglich ſeyn, dein Laſter nachzuahmen.

Der

Der Kukuk.

Der Kukuk ſprach mit einem Staar,
Der aus der Stadt entflohen war.
Was ſpricht man, fieng er an zu ſchreyen,
Was ſpricht man in der Stadt von unſern Melodeyen?
Was ſpricht man von der Nachtigall?
" Die ganze Stadt lobt ihre Lieder.
Und von der Lerche? rief er wieder.
„ Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall.
Und von der Amſel? fuhr er fort.
„ Auch dieſe lobt man hier und dort.
Ich muſs dich doch noch etwas fragen:
Was, rief er, ſpricht man denn von mir?
Das, ſprach der Staar, das weiſs ich nicht zu ſagen;
Denn keine Seele redt von dir.
So will ich, fuhr er fort, mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir ſelber ſprechen.

DAS GESPENST

Universitäts
Bibliothek
Berlin.

Das Geſpenſt.

Ein Hauswirth, wie man mir erzählt,
Ward lange Zeit durch ein Geſpenſt gequält.
Er lieſs, des Geiſts ſich zu erwehren,
Sich heimlich das Verbannen lehren;
Doch kraftlos blieb der Zauberſpruch.
Der Geiſt entſetzte ſich vor keinen Charakteren,
Und gab, in einem weiſſen Tuch,
Ihm alle Nächte den Beſuch.

Ein Dichter zog in dieſes Haus.
Der Wirth, der bey der Nacht nicht gern allein geweſen,
Bat ſich des Dichters Zuſpruch aus,
Und lieſs ſich ſeine Verſe leſen.
Der Dichter las ein froſtig Trauerſpiel,
Das, wo nicht ſeinem Wirth, doch ihm ſehr wohl gefiel.

Der Geiſt, den nur der Wirth, doch nicht der Dichter ſah,
Erſchien, und hörte zu; es fieng ihn an zu ſchauern;
Er konnt es länger nicht, als einen Auftritt, dauern:
Denn, eh der andre kam, ſo war er nicht mehr da.

Der

Der Wirth, von Hofnung eingenommen,
Liefs gleich die andre Nacht den Dichter wieder kommen.
Der Dichter las, der Geift erfchien;
Doch ohne lange zu verziehn.
Gut, fprach der Wirth bey fich, dich will ich bald verjagen;
Kannft du die Verfe nicht vertragen?

Die dritte Nacht blieb unfer Wirth allein.
So bald es Zwölfe fchlug, liefs das Gefpenft fich blicken.
Johann! fieng drauf der Wirth gewaltig an zu fchreyn,
Der Dichter (lauft gefchwind!) foll von der Gute feyn,
Und mir fein Trauerfpiel auf eine Stunde fchicken.
Der Geift erfchrack, und winkte mit der Hand,
Der Diener follte ja nicht gehen.
Und kurz, der weiffe Geift verfchwand,
Und lies fich niemals wieder fehen.

* * *

Ein jeder, der dies Wunder lieft,
Zieh fich daraus die gute Lehre,
Dafs kein Gedicht fo elend ift,
Das nicht zu etwas nützlich wäre.

Und

Und wenn ſich ein Geſpenſt vor ſchlechten
Verſen ſcheut:
So kann uns dies zum groſſen Trotze dienen.
Geſetzt, daſs ſie zu unſrer Zeit
Auch legionenweis erſchienen:
So wird, um ſich von allen zu befreyn,
An Verſen doch kein Mangel ſeyn.

Der Selbſtmord.

O Jüngling, lern aus der Geſchichte,
Die dich vielleicht zu Thränen zwingt,
Was für bejammernswerthe Früchte
Die Liebe zu den Schönen bringt!

Ein Beyſpiel wohlgezogner Jugend,
Des alten Vaters Troſt und Stab,
Ein Jüngling, der durch frühe Tugend
Zur gröſsten Hofnung Anlaſs gab,

Den zwang die Macht der ſchönen Triebe,
Climenen zärtlich nachzugehn;
Er ſeufzt, er bat um Gegenliebe;
Allein vergebens war ſein Flehn.

Fuſsfällig klagt er ihr ſein Leiden.
Umſonſt! Climene heiſst ihn fliehn.
Ja, ſchreyt er, ja; ich will dich meiden;
Ich will mich ewig dir entziehn.

Er

Er reifst den Degen aus der Scheide,
Und, -- o was kann verwegner seyn!
Kurz, er beliebt die Spitz und Schneide,
Und steckt ihn langsam wieder ein.

Die Betschwester.

Die frömmste Frau in unsrer Stadt,
In Kleidern fromm, und fromm in Mienen,
Die stets den Mund voll Andacht hat,
Wird diese nicht ein Lied verdienen?

Wie lehrreich ist ihr Lebenslauf!
Kaum steht die fromme Frau von ihrem Lager auf;
Kaum tönt der Klang vom achten Stundenschlage:
So sucht sie das Gebet zu dem vorhandnen Tage.
Und ob sie gleich den Schritt in sechzig schon gethan:
So ruft sie doch den Herrn noch heut um Keuschheit an.
Und ob sie gleich noch nie sich satt gegessen:
So fleht sie doch um Mässigkeit im Essen.
Und ob sie gleich auf alle Pfander leiht:
So seufzt sie doch um Trost bey ihrer Dürftigkeit.

Welch

Welch redlich Herz! welch' heiliges Vertrauen!
Sie liest das Jahr hindurch die Bibel zweymal aus,
Und reifst dadurch ihr ganzes Haus
Auf ewig aus des Teufels Klauen.
Zwölf Lieder ſtimmt ſie täglich an,
Wer kömmt? Ifts nicht ein armer Mann?
Geh, Frecher! willſt du ſie vielleicht im Singen ſtören?
Nein, wenn ſie ſingt, kann ſie nicht hören.
Geh nur, und hungre, wie zuvor.
Sie hebt ihr Herz zu Gott empor;
Soll ſie dies Herz vom Himmel lenken,
Und izt an einen Armen denken?

Sie ſingt, und trägt das Eſſen ſingend auf.
Sie iſst, und ſchmahlt auf böſer Zeiten Lauf.
Allein wer klopft ſchon wieder an die Thure?
Ein armes Weib, die keinen Biſſen Brod ...
„Geht, quält mich nicht mit eurer Noth,
„Wenn ich die Hand zum Munde führe.
„Nicht wahr, ihr ſingt und betet nicht?
„Seyd fromm, und denkt an eure Pflicht:
„Der Herr vergiſst die Seinen nicht.
„Wenn ſeht ihr mich denn betteln gehen?
„Allein man muſs zu Gott auch brünſtig ſchreyn und flehen.

Doch

Doch iſt die liebe fromme Frau
Nicht gar zu hart, nicht zu genau?
Wohnt nicht in ihr mehr Kaltſinn, als Erbarmen?
Nein, nein! ſie dient und hilft den Armen;
Sie beſſert ſie durch Vorwurf und Verweis,
Und weiſt ſie zu Gebet und Fleiſs;
Iſt dieſes nicht der Schrift Geheiſs?
Sie dient ja gern mit ihren Gutern;
Allein nur redlichen Gemuthern.
Iſt wohl ein frommes Weib in unſrer ganzen Stadt,
Das, in der Noth, bey ihr nicht Zuflucht hat?
Sie mag ihr auch die kleinſte Zeitung bringen:
So eilt ſie doch, dem Weibe beyzuſpringen.

Ach ja! Beatens Her ziſt willig und bereit;
Die Welt mag noch ſo viel an ihr zu tadeln finden.
Nicht nur den Lebenden nutzt ihre Mildigkeit;
O nein! ſie weiſs ſich auch die Todten zu verbinden.
Wenn wird ein Kind zur Gruft gebracht,
Um deſſen Sarg ihr Kranz ſich nicht verdient gemacht?
Wenn ſprechen nicht die Leichengäſte:
Beatens Kranz war doch der beſte!

Welch

Welch schönes Crucifix! von wem wird dieses seyn?
Beate schickts, und wills dem Leichnam weihn.
Das fromme Weib! Erlebt sie mein Erblassen:
So wird sie meinen Sarg gewiss versilbern lassen.

Sie kleidet Kanzel und Altar;
Und wird sie künftigs neue Jahr,
So sehr die andern sie beneiden,
Zum drittenmale doch bekleiden.
Man wirfe ihr vor, sie solls aus Ehrsucht thun;
Noch kann ihr mildes Herz nicht ruhn.
Wer wars, der itzt in die Collekte
Mit langsamschlauer Hand ein volles Briefchen steckte?
Beate wars, sie leiht dem Herrn,
Und was sie giebt, das giebt sie gern.
Was kann denn sie dafür, dass es die Leute sehen?

Beate! Lass die Lästrer schmähen,
Und lass sie aus Verleumdung sprechen,
Du wollst die Allmacht nur bestechen,
Dass, für den Wucher, den du treibst,
Du einstens ungestrafet bleibst.
Lass dich von andern spöttisch richten,
Als pflegtest du der Welt gern Laster anzudichten;

Als wäre dies für dich die liebste Neuigkeit,
Wenn andern Noth und Unglück draut;
Als hätteſt du nichts, als der Tugend Schein.
Schweigt, Spötter, ſchweigt; dieſs kann nicht
ſeyn:
Denn betend ſteht ſie auf, und ſingend ſchläft
ſie ein.

Der Blinde und der Lahme.

Von ungefehr muſs einen Blinden
Ein Lahmer auf der Straſſe finden,
Und jener hoft ſchon freudenvoll,
Daſs ihn der andre leiten ſoll.

Dir, ſpricht der Lahme, beyzuſtehen?
Ich armer Mann kann ſelbſt nicht gehen;
Doch ſcheints, daſs du zu einer Laſt
Noch ſehr geſunde Schultern haſt.

Entſchlieſſe dich, mich fortzutragen:
So will ich dir die Stege ſagen;
So wird dein ſtarker Fuſs mein Bein,
Mein helles Auge deines ſeyn.

Der Lahme hangt, mit ſeinen Krücken,
Sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt alſo dieſes Paar,
Was einzeln keinem möglich war.

Du

* * *

Du haſt das nicht, was andre haben,
Und andern mangeln deine Gaben.
Aus dieſer Unvollkommenheit
Entſpringet die Geſelligkeit.

Wenn jenem nicht die Gabe fehlte,
Die die Natur für mich erwählte:
So wurd er nur für ſich allein,
Und nicht für mich, bekummert ſeyn.

Beſchwer die Götter nicht mit Klagen!
Der Vortheil, den ſie dir verſagen,
Und jenem ſchenken, wird gemein:
Wir dürfen nur geſellig ſeyn.

Der Hund.

Phylax, der ſo manche Nacht
Haus und Hof getreu bewacht,
Und oft ganzen Diebesbanden
Durch ſein Bellen widerſtanden;
Phylax, dem Lips Tullian,
Der doch gut zu ſtehlen wuſste,
Selber zweymal weichen muſste,
Dieſen fiel ein Fieber an.

Alle Nachbarn gaben Rath.
Krumholzöl und Mithridat
Mufste fich der Hund bequemen,
Wider Willen einzunehmen.
Selbft des Nachbar Gaftwirths Müh,
Der vordem in fremden Landen,
Als ein Doctor, ausgeftanden,
War vergebens bey dem Vieh.

Kaum erfcholl die fchlimme Poft,
Als von ihrer Mittagskoft
Alle Bruder und Bekannten,
Phylax zu befuchen, rannten.
Pantelon, fein beiter Freund,
Leckt ihm an dem heiffen Munde.
O, erfeufzt er, bittre Stunde!
O, wer hatte das gemeynt!

Ach, rief Phylax: Pantelon!
Ifts nicht wahr, ich fterbe fchon?
Hatt ich nur nichts eingenommen:
War ich wohl davongekommen.
Sterb ich Aermfter fo gefchwind:
O, fo kannft du ficher fchreyen,
Dafs die vielen Arzeneyen
Meines Todes Quelle find.

Wie zufrieden fchlief ich ein:
Sollt ich nur fo manches Bein,

Das

Das ich mir verſcharren müſſen,
Vor dem Tode noch genieſſen.
Dieſes macht mich kummervoll,
Daſs ich dieſen Schatz vergeſſen,
Nicht vor meinem Ende freſſen,
Auch nicht mit mir nehmen ſoll.

Liebſt du mich, und biſt du treu:
O, ſo hole ſie herbey.
Eines wirſt du bey den Linden
An dem Gartenthore finden;
Eines, lieber Pantelon,
Hab ich nur noch geſtern morgen
In dem Winterreifs verborgen;
Aber friſs mir nichts davon.

Pantelon war fortgerannt,
Brachte treulich, was er fand;
Phylax roch, bey ſchwachem Muthe,
Noch den Dunſt von ſeinem Gute.
Endlich, da ſein Auge bricht,
Spricht er: Laſs mir alles liegen!
Sterb ich, ſo ſollſt du es kriegen;
Aber, Bruder, eher nicht.

Sollt ich nur ſo glücklich ſeyn,
Und das ſchöne Schinkenbein,
Das ich -- doch ich mags nicht ſagen,
Wo ich dieſes hingetragen.

Universitäts Bibliothek Berlin.

Werd ich wiederum gesund:
Will ich dir bey meinem Leben
Auch die beste Hälfte geben;
Ja du sollst -- Hier starb der Hund.

* * *

Der Geitzhals bleibt im Tode karg.
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,
Und tausend wirft er mit Entsetzen
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.
O schwere Last der Eitelkeit!
Um schlecht zu leben, schwer zu sterben,
Sucht man sich Güter zu erwerben.
Verdient ein solches Glück wohl Neid?

Der Processs.

Ja, ja Processe müssen seyn!
Gesetzt, sie wären nicht auf Erden;
Wie könnt alsdenn das Mein und Dein
Bestimmet und entschieden werden?
Das Streiten lehrt uns die Natur.
Drum, Bruder, recht' und streite nur.
Du siehst, man will dich übertäuben;
Doch gieb nicht nach, setz alles auf,
Und lass dem Handel seinen Lauf:
Denn Recht muss doch Recht bleiben.

* * *

Was ſprecht ihr, Nachbar? dieſer Rein,
Der ſollte, meynt ihr, euer ſeyn?
Nein, er gehört zu meinen Hufen.

„Nicht doch, Gevatter, nicht, ihr irrt;
„Ich will euch zwanzig Zeugen rufen,
„Von denen jeder ſagen wird,
„Dafs lange vor der Schwedenzeit —

Gevatter, ihr ſeyd nicht geſcheit!
Verſteht ihr mich? Ich will euchs lehren,
Dafs Rein und Gras mir zugehören.
Ich will nicht eher ſanfte ruhn;
Das Recht, das ſoll den Ausſpruch thun.
So ſaget Kunz, ſchlagt in die Hand,
Und rückt den ſpitzen Hut die queere.
„Ja, eh ich dieſen Rein entbehre,
„So meid ich lieber Gut und Land.
Der Zorn bringt ihn zu ſchnellen Schritten;
Er eilet nach der nahen Stadt.
Allein, Herr Glimpf, ſein Advocat
War kurz zuvor ins Amt geritten.
Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein.
Wie, ſprecht ihr, kann das möglich ſeyn?
Kunz war zu Fufs, und Glimpf zu Pferde.
So glaubt ihr, dafs ich lügen werde?
Ich bitt euch, ſtellt das Reden ein,
Sonſt werd ich, dieſen Schimpf zu rächen,
Gleich ſelber mit Herr Glimpfen ſprechen.

Ich ſag es noch einmal: Kunz holt Herr Glimpfen ein,
Greift in den Zaum, und grüſst Herr Glimpfen.
Herr! fängt er ganz erbittert an,
Mein Nachbar, der infame Mann,
Der Schelm, ich will ihn zwar nicht ſchimpfen,
Der, denkt nur! ſpricht, der ſchmale Rein,
Der zwiſchen unſern Feldern lieget,
Der, ſpricht der Narr, der wäre ſein.
Allein den will ich ſehn, der mich darum betrüget.
Herr, fuhr er fort, Herr, meine beſte Kuh,
Sechs Scheffel Haber noch dazu!
(Hier wieherte das Pferd vor Freuden.)
O dient mir wider ihn, und helft die Sach entſcheiden.
Kein Menſch, verſetzt Herr Glimpf, dient freudiger, als ich.
Der Nachbar hat nichts einzuwenden,
Ihr habt das gröſste Recht in Händen;
Aus euren Reden zeigt es ſich.
Genug, verklagt den Ungeſtümen!
Ich will mich zwar nicht ſelber ruhmen,
Dieſs thut kein ehrlicher Juriſt;
Doch dieſes könnt ihr leicht erfahren,
Ob ein Proceſs, ſeit zwanzig Jahren,
Von mir verlohren worden iſt.

Ich

Ich will euch eure Sache führen,
Ein Wort, ein Mann! ihr ſollt ſie nicht verlieren.
Glimpf reitet fort. Herr! ruft ihm Kunz noch nach,
Ich halte, was ich euch verſprach.

Wie hitzig wird der Streit getrieben!
Manch Ries Papier wird voll geſchrieben.
Das halbe Dorf muſs in das Amt;
Man eilt die Zeugen abzuhören,
Und funf und zwanzig müſſen ſchwören;
Und dieſe ſchwören insgeſamt,
Daſs, wie die alte Nachricht lehrte,
Der Rein ihm gar nicht zugehörte.

Ey, Kunz, das Ding geht ziemlich ſchlecht!
Ich weiſs zwar wenig von dem Rechte;
Doch im Vertraun geredt, ich dächte,
Du hätteſt nicht das gröſste Recht.

Manch widrig Urtheil kömmt; doch laſst es widrig klingen!
Glimpf muntert den Clienten auf:
Laſst dem Proceſſe ſeinen Lauf,
Ich ſchwör euch, endlich durchzudringen;
Doch ...
Herr, ich hör es ſchon; ich will das Geld gleich bringen.

Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit.
Allein, warum ſo lange Zeit?
Dieſs, Leſer, kann ich dir nicht ſagen;
Du mufst die Rechtsgelehrten fragen.

Ein letztes Urtheil kömmt. O ſeht doch, Kunz gewinnt!
Er hat zwar viel dabey gelitten;
Allein was thuts, dafs Haus und Hof verſtritten,
Und Haus und Hof ſchon angeſchagen ſind?
Genug, dafs er den Rein gewinnt.
O, ruft er, lernt von mir, den Streit aufs hochſte treiben,
Ihr ſeht ja, Recht mufs doch Recht bleiben!

Der Bettler.

Ein Bettler kam mit bloſſem Degen
In eines reichen Mannes Haus,
Und bat ſich, wie die Bettler pflegen,
Nur eine kleine Wohlthat aus.
Ich, ſprach er, kenn ihr chriſtlich Herze,
Sie ſorgen gern fur andrer Heil,
Und nehmen mit gerechtem Schmerze
An ihres Nächſten Elend Theil.

Ich

Ich weiſs, mein Flehn wird ſie bewegen:
Sie ſehn, ich fordre nichts mit Unbeſcheidenheit;
Nein, ich verlaſſe mich (hier wies er ihm den Degen,)
Allein auf ihre Gütigkeit.

* * *

Dies iſt die Art lobgieriger Scribenten,
Wenn ſie um unſern Beyfall flehn.
Sie geben uns mit vielen Complimenten
Die harte Fordrung zu verſtehn.
Der Autor will den Beyfall nicht erpreſſen;
Nein, er verlaſſet ſich blos auf unſre Billigkeit.
Doch daſs wir dieſe nicht vergeſſen:
So zeigt er uns zu gleicher Zeit
In beyden Händen Krieg und Streit.

Das Pferd und die Bremſe.

Ein Gaul, der Schmuck von weiſſen Pferden,
Von Schenkeln leicht, ſchön von Geſtalt,
Und, wie ein Menſch, ſtolz in Geberden,
Trug ſeinen Herrn durch einen Wald;
Als mitten in dem ſtolzen Gange
Ihm eine Bremſe entgegenflog,
Und durſtig auf die naſſe Stange
An ſeinem blanken Zaume flog.

Sie leckte von dem weiſſen Schaume,
Der heftig am Gebiſſe floſs.
Geſchmeiſſe! ſprach das wilde Roſs,
Du ſcheuſt dich nicht vor meinem Zaume?
Wo bleibt die Ehrfurcht gegen mich?
Wie? darfſt du wohl ein Pferd erbittern?
Ich ſchuttle nur: ſo muſt du zittern.
Es ſchuttelte: die Bremſe wich.

Allein ſie ſuchte ſich zu rächen.
Sie flog ihm nach, um ihn zu ſtechen,
Und ſtach den Schimmel in das Maul.
Das Pferd erſchrack, und blieb vor Schrecken
In Wurzeln mit dem Eiſen ſtecken,
Und brach ein Bein. Hier lag der ſtolze Gaul.

* * *

Auf ſich den Haſs der Niedern laden,
Dieſs ſtürzet oft den gröſsten Mann.
Wer dir, als Freund, nicht nützen kann,
Kann allemal, als Feind, dir ſchaden.

Die Reiſe.

Einſt machte durch ſein ganzes Land
Ein König den Befehl bekannt,
Daſs jeder, der ein Amt erhalten wollte,
Gewiſſe Zeit auf Reiſen gehen ſollte,

Um

Um ſich in Künſten umzuſehn.
Er lieſs genaue Karten ſtechen,
Und gab dazu noch jedem das Verſprechen,
Ihm, würd er nur, ſo weit er könnte, gehn,
Mit dem Vermögen ſeiner Schätze
Alsdann auf Reiſen beyzuſtehn.
Es war das deutlichſte Geſetze,
Das jemals noch die Welt geſehn;
Doch weil die meiſten ſich vor dieſer Reiſe ſcheuten:
So ſah man viele Dunkelheit.
Die Liebe zu ſich ſelbſt und zur Bequemlichkeit
Half das Geſetz ſehr ſinnreich deuten;
Und jeder gab ihm den Verſtand,
Den er bequem für ſeine Neigung fand;
Doch alle waren eins, daſs man gehorchen müſste.

Man machte ſich die Karten bald bekannt,
Damit man doch der Länder Gegend wüſste.
Sehr viele reisten nur im Geiſt,
Und überredten ſich, als hätten ſie gereist.
Noch andre ſchaften das Geräthe
Zu ihrer Reiſe fleiſſig an,
Und glaubten, wenn man nur ſtets reiſefertig thäte:
So hätte man die Reiſe ſchon gethan.

Sehr viele fiengen an zu eilen,
Als wollten sie die ganze Welt durchgehn;
Sie reisten, aber wenig Meilen,
Und meynten, dem Befehl sey nun genug
geschehn.
Noch andre suchten auf den Reisen,
Noch mehr Gehorsam zu beweisen,
Als den, den das Gesetz befahl;
Sie reisten nicht durch grüne Felder,
O nein, sie suchten finstre Wälder,
Und reisten unter Furcht und Quaal;
Behangten sich mit schweren Burden,
Und glaubten, wenn sie ausgezehrt,
Und siech und krank zurückekommen würden:
So wären sie des besten Amtes werth;
Sie reisten nie auf Kosten des Regenten;
Doch jene, die zur Zeit noch keinen Schritt
gethan,
Die hielten Tag für Tag um Reisekosten an,
Damit sie weiter kommen könnten.

* * *

Wie elend, hör ich manchen klagen,
Ist nicht dies Mährchen ausgedacht!
Schämt sich der Dichter nicht, uns Dinge vor-
zusagen,
Die man kaum Kindern glaublich macht?

Wo

Wo giebt es wohl ſo ſtumpfe Köpfe,
Als uns der Dichter vorgeſtellt?
Dies ſind unſinnige Geſchöpfe,
Und nicht Bewohner unſrer Welt.
O Freund! was zankſt du mit dem Dichter?
Sieh doch die meiſten Chriſten an;
Betrachte ſie, und dann ſey Richter,
Ob dieſes Bild unglaublich heiſſen kann.

Das Teſtament.

Philemon, der bey groſſen Schätzen
Ein edelmüthig Herz beſaſs,
Und, andrer Mangel zu erſetzen,
Den eignen Vortheil gern vergaſs;
Philemon konnte doch dem Neide nicht entgehen,
So willig er auch war, den Neidern beyzuſtehen.
Zween Nachbarn haſsten ihn; zween Nachbarn ruhten nie,
Aufs ſchimpflichſte von ihm zu ſprechen.
Warum? Er war beglückt, und glücklicher als ſie.
Iſt dieſs nicht ſchon ein groſs Verbrechen?
Die Freunde riethen ihm, ſich für den Schimpf zu rächen.

Nein,

Nein, sprach er, lasst sie neidisch schmähn;
Sie werden schon nach meinem Tode sehn,
Wie viel sie Recht gehabt, ein Glück mir nicht zu gönnen,
Das wenig Menschen nützen können.

Er stirbt. Man findt sein Testament,
Und liest: Ich will, dass einst nach meinem Sterben
Mein hinterlassnes Gut die beyden Nachbarn erben,
Weil sie diess Gut mir nicht gegönnt.
So mancher Freund verwünscht diess Testament.
Wie? konnt ich ihn nicht auch beneiden?
Mir giebt er nichts, und alles diesen beyden?

Die beyden Nachbarn sehn vergnügt
Den Sinn des Testaments vollführen:
Denn damals wusste man nicht recht zu processiren;
Sonst hätten beyde nichts gekriegt.
So aber kriegten sie das völlige Vermögen.
Wie rühmten sie den Seelgen nicht!
Er war die Grossmuth selbst, er war der Zeiten Licht,
Und alles diess des Testamentes wegen:
Denn eh er starb, war ers noch nicht.

Sind

Sind unſre Nachbarn nun beglückt?
Vielleicht. Wir wollen Achtung geben.
Der eine Nachbar weiht entzuckt
Dem reichen Kaſten Ruh und Leben.
Er hutet ihn mit karger Hand,
Und wacht, wenn andre ſchnarchend liegen,
Und wunſcht mit Thranen ſich Verſtand,
Die ſchlauen Diebe zu betrügen;
Springt oft, durch böſe Traum erſchreckt,
Als ob man ihn beſtohlen hatte,
Mit ſchnellen Fuſſen aus dem Bette,
Und ſucht den Ort, wo er den Schatz verſteckt.
Er martert ſich mit tauſend Sorgen,
Sein vieles Geld vermehrt zu ſehn,
Und nimmt aus Geitz ſich vor, die Hälfte zu verborgen,
Und läſst den, den er rief, doch leer zurückegehn.
Arm hat er ſich noch ſatt gegeſſen;
Reich hungert er, bey halbem Eſſen,
Und ſchnitt das Brod, das er den Seinen gab,
Mit Klagen uber Gott, und über Theurung ab;
Und ward, mit jedem neuen Tage,
Der Seinen Laſt und ſeine Plage.

Der andre Nachbar lachte ſein.
Der Thorheit, ſprach er, will ich wehren;
Was ich geerbt, will ich verzehren,
Und mich des Seegens recht erfreun.

Er

Er hielt ſein Wort, und ſah in wenig Jahren,
Sein vieles Geld in fremder Hand;
Durch Gaſſen, wo er ſonſt ſtolz auf- und
abgefahren,
Schlich itzt ſein Fuſs ganz unbekannt.
Ach! ſprach er zu dem andern Erben,
Philemon hat es wohl gedacht,
Daſs uns der Reichthum wird verderben;
Drum hat er uns ſein Gut vermacht.
Du hungerſt karg, ich hab es durchgebracht.
Wir waren werth, den Reichthum zu beſitzen,
Denn keiner wuſst ihn recht zu nutzen.

Damötas und Phyllis

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Damätas und Phyllis.

Damätas war ſchon lange Zeit
Der jungen Phyllis nachgegangen;
Noch konnte ſeine Zartlichkeit
Nicht einen Kuſs von ihr erlangen.
Er bat, er gab ſich alle Muh;
Doch ſeine Spröde hört ihn nie.

Er ſprach: Zwey Bänder geb ich dir;
Auch ſoll kein Warten mich verdrieſſen:
Verſprich nur, ſchöne Phyllis, mir,
Mich dieſen Sommer noch zu küſſen.
Sie ſieht ſie an; er hoft ſein Glück;
Sie lobt ſie, und giebt ſie zurück.

Er bot ein Lamm, noch zwey darauf:
Dann zehn: dann alle ſeine Heerden.
So viel? dieſs iſt ein theurer Kauf.
Nun wird ſie doch gewonnen werden.
Doch nichts nahm unſre Phyllis ein;
Mit finſtrer Stirne ſprach ſie: Nein!

Wie?

Wie? rief Damötas ganz erhitzt,
So willſt du ewig widerſtreben?
Gut! ich verbiete dir anitzt,
Mir jemals einen Kuſs zu geben.
O! rief ſie, furchte nichts von mir;
Ich bin dir ewig gut dafur.

Die Spröde lacht; der Schäfer geht,
Schleicht ungekuſst zu ſeinen Schafen.
Am andern Morgen war Damöt
Bey ſeinen Heerden eingeſchlafen;
Er ſchlief, und im Vorübergehn
Blieb Phyllis bey dem Schäfer ſtehn.

Wie roth, ſpricht Phyllis, iſt ſein Mund!
Bald dürft ich mich zu was entſchlieſſen.
O that mir nichts ſein böſer Hund:
Ich muſste dieſen Schäfer kuſſen.
Sie geht; doch, da ſie gehen will,
So ſteht ſie vor Verlangen ſtill.

Sie ſieht ſich dreymal ſchüchtern um,
Und ſucht die Zeugen, die ſie ſcheute;
Sie macht den Hund mit Streicheln ſtumm,
Und lockt ihn freundlich auf die Seite!
Sie ſinnt, bis daſs ſie ganz verzagt
Sich noch zween Schritte näher wagt.

Hier ſteht nunmehr das gute Kind;
Allein ſie kann ſich nicht entſchlieſſen;
Doch nein; itzt bückt ſie ſich geſchwind,
Und wagts, Damöten ſanft zu küſſen.
Sie giebt ihm drauf noch einen Blick,
Und kehrt nach ihrer Flur zurück.

Wie ſüſſe muſs ein Kuſs nicht ſeyn!
Denn Phyllis kömmt noch einmal wieder,
Scheint minder ſich, als erſt, zu ſcheun,
Und läſst ſich bey dem Schäfer nieder;
Sie küſst, und nimmt ſich nicht in Acht;
Sie kuſst ihn, und Damöt erwacht.

O! fieng

O! fieng Damöt halb ſchlafend an:
Mifsgonnſt du mir die ſanfte Stunde?
Dir, ſprach ſie, hab ich nichts gethan;
Ich ſpielte nur mit deinem Hunde;
Und überhaupt, es ſteht nicht fein,
Ein Schafer, und ſtets ſchlafrig ſeyn.

Jedoch, was giebſt du mir, Damöt?
So ſollſt du mich zum Scherze kuſſen.
Nun, ſprach der Schafer, iſts zu ſpat;
Du wirſts an mich bezahlen müſſen.
Drauf gab die gute Schaferinn
Um einen Kuſs zehn Küſſe hin.

DIE WIEDERSPRECHERINN

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Die Widerſprecherinn.

Iſmene hatte noch, bey vielen andern Gaben,
Auch dieſe, daſs ſie widerſprach.
Man ſagt es überhaupt den guten Weibern nach,
Daſs alle dieſe Tugend haben;
Doch wenns auch tauſendmal der ganze Weltkreis ſpricht:
So halt ichs doch für ein Gedicht,
Und ſag es öffentlich, ich glaub es ewig nicht.
Ich bin ja auch mit mancher Frau bekannt;
Ich hab es oft verflucht, und manche ſchön genannt,
So häſslich ſie auch war: bloſs weil ich haben wollte,
Daſs ſie mir widerſprechen ſollte;
Allein ſie widerſprach mir nicht.
Und alſo iſt es falſch, daſs jede widerſpricht.
So kränkt man euch, ihr guten Schönen!

Itzt komm ich wieder zu Iſmenen.
Iſmenen ſagte mans nicht aus Verleumdung nach,
Es war gewiſs, ſie widerſprach.

Einſt ſaſs ſie mit dem Mann bey Tiſche;
Sie aſſen unter andern Fiſche;

Mich deucht, es war ein grüner Hecht.
Mein Engel, ſprach der Mann, mein Engel,
iſt mir recht:
So iſt der Fiſch nicht gar zu blau geſotten.
Das, rief ſie, hab ich wohl gedacht!
So gut man auch die Anſtalt macht:
So finden Sie doch Grund, der armen Frau
zu ſpotten.
Ich ſag es ihnen kurz, der Hecht iſt gar zu blau.
Gut! ſprach er, meine liebe Frau,
Wir wollen nicht daruber ſtreiten;
Was hat die Sache zu bedeuten?
So, wie dem welſchen Hahn, dem man
was rothes zeigt,
Der Zorn den Augenblick in Nas und Lefzen
ſteigt,
Sie roth und blau durchſtromt, lang aus ein-
ander treibet,
In beyden Augen blitzt, ſich in den Flugeln
ſtreibet,
In alle Federn dringt, und ſie gen Himmel
kehrt,
Und zitternd, mit Geſchrey und Poltern, aus
ihm fahrt:
So ſchieſst Iſmenen auch, da dieſs ihr Lieb-
ſter ſpricht.
Das Blut den Augenblick in ihr ſonſt blaſs
Geſicht;

Die Adern liefen auf, die Augen wurden enger,
Die Lippen dick und blau, und Kinn und Nase länger;
Ihr Haar bewegte sich, stieg voller Zorn empor,
Und stiefs, indem es stieg, das Nachtzeug von dem Ohr.
Drauf fieng sie zitternd an: Ich, Mann! ich, deine Frau,
Ich sag es noch einmal, der Hecht war gar zu blau.
Sie nimmt das Glas und trinkt. O lafst sie doch nicht trinken!

Ihr Liebster geht, und sagt kein Wort.
Kaum aber ist ihr Liebster fort:
So sieht man sie in Ohnmacht sinken.
Wie konnt es anders seyn? gleich auf den Zorn zu trinken!

Ein plötzliches Geschrey bewegt das ganze Haus;
Man bricht der Frau die Daumen aus;
Man streicht sie kraftig an; kein Balsam will sie starken;
Man reibt ihr Schlaf und Puls; kein Leben ist zu merken.
Man nimmt versengtes Haar, und halts ihr vors Gesicht.
Umsonst! umsonst! sie riecht es nicht.

Nichts kann den Geiſt ihr wiedergeben.
Man ruft den Mann; er kömmt, und ſchreyt: du ſtirbſt? mein Leben!
Du ſtirbſt? Ich armer Mann! Ach, meine liebe Frau,
Wer hieſs mich dir doch widerſtreben!
Ach, der verdammte Fiſch! Gott weiſs, er war nicht blau.
Den Augenblick bekam ſie wieder Leben:
Blau war er, rief ſie aus; willſt du dich noch nicht geben?

So that der Geiſt des Widerſpruchs
Mehr Wirkung, als die Kraft des heftigſten Geruchs.

Das Heupferd, oder der Grashüpfer.

Ein Wagen Heu, den Veltens Hand
Zu hoch gebäumt, und ſchlecht beſpannt,
Konnt endlich von den matten Pferden
Nicht weiter fortgezogen werden.

Des Fuhrmanns Macht- und Sittenſpruch,
Ein zehnmal wiederholter Fluch,
War eben, wie der Peitſche Schlagen,
Zu ſchwach bey dieſem ſchweren Wagen.

Ein Heupferd, das bey der Gefahr
Zu oberſt auf dem Wiesbaum war,

Spran-

Sprang drauf herab, und ſprach mit Lachen:
Ich wills dem Viehe leichter machen.

Drauf ward der Wagen fortgerückt.
Ey, rief das Heupferd ganz entzückt:
Du, Fuhrmann, wirſt an mich gedenken;
Fahr fort, den Dank will ich dir ſchenken.

Semmon und das Orakel.

Sein künftig Schickſal zu erfahren,
Eilt Semnon voll Begier zum Delphiſchen Altar.
Die Gottheit weigert ſich, ihm das zu offenbaren,
Was über ihn verhänget war.
Sie ſpricht: Du wirſt ein groſſes Glück genieſſen;
Doch wirds dein Unglück ſeyn, ſobald du es wirſt wiſſen.

Iſt Semnons Neugier nun vergnügt?
Nichts weniger! Nur mehr wächst ſein Verlangen.
O Gottheit, fährt er fort, wenn Bitten dich beſiegt:
So laſs mich gröſsres Licht von meinem Glück empfangen.
So traut der Menſch, und traut zugleich auch nicht.

Ein Semnon glaubt sein Glück, nicht, weils die Gottheit saget,
Nein, weil ers schon gewünscht, eh er sie noch gefraget.
Doch, glaubt er auch, wenn sie vom Unglück spricht?
O nein! denn dieses wünscht er nicht.
Durch Klugheit denkt er schon das Unglück abzuwehren.
Kurz: Semnon läßt nicht nach, er will sein Schicksal hören.
Du wirst, hub das Orakel an,
Durch deines Weibes Gunst den Zepter künftig führen,
Und Völker, die dich dienen sahn,
Dereinst durch einen Wink regieren.
Gestärkt durch dieses Götterwort,
Eilt, der als Pilgram kam, als Prinz in Hofnung, fort;
Mißt, ohne Land, im Geist schon seines Reiches Grossen,
Und läßt schon, ohne Volk, sein Heer das Schwerdt entblössen.
Allein so froh er war: so war ers nicht genug.
Er weiß noch nicht, was er doch wissen wollte:
Die Zeit, in der sein Fuß den Thron besteigen sollte:
Und Ungewißheit wars, die ihn noch niederschlug.

Und,

Und, ſprach er, wenn ich auch nun bald den Thron beſtiegen:
Wie lange währt alsdann mein königlich Vergnügen?

Der kühne Zweifel treibt ihn an,
Dem Delphiſchen Apoll ſich noch einmal zu nahn.

O Thor, verſetzt Apoll, euch Sterblichen zum Glücke
Verbarg der Götter Schluſs die Zukunft eurem Blicke.
So wiſſe denn: In kurzer Zeit
Schmückt dich des Purpurs Herrlichkeit;
Doch raubt die Hand, die dir den Thron gegeben,
Dir mit dem Throne bald das Leben.

Er that darauf im Kriege ſich hervor,
Und ſtieg, aus einem niedern Stande,
Zur höchſten Würd im Vaterlande,
Durch ſeine Tapferkeit empor.
Das ihm ſo günſtige Geſchicke
Erfüllte des Orakels Sinn;
Und Semnon ward, bey immer gröſſerm Glücke,
Der Liebling ſeiner Königinn.
Sie ſchenkt ihm Herz und Thron; doch ein verborgnes Schrecken
Läſst ihn das Glück der Hoheit wenig ſchmecken.

Sein reitzendes Gemahl, das er halb liebt, halb scheut,
Erfullt ihn halb mit Frost, und halb mit Zärtlichkeit.
Itzt wunscht er tausendmal, sein Schicksal nicht zu kennen,
Um so für sie, wie sie für ihn, zu brennen.
Sie merkt des Konigs spröden Sinn;
Sie zieht ihn in Verdacht mit einer Buhlerinn;
Sie giebt ihm heimlich Gift; Er stirbt vor ihren Fussen.

Sagt, Menschen, ists kein Gluck, sein Schicksal nicht zu wissen?

Das Kartenhaus.

Das Kind greift nach den bunten Karten;
Ein Haus zu bauen, fällt ihm ein.
Es baut, und kann es kaum erwarten,
Bis dieses Haus wird fertig seyn.

Nun steht der Bau. O welche Freude!
Doch ach! ein ungefahrer Stoss
Erschüttert plötzlich das Gebäude,
Und alle Bänder reissen los.

Die Mutter kann im Lomberspielen,
Wenn sie den letzten Satz verspielt,
Kaum so viel banges Schrecken fühlen,
Als ihr bestürztes Kind itzt fühlt.

Doch

Doch wer wird gleich den Muth verliehren?
Das Kind entſchlieſst ſich ſehnſuchtsvoll,
Ein neues Luſtſchloſs aufzuführen,
Das dem zerſtörten gleichen ſoll.

Die Sehnſucht muſs den Schmerz beſiegen;
Das erſte Haus ſteht wieder da.
Wie lebhaft war des Kinds Vergnügen,
Als es ſein Haus von neuem ſah!

Nun will ich mich wohl beſſer hüten,
Damit mein Haus nicht mehr zerbricht.
Tiſch! ruft das Kind, laſs dir gebieten,
Und ſtehe feſt, und wackle nicht!

Das Haus bleibt unerſchüttert ſtehen;
Das Kind hört auf, ſich zu erfreun;
Es wünſcht, es wieder neu zu ſehen,
Und reiſst es bald mit Willen ein.

* * *

Schilt nicht den Unbeſtand der Güter,
Du ſiehſt dein eigen Herz nicht ein.
Veränderlich ſind die Gemüther.
So muſsten auch die Dinge ſeyn.

Bey Gütern, die wir ſtets genieſſen,
Wird das Vergnügen endlich matt;
Und würden ſie uns nicht entriſſen,
Wo fänd ein neu Vergnügen ſtatt?

Die zärtliche Frau.

Wie alt iſt nicht der Wahn, wie alt und ungerecht,
Als ob dir, weibliches Geſchlecht:
Die Liebe nicht von Herzen gienge!
Das Alter ſang in dieſem Ton;
Von ſeinem Vater hörts der Sohn,
Und glaubt die ungereimten Dinge.
Verlaſst, o Männer! dieſen Wahn;
Und daſs ihr ihn verlaſst: ſo hört ein Beyſpiel an,
Das ich für alle Männer ſinge.
Du aber, die mich dichten heiſst,
Du, Liebe! ſtarke mich, daſs mir ein Lied voll Geiſt,
Ein überzeugend Lied gelinge;
Und gieb mir, zu geſetzter Zeit,
Ein Weib von ſo viel Zärtlichkeit:
Als dieſe war, die ich beſinge.

* * *

Clarine liebt den treuſten Mann,
Den ſie nicht beſſer wünſchen kann;
Sie liebt ihn recht von Herzensgrunde;
Und wenn dir dieſs unglaublich ſcheint:
So wiſſe nur: ſeit der beglückten Stunde,
Die ſie mit ihrem Mann vereint,

War

War noch kein Jahr vorbey; nun glaubſt du's doch, mein Freund?

Clarine kannte keine Freude,
Kein gröſſer Glück, als ihren Mann;
Sie liebte, was er liebgewann;
Was eines wollte, wollten beyde;
Was ihm misfiel, misfiel auch ihr.
O, ſprichſt du, ſo ein Weib, ſo eines wünſcht ich mir!
Ja wohl! ich wünſch es auch mit dir.
Sey nur recht zärtlich eingenommen;
Ihr Mann wird krank; vielleicht kannſt du ſie noch bekommen.
Krank, ſag ich, wird ihr Mann, und recht gefahrlich krank;
Er quält ſich viele Tage lang;
Von ganzen Strömen Schweiſs war ſein Geſicht umfloſſen;
Doch noch von Thränen mehr, die ſie um ihn vergoſſen.
Tod! fängt ſie ganz erbärmlich an,
Tod! wenn ich dich erbitten kann:
Nimm lieber mich, als meinen Mann.
Wenns nun der Tod gehöret hätte?
Ja wohl! er hört es auch; er hört Clarinens Noth;
Er kömmt, und fragt: wer rief? Hier! ſchreyt ſie, lieber Tod!
Hier liegt er, hier in dieſem Bette!

Der zärtliche Mann.

Die ihr ſo eiferſüchtig ſeyd,
Und nichts als Unbeſtändigkeit
Den Männern vorzurücken pfleget,
O Weiber! überwindet euch;
Lest dieſs Gedicht, und ſeyd zugleich
Beſchämt, und ewig widerleget.
Wir Männer ſind es ganz allein,
Die einmal nur, doch ewig lieben;
Uns iſt die Treu ins Blut geſchrieben.
Beweist es! hör ich alle ſchreyn.
Recht gut. Es ſoll bewieſen ſeyn.

* * *

Ein liebes Weib ward krank; wovon? von vieler Galle?
Die alte Spötterey! kein Kluger glaubt ſie mehr.
Nein, nein, die Weiber fechten alle,
Wenn dieſes Uebel ſchädlich wär.
Genug, ſie wird ſehr krank. Der Mann wendt alles an,
Was man von Männern fordern kann;
Eilt, ihr zu rechter Zeit die Pulver einzuſchütten;
Er läſst für ſeine Frau in allen Kirchen bitten,
Und

Und giebt noch mehr dafür, als ſonſt gebrauchlich war,
Und doch vermehrt ſich die Gefahr.
Er ächtzt, er weint und ſchreyt, er will mit ihr verderben.
Ach Engel, ſpricht die Frau, ſtell deine Klagen ein!
Ich werde mit Vergnügen ſterben;
Verſprich mir nur, nicht noch einmal zu freyn.

Er ſchwört, ſich keine mehr zu wählen.
Dein Schatten, ruft er, ſoll mich quälen,
Wenn mich ein zweytes Weib beſiegt.
Er ſchwört. Nun ſtirbt ſein Weib vergnügt.

Wer kann den Kummer wohl beſchreiben,
Der unſern Wittwer überfällt?
Es weiſs vor Jammer kaum zu bleiben;
Zu eng iſt ihm ſein Haus, zu klein iſt ihm die Welt.
Er opfert ſeiner Frau die allertreuſten Klagen;
Bleibt ohne Speis und Trank, ſucht keine Lagerſtatt;
Er klagt, und iſt des Lebens ſatt.
Indeſs beſiehlt die Zeit, ſie in das Grab zu tragen.
Man legt der Seligen ihr ſchwarzes Brautkleid an;
Der Wittwer tritt bethränt an ihren Sarg hinan.

Was?

Was? fängt er plötzlich an zu fluchen,
Was Henker, was soll dieses seyn?
Für eine todte Frau ein Brautkleid auszusuchen?
Gesetzt, ich wollte wieder freyn:
So muſst ich ja ein neues machen lassen.
Ihr Leute, kränkt ihn nicht, geht, holt ein ander Kleid,
Und lasst dem armen Wittwer Zeit;
Er wird sich mit der Zeit schon fassen.

Die Spinne.

Hochmüthig über ihre Künste,
Warf vom durchlichtigen Gespinnste
Die Spinne manchen finstern Blick
Auf einen Seidenwurm zurück;
So aufgeblaht, wie ein Pedant,
Der itzt, von seinem Werth erhitzet,
In Werken seiner eignen Hand
Bis an den Bart vergraben sitzet,
Und auf den Schüler, der ihn grüſst,
Den Blick mit halben Augen schieſst.
Der Seidenwurm, den erst vor wenig Tagen
Der Herr zur Lust mit sich ins Haus getragen,
Sieht dieser Spinne lange zu,
Und fragt zuletzt: Was webst denn du?

Un-

Unwiſſender! läſst ſich die Spinn erbittert hören,
Du kannſt mich noch durch ſolche Fragen ſtören?
Ich webe für die Ewigkeit!
Doch kaum ertheilet ſie den trotzigen Beſcheid:
So reifst die Magd, mit Borſten in den Händen,
Von den noch nicht geputzten Wänden
Die Spinne nebſt der Ewigkeit.

* * *

Die Kunſt ſey noch ſo groſs, die dein Verſtand beſitzet,
Sie bleibt doch lächerlich, wenn ſie der Welt nicht nutzet.
Verdient, ruft ein Pedant, mein Fleiſs denn keinen Dank?
Nein! denn er hilft nichts mehr, als andrer Müſſiggang.

Die Biene und die Henne.

Nun, Biene, ſprach die träge Henne,
Dies muſs ich in der That geſtehn,
So lange Zeit als ich dich kenne:
So ſeh ich dich auch müſſig gehn.

Du

Du ſinnſt auf nichts, als dein Vergnügen.
Im Garten auf die Blumen fliegen,
Und ihren Bluthen Saft entziehn,
Mag eben nicht ſo ſehr bemuhn.
Bleib immer auf der Nelke ſitzen,
Dann fliege zu dem Roſenſtrauch;
War ich, wie du, ich that es auch.
Was brauchſt du andern viel zu nutzen?
Genug, daſs wir ſo manchen Morgen
Mit Eyern unſer Haus verſorgen.

O! rief die Biene, ſpotte nicht!
Du denkſt, weil ich bey meiner Pflicht,
Nicht ſo, wie du bey einem Eye,
Aus vollem Halſe zehnmal ſchreye:
So denkſt du, wär ich ohne Fleiſs.
Der Bienenſtock ſey mein Beweis,
Wer Kunſt und Arbeit beſſer kenne,
Ich, oder eine träge Henne.
Denn, wenn wir auf den Blumen liegen:
So ſind wir nicht auf uns bedacht;
Wir ſammeln Saft, der Honig macht,
Um fremde Zungen zu vergnügen.
Macht unſer Fleiſs kein groſs Geräuſch,
Und ſchreyen wir bey warmen Tagen,
Wenn wir den Saft in Zellen tragen,
Uns nicht, wie du im Neſte, heiſch:
So präge dir es itzund ein:
Wir haſſen allen ſtolzen Schein;

Und wer uns kennen will, der muſs in Roſt
und Kuchen
Fleiſs, Kunſt, und Ordnung unterſuchen.

Auch hat uns die Natur beſchenkt,
Und einen Stachel eingeſenkt,
Mit dem wir die beſtrafen ſollen,
Die, was ſie ſelber nicht verſtehn,
Doch meiſtern und verachten wollen;
Drum, Henne! rath ich dir, zu gehn.

* * *

O Spötter, der mit ſtolzer Mine,
In ſich verliebt, die Dichtkunſt ſchilt,
Dich unterrichtet dieſes Bild.
Die Dichtkunſt iſt die ſtille Biene;
Und willſt du ſelbſt die Henne ſeyn:
So trift die Fabel völlig ein.
Du fragſt: was nützt die Poeſie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannſt du doch ſo fragen?
Du ſiehſt an dir, wozu ſie nützt:
Dem, der nicht viel Verſtand beſitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu ſagen.

Der

Der süsse Traum.

Mit Träumen, die uns schon betrügen,
Erfreut den Timon einst die Nacht;
Im Schlaf erlebt er das Vergnügen,
An das er wachend kaum gedacht.
Er sieht; aus seines Bettes Mitte
Steigt schnell ein grosser Schatz herauf;
Und schnell baut er aus seiner Hütte
Im Schlafe schon ein Luftschloss auf.
Sein Vorsaal wimmelt von Clienten,
Und, unbekleidet am Kamin,
Läst er, die ihn vordem kaum nennten,
In Ehrfurcht itzt auf sich verziehn.
Die Schöne, die ihn oft im Wachen
Durch ihre Sprödigkeit betrübt,
Muss Timons Glück vollkommen machen;
Denn träumend sieht er sich geliebt.
Er sieht von Doris sich umfangen,
Und ruft, als diess ihm träumt, vergnügt;
Er lallt: O Doris, mein Verlangen!
Hat Timon endlich dich besiegt?

Sein Schlafgeselle hört ihn lallen;
Er hört, dass ihn ein Traum verführt,
Und thut ihm liebreich den Gefallen,
Und macht, dass sich sein Traum verliert.

Freund!

Freund! ruft er, lafs dich nicht betrügen,
Es iſt ein Traum, ermuntre dich!
O böſer Freund! um welch Vergnügen,
Klagt Timon angſtlich, bringſt du mich!
Du macheſt, dafs mein Traum verſchwindet.
Warum entziehſt du mir die Luft?
Genug, ich hielt ſie fur gegründet,
Weil ich den Irrthum nicht gewufst.

* * *

O quält ihr uns, ihr Wahrheitsfreunde,
Mit eurer Dienſtbefliſſenheit:
Oft ſeyd ihr unſrer Ruhe Feinde,
Indem ihr unſre Lehrer ſeyd.
Was heifst euch uns den Irrthum rauben,
Den unſer Herz mit Luſt beſitzt;
Und der, ſo heftig wir ihn glauben,
Uns dennoch minder ſchadt, als nutzt?
Der wird die halbe Welt bekriegen,
Wer allen Wahn der Welt entzieht.
Die meiſten Arten von Vergnugen
Entſtehen, weil man dunkel ſieht.
Was denkt der Held bey ſeinen Schlachten?
Er denkt, er ſey der gröſste Held;
Gönnt ihm die Luſt, ſich hochzuachten,
Damit ihm nicht der Muth entfallt.

Geht,

Geht, fragt: Was denkt wohl Adelheide?
Sie denkt, mein Mann liebt mich getreu;
Sie irrt; doch gönnt ihr ihre Freude,
Und lafst das arme Weib dabey.
Was glaubt der Ehmann von Lifetten?
Er glaubt, dafs sie die Keuschheit ist;
Er irrt; ich wollte selber wetten;
Doch schweigt, wenn ihr es besser wifst.
Was denkt der Philosoph im Schreiben?
Mich liest der Hof, mich ehrt die Stadt;
Er irrt; doch lafst ihn irrig bleiben,
Damit er Luft zum Denken hat.
Durchflicht der Menschen ganzes Leben;
Was treibt zu grofsen Thaten an?
Was pflegt uns Ruh und Troft zu geben?
Sehr oft ein Traum, ein fufser Wahn.
Genug, dafs wir dabey empfinden;
Es sey auch tausendmal ein Schein!
Sollt aller Irrthum ganz verschwinden:
So wär es schlimm ein Mensch zu seyn.

Der

DER REISENDE.

Universitäts
Bibliothek
Berlin.

Ein Wand
Den Zevs
Um ſtille
Umſonſt! 2
Der Himme
Denn ſturm

Der W
Daſs Zevs
Die ſaure R
So oft ein
Und ſchnell
So oft ertön

Ein na
Er eilt, de
In dieſem H
Doch, eh d
So ſieht er
Und bleibt

Der R
Den ſchon di
Er zielt, un
Doch Wind
Der Pfeil fal
Dem er das

Gellerts Sch

Der Reisende.

drer bat den Gott der Götter,
, bey ungestümem Wetter,
Luft und Sonnenschein.
Zevs lasst sich nicht bewegen;
el stürmt mit Wind und Regen;
isch sollt es heute seyn.

Andrer setzt mit bittrer Klage,
mit Fleifs die Menschen plage,
Reise mühsam fort.
neuer Sturmwind wütet,
ihm stillzustehn gebietet;
t ein Lasterwort.

her Wald soll ihn beschirmen;
n Regen und den Stürmen
olze zu entgehn;
er Wald ihn aufgenommen:
einen Räuber kommen,
vor Furcht im Regen stehn.

äuber greift nach seinem Bogen,
e Nässe schlaff gezogen;
d fasst den Pilger wohl;
und Regen sind zuwider.
t matt vor dem danieder,
lerz durchbohren soll.

O Thor! lafst Zevs ſich zornig hören,
Wird dich der nahe Pfeil nun lehren,
Ob ich dem Sturm zu viel erlaubt?
Hatt ich dir Sonnenſchein gegeben:
So hatte dir der Pfeil das Leben,
Das dir der Sturm erhielt, geraubt.

Der erhörte Liebhaber.

Der gröſste Fehler in der Liebe,
O Jungling! iſt die Furchtſamkeit.
Was helfen dir die ſuſſen Triebe
Bey einer ſtummen Schuchternheit?
Du liebſt, und willſt es doch nicht wagen,
Es deiner Schönen zu geſtehn;
Was deine Lippen ihr nicht ſagen,
Soll ſie in deinen Augen ſehn.
Im Stillen trägſt du deinem Kinde
Das Herz mit Ehrerbietung an,
Und wunſcheſt, dafs ſie das empfinde,
Was doch dein Mund nicht ſagen kann.
Du hörſt nicht auf, ſie hochzuachten,
Und ehrſt ſie durch Beſcheidenheit;
Sie fuhlt, und lafst dich dennoch ſchmachten,
Und wartet auf Beſtändigkeit.
Sie lafst dich in den Augen leſen,
Wie viel dir dieſer Vorzug nutzt;
Erſt liebt ſie dein beſcheidnes Weſen,
Und endlich den, der es beſitzt.

Ein

liegt. O lacht des Blöden!
enn für seine Müh?
ir von Liebe reden,
ersten Kuss auf sie.
d noch kein gröfsres Glücke?
das ist lacherlich.
r beym ersten Blicke
Mein Kind, ich liebe dich!
ch, ihr jungen Helden,
keiner langen Pein;
bey der Schönen melden,
nd seht, und nehmt sie ein.
th recht zu beseelen,
rer Liebe fuhlt:
ch den Sieg erzanlen,
in sehr schnell erhielt.

* * *

Mensch, der gütigst wollte,
ne Kind die Ehre haben sollte,
t, von ihm gekufst zu seyn,
en, das heifst, sie nahm ihn ein.
em Fenster liegen,
esiegt, und schwur, sie wieder
zu besiegen.
t verstrich, dafs mein Jesmin
nicht schlief;
en Liebesbrief,

Schlug die Romane nach, und trug die hellſten Flammen
In einen Brief aus zwanzigen zuſammen.
Der Brief ward fortgeſchickt, und für ſein baares Geld
Ward auch der Brief getreu beſtellt.
Allein die Antwort will nicht kommen.
Jesmin, von Kummer eingenommen,
Ergreift das Briefpapier, und ſchreibet noch einmal.
Er klagt der Schönen ſeine Quaal,
Er redt von ſtrengen Liebeskerzen,
Von Augenſonnen, heiſs an Pein,
Von Tygermilch, von diamantnen Herzen,
Und von der Hofnung Nordlichtſchein,
Und ſchwört, weil Sylvia durch nichts erweicht geworden,
Sich, bey Gelegenheit, aus Liebe zu ermorden.
Getroſt, Jesmin! verſiegle deinen Brief.
So wie das Siegelwachs am Lichte niederlief:
So wird der Schönen Herz, eh Nacht und Tag verflieſſen,
Von deines Briefes Glut erweicht zerſchmelzen muſſen.
Der Brief wird fortgeſchickt, und richtig überbracht.
Jesmin thut manch Gebet an Venus kleinen Knaben;

Doch

Doch folgt die Antwort nicht. Wer hätte
das gedacht!
Das Mädchen muſs ein Herz von Stahl und
Eiſen haben.
Doch welcher Baum fällt auf den erſten Hieb?
Ich zweifle nicht, die Schöne hat ihn lieb;
Und ihre Sprödigkeit iſt ein verſtelltes Weſen,
Um nur von ihm mehr Briefe noch zu leſen.
Wie könnte ſie dem heiſſen Flehn,
Und, da ſie ihn unlängſt geputzt geſehn,
Der reichen Weſte widerſtehn?

Ich weiſs noch einen Rath, und dieſer
Rath wird glücken.
Durch Verſe kann man ſehr entzücken.
In Verſen, mein Jesmin, in Verſen ſchreib an ſie;
Siegſt du durch Verſe nicht, Jesmin! ſo ſiegſt
du nie.
Er folgt. O wünſcht mit mir, daſs ihm die
Reime flieſſen!
Seht, welch ein feurig Lied Jesmin zur Welt
gebahr!
Was konnte man auch anders ſchlieſſen,
Da ſeine Proſa ſchon ſo hoch und feurig war?

Kaum hatte Sylvia das Heldenlied geleſen:
So kam auch ſchon ein Gegenbrief.
Man ſtelle ſich nun vor, wie froh Jesmin
geweſen,
Wie froh Jesmin der Magd entgegenlief!

Die ſchlaue Magd grüſst ihn galant.
Er ſteht und hält den Brief entzuckt in ſeiner Hand,
Und brennet vor Begier, den Innhalt bald zu wiſſen,
Und kann vor Zärtlichkeit ſich dennoch nicht entſchlieſſen,
Das kleine Siegel abzuziehn;
Er druckt den Brief an ſich, er drückt und kuſſet ihn.
Die Magd kriegt ein Piſtol, und ſchwört, ihm treu zu bleiben;
Allein was ſtund in dieſem Schreiben,
Als es Jesmin froh aus einander ſchlug?
Kein Wörtchen mehr als dies: Mein Herr!
Sie ſind nicht klug.

Der glücklich gewordene Ehemann.

Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben;
Denn Hannchen war ein ſchönes Kind.
Allein je reitzender die loſen Mädchen ſind;
Um deſto weniger kann man ihr Herz erwerben.
Frontin erfuhr es wohl. Drey Jahre liebt er ſie;
Allein umſonſt war alle Muh.
Was that er endlich? Er verreiste,
Und gieng, (was kann wohl ärgers ſeyn?)
Gieng, ſag ich, mit dem böſen Geiſte
Ein Bündniſs an dem Bloksberg ein;

Ein

Ein Bündniſs, daſs er ihm zwey Jahre dienen wollte,
Wofern er Hannchen noch zur Frau bekommen ſollte.
Sie werden hurtig eins, und ſchlieſſen ihren Kauf;
Der böſe Geiſt giebt ihm die Hand darauf.
Und ob er gleich die Welt ſehr oft belogen,
Und Doktor Fauſten ſelbſt betrogen:
So hielt er doch ſein Wort genau;
Frontin ward Hannchens Mann, und ſie ward ſeine Frau.

Doch eh vier Wochen ſich verlieren:
So fängt Frontin ſchon an, den Schwarzen zu citiren.
Ach, ſpricht er, da der Geiſt erſcheint,
Ach, darf ich, lieber böſer Feind,
Noch einer Bitte mich erkühnen?
Ich habe dir gelobt, für Hannchen, meine Frau,
Zwey Jahre, wie du weiſt, zu dienen,
Und dieſs erfüll ich auch genau;
Doch willſt du mir mein Hannchen wiedernehmen:
So ſoll mein Dienſt ein Jahr verlängert ſeyn.
Der Böſe will ſich nicht bequemen.
Drauf geht Frontin die Friſt noch zweymal ein.

Denn, ſprach er bey ſich ſelbſt, ſo arg du immer biſt:
So weiſs ich doch, daſs Hannchen arger iſt.

Der gütige Beſuch.

Ein offner Kopf, ein muntrer Geiſt,
Kurz, einer von den feinen Leuten,
Die ihr Beruf zu Neuigkeiten
Nie denken, ewig reden heiſst,
Die mit Gewalt es haben wollen,
Daſs Kluge närriſch werden ſollen;
Ein ſolcher Schwätzer trat herein,
Dem Dichter den Beſuch zu geben.
O, rief er, welch ein traurig Leben!
Wie? ſchlafen ſie denn nicht bey ihren Büchern ein?
So ſind ſie denn ſo ganz allein,
Und muſſen gar vor langer Weile leſen?
Ich dacht es wohl, drum kam ich ſo geſchwind.

Ich bin, ſprach der Poet, noch nie allein geweſen,
Als ſeit der Zeit, da ſie zugegen ſind.

Der

Der Arme und Reiche.

Aret, ein tugendhafter Mann,
Dem nichts, als Geld und Güter fehlten,
Rief, als ihn einſt die Schulden quälten,
Das Glück um ſeinen Beyſtand an.
Das Glück, das ſeine liebſten Gaben
Sonſt immer für die Leute ſpart,
Die von den Gütern beſsrer Art
Nicht gar zu viel bekommen haben,
Entſchloſs ſich dennoch auf ſein Flehn,
Dem wackern Manne beyzuſtehn,
Und lieſs ihn in verborgnen Gründen
Aus Geitz verſcharrte Schätze finden.
Er ſieht darauf in kurzer Zeit
Von ſeinen Schuldnern ſich befreyt;
Doch, iſt ihm wohl die Noth benommen,
Da, ſtatt der Schuldner, Schmeichler kommen?
So oft er trinkt, ſo oft er iſst,
Kömmt einer, der ihn durſtig küſst,
Nach ſeinem Wohlſeyn ängſtlich fraget,
Und ihn mit Höflichkeit und Liſt,
Mit Loben und Bewundern plaget,
Und doch durch alles nichts, als daſs ihn hungert, ſaget.

O Glücke! rief Aret, soll eins von beyden seyn;
Kan alle Klugheit nicht von Schmeichlern mich befreyn:
So will ich mich von Schuldnern lieber hassen,
Als mich von Schmeichlern lieben lassen.
Vor jenen kann man doch zuweilen sicher seyn;
Doch diese Brut schleicht sich zu allen Zeiten ein.

DAMOCLES.

Universitäts
Bibliothek
Berlin.

Damokles.

Glaubt nicht, dafs bey dem gröfsten Glücke
Ein Wütrich jemals glücklich iſt.
Er zittert in dem Augenblicke,
Da er der Hoheit Frucht genieſst.
Bey aller Herrlichkeit ſtört ihn des Todes Schrecken,
Und läſst ihn nichts, als theures Elend ſchmecken.

* * *

Als den Tyrannen Dionys
Ein Schmeichler einſtens glücklich pries,
Und aus dem Glanz der äuſſerlichen Ehre,
Aus reichem Ueberfluſs an Volk und Gold erwies,
Dafs ſein Tyrann unendlich glücklich wäre;
Als dies Damokles einſt gethan,
Fieng Dionys zu dieſem Schmeichler an:
So ſehr mein Glück dich eingenommen,
So kennſt du es doch unvollkommen;
Doch ſchmeckteſt du es ſelbſt, wie würde dichs erfreun!
Willſt du einmal an meiner Stelle ſeyn?
Von Herzen gern! fällt ihm Damokles ein.

Ein goldner Stul wird ſchnell für ihn herbeygebracht.
Er ſitzt, und ſieht auf beyden Seiten
Der Hohen gröſste Herrlichkeiten,
Die Stolz und Wolluſt ausgedacht.
Von Purpur prangen alle Wände,
Gold ſchmückt die Tafel aus, im Golde perlt der Wein.
Ein Wink! ſo eilen zwanzig Hände,
Des hohen Winkes werth zu ſeyn.
Ein Wort! ſo fliegt die Menge ſchöner Knaben,
Und ſucht den Ruhm, dieſs Wort vollſtreckt zu haben.

Von Wolluſt ſufs berauſcht, von Herrlichkeit entzückt,
Schätzt ſich Damokles für beglückt.
O Hoheit! ruft er aus, könnt ich dich ewig ſchmecken;
Doch ach! was nimmt er plötzlich wahr?
Ein ſcharfes Schwerdt an einem Pferdehaar,
Das an der Decke hängt, erfüllt ſein Herz mit Schrecken;
Er ſieht die drohende Gefahr
Nah über ſeinem Haupte ſchweben.
Der Glückliche fängt an zu beben;
Er ſieht nicht mehr auf ſeines Zimmers Pracht,
Nicht auf den Wein, der aus dem Golde lacht;

Er

Er langt nicht mehr nach den ſchmackhaften
Speiſen;
Er hört nicht mehr der Sänger ſanfte Weiſen.
Ach! fängt er zitternd an zu ſchreyn:
Laſs mich, o Dionys, nicht länger glücklich
ſeyn!

Die beyden Hunde.

Daſs oft die allerbeſten Gaben
Die wenigſten Bewundrer haben,
Und daſs der gröſste Theil der Welt
Das Schlechte für das Gute hält,
Dieſs Uebel ſieht man alle Tage;
Allein wie wehrt man dieſer Peſt?
Ich zweifle, daſs ſich dieſe Plage
Aus unſrer Welt verdringen läſst.
Ein einzig Mittel iſt auf Erden;
Allein es iſt unendlich ſchwer:
Die Narren müſsten weiſe werden,
Und ſeht, ſie werdens nimmermehr.

Nie

Nie kennen ſie den Werth der Dinge.
Ihr Auge ſchlieſst, nicht ihr Verſtand.
Sie loben ewig das Geringe,
Weil ſie das Gute nie gekannt.

* * *

Zween Hunde dienten einem Herrn.
Der eine von den beyden Thieren,
Joli, verſtund die Kunſt, ſich luſtig aufzuführen,
Und wer ihn ſah, vertrug ihn gern.
Er holte die verlornen Dinge,
Und ſpielte voller Ungeſtüm.
Man lobte ſeinen Scherz, belachte ſeine Sprünge;
Seht, hieſs es, alles lebt an ihm!
Oft biſs er mitten in dem Streicheln:
So falſch und boshaft war ſein Herz;
Gleich fieng er wieder an zu ſchmeicheln:
Dann hieſs ſein Biſs ein feiner Scherz.

Er

Er war verzagt und ungezogen;
Doch ob er gleich zur Unzeit bellt, und ſchrie:
So blieb ihm doch das ganze Haus gewogen:
Er hieſs der luſtige Joli.
Mit ihm vergnugte ſich Liſette;
Er ſprang mit ihr zu Tiſch und Bette,
Und beyde theilten ihre Zeit
In Schlaf, in Scherz und Luſtbarkeit;
Sie aber übertraf ihn weit.

Fidel, der andre Hund, war von ganz andrem Weſen,
Zum Witze nicht erſehn, zum Scherze nicht erleſen,
Sehr ernſthaft von Natur; doch wachſam um das Haus,
Gieng öfters auf die Jagd mit aus;
War treu und herzhaft in Gefahr,
Und bellte nicht, als wenn es nöthig war.
Er ſtirbt; man hört ihn kaum erwähnen;
Man trägt ihn ungerühmt hinaus.

Joli

Joli ſtirbt auch. Da flieſſen Thränen!
Seht, ihn beklagt das ganze Haus.
Die ganze Nachbarſchaft bezeuget ihren Schmerz.

* * *

So gilt ein Bischen Witz mehr als ein gutes Herz.

Selin-

S.H. Grimm inv. SEILNDE. J.R. Holzhalb Sculp.

Universitäts
Bibliothek
Berlin.

Selinde.

Das ſchönſte Kind zu ihren Zeiten,
Selinde, reich an Lieblichkeiten,
Schön, wenn ich alſo ſagen mag,
Schön wie das Morgenroth, und heiter wie der Tag;
Selinde ſoll ſich malen laſſen.
Sie weigert ſich; der Maler liefs nicht nach;
Er bat, bis ſie es ihm verſprach.
Und ſchwur ſie recht getreu zu faſſen.
Sie fragt, wie viel man ihm bez[illegible].
Ich hätte ſie umſonſt gemalt;
Und hätt ich ja was fordern ſollen:
So hätt ich Kuſſe fordern wollen.

So ſchön Selinde wirklich war,
So ſchön, und ſchöner nicht, ſtellt ſie der Maler dar;
Die kleinſte Mine mufs ihm glücken;
Das Bild war treu, und ſchön bis zum Entzücken,
So reitzend, dafs es ſelbſt der Maler hurtig kuſst,
Sobald ſein Weib nicht um ihn iſt.

Der Maler bringt ſein göttliches Geſicht.
Selinde ſieht es an, erſchrickt, und legt es nieder:
Hier nehm er ſein Gemälde wieder,

Er

Er irrt, mein Freund, das bin ich nicht.
Wer hiefs ihn so viel Schmeicheleyen
Und so viel Reitz auf meine Bildung ſtreuen?
Erdichtet iſt der Mund, verſchönert iſt das Kinn.
Kurz, nehm er nur ſein Bildniſs hin;
Ich mag nicht ſchöner ſeyn, als ich in Wahrheit bin.
Vielleicht wollt er die Venus malen:
Von dieſer lafs er ſich bezahlen.

So iſt ſie denn allein das Kind,
Das ſchön iſt, ohn es ſeyn zu wollen?
Wie viele kenn ich nicht, die wirklich häſslich ſind,
Und die wir mit Gewalt für engliſch halten ſollen.

Der Maler nimmt ſein Bild, und ſagt kein einig Wort;
Geht trotzig, wie ein Kunſtler, fort.
Was wird er thun? Er wird es doch nicht wagen,
Und ſo ein ſchönes Kind verklagen?

Er klagt. Selinde muſs ſich ſtellen.
Die Väter werden doch ein gutig Urtheil fällen!
O, fahrt ſie nicht gebietriſch an!
So ſehr ſie Unrecht hat; ſo edel iſt ihr Wahn.

Hier

Hier kömmt ſie ſchon, hier kömmt Selinde!
Wer hat mehr Anmuth noch geſehn?
Der ganze Rath erſtaunt vor dieſem ſchönen Kinde,
Und ſein Erſtaunen preist ſie ſchön;
Und jeder Greis in dem Gerichte
Verliert die Runzeln vom Geſichte;
Man ſah aufs Bild; doch jedesmal
Noch langre Zeit auf das Original;
Und jeder rief: ſie iſt getroffen.
O! ſprach ſie ganz beſchämt: wie könnt ich dieſes hoffen?
Er hat mich viel zu ſchön gemalt;
Und Schmeichler werden nicht bezahlt.

Selinde! hub der Richter an,
Kein Maler konnt euch treuer malen.
Er hat nach ſeiner Pflicht gethan;
Abbittend ſollt ihr ihn bezahlen.
Doch, weil ihr von euch ſelbſt nicht eingenommen ſeyd:
So geht nicht unbelohnt von dieſem Richterplatze;
Empfangt ein Heyrathsgut aus dem gemeinen Schatze,
Zum Lohne der Beſcheidenheit.

O weiſer

O weiſer Mann, der dieſes ſpricht!
Gerechter iſt kein Spruch zu finden.
Du, du verdienſt ein ewig Lobgedicht;
Und wärſt du jung, verdienteſt du Selinden.
Selinde geht. Der Beyfall folgt ihr nach;
Man ſprach von ihr gewiſs, wenn man von Schönen ſprach;
Je mehr ſie zweifelte, ob ſie ſo reitzend wäre,
Um deſto mehr erhielt ſie Ehre.

* * *

Je minder ſich der Kluge ſelbſt gefallt,
Um deſto mehr ſchätzt ihn die Welt.

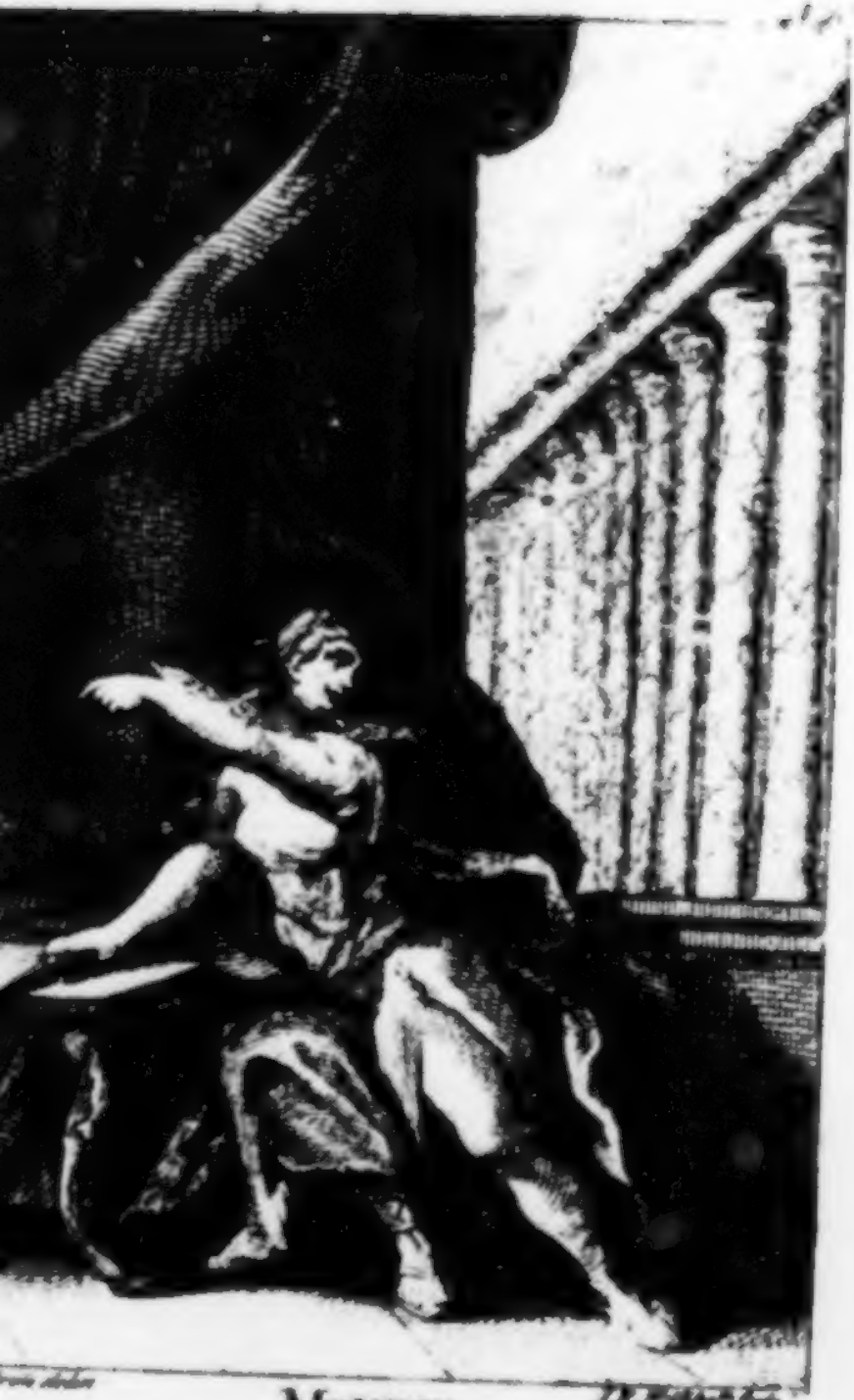
Der Schatz.

Ein kranker Vater rief den Sohn.
Sohn! ſprach er, um dich zu verſorgen,
Hab ich vor langer Zeit einſt einen Schatz verborgen;
Er liegt — Hier ſtarb der Vater ſchon.
Wer war beſtürzter als der Sohn?
Ein Schatz! (ſo waren ſeine Worte,)
Ein Schatz! allein an welchem Orte?
Wo find ich ihn? Er ſchickt nach Leuten aus,
Die Schätze ſollen graben können,
Durchbricht der Scheuern harte Tennen,
Durchgräbt den Garten und das Haus,
Und gräbt doch keinen Schatz heraus.

Nach viel vergeblichem Bemühen
Heifst er die Fremden wieder ziehen;
Sucht ſelber in dem Hauſe nach,
Durchſucht des Vaters Schlafgemach,
Und findt mit leichter Muh (wie groſs war ſein Vergnügen!)
Ihn unter einer Diele liegen.

* * *

Vielleicht, dafs mancher eh die Wahrheit finden ſollte,
Wenn er mit mindrer Müh die Wahrheit ſuchen wollte.
Und mancher hätte ſie wohl zeitiger entdeckt,
Wofern er nicht geglaubt, ſie wäre tief verſteckt.
Verborgen iſt ſie wohl; allein nicht ſo verborgen,
Dafs du der finſtern Schriften Wuſt,
Um ſie zu ſehn, mit tauſend Sorgen,
Bis auf den Grund durchwühlen muſst.
Verlaſs dich nicht auf fremde Muh;
Such ſelbſt, ſuch aufmerkſam, ſuch oft; du findeſt ſie.
Die Wahrheit, lieber Freund, die alle nöthig haben,
Die uns, als Menſchen, glücklich macht,
Ward von der weiſen Hand, die ſie uns zugedacht,
Nur leicht verdeckt; nicht tief vergraben.



MONIME.

Universitäts
Bibliothek
Berlin.

Monime.

Durch ſchöner Glieder Reitz, durch Schönheit des Verſtands,
Erwarb Monime ſich den Beyfall Griechenlands;
So manches Buhlers Herz beſiegten ihre Blicke;
Mit Wolluſt ſah er ſie; beſchämt wich er zurücke.
Denn war Monime ſchön: ſo war ihr Herz zugleich
An Unſchuld, wie ihr Blick an Geiſt und Feuer, reich.
Die Tugend, die dem Wunſch erhitzter Buhler wehrte,
Trieb ſelbſt den Buhler an, daſs er ſie mehr verehrte.
Arm war ſie von Geburt, und zart von Leidenſchaft,
Mit Schmeichlern ſtets umringt; und blieb doch tugendhaft.
Doch bringt Geſchenke her! Der Diamanten Flehen,
Des Golds Beredtſamkeit wird ſie nicht widerſtehen.
Ein Prinz aus Pontus iſt, der groſſe Mithridat,
Der mit entbrannter Bruſt ſich zu Monimen naht;

Ein König ſeufzt und ſteht. Zu ſchmeichlende Gedanken!
Wird nicht bey dieſem Glück Monimens Tugend wanken?
Prinz! fieng ſie herzhaft an, du ſcheinſt durch mich gerührt,
Und rühmſt den kleinen Reitz, der meine Bildung ziert;
Ich danke der Natur für dieſen Schmuck der Jugend;
Die Schönheit gab ſie mir, und ich gab mir die Tugend.
Nicht jene macht mich ſtolz, nein, dieſe macht mich kühn;
Sey tauſendmal ein Prinz: umſonſt iſt dein Bemühn!
Ich mehre nie die Zahl erkaufter Buhlerinnen,
Nur als Gemahl wirſt du Monimens Herz gewinnen.
So unbeweglich blieb ihr tugendhafter Sinn.
Der Prinz, des Prinzen Flehn, der prächtigſte Gewinn,
Des Hofes Kunſt und Liſt, nichts konnte ſie bezwingen.
Der Prinz muſs für ihr Herz ihr ſelbſt die Krone bringen.

O welch

O welch ein ſeltnes Glück, von niedrem Blut entflehn,
Und aus dem Staube ſich bis zu dem Thron erhöhn!
Wie lange, groſſes Glück! wirſt du ihr Herz vergnügen?
Wie lange?

Mithridat hoft Rom noch zu beſiegen;
Verläſst Monimens Arm, um in den Krieg zu ziehn.
Doch der, der ſiegen will, fängt an beſiegt zu fliehn.
Rom ſetzt ihm ſiegreich nach; ſein Land wird eingenommen:
Doch ſoll das ſtolze Rom Monimen nicht bekommen.
Eh dieſs der Prinz erlaubt, befiehlt er ihren Tod.
Ein Sklav eröfnet ihr, was Mithridat gebot.
So, ruft ſie, raubt mir auch die Hoheit noch das Leben!
Die für entriſsne Ruh mir einen Thron gegeben,
Auf dem ich, ungeliebt, durch Reue mich gequält,
Daſs ich den Niedrigſten mir nicht zum Mann erwählt.

Sie reiſst den Hauptſchmuck ab, um ſtolz
sich umzubringen,
Und eilt, ihr Diadem ſich um den Hals zu
ſchlingen;
Allein das ſchwache Band erfullt ihr Wun-
ſchen nicht,
Es reiſst, und weigert ſich der ſo betrübten
Pflicht.
O, ruft ſie, Schmuck! den ich zu meiner
Pein getragen,
Sogar den ſchlimmſten Dienſt willſt du mir
noch verſagen?
Sie wirft ihn vor ſich hin, tritt voller Wut
darauf,
Und giebt durch einen Dolch alsbald ihr Leben auf.

Der unſterbliche Autor.

Ein Autor ſchrieb ſehr viele Bande,
Und ward das Wunder ſeiner Zeit;
Der Journaliſten gutge Hande
Verehrten ihm die Ewigkeit.
Er ſah, vor ſeinem ſanften Ende,
Faſt alle Werke ſeiner Hande
Das ſechstemal ſchon aufgelegt,
Und ſich, mit tiefgelehrtem Blicke,
In einer ſpaniſchen Perucke
Vor jedes Titelblatt geprägt.

Er

Er blieb vor Widerſprechern ſicher,
Und ſchrieb bis an den Tag, da ihn der Tod entſeelt;
Und das Verzeichniſs ſeiner Bücher,
Die kleinen Schriften mitgezählt,
Nahm an dem Lebenslauf allein
Drey Bogen und drey Seiten ein.

Man las nach dieſes Mannes Tode
Die Schriften mit Bedachtſamkeit;
Und ſeht, das Wunder ſeiner Zeit
Kam in zehn Jahren aus der Mode,
Und ſeine göttliche Methode
Hieſs eine bange Trockenheit.
Der Mann war bloſs berühmt geweſen,
Weil Stümper ihn gelobt, eh Kenner ihn geleſen.

* * *

Berühmt zu werden iſt nicht ſchwer,
Man darf nur viel für kleine Geiſter ſchreiben;
Doch, bey der Nachwelt groſs zu bleiben,
Dazu gehört noch etwas mehr,
Als, ſeicht am Geiſt, in ſtrenger Lehrart ſchreiben.

Der grüne Esel.

Wie oft weiſs nicht ein Narr durch thöricht Unternehmen
Viel tauſend Thoren zu beſchamen!

Neran, ein kluger Narr, färbt einen Esel grün,
Am Leibe grün, roth an den Beinen,
Fangt an, mit ihm die Gaſſen durchzuziehn;
Er zieht, und jung und alt erſcheinen.
Welch Wunder! rief die ganze Stadt:
Ein Esel, zeiſiggrün, der rothe Füſſe hat!
Das muſs die Chronik einſt den Enkeln noch erzählen,
Was es zu unſrer Zeit für Wunderdinge gab.
Die Gaſſen wimmelten von Millionen Seelen;
Man hebt die Fenſter aus, man deckt die Dächer ab;
Denn alles will den grünen Esel ſehn,
Und alle konnten doch nicht mit dem Esel gehn.

Man lief die beyden erſten Tage
Dem Esel mit Bewundrung nach.
Der Kranke ſelbſt vergaſs der Krankheit Plage,
Wenn man vom grunen Esel ſprach.

Die

Die Kinder in den Schlaf zu bringen,
Sang keine Warterinn mehr von dem ſchwarzen Schaf;
Vom grünen Eſel hört man ſingen,
Und ſo gerath das Kind in Schlaf.

Drey Tage waren kaum vergangen:
So war es um den Werth des armen Thiers geſchehn.
Das Volk bezeigte kein Verlangen,
Den grünen Eſel mehr zu ſehn.
Und ſo bewundernswerth er anfangs allen ſchien:
So dacht izt doch kein Menſch mit einer Sylb an ihn.

* * *

Ein Ding mag noch ſo närriſch ſeyn,
Es ſey nur neu: ſo nimmts den Pöbel ein.
Er ſieht, und er erſtaunt. Kein Kluger darf ihm wehren.
Drauf kömmt die Zeit, und denkt an ihre Pflicht:
Denn ſie verſteht die Kunſt, die Narren zu bekehren,
Sie mögen wollen, oder nicht.

Der baroniſirte Bürger.

Des kargen Vaters ſtolzer Sohn
Ward, nach des Vaters Tod, Herr einer Million,
Und für ſein Geld in kurzer Zeit Baron.
Er nahm ſich vor, ein groſſer Mann zu werden,
Und ahmte, wenn ihm gleich der innre Werth gebrach,
Doch die gebiethriſchen Gebehrden
Der Groſſen zuverſichtlich nach.
Bald wünſcht er ſich des Staatsmanns Ehre,
Vertraut mit Furſten umzugehn;
Bald wünſcht er ſich das Glück, dereinſt vor einem Heere
Mit Lorbern des Eugens zu ſtehn.
Kurz, er blieb ungewiſs, wo er mehr Anſehn hatte,
Ob in dem Feld, ob in dem Cabinette?

Indeſſen war er doch Baron;
Und ſein Verdienſt, die Million,

Liefs

Liefs ſich, zu all
In Läufern und H
Er nahm die halb
Bedeckte ſich und
Und brüſtete ſich
Als die daran gefp
Er war der S
Ein Geck, der ihn
Und alles, was ſe
Recht unverſchämt
Der kam ſogleich
In der man mit ih

Und, wenn man

Dafs er des Argus
Was braucht

Um Millionen durch
Unſichrer iſt kein S

Den Wolluſt, Pra

Volks Entzücken,
lucken blicken.
Stadt in Sold,
in Gefolg mit Gold,
ar in seiner Staatskarosse,
nten Rosse.
meichler Mäcenat.
ückt um seine Gnade bat,
Stolz begonnte,
wundern konnte,
jener Freunde Zahl,
als, ihn lobt, und ihn bestahl,
betrog, zugleich ihn überredte,
gen hätte.
mehr, als Stolz und Unverstand,
bringen?
atz, als in des Jüng-lings Hand,
t und Stolz zu ihren Diensten zwingen.

Der Herr Baron vergaſs bey ſeinem groſſen Schatz
Den Staatsmann und den Held, ward ſinnreich im Verſchwenden,
Und ſah in kurzer Zeit ſein Gut in fremden Händen;
Starb arm und unberühmt. Kurz, er bewies den Satz,
Daſs Eltern ihre Kinder haſſen,
Wofern ſie ihnen nichts, als Reichthum hinterlaſſen.

Der

Der Arm

MF. SCHUFFER

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Der arme Schiffer.

Ein armer Schiffer ſtack in Schulden,
Und klagte dem Philet ſein Leid.
Herr! ſprach er, leiht mir hundert Gulden;
Allein zu eurer Sicherheit
Hab ich kein ander Pfand, als meine Redlichkeit;
Indeſſen leiht mir aus Erbarmen
Die hundert Gulden auf ein Jahr.

Philet, ein Retter in Gefahr,
Ein Vater vieler hundert Armen,
Zählt ihm das Geld mit Freuden dar.
Hier, ſpricht er, nimm es hin, und brauch es ohne Sorgen;
Ich freue mich, daſs ich dir dienen kann:
Du biſt ein ordentlicher Mann,
Dem muſs man ohne Handſchrift borgen.

Ein

Ein Jahr, und noch ein Jahr verſtreicht;
Kein Schiffer läſst ſich wieder ſehen.
Wie? ſollt er auch Phileten hintergehen,
Und ein Betruger ſeyn? Vielleicht.

Doch nein! Hier kömmt der Schiffer gleich.
Herr! fängt er an, erfreuet euch,
Ich bin aus allen meinen Schulden:
Und ſeht, hier ſind zweyhundert Gulden,
Die ich durch euer Geld gewann.
Ich bitt euch herzlich, nehmt ſie an:
Ihr ſeyd ein gar zu wackrer Mann.

O! ſpricht Philet, ich kann mich nicht beſinnen,
Daſs ich dir jemals Geld geliehn.
Hier iſt mein Rechnungsbuch, ich wills zu Rathe ziehn;
Allein ich weiſs es ſchon, du ſteheſt nicht darinnen.

Der

Der Schiffer ſieht ihn an, und ſchweigt
betroffen ſtill,
l kränkt ſich, daſs Philet das Geld nicht
nehmen will.
läuft, und kömmt mit voller Hand zurucke.
r, ſpricht er, iſt der Reſt von meinem
ganzen Glücke,
h hundert Gulden; nehmt ſie hin,
l laſst mir nur das Lob, daſs ich erkenntlich bin.
bin vergnügt, ich habe keine Schulden;
ſs Glücke dank ich euch allein;
wollt ihr ja recht gütig ſeyn:
leiht mir wieder fünfzig Gulden.

Hier, ſpricht Philet, hier iſt dein Geld;
alte deinen ganzen Seegen.
Mann, der Treu und Glauben hält,
ient ihn ſeiner Treue wegen.
du mein Freund! Das Geld iſt dein;
ind nicht mehr als hundert Gulden mein:
ſollen deinen Kindern ſeyn.

Menſch!

* * *

Menſch! mache dich verdient um andrer Wohlergehen;
Denn was iſt göttlicher, als wenn du liebreich biſt,
Und mit Vergnügen eilſt, dem Nächſten beyzuſtehen,
Der, wenn er Groſsmuth ſieht, groſsmuthig dankbar iſt.

DAS SCHICKSAL.

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Das Schickſal.

O Menſch! was ſtrebſt du doch den Rathſchluſs zu ergründen,
Nach welchem Gott die Welt regiert?
Mit endlicher Vernunft willſt du die Abſicht finden,
Die der Unendliche bey ſeiner Schickung führt?
Du ſiehſt bey Dingen, die geſchehen,
Nie das Vergangne recht, und auch die Folge nicht;
Und hoffeſt doch den Grund zu ſehen,
Warum das, was geſchah, geſchieht?
Die Vorſicht iſt gerecht in allen ihren Schlüſſen;
Dieſs ſiehſt du freylich nicht bey allen Fällen ein:
Doch wollteſt du den Grund von jeder Schickung wiſſen:
So müſsteſt du, was Gott iſt, ſeyn.
Begnuge dich, die Abſicht zu verehren,
Die du zu ſehn zu blöd am Geiſte biſt,
Und laſs dich hier ein jüdiſch Beyſpiel lehren,
Daſs das, was Gott verhängt, aus weiſen Gründen flieſst,
Und, wenn dirs grauſam ſcheint, gerechtes Schickſal iſt.

Als

* * *

Als Moſes einſt vor Gott auf einem Berge trat,
Und ihn von jenem ewgen Rath,
Der unſer Schickſal lenkt, um gröſsre Kenntniſs bat:
So ward ihm ein Befehl, er ſollte von den Höhen,
Worauf er ſtund, hinab ins Ebne ſehen.
Hier floſs ein klarer Quell. Ein reiſender Soldat
Stieg bey dem Quell von ſeinem Pferde,
Und trank. Kaum war der Reuter fort:
So lief ein Knabe von der Heerde
Nach einem Trunk an dieſen Ort.
Er fand den Geldſack bey der Quelle,
Der jenem hier entfiel. Er nahm ihn, und entwich;
Worauf nach eben dieſer Stelle
Ein Greis gebückt an ſeinem Stabe ſchlich.
Er trank, und ſetzte ſich, um auszuruhen, nieder;
Sein ſchweres Haupt ſank zitternd in das Gras,
Bis er im Schlaf des Alters Laſt vergaſs.
Indeſſen kam der Reuter wieder,
Bedrohte dieſen Greis mit wildem Ungeſtüm,
Und foderte ſein Geld von ihm.

Der

Der Alte ſchwört, er habe nichts gefunden,
Der Alte fleht und weint; der Reuter flucht und droht,
Und ſticht zuletzt mit vielen Wunden
Den armen Alten wutend todt.

Als Moſes dieſes ſah, fiel er betrübt zur Erden;
Doch eine Stimme rief: Hier kannſt du inne werden,
Wie in der Welt ſich alles billig fügt.
Denn wiſs: es hat der Greis, der itzt im Blute liegt,
Des Knabens Vater einſt erſchlagen,
Der den verlohrnen Raub zuvor davongetragen.

LISETTE.

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Liſette.

Ein junges Weib, ſie hieſs Liſette,
Dies Weibchen lag an Blattern blind.
Nun weiſs man wohl, wie junge Weiber ſind;
Drum durft der Mann nicht von dem Bette,
So gern er ſie verlaſſen hätte.
Denn laſst ein Weib ſchön, wie Cytheren, ſeyn,
Wenn ſie die Blattern hat: ſo nimmt ſie nicht mehr ein.
Hier ſitzt der gute Mann zu ſeiner gröſsten Pein
Und muſs des kranken Weibes pflegen,
Ihr Kuſſen oft zurechte legen,
Und oft durch ein Gebet um ihre Beſsrung flehn:
Und gleichwohl war ſie nicht mehr ſchön.
Ich hatt ihn mögen beten ſehn!

Der arme Mann! Ich weiſs ihm nicht zu rathen.
Vielleicht beſinnt er ſich, und thut, was andre thaten.

Ein krankes Weib braucht eine Wärterinn;
Und Lorchen ward dazu erleſen,
Weil ihr Liſettens Eigenſinn
Vor andern längſt bekannt geweſen.
Sie trat ihr Amt dienſtfertig an,
Und wuſste ſich in allen Stucken
Gut in die kranke Frau zu ſchicken,
Und auch in den geſunden Mann.

Sie war beſorgt, gefällig, jung und ſchön,
Und alſo ganz geſchickt, mit beyden umzugehn.
Was thut man nicht, um ſich von Gram und Pein,
Von langer Weile zu befreyn?
Der Mann ſieht Lorchen an, und redt mit ihr durch Blicke,
Weil er nicht anders reden darf;
Und jeder Blick, den er auf Lorchen warf,
Kam, wo nicht ganz, doch halb erhört zurücke.
Ach, arme kranke Frau! es iſt dein groſſes Glücke,
Daſs du nicht ſehen kannſt; dein Mann thut recht galant;
Dein Mann, ich wollte viel drauf wetten,
Hat Lorchen ſchon vorher gekannt,
Und ſie mit Fleiſs zur Wärterinn ernannt.
Ja wenn ſie bloſs durch Blicke redten:
So möcht es endlich wohl noch gehn;
Allein bald wird man ſie einander kuſſen ſehn.
Er kömmt, und klopft ſie in den Nacken,
Und kneipt ſie in die vollen Backen;
Sie wehrt ſich ganz bequem, bequem wie eine Braut,
Und findet bald für gut, ſich weiter nicht zu wehren.
Sie küſſen ſich recht zärtlich und vertraut;
Allein ſie küſsten gar zu laut.
Wie konnt es anders ſeyn? Liſette muſst es hören.

Sie

Sie hörts, und fragt: was ſchallt ſo hell?
Madam, Madam! ruft Lorchen ſchnell:
Es iſt ihr Herr, er ächzt vor groſſem Schmerz,
Und will ſich nicht zufrieden geben.
Ach, ſpricht ſie, lieber Mann! wie redlich meints dein Herz!
O gräme dich doch nicht! Ich bin ja noch am Leben.

Die Verſchwiegenheit.

O Doris! wärſt du nur verſchwiegen:
So wollt ich dir etwas geſtehn;
Ein Glück, ein ungemein Vergnügen ——
Doch nein, ich ſchweige, ſprach Tiren.
Wie? rief die ſchöne Schäferinn,
Du zweifelſt noch, ob ich verſchwiegen bin?
Du kannſt mirs ſicher offenbaren;
Ich ſchwör, es ſolls kein Menſch erfahren.

Du kennſt, verſetzt Tiren, die ſpröde Sylvia,
Die ſchüchtern vor mir floh, ſo oft ſie mich ſonſt ſah.
Ich komme gleich von dieſer kleinen Spröden;
Doch ach, ich darf nicht weiter reden;
Nein, Doris, nein, es geht nicht an;
Es wär um ihre Gunſt und um mein Glück gethan,
Wenn Sylvia dereinſt erfuhre,
Daſs —— Dringe nicht in mich, ich halte mein Schwüre.

So liebt sie dich? fuhr Doris fort.
Ja wohl! Doch sage ja kein Wort.
Ich hab ihr Herz nun völlig eingenommen,
Und itzt von ihr den ersten Kuss bekommen.
Tiren! sprach sie zu mir, mein Herz sey ewig dein;
Doch eines bitt ich dich: du musst verschwiegen seyn.
Dass wir uns günstig sind, uns treu und zärtlich küssen,
Braucht niemand auf der Flur als ich und du zu wissen.
Drum bitt ich, Doris, schweige ja,
Sonst flieht und hasst mich Sylvia.

Die kleine Doris geht. Doch wird auch Doris schweigen?
Ja, die Verschwiegenheit ist allen Schönen eigen.
Gesetzt, dass Doris auch es dem Damöt vertraut;
Was ist es denn nun mehr? Sie sagt es ja nicht laut.

Ihr Schäfer, ihr Damöt, kömmt ihr verlicht entgegen,
Drückt ihre weiche Hand, und fragt:
Was ihr sein Freund, Tiren, gesagt.

Damöt! du weisst ja wohl, was wir zu reden pflegen
Du

Du kennſt den ehrlichen Tiren;
Es war nichts wichtiges, ſonſt würd ich dirs geſtehn.
Er ſagte mir —— Verlang es nicht zu wiſſen;
Ich hab es ihm verſprechen muſſen,
Dafs ich zeitlebens ſchweigen will.

Damöt wird traurig, ſchweiget ſtill,
Umarmt ſein Kind, doch nur mit halbem Feuer.
Die Schäferinn erſchrickt, dafs ſie Damötens Kufs
So unvollkommen ſchmecken mufs.
Du zürneſt? ruft ſie, mein Getreuer!
O zürne nicht! Ich will es dir geſtehn:
Die ſpröde Sylvia ergiebt ſich dem Tiren,
Und hat ihm itzt in ihrem Leben
Den allererſten Kufs gegeben;
Allein du muſt verſchwiegen ſeyn.

Damöt verſprichts. Kaum iſt Damöt allein:
So fühlt er ſchon die gröſte Pein,
Sein neu Geheimnifs zu bewahren.
Ja! fangt Damöt zu ſingen an:
Ich will es keinem offenbaren,
Dafs Sylvia Tiren liebt,
Ihm Küſſe nimmt, und Kuſſe giebt.
Du, ſtummer Buſch, nur ſollſt erfahren,
Wen Sylvia verſtohlen liebt.

Doch ach! in dieſem Buſch war unſre Sylvia,
Die ſich durch dieſes Lied beſchämt verrathen ſah,

Und eine Heimlichkeit ſo laut erfahren muſste,
Die, ihrer Meynung nach, nur ihr Geliebter wuſste.
Sie läuft, und ſucht den Schwätzer, den Tiren.
Ach Schäfer, ach! wie wird dirs gehn?
Mich, fängt ſie an, ſo zu betruben!
Dich, Plaudrer, ſollt ich länger lieben?
Und kurz: Tiren verliert die ſchöne Schäferinn,
Und kömmt, Damöten anzuklagen.
Ja, ſpricht Damöt, ich muſs es ſelber ſagen,
Daſs ich nicht wenig ſtrafbar bin;
Allein, wie kannſt du mich den gröſten Schwätzer nenn?
Du haſt ja ſelbſt nicht ſchweigen können.

Die junge Ente.

Die Henne führt der Jungen Schaar,
Worunter auch ein Entchen war,
Das ſie zugleich mit ausgebrütet.
Der Zug ſoll in den Garten gehn;
Die Alte giebts der Brut durch Locken zu verſtehn;
Und jedes folgt, ſobald ſie nur gebietet,
Denn ſie gebot mit Zartlichkeit.

Die

Die Ente wackelt mit; allein nicht gar zu weit.
Sie ſieht den Teich, den ſie noch nicht geſehen;
Sie läuft hinein; ſie badet ſich.
Wie? kleines Thier! du ſchwimmſt? wer lehrt es dich?
Wer hieſs dich in das Waſſer gehen?
Wirſt du ſo jung das Schwimmen ſchon verſtehen?

Die Henne läuft mit ſtrupfigtem Gefieder
Das Ufer zehnmal auf und nieder,
Und will ihr Kind aus der Gefahr befreyn;
Setzt zehnmal an, und fliegt doch nicht hinein:
Denn die Natur heifst ſie das Waſſer ſcheun.
Doch nichts erſchreckt den Muth der Ente;
Sie ſchwimmt beherzt in ihrem Elemente,
Und fragt die Henne ganz erfreut,
Warum ſie denn ſo ängſtlich ſchreyt.

* * *

Was dir Entſetzen bringt, bringt jenem oft Vergnügen.
Der kann mit Luſt zu Felde liegen;
Und dich erſchreckt der bloſſe Name: Held.
Der ſchwimmt beherzt auf offnen Meeren;
Du zitterſt ſchon auf angebundnen Fähren,
Und ſiehſt den Untergang der Welt.

Befürchte nichts vor deſſen Leben,
Der kühne Thaten unternimmt:
Wen die Natur zu der Gefahr beſtimmt,
Dem hat ſie auch den Muth zu der Gefahr gegeben.

Die kranke Frau.

Wer kennt die Zahl von ſo viel böſen Dingen,
Die uns um die Geſundheit bringen?
Doch nöthig iſts, daſs man ſie kennen lernt.
Je mehr wir ſolcher Quellen wiſſen,
Woraus Gefahr und Unheil flieſſen,
Um deſto leichter wird das Uebel ſelbſt entfernt.

* * *

Des Mannes theurer Zeitvertreib,
Sulpitia, ein junges ſchönes Weib,
Gieng munter zum Beſuch, krank aber kam ſie wieder,
Und fiel halbtodt aufs Ruhebette nieder.
Sie röchelt. Wie? vergiſt ihr Blut den Lauf?
Geſchwind löst ihr die Schnürbruſt auf!
Geſchwind! doch läſst ſich dieſs erzwingen?
Sechs Hände waren zwar bereit;
Doch eine Frau aus ihrem Staat zu bringen,
Wie viel erfordert dieſs nicht Zeit?

Der

Der arme Mann ſchwimmt ganz in Thränen;
Mit Recht beſtürzt ihn dieſe Noth.
Zu früh iſts, nach der Gattinn Tod
Im erſten Jahre ſich zu ſehnen.
Er ſchickt nach einem Arzt. Ein junger Aeſculap
Erſcheint ſogleich in vollem Trab,
Und ſetzt ſich vor das Krankenbette,
Vor dem er ſich ſo eine Mine gab,
Als ob er für den Tod ein ſichres Mittel hätte.
Er fragt den Puls; und da er ihn gefragt,
Schlägt er im Geiſte nach, was ſein Receptbuch ſagt,
Und läſst, die Krankheit zu verdringen,
Sich eilends Dint und Feder bringen.
Er ſchreibt. Der Diener läuft. Indeſſen ruft der Mann
Den ſo erfahrnen Arzt bey Seite,
Und fragt, was doch der Zufall wohl bedeute.
Der Doctor ſieht ihn lächelnd an:
Sie fragen mich, was es bedeuten kann?
Das brauch ich ihnen nicht zu ſagen;
Sie wiſſen ſchon, es zeigt viel gutes an,
Wenn ſich die jungen Weiber klagen.
Den Mann erfreut ein ſolcher Unterricht.
Die Nacht verſtreicht; der Trank iſt eingenommen;
Allein der theure Trank hilft nicht.
Drum muſs der zweyte Doctor kommen.

Er kömmt. Geduld! Nun werden wirs erfahren.
Was iſts? Was fehlt der ſchönen Frau?
Der Doctor ſieht es ganz genau,
Daſs ſich die Blattern offenbaren.

Sulpitia! erſt ſollſt du ſchwanger ſeyn!
Nun ſollſt du gar die Blattern kriegen!
Ihr Aerzte, ſchweigt, und gebt ihr gar nichts ein:
Denn einer muſs ſich doch betrugen.
Nein, uberlaſst ſie der Natur,
Und dem ihr ſo getreuen Bette.
Geſetzt, daſs ſie die ſchlimmſte Krankheit hätte:
So iſt ſie nicht ſo ſchlimm, als eure Kur.

Geduld! Vielleicht genest ſie heute.
Der Mann kömmt nicht von ihrer Seite;
Und eh die Stunde halb verflieſst,
Fragt er ſie hundertmal, obs noch nicht beſſer iſt.
Ach ungeſtümmer Mann! du nöthigſt ſie zum Sprechen.
Wie? wird ſie nicht das Reden ſchwächen?
Sie ſpricht ja mit gebrochnem Ton,
Und an der Sprache hörſt du ſchon,
Daſs ſich die Schmerzen ſtets vergröſſern.
Bald wird es ſich mit deiner Gattinn beſſern!
Der Tod, der Tod dringt ſchon herein,
Sie von der Marter zu befreyn!

Wer

Wer pocht? Es wird der Doctor ſeyn;
Doch nein, der Schneider kömmt, und bringt
ein Kleid getragen.
Sulpitia fängt an, die Augen aufzuſchlagen.
Er kömmt, ſo ſtammelt ſie, er kömmt zu
rechter Zeit,
Iſt dieſs vielleicht mein Sterbekleid?
Ja, wie er ſieht, ſo werd ich bald erblaſſen;
Doch hätte mich der Himmel leben laſſen:
So hätt ich mir ein ſolches Kleid beſtellt,
Von ſolchem Stoff, als er, er wirds ſchon wiſſen,
Für meine Freundinn machen müſſen;
Es iſt nichts ſchöners auf der Welt.
Als ich zuletzt Beſuch gegeben:
So trug ſie dieſes neue Kleid;
Doch geh er nur. O kurzes Leben!
Es iſt doch alles Eitelkeit.

O faſſe dich, betrübter Mann!
Du hörſt ja, daſs dein Weib noch ziemlich
reden kann.
O laſs die Hofnung nicht verſchwinden!
Der Athem wird ſich wieder finden.

Der Schneider geht; der Mann begleitet ihn;
Sie reden heimlich vor der Thüre;
Der Schneider thut die gröſten Schwüre,
Und eilt, die Sache zu vollziehn.
Noch vor dem Abend kömmt er wieder.
Sulpitia liegt noch danieder,

Und

Und dankt ihm ſeufzend für den Gruſs.
Allein, wer ſagt; was doch der Schneider bringen muſs?
Er hat es in ein Tuch geſchlagen;
Er wickelts aus. O welche Seltenheit!
Dieſs iſt der Stoff, dieſs iſt das reiche Kleid.
Allein was ſoll es ihr? ſie kann es ja nicht tragen.
Ach Engel! ſpricht der Mann, bey ſanftem Händedrucken:
Mein ganz Vermögen gäb ich hin,
Könnt ich dich nur geſund in dieſem Schmuck erblicken.
O! fängt ſie an, ſo krank ich bin:
So kann ich Ihnen doch, mein Liebſter! nichts verſagen.
Ich will mich aus dem Bette wagen:
So können ſie noch heute ſehn,
Wie mir das neue Kleid wird ſtehn.
Man bringt den Schirm, und ſie verläſst das Bette,
So ſchwach, als ob ſie ſchon ein Jahr gelegen hätte.
Man putzt ſie an; geputzt trinkt ſie Kaffee;
Kein Finger thut ihr weiter weh.
Der Krankheit Grund war blofs ein Kleid geweſen;
Und durch das Kleid muſs ſie geneſen.
So heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Der

Der gute Rath.

Ein junger Menſch, der ſich vermählen wollte,
Und dem man manchen Vorſchlag that,
Bat einen Greis um einen guten Rath,
Was für ein Weib er nehmen ſollte.
Freund! ſprach der Greis, das weiſs ich nicht.
So gut man wählt, kann man ſich doch betrügen.
Sucht ihr ein Weib bloſs zum Vergnügen:
So wählet euch ein ſchön Geſicht;
Doch liegt euch mehr an Renten und am Staate,
Als am verliebten Zeitvertreib:
So dien ich euch mit einem andern Rathe:
Bemüht euch um ein reiches Weib.
Doch ſtrebt ihr durch die Frau nach einem hohen Range:
Nun ſo vergeſst, daſs beſste Mädchen ſind;
Wählt eines groſſen Mannes Kind,
Und unterſucht die Wahl nicht lange.
Doch wollt ihr mehr für eure Seele wählen,
Als für die Sinnen und den Leib:
So wagts, um euch nach Wunſche zu vermählen,
Und wählt euch ein gelehrtes Weib.
Hier ſchwieg der Alte lachend ſtill.
Ach, ſprach der junge Menſch, das will ich ja nicht wiſſen.
Ich frage, welches Weib ich werde wählen müſſen,
Wenn ich zufrieden leben will.
Und wenn ich, ohne mich zu grämen ——
O, fiel der Greis ihm ein, da müſst ihr keine nehmen.

Die beyden Mädchen.

Zwey junge Mädchen hofften beyde,
Worauf? Gewifs auf einen Mann:
Denn diefs iſt doch die gröſte Freude,
Auf die ein Mädchen hoffen kann.
Die jüngſte Schweſter, Philippine,
War nicht unordentlich gebaut:
Sie hat ein rund Geſicht und eine zarte Haut;
Doch eine ſehr gezwungne Mine.
So feſt geſchnurt ſie immer gieng;
So viel ſie Schmuck ans Ohr und vor den Buſen hieng;
So ſchön ſie auch ihr Haar zuſammenrollte:
So war ſie doch bey alle dem,
Je mehr man ſah, daſs ſie gefallen wollte,
Um deſto minder angenehm.

Die andre Schweſter, Caroline,
War im Geſichte nicht ſo zart;
Doch frey und reitzend in der Mine,
Und liebreich mit gelaſsner Art.
Und wenn man auf den heitern Wangen
Gleich kleine Sommerflecken fand:
Ward ihrem Reitz doch nichts dadurch entwandt;
Und ſelbſt ihr Reitz ſchien ſolche zu verlangen.
Sie putzte ſich nicht mühſam aus,
Sie prahlte nicht mit theuren Koſtbarkeiten;
Ein artig Band, ein friſcher Strauſs,
Die über ihren Ort, den ſie erlangt, ſich freuten,

Und

Und eine nach dem Leib wohl abgemeſsne Tracht,
War Carolinens ganze Pracht.

Ein Freyer kam; man wies ihm Philippinen;
Er ſah ſie an, erſtaunt, und hieſs ſie ſchön;
Allein ſein Herz blieb frey; er wollte wieder gehn.
Kaum aber ſah er Carolinen:
So blieb er vor Entzückung ſtehn.

* * *

Im Bilde dieſer Frauenzimmer
Zeigt ſich die Kunſt und die Natur.
Die erſte prahlt mit weit geſuchtem Schimmer;
Sie feſſelt nicht; ſie blendet nur.
Die andre ſucht durch Einfalt zu gefallen,
Läſst ſich beſcheiden ſehn; und ſo gefällt ſie allen.

Der Maler.

Ein kluger Maler in Athen,
Der minder, weil man ihn bezahlte,
Als, weil er Ehre ſuchte, malte,
Liefs einen Kenner einſt den Mars im Bilde ſehn,
Und bat ſich ſeine Meynung aus.
Der Kenner ſagt ihm frey heraus,
Daſs ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte,
Und daſs es, um recht ſchön zu ſeyn,
Weit minder Kunſt verrathen ſollte.
Der Maler wandte vieles ein;

Der

Der Kenner ſtritt mit ihm aus Gründen,
Und konnt ihn doch nicht uberwinden.

Gleich trat ein junger Geck herein,
Und nahm das Bild in Augenſchein.
O! rief er bey dem erſten Blicke:
Ihr Götter! Welch ein Meiſterſtucke!
Ach welcher Fuſs! O wie geſchickt
Sind nicht die Nagel ausgedruckt!
Mars lebt durchaus in dieſem Bilde.
Wie viele Kunſt, wie viele Pracht,
Iſt in dem Helm und in dem Schilde,
Und in der Ruſtung angebracht!

Der Maler ward beſchämt gerühret,
Und ſah den Kenner kläglich an.
Nun, ſprach er, bin ich uberfuhret:
Ihr habt mir nicht zu viel gethan.
Der junge Geck war kaum hinaus:
So ſtrich er ſeinen Kriegsgott aus.

* * *

Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefallt:
So iſt es ſchon ein boſes Zeichen;
Doch wenn ſie gar des Narren Lob erhält:
So iſt es Zeit, ſie auszuſtreichen.

Regiſter

zu dem

Erſten Theile

der

Fabeln und Erzählungen.

Nachricht und Exempel von alten deutſchen Fabeln. S. 5

Die Nachtigall und die Lerche. 56

Der Zeiſig. 58

Der Tanzbär. 59

Die Geſchichte von dem Hute. 61

Der Greis. 64

Das Fullen. 65

Chloris. 67

Der Kranke. 70

Der Fuchs und die Elſter. 73

Das Land der Hinkenden. 75

Inkle

Regiſter.

Inkle und Yariko. Siehe den erſten Theil des *Zuſchauers*, auf der 51. u. f. Seit. 79

Der Kukuk. 88

Das Geſpenſt. 91

Der Selbſtmord. 93

Die Betſchweſter. Nach dem Inhalte einer Comodie, welche eben dieſen Namen führet. 94

Der Blinde und der Lahme. Siehe die Fabel eines Unbekannten, welche Herr Breitinger in ſeiner kritiſchen Dichtkunſt auf der 232. Seite anführet. 98

Der Hund. 99

Der Proceſs. 102

Der Bettler. 106

Das Pferd und die Bremſe. 107

Die Reiſe. 108

Das Teſtament. 111

Damöt und Phyllis. 117

Die Widerſprecherinn. 123

Das Heupferd oder der Grashüpfer. 126

Sam-

Regiſter.

Semnon und das Orakel. 127

Das Kartenhaus. 130

Die zartliche Frau. 132

Der zärtliche Mann. Siehe des Abſtemius LX. und CIII. Fabel. 134

Die Spinne. 136

Die Biene und die Henne. 137

Der ſuſſe Traum. 140

Der Reiſende. 143

Der erhörte Liebhaber. 144

Der glücklich gewordene Ehemann. 148

Der gütige Beſuch. Siehe des Abſtemius LXXV. Fabel, de Agricola & Poeta. 150

Der Arme und der Reiche. 151

Damokles. Siehe den Cicero, Lib. V. Tuſcul. quæſt. 155

Die beyden Hunde. 157

Selinde. 163

Der Schatz. 167

Monime. Siehe den Plutarch in dem Leben des Luculls auf der 503. S. a. edit. Wechel. 171

Der

Regiſter.

Der unſterbliche Autor. 174

Der grüne Eſel. Siehe des Abſtemius LXXX. Fabel, de Vidua & Aſino viridi. 176

Der baroniſirte Bürger. 178

Der arme Schiffer. 183

Das Schickſal. Siehe den Zuſchauer im III. Theile, auf der 332. S. und f. 189

Liſette. 195

Die Verſchwiegenheit. 197

Die junge Ente. 200

Die kranke Frau. 202

Der gute Rath. 207

Die beyden Mädchen. 208

Der Maler. 209

Yp 80507

Sämtliche Schriften

Herrn

C. F. Gellerts.

Neunter Theil.

Fabeln
und
Erzählungen.

Zweyter Theil.

von
Herrn C. F. Gellert.

Mit Kupfern.

Mit des hohen Standes Bern
Privilegio.

Bern, 1775.
Verlegts Beat Ludwig Walthard.
und zu finden
in Amsterdam
bey Johannes Schreuder.

TECHNISCHE UNIVERSITÄT

Vorrede.

Meine Fabeln und Erzählungen, die ich vor zwey Jahren herausgegeben, ſind ſo glücklich geweſen, den Beyfall der Kenner zu erhalten. Dieſes Glück vergnügt mich unendlich; und ich weiſs nicht dankbarer dafür zu ſeyn, als daſs ich dieſes offenherzig geſtehe. Man muſs das ſtolze Verlangen, den Vernünftigen zu gefallen, recht unruhig fühlen; man muſs oft in Furcht geweſen ſeyn, dieſe Ehre nicht zu verdienen; man muſs ſich aller der Bemühungen bewuſst ſeyn, durch die man ſeinen Schriften das Leben gegeben, aller der Aenderungen und Verbeſſerungen, die uns oft mehr Arbeit gekoſtet, als das Ganze ſelbſt, aller der Stellen und Einfälle, die man aus Furcht, ſie möchten für die Welt nicht ſchön

genug seyn, mit widerstehenden Händen weggestrichen hat: kurz, man muss selbst ein Autor seyn, wenn man wissen will, was ein kluger Beyfall für eine unschätzbare Belohnung, ja was dem Poeten schon eine zufriedne Miene, mit der sich ein vernünftiges Frauenzimmer bey dieser oder jener Stelle im Lesen glücklich aufhält, für ein Lobspruch und für ein vollständiger Beweis ist, dass er die Natur nicht verfehlet und bey seiner Munterkeit die Ruhe des Wohlstandes und der Ehrbarkeit nicht gestört hat. Ich fühle es, indem ich dieses schreibe, dass ich mich selber lobe, und ich habe kaum Gewalt genug über mich, meine Eitelkeit zu bereuen.

So schmeichelhaft indessen dieses Glück ist, so ist es doch um desto gefährlicher, je leichter man sich seiner unwerth machen kann, wenn man es gar zu eifrig sucht. Werde ich das, was ich durch den ersten Theil der Fabeln und Erzählungen gewonnen habe, auch durch

durch den zweyten behaupten können? Wird die Welt eben ſo von dieſem neuen Verſuche urtheilen, als von dem erſten? oder würde es vortheilhafter für mich ſeyn, wenn er gar nicht zum Vorſcheine gekommen wäre? Man halte dieſes nicht für eine ſtolze Demuth: allein man ſchlieſſe auch aus meiner Furchtſamkeit nicht auf ein böſes Gewiſſen. Ich habe eben den Fleiſs auf meine neuen Fabeln gewandt, den mich die erſten gekoſtet haben; und man wird ſelten nachläſſig arbeiten, wenn man genug Ehrerbietung für die Welt hat. Allein der Fleiſs und die Behutſamkeit thun bey den Schriften des Witzes nicht alles. Es gehört, wenn man in der Sphäre dichtet, in die ich mich gewagt habe, vor allem andern ein gewiſſes Glück dazu, um auf gute Erfindungen zu kommen. Dieſes Glück iſt uns oft entweder nur gewiſſe Jahre, oder nur zu gewiſſen Augenblicken geneigt. Glückt es uns mit den Erfindungen: ſo verläſst uns doch zuweilen der Geiſt der Lebhaftigkeit, ich weiſs nicht

warum, wenn wir sie ausführen, und ihnen den unschuldigen Schmuck anlegen wollen, den gewisse Theile zu verlangen scheinen. Bald verschlafen wir mitten in der Arbeit die Gelegenheiten zu guten Einfällen und Zierrathen, und bald suchen wir sie gar zu mühsam auf. Bald können wir die natürliche, ungeschminckte und doch gefällige Sprache der Erzählung nicht finden, so sehr wir auch unser Gedächtniss ausfragen. Mit einem Worte: man kann sich bey einer Schrift von dieser Art viele Mühe geben, und doch kaum einige von den Schönheiten erreichen, welche den Character der Werke des Geschmacks ausmachen, den Vaniere *vortreflich entworfen hat:*

\- - - ama libellum,
Quem tecum relegant probentque docti,
Tecum intelligat imperita turba;
Quem bis terque legas, manuque semper
Resumas avida; sales novosque,
Quo plus triveris, eruens lepores.

Nugis

Nugis non tumeat, magisque rebus
Quam verbis placeat: laboriosa
Lectorem brevitate nec fatiget,
Verborum neque prodiga nitentum
Ubertate gravet: rosae sed instar,
Quae formosior explicatiores
Nec frondes aperit, nec involucro
Suas celat opes iniquiori:
Sic nec pauca nimis loquatur;
Lectori neque nil relinquant, acri
Quod per se velit extudisse mente.

Hat es uns endlich nicht die Erfahrung oft genug gelehret, dass die Fortsetzung solcher Arten von Schriften weniger Beyfall gefunden hat, als der erste Versuch? Man ist mit dem, was der Autor eigenes hat, schon bekannt, darum rührt es uns nicht so, wie das erstemal Oder man hat sich in der ersten Sammlung für gewisse Stücke erklärt, und weil man für diese vortheilhaft eingenommen ist: so scheinen uns die neuen eben deswegen

ſchlechter zu ſeyn, weil ſie anders, als jene, ſind. Doch ich will mein Schickſal erwarten, und mir von meinen Leſern ſagen laſſen, ob ich meine Abſicht, durch die Fabel zu vergnügen und zu unterrichten, noch einmal erreicht habe, oder ob ich dieſes Amt lieber hätte niederlegen ſollen.

Leipzig,
im Märzmonate 1748.

Die

Die beyden Schwalben.

Zwo Schwalben fangen um die Wette,
Und fangen mit dem gröſten Fleiſs;
Doch wenn die eine ſchrie, daſs ſie den Vorzug hätte,
Gab doch die andre ſich den Preis.
Die Lerche kömmt. Sie ſoll den Streit entſcheiden;
Und beyde ſtimmen herzhaft an.
Nun, hieſs es, ſprich, wer von uns beyden
Am meiſterlichſten ſingen kann.
Das weiſs ich nicht, ſprach ſie beſcheiden,
Und ſah ſie ganz mitleidig an,
Und wollte ſich nach ihrer Höhe ſchwingen.
Doch nein, ſie ſuchten ihr den Ausſpruch abzuzwingen.
So, ſprach ſie, will ichs denn geſtehn:
Die kann ſo gut, wie jene, ſingen:
Doch ſingt, ſo lang ihr wollt, es ſingt doch keine ſchön;
Hört man das Lied geiſtreicher Nachtigallen:
So kann uns eures nicht gefallen.

* * *

Ihr mittelmäſſigen Scribenten,
O wenn wir euch doch friedſam machen könnten!
Ihr zankt, wer beſſer denkt. Laſst keinen Streit entſtehn.
Wir wollen keinen von euch kränken;
Der eine kann ſo gut, wie jener, denken;
Doch keiner von euch denket ſchön.
Ihr Schwätzer! zankt nicht um die Gaben
Der geiſtlichen Beredſamkeit;
So lange wir Mosheime haben:
So ſehn wir ohne Schwierigkeit,
Daſs ihr beredte Kinder ſeyd.
Zankt nicht um eure hohen Gaben,
Ihr Gründlichen! o bleibt in Ruh!
Du demonſtrirſt wie er, und er ſo fein wie du;
Allein, ſo lange wir Leibnitze vor uns haben:
So hört euch keine Seele zu.
O zankt nicht um des Phöbus Gaben,
Reimreiche Sänger unſrer Zeit!
Ihr alle reimt mit gleicher Fertigkeit;
Allein, ſo lange wir noch Hagedorne haben:
So denkt man nicht daran, daſs ihr zugegen ſeyd.

Das Unglück der Weiber.

In eine Stadt, mich deucht, ſie lag in Griechenland,
Drang einſt der Feind, von Wuth entbrannt,
Und

Und wollte, weil die Stadt mit Sturm erobert worden,
Die Bürger in der Raserey
Bis auf den letzten Mann ermorden.
O Himmel! welch ein Angstgeschrey
Erregten nicht der Weiber blasse Schaaren!
Man stelle sich nur vor, wenn tausend Weiber schreyn,
Was muss das für ein Lärmen seyn!
Ich zittre schon, wenn zwey nur schreyn.

Sie liefen mit zerstreuten Haaren,
Mit Augen, die von Thränen roth,
Mit Handen, die zerrungen waren,
Und warfen schon, vor Angst halb todt,
Sich vor den Feldherrn der Barbaren,
Und flehten in gemeiner Noth
Ihn insgesammt um ihrer Manner Leben.
So hats von tausenden nicht eine Frau gegeben,
Die sich gewünscht des Mannes los zu seyn?
Von tausenden nicht eine? Nein!
Nun, das ist viel; da muss, bey meinem Leben,
Noch gute Zeit gewesen seyn!

So hart als auch der Feldherr war:
So konnt er doch dem zauberischen Flehen
Der Weiber nicht ganz widerstehen.
Denn welchen Mann, er sey auch zehnmal ein Barbar,

Weiſs nicht ein Weib durch Thränen zu bewegen?
Mein ganzes Herz fängt ſich hier an zu regen.
Ich hätte nicht der General ſeyn mögen,
Vor dem der Weiber Schaar ſo kläglich ſich vereint;
Ich hätte wie ein Kind geweint,
Und ohne Geld den Männern gleich das Leben,
Und jeder Frau zu ihrer Ruh
Den Mann, und einen noch dazu,
Wenn ſies von mir verlangt, gegeben.
Allein ſo gar gelind war dieſer Feldherr nicht.
Ihr Schönen! fängt er an und ſpricht.
Ihr Schönen? dieſes glaub ich nicht.
Ein harter General wird nicht ſo liebreich ſprechen.
Was willſt du dir den Kopf zerbrechen?
Genug, er hats geſagt. Ein alter General
Hat, dächt ich, doch wohl wiſſen können,
Daſs man die Weiber allemal,
Sie ſeyn es oder nicht, kann meine Schönen nennen.
Ihr Schönen! ſprach der General,
Ich ſchenk euch eurer Männer Leben;
Doch jede muſs für den Gemahl
Mir gleich ihr ganz Geſchmeide geben;
Und die ein Stück zurückbehält,
Verliert den Mann vor dieſem Zelt.

Wie?

Wie? fiengen nicht die Weiber an zu beben?
Ihr ganz Geſchmeide hinzugeben?
Den ganzen Schmuck fur einen Mann?
Gewiſs der General war dennoch ein Tyrann.
Was halfs, dafs er, ihr Schönen, ſagte,
Da er die Schönen doch ſo plagte?
Doch weit gefehlt, dafs auch nur eine zagte:
So holten ſie vielmehr mit Freuden ihren Schmuck.
Dem General war dieſs noch nicht genug.
Er lieſs nicht eh nach ihren Männern ſchicken,
Als bis ſie einen Eid gethan,
(Der General war ſelbſt ein Ehemann)
Bis, ſag ich, ſie den Eid gethan,
Den Männern nie die Wohlthat vorzurücken,
Noch einen neuen Schmuck den Männern abzudrucken.
Drauf kriegte jede Frau den Mann.
O welche Wolluſt! welch Entzücken!
Vergebens wünſch ichs auszudrücken,
Mit welcher Brünſtigkeit die Frau den Mann umfieng;
Mit was für ſehnſuchtsvollen Blicken
Ihr Aug an ſeinem Auge hieng.
Der Feind verlieſs die Stadt. Die Weiber blieben ſtehen,
Um ihren Feinden nachzuſehen;

Als

Alsdann flog jede froh mit ihrem Mann ins Haus.
Ist die Geschichte denn nun aus?
Noch nicht, mein Freund. Nach wenig Tagen
Entliet den Weibern aller Muth.
Sie grämten sich, und durftens doch nicht sagen.
Wer wirds, den Eid zu brechen, wagen?
Genug, der Kummer trat ins Blut.
Sie legten sich; drauf starben in zehn Tagen,
Des Lebens mud und satt, neunhundert an der Zahl.
Der alte böse General!

Der sterbende Vater.

Ein Vater hinterliefs zween Erben,
Christophen, der war klug, und Görgen, der war dumm.
Sein Ende kam; und kurz vor seinem Sterben
Sah er sich ganz betrübt nach seinem Christoph um.
Sohn! fieng er an, mich quält ein trauriger Gedanke;
Du hast Verstand: wie wird dirs künftig gehn?
Hör an: ich hab in meinem Schranke
Ein Kästchen mit Juwelen stehn,
Die sollen dein. Nimm sie, mein Sohn,
Und gieb dem Bruder nichts davon.

Der

Der Sohn erſchrack und ſtutzte lange.
Ach Vater! hub er an: wenn ich ſo viel empfange,
Wie kömmt alsdann mein Bruder fort?
Er? fiel der Vater ihm ins Wort:
Für Görgen iſt mir gar nicht bange;
Der kommt gewiſs durch ſeine Dummheit fort.

Der junge Dreſcher.

Dem Dreſcher, der im weichen Gras
Vor ſeinem Topf, mit Milch und ſchwarzem Brodte, ſaſs,
Dem wollte ſeine Milch nicht ſchmecken.
Er fieng verdriefslich an ſich in das Gras zu ſtrecken,
Dacht ängſtlich ſeinem Schickſal nach,
Und dehnte ſich dreymal, und ſprach:
Du biſt ein ſchlechter Kerl, du haſt kein eignes Dach,
Und muſt dich Tag vor Tag mit deinem Flegel plagen:
Du thätſt ja gern mit deinem Schatze ſchön;
Allein du Narr, muſt in der Scheune ſtehn,
Und kannſt nach langen vierzehn Tagen
Kaum einmal in die Schenke gehn,
Und einen Krug mit Bier und deine Mike ſehn:

Du

Du bist noch jung, und kannst hübsch lesen
und hubsch schreiben,
Und wolltest stets ein Dreschor bleiben?
Des Schulzen Tochter ist dir gut,
Ist reich und kann sich hübsch gebehrden;
So nimm sie doch: du kannst, mein Blut!
Wohl mit der Zeit noch Schulze werden;
Alsdann issst du dein Stücke Fleisch in Ruh,
Und trinkst dein gutes Bier dazu,
Und hast gleich nach dem Pfarr die Ehre —
O wenn ich doch schon Schulze wäre!

Indem Hans noch so sprach, kam seine
Schöne her;
Sie that, als käme sie nur so von ungefehr;
Allein sie kam mit Fleiss, weil sie ihn spre-
chen wollte,
Und er verwegen seyn, und sie recht herzen sollte.
Denn Mädchen, wenn sie gleich das Dorf
erzogen hat,
Sind wie die Mädchen in der Stadt.

Hans zieht die Schöne sanft zu sich ins
Grune nieder,
Lobt ihren neuen Latz, schielt öfter auf ihr
Mieder,
Fast wie ein junger Herr; nur mit dem Un-
terscheid,
Er hatte mehr Schamhaftigkeit.

Kurz,

Kurz, er fieng an, ſie recht verliebt zu küſſen,
Bat um ihr Herz, und trug ihr Herz davon,
Und ward, wie viele noch auf dieſem Dorfe wiſſen,
Des reichen Schulzen Schwiegerſohn.
Kaum hat er ſie: ſo ward der Alte ſchon
Durch ſchnellen Tod der Welt und ſeinem Dorf entriſſen.
Wen wird man nun Herr Schulze gruſſen?
Wen anders, als den Schwiegerſohn?

Er eilt ins Amt, kömmt bald und freudig wieder,
Und wirft ſich auf die Bank, als Schulz im Dorfe, nieder.

So wie ein durch den Fleifs vollendeter Student,
Nach einem glücklichen Examen,
Sich ſelbſt vor trunkner Luſt nicht kennt,
Wenn ihn die Magd in ſeiner Schönen Namen,
Nach einem tiefen Compliment,
Das erſtemal Herr Doctor nennt:
So wuſst auch Hans vor groſſer Freude
Nicht, wo er Hand und Fuſſe liefs,
Als ihn Schulmeiſters Adelheide
Das erſtemal Herr Schulze hiefs.

Wie glücklich pries er ſich in ſeiner Ehrenſtelle!
Er aſs ſein Fleiſch, und that den Gäſten oft Beſcheid;
Allein es kamen mit der Zeit
Auch viel unangenehme Fälle;
Denn welches Amt iſt wohl davon befreyt?
Nach einer nicht gar langen Zeit
Warf ſich Herr Hans verdrieſslich auf die Stelle,
Auf der er ſich ſein Glück erfreyt,
Und oft gewünſcht, wenn er doch Schulze wäre!
Ich, fieng er zu ſich ſelber an,
Ich habe Haus, und Hof, und Ehre,
Und bin mit alledem doch ein geplagter Mann.
Bald ſoll ich von der Bauern Leben
Im Amte Red und Antwort geben;
Da fährt mich denn der Amtmann an,
Und heiſst mich einen dummen Mann.
Bald quälen mich die teufliſchen Soldaten,
Und fluchen mir die Ohren voll.
Bald weiſs ich mir bey den Mandaten,
Bald in Quatembern nicht zu rathen,
Die ich dem Landknecht ſchaffen ſoll.
Die Bauern brummen, wenn ich ſtrafe;
Und ſtraf ich nicht; ſo lachen ſie mich aus;
Sonſt ſtörte mich kein Menſch im Schlafe,

Itzt

Itzt pocht mich jeder Narr heraus,
Und, wenn es niemand thut, ſo hunzt die Frau mich aus.
O wäre mirs nur keine Schande,
Ich griffe nach dem erſten Stande,
Und ſtürb als Dreſcher auf dem Lande.

* * *

Wer weifs, ob mancher Groſſe nicht
Im Herzen wie der Schulze ſpricht?
Wer weifs, wie viele ſonſt zu Fuſſe ruhig waren,
Die itzund misvergnügt in ſtolzen Kutſchen fahren?
Wer weifs, ob manches Herz nicht viel zufriedner ſchlug,
Eh es der Fürſten Gunſt an einem Bande trug?
O lernt, ihr unzufriednen Kleinen,
Dafs ihr die Ruh nicht durch den Stand gewinnt;
Lernt doch, dafs die am mindſten glücklich ſind,
Die euch am meiſten glücklich ſcheinen.

Die glückliche Ehe.

Gedankt ſey es dem Gott der Ehen!
Was ich gewunſcht, hab ich geſehen;
Ich ſah ein recht zufriednes Paar,
Ein Paar, das ohne Gram und Reue,
Bey gleicher Lieb und gleicher Treue,
In kluger Ehe glücklich war.

Ein

Ein Wille lenkte hier zwo Seelen;
Was sie gewählt, pflegt er zu wählen,
Was er verwarf, verwarf auch sie;
Ein Fall, wo andre sich betrübten,
Stört ihre Ruhe nie. Sie liebten,
Und fühlten nicht des Lebens Müh.

Da ihn kein Eigensinn verführte,
Und sie kein eitler Stolz regierte:
So herrschte weder sie, noch er.
Sie herrschten; aber blos mit Bitten.
Sie stritten; aber wenn sie stritten,
Kam blos ihr Streit aus Eintracht her.

So wie wir, eh wir uns vermählen,
Uns unsre Fehler klug verhehlen,
Uns falsch aus Liebe hintergehn:
So liessen sie auch in den Zeiten
Der zärtlichsten Vertraulichkeiten
Sich nie die kleinsten Fehler sehn.

Der letzte Tag in ihrem Bunde,
Der letzte Kuss von ihrem Munde,
Nahm, wie der erste, sie noch ein.
Sie starben. Wann? — Wie kannst du fragen?
Acht Tage nach den Hochzeittagen;
Sonst würden diess nur Fabeln seyn.

Die beyden Wächter.

Zween Wächter, die ſchon manche Nacht
Die liebe Stadt getreu bewacht,
Verfolgten ſich aus aller Macht,
Auf allen Bier und Branntweinbänken,
Und ruhten nicht, mit pöbelhaften Ränken
Einander bis aufs Blut zu kränken.
Denn keiner brannte von dem Span,
Woran der andre ſich den Toback anggezündet,
Aus Haſs den ſeinen jemals an.
Kurz, jeden Schimpf, den nur die Rach erfindet,
Den Feinde noch den Feinden angethan,
Den thaten ſie einander an;
Und jeder wollte blofs den andern überleben,
Um noch im Sarg ihm einen Stofs zu geben.

Man rieth, und wuſste lange nicht,
Warum ſie ſolche Feinde waren;
Doch endlich kam die Sache vor Gericht,
Da muſste ſichs denn offenbaren,
Warum ſie, ſeit ſo vielen Jahren,
So heidniſch unverſöhnlich waren.
Was war der Grund? der Brodneid? war ers nicht?
Nein. Dieſer ſang: *Verwahrt* das Feuer und das Licht;
Allein

Allein so sang der andre nicht.
Er sang: *Bewahrt* das Feuer und das Licht.
Aus dieser so verschiednen Art,
An die sich beyd im Singen zankisch banden,
Aus dem *verwahrt* und dem *bewahrt*
War Spott, Verachtung, Hass, und Rach,
und Wut entstanden.

* * *

Die Wächter, hör ich viele schreyn,
Verfolgten sich um solche Kleinigkeiten?
Das mußten grosse Narren seyn.
Ihr Herren! stellt die Reden ein,
Ihr könntet sonst unglücklich seyn.
Wisst ihr denn nichts von so viel grossen Leuten,
Die in gelehrten Streitigkeiten
Um Sylben, die gleich viel bedeuten,
Sich mit der grösten Wuth entzweyten?

Das Kutschpferd.

Ein Kutschpferd sah den Gaul den Pflug im Acker ziehn,
Und wicherte mit Stolz auf ihn.
Wann, sprach es, und fieng an die Schenkel schön zu heben,
Wann kannst du dir ein solches Ansehn geben?
Und wann bewundert dich die Welt?

Schweig,

Schweig, rief der Gaul, und lafs mich ruhig pflügen.
Denn baute nicht mein Fleifs das Feld:
Wo wurdeft du den Haber kriegen,
Der deiner Schenkel Stolz erhält?

* * *

Die ihr die Niedern fo verachtet,
Vornehme Müffiggänger! wifst,
Dafs felbft der Stolz, mit dem ihr fie betrachtet,
Dafs euer Vorzug felbft, aus dem ihr fie verachtet,
Auf ihren Fleifs gegründet ift.
Ift der, der fich und euch durch feine Händ ernährt,
Nichts beffers, als Verachtung werth?
Gefetzt, du hätteft beffre Sitten:
So ift der Vorzug doch nicht dein.
Denn ftammteft du aus ihren Hütten:
So hätteft du auch ihre Sitten;
Und was du bift, und mehr, das würden fie auch feyn,
Wenn fie, wie du, erzogen wären.
Dich kann die Welt fehr leicht, ihn aber nicht entbehren.

Die Fliege.

Daſs alle Thiere denken können,
Dieſs ſcheint mir ausgemacht zu ſeyn.
Ein Mann, den auch die Kinder witzig nennen,
Aeſopus, hats geſagt; Fontaine ſtimmt mit ein.
Wer wird auch ſo misgünſtig ſeyn,
Und Thieren nicht dieſs kleine Glücke gönnen,
Aus dem die Welt ſo wenig macht?
Denk oder denke nicht! darauf giebt niemand acht.

* * *

In einem Tempel voller Pracht,
Aus dem die Kunſt mit ewgem Stolze blickte,
Dich ſchnell zum Beyfall zwang, und gleich dafur entzückte,
Und wenn ſie dich durch Schmuck beſtürzt gemacht,
Mit edler Einfalt ſchon dich wieder zu dir brachte;
In dieſem Bau, voll Ordnung und voll Pracht,
Saſs eine finſtre Flieg auf einem Stein und dachte.
Denn daſs die Fliegen ſtets aus finſtern Augen ſehn,
Und oft den Kopf mit einem Beine halten,
Und oft die flache Stirne falten,

Kömmt blofs daher, weil sie so viel verstehn:
Und auf den Grund der Sachen gehn.
So sass auch hier die weise Fliege.
Ein halbes Dutzend ernste Züge
Verhafteten ihr Angesicht.
Sie denkt tiefsinnig nach, und spricht:
Woher ist dieses Gebaud entstanden?
Ist ausser ihm wohl jemand noch vorhanden,
Der es gemacht? Ich sehs nicht ein;
Wer sollte dieser Jemand seyn?
Die Kunst, sprach die bejahrte Spinne,
Hat diesen Tempel aufgebaut;
Wohin auch nur dein blödes Auge schaut,
Wird es Gesetz und Ordnung inne,
Und dies beweist, dass ihn die Kunst gebaut.
Hier lachte meine Fliege laut.
Die Kunst? sprach sie ganz höhnisch zu der Spinne;
Was ist die Kunst? Ich sinn und sinne,
Und sehe nichts, als ein Gedicht.
Was ist sie denn? Durch wen ist sie vorhanden?
Nein, dieses Mährchen glaub ich nicht.
Lern es von mir, wie dieser Bau entstanden:
Es kamen einst von ungefehr
Viel Steinchen einer Art hieher,
Und fiengen an, zusammen sich zu schicken;
Daraus entstand der grosse hohle Stein,
In welchem wir uns beyd erblicken:
Kann was begreiflicher als diese Meynung seyn?

* * *

Der Fliege können wir ein solch System vergeben;
Allein dafs grofse Geister leben,
Die einer ordnungsvollen Welt
Ein Ungefehr zum Urſprung geben,
Und lieber zufallsweiſe leben,
Als einen Gott zum Thron erheben,
Dieſs kann man ihnen nicht vergeben,
Wenn man ſie nicht fur Narren halt.

Der arme Greis.

Um das Rhinoceros zu ſehn,
(Erzählte mir mein Freund) beſchloſs ich auszugehn.
Ich gieng vors Thor mit meinem halben Gulden,
Und vor mir gieng ein reicher, reicher Mann,
Der, ſeiner Mine nach, die eingelaufnen Schulden,
Nebſt dem, was er damit die Meſſe durch gewann,
Und was er, wenns ihm glücken ſollte,
Durch den Gewinnſt nun noch gewinnen wollte,
In ſchweren Ziffern überſann.

Herr

Herr Orgon gieng vor mir. Ich geb ihm
diesen Namen,
Weil ich den seinen noch nicht weiss.
Er gieng; doch eh wir noch zu unserm Thiere
kamen:
Begegnet uns ein alter schwacher Greis,
Für den, auch wenn er uns um nichts ge-
beten hatte,
Sein zitternd Haupt, das nur halb seine war,
Sein ehrlich fromm Gesicht, sein heilig graues
Haar
Mit mehr als Rednerkunsten redte.
Ach, sprach er, ach, erbarmt euch mein!
Ich habe nichts, um meinen Durst zu stillen.
Ich will euch kunftig gern nicht mehr be-
schwerlich seyn:
Denn Gott wird wohl bald meinen Wunsch
erfullen,
Und mich durch meinen Tod erfreun.
O lieber Gott! lass ihn nicht ferne seyn.

So ſprach der Greis. Allein, was ſprach der Reiche?

Ihr ſeyd ein ſo bejahrter Mann,
Ihr ſeyd ſchon eine halbe Leiche,
Und ſprecht mich noch um Geld zum Trinken an?
Ihr unverſchämter alter Mann!
Müſst ihr denn noch erſt Brandwein trinken,
Um taumelnd in das Grab zu ſinken?
Wer in der Jugend ſpahrt, der darbt im Alter nicht.

Drauf gieng der Geitzhals fort. Ein Strom ſchamhafter Zähren
Floſs von des Alten Angeſicht.
O Gott! du weiſts! Mehr ſprach er nicht.
Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,
Weil ich etwas mitleidig bin.
Ich gab ihm in der Angſt den halben Gulden hin,
Für welchen ich die Neugier ſtillen wollte,
Und gieng, damit er mich nicht weinen ſehen ſollte.
Allein, er rufte mir zurück:
Ach! ſprach er mit noch naſſem Blick,

Ihr

Ihr werdet euch vergriffen haben,
Es iſt ein gar zu groſſes Stück;
Ich bring euch nicht darum; gebt mir ſo viel zurück,
Als ich bedarf, um mich durch etwas Bier zu laben.
Ihr, ſprach ich, ſollt es alles haben;
Ich ſeh, daſs ihrs verdient; trinkt etwas Wein dafür.
Doch, armer Greis, wo wohnet ihr?
Er ſagte mir das Haus. Ich gieng am andern Tage
Nach dieſem Greis, der mir ſo redlich ſchien,
Und that im Gehn ſchon manche Frag an ihn.
Allein, indem ich nach ihm frage,
War er ſeit einer Stunde todt.
Die Min auf ſeinem Sterbebette
War noch die redliche, mit der er geſtern redte.
Ein Pſalmbuch und ein wenig Brod
Lag neben ihm auf ſeinem harten Bette.
O wenn der Geitzhals doch den Greis geſehen hätte,
Mit dem er ſo unchriſtlich redte;

Und der vielleicht ihn itzt bey Gott verklagt,
Daſs er vor ſeinem Tod ihm einen Trunk
verſagt!

So ſprach mein Freund, und bat, die Müh
auf mich zu nehmen,
Und öffentlich den Geitzhals zu beſchämen.
Wiewohl; ein Mann, der ſich zu keiner Pflicht,
Als fur das Geld, verſteht, der ſchämt ſich
ewig nicht.

CALLISTE.

Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Calliſte.

O Leſer! ſtelle dir mit zärtlichem Gemüthe
Einmal die gröſte Schönheit vor,
Auf deren Stirn der Frühling lächelnd blühte,
Um deren Herz ſich längſt ein edelmüthig Chor
Entzuckter Jünglinge bemühte,
Die ſtell itzt deinem Geiſte dar,
Und fühl es recht, wie ſchön ſie war.
Die, deren Schickſal ich erzähle,
Calliſte, groſs durch ihren Stand,
Und edler noch durch ihre Seele,
Lieſs, weil ſie ſich nicht wohl befand,
Und weil der Doctor ihr den Aderlaſs befohlen,
Des Königs erſten Wundarzt holen.
Er, dieſer ſo berühmte Mann,
Der ſchmachtend ingeheim Calliſtens Reitz verehrte,
Weil ihm ihr hoher Stand ein gröſſer Glück verwehrte,
Nahm die Gelegenheit mit tauſend Freuden an.
Er kam. O wär er nie gekommen!
Er nimmt den weiſſen Arm, und ſtreift ihn angſtlich auf,
Und forſcht, von Lieb und Ahndung eingenommen,
Mit Zittern nach der Adern Lauf,
Und ſtreift in trunkner Angſt den Arm noch einmal auf.

Calliſtens Freundinn ſieht ihn zagen,
Und ſagts ihr; heimlich ſagt ſies ihr.
O, ſpricht ſie: Laſſen Sie den Herrn nur ruhig ſchlagen,
Und ſchlüg er zweymal fehl: ſo werd ich doch nichts ſagen,
Ich weiſs, er meynt es gut mit mir.
Der Arzt ſprach noch: das wollen wir nicht hoffen,
Und ſchlug, und rief: O unglückſelger Schlag!
Ich habe ja den Puls getroffen,
Und taumelte, bis er danieder lag.
Sie, noch für den beſorgt, (kann man was edlers denken?)
Der ſo gefährlich ſie verletzt,
Verbot ihm oft, ſich nicht um ſie zu kränken,
Und blieb zween Tage lang bey allem Schmerz geſetzt.
Doch dieſs war nur geringes Leiden.
Die Aerzte ſahn nunmehr die tödtliche Gefahr,
Und wurden grauſam eins, den Arm ihr abzuſchneiden,
Weil ſonſten keine Rettung war.
Und ohne ſich darüber zu beklagen,
Reicht ſie den Arm den ſchönen Arm ſchon dar,
Und bittet nur, den ja um Rath zu fragen,
Der Schuld an dieſem Unglück war.
So ward der Schönen dann das Leben
Für den Verluſt des Arms gegeben?

So war das Leben dann für ſo viel Schmerz der Lohn?
Sieh nur den Doctor an, ſein Schrecken ſagt dirs ſchon.
Er ſieht den Brand, und ſpricht mit bangem Ton:
Sie können länger nicht, als noch drey Tage leben.
O Gott, wie kurz iſt dieſe Friſt!
Ihr Aerzte, helft ihr doch, wenn ihr zu helfen iſt!
Auch hier blieb noch das groſſe Herz gelaſſen.
So, ſprach ſie, ſterb ich dann? Wolan! Er iſt nicht Schuld.
Er würde gern für mich erblaſſen.
Gott hats verhängt; Gott ehr ich durch Geduld,
Und bin bereit, den Augenblick zu ſterben;
(Der Wundarzt trat indem herein)
Sie aber, fuhr ſie fort, ſetzt ich hiemit zum Erben
Von allen meinen Gütern ein;
Sie möchten ſonſt unglücklich ſeyn.
Sie ſprachs, und ſchlief groſsmüthig ein.

Der Affe.

Ein Affe ſah ein Paar geſchickte Knaben
Im Bret einmal die Dame ziehn,
Und ſah auf jeden Platz, den ſie dem Steine gaben,
Mit einer Achtſamkeit, die ſtolz zu ſagen ſchien,
Als könnt er ſelbſt die Dame ziehn.

Er legte bald ſein Miſsvergnügen,
Bald ſeinen Beyfall an den Tag;
Er ſchüttelte den Kopf itzt bey des einen Zügen,
Und billigte darauf des andern ſeinen Schlag.

Der eine, der gern ſiegen wollte,
Sann einmal lange nach, um recht geſchickt zu ziehn;
Der Affe ſtieſs darauf an ihn
Und nickte, daſs er machen ſollte.
Doch welchen Stein ſoll ich denn ziehn,
Wenn du's ſo gut verſtehſt? ſprach der erzürnte Knabe:
Den, jenen; oder dieſen da,
Auf welchem ich den Finger habe?
Der Affe lächelte, daſs er ſich fragen ſah,
Und ſprach zu jedem Stein mit einem Nicken Ja.

* * *

Um deren Weisheit zu ergründen,
Die thun, als ob ſie das, was du verſtehſt, verſtünden:
So frage ſie um Rath. Sind ſie mit ihrem Ja
Bey deinen Fragen hurtig da:
So kannſt du mathematiſch ſchlieſſen,
Daſs ſie nicht das Geringſte wiſſen.

Universitäts
Bibliothek
Berlin.

Der Bauer und ſein Sohn.

Ein guter dummer Bauerknabe,
Den Junker Hans einſt mit auf Reiſen nahm,
Und der, troz ſeinem Herrn, mit einer guten Gabe,
Recht dreiſt zu lügen, wiederkam,
Gieng, kurz nach der vollbrachten Reiſe,
Mit ſeinem Vater über Land.
Fritz, der im Gehn recht Zeit zum Lügen fand,
Log auf die unverſchamtſte Weiſe.
Zu ſeinem Unglück kam ein groſſer Hund gerannt.
Ja, Vater, rief der unverſchamte Knabe,
Ihr mögt mirs glauben, oder nicht:
So ſag ichs euch, und jedem ins Geſicht,
Daſs ich einſt einen Hund bey —— Haag geſehen habe,
Hart an dem Weg, wo man nach Frankreich fahrt,
Der —— ja, ich bin nicht ehrenwerth,
Wenn er nicht gröſſer war, als euer gröſstes Pferd.

Dieſs, ſprach der Vater, nimmt mich Wunder.
Wiewohl, ein jeder Ort läſst Wunderdinge ſehn.

Wir, zum Exempel, gehn itzunder,
Und werden keine Stunde gehn:
So wirst du eine Brücke sehn,
Wir müssen selbst darüber gehn,
Die hat dir manchen schon betrogen;
Denn überhaupt solls dort nicht gar zu richtig seyn.
Auf dieser Brücke liegt ein Stein,
An den stößt man, wenn man denselben Tag gelogen,
Und fällt, und bricht sogleich das Bein.

Der Bub erschrak, sobald er dies vernommen.
Ach, sprach er, lauft doch nicht so sehr.
Doch wieder auf den Hund zu kommen,
Wie groß sagt ich, daß er gewesen wär?
Wie euer großes Pferd? Dazu will viel gehören.
Der Hund, itzt fällt mirs ein, war erst ein halbes Jahr;
Allein, das wollt ich wohl beschwören,
Daß er so groß, als mancher Ochse, war.

Sie giengen noch ein gutes Stücke;
Doch Fritzen schlug das Herz. Wie konnt es anders seyn?
Denn niemand bricht doch gern ein Bein.
Er sah nunmehr die richterische Brücke,
Und fühlte schon den Beinbruch halb.

Hört,

Hört, Vater, fieng er an, der Hund, von dem ich redte,
War groſs, und wenn ich ihn auch was vergröſſert hätte:
So war er doch viel gröſſer, als ein Kalb.

Die Brücke kömmt. Fritz! Fritz! wie wird dirs gehen!
Der Vater geht voran; doch Fritz hält ihn geſchwind.
Ach Vater! ſpricht er, ſeyd kein Kind,
Und glaubt, daſs ich dergleichen Hund geſehen.
Denn kurz und gut, eh wir darüber gehen,
Der Hund war nur ſo groſs, wie alle Hunde ſind.

* * *

Du muſst es nicht gleich übel nehmen,
Wenn hie und da ein Geck zu lügen ſich erkühnt.
Lüg auch, und mehr als er, und ſuch ihn zu beſchämen:
So machſt du dich um ihn und um die Welt verdient.

Der glückliche Dichter.

Ein Dichter, der bey Hofe war,
Bey Hofe? was? bey Hofe gar?

Wie

Wie kam er denn zu dieſer Ehre?
Ich wüſste nicht, was ein Poet,
Ein Menſch, der nichts vom Recht und Staat verſteht,
Was der bey Hofe nöthig wäre.
Was ein Poet bey Hofe nöthig iſt?
Ja, Freund, du haſt wohl Recht zu fragen.
Mich ärgerts, daſs Auguſt zween Dichter gern vertragen,
Die man doch itzt kaum in den Schulen lieſt.
Was iſts denn nun mit zehn Racinen
Und Molieren? Nichts! gar nichts; der eine macht,
Daſs man bey Hofe weint; der andre, daſs man lacht.
Das heiſst dem Staate treflich dienen!
Dadurch wird ja kein Groſchen eingebracht.
Doch auf die Sache ſelbſt zu kommen.
Ein Dichter, den der Hof in ſeine Gunſt genommen,
Schlief einſt bey Tag im Louvre ein.
Wie ſo? war er berauſcht? das kann wohl möglich ſeyn.
Man hat in Frankreich guten Wein;
Und Dichter ſollen insgemein
Von Wahrheit, Liebe, Witz und Wein
Sehr gute Freund und Kenner ſeyn.
Ich mag die Welt nicht Lügen ſtrafen;
Drum ſag ich weder Ja noch Nein.

Genug

Gnug der Poet war eingeſchlafen,
Und war nicht ſchön, das man wohl merken muſs;
Doch gab die Königinn, den Schlaf ihm zu verſüſſen,
Ihm im Vorbeygehn einen Kuſs.
Was? rief ein Prinz, den blaſſen Mund zu küſſen?
Blaſs! ſprach die Königinn, blaſs iſt er, das iſt wahr;
Doch ſagt der Mann mit ſeinem blaſſen Munde
Mehr ſchönes oft in einer Stunde,
Als Sie, mein Prinz, durchs ganze Jahr.

Die Miſsgeburt.

Frau Orgon! rief die Frau Gevatterinn,
Ach wüſsten ſie, wo ich geweſen bin!
Ich will es ihnen wohl entdecken;
Allein, ſie müſſen nicht erſchrecken.
Ich komme gleich von einer Wöchnerinn.
Lucinde, daſs ichs kurz erzähle,
Lucinde, die ſo ſtolze Seele,
Die uns durch ihren Staat ſo oft beſchämt gemacht,
Erſchrecken ſie nur nicht! hat in vergangner Nacht,

Ein

Ein Kind (verzeih mirs Gott!) mit langen Haſenohren,
Ein recht abſcheulich Kind gebohren.
Die ſtolze Frau! Ich richte nicht;
Allein ich weiſs, daſs nichts umſonſt geſchicht.
Lucinde wünſcht, daſs es verſchwiegen bliebe;
Ich wünſch es ſelbſt aus Menſchenliebe;
Allein, die Stadt erfährts, gedenken ſie an mich.
Indeſs behalten ſie die Heimlichkeit für ſich.

Frau Orgon eilt von ihr erſchrocken zu Dorinden.
Sie fragt nach ihrem Wohlbefinden,
Und ſchmäht mit ihr die Weiber, die gern ſchmähn.
Wie? ſollte ſie Dorinden nichts erzählen?
Nein. Denn ſie fängt ſchon an, ſich beſtens zu empfehlen.
Warum müſs der Beſuch ſo bald zu Ende gehn?
Vielleicht, weil beyde ſich von nichts zu reden ſchämen?
Deswegen? Nein, das glaub ich nicht.
Wie ſollten dieſs ſich Weiber übel nehmen?
Da mancher groſse Mann, gelehrt von Angeſicht,
Oft Tage lang von nichts mit groſſen Männern ſpricht?

So

So iſt Frau Orgon ſchon gegangen?
Noch nicht. Nun aber geht ſie fort.
Doch ſeht, ſie kehrt ſich um. Frau Schweſter, noch ein Wort!
Ein Wort! Es ſoll mich ſehr verlangen
Ob ſie — ? Lucinde — Wie? ſie hätten nichts gehört?
Nichts! Gott, vergieb mir meine Sünde,
Nichts von der Mifsgeburt der koſtbaren Lucinde,
Mit welcher ſie die Welt beſchwert?
Hier ſieht man recht die göttlichen Gerichte:
Ein Kind mit härigtem Geſichte,
Das einem Haſen gleicht, und einem Pferdefuſs;
Bedenken ſie, wie das erſchrecklich laſſen muſs!
Allein, Lucinde wills verheelen;
Drum ſagen ſie nur nichts davon.
Das arme Kind! Es iſt ein Sohn.

Dorinde ſagts ihr zu. Und doch ſoll mirs nicht fehlen,
Sie wird die Neuigkeit, ſobald ſie kann, erzählen,
Weil jene ſie zu ſchweigen bat.
Sie thut es ſo getreu, als es Frau Orgon that.
Erſt hat das Kind nur Haſenohren;
Frau Orgon ſchenkt ihm drauf noch einen Pferdefuſs.

Allein

Allein, Dorinden ists noch viel zu schön gebohren;
Und weil sie was verbessern muss,
Thut sie dem Kinde den Gefallen,
Und macht ihm noch an beyde Hände Krallen.
Eh noch der Nachmittag verstrich,
Liess das Geheimniss sich auf allen Gassen hören.
Die alten Mutter kreutzten sich,
Und suchten schon recht mutterlich
Durch dieses Zorngericht die Töchter zu bekehren.
Da war kein Mensch, der nicht mit einem Ach
Von diesem Wechselbalge sprach.
Die Knaben stritten selbst mit blutigem Gesichte
Schon für die Wahrheit der Geschichte.
Sobald als diess der Magistrat erfuhr,
Schickt er den Physicus nach dieser Creatur.
Er kam neugierig zu Lucinden.
Allein, anstatt den Wechselbalg zu finden,
Fand er ein wohlgestaltes Kind,
An dem die Ohren gröſſer waren,
Als sie bey andern Kindern sind.
Dieſs war die Misgeburt, der man so mit gefahren.

* * *

Der Dörfer und der Städte Plage,
Verwünscht seyst du, gemeine Sage!
Die schnell mit dem, was sie zu wissen kriegt,
Geheimnissvoll in alle Häuser fliegt,
Und, wenn sies dreymal sagt, von neuem dreymal lügt.

Ein

Ein giftig Weib, was kann die nicht erzählen?
Zumal wenn es der armen Freundinn gilt.
Ein giftig Weib —— doch nein, ich mag nicht ſchmälen;
Mich ſchreckt die Redekunſt, mit der ſie andre ſchilt.

****

Die Ente.

Die Ente ſchwamm auf einer Pfütze,
Und ſah am Rande Gänſe gehn,
Und konnt aus angebornem Witze
Der Spötterey unmöglich widerſtehn.
Sie hob den Hals empor, und lachte dreymal laut,
Und ſah um ſich, ſo wie ein Witzling um ſich ſchaut,
Der einen Einfall hat, und mit Geſchrey und Lachen
So glücklich iſt, ihm Luft zu machen.
Die Ente lachte noch, und eine Gans blieb ſtehn.
Was, ſprach ſie, haſt du uns zu ſagen?
Ach nichts! Ich hab euch zugeſehn;
Ihr könnt vortreflich auswärts gehn;
Wie lange tanzt ihr ſchon? Das wollt ich euch nur fragen.
Das, ſprach die Gans, will ich dir gerne ſagen;
Allein du muſst mit mir ſpatziren gehn.

* * *

Ihr Kleinen, die ihr ſtets ſo gern auf Groſsre ſchmähet,
An ihnen tauſend Fehler ſehet,
Die ihr an euch doch nie entdeckt;
Glaubt, daſs an euch der Sumpf, in dem ihr euch ſo blähet,
Dieſelben Fehler auch verſteckt.
Und ſollen ſie der Welt, wie euch, unſichtbar bleiben:
So laſst euch nichts daraus vertreiben.

Till.

Der Narr, dem oft weit minder Witz gefehlt,
Als vielen, die ihn gern belachen,
Und der vielleicht, um andre klug zu machen,
Das Amt der Albernen gewählt;
Wer kennt nicht Tills berühmten Namen?
Till Eulenſpiegel zog einmal
Mit andern über Berg und Thal.
So oft als ſie zu einem Berge kamen,
Gieng Till an ſeinem Wanderſtab
Den Berg ganz ſacht und ganz betrübt hinab;
Allein wenn ſie berganwärts ſtiegen,
War Eulenſpiegel voll Vergnügen.
Warum, fieng einer an, gehſt du berg an ſo froh?
Bergunter ſo betrübt? Ich bin, ſprach Till, nun ſo;

Wenn

Wenn ich den Berg hinunter gehe:
So denk ich Narr ſchon an die Höhe,
Die folgen wird; und da vergeht mir denn
der Scherz.
Allein wenn ich berganwärts gehe:
So denk ich an das Thal, das folgt, und faſs
ein Herz.

* * *

Willſt du dich in dem Glück nicht aus-
gelaſſen freun,
Im Unglück nicht unmäſſig kränken:
So lern ſo klug, wie Eulenſpiegel, ſeyn,
Im Unglück gern ans Glück, im Glück ans
Unglück denken.

Cleant.

Cleant, ein lieber Advocat,
Der, wie es ihm nach ſeinem Eid gebührte,
Der Unterdruckten Sache fuhrte,
Und manchen armen Schelm vom Galgen und
vom Rad
Durch ſeinen Witz los proceſſirte,
Half, weil man ihn um ſeinen Beyſtand bat,
Die Unſchuld zweener Diebe retten,
Und brachte ſie, weil er geſchickt verfuhr,
Bald von der Marter zu dem Schwur,
Und durch den Schwur aus ihren Ketten.

Das arme Volk! Da ſieht mans nun,
Wie man der Welt kann Unrecht thun!
Denn wär er nicht ſo treu die Sache durchgegangen:
So hätte man das arme Paar,
Das ſeiner That faſt überwieſen war,
In aller Unſchuld aufgehangen.

Itzt waren ſie nun beyde frey,
Und dankten ihrem Advocaten
Auf ihren Knien für ſeine Treu,
Und zahlten ihm, was die Gebühren thaten,
Und gaben ihm, von Dankbarkeit gerührt,
Ob er gleich nicht zu wenig liquidirt,
Noch einen Beutel mit Dukaten,
Und ſchwuren ihm bey ihrer Ehrlichkeit,
Wenn beſsre Zeiten kommen ſollten,
Daſs ſie für dieſen Dienſt, durch den er ſie befreyt,
Ihn reichlicher belohnen wollten.

Allein die Nacht war vor der Thür.
Sie ſahn nun, daſs ſie nicht nach Hauſe kommen könnten;
Drum gab der Advocat den redlichen Clienten
Aus Dankbarkeit ein Nachtquartier,
Weil ſie ſo gut bezahlet hatten.
Dieſs kam den Herren gut zu ſtatten;

Denn

Denn ſie bedienten ſich der Nacht,
Und knöbelten den lieben Wirth im Bette,
Und ſtahlen das, was ſie gebracht,
Und ſuchten fleiſſig nach, ob er nichts weiter hätte.
Drauf giengen ſie zu ihm vors Bette,
Und nahmen höflich gute Nacht.

Der Wuchrer.

Ein Wuchrer kam in kurzer Zeit
Zu einem gräßlichen Vermögen;
Nicht durch Betrug und Ungerechtigkeit,
Nein, er beſchwur es oft; allein durch Gottes Seegen.
Und um ſein dankbar Herz Gott an den Tag zu legen,
Und auch vielleicht aus heiligem Vertraun,
Gott zur Vergeltung zu bewegen,
Ließ er ein Hoſpital für arme Fromme baun.

Indem er nun den Bau zu Stande brachte,
Und vor dem Hauſe ſtund, und heimlich überdachte,
Wie ſehr verdient er ſich um Gott und Arme machte:
Gieng ein verſchmitzter Freund vorbey.

Der Geitzhals, der gern haben wollte,
Dafs dieſer Freund das Haus bewundern ſollte,
Fragt ihn mit freudigem Geſchrey,
Obs grofs genug für Arme ſey.
Warum nicht? ſprach der Freund; hier können viel Perſonen
Recht ſehr bequem beyſammen ſeyn;
Doch ſollen alle die hier wohnen,
Die ihr habt arm gemacht: ſo iſt es viel zu klein.

Der Tod der Flüge und der Mücke.

Der Tod der Fliege heifst mich dichten;
Der Tod der Mücke heifcht mein Lied.
Und kläglich will ich dir berichten,
Wie jene ſtarb, und die verſchied.

Sie ſetzte ſich, die junge Fliege,
Voll Muth auf einen Becher Wein;
Entſchloſs ſich, that drey gute Züge,
Und ſank vor Luſt ins Glas hinein.

Die Mücke ſah die Freundinn liegen.
Dieſs Grabmaal, ſprach ſie, will ich ſcheun.
Am Lichte will ich mich vergnügen,
Und nicht an einem Becher Wein.

Allein

Allein, verblendet von dem Scheine,
Gieng ſie der Luſt zu eifrig nach,
Verbrannte ſich die kleinen Beine,
Und ſtarb nach einem kurzen Ach.

Ihr, die ihr, euren Trieb zu nähren,
In dem Vergnugen ſelbſt verdarbt!
Ruht wohl, und laſst zu euren Ehren
Mich ſagen, daſs ihr menſchlich ſtarbt.

Amynt.

Amynt, der ſich in groſſer Noth befand,
Und, wenn er nicht die Hütte meiden wollte,
Die hart verpfändet war, zehn Thaler ſchaffen ſollte,
Bat einen reichen Mann, in deſſen Dienſt er ſtand,
Doch dieſesmal ſein Herz vor ihm nicht zu verſchlieſſen,
Und ihm zehn Thaler vorzuſchieſſen.
Der Reiche gieng des Armen Bitten ein;
Doch gleich aufs erſte Wort? Ach nein!
Er lieſs ihm Zeit, erſt Thränen zu vergieſſen;
Er lieſs ihn lange troſtlos ſtehn,
Und oft um Gottes Willen flehn,
Und zweymal nach der Thure gehn.

Er warf ihm erſt mit manchem harten Fluche
Die Armuth vor, und ſchlug hierauf
Ihm in dem dicken Rechnungsbuche
Die Menge böſer Schuldner auf,
Und fuhr ihn, denn dafür war er ein reicher Mann,
Bey jeder Poſt gebietriſch ſchnaubend an.
Dann fieng er an ſich zu entſchlieſſen,
Dem redlichen Amynt, der ihm die Handſchrift gab,
Auf ſechs Procent zehn Thaler vorzuſchieſſen,
Und dieſs Procent zog er gleich ab.
Indem dafs noch der Reiche zählte:
So trat ſein Handwerksmann herein,
Und bat, weils ihm an Gelde fehlte,
Er ſollte doch ſo gütig ſeyn,
Und ihm den kleinen Reſt bezahlen.
Ihr kriegt itzt nichts, fuhr ihn der Schuldherr an;
Allein der arme Handwerksmann
Bat ihn zu wiederholten malen,
Ihm die paar Thaler auszuzahlen.
Der Reiche, dem der Mann zu lange ſtehen blieb,
Fuhr endlich auf: Geht fort, ihr Schelm, ihr Dieb!
Ein Schelm! dieſs wäre mir nicht lieb.
Ich werde gehn und Sie verklagen;

Amynt

Amynt dort hats gehört —— Und eilends gieng der Mann.
Amynt! fieng drauf der Wuchrer an,
Wenn ſie euch vor Gerichte fragen,
So könnt ihr ja mir zu Gefallen ſagen,
Ihr hättet nichts gehört. Ich will auch dankbar ſeyn,
Und euch, ſtatt zehn, gleich zwanzig Thaler leihn;
Denn dieſen Schimpf, den er von mir erlitten,
Ihm auf dem Rathhaus abzubitten,
Dieſs würde mir ein ewger Vorwurf ſeyn.
Kurz, wollt ihr mich nicht, als ein Zeuge, kranken:
So will ich euch die zwanzig Thaler ſchenken:
So kommt ihr gleich aus aller eurer Noth.
Herr, ſprach Amynt, ich habe, ſei zween Tagen,
Für meine Kinder nicht ſatt Brod.
Sie werden über Hunger klagen,
So bald ſie mich nur wieder ſehn.
Es wird mir an die Seele gehn.
Die Schuldner werden mich aus meiner Hütte jagen;
Allein ich wills mit Gott ertragen.
Streicht euer Geld, das ihr mir bietet, ein,
Und lernt von mir die Pflicht, gewiſſenhaft zu ſeyn.

Herodes und Herodias.

Freund! wer ein Laſter liebt, der liebt die Laſter alle.
Wer ein Geſetz der Tugend übertritt,
Entheiligt in dem einen Falle
Im Herzen auch die andern mit.
O! ſprichſt du, welche Sittenlehre
Giebt euch der Geiſt der Schwermuth ein!
Geſetzt, daſs ich der Wolluſt dienſtbar wäre;
Werd ich deſswegen wohl der Mordſucht eigen ſeyn?
Ich glaub es, lieber Freund, du wirſt es mir verzeihn.
Schrift und Vernunft behaupten dieſe Lehre.
Der Witz, der dich die Wahrheit lehrt,
Die Hurerey ſey kein Verbrechen,
Wird, wenns dein Vortheil nur begehrt,
Das Wort zugleich der Mordſucht ſprechen.
Auf einmal wird man nie der gröſte Böſewicht;
Allein den Grund dazu kann man auf einmal legen.
Verletze nur mit Vorſatz eine Pflicht:
So haſt du ſchon das ſchreckliche Vermögen,
Wodurch dein Herz die andern bricht.
Warum gehorchſt du den Geſetzen?
Weil Gott, der Heilige, der deine Wohlfahrt liebt,
Sie den Vernünftigen zu ihrer Wohlfahrt giebt;
Doch,

Doch, darfſt du ein Gebot verletzen:
So ſchwächſt du ja den Grund, auf dem ſie alle ſtehn.
Was kann ſich dir dann widerſetzen,
Dich nicht an allen zu vergehn?
O merk es doch, noch unſchuldsvolle Jugend,
Ich bitte dich, o merk es dir!
Es giebt nicht mehr als Eine Tugend,
Und als Ein Laſter neben ihr.
Haſt du den Vorſatz nicht, nach allen heilgen Pflichten,
Dich in und auſſer dir zu richten:
So prange hier und da mit guter Eigenſchaft;
Dein Herz iſt doch nicht tugendhaft.
So oft du's wagſt, nur eins von den Geſetzen,
Weil es dein Herz verlangt, mit Vorſatz zu verletzen:
So ſchwächſt du aller Tugend Kraft,
Und biſt bey hundert guten Thaten,
Die Hofnung oder Furcht, Ruhm und Natur dir rathen,
Vor Gott und der Vernunft doch völlig laſterhaft.
O Jugend! faſs doch dieſe Lehren,
Itzt iſt dein Herz geſchickt dazu.
Dem kleinſten Laſter vorzuwehren,
Die Tugend ewig zu verehren,
Sey niemand eifriger, als du.

Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte,
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.
Sie macht dir erst des Lebens Anmuth schön.
Sie wird bey widrigem Geschicke
Dich über dein Geschick erhöhn.
Sie wird im letzten Augenblicke,
Wenn alle traurig von dir gehn,
In himmlischer Gestalt zu deiner Seite stehn,
Und in die Welt der seelgen Herrlichkeiten
Den Geist, weil sie ihn liebt, begleiten.
Sie wird dein Schmuck vor jenen Geistern seyn,
Die sich schon auf dein Glück und deinen Umgang freun.
O Mensch! ist dir dies Glück zu klein,
Um strenge gegen dich zu seyn?

Nunmehr mag uns ein wahres Beyspiel lehren,
Wie alle Laster sich von einem Laster nähren.

* * *

Herodias, wie uns die Schrift erzählt,
Brach dem die Treu, mit dem sie sich vermählt,
Und hieng an seines Bruders Seite
Der Neigung nach, die auch ein Heide scheute,
Und die der Hof, der gern mit Worten spielt,
Für Zärtlichkeit, und nicht für Unzucht hielt.

Doch

Doch laſst die Schmeichler knechtiſch ſprechen.
Johannes kömmt an Hof. Kein Thron verblendet ihn,
Von dem das Laſter ſtrahlt. Er ſieht es, und ſpricht kuhn:
Du haſt des Bruders Weib: dieſs, Furſt, iſt ein Verbrechen.
So redt ein Mann, aus dem der Geiſt der Tugend ſpricht.
Zur Niederträchtigkeit reitzt ihn der Thron zu wenig.
Er furchtet Gott mehr, als den König,
Und hält den Muth fur ſeine gröſte Pflicht,
Wenn er zu deſſen Ehre ſpricht,
Von dem mit uns die Könige der Erden
Aus gleichem Staub gebildet werden.
So dreiſt ſprach Zacharias Sohn;
Allein der Kerker ward ſein Lohn.
Ein Widerruf könnt ihn daraus erretten;
Doch nein, ein Tugendfreund liegt lieber frey an Ketten,
Als ſklaviſch um der Furſten Thron.
So frey indeſs Johannes auch geſprochen:
So blieb er doch dem Furſten werth;
Denn ſelber der, der jede Pflicht gebrochen,
Wird durch ein Herz gereitzt, das Gott und Tugend ehrt.

Ein heimliches Gefuhl heifst ihn diefs Herz noch lieben,
Und fich, dafs ers nicht hat, noch haffen kann, betruben.

Und alfo fcheint der Furft noch tugendhaft zu feyn,
So fehr ihn auch ein Laster eingenommen.
Wenn er unzüchtig ift, ift er drum grauſam? Nein!
Doch lafs nur einen Umftand kommen:
So wird ers doch aus Wolluft feyn.
Kein Laster herrfcht jemals allein.
Und du begiengft vielleicht, wie er, das gröfte,
Wärft du zum gröften nicht zu klein.

Der Fürftinn Tochter tanzt an einem Freudenfefte.
Der Hof bewundert fie. Herodes wird entzückt,
Und fuhlt, indem er fie erblickt,
Der Mutter Blick in ihrer Tochter Blicke.
Er winkt der Salome: Gebeut itzt deinem Glücke,
Und bitte, was du willft; für meine Lieb und dich
Ift nichts zu grofs, und nichts zu königlich.

Die Tochter eilt mit frohen Schritten
Zu der Herodias, und fragt: was foll ich bitten?

Bitt

Bitt um des Täufers trotzig Haupt.
O Gott! wer hatte das geglaubt?
Iſt fur ein weiches Herz, und fur verbuhlte Blicke,
Ein blutig Haupt ein reitzungsvolles Glucke?
Ein Weib, das ſonſt die kleinſten Schmerzen ſcheut,
Findt, da die Wolluſt ihr gebeut,
Selbſt Wolluſt in der Grauſamkeit,
Und lehrt zugleich die Tochter ein Verbrechen.
Herodes hört den Wunſch, erſchrickt und wird betrübt,
Weil er den frommen Taufer liebt;
Allein der Furſtenſtolz weist ihn auf ſein Verſprechen.
Hats nicht der Hof gehört? Biſt du nicht Herr und Furſt?
Wird ſich Herodias nicht gleich durch Kaltſinn rächen,
Wofern du nicht den Wunſch erfullen wirſt?
Gebeut! ſprach ſeine Brunſt; und eilig willigt er
In dieſes grauſame Vergnugen.
Man bringt des Taufers Haupt auf einer Schuſſel her.
Hier ſiehſt du ja, wie bald nach leichter Gegenwehr
In einem Laſter alle ſiegen.

Der

Der Freygeiſt.

Ihr, die ihr nach der Tugend ſtrebet,
Ihr, die ihr dem gehorſam ſeyd,
Was die Vernunft und was die Schrift gebeut,
Ein Freygeiſt lacht euch aus, daſs ihr ſo ſklaviſch lebet.
Was ſucht ihr? fragt er euch; nicht die Zufriedenheit?
Iſts möglich, ſich ſo zu betrügen?
Um euch vergnügt zu ſehn, raubt ihr euch das Vergnügen?
Ihr ſucht die Ruh, und findt ſie in der Laſt;
Haſst, was ihr liebt, und liebet, was ihr haſst.
Habt ihr Vernunft? Ich zweifle faſt.
Die Freyheit in der Tugend finden,
Das heiſst, um frey zu ſeyn, ſich erſt an Ketten binden.

Dringt durch des Aberglaubens Nacht,
Die euch zu finſtern Köpfen macht;
Folgt der Natur; genieſst, was ſie euch ſchenket;
Sucht nichts, als was ihr wunſcht; flieht nichts, als was euch kränket;
Denkt frey, und lebet, wie ihr denket,
Und gebt nicht auf die Thoren acht.

Der

Der Pöbel iſt der groſte Hauf auf Erden,
Von dieſem reiſst euch los. Er weiſs nicht,
was er glaubt,
Hält ſeinen Trieb für unerlaubt,
Und ſieht nicht, daſs er ſich ſein Glück aus
Milzſucht raubt;
Sonſt würd er nicht ſo aberglaubiſch werden.
Drum faſst den kurzen Unterricht:
Was viele glauben, glaubet nicht.
Sie glauben es aus Trägheit, nichts zu prüfen;
Doch ein Vernunftiger dringt in der Wahr-
heit Tiefen.
Was iſt die Schrift? Was lehret ſie?
Ein traurig Leben, reich an Müh,
Und Räthſel, die wir aufzuſchlieſſen,
Erſt der Vernunft entſagen müſſen.
Was iſt das mächtige Gewiſſen?
Ein Ding, das die Erziehung ſchaft,
Ein heilig Erbtheil aller Blöden;
Doch die, die wiſſen, was ſie reden,
Empfinden nichts von ſeiner Kraft.
Folgt der Natur. Sie ruft; was kann ſie
anders wollen,
Als daſs wir ihr gehorchen ſollen?
Die Furcht erdachte Recht und Pflicht,
Und ſchuf den Himmel und die Hölle.
Setzt die Vernunft an ihre Stelle,
Was ſeht ihr da? den Himmel und die Hölle?
O nein! ein weibiſches Gedicht.

Laſst

Laſst doch der Welt ihr kindiſches Geſchwätze.
Was jeden ruhig macht, iſt jedes ſein Geſetze.
Mehr glaubt und braucht ein Kluger nicht.

Dieſs war der Witz, mit dem in ſeinem Leben
Ein Freygeiſt ſein Syſtem erwies,
Die Tugend von dem Throne ſtieſs,
Um nur ſein Laſter drauf zu heben.
Sein böſes Herz war ihm Vernunft und Gott,
Und der am Kreutze ſtarb, war oft des Frechen Spott.

Sein Ende kam. Und der, der nie gezittert,
Ward plötzlich durch den Tod erſchuttert.
Das Schrecken einer Ewigkeit,
Ein Richter, der als Gott ihm fluchte,
Ein Abgrund, welcher ihn ſchon zu verſchlingen ſuchte,
Zerſtörte das Syſtem tollkühner Sicherheit.
Und der, der ſonſt mit ſeinen hohen Lehren
Der ganzen Welt zu widerſtehn gewagt,
Fieng an, der Magd geduldig zuzuhören,
Und lieſs von ſeiner frommen Magd,
Zu der er tauſendmal, du chriſtlich Thier, geſagt,
Sich widerlegen und bekehren.

So ſtark ſind eines Freygeiſts Lehren!

Das

Das Vermächtniſs.

Oront, der in der Welt das groſſe Glück erlebt,
Das Fürſten oft den Hirten laſſen muſſen,
Das Glück, von einem Freund ſich treu geliebt zu wiſſen;
Oront, der ſich dieſs Glück, ſo arm er war, erſtrebt,
Ward krank. Sein kluger Arzt ſah aus verſchiednen Fallen,
Daſs keine Rettung möglich war,
Eröfnete dem Kranken die Gefahr,
Und hieſs ihn bald ſein Haus beſtellen.
Oron, der ſich nunmehr dem Irdiſchen entziehn,
Und frey im Geiſt den Tod erwarten wollte,
Bat, daſs man ſeinen Freund ihm eiligſt rufen ſollte.
Sein Freund, ſein Pylades erſchien.
Ach! ſprach Oront, nach zärtlichem Umfaſſen,
Ich ſterb; und was mir Gott verliehn,
Will ich, mein Freund, dir hinterlaſſen.
Dir laſs ich meinen Sohn, ihn redlich zu erziehn,
Und meine Frau, ſie zu ernähren;
Denn du verdienſt, daſs ſie dir angehören.

Die

Die Gutthat.

Wie rühmlich ists, von seinen Schätzen
Ein Pfleger der Bedrängten seyn,
Und lieber minder sich ergötzen,
Als arme Brüder nicht erfreun!

Beaten fiel heut ein Vermögen
Von Tonnen Golds durch Erbschaft zu.
Nun, sprach sie, hab ich einen Seegen,
Von dem ich Armen Gutes thu.

Sie sprachs. Gleich schlich zu seinem Glücke
Ein hoher Alter vor ihr Haus,
Und bat, gekrümmt auf seiner Krücke,
Sich eine kleine Wohlthat aus.

Sie ward durchdrungen von Erbarmen,
Und fühlte recht des Armen Noth.
Sie weinte, gieng, und gab dem Armen
Ein grosses Stück verschimmelt Brod.

Der Candidat.

Ein Candidat, der gern befördert werden wollte,
Lag einem sehr berühmten Mann,
Der viel vermocht, inständig an,
Daß er sein Glück ihm machen sollte,

Und

Und reichte, weil ein Platz im Rathſtuhl offen war,
Dem Gönner eine Bittſchrift dar.
Der Gönner las ſie durch, und las ſie mit Vergnügen.
Es kränkt mich, fieng er an, und nahm ihn bey der Hand,
Daſs ich Sie eher nicht gekannt.
Ich lieb und ehre den Verſtand.
Sie ſollen dieſes Amt vor allen andern kriegen.
Er ſprach darauf mit ihm; und was der Jungling ſprach,
Verrieth den beſten Geiſt, geſchaffen zum Studiren,
Zum gröſten Amte nicht zu ſchwach,
Und werth, die andern zu regieren.
Ach! ſprach der Gönner ganz erfreut:
Nun kenn ich Sie; das Amt iſt Ihre;
Und in der gröſten Freundlichkeit
Gieng er mit ihm bis vor die Thüre.
Hier bot der Jungling ihm ein groſſes Goldſtuck an,
Um ſichrer noch zu gehn. Nein, ſprach der wackre Mann,
Nunmehr ſoll dieſes Amt nicht Ihre.
Denn wer Geſchenke giebt, nimmt ſie auch wieder an;
Ihr Herz iſt ſchlecht. Hier grief er nach der Thüre.

Die

Die ſchlauen Mädchen.

Zwey Mädchen brachten ihre Tage
Bey einer alten Baſe zu.
Die Alte hielt zu ihrer Muhmen Plage
Sehr wenig von der Morgenruh.
Kaum krähte noch der Hahn bey frühem Tage:
So rief ſie ſchon, Steht auf, ihr Mädchen, es iſt ſpat!
Der Hahn hat ſchon zweymal gekraht.

Die Mädchen, die ſo gern noch mehr geſchlafen hatten,
Denn überhaupt ſagt man, daſs es kein Mädchen giebt,
Die nicht den Schlaf und ihr Geſichte liebt;
Die wunden ſich in ihren weichen Betten,
Und ſchwuren dem verdammten Hahn
Den Tod; und thaten ihm, da ſie die Zeit erſahn,
Den ärgſten Tod rachſüchtig an.

Ich habs gedacht; der gute Hahn!
Erzürnter Schönen ihrer Rache
Kann kein Geſchöpf ſo leicht entfliehn,
Und ihren Zorn ſich zuzuziehn,
Iſt leider eine leichte Sache.

Der

Der arme Hahn war alſo aus der Welt.
Vergebens nur ward von der Alten
Ein ſcharf Examen angeſtellt.
Die Mädchen thaten fremd, und ſchalten
Auf den, der dieſen Mord gethan,
Und weinten endlich mit der Alten
Recht bitterlich um ihren Hahn.

Allein was halfs den ſchlauen Kindern?
Der Tod des Hahns ſollt ihre Plage mindern;
Und er vermehrte ſie noch mehr.
Die Baſe, die ſie ſonſt nicht eh im Schlafe ſtörte,
Als bis ſie ihren Haushahn hörte,
Wuſst in der Nacht itzt nicht, um welche Zeit es war;
Allein weil es ihr Alter mit ſich brachte,
Daſs ſie um Mitternacht erwachte:
So rief ſie die auch ſchon um Mitternacht,
Die, ſpäter aufzuſtehn, den Haushahn umgebracht.

* * *

Wärſt du ſo klug, die kleinen Plagen
Des Lebens willig auszuſtehn:
So würdeſt du dich nicht ſo oft genöthigt ſehn,
Die gröſſern Uebel zu ertragen.

Epi-

Epictet.

Verlangſt du ein zufriednes Herz:
So lern die Kunſt, dich ſtoiſch zu beſiegen,
Und glaube feſt, daſs deine Sinnen trugen.
Der Schmerz iſt in der That kein Schmerz,
Und das Vergnügen kein Vergnugen.
So bald du dieſes glaubſt: ſo nimmt kein Glück dich ein,
Und du wirſt in der gröſten Pein
Noch allemal zufrieden ſeyn.
Das, ſprichſt du, kann ich ſchwer verſtehen;
Iſt auch die ſtolze Weisheit wahr?
Du ſollſt es gleich bewieſen ſehen;
Denn Epictet ſtellt dir ein Beyſpiel dar.
Ihn, als er noch ein Sklave war,
Schlug einſt ſein Herr mit einem ſtarken Stabe
Zweymal ſehr heftig auf das Bein.
Herr, ſprach der Philoſoph, ich bitt ihn, laſs ers ſeyn,
Denn ſonſt zerſchlägt er mir das Bein.
Gut, weil ich dirs noch nicht zerſchlagen habe:
So ſoll es, rief der Herr, denn gleich zerſchlagen ſeyn.
Und drauf zerſchlug er ihm das Bein.
Doch Epictet, anſtatt ſich zu beklagen,
Fieng ruhig an: da ſieht ers nun!
Hab ichs ihm nicht geſagt, er würde mirs zerſchlagen?

Dieſs,

Dieſs, Menſch, kann Zenons Weisheit thun!
Beſiege die Natur durch dieſe ſtarken Gründe.
Und willſt du ſtets zufrieden ſeyn:
So bilde dir erhaben ein,
Luſt ſey nicht Luſt, und Pein nicht Pein.
Allein, ſprichſt du, wenn ich das Gegentheil empfinde,
Wie kann ich dieſer Meynung ſeyn?
Das weiſs ich ſelber nicht; indeſſen klingts doch fein,
Trotz der Natur ſich ſtets gelaſſen ſeyn.

Elpin.

Ein Groſser in Athen, der kein Verdienſt beſaſs,
Als daſs er vornehm trank und aſs,
Und ſein Geſchlecht zu rühmen nie vergaſs,
Verlangte doch den Ruhm zu haben,
Als hätt er wirklich groſse Gaben.
Denn mancher, der, wenn ihn nicht die Geburt erhöht,
Da ſtünde, wo ſein Chriſtoph ſteht,
Und kaum zum Diener tuchtig wäre,
Halt deſto mehr auf Ruhm und Ehre,

Je dreister lich sein Herz, trotz seinem Stolz, erkuhnt,
Und ihm oft sagt, dass er sie nicht verdient.

In eben dieser Stadt, in der der Grosse wohnte,
War ein Poet, der die Verdienste pries,
Die Tugend durch sein Lied belohnte,
Und durch sein Lied unsterblich werden hiess;
Den bat Elpin, ihn zu besingen.
Sie können, sprach der grosse Mann,
Durch meinen Namen sich zugleich in Ansehn bringen.

Mein Herr, rief der Poet, es geht unmöglich an.
Ich hab aus Eigensinn einst ein Gelubd gethan,
Nur das Verdienst, und nie den Namen zu besingen.

Das Hospital.

Elmire war zur Wittwe worden,
Und nahm sich vor, nicht mehr zu freyn.
Allein, sie war noch jung; was macht man ganz allein?

Ich

Ich dachte doch, sie könnte wieder freyn.
Der Wittwenstand ist ein betrübter Orden.
Elmire sahs, und schritt zur zweyten Wahl.
Allein sie war das erstemal
Nicht gar zu wohl verwahret worden.
Denn leider sind die Zeiten so betrübt,
Dafs es viel böse Männer giebt
Elmire that daher ein feyerlich Gelübde,
Indem sie sich zur zweyten Ehe schickte:
Sie wollte, wenn es ihr mit ihrem Manne glückte,
Ein Hospital für fromme Männer baun;
Denn sie war reich. Und kurz, sie liefs sich wieder traun.

O welche Luft erfolgt oft nach dem Leide!
Das war ein Mann, ein allerliebster Mann!
Fromm wie ein Kind, gefällig wie die Freude,
Und der auf nichts, als ihr Vergnügen sann.
Wie hätte sie sich ihn denn besser wünschen mögen!

Sie liefs geschwind den Grund zum Hospitale legen.
Vier Wochen krochen hin. Nun war der Grund gelegt.

Und bald wird man das erſte Stockwerk ſehen;
Doch nein! Elmire kömmt, und heiſst, vom Zorn bewegt,
Die Mäurer aus einander gehen.
Wie! ſollt es nicht mehr gut in ihrer Ehe ſtehen?
Das kann nicht möglich ſeyn, ſie ſind ja kaum getraut.
Nun, kurz und gut, es ward nicht fort gebaut.
Und ungefehr nach einem halben Jahre
Lag dieſer Mann auch auf der Bahre.
Der liebe Mann!
Die Frau ſchwört Stein und Bein,
Ihr Lebelang nicht mehr zu freyn;
Und doch war ſie nach zwey und funfzig Wochen
(Der Bau muſs ja vollendet ſeyn,)
Bereits das drittemal verſprochen.

O das war erſt ein würdiger Gemahl!
Verſtändig, zärtlich und verbindlich,
Nicht eigenſinnig, nicht empfindlich;
Er bat da nur, wo jener wild befahl;
Die Blicke ſeiner Frau erfullt er als Befehle.
Kurz, beyde waren recht ein Herz und eine Seele.

Die gute Frau! ich gönn ihr dieſen Mann.
Allein, ſie wollte doch nicht trauen.

Sie

Sie fieng nicht gleich, wie ehmals, an zu bauen.
Ich lobe ſie darum, und hätt es ſelbſt gethan.
Der Henker mag den Männern trauen,
Wenn man ſo leicht ſich zweymal irren kann.

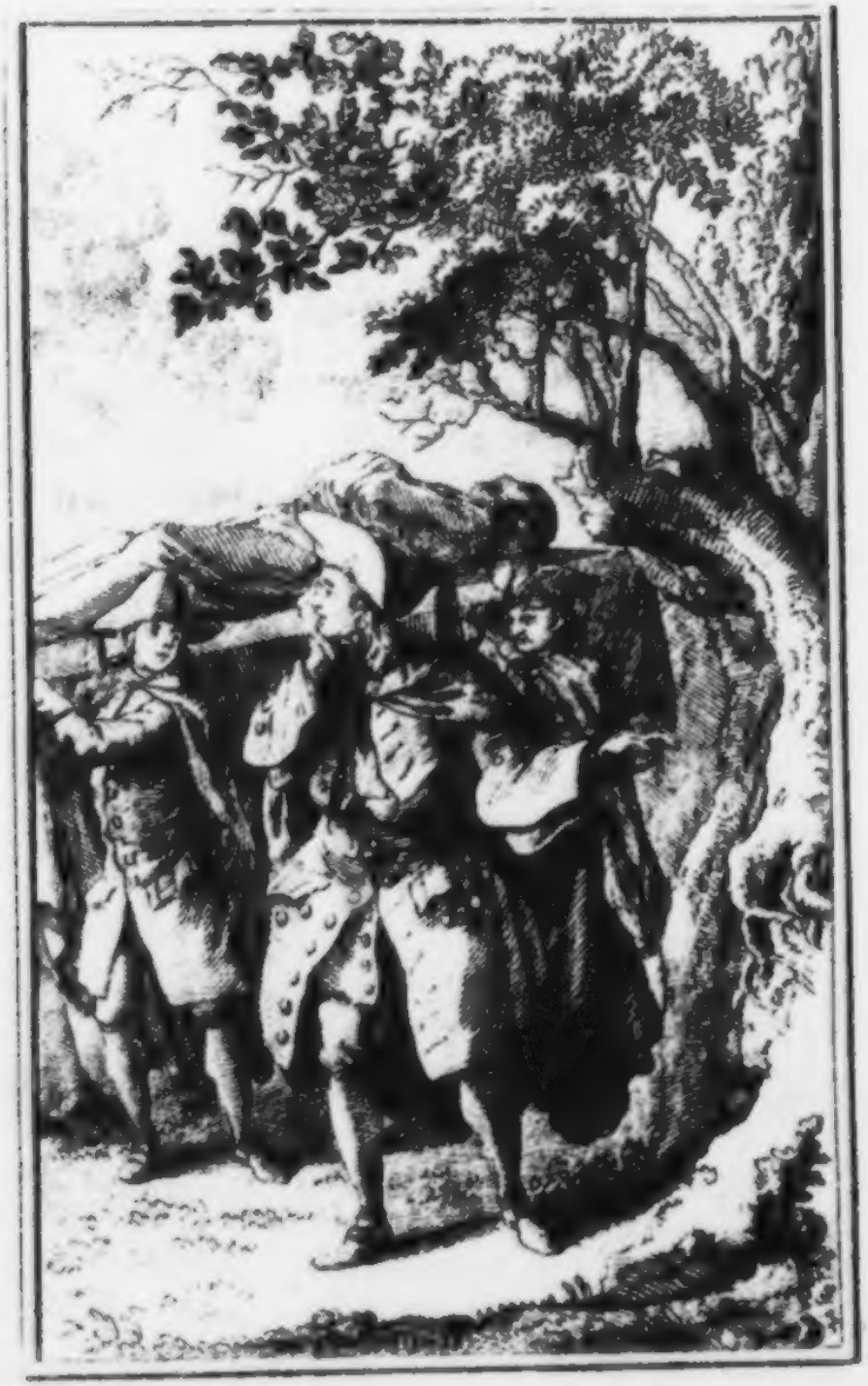
Sie fand nunmehr nach einem halben Jahre
Den Gatten noch ſo liebenswerth,
Als an dem Tag, da er, gefragt vor dem Altare,
Ihr durch ein ſeufzend Ja ſein zartlich Herz erklärt.
Der Bau wird fortgeſetzt. Ich ſeh Elmiren kommen.
Wie freundlich ſieht ſie dieſsmal aus!
Ach Meiſter, fördert doch das Haus!
Warum habt ihrs denn angenommen?
Ich geb euch ja das Geld voraus.
Laſst doch noch mehr Geſellen kommen.

Ey, das geht gut! Ich kann mich nicht genug erfreun.
Das muſs ein rechter Ehmann ſeyn.

Die Mäurer fördern ſich, und binnen vierzehn Tagen
Sieht man das erſte Stockwerk ſtehn.
Und nun läſst ſich Elmire wieder ſehn.
Man ſiehts ihr an, ſie hat etwas zu ſagen.

Vielleicht ſah ſie die Maurer müſſig ſtehn;
Denn leider pflegts ſo herzugehn.
Vielleicht hat man am Bau etwas verſehn;
Das ſollte mich doch ſelbſt verdrieſſen.
Itzt öffnet ſie den Mund. Nun wird ſichs zeigen müſſen.
Ach, fängt ſie heftig an zu ſchreyn:
Hört auf, und reiſst den Plunder ein!
Ich laſſe keinen Stein mehr tragen.
Wofür verbaut ich denn mein Geld?
Für Männer, die die Weiber plagen?
Denn andre giebts nicht auf der Welt.

Die böſe Frau! Man ſollte ſie verklagen.



Universitäts-
Bibliothek
Berlin.

Der betrübte Wittwer.

In Poitou, (ich will mit Fleiſs die Gegend nennen,
Damit ſich die befragen können,
Die, wenn ein kleiner Umſtand fehlt,
Schon zweifeln, ob man wahr erzählt,)
In Poitou lieſs einſt ein Mann ſein Weib begraben;
Allein man merk es wohl, man iſt in Poitou;
Da geht es, wenn ſie Leichen haben,
So prächtig, wie bey uns, nicht zu;
Man kleidet ſie geſchwind mit leinen Sterberöcken,
Und trägt den Sarg, ohn ihn erſt zuzudecken,
An den für ihn beſtimmten Ort.
So trug man auch den offnen Sarg itzt fort.
Doch was geſchieht, indem ſie ihn ſo tragen?
Der Leichenweg gieng dicht an einer Hecke hin;
Hier ritzt ein Dorn die todte Frau ins Kinn.
Auf einmal fängt ſie an die Augen aufzuſchlagen,
Und ruft: Wohin wollt ihr mich tragen?
Hier, deucht mich, hör ich viele fragen,
Wie kam die gute Frau zurück?
Hielt es der Mann auch für ein Glück,
Die Hälfte wieder zu bekommen,
Die ihm der Tod zuvor genommen?
Wie mag ihm wohl geweſen ſeyn!

Das letzte wird man gleich erfahren.
Nach weniger als ſieben Jahren
Büſst ſie das zweytemal ihr junges Leben ein.
Der Mann gab ihr von neuem das Geleite,
Und gieng geſetzt an ſeiner Gattinn Seite,
Wie alle harte Bauersleute.
Allein, ſobald er nur die Hecke wieder ſah;
So wies er erſt, wie viel ſein Herz empfände.
Er rang mit Thränen beyde Hände.
Ach, rief er aus: da war es, da!
Kommt ja der Hecke nicht zu nah.

Der Tartarfürſt.

Ein Tartarfürſt, von dem man in Geſchichten preist,
Daſs er, als Prinz; Europa durchgereist,
Befahl, weil er ſein Volk galanter machen wollte,
Daſs kein vornehmes Weib ihr Kind ſelbſt ſtillen ſollte.
Die wilden Damen lachten nur;
Sie nährten nach wie vor ihr Kind mit ihren Brüſten,
Und glaubten, daſs ſie der Natur
Und ihren Müttern folgen müſsten.

Der

Der Chan fieng an ſich zu entrüſten,
Gab ein ſehr ſcharf Mandat, und ſchwur,
Daſs jede Frau vom Stande ſterben ſollte,
Die für ihr Kind nicht Ammen halten wollte.
Und weil ſie ſich gezwungen ſahn:
So nahmen ſie denn Ammen an.
Allein ſie konnten ſich des Triebs nicht lang erwehren,
Ihr eigen Blut an ihrer Bruſt zu nähren.
Die meiſten fiengen an dem Chan den Tod zu ſchwören.

Einſt als der Tartarfürſt ſich ganz allein befand,
Kam, mit dem Degen in der Hand,
Ein vornehm Weib auf ihn gerannt,
Und ſprach, von edlem Grimm entbrannt:
Hör auf, mein Kind mir abzudringen,
Sonſt bin ich hier, dich umzubringen.
Ich ſäug es ſelbſt, und ſaug es mir zur Luſt,
Deswegen hab ich dieſe Bruſt.
In dieſer Pflicht, mein Kind daran zu nehmen,
Soll mich, o Fürſt, kein Thier beſchämen.

Der gute Tartarfürſt erſchrack,
Und unterlieſs, um nicht ſein Leben zu verlieren,
Den europäiſchen Geſchmack
In ſeinen Horden einzuführen.

Der junge Prinz.

Ein junger Prinz, der ſich des Oheims Gunſt empfohlen,
Bekam von ihm zwey hundert Stück Piſtolen,
Mit der Ermunterung, damit wohl umzugehn.

Er lieſs nach einger Zeit ſich wieder vor ihm ſehn.
Indem daſs nun der Oheim mit ihm redte,
So fragt er ihn zu gleicher Zeit,
Ob er das letzte Geld wohl angewendet hätte.
Hier, ſprach der junge Prinz erfreut,
Hier hab ich meine ganze Caſſe;
An den zweyhunderten fehlt nicht ein einzig Stück.

Der Oheim nahm den Augenblick
Das Geld, und warf es auf die Gaſſe.
Lernt, Prinz, fieng drauf der Oheim an,
Die Kunſt, das Geld nutzbarer anzuwenden;
Ein Prinz hat darum viel in Händen,
Damit er vielen dienen kann.

Das neue Ehepaar.

Nach ſo viel bittern Hinderniſſen,
Nach ſo viel ängſtlicher Gefahr,
Als jemals noch ein zärtlich Paar
Hat dulden und beweinen müſſen,
Lieſs endlich doch die Zeit mein Paar das Glück genieſſen,
Das, wenns ein Lohn der Tugend iſt,
Sie durch Beſtändigkeit zehnfach verdienet hatten.

Sie, die ſich, hart bedroht, als Liebende, geküſst,
Die küſsten ſich nunmehr erlaubt als Ehegatten,
Nachdem ſie neidſcher Freunde Liſt
Und ſtrenger Eltern Zorn liebreich beſänftigt hatten.
Wer war, nach langer Jahre Müh,
Nun glücklicher, als Er und Sie?
Denn, was man liebt, geliebt beſitzen können;
In einem treuen Arm ſich ſeines Lebens freun;
Iſt, Menſchen, dieſs kein Glück zu nennen:
So muſs gar keins auf Erden ſeyn.
Hier wett ich wohl, daſs mancher heimlich ſpricht:
Der gute Menſch verſteht es nicht.

Denn wär die Lieb ein Glück, was könnte mir denn fehlen,
Da ein erlesnes Weib in meinen Armen liegt?
Ist sie nicht reich und schön? Doch bin ich nicht vergnügt.
Ich glaub es, lieber Freund; allein sich so vermählen,
Wie viele thun, das heifst nicht lieben, nein!
Das heifst, mit weit getrennten Seelen
Ein Leib in einem Hause seyn.

Ein unverhoftes Glück begegnet unsern Beyden.
Wie weinen sie vor Zärtlichkeit!
Der arme Mann soll itzt auf kurze Zeit
Von seiner theuren Gattinn scheiden,
Weil ihn ein naher Freund in einer fernen Stadt
Zum Erben eingesetzet hat.

Von heissen Lippen losgerissen,
Und doch entbrannt, sich länger noch zu küssen,
Sprach eines, was das andre sprach,
Dem andern immer stammelnd nach,
Ein Lebewohl, ein seufzend Ach.

Er ſtieg nunmehr ins Schiff, (wie oft ſah
er zurücke!)
Und Doris blieb am Ufer ſtehn,
Um ihrem Damon, ihrem Glücke,
Noch lange ſchmachtend nachzuſehn.
O Himmel! hör ich ſie noch an dem Ufer
flehn,
Bring meinen Mann geſund zurücke!

Das Schiff bringt ihn an ſeinen Ort.
Er ſchreibt mit jeder Poſt: bald, Doris, werd
ich kommen.
Kaum hat er auch ſein Gut noch in Beſitz ge-
nommen:
So eilt er ſchon zu Schiffe wieder fort,
Und ſchreibt, damit ſie nichts von ſeiner An-
kunft wüſste,
Daſs, wider ſein gegebnes Wort,
Er noch acht Tage warten müſste,
Eh er ſie wiederſah und küſste.
Die junge Frau, die, wenn die Sonn ent-
wich,
Aus ihrem von der See nicht fernen Hauſe
ſchlich,
Und gern am Ufer ſich verweilte,
Gieng itzund an der Freundinn Hand,
Mit der ſie ſtets ihr Herze theilte,
An den ihr angenehmen Strand.

Sie

Sie redten. Und wovon? Erräthſt du dieſs noch nicht,
Wovon ein treues Weib, die ſchmachtend wartet, ſpricht:
So biſt du auch nicht werth, den Innhalt zu erfahren.
Nein, nein, verſchweig es, mein Gedicht,
Wie zärtlich Doris Wünſche waren!
Das Herz wird dem, der liebt, ſie ſelber offenbaren,
Und für die andern ſchreib ich nicht.

Indem daſs Doris noch mit manchem frohen Ach
Von ihres Gatten Ankunft redte,
Und von dem Gaſtgebote ſprach,
Das ſie ſich ausgeſonnen hätte;
Indem ſie noch von ihrer Erbſchaft redte,
Und, wenn ſie den Entwurf von ihrem Glück gemacht,
Sich oft in dem Entwurfe ſtörte,
Und den, der ſie im Teſtament bedacht,
Mit dankerfüllten Thränen ehrte;
Indem ſie zum voraus die Armen ſpeiſen lieſs,
Und mütterlich den Waiſen ſich erwies,
Der Kranken Herz mit Stärkungen erquickte,
Und den Gefangnen Hülfe ſchickte;

Indem ſie dieſs im Geiſt von ihrer Erbſchaft that,
Und, in ihr Glück vertieft, ans Ufer näher trat,
Fieng ihre Freundinn an: Was ſchwimmt dort auf dem Meere?
Ein Käſtchen? wie? wenns voll Juwelen wäre?
Ach Doris! wäre das nicht ſchön?
Allein ich ſag es dir, ich habs zuerſt geſehn;
Und kömmt es an den Strand geſchwommen:
So iſt das Glück des Schiffbruchs mein;
Doch du wirſt ja bald niederkommen,
Und das verſteht ſich ſchon, ich muſs Gevatter ſeyn,
Dann bind ich dir drey Schnuren Perlen ein.

Die junge Frau belohnte Scherz mit Scherze.
Es nähert ſich, fieng jene wieder an;
Doch wie erſchracken ſie, als ſie zu ihrem Schmerze
Fern einen Leichnam ſchwimmen ſahn.
Wer weiſs, ſprach Doris, welcher ſchon
Die Thränen in den Augen ſtunden,
Wer weiſs, iſt der, der hier ſein Grab gefunden,
Nicht grauer Eltern einzger Sohn?

Wer

Wer weifs, mit welcher trunknen Freude
Itzt die verlebten alten Beyde,
Ihn zu empfangen, fertig ſtehn,
Und ſich im Geiſt erfreun, die Braut ihm anzubieten,
Die ſie für ihn erwählt, und treulich für ihn hüten?
Gott geb es nicht, dafs ſie den Anblick ſehn!
Wer weifs, ward nicht durch ſeinen Tod
Der treuſten Frau ein lieber Mann entriſſen,
Die bald ihr eignes Weh, bald ihrer Kinder Noth
In Armuth wird beweinen müſſen?
Wer weifs, wie vielmal er bethränt,
Eh er noch ſtarb, das arme Weib erwähnt?
Doch, Freundinn, komm von der betrübten Stelle,
Damit mein Herz nicht länger zittern darf.
Dieſs ſagte ſie und gieng, als eben eine Welle
Den Todten an das Ufer warf.
Die Freundinn ſah ihn an, und ſchrie mit Ungeſtümm:
Mein Vetter! und fiel neben ihm.

Auf dieſs Geſchrey kam Doris wieder,
Der lieben Freundinn beyzuſtehn.
Ach, Doris, ach! was wirſt du ſehn?

Sie

Sie ſieht, und fällt auf ihren Gatten nieder,
Und ſtirbt an ſeiner ſtarren Bruſt.
Indeſs erwacht die Freundinn wieder,
Und zeigt der Nachbarſchaft den doppelten Verluſt.
Hier bebte der, den man nie zittern ſehn,
Und dem, der nie geweint, floſs Wehmuth vom Geſichte,
Und niemand fragte, was geſchehn.
Der Anblick ſelbſt erzählte die Geſchichte.

* * *

Beweint, ihr mitleidsvollen Seelen,
Die traurigſte Begebenheit
Elend gewordner Zärtlichkeit,
Und ſchmeckt das Glück, um andre ſich zu quälen.
Laſst uns die Unſchuld oft im gröſsten Unglück ſehn,
Und leidet mit bey fremden Schmerzen;
Dieſs Mitleid heiligt unſre Herzen,
Und heiſst die Menſchenlieb in uns ihr Haupt erhöhn.
Die Tugend bleibt uns noch im Unglück ſelber ſchön.

Der Jüngling.

Ein Jüngling, welcher viel von einer Stadt gehört,
In der der Seegen wohnen ſollte,
Entſchloſs ſich, daſs er da ſich niederlaſſen wollte.
Dort, ſprach er oft, ſey dir dein Glück beſchehrt.
Er nahm die Reiſe vor, und ſah ſchon mit Vergnügen
Die liebe Stadt auf einem Berge liegen.
Gottlob! fieng unſer Jüngling an,
Daſs ich die Stadt ſchon ſehen kann;
Allein der Berg iſt ſteil; o wär er ſchon erſtiegen!

Ein fruchtbar Thal ſtieſs an des Berges Fuſs.
Die gröſste Menge ſchöner Früchte
Fiel unſerm Jüngling ins Geſichte.
O, dacht er, weil ich doch ſehr lange ſteigen muſs:
So will ich, meinen Durſt zu ſtillen,
Den Reiſeſack mit ſolchen Früchten füllen.
Er aſs, und fand die Frucht vortreflich von Geſchmack,
Und füllte ſeinen Reiſeſack.

Er

Er ſtieg den Berg hinan, und fiel den Augenblick
Beladen in das Thal zurück
O Freund! rief einer von den Höhen,
Der Weg zu uns iſt nicht ſo leicht zu gehen;
Der Berg iſt ſteil, und mühſam jeder Schritt;
Und du nimmſt dir noch eine Burde mit?
Vergiſs das Obſt, das du zu dir genommen:
Sonſt wirſt du nicht auf dieſen Gipfel kommen.
Steig leer, und ſteig beherzt, und gieb dir alle Müh,
Denn unſer Glück verdienet ſie.

Er ſtieg, und ſah empor, wie weit er ſteigen müſste.
Ach, Himmel! ach, es war noch weit.
Er ruht, und aſs zu gleicher Zeit
Von ſeiner Frucht, damit er ſich die Müh verſüſste.
Er ſah bald in das Thal, und bald den Berg hinan;
Hier traf er Schwierigkeit, und dort Vergnügen an.
Er ſinnt. Ja, ja, er mag es überlegen.
Steig, ſagt ihm ſein Verſtand, bemüh dich um dein Glück.
Nein,

Nein, ſprach ſein Herz, kehr in das Thal zurück,
Du ſteigſt ſonſt uber dein Vermögen.
Ruh etwas aus, und iſs dich ſatt,
Und warte, bis dein Fuſs die rechten Kräfte hat.
Dieſs that er auch. Er pflegte ſich im Thale;
Entſchloſs ſich oft zu gehn, und ſchien ſich ſtets zu matt;
Das erſte Hinderniſs galt auch die andernmale.
Kurz, er vergaſs ſein Glück, und kam nie in die Stadt.

* * *

Dem Jüngling gleichen viele Chriſten;
Sie wagen auf der Bahn der Tugend einen Schritt,
Und ſehn darauf nach ihren Lüſten,
Und nehmen ihre Lüſte mit.
Beſchwert mit dieſen Hinderniſſen,
Weicht bald ihr träger Geiſt zurück;
Und auf ein ſinnlich Glück befliſſen,
Vergeſſen ſie die Müh um ein unendlich Glück.

Eraſt.

Dorant, ein reicher Mann, der weiter keinen Erben,
Als einen Vetter hinterliefs,
Der reicher war, als er, und keinem Guts erwies,
Dorant beſchloſs bey ſeinem Sterben,
An ſeines Vetters Statt Eraſten zu erfreun;
Und ſetzte ſeinen Freund, ders würdig war, zum Erben
Von zwanzig tauſend Thalern ein.

Der Vetter, der die Stadt recht giftig überredte,
Als ob Eraſt, der ſo rechſchaffne Mann,
Das Teſtament erſchlichen hätte,
Fieng einen Streit um dieſs Vermögen an,
Und lief, von Neid und Geiz gedrungen,
Mit ſchrecklichen Beſchuldigungen,
Und mit Geſchenken vor Gericht;
Allein, ſo oft auch die das Recht erzwungen:
So ſiegten ſie doch dieſsmal nicht.

Eraſt gewann. Doch dich, ſpricht er, zu überführen,
Ob ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht,

So

So will ich das, was mir mein Freund vermacht,
Nachdem ich es gewann, verlieren.
Die Halfte ſchenk ich dir, um dich zu widerlegen.
Zwey tauſend Thaler ſollen mein;
Und das noch übrige Vermögen
Soll ein Geſchenk für arme Waiſen ſeyn.
Verdien ich noch den ſchrecklichen Verdacht,
Daſs ich das Teſtament mit Liſt an mich gebracht?

****

Das Pferd und der Eſel.

Ein Pferd, dem Geiſt und Muth recht aus den Augen ſahn,
Gieng, ſtolz auf ſich und ſeinen Mann,
Und ſtieſs, (wie leicht iſt nicht ein falſcher Schritt gethan)
Vor groſſem Feuer einmal an.
Ein träger Eſel ſahs und lachte:
Wer, ſprach er, würd es mir verzeihn,
Wenn ich dergleichen Fehler machte?
Ich geh den ganzen Tag, und ſtoſs an keinen Stein.
Schweig, rief das Pferd, du biſt zu meinem Unbedachte,
Zu meinen Fehlern viel zu klein.

Codill.

Cotill.

Cotill, der, wie es vielen geht,
Nicht wuſste, was er machen ſollte,
Und doch nicht muſsig bleiben wollte;
Denn muſsig gehn, wenn mans nicht recht verſteht,
Iſt ſchwerer, als man denken ſollte;
Cotill gieng alſo vor die Stadt,
Und machte ſich etwas zu ſchaffen;
Er gieng, und ſchlug im Gehen oft ein Rad.
O ſchrie man: ſeht den jungen Laffen,
Der den Verſtand verlohren hat!
Er macht die Hände gar zu Fuſſen;
Ihr Kinder, ziſcht den Narren aus.
Allein Cotill lieſs ſich dieſs alles nicht verdrieſſen.
Kurz, es gefiel ihm ſo, er gieng vors Thor hinaus,
Man mochte, was man wollte, ſagen,
Er fuhr doch fort, im Gehn ſein Rad zu ſchlagen.

Der Teufel! Seht, das war ein rechtes Rad!
Fieng endlich einer an zu fluchen;
Ich möcht es doch bald ſelbſt verſuchen.
Er ſagt es kaum, als ers ſchon that.

Nun, ſprach er, ſeh ich wohl, wie viel man Vortheil hat.
Es iſt ganz hübſch um ſo ein Rad,
Denn man erſpart ſich viele Schritte.
Der Mann iſt nicht ſo dumm, der es erfunden hat.
Den Tag darauf kommt ſchon der dritte,
Und that es nach. Die Zahl vermehrte ſich.
In kurzem ſprach man ſchon gelinder;
Man fragte ſtark nach dem Erfinder,
Und lobt ihn endlich öffentlich.

* * *

Nimm alles vor, es ſey ſo toll es will.
Heiſs anfangs närriſch, wie Cotill;
Dein Beyfall iſt drum nicht verlohren.
Sey nur beherzt, und ſpare keinen Fleiſs;
Ein Thor findt allemal noch einen groſſern Thoren,
Der ſeinen Werth zu ſchätzen weiſs.

Der beherzte Entſchluſs.

Ein guter ehrlicher Soldat,
Der, (denn was thut man nicht, wenn man getrunken hat?)
Im

Im Trunke seinen Wirth erschlagen,
Ward itzt hinausgeführt, für seine Missethat
Den Lohn durchs Schwerdt davonzutragen.
Er sah wohl aus, und wer ihn sah
Bedauerte sein schmählich Ende,
Und wunschte, dafs er noch beym König Gnade fände.
Besonders gieng sein schweres Ende
Auch einer alten Jungfer nah;
Auf einmal fuhlte sie die Triebe
Des Mitleids und der Menschenliebe,
Und fuhlte sie nur mehr, je mehr sie auf ihn sah.
Ach Himmel! ists nicht ewig Schade?
Der schöne lange Mensch! Was für ein fein Gesicht,
Und was für Augen hat er nicht!
Seht doch den Bart! Ist das nicht eine Wade!
Die Straf ist in der That zu grofs.
Wer kann sich denn im Trunke zähmen?
Ich bitt ihn frey; ich will ihn nehmen.

Sie lief, und schrie, und bat ihn los,
Indem Johann schon niederkniete.
Johann, fieng drauf der Richter an,
Es findet sich ein redliches Gemüthe,

Dieſs Weibsbild hier verlanget dich zum Mann,
Und wenn du ſie verlangſt: ſo ſchenk ich dir das Leben.

Johann erſchrack, und ſah die Jungfer an;
Sie trat hinzu, ihn aufzuheben.
Ja, ſprach er, euer Dienſt iſt groſs;
Allein es wird mir nicht viel fehlen,
Ihr werdet mich dafür zeitlebens quälen.
Ich ſeh euchs an; was will ich lange wählen?
Haut zu! ſo komm ich doch der Quaal auf einmal los.

Der junge Gelehrte.

Ein junger Menſch, der viel ſtudirte,
Und, wie die Eltern ganz wohl ſahn,
Was groſses ſchon im Schilde führte,
Sprach einen Greis um ſolche Schriften an,
Die ſtark und ſinnreich denken lehrten,
Mit einem Wort, die zum Geſchmack gehörten.

Der

Der alte ward von Herzen froh,
Und lobt ihm den Homer, den Plato, Cicero,
Und hundert mehr aus alt und neuer Zeit,
Die mit den heilgen Lorbeerkranzen
Der Dichtkunst und Wohiredenheit,
Umleuchtet von der Ewigkeit,
Den Jünglingen entgegenglanzen.
O hub der junge Mensch mit stolzem Lächeln an:
Ich habe sie fast alle durchgelesen;
Allein —— Nun gut, sprach der gelehrte Mann,
Sind sie nach seinem Sinn gewesen:
So muss er sie noch zweymal lesen;
Doch sind sie ihm nicht gut genug gewesen:
So sag ers ja den Klugen nicht:
Denn sonst errathen sie, woran es ihm gebricht,
Und heissen ihn die Zeitung lesen.

Das junge Mädchen.

Ein junger Mensch sprach einen wackern Mann
Durch einen guten Freund um seine Tochter an.

Universitäts Bibliothek Berlin.

Der Alte, der sein Kind noch nicht versprechen wollte,
War dennoch ungemein erfreut,
Und bat den Freund mit vieler Höflichkeit,
Dass er bey ihm zu Tische bleiben sollte.

Die Tochter, ob sich gleich der Vater sehr verstellt,
Erräth die Sache bald. Was? fängt sie an zu schliessen,
Ein fremder Herr, den man zu Tische gleich behalt,
Was bringt doch der? Ich solls nicht wissen?
Allein umsonst buckt er sich nicht so tief vor mir.
Ist auch der gute Freund wohl meinetwegen hier?

Der Fremde hofft, es soll ihm noch gelingen,
Und wagt es bey dem Glase Wein,
Das Wort für seinen Freund noch einmal anzubringen.
Mein Herr, fiel ihm der Vater ein,
O denken sie doch nicht, dass ich zu hart verfahre.
Mein Kind kann wirklich noch nicht freyn,
Sie ist zu jung, sie ist erst vierzehn Jahre.

In-

Indem er dieſs noch ſprach, trat Fikchen ſelbſt herein,
Und trug ein Eſſen auf. Was, fieng ſie an zu ſchreyn,
Was ſagten Sie, Papa? Sie haben Sich verſprochen;
Ich ſollt erſt vierzehn Jahre ſeyn?
Nein, vierzehn Jahr und ſieben Wochen.
Lieſs ſie der Vater denn nicht freyn?
Das weiſs ich nicht; doch nein, ich wills nur ſagen;
Denn unter denen, die mich fragen,
Da könnten wohl ſelbſt junge Mädchen ſeyn;
Die zu beruhigen, will ichs aufrichtig ſagen:
Der Vater ſchämte ſich und lieſs die Tochter freyn.

Die beyden Knaben.

Ein jüngrer und ein ältrer Bube,
Die der noch frühe Lenz aus der betrübten Stube
Vom Buche zu dem Garten rief,
Vielleicht weil gleich der Informator ſchlief,
Geriethen beyd in eine Grube,
In der der Schnee noch nicht zerlief.

Ach Bruder, ſprach der kleine Bube,
Was meynſt du, iſt das Loch wohl tief?
Ich hätte Luſt —— Was? Luſt hineinzuſpringen?
Du muſt doch ausgelaſſen ſeyn.
Verſuch es nicht und ſpring hinein,
Du könnteſt dich ums Leben bringen;
Wir können uns ja ſonſt noch wohl erfreun,
Als daſs wir uns und unſern Kleidern ſchaden.
Und kindiſch Schnee und Eis durchwaden;
Und kömmſt du drauf zum Vater naſs hinein;
So haſt dus da erſt auszubaden.
Doch keine Redekunſt nahm unſern Knaben ein.
Wer wird im Schnee denn gleich erſaufen?
Und kurz und gut, er ſprang hinein,
Und lieſs ſichs wohl in ſeiner Grube ſeyn;
Doch kaum war er vor Kälte fortgelaufen:
So ſprang der Philoſoph ſo gut, wie er, hinein.

* * *

Dieſs iſt die Kunſt der ſtrengen Moraliſten.
Bekannt mit dem Syſtem, und von Grundſätzen voll,
Beweiſen ſie das, was man laſſen ſoll,
So froh, als ob ſie nichts von den Begierden wuſsten.

Sie

Sie ſind von beſſerm Ton als wir.
Sie bändigen ihr Herz durch die Gewalt der Schluſſe.
Uns Armen iſt die Thorheit ſüſſe;
Doch ihnen eckelt nur dafür.
Wir laſſen ſie, wenn wir ſie unternehmen,
Aus gutem Herzen andre ſehn,
Und denken nicht daran, daſs wir uns ſo vergehn.
Sie aber, die gelehrt ſich aller Thorheit ſchämen,
Begehn die That, die ſie uns übel nehmen,
Aus Tugend eher nicht, als bis wir es nicht ſehn.

Die Bauern und der Amtmann.

Ein ſehr geſchickter Candidat,
Der lange ſchon mit vielem Lobe
Die Kanzeln in der Stadt betrat,
That auf dem Dorfe ſeine Probe.
Allein ſo gut er ſie gethan:
So ſtund er doch den Bauern gar nicht an.
Nein, der verſtorbne Herr, das war ein andrer Mann,

Der hatte recht auf ſeinen Text ſtudiret,
Und Gottes Wort, wie ſichs gebühret,
Bald griechiſch, bald ebraiſch angeführet,
Die Kirchenväter oft citiret,
Die Ketzer ſtattlich ausſchendiret,
Und ſtets ſo fein ſchematiſiret,
Daſs er der Bauern Herz gerühret.

Herr Amtmann, wie geſagt, erſtatt er nur Bericht,
Wir mögen dieſen Herrn nicht haben.
So ſagt doch nur, warum denn nicht?
Er hörts ja wohl, er hat nicht ſolche Gaben,
Wie der verſtorbne Herr.
Der Amtmann widerſpricht;
Der Superintend ermahnt. Umſonſt, ſie hörten nicht.
Man mag Amphion ſeyn, und Fels und Wald bewegen,
Deſswegen kann man doch nicht Bauern widerlegen.
Kurz, man erſtattete Bericht,
Weil alle ſteif auf ihrem Sinn beharrten.

Nunmehr kömmt ein Befehl. Ich kann es kaum erwarten,
Bis ihn der Amtmann publicirt.
Ich wette faſt, ihr Bauern, ihr verliert.

Man

Man öfnet den Befehl. Und ſeht, der Landsherr wollte,
Daſs man dem Candidat das Prieſterthum vertraun,
Den Bauern gegentheils es hart verweiſen ſollte.

Der Suprintend fieng an die Bauern zu erbaun,
Und ſprach, ſo ſchwierig ſie noch ſchienen,
Doch ſehr gelind und fromm mit ihnen.
Herr Doctor! fiel ihm drauf, der Amtmann in das Wort,
Wozu ſoll dieſe Sanftmuth dienen?
Ihr, Richter, Schöppen, und ſofort,
Hört mir! ich will mein Amt verwalten.
Ihr Ochſen, die ihr alle ſeyd!
Euch Flegeln geb ich den Beſcheid,
Ihr ſollt den Herrn zu eurem Pfarrn behalten.
Sagts, wollt ihr, oder nicht? denn itzt ſind wir noch da.

Die Bauern lächelten. Ach ja, Herr Amtmann, ja!

Der Freyer.

Ein Freyer bat einſt einen Freund,
Ihm doch ein Mädchen vorzuſchlagen.
Ich will dir zwey, verſetzte jener, ſagen,
Dann wähle die, die ſich für dich zu ſchicken ſcheint.

Die erſte hat, nebſt einem Ritterſitze,
Ein recht bezauberndes Geſicht,
Liebt den Geſchmack, ſpricht mit dem feinſten Witze,
Und ſchreibt die Sprachen, die ſie ſpricht.
Sie ſpielt den Flügel ſchön, und kann vortreflich ſingen,
Und malet ſo geſchickt, als es die Kunſt begehrt.
Und in der Wirthſchaft ſelbſt giebt ſie gemeinen Dingen
Durch ihre Sorgfalt einen Werth;
Allein bey aller Kunſt und allen ihren Gaben
Hat ſie kein gutes Herz.
Die andre ſieht nicht ſchön,
Wird wenig im Vermögen haben,
Und von den Künſten nichts, die jene kann, verſtehn;

Doch

Doch bey Verſtand und einem ſtillen Reize,
Der, ohne daſs ſies ſieht, gefällt,
Beſitzt ſie, frey vom Stolz und Geize,
Das beſte Herze von der Welt.
Was thätſt du wohl, wenn dich die erſte haben wollte?
Ach, fieng der Freyer an, wenn dieſs geſchehen ſollte:
So ſpräch ich zu der erſten Nein,
Um dadurch bald der andern werth zu ſeyn.

Emil.

Emil, der ſeit geraumer Zeit,
Den Klugen wohl bekannt, bey ſeinen Büchern lebte,
Und mehr nach der Geſchicklichkeit
Zu einem Amt, als nach dem Amte ſtrebte,
Ward einſt von einem Freund gefragt,
Warum er denn kein Amt noch hätte,
Da doch die ganze Stadt ſo rühmlich von ihm redte,
Und mancher ſich vor ihm ſchon in ein Amt gewagt,

Der nicht den zehnten Theil von seinen Gaben hätte?
Ich, sprach Emil, will lieber, dafs man fragt,
Warum man mich doch ohn ein Amt lafst leben,
Als dafs man fragt, warum man mir ein Amt gegeben.

Der Knabe.

Ein Knabe, der den fleifsigen Papa
Oft nach den Sternen gucken sah,
Wollt auch den Himmel kennen lernen.
Er blieb steif vor dem Sehrohr stehn,
Und sah begierig nach den Sternen;
Allein, er konnte nicht viel sehn.
Was heifst es denn, sprach drauf der Knabe,
Dafs ich fast nichts erkennen kann?
Ha, ha, nun fällt mirs ein, was ich vergessen habe;
Mein Vater fängt es anders an,
Er blinzt zuweilen zu, das hab ich nicht gethan.
O bin ich nicht ein dummer Knabe!
Schon gut! Nun weifs ich, was ich thu;
Und hurtig hielt er sich die Augen beyde zu,

Und ſah durchs Sehrohr nach den Sternen.
Der Narr! was ſah er dann? Das alles, was
du ſiehſt,
Wenn du, um durch die Schrift Gott deutlich
ſehn zu lernen,
Dir die Vernunft vorher entziehſt.

Der Lügner.

Ihr Meiſter in der Kunſt zu lügen,
Rühmt euren Witz, ſchlau zu betrügen.
So viel ihr uns davon erzählt:
So wett ich doch, daſs euch die rechte Liſt
noch fehlt,
Ein ſchlechter Menſch, ihr werdet lachen,
Wird euch den Vorzug ſtreitig machen.

* * *

In Londen ſaſs ein böſer Bube
Nebſt einem andern auf den Tod.
Ein Anatomikus trat in die Kerkerſtube,
Und that auf ſeinen Leib dem einen ein Ge-
both *.

Doch

* *Es iſt in Londen der Gebrauch, daſs die Aerzte den verurtheilten Miſſethätern ihren Leib abkaufen.*

Doch Niklas ſchwur, daſs ihn der Teufel holen ſollte,
Eh er für dieſen Preis dem Arzt ſich laſſen wollte.

Herr, ſchrie der andre Delinquent,
Sagt, wie ihr um den Kerl ſo lange handlen könnt?
Laſst ſeinen magern Leib den Raben.
Seht, wie geſund ich bin, wie fett! Ihr ſollt mich haben.
Und wiſst ihr, was ihr geben ſollt?
Ich will es billig mit euch machen,
Drey Gulden. Bin ich todt: ſo ſchneidet, wie ihr wollt,
Ich will von keinem Schnitt erwachen.
Kaum hat er noch das Geld empfangen:
So rief der witzge Delinquent:
Gelogen! Herr, ſeht zu, wie ihr mich kriegen könnt!
Ich werd' in Ketten aufgehangen.

Die Frau und der Geiſt.

Vordem, da noch um Mitternacht,
Den armen Sterblichen zu dienen,
Die Geiſter dann und wann erſchienen,
Liefs ſich ein Geiſt, in einer weiſſen Tracht,
Vor einer Frau im Bette ſehen,
Und hiefs ſie freundlich mit ſich gehen,
Und gieng mit ihr auf einen wüſten Platz.
Frau, ſprach der Geiſt, hier liegt ein groſser Schatz;
Nimm gleich dein Halstuch ab, und wirf es auf den Platz,
Und morgen, um die zwölfte Stunde,
Komm her, dann findeſt du ein Licht,
Dem grabe nach, doch rede nicht:
Denn geht ein Wort aus deinem Munde:
So wird der Schatz verſchwunden ſeyn.

Die Frau fand zur geſetzten Stunde,
Die Nacht darauf, ſich mit dem Grabſcheid ein.
Nun, die muſs recht beherzt geweſen ſeyn!
Ich fände mich gewiſs nicht ein,
Und ſollt ich zwanzig Schätze heben.
Wer ſtünde mir denn für mein Leben?

Die Nacht iſt keines Menſchen Freund.
Und wenns der Geiſt recht ehrlich mit mir meynt:
So kann er mir den Schatz ja auf der Stube geben.

Der Frau verſchlug das nichts. Sie eilt, den Schatz zu heben.
Frau, ſpricht ſie bey ſich ſelbſt, bey Leibe ſprich kein Wort,
Sonſt rückt der Schatz auf ewig fort.
Sie hält, was ſie ſich vorgenommen.
Sie ſchweigt, und gräbt getroſt. Ha, ha, nun klingt es hohl.
Nun wird der rechte Fleck bald kommen.
Hier liegt der Schatz, das dacht ich wohl.
O ſeht, ein groſser Topf, von lauter Golde voll!
O wenn ſie doch dasmal nicht redte,
Und zu dem ſchweren Topf gleich einen Träger hätte!
Iſt denn ihr Geiſt nicht etwa auf dem Platz?
Er kömmt, und hilft den Topf ihr aus der Erde nehmen.
Ach, rief ſie ſchnell, ich muſs mich ſchämen,
Sie zu bemühn. —— Weg war der Schatz.

Phi-

Philinde.

Philinde blieb oft vor dem Spiegel ſtehn.
Denn alles kann man faſt den Schönen
Nur nicht den Trieb, ſich ſelber gern zu ſehn,
Und zu bewundern, abgewöhnen.
Dieſs iſt der Ton, aus dem die Männer ſchmähn;
Doch, Mädchen, bleibet nur vor euern Spiegeln ſtehn.
Ich laſs es herzlich gern geſchehn.
Was wolltet ihr auch ſonſt wohl machen?
Beſtändig tändeln, ewig lachen?
Und ſtets nach den Verehrern ſehn?
Dieſs wäre ja nicht auszuſtehn.

Genug, das ſchöne Kind, von dem ich erſt erzählte,
Beſpiegelte ſich oft, und muſterte das Haar,
Und beſſerte, wo nicht das mindſte fehlte.

Ihr Bruder, der ein Autor war,
Sah ſie am Spiegel ſtehn und ſchmälte:
Habt ihr euch noch nicht ſatt geſehn?
Ich geb es zu, ihr ſeyd ſehr ſchön;
Doch ſein Geſicht die ganze Zeit beſehn,

Ver-

Verräth ein gar zu eitles Weſen.
Herr Autor, ſprach ſie, der ihr ſeyd,
Hebt mit mir auf; denn ſich gern ſelber leſen,
Und gern im Spiegel ſehn, iſt beydes Eitelkeit.

Alceſt.

Alceſt, den mancher Kummer drückte,
Der, weil er ſich nicht zu dem Laſter ſchickte,
Noch ſich vor reichen Thoren bückte,
Bey Fleiſs und Kunſt ſich elend ſah,
Stund neulich traurig auf. Freund, geht dir dieſs nicht nah,
Daſs viele Kluge darben müſſen,
Bloſs weil ſie mehr, als andre, wiſſen,
Und zu Betrug und Liſt zu blind,
Zu groſs zu Pralerey und Wind,
Nicht knechtiſch gnug zu Schmeichlern ſind?

O Freund, bedaure doch Alceſten,
Ihn, den itzt ſchwere Sorgen preſsten;
Ihn, der von einem Buch beſchämt zum andern ſchlich,
Und doch dem Kummer nicht entwich;

Ihn,

Ihn, der ſich laut durch manchen Troſtgrund lehrte,
Und doch ſein Herz viel lauter ſeufzen hörte,
Der herzhaft zu ſich ſelber ſprach:
Gott lebt, Gott herrſcht, und hört dein Ach;
Er hört, ſo groſs er iſt, der jungen Raben Flehen;
Drum iſt er nicht zu groſs, auch dir mit beyzuſtehen;
Und der, indem er dieſes ſprach,
Doch noch im Herzen rief: wie wird dirs künftig gehen?

Der beſte Troſtgrund blieb noch ſchwach;
Denn welch bekümmert Herz beſiegt man gleich mit Gründen?
Es fühlt der ſtarken Gründe Kraft,
Und flieht zurück in ſeine Leidenſchaft,
Um jener Macht nicht zu empfinden.
Alceſt beſchloſs, zu ſeinem Freund zu gehn,
Den er zween Tage nicht geſehn.
Er, ſprach er, iſt es werth, und fieng ſchon an zu gehn,
Daſs ich zu ihm mit meinem Kummer eile,
Und meinen Kummer mit ihm theile;
In Damons Arm, wenn Damon mit mir ſpricht,
Wird die Geduld, die ſonſt ſo ſchwere Pflicht,
Mir lange ſo beſchwerlich nicht.

Er

Er eilt mit ſehnſuchtsvollem Herzen,
Wie nach dem Arzt ein Siecher, der ſchon ſchleicht,
In Hofnung ſchneller geht, und hoffend ſeine Schmerzen
Nicht fühlt, noch merkt, wie ſehr er keucht,
Bis er des Arztes Haus erreicht.

In dieſem brennenden Verlangen,
Den treuen Damon zu umfangen,
Tritt er ins Haus, und eilt die Treppe ſchnell hinauf.
Der Vorſaal wimmelte von Leuten;
Alceſt erſchrickt. Gott! was ſoll das bedeuten!
Er tritt herein: und ſeht, man bahrt den Damon auf.

Er kehrte von dem todten Freunde
Nach einem letzten Kuſs zurück;
Die Sorgen, ſeiner Ruhe Feinde,
Entwichen in dem Augenblick.
Was, ſprach er, will ich mich denn quälen?
Kann mich der Tod ſo bald entſeelen,
Was nützt mir alles Glück der Welt?
Um froh zu ſterben, will ich leben.
Der Herr, der alles Fleiſch erhält,

Wird mir, ſo viel ich brauche, geben.
Ihm werth zu ſeyn, der Tugend nachzuſtreben,
Dieſs ſey mein Kummer auf der Welt.

Der wunderbare Traum.

Aus einem alten Fabelbuche,
(Der Titelbogen fehlt daran,
Sonſt führt ichs meinen Leſern an)
Aus dem ich mich Raths zu erholen ſuche,
Wenn ich ſelbſt nichts erfinden kann,
Aus dieſem alten deutſchen Buche,
Das mir ſchon manchen Dienſt gethan,
Will ich mir einen Traum erwählen.

Als ich einmal, ſo fängt mein Autor an,
Nach ſeiner Weiſe zu erzählen,
In einer Kirche ſaſs: ſo fiel mir jählings ein,
Wer mag von ſo viel tauſend Seelen,
Die dieſen Ort zu ihrer Andacht wählen,
Doch wohl die frömmſte Seele ſeyn?
In den Gedanken ſchlief ich ein,

Und

Und ſah im Traum vor mir des Tempels Schutzgeiſt ſtehen.
Du, ſprach er, wünſcheſt dir das frömmſte Herz zu ſehen?
Und rührte mein Geſicht mit ſeiner Rechten an.
Mir kam, ſo bald er dieſs gethan,
Ein ſanfter kalter Schauer an,
Und plötzlich ſah ich mich im heilgen Glanze ſtehen.
Fang an, ſprach er, die Kirche durchzugehen.
Der, den dein Glanz ſo rührt, daſs er dich dreymal küſst,
Der hat das frömmſte Herz, das hier zu finden iſt.

Ich gieng, um es recht bald zu wiſſen,
In dem empfangnen Glanz hart vor der Sacriſtey
Einmal, und noch einmal, vorbey,
Weil mir es ſchien, als wollte man mich küſſen.
Ich wartete noch eine gute Friſt,
Und ward einmal, allein ganz kalt geküſst.

Ich gieng darauf in die Kapellen,
In denen ich die frömmſten Mienen fand,
Und alles ſchien ſich aufzuhellen.
Man lächelte, man that galant,
Und küſste mir zur Noth die Hand.

Drauf liefs ich mich auf einer höhern Bühne
Gefichtern, voll von Ernſt und tiefer Weisheit, ſehn.
Ich blieb ein feines Weilchen ſtehn.
Sie ſahn mich an, und machten eine Mine,
Als ob ſie ſich an mir ſchon ſatt geſehn;
Und ungeküſst muſst ich von dannen gehn.

Ich ſtellte mich nun vor die niedern Stände.
Hier warfen mir viel weiſſe Hände
Da einen Kuſs, dort einen zu.
Ich liefs mein Auge lange fragen:
Ach, gutes Herz! wo wohneſt du?
Allein, man wollt es nicht, mich zu umarmen, wagen.
Und ich gieng ganz betrübt auf meinen Schutzgeiſt zu,
Mein traurig Schickſal ihm zu klagen.

Indem dafs ich noch durch die Halle ſchlich,
Sah mich, in einem ſchlechten Kleide,
Ein liebes Mädchen an, und ſeht, ſie küſste mich
Mit einer plötzlichen und unſchuldsvollen Freude.
Und eh ich noch von ihr den dritten Kuſs erhielt:
So fühlt ich ſchon die ſeelgen Triebe
Der Redlichkeit und Menſchenliebe
So ſtark in mir, als ich ſie nie gefühlt.
Ein Mädchen, rief ich aus, an die die Welt kaum dachte,
Beſitzt das beſte Herz! Ich rief es, und erwachte.

Der Polybiſtor.

An jenem Fluſs, zu dem wir alle müſſen,
Es mag uns noch ſo ſehr verdrieſſen,
An jenem Fluſs kam einſt ein hochgelehrter Mann,
Beſtäubt von ſeinen Büchern, an,
Und eilte zu des Charons Kahn.
Willkommen! fieng der Fährmann an,

In-

Indem er ſich aufs Ruder lehnte,
Und bey dem Wort, Willkommen, herzlich gähnte,
Wer ſeyd ihr denn, mein lieber Mann?
Ein Polyhiſtor, ſprach der Schatten,
Für den die Schulen Ehrfurcht hatten ——

Indem er noch vor Charons Kahn
Von ſeinen Sprachen ſprach, von nichts, als Stumpern redte,
Und von Quartanten ſchrie, die er geſchrieben hätte,
Kam noch ein andrer Schatten an,
Mit einer demuthsvollen Mine.
Und wer ſeyd ihr, auch ein gelehrter Mann?
Ich zweifle ſehr, ſprach er, ob ich den Ruhm verdiene:
Ich habe nichts, als mich, ſtudirt,
Nichts, als mein Herz, das mich ſo oft verführt,
Deſs Tiefe ſucht' ich zu ergründen,
Um meine Ruh und andrer Ruh zu finden;
Allein, ſo viel ich immer nachgedacht,
Und ſo bekannt ich mich mit der Vernunft gemacht:
So hab ichs doch nicht weit gebracht,
Wie mich viel Fehler überzeugen.

Der Polyhiſtor hörts, und lacht,
Und eilt, um in den Kahn zu allererſt zu ſteigen.
Zurück! rief Charon ziemlich hart,
Ich muſs zuerſt den Klugen überfahren,
Kaum einer kömmt in hundert Jahren;
Allein, an Leuten eurer Art,
Die ſtolze Polyhiſtor waren,
Hab ich mich ſchon bald lahm gefahren.

Die Nachtigall und der Kukuk.

Die Nachtigall ſang einſt ihr göttliches Gedicht,
Zu ſehn, ob es die Menſchen fühlten.
Die Knaben, die im Thale ſpielten,
Die ſpielten fort, und hörten nicht.
Indem lieſs ſich der Kukuk luſtig hören,
Und der erhielt ein freudig Ach!
Die Knaben lachten laut, und machten ihm zu Ehren
Das ſchöne Kukuk zehnmal nach.
Hörſt du? ſprach er zu Philomelen,
Den Herren fall ich recht ins Ohr;
Ich denk, es ſoll mir nicht viel fehlen,
Sie ziehn mein Lied dem deinen vor.

Drauf

Drauf kam Damöt und ſeine Schöne.
Der Kukuk ſchrie ſein Lied. Sie giengen ſtolz vorbey.
Nun ſang die Meiſterinn der zauberiſchen Töne
In einer ſanften Melodey.
Sie fuhlten die Gewalt der Lieder:
Damöt ſteht ſtill und Phyllis ſetzt ſich nieder,
Und hört ihr ehrerbietig zu;
Ihr zärtlich Blut fängt an zu wallen,
Ihr Auge laſst vergnugte Zähren fallen.
O, rief die Nachtigall, da, Schwätzer, lerne du,
Was man erhält, wenn man den Klugen ſingt!
Der Ausbruch einer ſtummen Zähre
Bringt Nachtigallen weit mehr Ehre,
Als dir der laute Beyfall bringt.

****

Der Menſchenfreund.

Wie ſeelig lebt der Mann, der ſeine Pflichten kennt,
Und, ſeine Pflicht zu thun, aus Menſchenliebe brennt,
Der, wenn ihn auch kein Eid zum Dienſt der Welt verbindet,
Beruf, und Eid, und Amt ſchon in ſich ſelber findet!

Ihm wird des andern Wohl ſein eigen Himmelreich;
Er fühlet meine Noth, als träf ihn ſelbſt der Streich,
Und das, was ihn beherrſcht, iſt ein gerecht Beſtreben,
So treu, als er ſich lebt, der ganzen Welt zu leben.
Daſs ſeine milde Hand dir Glück und Ruhe ſchaft,
Iſt kein erzwungner Trieb von deiner Thränen Kraft;
Er ſieht, du biſt es werth, er ſieht, er kann dir nützen,
Und mehr, als du gehoft, wirſt du durch ihn beſitzen.
Nicht macht er dich beglückt, daſs du ſein Sklave ſeyſt,
Und aus Erkänntlichkeit ihm dein Gewiſſen leihſt,
Und, weil er dein gedacht, ihm dich auf ewig ſchenkeſt,
Und, wie er denkt und glaubt, auch mit ihm glaubſt und denkeſt.
Auch hilft dir nicht ſein Herz nur bloſs aus Weichlichkeit,
Indem es jede Noth aus innrer Wolluſt ſcheut;

Viel

Viel minder wird er dich mit ſeiner Gunſt beglücken,
Um, was er einmal that, dir zehnmal vorzurücken.
Nicht darum wird dein Glück von ſeiner Huld vermehrt,
Von ſeinem Arm beſchützt, damit man öfters hört:
Ich hob ihn aus dem Staub in den beglückten Orden,
Ich ſprach: er werde groſs, und er iſt groſs geworden.
Nein, wenn der Menſchenfreund ſich um dein Wohl bemuht:
So glaub, er wartet nicht, bis es der Erdkreis ſieht.
Er bittet dich vielmehr, die Wohlthat zu verſchweigen:
Gott und ſein eignes Herz ſind ihm die liebſten Zeugen.
Kein Stolz noch Eigennutz wirkt ſeine Gütigkeit.
Was die Natur befiehlt, was die Vernunft gebeut,
Was dein Bedürfniſs heiſcht, dieſs reizet ſeine Triebe,
Auch ohne Ruhm und Lohn zu wahrer Menſchenliebe.

Nie hält er ſich zu ſchwach, dir hülfreich beyzuſtehn;
Sein Anſehn und ſein Freund, ſein Stand, ſein Wohlergehn,
Sind Mittel deines Glücks; und kann er nicht durch Thaten,
So wird er durch Verſtand, und durch Erfahrung rathen.

O, ſpricht er bey ſich ſelbſt, mir gab der Allmacht Hand,
Bey Gütern und Gewalt, auch Willen und Verſtand;
Die letzten wend ich an, damit die erſten Gaben,
Indem ſie mir genützt, der Welt genützet haben.
Was ſoll der reiche Schatz? Wie? ſoll er nur allein
Des Moders halber Raub und meine Marter ſeyn?
Und ſoll ich, als ein Thor, mein Herz und mein Gewiſſen,
Vergnügen und Verſtand zugleich mit ihm verſchlieſſen?
Welch Elend iſt mein Glück, wenn ich von Unruh voll,
Als meines Schatzes Herr, den Schatz nur hüten ſoll!

Bekam

Bekam ich darum nur der Väter reiches Erbe,
Damit ich reicher noch, als meine Väter, ſterbe?
Iſt, dieſs des Reichthums Frucht, daſs ich, dem Geitze treu,
Bey allem Ueberfluſs ſelbſt arm und dürftig ſey:
So fluch ich auf mein Glück, und nenn es eine Bürde,
Und hielt ein Freudenfeſt, wenn es geſtohlen würde.
Der, der aus ſeiner Hand, die ihn mit Müh ernährt,
Und noch vom Fleiſſe ſchwitzt, ſein ſchwarzes Brod verzehrt,
Und ſichs zufrieden gönnt, iſts gleich das letzte Stücke,
Lebt beſſer ohne Glück, als ich bey groſsem Glücke.

Zwar ſeh ich, wie Gargil ſein reiches Gut gebraucht,
Wenn ſtets ſein Speiſeſaal von zwanzig Schüſſeln raucht;
Nie hebt die Tafel an, ſo zeigen neue Trachten,
Daſs ihm die Väter nicht umſonſt ihr Geld vermachten.

Wahr iſts, Gargil lebt wohl; komm auch um Mitternacht!
Da kömmt kein Gaſt zu ſpät, wo ſtets der Mundkoch wacht.
Dich wird der liebſte Wirth mit Speiſen überladen,
Mit Gläſern auf dich gehn, und dich mit Weine baden.
Trink dich um den Verſtand; du trinkſt ihm nie zu viel.
Du taumelſt; taumle recht: denn dieſes wünſcht Gargil.
Er lacht den andern Tag, wenn du die Stirne ſtreicheſt,
Und, krank durch ſeine Huld, aus ſeinem Hauſe ſchleicheſt.
So braucht Gargil ſein Gut, und legt der Schwelgerey,
Mit welcher ers verpraſst, der Groſsmuth Namen bey,
Und meynt, er lebe klug, und lebt, und ſchwelgt bethöret,
Bis ſein Pallaſt für Schuld der ganzen Stadt gehöret.

O! denkt der Menſchenfreund, Suffen mag Häuſer baun,
Und ſich, beym Leben ſchon, durch Stein verewigt ſchaun;

Was

Was nützt die ſtolze Wand, als daſs von ſeinem Seegen
Die Enkel einſt, in ihr, der Wollust ſanfter pflegen.
Haut ganze Wälder um, legt theure Gärten an,
Viel habt ihr für die Pracht, nichts für die Welt gethan;
Schmückt Gärten, Haus und Hof mit Bildern und mit Säulen;
Den Künſtlern wird die Welt, nicht euch, den Ruhm ertheilen.
Ich will mit meinem Gut, das mir das Glück verliehn,
Mein reinliches Gemach nicht glänzend überziehn;
Es iſt bequem genug, mich und den Freund zu faſſen;
Der Freund beſucht es gern, und wirds nicht gern verlaſſen.
Den Fremden, und dem Freund, ſey ſtets mein Tiſch gedeckt.
Wenn ein geſund Gericht mir und den Gäſten ſchmeckt:
Was ſoll der Ueberfluſs aus Feldern, Wald und Seen,
Dem Tiſch und mir zur Laſt, vor meinen Augen ſtehen?

Macht mich ein kluger Freund, durch Reden voller Geiſt,
Bey wenig Speiſen ſatt: ſo hab ich wohl geſpeist,
Und tauſche nicht mit dem, der hundert Schüſſeln zählet,
Und doch bey jeder klagt, daſs ihm der Hunger fehlet.

Die Welt hat Recht genug zu meinem Wohlergehn;
Was ich nicht ſelbſt bedarf, muſs ihr zu Dienſte ſtehn.
Für alle ſchuf der Herr die Güter dieſer Erden,
Für alle, die da ſind, und noch gebohren werden.
Daſs mancher Fromme darbt, manch redlich Herz verdirbt,
Und der, zum Greis verſehn, vor Noth als Jüngling ſtirbt;
Daſs mancher Vater ächzt, weil er bey Fleiſs und Wachen,
Nicht ſo viel Brod erſchwitzt, die Kinder ſatt zu machen:
Thut dieſes die Natur? Giebt ſie nicht reichlich gnug?
Verſchwendung, Hoffart, Geitz, Liſt, Eigennutz, Betrug,

Dieſs

Diefs macht den Erdkreis arm. O ſteinern Herz des Boſen,
Zum Retten haſt du Kraft, und willſt doch nicht erloſen!
So lange ſiecht Philet, von Weh und Angſt beklemmt;
Warum? weil noch bis itzt kein Samariter kömmt;
Er leidet ohne Schuld, und ware längſt geneſen,
Wärſt du zum Mitleid nicht zu kalt und karg geweſen.

So denkt der Menſchenfreund! Er denkt nicht nur, er thut,
Er theilt mit Klugheit aus, und freut ſich, daſs ſein Gut
Die Zahl der Frohen mehrt, die Zahl Entbloſster mindert,
Und, wenn er längſt verweſt, noch manches Elend hindert.
Er hilft der Wiſſenſchaft: weil, wenn er die beſchutzt,
Er auch der Wahrheit hilft, und auch der Tugend nützt,
Und ihrem gröſsten Feind, der Gott und ſie entehret,
Dem Sohn der Finſterniſs, dem Aberglauben, wehret.

Ein Kopf, dem die Natur mehr Geiſt als Glück verliehn,
Iſt ſeiner Achtung werth; er ſucht ihn aufzuziehn,
Durch Beyſpiel, durch Verſtand, durch Grofsmuth, Hulf und Wachen,
Klug, edelmüthig, treu, grofs, und beglückt zu machen.
Was kann er edlers thun, als dafs er für die Welt
Ein nicht von ſeinem Blut entſprofsnes Kind erhält?
Er ſchenkt ihm Zucht und Kunſt; der Vater gab ihm Leben:
Wer hat für dieſen Sohn das meiſte hergegeben?

Er ſetzt das ganze Jahr gewiſſe Gelder aus.
Für wen? Friſst ſie vielleicht der Schmeichler und der Schmaus?
Erkauft er ſich damit der Dichter Lorbeerreiſer?
O nein! erröthet nur, er baut den Wittwen Häuſer,
Wird zarten Waiſen Gott, und ſchätzt ſich dann beglückt,
Wenn ſie durch ſeine Huld zum Dienſt der Welt geſchickt.

Den

Den Zeiten nützlich sind. O, spricht er, dieser Saame
Sey, wenn ich nicht mehr bin, mein Preis und später Name.

So wie ein Wuchrer zählt, wenn itzt ein Jahr verlauft,
Wie hoch sein baares Geld sich durch die Zinsen hauft:
So zahlt der Menschenfreund mit jedes Tages Ende
Den Wucher seines Guts, das Wohlthun seiner Hände.
Er lacht des eitlen Staats. Für das verschmifsne Geld,
Wovon Marull ein Haus unnützer Diener hält,
Die ihm im Wege stehn, und ihm und seinen Pferden
Am Müfsiggange gleich, und gleich an Geilheit werden;
Für diefs verprafste Geld weifs unser Menschenfreund
Den, der mit Jammer wacht, und auf dem Lager weint,
Aus Liebe zur Natur, bewegt von seelgen Pflichten,
Grofsmüthig zu erfreun, und göttlich aufzurichten.

Zum

Zum Prinzen fehlt ihm nichts, als ein gehorchend Land.
Kommt, Völker, gebet ihm den Scepter in die Hand;
Er wird als Antonin das Ruder weislich führen,
Gelinde, wie Trajan, groſs, wie Auguſt, regieren.
Er hält nicht Glück und Volk für ſich allein gemacht,
Sich hält er für die Welt von Gott hervorgebracht:
Ihm will er, als ſein Bild, durch wahre Hoheit gleichen,
Durch Liebe ſucht er dieſs, und wirds durch Lieb erreichen.
Kein Undank ſchreckt ihn ab, dir noch ſein Herz zu weihn.
Verſuch es, ſey ſein Feind, du wirſts nicht lange ſeyn;
Durch Wohlthun wird er bald Haſs und Verfolgung ſchwächen,
Und wenn du ihn bedrängſt, ſich nur durch Groſsmuth rächen.

Wo aber bleibt die Frucht von allem, was er gab?
O Freund, ſprich ſeiner Huld nicht gleich den Nutzen ab!

Der

Der Landmann pflegt im Herbſt den Acker feiſt zu bauen,
Und ſein erſpartes Korn den Hufen zu vertrauen:
Itzt ſieht er keine Frucht, er ſieht nach kurzer Zeit
Sein reich geſtreutes Korn vergraben und verſchneyt,
Und doch verzagt er nicht; nach wenig Frühlingstagen
Zeigt ſich ſein Feld bereit, im Sommer reich zu tragen.
Das Grüne ſproſst hervor, die Saat fängt an zu bluhn,
Der Stengel eines Korns, ſo klein er erſtlich ſchien,
Wird vielfach ſchon ein Halm; dann trägt in vollen Aehren
Ein einzig Korn oft Brod, dich Tage zu ernähren.
So zeigt der Wohlthat Frucht ſich nicht im Augenblick.
Itzt leget ſie den Grund zu eines Waiſen Glück:
Dieſs ſcheint nicht viel gethan; was hilft das Glück des einen,
Wenn tauſend gegen ihn ihr Unglück noch beweinen?

Doch

Doch warte kurze Zeit; der Waiſe wird ein Mann,
Der durch Verſtand und Kunſt und Guter dienen kann.
Er hilft, er dient, er nutzt, ſorgt wachet und verbeſſert,
Und mehrt des andern Wohl, ſo wie man ſeins vergrößert.
So keimt aus einem Glück oft ganzer Häuſer Heil;
Und ganzer Hauſer Wohl wird ganzer Länder Theil.
So nützt des erſten Hand, die dem das Glück gegeben,
In ihm noch oft der Welt nach eines Mannes Leben.

O wollte doch der Menſch des Menſchen Schutzgott ſeyn:
So wär das meiſte Weh noch unbekannte Pein.
Belebte jedes Herz der Geiſt der Menſchenliebe:
So wären Neid und Haſs noch ungezeugte Triebe.
Als Glieder ſchuf uns Gott, als Bürger einer Welt,
In der des einen Hand die Hand des andern hält.

Wir

Wir trennen dieſes Band, und bleiben fuhllos ſtehen,
Und bauen unſer Glück auf andrer Untergehen.

Ein treu und redlich Herz wohnt bey Vernunft in dir;
Allein du denkſt, du ſprichſt, du glaubſt nicht ſo, wie wir:
So ſiehſt du deine Quaal in blinder Eifrer Handen,
Die redend heilig ſind, und Gott durch Thaten ſchänden.
Aus Eifer für den Gott, der Liebe nur gebeut,
Verfolgt und drängt man dich, und ſtöſst aus Heiligkeit
Dich ſchäumend von ſich aus, und ſuchet durch Verheeren
Durch Martern des Barbars dich chriſtlich zu bekehren.
Hält nicht noch manches Land, aus nie befohlner Pflicht,
Rechtg'laubig vor dem Herrn, ein heilig Blutgericht,
Zum Bau des Chriſtenthums, und Ketzern zum Verderben,
Die oft weit ſeeliger, als ihre Henker, ſterben?

So

So liebloß macht der Menſch den Menſchen unglücksvoll,
Statt, daſs er ihn als Freund mit Sanftmuth tragen ſoll.
Komm wieder, glücklich Jahr, du goldne Zeit der Alten,
Da Wahrheit, Treu und Recht, und Menſchenliebe galten!

Regiſter

zu dem

zweyten Theile

der

Fabeln und Erzählungen.

Vorrede - - S. 5
Die beyden Schwalben - 11
Das Ungluck der Weiber - 12
Der ſterbende Vater - - 16
Der junge Dreſcher - - 17
Die gluckliche Ehe - - 21
Die beyden Wächter - - 23
Das Kutſchpferd - - 24
Die Fliege - - 26
Der arme Greis - - - 28
Calliſte. Siehe die Nachricht von dem Tode der Frau *von Villacerfe*, im fünften Theile des *Zuſchauers*, auf der 273 S. f. 35
Der Affe - - 37
Der Bauer und ſein Sohn. S. *Burcard Waldis*, in dem ganz neu gemachten und in Reimen verfaſsten *Eſopus*, im dritten Buche, 178. bl. 41
Der gluckliche Dichter. (Er hieſs Chartier.) S. *Jöchers* Gelehrten Lexicon. 43

Die

Regiſter.

Die Miſsgeburt.
Die Ente
Till.
Cleant.
Der Wuchrer. S. das *kurzweilige Luſtha*
7. S.
Der Tod der Fliege und der Mucke
Amynt
Herodes und Herodias
Der Freygeiſt
Das Vermachtniſs
Die Gutthat
Der Candidat
Die ſchlauen Mädchen. S. *Burcard Waldi*
im erſten Buche ſeines Eſops, bl. 51.
Epictet
Elpin
Das Hoſpital
Der betrubte Wittwer. Diction. de Bayle,
Aſclepiade, n. A.
Der Tartarfuſt
Der junge Prinz. Elite de bons mots, T.
p. 65.
Das neue Ehepaar. The Tatler, Vol. II. n.
Der Jüngling
Eraſt.
Man erzählet eine eben ſo groſsmuth
Handlung von dem Herrn *Saurin.* S. L
tres ſericuſes & badines, p. 66.
Das Pferd und der Eſel
Cotill
Der beherzte Entſchluſs. S. *Burcard Wal*
im vierten Buche, bl. 288.
Der junge Gelehrte

Regiſter.

Das junge Mädchen. S. *Zinkgrafs* deutſche Apophthegmata, im 3. Th. 314. S. S. 101
Die beyden Knaben - - 103
Die Bauern und der Amtmann - 105
Der Frever - - 108
Emil. Vaniere in Opuſc. p. 213. Cato ad Amicum demirantem, quod nullam haberet Romae Statuam.) - - 109
Malo, mihi ſtatuam cur non poſuere, quam ſi, cur poſuere, roget.
Der Knabe - - 110
Der Lugner. Siehe das 504. Stuck des *Zuſchauers*, im ſiebenten Theile. - 111
Die Frau und der Geiſt - 113
Philinde - - 115
Alceſt - - - 116
Der wunderbare Traum - - 119
Der Polyhiſtor - - 122
Die Nachtigall und der Kukuk - 124
Der Menſchenfreund - - 125

Sämtliche Schriften

Herrn C. F. Gellerts.

Zehnter und letzter Theil.

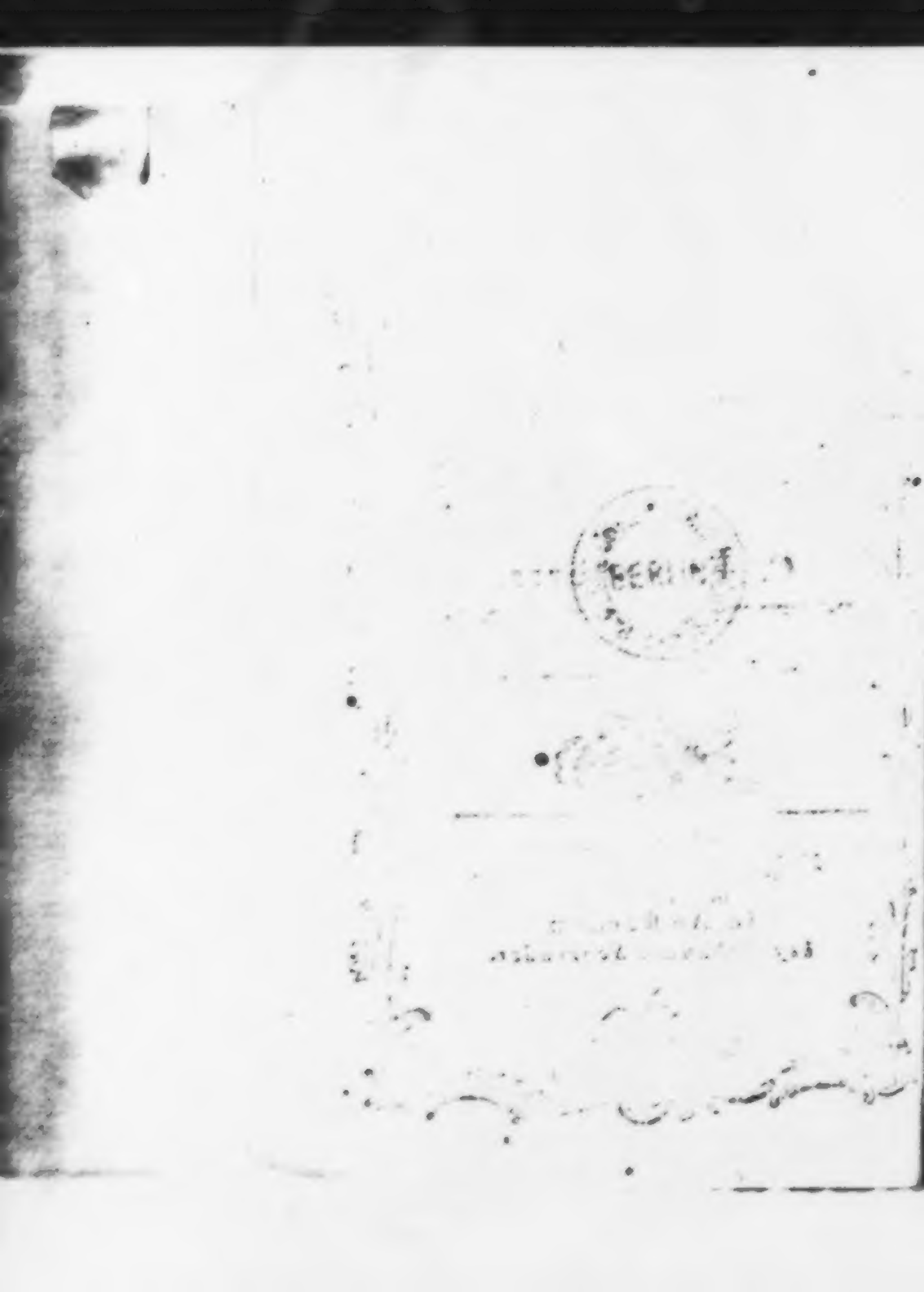
C. 1914. 196.

KÖNIGLICHE UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK BERLIN

Anhang
zu den
Sämtlichen
Schriften
Herrn
C. F. Gellerts.

Mit Kupfern.

Bern, 1775.
Verlegts Beat Ludwig Walthard,
und zu finden
in Amsterdam
bey Johannes Schreuder.



Von der

Vortreflichkeit und Würde

der

Andacht.

Viele denken ſo niedrig von der Andacht, daß ſie dieſelbe nur für das Antheil kleiner und einfältiger Seelen halten; und es iſt doch nichts gewiſſer, als daß eben der Mangel der Andacht eine ſolche Seele verräth; ſo wie ihre Gegenwart nur die Eigenſchaft eines empfindlichen und edlen Herzens ſeyn kann. Dieſes zu erweiſen, darf man nur zeigen, was die Andacht ſey; woher ſie entſtehe, und was ſie für Wirkungen auf die Seele und den Wandel der Menſchen habe.

Ohne eine richtige und lebendige Erkenntniß Gottes und ſeiner unendlichen Vollkommenheiten kann keine wahre Andacht ſtatt finden. Dieſe Gemüthsverfaſſung beſtehet eben darinne, daß wir die Größe und Güte GOttes uns würdig denken,

ſunkle lebendig empfinden. Sie iſt es ja, die unſern Verſtand mit den Eigenſchaften, Werken, Wohlthaten und Geboten Gottes, ſo wie ſie uns die Natur und Offenbarung lehren, oft und lebhaft unterhält, und ihm dieſelben tief einprägt. Sie iſt es, die dadurch in unſerm Herzen die Empfindungen der Ehrfurcht und Liebe, des Vertrauens, und der Dankbarkeit, der Demuth und gänzlichen Unterwerfung gegen GOtt, erwecket, welche dieſe Betrachtungen ſtets begleiten, wenn ſie nur nicht allein oft, ſondern auch mit Aufmerkſamkeit und Lebhaftigkeit angeſtellt werden. Denn nicht jede auch oft angeſtellte Betrachtung GOttes iſt Andacht, oder wird zur Andacht. Nicht derjenige iſt andächtig, der nur aus bloſſer Wisbegierde, oder ſeines Amts und Berufs wegen, ſich mit der Betrachtung Gottes beſchäftiget, und dabey ſo kalt bleibt, als ob er ſich mit den gleichgültigſten Gegenſtänden unterhalten hätte; ſo wenig als es der Heuchler iſt, der nur die Mine der Andacht zu ſeinen irdiſchen Abſichten misbraucht, ohne ihren Geiſt zu haben. Doch die Andacht verlangt nicht nur eine lebhafte, *ſondern auch eine* wahre *und richtige Erkenntniß Gottes und göttlicher Dinge. Ohne Wahrheit in unſerm Verſtande iſt auch keine Wahrheit und Richtigkeit in unſerm Herzen, und in unſern Empfindungen. Sich ſelbſt mit dem Traume eines gewiſſen frommen Gefühls ſchmeicheln,*

chein, ohne von Gott mit Ueberzeugung richtig, deutlich, und würdig zu denken, iſt Andacht in der Einbildung, und verborgene Heucheley des Herzens, oder fromme ſelbſtbetrogene Einfalt; ſo wie es ebenfalls nicht der wahre Geiſt der Andacht, ſondern fanatiſche Hitze iſt, wenn man GOtt und ſeine Eigenſchaften in einem falſchen Lichte betrachtet, und in ſich dadurch gewiſſe Empfindungen erzwingt, die GOtt und ſeinen Eigenſchaften nicht gemäß ſind. Wem gebühret alſo der Ruhm der wahren Andacht? Nur einem Geiſte der Gott in dem wahren Lichte betrachtet, in dem er ſelbſt ſich uns durch die Vernunft und Offenbarung gezeigt hat; und der, zurückgezogen von der Welt und ihren Zerſtreuungen, mit geſammelten Kräften in ernſthafter Stille, bald aus der Schrift, bald aus einem andern geiſtreichen Buche, bald aus ſeiner eignen Kenntniſs, das Andenken an Gott, ſeine Eigenſchaften, Werke, Wohlthaten und Gebote, oft und wirklich in der frommen *und* groſſen Abſicht *erneuert, um in ſeinem Herzen diejenigen Empfindungen zu erwecken und zu erhalten, welche dieſe Betrachtungen zu erzeugen ſo fähig ſind. Nur derjenige Chriſt iſt andächtig, der, um dieſe Abſicht zu erreichen, nicht allein überhaupt, ſondern auch insbeſondere, und* mit Beziehung auf ſichſelbſt, *alles dieſes überdenkt; der dieſe Empfindungen, ſobald er ſie fühlet, gern in ſich aufnimmt, ſein davon erfülltes Herz zu Gott ſelbſt erhebt, ſich in eine Art des Geſprächs*

und nähern Umgangs mit ihm versetzet, und als vor dem Angesichte des Allgegenwärtigen ihm sein ganzes Herz, bald in einem anbetenden Lobe, bald in einem freudigen Danke, bald in einer kindlichen Bitte, bald in einer reuvollen Abbitte, bald in einer erneuerten Zusage eröfnet, und sich nicht nur von Gott, sondern mit Gott selbst unterhält.

Aber was ist bey dieser Verrichtung klein? Ist es der Gegenstand? Was ist grösser, als Gott, der Unendliche, der alles, was groß und gut, was betrachtens- und liebenswerth ist, im höchsten Grade besitzet; als Er, der Vater aller Vollkommenheit, der Schöpfer und Herr der Natur, der Allmächtige, durch den wir sind und leben, in dessen Willen und Macht unser Glück oder Elend beruhet? Diesen Gott denken wir, wenn uns die Andacht beseelet, in aller der anbetenswürdigen Grösse und Güte, in der wir ihn nicht nur in dem Lichte der Natur, sondern in dem noch höhern Lichte der Offenbarung erblicken. Wir denken ihn, wie er uns wunderbar bereitet hat, und als der liebreichste Vater erhält, wie jeder Augenblick unsers Lebens sein Geschenk ist, und wie wir nichts seeligers thun können, als seinen Willen erforschen und ausüben, weil sein Wille nichts als Güte und Weisheit, nichts als unser Glück ist. Wir denken und erwägen, wie jede Verletzung seines Willens Frevel und Aufruhr ist; wie

wie heilig und gerecht GOtt iſt, und wie unrein und ſündig wir vor ſeinem Angeſichte von Natur ſind, und welche unausſprechliche Liebe er uns durch die Erlöſung ſeines Sohnes erwieſen. Dieſes oft, mit Ernſt und Empfindung denken und erwägen, kann dieſs die Eigenſchaft einer einfältigen Seele ſeyn? Wer die Erkenntniſs des Allmächtigen für klein, und die Bemühung in derſelben zu wachſen, für Schwachheit anſieht, iſt mehr als ein Thor; er iſt der nächſte zum Thiere. Und wer es für Schande hält, von Gott abzuhängen, und ihm ähnlich zu werden, wie ſoll man den nennen? Daß wir ohne Erkenntniſs Gottes nicht edel und tugendhaft ſeyn können, iſt eine eben ſo faßliche Wahrheit, als daß wir ohne Augen nicht ſehen können. Was kann alſo thörichter ſeyn, als die Erkenntniß menſchlicher Nichtswürdigkeiten und Eitelkeiten, mit denen ſich die Neugier zu beſchäftigen pflegt, der Erkenntniß Gottes und ſeines Willens vorziehen? Denn derjenige hat gewiß keinen Verſtand, der den wahren Werth der Sachen nicht zu beurtheilen weiſs, ein Nichts für ſein Glück, und das Glück eines Vernünftigen für Nichts hält. Wer würde den nicht verlachen, der den Beſitz einer Blume, die in wenig Stunden verwelket, dem Beſitze der ganzen Welt vorzöge? Handelt aber derjenige verſtändiger, welcher die Kenntniß der Mittel, den Beyfall eines Menſchen zu erhalten, der Kenntniß, den Beyfall Gottes zu erlangen, vorzieht?

Die Andacht erfodert, daß wir unſre Sinne von den gewöhnlichen Gegenſtänden abziehen, unſere Gedanken ſammeln, unſere Lüſte ſchweigen heiſſen, und uns über die ſichtbaren Dinge erheben. Zu dieſer Beſchäftigung gehöret Gewalt über ſich ſelbſt, Begierde nach Licht und Wahrheit, Achtſamkeit des Verſtandes, und Schärfe der Einbildungskraft. Warum glaubt man denn, daß andächtige Seelen meiſtentheils einfältige und unwiſſende Seelen ſind? Wir halten ja denjenigen nicht für einfältig, der, ſeinem Amte wohl vorzuſtehen, ſich oft die Pflichten ſeines Amtes mit einer gewiſſen Stille des Geiſtes vorſtellt, und ſeinen Vergnügungen entſagt, um die Wichtigkeit und die Foderungen ſeines Berufs in ihrem ganzen Umfange zu betrachten. Warum ſehen wir es denn als eine Einfalt an, wenn ein Chriſt eifrig iſt, die Pflichten ſeines Berufs und den Umfang der göttlichen Gebote, in allen beſondern Fällen des Lebens, zu überdenken?

Eine der vornehmſten Pflichten der Andacht iſt die Prüfung unſers Herzens. Niemand kann Gott im Geiſte und in der Wahrheit anbeten, zu ihm um Vergebung rufen, ſich ſeinen Beyſtand ernſtlich erbitten, noch ſich der Erlöſung ſeines Sohnes getröſten, und ſein Gewiſſen durch den Glauben beruhigen, ohne den Willen Gottes der-

der unsere Heiligung ist, auf sich selbst zu ziehen, und seine vielfältigen Abweichungen von diesem Willen zu überdenken. Aber sein Herz, das natürlicher Weise, aus Stolz und Eigenliebe, die Prüfung flieht, aufrichtig erforschen, in seine geheimsten Absichten eindringen, und seine Neigungen, nach dem Gesetze der Vernunft und des Gewissens, und nach den Aussprüchen der Offenbarung strenge beurtheilen, ist gewiß keine Frucht der Einfalt. Was thut der Christ, wenn er sich in der Stunde der Andacht prüfet? Er stellt sich vor dem Auge des Allwissenden in seiner ganzen Blösse dar. Er erkennet seine Thorheit als Thorheit. Und so sehr sich dessen natürlicher Weise das Herz weigert, nöthiget er sich dennoch, eine böse Handlung in allen ihren Folgen und Veranlassungen, nach dem wahren Grade ihrer Strafbarkeit, nach dem Widerstande, den man dabey gefühlet, zu betrachten, selbst jeden unreinen Gedanken zu verklagen, jedes Uebermaß erlaubter Neigungen zu bemerken und zu bestrafen, und die bösen, aber auch liebsten Neigungen der Natur für das, was sie sind, für Krankheiten und Schande der Seele, anzusehen. Ist aber dieß wohl das Geschäfte eines schwachen Geistes? Und wenn er vor dem Angesichte des Allerheiligsten fortfährt, auch das Gute, das er thut und wünschet, in der Stunde der Andacht aufrichtig zu prüfen, sich

einer löblichen Abſicht, einer rühmlichen Verläugnung ſeiner aufgebrachten Begierden, oder einer Handlung der Liebe und des Mitleidens dankbar vor Gott zu erfreuen; wenn er, ſage ich, auch den Werth des Guten, das er ausübt, und ſein Wachsthum in demſelben überdenkt und empfindet; und doch ſeinen Stolz zurückhält, und doch im Herzen mit Demuth auf Gott und Menſchen blicket, und doch ſeine Schwachheiten und Unvollkommenheiten beſeufzet, und ſtets wünſchet, mehr zu thun, und es herzlich bereuet, nicht genug gethan zu haben; iſt dieſes die Eigenſchaft oder die Bemühung einer gemeinen und einfältigen Seele? Was wäre Hoheit der Seele, wenn dieſes niedrige Geſinnungen ſeyn ſollten?

Man ſtelle ſich noch die Früchte und Abſichten der Andacht vor, um ihr Edles und Groſſes kennen zu lernen. Ihr Nutzen iſt nichts geringers, als das Wachsthum der Weisheit und Tugend, des Glaubens und der Liebe, des Eifers zum Guten und der Abneigung gegen das Böſe. Durch die Andacht erwecken wir das Vertrauen auf Gott, ſtärken unſern Muth in Gefahren, verſichern uns des Troſtes im Elende und der Mäſſigung im Glücke, befeſtigen unſere Ergebung in alle Rathſchlüſſe der Vorſehung von unſern Schickſalen, von unſerm Leben und Tode. Auf dieſe

Weiſe

Weiſe bildet uns die Andacht zu nützlichern Bürgern und zu vorſichtigern und ruhigern Chriſten. Sie giebt uns zu allen Pflichten und Begegniſſen dieſes Lebens mehr Stärke und Wachſamkeit. Sie macht uns mit Gott vertraut, mit der Welt des ewigen Lebens bekannt, und geſchickt, den Tod zu beſiegen, und uns durch die Ausſicht eines ewigen Glücks, durch den groſſen Gedanken unſrer Erlöſung durch Jeſum Chriſtum, über den Bezirk der Erde zu erheben, und ſchon hier mit unſerm Herzen im Himmel zu wandeln. Und der Menſch, der eine Beſchäftigung unternimmt, die ihm ſo groſſe Vortheile ſchenket, ſollte dadurch ein einfältiges Herz verrathen? Wenn iſt dann die Sorgfalt für ſein Glück, und zwar für das Glück der Seelen, Einfalt geworden? Wenn der Held, der ſein Vaterland beſchützen ſoll, alles unternimmt, ſeinen Muth anzufeuren, und alle Klugheit gebraucht, den Feinden zu widerſtehen, oder ſie zu ſchwächen; wenn er ſelbſt durch die Gefahren geſetzter und durch ſeinen Verluſt weiſer werden lernet, und alſo die ſicherſten Mittel vorſichtig und herzhaft anwendet, um ſein und ſeines Vaterlandes Glück zu beſchützen: ſo heiſſt er mit Recht ein ruhmvoller Held. Aber der Chriſt, der für ſein unſterbliches Glück und ewiges Vaterland, für ſich und ſeine Brüder, in dem Werke des Glaubens und der Tugend eben das thut,

der ſollte ein ſchwacher Geiſt ſeyn? Verſtand und Freyheit, Gewiſſen und Offenbarung haben, und gegen ſein Glück, gegen die Reingkeit der Seele, unempfindlich ſeyn, hingegen menſchliche Ehre, Reichthümer und Freuden der Sinne höher ſchäzen, als Ehre bey Gott und Reichthum an guten Werken, als den Frieden eines guten Gewiſſens und die Auwartſchaft der ſeeligen Unſterblichkeit, iſt eben ſo viel Thorheit, als wenn ein Regent bey dem erhabnen Berufe, wohl zu herrſchen, und Millionen Menſchen zu beglücken, und bey allen dazu nöthigen groſſen Eigenſchaften es doch für edler halten wollte, ſich eine Fertigkeit im Ballſchlagen zu erwerben, als Menſchen ruhig und glüklich zu machen.

Will man vielleicht zweifeln, daß die Andacht dieſen gerühmten Nutzen nach ſich ziehe: ſo erinnere man ſich nur an die Natur der Seele und der Andacht. Man entferne zuerſt den unrichtigen Gedanken, als ob Gott etwas gewönne, wenn wir andächtig ſind; als ob unſer Andenken an ihn, an ſeinen Willen und ſeine Werke, ein eigentlicher Dienſt wäre, den wir ihm leiſteten; und als ob es ihm, wie den Groſſen der Welt, zur Ehre gereichte, wenn wir ihm unſere Ehrfurcht und Liebe, oder unſere Reue und den künftigen Eifer in ſeinen Befehlen, zu erkennen geben. Gott iſt kein Menſch. Er ſieht unſre Gedanken

danken von ferne, und ſah aller Menſchen Herzen in allen ihren Wegen und Abſichten, ehe ſeine Hand noch eins bereitet hatte. Er bedarf unſrer Ehrfurcht nicht, wie der Regent der Erde der Ehrfurcht der Unterthanen bedarf. Unſre Opfer der heiligſten Gedanken und Lobgeſänge vermehren ſeine Glückſeligkeit eben ſo wenig, als die Opfer aller Thiere und die Erbauung unzählbarer Tempel. Gleichwohl ſagt uns die Vernunft, daß wir Gott die Verehrung des Herzens ſchuldig ſind; und GOtt ſelbſt befiehlt uns in ſeinem Worte das Gebet und die Andacht, als eine nothwendige Pflicht. Und warum? Nicht nur, weil die Andacht und das Gebet dem natürlichen Verhältniſſe, darinne wir gegen Gott als ſeine Geſchöpfe und Kinder ſtehen, höchſt gemäß iſt, ſondern auch vornehmlich, weil Gott, der immer unſre Pflicht zu unſerm Glücke machet, wohl ſah, daß auch die Andacht und das Gebet ein Mittel ſind, das unſer Herz weiſer und tugendhafter bilden kann.

Wenn wir oft und feyerlich vor ſeinem Angeſichte erſcheinen, an die heiligen und hohen Wahrheiten der Religion denken, und, losgeriſſen von der Erde, uns mit der Betrachtung der Güter, die uns allein in jene Welt folgen werden, unterhalten; wenn wir ſeine Liebe und Fürſorge über alles,

aller, und besonders gegen uns selbst, wie sie mit jedem Tage wirket, erwägen; wenn wir oft den Gedanken von seiner Allwissenheit, Macht und Heiligkeit in unsre Seele rufen; wenn wir an diesen Gott mit allen seinen hohen Eigenschaften izt nicht nur denken, sondern uns mit ihm selbst unterhalten, selbst zu ihm denken, zu ihm reden: so wächst nicht allein unsre Erkenntniss von ihm, sondern sie wird auch lebendig und kräftig in uns; so wie GOtt selbst in dieser Art des nähern Umgangs unsrer Seele gegenwärtiger wird. Seine Eigenschaften werden uns zu Bewegungsgründen der Tugend; und sowohl Ehrfurcht und Liebe, als Dankbarkeit und Vertrauen nehmen gegen einen GOtt zu, den wir kennen, und immer vor Augen und im Herzen haben. Solte ein Christ, der das Heil, das ihm der Sohn Gottes mit seinem Blute erkauft hat, oft und andächtig überdenkt, der seine göttliche Majestät und die freywillige Erniedrigung, um uns ewig zu beglücken, ehrerbietig erwägt, in seinem Herzen keinen Abscheu vor der Sünde fühlen, deren schreckliche Strafen Christus trug; keinen Eifer zur Tugend, die uns seine Lehre, sein Leben und sein Tod predigen, keine Liebe zu dem Erlöser und seinem Willen? Sollten die Drohungen und Verheissungen Gottes, die wir uns in der Stunde der Andacht zu Gemüthe führen, keinen

Ein-

Eindruck zurücklaſſen, heilig zu ſeyn, wie Er iſt? Oder wird die Prüfung unſers Herzens und Wandels, die wir izt in dem Angeſichte Gottes unternommen haben, uns bey unſern täglichen Fehltritten nicht weiſer und ſtärker zum Kampfe gegen die Sünde machen, nicht mit demüthigem Verlangen nach ſeinem Beyſtande erfullen?

Wenn der Chriſt des Morgens den Gedanken mit Ueberzeugung gedacht hat: Gott lebt; Gott regiert die Welt; nichts iſt ſo geringe, das nicht unter ſeiner Anordnung oder Zulaſſung ſtehe; er hat die Haare auf deinem Haupte gezählet, und denen, die ihn lieben, ſoll alles zum Beſten dienen: ſo wird dieſer Gedanke, wenn er ihn des Tages bey einer bevorſtehenden Gefahr, oder einem zu duldenden Verluſte; wieder in ſeiner Seele erneuert, auch ſeine Kraft an ihm äuſſern. Er wird ihn beherzter und gelaſſner machen, wenigſtens dem Unmuthe und der Troſtloſigkeit wehren, und ſie nach und nach beſiegen.

Wenn ich in den Stunden der Andacht Gott für mein irdiſches und ewiges Glück danke, das heißt, bey dieſen Vorſtellungen ſeine Liebe, mein Glück, und meine Unwürdigkeit empfinde; ſollten dieſe Empfindungen nicht ein Saame des Gehorſams und der Demuth werden? Wenn ich izt in der Prü-

Prüfung vor Gott erkenne, daß ich einen böſen unedlen Gedanken meiner Seele erlaubt, oder eine ihm miſsfällige Neigung gehegt habe; wird dieſes keine Reue, die Reue keinen Vorſatz, und der Vorſatz keine Beſſrung wirken? Und werde ich mich in der künftigen Stunde der Andacht und Prüfung wieder vor ſein Angeſicht wagen können, wenn meine vorige Prüfung fruchtlos war, wenn ich dieſe Beſſrung nicht an mir finde, und immer noch ganz mit den vorigen Fehlern vor ihm erſcheine?

Ein Menſch, der, in den Augenblicken der Andacht, Gott in aller ſeiner Gröſſe, und ſich in ſeiner Niedrigkeit erblickt, und der durch ſein Gebet ein Geſtändniß ſeiner Unwürdigkeit, Ohnmacht und Dürftigkeit ablegt; ein ſolcher Menſch, wird ſchwerlich den Stolz noch in ſeinem Herzen ernähren können. Er wird ſchwerlich, wenn er izt den Gedanken in ſeiner Seele erneuert hat, daß ſein Nächſter von eben dem Gott erſchaffen, erlöſet und bewahret iſt, und daß ſie beyde ihre Gaben als unverdiente Geſchenke, aus gleicher wohlthätigen Hand erhalten haben; er wird, ſage ich, ſchwerlich dieſen Nächſten, wenn er mehr empfangen hat, verachten, und ſich, ihm zu helfen, oder ihn zu ertragen, ſchämen können. Wer die Liebe Gottes in ſich erneuert und ſtärket, der belebet und

und vermehret auch zu gleicher Zeit die Liebe des Nächſten, und erwecket ſowohl den Geiſt der Sanftmuth und Beſcheidenheit, als des Mitleidens und der Dienſtfertigkeit.

Iſt aber die Andacht ein Weg, uns in der wahren Weisheit und Klugheit zu erhalten, ſich die hohen Wahrheiten der Religion gegenwärtig und lebendig zu machen, von ſeinen Pflichten ſich mehr zu überzeugen, ſein Herz genauer kennen zu lernen, und Furcht und Liebe gegen Gott zu beleben und zu vermehren: nun ſo iſt ſie ein ſichres Mittel zu unſrer Gemüthsruhe und unſerm ewigen Glücke. Und ein ſolches Mittel ſorgfaltig, oft, *mit* redlichem Herzen, *in* Unterwerfung gegen Gott *anwenden, und alſo andächtig ſeyn, dieſes wird ſtets ein Kennzeichen eines edlen und weiſen Herzens bleiben; ſo wie die Geringſchätzung und Unterlaſſung dieſes Mittels ein ſinnliches und niederträchtiges Herz verrathen wird.*

Ich will zu dieſer Betrachtung noch einige Anmerkungen über die Art und Zeit der Andacht *hinzuſetzen. Wie oft wir dieſe Pflicht ausüben ſollen, hat uns die Schrift nirgends befohlen. Allein, wenn ſie uns ermahnet, daß wir am Gebete anhalten, daß wir immerdar beten ſollen: ſo verlanget ſie offenbar, daß wir oft andächtig*

ſeyn

ſeyn ſollen. Wir ſind freylich nicht hier, um unſer Leben nur in andächtigen Betrachtungen zuzubringen. Gott hat tauſend Bedürfniſſe unſrer Erhaltung und Bequemlichkeite dem Fleiſſe der Menſchen überlaſſen, und uns ſo viele und mannigfaltige Pflichten gegen uns ſelbſt und unſern Nächſten auferlegt. Er hat eben ſowohl befohlen zu arbeiten, als zu beten. Es kann alſo nicht ſein Wille ſeyn, daß wir der Andacht ſo pflegen ſollen, daß wir die Geſchäfte des Lebens darüber vergeſſen. Die Mutter, die für ihr Haus ſorgen, Kinder erziehen, und ihrem Manne die Laſt ſeines Berufs erleichtern ſoll, und es doch für ihre Pflicht hält, den gröſten Theil des Tages der Andacht zu widmen, verſteht das Gebot der Andacht unrichtig und hebt offenbar den Nutzen und Einfluß derſelben auf. Sie ſollte andächtig ſeyn, um eine deſto ſorgfältigere Mutter und Gattinn zu werden; und ſie wird eine ſchlechtere Mutter, um andächtig zu ſeyn. Der Staatsmann, der zu der Stunde, wo ihn die Wohlfahrt des Landes ruft, ſich für berechtiget hält, nicht zu erſcheinen, weil er ſeine Andacht noch zu verrichten hat, verſteht ſie nicht richtiger, als ſie der Arzt verſtehen würde, der, um Gott erſt das Opfer der Andacht zu bringen, einen Kranken zu retten verabſäumte. Allein ſo viel iſt gewiß, daß Perſonen, welche Gott weniger in die Umſtände

geſetzt

geſetzt hat, dringende und beſchwerliche Geſchäfte zu beſorgen, auch einen gröſſern Theil der ihnen uberlaſſenen Zeit zur Andacht anwenden können und müſſen. Und endlich kann wiederum kein Leben ſo beſchäftiget ſeyn, das uns nicht des Tages, oder in der Stille der Nacht, wo nicht Stunden, doch Augenblicke zur Andacht ſchenken ſollte.

Weder die Länge, noch die Kürze, kann überhaupt unſrer Andacht einen Werth geben. Unſer Erlöſer hat die langen Gebete verboten, aber nicht ohne Ausnahme. Er ſelbſt hat zu gewiſſen Zeiten lange im Gebete beharret. Ich glaube alſo, daß es kein gutes Kennzeichen unſers Herzens iſt, wenn wir immer nur kurze Augenblicke zu unſrer Andacht finden können. Sollten wir von denen Stunden, die wir auf die Vergnügungen, oder auf müßige Beſuche verwenden, nichts abbrechen können, wenn wir den Werth der Zeit und der Andacht genug verſtünden? Niemand läugnet, daß diejenige Gutthätigkeit, da ich mir ſelbſt von erlaubten Vergnügungen etwas entziehe, um einen Elenden zu erquicken, gröſſer ſey, als die Mildthätigkeit, da ich mich gleichſam nur meines Ueberfluſſes entſchütte. Sollte es nicht auch edler ſeyn, zuweilen ſeinem Vergnügen eine Stunde zu entziehen, und ſie der Erbauung ſeines Herzens zu heiligen?

Da wir nicht zu aller Zeit gleich geſchickt ſind, unſre Gedanken zu Gott zu erheben: ſo wird es keine nothwendige Pflicht ſeyn, ſeine Andacht an gewiſſe beſtimmte Stunden zu binden. Allein, da wir leicht dieſe Uebung ganz unterlaſſen, wenn wir uns keine Geſetze vorſchreiben: ſo würde es auch eine Vernachläſſigung der Andacht ſeyn, wenn man gar keine gewiſſe Zeit für ſie ausſetzen wollte. Der Anbruch des Tages und die feyerliche Stille der Nacht ſcheint uns vorzüglich zu dieſem Geſchäfte einzuladen. Unſre Erwachung aus dem Schlafe, in welchem wir uns unſrer nicht bewußt waren, iſt eine Art der Auferſtehung für uns; und es iſt ſehr natürlich, nach der empfundnen Süßigkeit des Schlafes, bey dem Gefühle neuer Kräfte, und dem majeſtätiſchen Anblicke der wiederaufgehenden Sonne, Empfindungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht in ſich zu erwecken. Eben ſo muß es am Ende des Tages einem empfindlichen Herzen leicht ſeyn, ſich durch die Vorſtellung der genoſſenen Freuden und der überſtandenen Beſchwerlichkeiten, der begangenen Fehler und des vollbrachten Guten, in die Empfindungen des Dankes, der Reue und des Vertrauens auf Gott, zu ſetzen, deſſen Schutz in dem hülfloſen Zuſtande des Schlafs, am meiſten in die Augen fällt. Allein, ſollten deswegen nicht auch am Tage ſich gewiſſe bequeme Zeitpunkte

zur Andacht darbieten, wenn wir nur begierig wären, sie aufzusuchen, wenn wir uns weniger mit unnöthigen Sorgen und Geschäften beschwerten, weniger für die Eitelkeit und Mode lebten, und uns über gewisse Vorurtheile des so genannten Wohlstandes, der oft nur eine Verschwendung der Zeit ist, hinwegsetzten? Sollte es in der Einsamkeit nicht edler gehandelt seyn, einen Blick in unser Herz und unsre Absichten, in die besondre Vorsehung Gottes bey diesem oder jenem Umstande des Lebens, zu thun, sich mit einer grossen Wahrheit der Religion zu unterhalten, als an ein Nichts zu denken, oder einer Begierde der Eigenliebe, einem Traume des Glücks und einer nichtswürdigen Neuigkeit nachzuhängen?

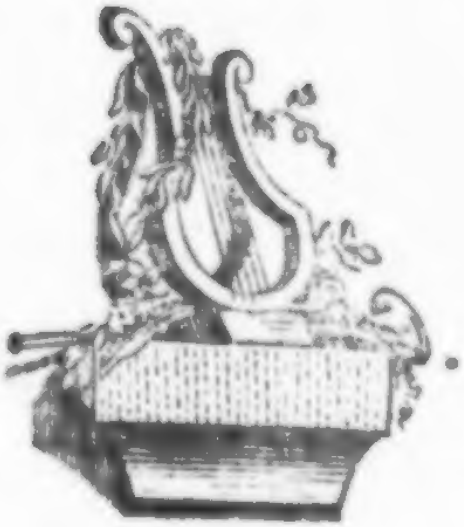
Vielleicht gewöhnet man seinen Geist zu wenig, an der Andacht Geschmack zu finden; und vielleicht ist man eben deswegen öfter aus Mangel des Versuchs, als aus einem wahren Unvermögen, zur Andacht ungeschickt. Wir fühlen zuweilen, wenn wir uns zu einer Arbeit des Verstandes anschicken, eine gewisse Trägheit, die uns den glücklichen Erfolg absagt. Indessen versuchen wirs, und wir finden oft am Ende, daß wir nie[illegible]licher gearbeitet haben. Warum stellen wir nicht eben diese Versuche bey unsrer Andacht an? Wissen wirs voraus, daß sie

ſie miſslingen werden? Und können wir nicht abbrechen, wenn wir fühlen, daſs wir keine Gewalt über unſre Seele haben? Erſchöpft von ſtrengen Arbeiten, voll von dem Geräuſche einer groſſen Geſellſchaft, die man jezt verlaſſen, oder trüge nach dem Genuſſe der Mahlzeit, oder mürriſch nach einem Verdruſſe in ſeinen Angelegenheiten zur Andacht eilen, heiſst ungeſchickt ſich zu ihr nahen. Die Würde und den Nutzen der Andacht ſich nicht vorſtellen, ehe man ſie anfängt, heiſst ſich nicht gehörig dazu vorbereiten, und ihren dadurch ſich ſelbſt ihres Segens berauben. Die gehabte Andacht nicht durch die Ausführung unſers angelobten Vorſatzes den Tag über fortſetzen, heiſst ſich die Andacht beſchwerlich und ſchrecklich machen. Wer das Wort Gottes nicht mit einem guten Herzen hört und bewahrt, bey dem bringt es keine Früchte; und wer nicht mit einem guten Herzen ſich zur Andacht vorbereitet, und ihre Kraft nicht darinne bewahret, wird von der Andacht vergebens hoffen, daſs ſie ihn weiſer und frömmer machen ſoll; denn es war keine Andacht, es war nur ein Schatten derſelben. Warum hört Gott die Sünder nicht, wenn ſie beten? Weil ſie kein aufrichtiges Verlangen nach den Gütern des Heils haben, und die ſie bitten. Und wie können wir glauben, daſs Gott unſre Andacht ſegnen werde, wenn er ſieht,

sieht, daß wir selbst kein Verlangen nach diesem Segen haben, und daß wir vor ihm erscheinen, wie der Knecht vor seinem Gebieter, mit Widerstande und einem heimlichen Wunsche, daß man der Andacht überhoben seyn möchte?

Man kann leicht seine Andacht als ein verdienstliches Werk bey Gott ansehen, wenn man glaubt, daß sie Gott angenehm sey, und daß man ihm dadurch einen besondern Dienst erzeige. Man denke also stets daran, daß sie unsre Pflicht, und zwar eine Pflicht sey, die Gott uns zum Besten verordnet hat; und daß er Gott ist, und als Gott handelt, ohne unser Gebet. Sind endlich alle Opfer der Pflicht bey Gott nur geltend, wenn wir sie im Vertrauen auf die Fürbitte und das Verdienst des Erlösers, das allein unsre Mängel bedecken, und uns vor Gott einen Werth geben kann, ihm darbringen: so kann man leicht einsehen, daß alle unsre Andacht, die von keinem Glauben an den Erlöser geheiliget wird, vor Gott nichts mehr sey, als der Laut der Musik die wir ihm in den Tempeln bringen; denn Gott ist nicht ein Mensch, der durch unsre Bitten und Wünsche, durch Worte und Töne zur Gnade bewegt würde. Weder die Menge der Gebete, noch der Betenden, giebt eigentlich unsrer Andacht die Kraft bey GOtt, sondern die Hofnung auf seine

Barmherzigkeit, und ſeine Verheiſſung, uns um Chriſti willen zu begnadigen und zu erhören. Dieſer Glaube muß die Seele unſrer Andacht, ſo wie unſers ganzen Chriſtenthums ſeyn.



Lehren

eines

Vaters für ſeinen Sohn,

den er

auf die Academie ſchickt.

Mein Sohn!

Ich wiederhole dir hier die Lehren ſchriftlich, die ich dir theils von den erſten Jahren an, theils zu der Zeit, da ich dir die Akademie von ferne zeigte, gegeben habe. Laß dir dieſe Schrift einen beſtändigen Beweis meiner Liebe gegen dich, und auf dem Wege, der dich nun näher zu deinem Glücke führen ſoll, eine tägliche Ermunterung ſeyn. Du trittſt in eine neue Lebensart, und in eine dir noch fremde Welt; und ich und deine rechtſchaffenen Anführer haben dich zu keiner andern Abſicht ſo ſorgfältig bis in deine erwachſenen Jahre geleitet, als um dich in den

Stand zu ſetzen, daß du nunmehr dein eigener behutſamer Führer werden, und den Schritt aus deines Vaters Hauſe, den Schritt in die groſſe Welt, zu deiner Wohlfahrt thun könneſt. Ich kenne dein gutes Herz, deine Liebe zu mir, deine Begierde nach Wiſſenſchaften, und nach dem Beyfalle der Verſtändigen, ich kenne deine Tugend; ich kenne aber auch die Fehler deines Alters und Temperaments, den Mangel deiner Erfahrung, den verführeriſchen Reitz des Laſters und die Gefahren der groſſen Welt, in denen das beſte Herz unterliegen kann, wenn es ſich nicht mit täglicher Vorſichtigkeit und Klugheit waſnet. Höre mich denn an, mein liebſter Sohn, den ich nicht allein für dieſe Welt, ſondern für die Ewigkeit erziehen will. Der Gott der dich mir gegeben hat, wird Rechenſchaft von mir fodern, wie ich dich gebildet habe; aber er wird auch von dir Rechenſchaft fodern, wie du der unterrichtenden Liebe deines Vaters gefolget biſt.

Eben die Jahre, in denen du jetzt ſtehest, ſind die entſcheidenden Jahre deines Lebens. Sie ſind gefährlich wegen der Heftigkeit der jugendlichen Leidenſchaften, die ſich ſo oft der Weisheit und Tugend widerſetzen, und wegen der Freyheit, die du erlangeſt, vieles nach deinem Wohlgefallen zu thun, oder zu unterlaſſen; eine Freyheit, die ſo vielen auf der Akademie eine Urſache ihres Verderbens geweſen iſt.

Du

Du widmeſt dich den Wiſſenſchaften, die deinen Verſtand und dein Herz ausbilden, und dich zum Dienſte der Welt, und zur Beförderung deines eigenen Glücks geſchickt machen ſollen. Dieſe doppelte Abſicht iſt ein göttlicher Ruf; und dieſer Ruf, der deiner natürlichen Neigung gemäſs iſt, muß deinem Studieren Leben und Würde ertheilen. Studire alſo nie, um nur andere an Einſichten zu übertreffen, um in der Welt mit dem Namen eines groſſen Gelehrten zu prangen, um hohe Würden zu erſteigen, und durch Reichthümer und Pracht deinen Fleiſs belohnt zu ſehen. So lange du in dieſer Abſicht ſtudireſt, ſo verderbeſt du dein Herz durch Eitelkeit und Stolz, zu eben der Zeit, da du deinen Verſtand und dein Gedächtniſs mit Kenntniſſen und Einſichten bereicherſt, die an ſich ſehr nützlich ſind, dir ſelbſt aber wenig Nutzen ſchaffen. Studire zur Ehre Gottes, das heiſst, wende deine Kräfte zur Erlangung der Weisheit und Tugend, zur beſtändigen Ausübung derſelben, und zu ihrer künftigen Ausbreitung unter den Menſchen, aus Gehorſam gegen Gott, an: ſo verherrlicheſt du die göttlichen Abſichten, und ſo ſtudireſt du chriſtlich ſchön. Die Religion, mein Sohn, wie du oft von mir gehöret haſt, iſt kein bloſſer Gegenſtand des unmittelbaren Gottesdienſtes und der geheimen Stunden, die wir der Andacht ſchenken. Wir

entehren sie, wenn wir ihre Uebung nur als ein Opfer betrachten, das wir Gott in gewissen Zeitpunkten bringen sollen. Sie ist eine göttliche Weisheit, die uns gegeben ist, unser Herz edelgesinnt und ruhig zu machen, und die daher in unser ganzes Leben einfliessen soll. Wir können und sollen die Wissenschaften aus eben der Absicht treiben, aus der wir beten, oder ein Werk der Liebe ausüben; aus der grossen und auf Gott gerichteten Absicht, unsere Pflicht zu erfüllen; die Pflicht, die er uns aufgelegt hat, alle nützliche Mittel zur Verbesserung unsrer mannigfaltigen Kräfte und Fähigkeiten sorgfältig anzuwenden, um dadurch unser eigen Glück und das allgemeine Beste zu befördern. Setzen wir auf beyden Seiten gleichviel Lust, Fähigkeit, Fleiß und Gelegenheit voraus, welche die Gelehrsamkeit erfodert: so ist es gewiß, daß ein Studiren, welches durch eine so edle Absicht belebt wird, glücklicher von statten gehen muß, als die Erlernung der Wissenschaften, die ihre Nahrung nur aus unsrer Eitelkeit, oder aus unserm Eigennutze zieht. Ein Fleiß, den wir mit jedem Morgen durch die Betrachtung, daß er unsre Pflicht und unser Glück ist, erwecken; den wir durch Klugheit und nach den Vorschriften erfahrner Männer des Tages über fortsetzen; ein solcher gesetzter und in guter Ordnung durch ganze Jahre fortleitender Fleiß wird eine weit reichere und ge-

geſegnetere Erndte bringen, als der gierigſte Fleiß eines eitlen und lohnſüchtigen Jünglings.

Wer nicht nur aus Geſchmack, ſondern auch aus Religion ſtudiret, wird ſparſamer mit ſeiner Zeit umgehen, die Hinderniſſe des Fleiſſes leichter überwinden, ſtandhafter in dem Plane ſeiner Unternehmungen ſeyn, eifriger, das Beſte und Nutzlichſte vorzüglich zu erlernen, und befliſſner, ſich den Rath und den Unterricht einſichtsvoller Männer zu Nutze zu machen. Wie er nicht lernt, um zu pralen, zu ſchimmern, und die Einkünfte des erſten beſten Amtes zu erheuchen: ſo wird er nicht voreilig in ſeinem Fleiſſe ſeyn, ſondern ſeine Reife abwarten, und ſeine Kräfte auf wahre und gründliche Verdienſte und nicht auf den Schein der Verdienſte verwenden. —— Ein junger Menſch mit Fähigkeiten: der auf eine ſo geſetzte Art ſtudiret, wird wackern Männern und edlen Freunden nicht lange verborgen bleiben. Er wird eben dadurch mehr günſtige Gelegenheiten für ſeinen Fleiß erlangen, mehr Rath, mehr Ermunterung und Beyfall, mehr Unterſtuzung durch gute Bücher, die er nicht beſitzt, oder noch nicht kennt. Und der dienſtfertige Verſtand rechtſchaffner Männer, welcher Vortheil iſt er nicht für den Jüngling auf der Bahn der Wiſſenſchaften!

Wer nicht nur aus Geschmak, sondern aus Eifer für seine Pflicht studiret, wird ruhiger studiren, als ein andrer. Welches Glück! Er weiſs, daſs er bemüht iſt, seine Kräfte, seine Zeit und sein Vermögen nach seiner beſten Einsicht und dem Rathe der Klugen anzuwenden; und dieſes tröſtet ihn, wenn er nicht ſtets das erreicht, was er wünſchet, und die Fehler erblicket, denen uns die menſchliche Schwachheit jeden Tag von neuem ausſetzet, und die zu erkennen und abzulegen ein ſo groſſes Geſchäfte einer jeden Lebensart iſt. — Die Eiferſucht, daſs andre glücklicher fortrücken, und ihre Talente einen gröſſern Umfang haben, wird ihn ſelten, oder doch nicht lange beunruhigen können. Er gebraucht ſein Talent, es ſey gegen die Gaben andrer auch noch ſo klein, als ein göttliches Darlehn. Er ſieht es als ein Geſchenk der Gottheit an, die ihre Gaben ſtets weiſe austheilet, und von dem, der nur Ein Pfund hat, auch nicht mehr, als den Wucher Eines Pfundes fodert. Iſt er treu in dieſer Anwendung ſeines Pfundes: ſo iſt er das, was er nach der göttlichen Beſtimmung ſeyn ſoll; und Neid und Eiferſucht über höhere Gaben werden ſein Herz nicht leicht vergiften. Und eben deſswegen, weil er ſich nach ſeinen Kräften miſſt, und von Kennern meſſen läſst, wird er nicht fruchtlos nach dem ſtreben, was er nicht erreichen

chen kann, ſondern ſich ſtets auf diejenige Seite wenden, wo er nach ſeinem natürlichen Charakter das meiſte ausrichten und den gröſten Nutzen ſtiften kann. Ein Menſch, liebſter Sohn, der in ſo edler Abſicht ſtudiret, der ſich täglich durch ſolche Betrachtungen zu der Pflicht des Fleiſſes anfeuert, der, ohne die Mittel der menſchlichen Klugheit zu verabſäumen, den Geber aller Weisheit um Seegen zu ſeinen Unternehmungen zuverſichtlich anruft, der hat dieſen Seegen auch vor andern zu genieſſen. Und eben die gnädige und weiſe Vorſehung, die den Plan unſers Schickſals angeleget hat, ehe wir noch waren, wird ihm nun auch die Wege bezeichnen, die er zu ſeinem Glücke gehen ſoll.

Laſt alſo dieſen Gedanken, mein Sohn, daſt die Religion mit unſerm ganzen Leben verbunden ſeyn ſoll, nie aus deiner Seele weichen, wenn du glücklich und ruhig ſtudiren, und nicht nur ein gelehrter, ſondern auch ein weiſer Mann werden willſt. Sey ſtets ein ungeheuchelter Freund der Tugend, ſo wirſt du ein deſto beſſrer Freund der Wiſſenſchaften und der Menſchen ſeyn. Du kannſt gelehrt werden, ohne fromm zu ſeyn; aber wiſſe, daſt ein Gelehrter ohne Tugend das elendeſte und verächtlichſte Geſchöpf iſt.

Sey früh auf, *mein Sohn, um die heiterſte und bequemſte Stunde den Uebungen der Andacht und dem Leſen der Schrift zu widmen, und hacte den Tag für verlohren, den du aus Leichtſinn, oder einer andern ſtrafbaren Urſache, nicht mit dem Opfer des Dankes und eines demüthigen und kindlichen Gebets um die Gnade des Allmächtigen einweihſt; den du nicht mit Betrachtungen über den Werth deines Lebens, deiner Religion, eines guten Gewiſſens, und mit der Erneurung deines Bundes mit Gott durch die Erlöſung deines göttlichen Heilandes anfängſt.* —— Ueberdenke *und* ordne *alsdann deine* Geſchäfte, *und theile die Stunden des Tages ſorgfältig ein; und was dir nach deinem Plane* zu thun vorkömmt, das thue mit Eifer, das thue friſch. *Sind des Tages* vier *Stunden zu deinen Hauptcollegien*, viere *zur Widerholung*, viere *zu den Künſten und Leibesübungen genug: ſo kannſt du noch* fünfe *der Mahlzeit, der Erholung und dem Freunde, und* neben *dem Schlafe ſchenken. Der Eifer der Arbeit wirkt oft in einer Stunde mehr, als der mechaniſche ſchläfrige Fleiß in drey Stunden. Sprich zu dir: der Fleiß iſt meine Pflicht und mein Glück, und die Trägheit iſt mein Schimpf und meine Strafe. Ich kann heute thun, was meiner Einbildung und meinen Sinnen ſchmeichelt; aber ich will thun, was mit meinem Verſtande*

ſtande und Gewiſſen übereinkömmt. Ich will nicht ohne dringende Urſachen von meiner Ordnung weichen. Das iſt mein Amt, daß ich ſie fortgeſetzt, und nicht nur dann und wann, beobachten ſoll.

Vergnügungen und Umgang in den Nebenſtunden.

Sey vorſichtig in deinen Vergnügungen. Du haſt durch deinen Fleiß allezeit ein Recht zu Erholungen; und nie ſchmeckt das Vergnügen des Lebens ſüſſer, als nach den vollbrachten Pflichten. Nie iſt der Scherz erquickender, als nach einem weiſen Ernſte; und die wahre Weisheit macht nicht ſchwermüthig, ſondern heiter. Genieſſe die unſchuldigen Freuden der Natur, der Kunſt, der Freundſchaft und des Umgangs. Ich lade dich väterlich dazu ein; und ich befehle dir das erlaubte Vergnügen eben ſo wohl, als den Fleiß.

Ich bin ein Greis, der nicht vergißt,
Daß er einſt jung geweſen iſt.
Ich liebe Jünglinge, die wiſſen,
Daß ſie einſt Greiſe werden müſſen.

Aber die Wahl *und die* Maßigung *des Vergnügens bleibt allezeit das Werk der Vorſichtig-*

keit und Weißheit. Wir ſollen uns auf den blumichten Auen, die wir auf unſerer Reiſe durch dieſes Leben finden, nur erholen, um neue Kräfte zu ſammeln, den Weg zu unſerm Ziele beherzt fortzuſetzen. In dieſer Abſicht kann man ſelbſt das Vergnügen zur Tugend machen; und ſo wirſt du auch den Gefahren, die oft an der Seite desſelben ſich verborgen halten, am erſten ausweichen. An öffentlichen Oertern ergötze dich lieber an der Seite des Freundes, als allein. Er wird ſehen, wo du nicht ſiehſt; und du wachſt über dich aus Liebe für ihn, und ſcheuſt ihn aus Achtung. Das Vergnügen des Spazierganges, des Concerts, des guten Schauſpiels ſuchen, um ſich von ſeinem Fleiſſe zu erholen, oder ſich durch ein unſchuldiges Spiel mit ſeinen Commilitonen zerſtreuen, iſt erlaubt. Hüte dich nur vor den gefahrlichen Oertern, wo die Spielſucht wohnet, die ſo manchen gutartigen, aber unvorſichtigen Jüngling erſt um ſeinen Fleiß, dann um ſein Vermögen, und endlich um ſeine guten Sitten gebracht hat. Von den Häuſern auf dem Lande, wo die Frechheit und Völlerey ihren Sitz aufgeſchlagen, brauche ich einen ſo guten Jüngling, wie du biſt, nicht zu warnen. Sie ſind zu ſchrecklich, als daß ſie eine Verſuchung für dich werden könnten, ſo lange du deinem Charakter treu bleibſt.

Sey

Sey gefällig im Umgange gegen alle, und habe doch nur wenig Freunde. *Die Menge der Freunde iſt gemeiniglich ein Kennzeichen, daß man keinen wahren Freund habe. Sie verräth den Mangel des Verſtandes und der Erfahrung; ſie verräth eine jugendliche Haſtigkeit des Herzens, das von Natur unſtet iſt, immer in Abwechslung ſeyn will, und das, aus Begierde zu gefallen, und vieler Liebe zu erwerben, leicht zu Gefälligkeiten ſchreiten kann, die im Anfange Schwachheiten ſind, im Fortgange Thorheiten werden, und oft, ach nur zu oft, in Laſter ſich endigen. Und wirſt du bey allzuvielen Freunden noch der Freund deiner Pflicht, und der Herr deiner Zeit bleiben? Der wahre Freund iſt auch nicht ſtets der, der uns am erſten gefällt; und die beſten Eigenſchaften des Freundes entdecken ſich oft erſt durch die Vertraulichkeit des genauern Umganges:*

Nur dem gehört allein des Freundes edler Name,
Der unſre Sorgen theilt, betrübt bey unſerm Grame
Mit uns in unſerm Unglück weint;
Der, ob wir bitten, hilft, uns liebt, doch uns nicht ſchmeichelt,
Ja, träf ihn unſer Zorn, nicht unſern Laſten heuchelt;
Wie ſelten, Sohn, iſt dieſer Freund!

Vertraue dich dem Freygeiſte eben ſo wenig, als dem Heuchler, zum Umgange; und halte den-

jenigen ſtets für eben ſo unfähig, als unwürdig, dein wahrer Freund zu ſeyn, der zu wenig Güte des Herzens hat, ein Freund Gottes zu ſeyn.

Aber lerne dich auch allein vergnügen, und unterhalten, es ſey auf deinem Zimmer durch die Hülfe der Muſik, oder durch das Vergnügen einer angenehmen und unſchuldigen Schrift, oder durch den Reitz des Zeichnens und Malens; oder es geſchehe im Freyen, in der Flur, in dem Garten, in einem anmuthigen Gehölze. Hab Auge und Ohr, mein Sohn, für die Schönheiten der Natur, und lerne dich ihrer erfreuen, ſo oft du ſie empfindeſt, und empfinde ſie oft mit den Freuden der Anbetung. Unerkaufte Vergnügungen, die alle genieſſen können, und doch die wenigſten genieſſen, ſind die beſten und dauerhafteſten? —— Lerne endlich, das edelſte Vergnügen, mit Abſicht recht gethan zu haben, lebhaft empfinden, und ſtärke täglich durch dieſe Freude des Herzens die Liebe zur Religion und Tugend. Sie, dieſe Freude, giebt neuen Muth, und iſt ein tägliches Wohlleben der Seele.

Es iſt kein gutes Kennzeichen, wenn ein Jüngling nur den Umgang der Jünglinge, und nicht auch der Männer, *ja* ſelbſt der Greiſe *ſucht. Durch ihren Ernſt muß er ſeinen Leichtſinn,*

ſinn, und durch ihre Bedachtſamkeit ſeine Hitz mäſſigen lernen. In ihrem Umgange muß ſeine Klugheit reifen, und durch ihren Beyfall ſeine Ehrbegierde ernähret werden. Es iſt ein Fehler groſſer Männer, wenn ſie lehrbegierigen Jünglingen den Zutritt zu ſich ſchwer machen, oder ſie kaltſinnig annehmen, und eben ſo frostig von ſich laſſen. Aber es iſt ein noch gröſſerer Fehler, wenn ein Jüngling nicht die erlaubten Wege, zu der genauern Bekanntſchaft eines wackern Mannes zu gelangen, mit Sorgfalt und Beſcheidenheit ſucht. Sey nie zu ſtolz, dieſes Gluck hochzuſchätzen, und dünke dich nie zu weiſe, den Rathſchlägen eines Kenners zu gehorchen. Danke ihm durch Ehrerbietung, ohne ihm durch ſchmeichleriſche Complimente beſchwerlich zu fallen. Sey aufrichtig ohne Unbedachtſamkeit, und lehrbegierig ohne Schwatzhaftigkeit. So lange dich eine beſcheidene Lehrbegierde beredt machet, wirſt du bey allen kleinen Fehlern immer noch gefallen. Gewinnt er dich werth, (und dieſes Glück erwarte mehr, als daß du es erringen ſollteſt;) erlaubt er dir einen freyen Zutritt; zieht er dich zu ſeinen Vergnügungen, oder zu ſeinen Büchern, oder zu ſeiner Mahlzeit: ſo bilde dich zwar nach ſeinem Beyſpiele, aber ohne er ſelbſt ſeyn zu wollen, und vergiß nicht, daß die Mine des reifen Mannes

den

den Jüngling nicht ohne Ausnahme kleidet, und daß die Fehler deines Gönners das am wenigſten ſind, was du nachahmen ſollſt. Auſſer dieſen Vortheilen wird dich die Scheu vor dieſem Manne vor vielen jugendlichen Vergehungen zurückhalten; ſo wie die Achtung für ihn und die Geſellſchaft, in die er dich zieht, deine Sitten angenehmer machen wird. Denke bey einer Thorheit, die dich reitzt: Aber was würde dieſer rechtſchaffene Mann von mir urtheilen? Getraue ich mir, ſie ihm zu erzählen, ohne zu erröthen? Würde er ſich nicht meiner ſchämen; und würde ich ihm nach einer offenbaren Ausſchweifung noch mit Muth unter die Augen treten können?

Bey dem Umgange *mit dem* andern Geſchlechte *kann ich dir keine beſondern Regeln ertheilen. Sey wachſam, mein Sohn, und hüte dich, keiner Neigung Raum in deiner Seele zu verſtatten, die du nicht deinem ſtrengſten Freunde ohne Schamröthe ſollteſt geſtehen können. Die Verſuchungen dieſer Leidenſchaft, theuerſter Sohn, ſind ſtark; aber die Waffen der Religion und der Wachſamkeit ſind ſtärker, als die Verſuchungen. Die Stimme dieſer Leidenſchaft iſt die ſuſſeſte; aber die Stimme der Religion:* wie ſollte ich ein ſolch groſs Uebel thun! *hat göttliche Kraft.*

Bedenke oft, daß der natürliche Trieb der Liebe uns von dem Allmächtigen zu weiſen und heiligen Abſichten eingepflanzet worden, die du einſt in deinen männlichen Jahren, ohne Verletzung deiner Unſchuld, in den ſanften Feſſeln der Ehe, zur Erhaltung der Welt, beglückt durch die Freundſchaft und Liebe der Gattinn, erfüllen ſollſt. Ich liebe dich, wie mich; und ich würde lieber ſterben, als die entſetzliche Nachricht erleben, daß du dich dem Laſter Preis gäbeſt. Denke an dieſe Liebe deines Vaters, daß ſie dich vorſichtig und wachſam erhalte; doch denke unendlich mehr an die Liebe deines allmächtigen Vaters im Himmel, der du durch eine wiſſentliche Ausſchweifung auf eine ſchreckliche Art entſageſt. Ja, mein Sohn, (und mein ganzes Glück, ſo lange du rechtſchaffen biſt,) befeſtige dieſe Seite deines fühlenden Herzens itzt und künftig, und täglich. Beſchäftige dich ernſtlich, und auch in den Stunden der Erholung ſey nie ganz müſſig. Sey enthaltſam in dem Genuſſe der Speiſen und Getränke. Hüte dich, ich bitte dich väterlich, vor jenen Schriften der Poeſie und Beredtſamkeit, wo das Laſter, in den Schleyer der Anmuth gekleidet, auftritt, und die Leidenſchaften durch Witz überredet. Entziehe deine Blicke wolluſtigen Gemälden. Sie bezaubern die Einbildungskraft und tödten das Gefühl

fühl der Unſchuld. Laß dein Auge in dem Umgange mit dem andern Geſchlechte dir nicht gebieten, ſondern ſey du ſein Herr, und erſticke den unerlaubten Wunſch in ſeiner Geburt; dieſs iſt das Amt der Schamhaftigkeit:

Erzittre vor dem erſten Schritte;
Mit ihm ſind ſchon die andern Tritte
Zu einem nahen Fall gethan.

Doch die Wolluſt, in der Geſtalt der Wolluſt, wird dich ſo leicht nicht verführen; ich kenne dein gutes Herz. Aber dieſe Leidenſchaft, in der Geſtalt erlaubter Freundſchaft und unſchuldiger Gewogenheit, dieſe iſt einem guten Jünglinge nicht ſelten am gefährlichſten. Er geht oft Jahre lang mit liebenswürdigen Perſonen des andern Geſchlechtes um. Er fühlet nichts, als Hochachtung, und keine Gefahr. Er bleibt frey. Die Zeit vermehret die Verbindlichkeiten des unſchuldigen Umganges; und ſeiner Güte ſich bewuſt, wird der Jüngling zuverſichtlicher, ohne ſtrafbar zu werden. Sein geſittetes Bezeigen wird mit Vertrauen belohnt, ſeine Beſcheidenheit mit freundſchaftlichen Gefälligkeiten. Er wagt eine geringe Vertraulichkeit, noch an der Hand der Unſchuld. Er erlaubt ſich von Zeit zu Zeit die Erneuerung derſelben nicht in einer zügelloſen Abſicht; dawer würde er erzittern. Unbekannt

bekannt mit der wahren Beſchaffenheit ſeiner Empfindungen, glaubt er an ſeiner Freundinn nur die Tugend zu lieben, und liebt ſchon gefahrlich; und ſo ſchreitet er oft fort, und ſieht ſich in einer unſeligen Minute von einer laſterhaften Liebe unter der Geſtalt der Freundſchaft gefangen, und wenn nicht ein wachſamer Freund, oder ein Gedanke der Religion noch ſein Schutzengel wird, gefället. —— Setze alſo, mein Sohn, auch bey dem erlaubteſten Umgange mit dem andern Geſchlechte, der für ſich den angenehmen Sitten zuträglich iſt, ſetze, ſage ich, itzt und künftig noch ein edles und geheimes Mißtrauen in dein Herz; und zweifle nicht, daß, wenn dich die Neigung zu einer Perſon von der Pflicht deines Fleiſſes, von der Liebe der Wiſſenſchaften, von der Seite deines Freundes und von dem Gebete abzieht, daß ſie, ſage ich, bald für dich verderblich ſeyn werde, wofern ſie es nicht ſchon iſt.

Deine Fehler, ſowohl auf dieſer Seite, als in den übrigen Verhältniſſen des Lebens und der Pflicht, zu kennen und zu verbeſſern, laſſe dir mit jedem Ende des Tages die Prüfung, die ſorgfältige Prüfung deines Herzens, deiner Geſinnungen, denen du den Tag über gefolget biſt, und alles deſſen, was du in deinem Fleiſſe und in deinen Erholungen, in Geſellſchaft und in

der

der Einsamkeit gedacht, geredt, gethan, von mir väterlich empfohlen seyn. Wer war ich in den Vormittagsstunden; wer des Nachmittags; wer diesen Abend? Wer war ich? War ich mein eigner Freund, der Freund der Pflicht, der Mäßigkeit, der Arbeitsamkeit, der vernünftige und gefällige Freund des Umganges, der Freund der Religion, und der Diener Gottes? Werde jeden Tag gelehrter; werde ein Wunder der Gelehrsamkeit: nimmst du an Tugend und Liebe Gottes ab, mein Sohn; so wirst du jeden Tag elender.

Laß mich nun einige Erinnerungen hinzufügen, die die Art deines Studirens und deiner Oekonomie näher betreffen sollen.

Art zu studiren.

Setze das Lesen der Alten, *in deren Sprachen und Werken du unterrichtet bist, in deinen akademischen Jahren so wenig bey Seite, daß du dir vielmehr ein Gesetz daraus machest, die besten noch täglich zu studiren. Bestimme dir eine Stunde dazu, und weiche nicht von dieser Regel ab, wenn du die höhern Wissenschaften gründlich fassen willst. Die Alten sind in der* Geschichte, *in der* Beredtsamkeit *und*

in

In der Poeſie, die Quellen und zugleich die Beyſpiele; ſie ſind es auch zum Theile in der Philoſophie. Je bekannter du mit ihnen biſt, deſto glücklicher wirſt du die Geſchichte und Philoſophie, die kein Gelehrter entbehren kann, erlernen; und jemehr du ihre Sprachen verſtehſt, deſto nutzlicher und angenehmer wirſt du ſie leſen. Du wirſt in der Folge finden, daß die guten Schriften der Alten nicht Werke ſind, die wir nur mit einem unreifen Geiſte auf den niedern Schulen durcheilen ſollen, bloſs um die Sprachen der Alten aus ihnen zu erlernen. Die beſten unter ihnen ſind nicht nur die gröſten Genies, nicht einſame Gelehrte, deren Welt bloſs die Studirſtube war, ſondern Männer geweſen, die den Staat regiert, und Heere angeführet, und ihren Verſtand in den groſſen Geſchäften des Lebens gebraucht und geſchärft haben. Ich weiſs es, daß man die Hochachtung gegen die Alten übertreibt; daß man ihre Werke vergöttert, um die Neuen zu verkleinern; daß man ſie ſtudirt, ohne ſie weiter, als zur Pralerey, zu nützen; daß man ſie zur Wolluſt und aus Pedanterey, oft auf Koſten der Religion und ſeines eignen Herzens, lieſt, und ihre Schreibart ſo lieb gewinnt, daß man die Schreibart der heiligen Schrift darüber verachtet; daß man endlich dahin kömmt, nichts für wahr und ſchön zu halten, als was Homer, Plato, Xenophon, Horaz und

Cicero

Cicero gedacht und geſagt haben. Allein, alles dieſes hebt die Pflicht nicht auf, die beſten der Alten mit Fleiß und in der groſſen Abſicht zu leſen, daß man ſeinen Verſtand mit ihren guten Einſichten, ſein Gedächtniſs mit den Kenntniſſen ihrer Zeiten, und ſeine Einbildungskraft mit ihrem lebhaften Witze bereichere, und lieber der bloſs ſpeculativen Philoſophie, die den Geiſt anſtrengt, ohne ihn zu nähren, weniger Zeit ſchenke. Verſtehe mich wohl: ich bin kein Feind der geſunden Philoſophie; ich müßte ſonſt ein Feind der Vernunft ſeyn. Ich habe dir ſelbſt einen Vorſchmack der neuern Philoſophie gegeben, und du muſt ſie hören und ſtudiren; aber nicht auf Koſten der andern Wiſſenſchaften. Du muſt nicht glauben, wenn du die Regeln und Grundſätze eines Syſtems haſt verſtehen lernen, daß du alsdann gelehrt ſeyeſt, daß du alsdann die Gabe ſelbſt beſitzeſt, wahr und richtig, und ſchön zu denken; eben ſo wenig, als du den Geiſt der Beredtſamkeit beſitzen wirſt, wenn du ihre Regeln gefaſſet haſt. Du wirſt dereinſt viele Männer finden, die ihr philoſophiſches Syſtem auswendig wiſſen, und die doch ſo ſchlechte Scribenten, Redner und Lehrer ſind, als hätten ſie nie Philoſophie gehört. —— Lerne inſonderheit zeitig die gefaſsten Lehren der Logik praktiſch anwenden, und treibe dieſe heil-

heilſame Uebung unter der Aufſicht eines ſcharfſinnigen Lehrers. Du wirſt ſehen, was für ein groſſer Schritt von der Regel bis zur Anwendung ſey. Stelle dieſe Uebung zuerſt mit den Begriffen, Sätzen und Beweiſen des Rechts der Natur und der Sittenlehre an; ſie ſind die faßlichſten und gemeinnützigſten. Je geſünder und richtiger du durch dieſe Uebung das Leſen der Alten haſt denken und urtheilen lernen, deſto ſichrer vor philoſophiſchen Träumen wirſt du dich alsdann in das Gebiete der bloſs ſpeculativen Weltweisheit und Metaphyſik wagen. Du kannſt nie zu richtig und ſcharfſinnig denken lernen, das iſt gewiſs; aber du kannſt, verliebt in die Geheimniſſe der Philoſophie, die der Wiſsbegierde des jugendlichen Verſtandes ſo ſehr ſchmeicheln, mit groſſer Begierde die Philoſophie ganze Jahre hören, und doch nicht denken lernen, und doch einen elenden Brief, eine abentheuerliche Abhandlung, eine leere und kindiſche Rede niederſchreiben. Es gehören Anmerkungen und Critiken dazu, um richtig und den einzelnen Fällen gemäſs zu denken; und Beleſenheit, Geſchmack und Erfahrung, um überall ſchön und der Sache würdig zu denken. Die Philoſophie leicht erlernen, benebelt nur den Geiſt, und macht ſchwatzhaft; ſie gründlich und mit eigener Einſicht erlernen, macht heiter und vorſichtig.

Halte

Halte dir bey dem Leſen ein Diarium *zu den ſchönſten Stellen, und übe dein Gedächtniß an ihnen ab, zu der ich dich angeführt habe, nicht* vielerley, *ſondern* viel, *nicht ſowohl* alle, *als die beſten* oft, und zehnmal *zu leſen.* Erinnere dich im Leſen ſtets der Regeln, die ich dir gegeben, *daß man, um mit Vortheile zu leſen, nicht, ſo zu ſagen, blos mit dem Gedächtniſſe, ſondern mit ſeinem ganzen Verſtande leſen; daß man ſeinen Autor nicht mit flüchtiger Neugier durcheilen, ſondern ihm mit langſamen und bedächtigen Schritten nachgehen, und ſelbſt mit ihm fortdenken; daß man den Plan deſſelben ſorgfältig aufſuchen, und durch das Ganze aufmerkſam verfolgen; daß man die Art der Ausführung ſelbſt genau bemerken, jeden Beweis ſowohl an ſich, als in der ihm gegebenen Stellung betrachten, jeden neuen oder vorzüglichen Gedanken, jede edle Geſinnung auszeichnen, und überhaupt das beſte und wichtigſte des Werkes in einem kurzen Auszug zuſammenfaſſen müſſe. Folge dieſen Regeln ferner, mein Sohn; ſo wirſt du nicht, wie viele, nur für das Gedächtniſs, oder für die Eitelkeit, viel geleſen zu haben, ſondern für deinen Verſtand,* dein Herz, und die wahre Beruhigung von beyden leſen. *Die Alten gehen vor; aber die neuern folgen. Lies auch dieſe, aber nie auf Koſten der erſtern.*

Lies

Lies die guten franzöſiſchen Schriftſteller aus dem Ludwigiſchen Zeitalter. Du wirſt finden, daß ſie ſich gröſtentheils durch den Geiſt der Alten gebildet haben; lies ſie, ſage ich, und belehe dich durch ihre Art zu denken. Dieſs muß auch der größte Lohn für die Mühe ſeyn, die du auf die franzöſiſche Sprache gewendet haſt, und künftig auf die engliſche, vielleicht auch auf die italiäniſche verwenden wirſt. Das Leſen der franzöſiſchen Schriftſteller ſoll dich zugleich in der Fertigkeit erhalten, dieſe ſo unentbehrlich gewordene Sprache zu ſchreiben und zu ſprechen. Als ein Gelehrter muſt du dich gut im Latein ausdrücken können; dieſes iſt Pflicht. Vergiß alſo nicht, dich in dieſer Sprache durch Schreiben und Reden zu üben; du wirſt den Nutzen dieſer Geſchicklichkeit in deinem künftigen Leben ſehr oft erfahren. Als ein Mann für die Welt muſt du die Sprache des Hofes in deiner Gewalt haben; und als ein Gelehrter für dein Vaterland muſt du dich in deiner Mutterſprache leicht, angenehm, regelmäſsig und glücklich ausdrücken können. Lies alſo auch die guten Werke in deiner Mutterſprache, und halte es nicht für eine Ehre, die Sprache deines Landes nicht beſſer zu verſtehen, als dein Bedienter. Uebe dich unter einer guten Aufführung izt in der Schreibart der Briefe und anderer kleinen Aufſätze, und in deinem letzten

akademiſchen Jahre in der öffentlichen Beredſamkeit. Aber werde ja kein frühzeitiger Autor, weder in der Poeſie, noch in der Proſa. Man muß ſein Genie erſt mit Wiſſenſchaften nähren, und die Begierde zu ſchreiben nicht für die Kraft zu ſchreiben halten. Die Autorkrankheit gleicht einem bösartigen Fieber; die erſten Anfalle ſind ein gewiſſer ſanfter Kützel, der ſich endlich in eine verzehrende Hitze für das Genie und denjenigen Fleiß verwandelt, den man auf die Erlernung der Wiſſenſchaften verwenden ſollte. Lies die klaſſiſchen Scriftſteller unſrer Nation, die ich dich habe kennen lehren, und die dieſen gleichen. Aber hüte dich vor der Krankheit, nur Journale, Wochenblätter und gelehrte Tageregiſter zu leſen. Fliehe das Neumodiſche und das Allzugemächliche in den Wiſſenſchaften, den Fehler unſers Jahrhunderts. Ich ſetze dir jährlich etwas Gewiſſes zu Büchern aus. Es ſoll dir überlaſſen ſeyn, die Bücher nach deinem Sinne zu wählen; aber ich muß dabey auch eine Stimme haben. Traue den Urtheilen der Zeitungen nicht zu voreilig. Werde nicht ſo geizig, alle gute Bücher beſitzen zu wollen; aber ſey geizig auf die Nebenſtunden, in denen du viele gute leſen kannſt. Ich laſſe dich fünf bis ſechs Jahre auf Akademien. Hier ſollſt du nicht, alles leſen, ſondern das Nothwendigſte und Beſte,

und ſollſt dir nebſt dem Geſchmack am Leſen, der dich in deinem ganzen Leben nicht verlaſſen muſſe, die Kenntniß der beſten Werke erwerben, die du auſſer den Gränzen der Akademie noch leſen kannſt. Zu dieſer Kenntniß iſt der genauere Zutritt zu einer guten Bibliothek, der Umgang mit beleſenen Männern, der Buchladen und ein gelehrtes gutes Tagebuch nöthig. Aber vergiß nicht, daß man in der groſſen Welt mehr, als die Kenntniß der Bucher verlangt, und daß du aus Mangel geographiſcher, hiſtoriſcher *und* ökonomiſcher *Wiſſenſchaften in dem Leben oft lächerlich und unbrauchbar werden kannſt.*

Man erwartet es von einem Gelehrten, daß er kein Fremdling auf der Erde ſeyn ſoll. Und ehe du die Geographie, und das, was zu ihr gehört, vergiſſeſt; ſo lies lieber hundert witzige Schriften weniger; und ehe du die reine Mathematik, *die ich dich gelehret habe, verlerneſt, und deine* gute Hand *im Schreiben vernachläßigeſt: ſo lerne lieber eine Sprache weniger.*

Dein Diarium, was *und* wie *du lieſeſt, will ich alle Quartale ſehen. Du wirſt mir dieſe Freude machen und es fortſetzen, wie du es*

an meiner Seite angefangen haſt. Wie wirſt du dich einſt in deinem Alter erfreuen und verwundern, wenn du das Verzeichniß deiner geleſenen Schriften überſchauen, und deine Anmerkungen, und Auszüge bald billigen, bald verwerfen wirſt! —— Mittelmäßige Schriften, ja, dieſe lies auch, um dir einen Eckel an dem Mittelmäßigen zu erweken. Schöne, aber gefährliche Schriften, lies, ſo gut dein Herz auch iſt, itzo nicht. Dein Vergnügen iſt mir ſo lieb, als das meinige, und du weißt, daſs ich Heiterkeit und Feinheit des Witzes liebe; aber der Witz in einem ungeſitteten Werke, (und wäre er auch der feinſte, der Witz eines Crebillon,) iſt nichts beſſers, als die Schönheit in dem Hauſe der Unzucht, und um deſto verführeriſcher, je mehr er dem Laſter die Anmuth und Mine der Unſchuld zu geben weiſs. Die Zeit der Ferien *und* Meſſen *wende vornehmlich zum* Leſen *und zur* Wiederholung *an. Denn wenn du nicht auch unter deinen Büchern durch Privatfleiß und eigenes Nachſinnen dein täglicher Lehrer wirſt: ſo kannſt du ewig die Collegia beſuchen, und doch auf der Bahn der Wiſſenſchaften nicht weit fortrücken. Fliehe die Examinatoria nicht; ſie haben mehr, als Einen Nutzen. Ueberhaupt, mein Sohn, höre hier noch eine Warnung, die dir bey deinem akademiſchen Fleiſſe ſtets wichtig und gegenwär-*

tig

tig ſeyn muſt. Laß die Hauptwiſſenſchaft, mit der du einſt der Welt in einem öffentlichen Amte nützen ſollſt, und die du nach einer ſorgfältigen Prüfung deiner Gaben und Umſtände, auf den Rath einſichtsvoller Männer gewähleſt haſt, auch ſtets das Hauptziel deines Fleiſſes ſeyn. Widme ihr täglich einen beträchtlichen und feſtgeſetzten Theil deiner Zeit; und laß dich die oft angenehmen Nebenſtudien nie zu weit von deiner Hauptbahn ableiten, ſo rauh und mühſam ſie auch iſt. Sey ſtets auf deiner Hut, daß der Geſchmack an den ſchönen Wiſſenſchaften und Künſten dir gegen deine Hauptwiſſenſchaft nicht einen falſchen Eckel beybringe, der für dein künftiges Amt die gefährlichſte Krankheit ſeyn würde. Wie mancher junge Studirende, der nur lauter Witz und Geſchmack ſeyn wollte, und der jetzt mit eben ſo viel Ungeſchicklichkeit als Abneigung ſein öffentlich Amt antritt, würde daſſelbe mit mehr Brauchbarkeit, Glück und Zufriedenheit verwalten, wenn er ſich vor dieſer Krankheit verwahret, und mehr für ſeine Pflicht und ſein Amt, als für ſein Vergnügen ſtudirt hätte! Hüte dich, mein Sohn, vor dieſem Mißbrauche der ſchönen Wiſſenſchaften um ſo viel mehr, je natürlicher er dem jugendlichen Herzen iſt. Die ſchönen Wiſſenſchaften ſollen dir den Geſchmack an den nützlichern und ernſthaftern nicht benehmen, ſondern

dich vielmehr stärken und geschickt machen, deinen guten Geschmack, deine feinere Urtheilskraft auch hier zu gebrauchen und zu zeigen. Sie sollen deinen Geschmack nicht verzärteln, sondern läutern; sie sollen dich nicht zum Stutzer in der gelehrten Welt, sondern zum gesitteten und anständigen Gelehrten machen.

Oekonomie.

***Lerne die* Sparsamkeit,** *die nicht allein für sich, sondern auch wegen ihres Einflusses in höhere Tugenden schätzbar ist. Kein Fürst ist zu reich, daß ihn die Sparsamkeit nicht ehren, und die Verschwendung nicht beschimpfen sollte; und ein Mann, der mit dem Gelde nicht umzugehen weiß, wird sich oft in die Umstände setzen, die ihm, wo nicht die nothwendigen Bedürfnisse, doch viele Zeit, Ruhe und Kräfte des Geistes, und tausend Gelegenheiten, Gutes zu thun, rauben, und ihn selbst wider seinen Willen zwingen werden, in vielen Fällen kein ehrlicher und rechtschaffener Mann zu seyn. Deswegen ist die Sparsamkeit eine rühmliche Tugend, und, weil sie selten die Tugend des jugendlichen Alters ist, eine Pflicht, zu der ich dich desto feyerlicher ermuntern muß.* **Sey also haushalterisch zuerst**

in

in Kleinigkeiten, *die einzeln wenig betragen, und um deſto leichter verführen, die aber in der Folge, zuſammengenommen, ſo gut eine anſehnliche Verſchwendung ausmachen, als hätten wir die Summe auf einmal verthan. Nicht* kauffüchtig *ſeyn, ſagt ein römiſcher Conſul, dem Könige gehorchen, und Schätze vergebens anbieten konnten, nicht* kauffüchtig ſeyn, iſt eine groſſe Einkunft. *Tauſend Dinge, die ihres Geldes ſehr wohl werth ſind, aber weder von der Nothwendigkeit, noch von dem Wohlſtande anbefohlen, ſondern nur von der Mode, von der Geſchicklichkeit des Künſtlers und von dem Auge, das das Neue und Seltene liebt, empfohlen werden, gehören in die Claſſe der Ausgaben, für die du zu arm ſeyn muſt, um reich zu Nothwendigkeiten, erleichternden Bequemlichkeiten, Wohlthaten für Arme, und guten Büchern zu ſeyn. Es iſt Verſchwendung, wenn du, um ein koſtbares Geräthe zu haben, das nur das Auge füllt, dich arm macheſt, die Koſten eines erlaubten Vergnügens, einer Spazierfahrt und eines Aufwands für den Beſuch deiner Freunde zu beſtreiten. Ein nützlich Buch iſt eine rühmliche Ausgabe; und oft wird dieſes Geld, zur Erquickung eines Elenden angewandt, eine weit rühmlichere Ausgabe ſeyn. Sey nie ſo arm, daſt du nichts für einen Unglücklichen erſparen könneſt. Sey nie ſo ſinnlich,*

daß du dir zuweilen nicht auch erlaubte Vergnügungen, geſetzt, daß ſie noch ſo wenig Aufwand verlangten, verſagen könnteſt; ſowohl um Herr über deine Neigungen, als Herr über dein Vermögen zu ſeyn. An dem Vermögen deines Vaters ſollſt du mit demjenigen umgehen lernen, das du künftig dir ſelber erwerben wirſt. Vor groben Verſchwendungen, die unmittelbar in Schulden ſtürzen, warne ich dich nicht; du biſt zu weiſe dazu. Allein auch die bloſſe Sorgloſigkeit in den kleinen Ausgaben macht uns anfangs zu verſchämten, und endlich wider unſre Abſicht zu böſen und ungerechten Schuldnern, nach der Vernunft und Religion zu Räubern. Siehe alle Wochen und alle Monate deine Rechnung durch. Gefällt es dir, ſo ſchicke ſie mir monatlich. Handle aufrichtig, ich verringere dir dein Geld wegen unvorſichtiger Ausgaben nicht; und ich erhöhe dirs nicht anders, als freywillig, und wenn du es bedarfſt. Sey deines Vaters durch aufrichtige Liebe werth, ſo wie ich des beſten Sohnes durch Sorgfalt werth ſeyn will. Wie dich die Sparſamkeit vom Spiele, vom Weine und der Pracht in Kleidern abhält: ſo wird ſie dich auch von allen den Gefahren, oder dem Lächerlichen entfernen, welches mit dieſen Gegenſtänden verbunden iſt. Ohne ſie wirſt du, auch bey dem eifrigſten Fleiſſe, den Ruhm der guten Lebensart nicht lan-

ge behaupten, und deinem Fleiſſe ſelbſt manches Hinderniß erſchaffen; ſo wie du ohne ſie, auch bey der gröſten Gelehrſamkeit und allen andern Verdienſten, zu vielen öffentlichen Geſchäften unbrauchbar und ein unglücklicher Hausvater ſeyn wirſt. Unſer äuſſerlicher Wohlſtand hängt von tauſend Kleinigkeiten ab, bey denen wir, ſo wenig ſie einzeln zu ſagen ſcheinen, Aufmerkſamkeit und Sorgfalt anwenden müſſen; und die keinen groſſen Verſtand, noch weniger aber Gelehrſamkeit erfodern. Aber eben weil alle Menſchen hiezu Einſicht genug haben; ſo iſt es dem Gelehrten um deſto ſchimpflicher, wenn er in den Fällen Verſtand zu haben vergiſt, wo ihn der gemeine Mann hat, und da nachläſſig wird, wo ſich die Nachläſſigkeit mit Mangel oder Verachtung, und Gelächter, ſelbſt beſtrafet. —— Die Ordnung gehöret zur guten Wirthſchaft, wie der Ton zur guten Ausſprache; und die Ordnung iſt bald eine Frucht, bald eine Quelle der Sparſamkeit. Viele Bedürfniſſe des äuſſerlichen Wohlſtandes und der Bequemlichkeit behalten ihre Dauer oder ihre Schönheit länger, je nachdem wir ſorgfältig und ordentlich mit ihnen umgehen; und auf dieſe Art erſparen, iſt eine weiſe Kunſt, und für einen Menſchen, der gut denkt, eine groſſe Pflicht. Geſetzt, du könnteſt, ohne den Wohlſtand zu beleidigen, durch dieſe Sorgfalt in etlichen Jahren

dir die Kosten eines Kleides ersparen, und dafür einen rechtschaffenen und armen Freund kleiden; fühlest du nicht, daß diese Sorgfalt etwas sehr edles seyn würde? Betrachtest du die Sparsamkeit von dieser Seite, so wird sie sehr ehrwürdig; sie ist alsdann kein bloßer Rath der Klugheit mehr, der zur Tugend führet, sondern sie ist das Werk der Tugend selbst. Das Vermögen ist ein Mittel zu unzähligen guten Absichten; und es verwahrlosen ist deswegen schon mehr als Thorheit. Eine unbesonnene Verwahrlosung, oder ein unrichtiger Gebrauch des Vermögens, ernährt alle die Begierden des Herzens, aus denen wir es verwahrlosen; es sey Trägheit, Sinnlichkeit, Eitelkeit, Leichtsinn, Liebe zur Pracht, oder eine andere schlimme Neigung. Eben daher ist eine üble Haushaltung mehr als Thorheit, weil sie das Herz unvermerkt verderbt, wenn sie auch unserm äusserlichen Glücke nicht schaden sollte. Ein Verschwender kann nie ein kluger Mann, und eben so wenig ein tugendhafter Mann seyn. Die Verschwendung aber findet bey geringem Vermögen

mögen ſowohl als bey groſſen Schätzen ſtatt. Lerne alſo ſparſam ſeyn, als Jüngling, um das gewiſſe Glück zu haben, es als Mann zu ſeyn. Ein junger Verſchwender, wenn ihn die traurige Erfahrung weiſe, oder dürftig gemacht hat, wird gern ein alter Geitzhals; und der Geitz, mein Sohn, entehre das Blut meines Hauſes ſo wenig, als die Wolluſt und die Verſchwendung! Halte dich nicht für zu vornehm, gewiſſe Kleinigkeiten der Ordnung ſelbſt zu beſorgen, ſondern lerne vielmehr an ihnen, in wichtigen Dingen ſorgfältig zu ſeyn. Und wenn ich auch noch ſo viel Reichthümer beſäſſe, die ich doch nicht beſitze: ſo würde ich dir eben dieſe Regeln geben, und niemals mehr zum Aufwande, als dein Stand erfodert; denn ich liebe dich als ein vernünftiger Vater, und als ein vernünftig gütiger Vater will ich dich erziehen. Nicht die blinde Liebe, ſondern die gewiſſenhafte, wird mich ſtets bey deinen Ausgaben leiten. —— Lebe ſo auf der Akademie, wie du einſt in deinem Alter gelebt zu haben wünſchen wirſt!

Lebe ſo, daß du einſt ohne Schamröthe und Zittern, daß du mit Freuden und unverletztem Gewiſſen in deine akademiſchen Jahre zurückdenken kannſt! Hiermit ſegne ich dich mit väterlichen Umarmungen, und bete, daß du mit den Schätzen der Weisheit und Tugend einſt zurück in meine Arme und in die Dienſte der Welt kehreſt. Mit mehr Gelehrſamkeit und weniger gutem Herzen werde ich dich kaltſinnig, mit nützlichen Wiſſenſchaften und frommen und angenehmen Sitten werde ich dich voller Entzückungen empfangen. Sey das gröſſte Genie der Erden, und kein rechtſchaffener Mann: ſo weine ich, dir das Leben gegeben zu haben. Und hiermit lebe wohl, beſter Sohn.

Von den

Urſachen des Vorzugs

der

Alten vor den Neuern

in den

ſchönen Wiſſenſchaften,

beſonders

in der Poeſie und Beredſamkeit.

Eine Vorleſung,

auf hohen Befehl

Seiner Churfürſtl. Durchl.

zu Sachſen,

den 12 Oct. 1767 auf der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig gehalten.

Von den

Urſachen des Vorzugs

der

Alten vor den Neuern

in den ſchönen Wiſſenſchaften,

beſonders in der Poeſie und Beredſamkeit.

* * *

Auf gnädigſten Befehl unſers Durchlauchtigſten Churfürſten, *der heute wieder, mit ſo vieler Gnade und Ermunterung für uns, unſere Hörſäle ſeiner Gegenwart würdiget, ſoll ich noch zum Beſchluſſe in der Kürze von den* Urſachen des Vorzugs der Alten vor den Neuern, beſonders in der Poeſie und Beredſamkeit, *reden. Welche Pflicht für mich, dem Krankheit und Jahre ſchon lange das Feuer entzogen haben, das eine Rede beleben ſoll! Möchte ich doch dieſe Pflicht, durch die Liebe und den Eifer für unſern theureſten Fürſten begeiſtert, auch bey dem geringen Ueberreſte meiner*

meiner Kräfte, ſo erfüllen können, wie es die Würde dieſes Tages verlanget!

Die gröſten Gelehrten und Kenner des Alterthums geſtehen mit einer gewiſſen Selbſtverleugnung den Alten den Vorzug vor den Neuern, inſonderheit in der Poeſie und Beredſamkeit, zu; und man muß entweder ſtolz genug ſeyn, den Urtheilen ganzer Jahrhunderte zu widerſprechen, oder man muß die Alten in dem Beſitze des Vorzugs laſſen, daß ſie durch ihr Exempel die Lehre des guten Geſchmaks geworden. Es kann ſeyn, daß einige in ihrer Hochachtung gegen dieſen oder jenen Dichter und Redner unter den Griechen und Lateinern zu weit gehen; daß einige da Schönheiten finden, wo keine ſind; daß ſie oft Schönheiten finden, weil ſie ſolche finden wollen; daß einige, indem ſie die Alten ſchätzen, nicht ſowohl die Verdienſte derſelben, als die Mühe und den Fleiß ſchätzen, den ſie ſelbſt auf das Leſen und Erklären eines dieſer alten Schriftſteller gewendet haben. Es kann ſeyn, daß einige die Alten nur deswegen ſo hoch hinaufſetzen, um ſich ſelbſt dadurch ein deſto gröſſeres Anſehen zu geben, daß ſie ſo geſchickt ſind, ſie zu verſtehen, und ihren Werth zu empfinden; es kann ſeyn, daß einige den Alten den Vorzug darum einräumen, weil ihr Ehrgeitz weniger

dabey

dabey verliert, daß diejenigen, die vor tauſend Jahren lebten, gröſſer waren, als wenn es die wären, die mit ihnen zu gleicher Zeit lebten; es kann ſeyn, daß einige, wenn ſie den Alten den Vorzug vor allen Neuern mit ſo freygebigen Händen austheilen, ſich zugleich durch eine ſchmeichelhafte Ausnahme ihrer eignen Verdienſte ſchadlos halten. Es kann endlich ſeyn, daß viele den Alten den Vorzug vor den Neuern zugeſtehen, nicht, weil ſie die Alten und Neuern geleſen, empfunden und gegen einander gehalten haben; ſondern weil dieſes das allgemeine Urtheil iſt, weil es ſo viele Kenner vor ihnen geſagt haben, weil man auf dieſe Art ſich ſelbſt leicht die Miene des Kenners geben kann; und weil es überhaupt ein gelehrteres Anſehen hat, die Alten als die Neuern zu bewundern. Allein, wenn auch einer oder der andere aus Vorurtheilen, aus Eigenliebe, aus Stolz, aus Unwiſſenheit, die Verehrung gegen die Alten übertrieben hätte: ſo ſind doch in allen Jahrhunderten unparteyiſche, aufgeklärte, ſcharfſinnige Richter und Kenner vorhanden, deren Stimmen zuſammengenommen, in Anſehung des Vorzugs der Alten die Gültigkeit des ſchärfſten Beweiſes haben. Sind gleich in den neuern Zeiten einige ſo dreiſt geweſen, ihn zu leugnen: ſo ſind doch gegen einen Perrault, *gegen einen* La Motte, *zehn* Daciere, *zehn* De-

Spe-

ſpreaux, zehn Popen, zehn unwiderlegliche Vertheidiger der Alten aufgeſtanden. Die geiſtreichen Schriften des Alterthums haben die Prüfung der Welt ganze Jahrtauſende ausgehalten; ſie haben in allen Zeiten und Umſtänden gefallen; ſie haben ſich die Bewunderung ganzer Nationen erworben, die in ihren Sitten, in ihren Meynungen und Neigungen ihnen ſo ungleich ſind. Das alſo, was an ihnen gefällt, muß ein Schönes ſeyn, das nicht willkührlich iſt, ein aus den Quellen der allgemeinen Vernunft, ein aus der Natur geſchöpftes Schönes. Die Alten werden durchgängig gebilliget, oft geleſen, und belohnen allezeit die Mühe des Leſens von neuem. Die Neuern werden nur von einigen gebilliget, weder ſo gern, noch ſo oft von Kennern geleſen, und von dieſen den Alten nachgeſetzet.

Woher kömmt es alſo, daß dieſe jenen nicht gleich kommen können? Gehen ſie vielleicht nicht auf eben dem Wege einher, auf dem die Alten giengen? Oder wenn ſie auch, wie jene, den Weg der Natur betreten, gehen ſie ihn vielleicht nicht mit gleichen Kräften, mit gleicher Vorſichtigkeit, mit gleicher Geduld, mit gleichem Fleiſſe, durch gleiche Ermunterungen angefeuert? Dieſes müßten vielleicht die Urſachen ſeyn, aus welchen ſich die Frage erklären läßt, warum die

Neu-

Neuern den Alten nicht beykommen. Ich werde dieſe Urſachen anführen, ohne die Vermeſſenheit zu begehen, einen Ausſpruch zu thun.

Liegt der Unterſchied des Vorzugs vielleicht in dem Unterſchiede der Kräfte? Haben die Neuern vielleicht nicht die Fähigkeiten der Alten? Iſt die Natur ſich unähnlich geworden? Hat ſie ſich in Hervorbringung glücklicher Geiſter erſchöpft? Iſt ſie nicht mehr ſo freygebig, als ſie vor etlichen tauſend Jahren war, oder kann ſie es nicht mehr ſeyn? Wer kann dieſes denken? Oder iſt dieſe und jene Fähigkeit, dieſe und jene beſondre Einrichtung der Seele, die zu einem groſſen Dichter und Redner erfodert wird, an ein gewiſſes Land, an einen gewiſſen Himmelsſtrich gebunden? Kann vielleicht nicht jeglicher Geiſt in jeder Himmelsgegend zur Reiſſe und Vollkommenheit gelangen; ſo wie gewiſſe Pflanzen und Früchte nicht in jedem Boden, nicht in jeder Gegend aufkommen? Auch dieſes widerleget die Geſchichte der Litteratur, die uns beynahe aus allen Ländern und Gegenden Beyſpiele groſſer Geiſter darſtellt. Vorausgeſetzt alſo, daß die Natur in unſern Tagen noch eben die Fähigkeiten austheilet, die ſie vor tauſend und mehr Jahren den Sterblichen ſchenkte: ſo muß der Grund, warum die neuern Dichter und Redner die Alten nicht

nicht erreichen, in d
Fähigkeiten auszubild
ten ſeyn.

Die Werke der
die Natur ihre Lehrm
lebnten ſie den Plan
richtung des Ganzen
deſſelben. Sie ahmten
und Mannigfaltigkeit
und mit einer liebens
Sie wählten das Beſte,
kommenſte Art. Da
ahmten, nämlich die
zu aller der Vollkomme
zu dem Wohlklange,
ben, zu der abgemeſſe
fähig war. Auf die
chen Werke entſtande

Aber eben dieſer
ſteht ja auch den neue
bringen es dieſe nicht
Und ſollten ſie es ni
können, da ſie eine Ä
lichen Originale der A
entwerfen mußten? d
welche von Zeit zu Z

der verſchiedenen Art, dieſe
en und anzuwenden, enthal-

alten Dichter beweiſen, daß
eiſterinn war. Von ihr ent-
zu ihren Werken, die Ein-
, und auch die Ausführung
die Natur in ihrer Einheit
mit einer ſorgfältigen Wahl,
würdigen Leichtigkeit nach.
und zeigten es auf die voll-
Mittel, wodurch ſie nach-
Sprache, erhuben ſie ebenfalls
nheit, zu dem Nachdrucke,
zu der Abwechslung der Sy-
nen Rückkehr, deren ſie nur
ſe Weiſe ſind ihre vortreffli-
n.

Weg, den ſie gegangen ſind,
en Dichtern offen. Worum
zu eben der Vollkommenheit?
cht noch gar höher bringen
ülfe mehr, da ſie die glück-
ſen haben, welche dieſe erſt
ſie die beſten Regeln haben,
Zeit aus den Meiſterſtücken

der

der Alten geſammelt und in die Form der Kunſt ſind gebracht worden? Es iſt wahr, daß uns die Meiſterſtücke der Alten und die Regeln der Kunſt groſſe Vortheile bringen; doch wer weiß, ob ſie nicht auf gewiſſe Weiſe ſelbſt Urſache ſind, daß wir den Alten in unſern Gedichten ſo weit nachſtehen; daß wir gezwungener und mühſamer ſind, als ſie? Jene, die Alten, welche die Werke der Kunſt erſt erfanden, giengen mit ihrem Genie auf der Bahn der Natur unbekümmert fort. Sie hatten kein anderes Muſter als die Natur und das idealiſche Schöne, das ſich ihrem Verſtande darſtellte. Dieſes drückten ſie aus, und wußten von keinen Regeln, als von denen, welche der Geſchmack dem Künſtler vorſchreibt, und welche ihn insgeheim leiten, ohne ihn ihre Leitung fühlen zu laſſen. Wir, die wir die Werke der Alten mit Recht verehren, da wir ſie ſo vortreflich finden, ahmen vielleicht mehr die Copien der Natur, als die Natur ſelbſt nach. Vielleicht folgen wir nicht ſowohl dem idealiſchen Schönen in unſerm Verſtande, als dem ſchon vorhandenen in den Werken der Alten. Ihre Entwurfe, ihre Einrichtungen, ihre Ausführungen, ihre Kunſte ſind in unſerm Verſtande durch das Leſen abgedruckt; nach dieſen richten wir uns im Denken, oft, ohne daß wir es wollen, und noch öfter, ohne daß wir es wiſſen. Da es aber leichter iſt, ſelbſt etwas zu thun, als

als eben das zu thun, was ein andrer gethan hat: ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn die neuern Epiſchen Dichter unter dem Homer und Virgil, die Tragiſchen und Lyriſchen Poeten unter dem Euripides und Sophokles, unter dem Pindar und Horaz bleiben. Es darf uns nicht befremden, wenn wir oft ängſtlich und gezwungen werden, da unſern Verſtand die Laſt der Regeln drucht, nach welchen wir arbeiten, und da wir, um einer Regel zu folgen, uns entweder eine Schönheit entwiſchen laſſen, oder durch dieſe Bemühung die edle Hitze des Geiſtes dämpfen, und ihn in ſeiner liebenswürdigen Dreiſtigkeit und Kühnheit aufhalten; ja da wir oft ſelbſt durch eine unglückliche Anwendung der Regeln zu Fehlern verleitet werden. Die Regeln haben noch eine andere nachtheilige Wirkung auf unſern Geiſt. Indem man ſie anwendet, oder nach den Beyſpielen der Alten angewendet hat: ſo glaubt man, daß man ſeinen Werken die Seele gegeben habe; und man hat ihnen doch gemeiniglich nur die äuſſerliche Bildung verliehen, nicht aber den Geiſt, der die Schriften der Alten belebte und zum Entzücken geſchickt machte; man hat alle Regeln der Alten in Acht genommen, nur die erſte nicht, ſelbſt Genie zu haben.

Noch mehr, es giebt, wie in jeder Gattung der Kunſt, alſo beſonders in den verſchie-

denen

denen Gattungen der Poeſie und Beredſamkeit, eine gewiſſe Stuffe, über die man nicht hinausgehen darf. Die Alten haben, nach dem Geſtändniſſe der Welt, dieſe Stuffe erreicht. Einige von den glücklichen Köpfen der neuern Zeiten ſahen dieſes, und verlohren mit dem Muthe, die Alten zu übertreffen, die Geſchicklichkeit, ihnen wenigſtens gleich zu kommen. Andere lieſſen ſich von der Höhe, welche die Alten erreicht, nicht abſchrecken; ſie giengen darüber hinaus, und verirrten ſich in das Unnatürliche, in ein Labyrinth, aus dem ſie ſich nicht wieder herausfinden konnten. Sind endlich einige ſeltene Geiſter der Neuern den Alten nahe gekommen, oder haben ſie dieſelben in verſchiedenen Arten der Dichtkunſt und Beredſamkeit gar erreicht, bisweilen ſelbſt übertroffen: ſo ſind doch jene in dem Beſitze der Erfindung. Die Neuern müſſen ſich ſtets als Nachahmer anſehen laſſen, welche ohne die Originale der Alten nicht ſo glücklich fortgekommen ſeyn würden; und wie können ſie das Gegentheil beweiſen? Selbſt dieſes, daß die Alten die erſten geweſen ſind, ſcheint keine geringe Urſache ihres Vorzugs zu ſeyn. Sie haben in Anſehung des Neuen, das ſo viel Anziehendes an ſich hat, die beſten Blumen abgepflückt, und uns nur die Nachleſe übrig gelaſſen. Noch andere, denen es nicht an Kräften fehlete, aber deren

ren Ehrgeitz es ſich für nachtheilig hielt, den Fußſtapfen zu folgen, welche die Alten betreten, ſuchten eine andern Weg, um groß zu werden, um den Namen der Erfinder, der Schöpfer, zu verdienen. Sie verlieſſen den Weg der Alten, das heißt, den Weg der Natur; ſie geriethen mit ihrem Witze auf Ausſchweifungen, und brachten Miſsgeburten hervor, bloſs weil ſie ſich ſchämten, den Alten nachzugehn. Andere wollten die Alten übertreffen; ſie ſahen, daſs es im Ganzen nicht möglich war; ſie wollten es alſo in Theilen und Stucken thun. Eine gewiſſe edle Einfalt der Alten in ihren Gedanken und Ausdrücken, eine gewiſſe liebenswürdige Nachläſſigkeit in ihren Werken, ein gewiſſer männlicher Schritt, mit dem ſie unbeſorgt ihrem Ziele zueilen; alles dieſes ſchien ihnen eine Verbeſſerung zu leiden. Sie arbeiteten, ſie dichteten, und dachten nicht ſowohl an ihren Gegenſtand, als an ſich ſelbſt. Sie wollten bewundert werden, ſie wollten nicht ihrer Materie gemäß denken; alſo dachten ſie ſtets mit angeſtrengtem Geiſte, immerfort witzig, immerfort ſcharfſinnig, und brachten die anmuthigen und ſüſſen Fehler auf, von denen Quintilian redet. Um eine gefällige Nachläſſigkeit zu vermeiden, wurden ſie lieber gezwungen ſchön. Anſtatt mit einem freyen und gleichen Schritte ſich dem Ziele

zu nahen, wagten ſie künſtliche Sprünge, und verlohren das Ziel aus dem Geſichte. Um bewundert zu werden, ſchmückten ſie alles aus, und machten, gleich eitelen Mahlern, das Werk durch den Schmuck unkenntlich, und durch witzige Zierrathen räthſelhaft. So ſind die vortreflichen Werke der Alten gelegentliche Urſachen geweſen, daß ihnen die Neuern nicht gleichkommen können.

Vielleicht iſt in der Art, wie die Alten die Künſte der Poeſie und Beredſamkeit getrieben und darinn gearbeitet haben, auch eine Urſache enthalten, warum ihnen die Neuern nachſtehen müſſen. Wie verfertigten ſie ihre Meiſterſtücke? Vielleicht bloß in ihren Nebenſtunden, wenn ſie den Geiſt durch andere Arbeiten erſchöpft hatten? Arbeiteten ſie bloß, weil es ihr Amt mit ſich brachte, oder nicht vielmehr, weil ſie in der Arbeit ihr Vergnügen ſuchten? Arbeiteten ſie bloß, weil es ihre eigene Ehre, ihr äuſſerlicher Character erfoderte, oder vielmehr, weil ſie ſich eine Ehre daraus machten, ihrer Sprache, ihrem Vaterlande dem guten Geſchmacke ein Anſehn zu erwerben? Hatten ſie nur die Abſicht, der Menge zu gefallen, oder den Kennern? nur ihren Zeiten, oder auch den künftigen? Es iſt ein unendlicher Unterſchied unter dem Fortgange der Arbeiten, die wir freywillig, und die wir aus Pflicht, die wir aus einem innerlichen Zuge, und

die

die wir nur unſers Standes wegen, die wir aus einem freyen und von der Schönheit der Sache gerührten Geiſte, und die wir mit einem matten Geiſte, der von der Nothwendigkeit gepeiniget wird, ſeinem Amte genug zu thun, unternehmen. Es iſt ein unendlicher Unterſchied zu arbeiten, weil man ſich geſchickt dazu fühlt, und zu arbeiten, weil es die Eitelkeit, die Mode verlangt; zu arbeiten, wenn man will, und ſo lange man will; und zu arbeiten, weil man ſeinen Unterhalt dadurch erwerben, oder andre niedrige Abſichten erreichen will; und bloß darum in der Arbeit nicht nachzulaſſen, weil man dieſe noch nicht erreicht hat. Ein Geiſt ſey von Natur noch ſo groß, wenn er bey ſeinen Unternehmungen durch Sorgen, durch Mangel, durch die Furcht eines unbilligen Spottes, durch die Luſt verſchiedener Arbeiten gefeſſelt wird, ſo wird er ſich nie genug erheben; und indem er ſich erhebt, wird er unter der ſchweren Burde wieder ſinken. Er wird einem Feldherrn gleichen, der Muth, Geſchicklichkeit und Volk zu einem Treffen, aber nicht die Erlaubniß hat, ein Treffen zu wagen.

Man weiß, wie langſam die Alten arbeiteten, wie ſorgfältig ſie ihre Werke ausbeſſerten, wie willig ſie der Critik Gehör gaben. Wer den Tadel der Klugen ſcheut, wer ſein Werk des Ge-

ſchmacks, das er mit Muſſe gearbeitet, nicht zu verſchiedenen Zeiten wieder vornimmt, ihm nicht die Fehler, die er in der erſten Hitze der Arbeit nicht bemerkte, entzieht, und die noch mangelnden Schönheiten giebt, der wird, wenigſtens in groſſen Werken, keine Meiſterſtücke hervorbringen.

Die Alten liebten ihre Mutterſprache, und ſchrieben darinne, nachdem ſie ſich von Jugend auf darinn geübt hatten. Die Römer laſen die Griechen; aber nicht bloß um griechiſch zu ſchreiben, ſondern um ihren Geiſt durch den Geiſt der Griechen zu beleben, und ihre Sprache durch die Sprache der Griechen zu bereichern. Viele von den Neuern haben in ihren erſten Jahren alle Sprachen, nur nicht ihre Mutterſprache gefaßt. Wollen ſie bey reifern Jahren ſchreiben: ſo hindert ihren Geiſt die Menge der Sprachen, in deren keiner ſie ſich leicht, natürlich, reich, ſtark und mannigfaltig genug auszudrücken wiſſen. Und wenn die Gelehrten eines Landes mehr in fremden Sprachen, als in der angebohrnen ſchreiben: ſo muß nothwendig die Mutterſprache an Worten, an Ausdrücken und mannigfaltigen Wendungen, welche eben die gute Art zu denken erſt in die Sprache bringt, unausgebildet und unvollkommen bleiben. Geſetzt, es ſtunden in einem ſolchen Lande einige groſſe Geiſter auf: was werden ſie anfan-

anfangen, wenn ſie zu ihren Bildern keine Farben, zu ihren Gedanken keine Worte haben? Sollen ſie mit einem male neue Worte, neue Wendungen und Fugungen ſchaffen, und kühn ſeyn, um unverſtändlich zu werden? Will man noch hinzuſetzen, was die gröſten Kenner zu behaupten pflegen, daß die Sprachen der Griechen und Römer ihrer natürlichen Eigenſchaft wegen die Sprachen der heutigen Völker bald an Reichthum, bald an Kürze, bald an Harmonie und an einer wohlklingenden Abwechſelung der Sylben übertrift: ſo könnte die heutige Poeſie und Beredſamkeit vielleicht auch deswegen nicht ſo ſchön ſeyn, als die alte, weil das Mittel, deſſen ſie ſich bedienet, nemlich die Sprache, gewiſſer Schönheiten nicht fähig und ein ſprödes Wachs iſt, das oft aufſpringt, wenn man die Bilder des Geiſtes hineindrucken will; das die mannigfaltigen Züge und Wendungen der Gedanken nicht genau, nicht fein, nicht zart genug annimmt. Daß wir den oratoriſchen und poetiſchen Wohlklang der Griechen und Römer, die freye und kräftige Verſetzung der Worte, in unſern Sprachen nicht haben; daß wir viele von ihren Arten, eine Sache kurz und lebhaft auszudrücken, in unſern Sprachen vermiſſen, ſcheint ſehr gewiß zu ſeyn. Und wenn wir dieſen Mangel nicht durch andere Schönheiten erſetzen können: ſo wird er vielleicht

nicht eine von den geringſten Urſachen ſeyn, warum die neuere Poeſie und Beredſamkeit der alten weicht.

Die Sitten einer Nation haben einen groſſen Einfluß in den Geſchmack, in die Art zu denken und zu ſchreiben. Nachdem die Sitten frey oder gezwungen, gemäſiget oder ausſchweifend, natürlich oder übertrieben ſind; nachdem wird auch unſer Geſchmack umgebildet; er nimmt die Figur der Sitten an. Wer in den Vergnügungen, in der Pracht, in der Höflichkeit kein Maaß, keine Ordnung zu halten weiß, der wird in ſeiner Art zu denken und zu ſchreiben ebenfalls unordentlich, ausſchweifend und romanhaft werden. Sind nun vielleicht die Werke der Alten auch deswegen beſſer, weil ihre Sitten natürlicher, freyer, edler geweſen ſind? Dieſe Frage iſt ſchwer zu beantworten. Jede Zeit hat ihre Verderbniſſe gehabt; das iſt wahr; aber jede Zeit iſt doch nicht ſo weichlich geweſen, als die andere; und nichts iſt geſchickter, den Geiſt zu erſticken, als auf der einen Seite Weichlichkeit, und auf der andern Wildheit der Sitten, oder eine ſklaviſche Staatsverfaſſung.

In einigen von dieſen Urſachen, oder in allen zuſammengenommen, muß die Schuld in den neuern Zeiten zu ſuchen ſeyn, daß ſie in den ſchö-

nen

Wiſſenſchaften keine Scribenten, die den Al-
ganz gleich kämen, haben hervorbringen
en.

Vielleicht laſſen ſich davon noch mehrere an-
; vielleicht glaubt man, daß die Poeſie und
ſamkeit in den neuern Zeiten nicht genug
Gegenſtände, noch erhabene Verehrer gefun-
oder daß ſie durch keine ſolchen Preiſe und
nungen aufgemuntert worden, als in den
bliken der Alten. Ich weiß nicht, ob dieſe
chen wichtig ſind. In ſo weit die Poeſie von
rdichtung lebt, und aus der Natur ſchöpft,
es ihr nie am Stoffe mangeln. Einige Quel-
die Quellen der Hauptcharactere, können er-
ſt werden; aber ſie ſind bis auf unſre Zeit
erſchöpft worden. In ſo weit die Poeſie
icnſte und Thaten, Helden und Patrioten be-
in ſo weit wird ihr jedes Jahrhundert Tu-
n und Thaten geben, um Virgile und Horaze
wecken. Und wenn die Alten ihre Götter
eſungen haben; ſollten die Neuern den Gott,
ns die Religion verherrlichter zeigt, den
l göttlich beſungen hat, nicht unendlich er-
er beſingen können, wenn es bey unſrer Fra-
ß auf die Gröſſe des Gegenſtandes ankäme?
dieſes läſſt ſich auch von der Beredſamkeit
Sollten die hohen Wahrheiten der Religion,

welche die wahre Ruhe und das Glück des Geiſtes in mehr als einer Welt betreffen, weniger geſchickt ſeyn, groſſe Redner zu bilden, als die Verfalle vor den Gerichten der Alten? Giebt die Materie der Religion einem Boſſuet, Tillotſon, Saurin, Mosheim, Jeruſalem, weniger Gelegenheit, beredt und groß zu ſeyn, als die Angelegenheiten des Staats einem Demoſthenes, einem Cicero gaben? Sollten nicht vielmehr eben dieſe Gegenſtände die neuern Redner über die alten erheben? Iſt nicht das Größte, das Prächtigſte der Beredſamkeit, ſelbſt in den Werken der Schrift, in den Pſalmen und in der Schreibart der Propheten enthalten? Sollten wir, wenn die Frage von den Lobreden iſt, keine Ueberwinder, keine Regenten, keine Trajane, keine Friedrich Chriſtiane haben, die einen Cicero, einen Plinius beleben könnten? Bietet nicht in verſchiedenen Ländern, in Frankreich, in England, in der Schweiz, in Dännemark, die gerichtliche Beredſamkeit noch, wenn ſie auch daſelbſt eingeſchränkter iſt, als ſie in den Griechiſchen und Römiſchen Republiken war? Doch wenn wir auf die geiſtliche Beredſamkeit allein ſehen wollen: ſo wird ſie auch in Anſehung des Groſſen, des Erhabenen, des Rührenden, den Vorzug vor der weltlichen davontragen können.

So demüthigend vielleicht dieſe Gedanken für die neuern Zeiten ſind: ſo dürfen ſie uns doch gar nicht

nicht den Muth und Eifer benehmen, in der Dichtkunſt und Beredſamkeit, gleich dem Alterthume, groß zu werden. Nein, ſie ſollen uns lehren, daß die Hinderniſſe, die uns von dem Gipfel der Alten entfernen, ſo groß ſie auch ſind, doch nicht unüberwindlich ſind. Sie ſollen uns mit der Hochachtung gegen die Alten zugleich den ſtolzen Wunſch, die edle Eiferſucht, es ihnen nachzuthun, einflößen. Sie ſollen uns auf die Bahn zurückweiſen, auf welcher es jenen glückte, in den Tempel der Unvergeßlichkeit einzugehn. Die Alten ſind allerdings unſre Lehrmeiſter in den ſchönen Wiſſenſchaften. Wir wollen alſo dankbar ſeyn, und von ihnen lernen; wir wollen uns ihre Sprache ſorgfältig bekannt machen; uns in ihre Zeiten, in ihre Sitten verſetzen; ihre Abſicht bey ihren Werken erforſchen, und ſie darnach prüfen; ihre Schönheiten bemerken, fühlen, bewundern, auswendig behalten, nachahmen. Wir wollen uns durch ihren Geiſt erhitzen und beleben, und durch ihren Geſchmack den unſrigen verbeſſern. Aber können wir nicht zu dankbar, nicht auf eine ungereimte Art dankbar ſeyn? Ja, wenn wir ſie zu knechtiſch nachahmen. Wir können ungerecht gegen die Natur, gegen uns ſelbſt werden, wenn wir unſern eignen Geiſt verdrängen, um den ihrigen mit ungeſchickter Hand an ſeine Stelle zu ſetzen. Sie bildeten die Natur mit einer

liebenswürdigen Leichtigkeit und ſorgfältigen Genauigkeit nach; hierinn müſſen wir ihnen folgen. Allein die Natur iſt unerſchöpflich an Reichthümern, unendlich an Gegenſtänden, und dieſe drücken ſich auf tauſendfache Art in unſern Geiſtern ab. Wir müſſen es alſo nicht genug ſeyn laſſen, nur die Alten nachzuahmen. Die Natur war ihre Lehrmeiſterinn; und ſo ſoll ſie auch die unſrige ſeyn! Wir müſſen es nicht bloß den Alten gleich thun wollen, und ihnen nur Schritt vor Schritt folgen, wir werden ſonſt eben deſswegen unter ihnen bleiben. Wir haben mehr zu wagen. Sie zu übertreffen, ſey unſer Ziel, wenn wir es auch nie erreichen; auf dieſe Art werden wir ihnen wenigſtens gleichen. Was that Virgil; ſuchte er nicht den Homer, den Theocritus zu übertreffen, wo er zu übertreffen war? Was thaten die Plautus, die Terenze, wenn ſie den Ariſtophanes, den Menander vor Augen hatten? Was that Sophokles, mit dem Aeſchylus verglichen? Was thaten Sophokles und Euripides, die zugleich lebten? Wollten ſie alle auf eine Art, auf eben dieſelbe Art ſchön ſeyn? Wollte Cicero nichts ſeyn, als was Demoſthenes war? Wir werden den glücklichſten Weg wählen, wenn wir die Schönheiten der groſſen Männer in einer Gattung vereinigen, wenigſtens in Gedanken vereinigen, um ein vollkommenes Bild des Schönen zu haben, das uns entzücke,

zücke, und uns die Kühnheit gebe, unſre eigenen Kräfte zu verſuchen. So wählte Zeuxis, als er den Crotoniaten eine Helena malen wollte, die gröſten Schönheiten zu ſeinem Muſter, und entwarf aus einzelnen Hauptzügen der Schönheit durch ſeinen Geiſt ein vollkommenes Werk der Natur und Kunſt.

Es giebt in dem Reiche der ſchönen Wiſſenſchaften, wie auf der Erdkugel, unangebaute, auch ganz unentdeckte Gegenden; und kein groſſes Genie darf verzagen, daß es nichts neues werde unternehmen können. Wo war das chriſtliche Heldengedichte vor den Miltonen; *das* Gloveriſche *vor dem* Glover; *das Comiſche vor dem* Boileau *und* Pope? *Iſt* La Fontaine *nicht anmuthiger als* Phädrus? *Iſt* Moliere *nicht lachender als* Terenz, *und feiner als* Plautus? *Wo war ehedem die Art der Gedichte, die* Fontenelle *uns unter dem Namen der Schäfergedichte gegeben hat? Wo waren die Melaniden, die Gouvernanten, die Orakel, ehe* de la Chauſſee und Saint-Foix *ſie werden hieſſen? Wo waren die Clariſſen und Grandiſone, ehe* Richardſon *ſchrieb? Aber vielleicht verwundert man ſich, daß ich nur Ausländer nenne. Haben die Deutſchen keine einheimiſche Beyſpiele, die uns Muth machen könnten? Haben ſie keinen Witz, keine Beredſamkeit, keine Werke des Geſchmacks?*

ſchmacks? In verſchiedenen Gattungen der Beredſamkeit, in verſchiedenen Arten der Poeſie ſind auch wir in dieſem Jahrhunderte glücklich geweſen. Deutſchland hat ſeine Mosheime, *ſeine* Hagedorne, *ſeine* Schlegel, *gehabt; und wer kennt nicht die noch lebenden Scribenten, welche die Ehre unſrer Zeiten ſind? Es ſcheint, das günſtige Jahrhundert des guten Geſchmacks ſey für die Deutſchen erſchienen, und habe inſonderheit das ſchädliche Vorurtheil vertrieben, das ſie ehedem zurückgehalten; das Vorurtheil, als ob die ſchönen Wiſſenſchaften ſich mit den Geſchäften des Staats, mit den Arbeiten groſſer Aemter nicht vertrügen, und als ob man müßig ſeyn müſſe, um witzig zu ſeyn. Der Geiſt, der in der Beredſamkeit und Poeſie ſpricht, ſpricht auch in Geſchäften und öffentlichen Bedienungen. England und Frankreich haben an ihren Höfen in ihren gröſten Staatsmännern oft die geiſtreichſten Scribenten bewundert. Doch die Welt braucht nur wenig gute Schriftſteller; aber der Geſchmack bedarf Kenner und Beſchützer. Dann wird er in Deutſchland ſiegen, wenn ihn die Groſſen in die Cabinetter der Fürſten, und die Gelehrten in die Geſellſchaften des bürgerlichen Lebens einführen. Dann wird der Aberglaube in den ſchönen Wiſſenſchaften verſchwinden, und die Ketzerey in dem Geſchmacke. Man wird das Grobe und Plumpe*

nicht

icht mehr für das Natürliche, das Leere nicht ehr für das Leichte, das Gezwungene nicht mehr ür das Feine; man wird giftige Spöttereyen, reygeiſteriſche Einfälle, ungeſittete Gemälde nicht ehr für Witz, für Salz, für Munterkeit, ndern für das, was ſie ſind, für Verwegenheit, ollkühnheit und Unverſchämtheit halten. So erden ſelbſt Weisheit und Tugend *mit dem Geſchmacke wachſen; und je mehr wir diſe durch en Dienſt der ſchönen Wiſſenſchaften zu beförern ſuchen, deſto reiner und rühmlicher wird r Geſchmack werden. Und je mehr Männer, it Talenten, Wiſſenſchaften und Geſchmacke beibt, ihre Kräfte und ihren Fleiſs der Verwaltung öffentlicher Geſchäfte wiedmen werden; und mehr die Fürſten ſelbſt, durch Geſchmack und Wiſſenſchaften zur Liebe des Geſchmacks und der Wiſſenſchaften gebildet, Männer, die eben ſo oft durch Talente und Wiſſenſchaft, als durch echtſchaffenheit und Tugend ſind, aufſuchen, vorheben und zur Verwaltung öffentlicher Geſchäfte heben werden: deſto mehr werden nicht nur die ſchäfte und der Staat ſelbſt dabey gewinnen, ndern deſto mehr wird auch die Liebe und der ſchmack für die Wiſſenſchaften bey jeder Nation echt und verbreitet werden.*

Wieviel alſo, Durchlauchtigſter Chur-*rſt, wieviel hat nicht die glückliche Nation*

Ihrer Sachſen für die Wiſſenſchaften von der Liebe, deren Sie dieſelben würdigen, von dem Schutze und der Vorſorge, die Sie ihnen gnädigſt angedeyhen laſſen, von dem Eifer, mit dem Sie ſich der Kenntniß derſelben auf eine Fürſten ſo rühmliche Art erwerben, itzt und künftig zu hoffen! Welche glückliche Ausſichten! Welche allgemeine Erwartungen! O daß Gott ſie erfüllen wolle! O daß er den Geiſt Dero glorwürdigen Herrn Vaters ganz und immerdar auf Ihnen ruhen laſſe! Dann ſind ſie erfüllt, dieſe Erwartungen; dann ſind die heilſamen Verſchläge, mit denen ſich die heutigen Vorleſungen angefangen, durch Sie ausgeführt. Ja, Gnädigſter Churfürſt, *das Beyſpiel Dero glorwürdigſten Herrn Vaters, des Kenners und Beſchützers der Künſte und Wiſſenſchaften; das Beyſpiel Dero Durchlauchtigſten Frau Mutter, der Kennerinn und Beſchützerinn der Künſte, der Wiſſenſchaften und des Geſchmacks, der glücklichen Verfaſſerinn geiſtreicher Werke; das Beyſpiel des preiswürdigſten Adminiſtrators, des Kenners und Beſchützers der Wiſſenſchaften, müſſe Dero Eifer für die Aufnahme der Künſte und Litteratur in Dero Landen immerdar beleben. Ihnen müſſe die Ehre vorbehalten ſeyn, daß man das glückliche Jahrhundert der Litteratur, ſo wie man es in Rom vom Auguſtus, und in Frankreich von Ludwig XIV. benannt, in Sachſen von*

Frie-

Friedrich Auguſt, *dem Sohne* Friedrich Chriſtians, *benenne; und nie müſſe es Dero Staaten an groſſen und rechtſchaffenen Männern zur Verwaltung der Geſchäfte, zum Flore der Schulen und Akademien, und zur würdigen Erhebung Dero fürſtlichen Verdienſte, Dero* Weisheit und Tugend *mangeln.* Wie groſs, *ſagt Sirach*, wie groſs iſt der, ſo weiſe iſt; aber wer Gott fürchtet, über den iſt Niemand! *Dieſe doppelte Hoheit*, Durchlauchtigſter Churfürſt *und* Herr, *dieſe Hoheit der Weisheit und Gottesfurcht, ſey, wie ſie es ſchon itzt iſt, immerdar Dero Verdienſt, Dero Gröſſe, und, in einer langen ruhigen Regierung, der Segen Dero Lande!*

Und Sie, lehrbegierige Jünglinge dieſer Akademie, wie könnten Sie das Glück, in ſolchen Zeiten gebohren zu ſeyn, und unter einem ſolchen Fürſten ſich den Wiſſenſchaften zu wiedmen, rühmlicher anwenden; wie könnten Sie Ihren Dank für das Glück des heutigen Tages würdiger zeigen, als wenn Sie von heute an, ſelbſt durch das Beyſpiel Ihres jungen Fürſten ermuntert, mit neuem und verdoppeltem Eifer ſich beſtreben, wirklich einmal groſſe, Ihrem Fürſten und dem Vaterlande nützliche Männer zu werden?

Und wir, Väter und Lehrer dieſer Akademie, wie können wir dankbarer für die Ehre ſeyn,

die unſer Fürſt den Wiſſenſchaften erzeigt, dankbarer für die gnädige Gegenwart und Aufmerkſamkeit, deren er unſre Bemühungen in dieſen Tagen abermals gewürdiget hat, als wenn wir unſern Eifer verdoppeln, dem Fürſten und dem Vaterlande ſolche nützliche rechtſchaffene Männer zu bilden? Gott wolle unſre Arbeiten beglücken, und unſern hofnungsvollen Fürſten mit Kraft aus der Höhe mächtiglich ausrüſten, und bey langem Leben, bey langem Leben, väterlich erhalten!

Von der

Beſchaffenheit, dem Umfange

und dem Nutzen

der Moral;

Eine Vorleſung,

auf Befehl und in hoher Gegenwart

Seiner Churfürſtl. Durchl.

zu Sachſen,

Friedrich Auguſts,

den 29 Apr. 1765 auf der Univerſitätsbibliothek zu Leipzig gehalten.

Von der

Beſchaffenheit, dem Umfange und dem Nutzen der

Moral.

Auf Befehl unſers Durchlauchtigſten *und* Gnädigſten Churfürſten *ſoll ich itzt die Moral, nach ihrer* Beſchaffenheit, *ihrem* Umfange, *und ihrem* Nutzen, *in einem kurzen Abriſſe darſtellen. Dieſem Befehle, der dem Herzen eines jungen Fürſten ſo viel Ehre macht, gehorche ich in tiefſter Ehrfurcht, und wünſche, daß ich es, was mir bey meinem Vortrage an Scharfſinnigkeit und Beredſamkeit mangeln wird, durch Deutlichkeit und Kürze erſetzen möge.*

Die Moral, *oder die Kenntniß von der Pflicht des Menſchen, ſoll unſern* Verſtand *zur* Weisheit, *und unſer* Herz *zur* Tugend *bilden, und durch beydes uns zum Glücke leiten. Niemand*

mand wird ein Glück ſuchen, das er nicht kennet, noch die Mittel *dazu anwenden können, wenn er ſie auch nicht kennet, oder nicht überzeugt iſt, daß ſie die beſten und einzigen ſind. Die Moral ſoll uns alſo lehren, was unſer wahres* Glück, *oder unſer* höchſtes Gut, *das iſt, was für ein Geſchöpf, das aus einem unſterblichen Geiſte und aus einem hinfälligen Körper beſteht, am zuträglichſten, der Ruhe der Seelen und der äuſſerlichen Wohlfarth am gemäſſeſten ſey, und auf was für einem* Wege *wir am ſicherſten zu dieſem Ziele gelangen können.*

Wir ſind, wenn wir auf uns ſelbſt *blicken, mit mannigfaltigen Kräften, Fähigkeiten, und natürlichen Neigungen verſehen; wir ſind mit künſtlichen und wunderbaren Werkzeugen des Körpers ausgerüſtet; wir entdecken tauſend Bedürfniſſe, ohne die wir nicht leben können, und die wir ſuchen müſſen. Wir fühlen alle einen unwiderſtehlichen Trieb zum Leben und zum Vergnügen; wir ſind mit vielen Uebeln umringet, vor denen wir uns eben ſo natürlich ſcheuen; wir ſehen tauſend Gegenſtände, die uns an ſich locken, die uns anfangs vergnügen und bald darauf beſtrafen. Wir finden, daß nicht alle Vergnügungen, denen wir nacheilen, von einerley Würde ſind; daß einige flüchtig, andere dauerhafter, daß einige*

nige mehr unſerm Körper, andere unſerer Seele angemeſſen ſind; daß wir einige, wenn wir ſie genoſſen haben, mit einem geheimen Beyfalle billigen, auf andere hingegen mit Reue, Scham und Unwillen zurückſehen; daß wir unſere Kräfte und Neigungen bald auf dieſe, bald auf jene Art, bald zu unſerm Vortheile, bald zu unſerm Schaden, anwenden können.

Wir ſehen uns ferner mit Menſchen umgeben, *deren Hülfe und Geſellſchaft wir nicht entbehren, und die auch die unſrige nicht miſſen können; die unſer Vergnügen, ſo wie wir das ihrige, bald befördern, bald ſtören können. Wir fühlen Neigungen gegen ſie, die ein innerliches Bewußtſeyn bald für gut und edel, bald für unerlaubt und verwerflich erkläret, und die das Urtheil des Verſtandes bald mit Gründen rechtfertiget, bald verbeut. Wir finden Handlungen, die nach dem Ausſpruche eines innerlichen Richters bald gut, bald böſe ſind; und ſo lange wir nicht durch Leidenſchaften aufgebracht werden, erklärt ſie unſer Herz, ohne groſſe Beweiſe des Verſtandes, ohne lange Unterſuchung, für das, was ſie ſind, für löblich, oder ſchändlich.*

Wir finden endlich, wenn wir uns, andre, die Natur *mit ihren Auftritten, die Welt mit ihren*

ren Wundern, mit ihrer Ordnung, Mannigfaltigkeit, Schönheit, Weisheit, Pracht und Vollkommenheit, in den Theilen, und im Ganzen, im Grossen und Kleinen, in ihren Absichten und Mitteln, von der Seite des Nutzens und Vergnügens, betrachten, wir finden so viele Spuren eines weisen, gutigen und allmächtigen Schöpfers, daß es nicht auf unsern Willen ankömmt, ob wir ihn erkennen *und an ihn glauben wollen, oder nicht. Hat er uns gemacht, uns alle Kräfte und Neigungen, die wir besitzen, gegeben: so wird er auch eine weise Absicht gehabt haben, zu der wir sie anwenden sollen. Sollte der Mensch das gröste Werk der Schöpfung und doch kein mit ihr übereinstimmendes Werk seyn?*

Auf diese göttliche Absicht geht die Moral der Vernunft zurück, und sucht sie in der Natur des Menschen, oder die Bestimmung desselben in seinen Kräften und Neigungen auf. Diese Bestimmung, oder Absicht, wird theils durch die natürliche Beschaffenheit unsrer Eigenschaften, welche uns die Vernunft entdecket, theils durch ein geheimes Gefühl des Herzens, oder den Trieb des Gewissens, offenbaret, der nicht nur unsern Verstand nöthiget, ein göttliches Gesetz überhaupt zu erkennen, sondern der uns auch fühlbar wahrnehmen läßt, ob etwas seiner Natur nach recht

oder

oder unrecht, erlaubt oder ſtrafbar, rühmlich oder ſchändlich ſey. Die Abſicht alſo, zu der wir von Gott erſchaffen ſind, zu bemerken und zu erforſchen, und die Mittel, die wir anwenden müſſen, ſie zu erreichen und auszuführen, lehret die philoſophiſche Moral. Dieſe höchſte Abſicht kann nichts geringers ſeyn, als eine dauerhafte und allgemeine Zufriedenheit und Glückſeligkeit der Menſchen, durch einen freywilligen Gehorſam gegen unſern Herrn und Schöpfer. Dieſe von ihm geordnete Glückſeligkeit mit Unterwerfung, Treue und Eifer ſuchen und befördern, iſt Pflicht, Weisheit und Tugend; und ſo wie die Pflichten, die uns die Natur lehret, Mittel zu unſerm wahren Glücke ſind, ſo ſind ſie auch unveränderlich, und in dem ewigen Willen Gottes und in ſeiner Heiligkeit gegründet. Denn einen Gott denken, der bloß gütig und allmächtig, nicht aber zugleich heilig und gerecht iſt, der es nicht achtet, ob wir ſeinen Willen, den er uns in dem Gewiſſen und der Vernunft offenbaret, gehorchen oder nicht, heißt Gott ſchänden und ſein Weſen aufheben. Die Moral lehret uns alſo heilige Pflichten, und für uns ſelige. Sie lehret uns den Unterſchied des Guten und Böſen, des Edlen und Unedlen, des Rühmlichen und Schändlichen erkennen, damit wir deſto leichter das Gute ſuchen, und das Böſe verwerfen. Wie willig

ſollten

ſollten wir daher ihre Befehle erlernen und ausüben, da wir unaufhörlich das Verlangen fühlen, glücklich zu ſeyn!

Allein die Neigungen und Leidenſchaften, die uns Gott zu Triebfedern unſers Glückes, zur Erreichung deſſelben, oder zur Abwendung des Uebels, gegeben hat, ſind Kräfte, die eine freywillige *und ihren Gegenſtänden* gemäſſe und ſorgſame A wendung *erfodern. Zu heftig oder zu ſchwach begehren und verabſcheuen, entfernet uns beydes von unſerm Glücke. Das Gute verlangen, das Böſe ſcheuen, und doch die Mittel, jenes zu erhalten, dieſes zu vermeiden, nicht ſuchen und gebrauchen wollen, iſt ein kindiſches, widerſprechendes und rebelliſches Verlangen nach Glückſeligkeit.*

Ferner, unſre Neigungen und Bedürfniſſe ſind mannigfaltig. *Eine Neigung, die zu unſrer Natur gehört, ſo befriedigen, daſs wir die andern unerfüllt laſſen, oder beleidigen, iſt wider die Eintracht unſrer Seele und wider das Syſtem des Glücks. Wir ſind auch* vieler Vergnügungen *fähig, die einander dem* Werthe *nach untergeordnet ſind, und die wir nicht alle zugleich genieſſen können;* vieler Schmerzen, *die ebenfalls von verſchiedener Gröſſe ſind, und die wir nicht*

alle

alle von uns entfernen können. Fehlen wir nun hier bey unſrer Wahl, wählen wir nicht das gröſſere Gut, wenn wir ein kleineres zugleich nicht erreichen können, wählen wir nicht das kleinere Uebel, um dem gröſſern zu entgehen; wollen wir gleichſam Frühling und Sommer, Saat und Erndte, zugleich in unſrer Seele haben, eine bittere Arzney mehr ſcheuen, als die Krankheit: ſo handeln wir wider die Natur, und wider unſer Glück, deſſen Weſen durch unſern Willen nicht kann geändert werden.

Alles dieſes ſetzt einen Anführer, den Verſtand, voraus, und die Achtſamkeit auf ſeine Stimme und auf den Ausſpruch eines innerlichen Gefühls deſſen, was gut iſt, oder nicht. Aber den Verſtand gehörig fragen und anhören, ſeine Ausſprüche mit unſerm Gewiſſen vergleichen, dazu gehöret Aufrichtigkeit, Lehrbegierde, und eine Stille der heftigen Leidenſchaften. Iſt es alſo zu verwundern, wenn wir ihn, dieſen Verſtand, oder die Stimme des Herzens oft gar nicht, oft dunkel und irrig verſtehen? —— Wir müſſen den Befehlen des Verſtandes oft dadurch gehorchen, daß wir ihnen eine ſüſſe Neigung entweder ganz aufopfern, oder die unordentliche Selbſtliebe doch mäßigen. Beydes iſt Arbeit, und eine Gewalt, die wir uns ſelbſt anthun müſſen.

Wird

Wird es alſo nicht gewiß ſeyn, daß die Tugend, daß unſer Glück, ohne Mühe, ohne fortgeſetzte Mühe, weder erlanget, noch erhalten werden kann, und daß alſo die Moral ein Werk unſers ganzen Lebens, des jugendlichen, des männlichen, des höhern Alters, daß ſie keine müßige Weisheit der Schulen, keine kraftloſe Nahrung des Gedächtniſſes, keine pralende Wiſſenſchaft ſey, um in Geſellſchaften oder Büchern damit zu glänzen, ſondern ein Unterricht, dem wir in unſerm Herzen und ganzen Wandel, in der Stille und im Geräuſche, in den Stunden der Arbeit und der Erholung, im Glücke und im Unglücke, in geſunden und kranken Tagen, nahe am Tode und fern vom Grabe, in allen Verhältniſſen des Lebens, als Kind, als Vater, als Bruder, als Gatte, als Freund, als Lehrer, als Regent, als Unterthan, als Bürger des Vaterlandes, und als Bürger der Welt und der Ewigkeit folgen ſollen? Denn wo iſt ein Gemüthszuſtand, ein Zeitpunct, ein Fall zu erdenken, der nicht eine gehörige, moraliſche und freye Anwendung unſrer Kräfte erfoderte? Und wo iſt ein Fall, da es beſſer wäre, wider die heilige, unveränderliche Anordnung eines allwiſſenden, gütigen, gerechten und allmächtigen Weſens zu handlen, in welchem ſich alles zu unſerm Glücke, oder zu unſerm Verderben vereiniget?

Die

Die Moral iſt, gleich der Sonne, ein Licht, das unſern Geiſt erleuchtet; *ſie breitet ihren Glanz über die ſittlichen Gegenſtände aus, und klärt dem Auge des Menſchen die mannigfaltigen Schuldigkeiten und Abſichten ſeines Daſeyns aus ſeinen Fähigkeiten und verſchiedenen Beſtimmungen auf. Allein ſie iſt nicht bloß ein Licht, das erleuchtet, ſie ſoll auch das* Herz beleben. *Sie ſoll den Samen der natürlich guten Neigungen erwärmen, daß er ſeine Früchte, die Früchte der Tugend und Glückſeligkeit für uns und andere trage. Unſer Geſchmack für das Gute wächst, je mehr wir die Schönheit und Göttlichkeit der Tugend und ihren wohlthätigen Einfluß in alle Verhältniſſe des Lebens kennen lernen. Wir fangen an, das Löbliche, das Rechtſchaffene und Geſetzmäßige der Gedanken, Neigungen und Handlungen lebhaft, geſchwind und in ſeinen verſchiedenen Graden zu empfinden. Und dieſe Empfindung, wenn wir ſie warten und pflegen, begleitet uns durch alle Umſtände des Lebens, ermuntert uns zu unſrer Schuldigkeit, und macht uns ſinnreich und eifrig, ſie auf die beſte Art zu beobachten. Dieſe fortgeſetzte Beobachtung fließt wieder in unſre Neigung ein, und ſtärkt ſie dankbar mit neuen Kräften. Es wird uns leichter, gut zu ſeyn, weil wirs ſchon oft geweſen ſind. Ein geheimes Vergnügen, recht gethan zu haben, breitet ſich in unſerm Her-*

zen aus, und macht uns muthig, froh für uns, froh für andre, freudig gegen Gott; denn der Tugendhafte, wie der weise König es ausgedrückt hat, iſt getroſt, wie ein junger Löwe. Dieſes ſtille Vergnügen, der erſte Seegen der Tugend, tränket, gleich einem ſanften Bache, das Herz, und durchſtrömet ſeine edlen Neigungen; ſie ſchlagen Wurzel und wachſen. So wächst auch der Abſcheu gegen das Unerlaubte. Wir erkennen ſeine Häſslichkeit, ſeinen ſchändlichen Einfluſs, ſeinen Streit mit der Vernunft und dem Geſetze Gottes; wir fühlen an unſern eigenen Thorheiten und Vergehungen die beſtrafende Laſt des Böſen, und lernen es haſſen. Dieſer Haſs begleitet uns in die Verſuchungen, und hilft uns ſiegen. Wir finden an den Beyſpielen und dem Umgange der Rechtſchaffenen ein Gefallen; unſer Herz eifert ihnen nach, und wird durch ſie edler. Wir bemerken die Beyſpiele und den Umgang der Laſterhaften mit Misfallen; unſer Herz verſchlieſst ſich ihnen, und ſchätzt das Gute deſto höher. So macht ein glückliches Gemälde der Kunſt, das neben einem häſslichen aufgeſtellet, unſern Geſchmack an dem Schönen nur lebhafter, und das Misfallen an dem Schlechten erhöht die Liebe zu dem Schönen. — Auf dieſe Weiſe bildet und beſſert die Moral das Herz.

Allein die Moral zeigt uns auch vornehmlich unſer Verhältniſs mit dem Ewigen, dem Vater

der Geiſter und aller Vollkommenheit. Ihn kennen, dieſes muß auf unſer Herz den ſeligſten Einfluß haben. Ihn kennen heißt zugleich ihn lieben, verehren, anbeten, ſich ſeiner erfreuen, ſich ſeinen Befehlen und Schickungen ohne Ausnahme unterwerfen, Dankbarkeit und Vertrauen gegen ihn fühlen, und Bewundrung und Liebe gegen ſeine Vollkommenheiten und Werke. Erwecket und befeſtiget die Moral dieſe Erkenntniß und dieſe Neigungen: ſo iſt offenbar, daß ſie unſer Herz zur höchſten Stuffe der Würde und Glückſeeligkeit, deren wir von Natur fähig ſind, erhebet. Dieſe Erkenntniſſe und Neigungen ſind durch ihren Gegenſtand groß; und darum erheben ſie das Herz. Sie vereinigen uns mit der Quelle der Vollkommenheit; und darum machen ſie unſer Herz ruhig und zufrieden. Sie geben unſern Privatneigungen und den geſelligen Pflichten Ordnung und Leben, und werden die heiligſten und mächtigſten Bewegungsgründe zur Rechtſchaffenheit ohne Zeugen, ohne irdiſche Belohnungen des Ruhms und Eigennutzes, bloß aus einem ehrwürdigen Gehorſam gegen die Gottheit. Sie ſtärken uns, unſere eigenen Vortheile zu vergeſſen, und der Tugend auch ſchwere Opfer zu bringen, ſobald unſer eigenes Vergnügen mit unſern Pflichten nicht beſtehen kann. Sie ſtärken uns, Ruhe, Bequemlichkeit, Güter, Geſundheit, ja ſelbſt das Leben, wenn es die Gottheit verlangt, großmüthig zu ver-

verlangen, und auch aus ihrer Hand Freud mit Dank, und Schmerzen mit Geduld und höhern Hofnungen eines künftigen glückseligern Lebens, anzunehmen. Dieses ist der höchste Zug des moralischen Charactors, nemlich die Gewisheit einer ewigen Fortdauer, welche unser Herz wünschet, die Einrichtung unserer Seelenkräfte verspricht, und der Begriff von der Güte, Macht, Weisheit und Heiligkeit Gottes unterstützet. Die Moral, die unsern Geist zur Tugend bildet ist also eine Wissenschaft für mehr als ein Leben; und unser moralisches Glück ist das einzige, das uns mit unserm Herzen in die Unsterblichkeit folget. In diesem Leben keimt unsre Tugend, die Ewigkeit bringt sie zur Reife, und ist die Erndte unsers Geistes. Aber welches sind die Gesetze der Moral?

Der Gesetze *der Weisheit und Moral sind nicht viele; nur der Erklärungen, Beweise und Anwendungen dieser Gesetze giebt es viele.* Thue, *so lautet das Hauptgesetz der Moral,* thue, aus Gehorsam und mit Aufrichtigkeit des Herzens gegen deinen allmächtigen Schöpfer und Herrn, alles, was den Vollkommenheiten Gottes, was deinem eigenen wahren Glücke und der Wohlfarth deiner Nebenmenschen gemäs ist; und unterlas das Gegentheil. *Diese Gesetze und*

die Verbindlichkeit, ihnen zu gehorchen, ſind für eine durch die Offenbarung aufgeklärte Vernunft nicht ſchwer zu erkennen: denn ohne das Licht der Religion würden wir in der Lehre von Gott und der Tugend eben nicht beſſer ſehn, als die Weltweiſen des Alterthums, welches doch die ſcharfſinnigſten Männer waren; und gleichwohl weiſs in unſern Tagen das geringſte Dorf mehr von dem einigen *Gott und den Pflichten des Menſchen, als die Städte, worinne Künſte und Wiſſenſchaften ſo vorzüglich blühten, als Athen und Rom wuſten. Dieſe Geſetze der Moral alſo zu erkennen und zu beweiſen, iſt für uns keine ſchwere Weisheit; aber ſie in allen Umſtänden, zu aller Zeit, und in allen Verhältniſſen aus Ehrfurcht gegen Gott auszuüben trachten, dieſs, dieſs iſt die ſchwerſte und höchſte Weisheit. Das Herz hat eigentlich nur* eine Tugend, *und dieſe iſt der* lebendige, kräftige, von dem Gewiſſen und der Vernunft erzeugte Vorſatz, überall gut und der göttlichen Beſtimmung ohne Ausnahme gemäſs zu handeln, weil wir nichts ſeeligers thun können. *Aus dieſer Tugend des Herzens flieſſen, gleich als aus einem Meere, viele Ströme* einzelner *Tugenden und Pflichten.*

Die vornehmſten *dieſer Tugenden, als die letzten und höchſten Güter des Menſchen, in denen*

ren Beſitze er Ruhe und Zufriedenheit, und die wahre Hoheit des Geiſtes findet, ſind Ehrfurcht und Liebe *gegen Gott;* Maſſigung und Beherrſchung ſeiner Begierden; Gerechtigkeit und Liebe gegen die Menſchen, unſre Brüder; Fleiſs und Arbeitſamkeit in ſeinem Berufe; Gelaſſenheit und Geduld im Unglücke; Demuth, Vertrauen auf die göttliche Vorſehung und Ergebung in ihre Schickſale. *Dieſe Güter ſind das Einkommen des Gewiſſens und einer wohl angewandten Vernunft. Deutlicher zu reden, wir fühlen Neigungen zum Guten, die das Gewiſſen eingiebt, und die Vernunft rechtfertiget: wir fühlen Neigungen des Herzens zum Böſen, deren Schändlichkeit das Gewiſſen ausſagt, und die Vernunft durch Gründe erweist. In dem Mangel dieſer unerlaubten Neigungen, und in der gröſſern Anweſenheit der guten, in der Regierung der natürlichen Triebe und Begierden des Willens nach den erkannten göttlichen Geſetzen und Abſichten, in der Beherrſchung unſrer Sinne und Unterdrückung der Leidenſchaften, in dem Bewuſtſeyn, daſs wir das ſind, was wir nach dem Plane und der Anordnung Gottes ſeyn ſollen, oder vielmehr, daſs wir uns aufrichtig und eifrig beſtreben, ſo gut zu ſeyn, als wir ſeyn ſollen, darinne muſs unſre höchſte Pflicht und das höchſte Glück der Seele beſtehen.*

Universitäts Bibliothek Berlin.

Daß aber die Herrschaft über seine Begierden und Leidenschaften, zu welcher Wachsamkeit und Vorsicht gehören; daß die Liebe und der Eifer des Guten, Gerechtigkeit, Güte und Menschenliebe, die allezeit mit unserm und anderer Glücke in Verwandschaft stehen, und uns der Gottheit am ähnlichsten machen; daß Unerschrockenheit, Gelassenheit und Geduld bey den mannigfaltigen Gefahren und unvermeidlichen Unfallen des Lebens; daß Demuth, die welche der Mensch eine ewige Lügen ist; daß Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen zu Gott und die stille und beständige Ergebung in seine weisen Schickungen, Güter der Seele von höchstem Werthe, und also unsre höchste Pflicht sind, das heißt, daß wir ohne sie kein waires Verdienst, kein beständiges Glück besitzen, dieses läßt sich empfinden und beweisen.

Der Böswicht, der diese Güter nicht besitzt, erklärt sie durch seine Unruhen und schreckensvollen Empfindungen für die höchsten. Warum zittert er, wenn ihm sein Glück nicht mangelt? Der Gute erklärt sie durch seine Zufriedenheit und ein geheimes Bewußtseyn für die höchsten. Warum wäre er in ihrem Besitze ruhig, wenn noch größere Güter für sein Herz vorhanden wären? Unser Gewissen kündiget mit einer unwiderstehlichen

ſtehlichen Beredſamkeit uns dieſe Eigenſchaften als edel und liebenswurdig, und die entgegengeſetzten als ſchrecklich und ſtrafwurdig an. Man denke ſich ſelbſt in aller Herrlichkeit der äuſſerlichen Guter, im Ueberfluſſe der Ehre, des Reichthums und der Hoheit, mit allen Vergnugungen der Einbildungskraft umgeben, mit aller Erkenntniß der Kunſte und Wiſſenſchaften bereichert, und mit dem trefflichſten Verſtande begabt, und denke ſich zugleich mit einem Herzen, dem die obengenannten Guter, dem Billigung ſeiner ſelbſt, Rechtſchaffenheit und Gottesliebe *fehlen; wird uns unſer Gewiſſen fur gluecklich erklaren? Man ſtelle ſich vor, daß ein* hoherer Geiſt, *der unſre ganze Beſtimmung überſahe und dieſes Herz in uns offen erblickte, den Ausſpruch von unſerm Werthe thun ſollte, wurde er uns wohl mit ſeinem Beyfalle beehren können? Er ſahe in unſrer Seele da,* wo Gute und Wohlwollen *herrſchen ſollte, einen kriechenden Eigennutz, anſtatt der* Ehrfurcht *und des* Vertrauens gegen Gott *eine kindiſche Eigenliebe und Vergötterung unſrer ſelbſt; wurde er uns bey allem äuſſerlichen Glucke, bey allen Gaben des Verſtandes, bey aller irdiſchen Hoheit, nicht fur die armſeligſten Thoren halten, denen Ordnung und Uebereinſtimmung fehlte? Wird uns wohl der rechtſchaffene Mann in dieſem unſerm Character, wenn er ihn kennt, ſeiner*

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
GELLERT;C.F.

3-598-50865-4
FN. 1182/040

Achtung und Liebe würdig finden? Und die Gottheit ſelbſt, mit welch einem Auge wird ſie auf ein ſolches Herz herabſehen? Iſt Gott nicht ein gerechterer Richter, als der frömmſte Menſch und der höchſte Engel? Läſt ſichs ohne Läſterung denken, daß er die Rechtſchaffenheit des Herzens, er, die Quelle alles Guten, daß er ſie weniger ſchätzen und fodern ſollte, als Menſch und Engel? daß er die böſe Beſchaffenheit unſers Herzens, die ihm ſtets offenbar iſt, und die ſeinem heiligen Weſen und ſeinen Abſichten mit uns widerſtreitet, nicht haſſen und beſtrafen ſollte? Es muß alſo das moraliſche *Gut des Herzens ſeyn, was unſerm Geiſte die höchſte Würde, das höchſte Vergnügen und den höchſten Beyfall ſchenkt. Und ſo wenig ſich der Menſch ohne Geſundheit wohl befindet; ſo wenig kann er ohne die Güte des Herzens ruhig und glückſeelig ſeyn; die Tugend iſt die Geſundheit der Seele. Dieſes Gut, wie es in dieſem Anfangszuſtande der Hauptinnhalt unſers Glücks und unſrer Beſtimmung iſt, muß zugleich der Keim der Glückſeeligkeit auf eine ewige Fortdauer ſeyn, da unſre Seele daſſelbe nie, ohne ihr Weſen zu verlieren, verlieren kann.*

Dieſe Eigenſchaften und Güter des Herzens können ferner von allen *Menſchen geſucht, und durch fortgeſetzte Beſtrebungen in einem gewiſſen*

Maaſſe

Maaſſe erlangt werden; ein offenbarer Beweis, daß ſie die vornehmſten ſind. Die übrige Glückſeligkeit ſteht ſelten ganz in unſrer Gewalt. Es gehören zu ihrem Beſitze beſondere Umſtände und Zeiten. Hohe Einſichten und Wiſſenſchaften zu beſitzen, Geſundheit, Ehre und Macht zu haben, und beſtändig zu haben, kömmt nicht auf unſern Willen, nicht auf unſre Bemühung und Vorſichtigkeit allein an; ſie hängen oft von der Geburt, und oft von Umſtänden ab, die wir weder herbeyrufen, noch vorherſehen können. Sie ſind nie ganz unſer. Aber die Güter des Herzens bieten ſich allen Sterblichen an. Jeder kann ſich die wahre Güte der Seele erwerben, die in der Anwendung der Geſetze der Vernunft und des Gewiſſens beſteht. Er kann im Stillen ein König ſeyn, und weiſe über ſeine Neigungen regieren. Er kann ſeinen Begierden die angewieſenen Gränzen ſetzen, ſeine Leidenſchaften unterdrücken, daß ſie das Reich der Ordnung und Wohlfarth des Geiſtes nicht umſtürzen. Er kann den Miſsbrauch der natürlichen Triebe, die auf die Erhaltung des Lebens und die Fortdauer des menſchlichen Geſchlechts zielen, verhüten, und ſie durch ihre rechtmäſſige Abſicht, zu der ſie die Vorſehung uns eingepflanzet hat, regieren; das heiſſt, er kann mäſſig, enthaltſam, *und* keuſch *ſeyn. Er kann die geringern Uebel um eines höhern Gutes*

willen beherzt über ſich nehmen, ſeine Unruhe über den Mangel gewiſſer Guter des Lebens beſänftigen, und die Laſt der gröſſern Unfälle und Leiden, die von der menſchlichen Natur nicht können getrennt werden, durch weiſe Betrachtungen ſchwächen; er kann alſo grofsmüthig, gelaſſen *und* geduldig *ſeyn.*

Der Menſch kann ſein Vergnügen in dem Glücke der andern erneuern, es durch Handlungen befördern, ihren Schmerz durch Mitleiden verringern, durch Hülfe und Rath heben, und wiſſen und fühlen, daß er gütig *und* gerecht *iſt, daß er liebt und wider geliebt wird, daß er ein Freund und Beförderer der Wohlfarth der Menſchen iſt; die gröſte Wollust des Herzens! Er kann ſeinem guten Herzen den Adel der* Demuth *und die Verfaſſung geben, ſich nicht für würdiger zu halten, als er iſt, und andere nicht für geringer als ſie ſind; andrer gute Eigenſchaften, und Talente zu ſchätzen, und von den ſeinigen ein beſcheidenes Urtheil zu fallen; endlich ſeine* Unwürdigkeit *gegen den zu erkennen, welcher ihm und andern der gütige Geber aller Vorzüge und Gaben des Geiſtes, des Körpers und des Glückes iſt. Dieſe Tugend der Demuth, die ihn erniedriget, wird ihn nicht niederſchlagen, ſondern ihm den edlen Muth geben, immer beſſer und würdiger zu werden,*

und

und ihn vor den lügenhaften Eingebungen des Stolzes bewahren, der alle Wahrheit des Herzens aufhebt. Sie wird ihn vor der Verachtung gegen andre, und vor dem Neide, der unedelſten Leidenſchaft, ſchützen, ihn ſanftmüthig, gelinde und gütig *gegen andere bilden, und ihn eben dadurch zu den Dienſten und Freuden der Geſelligkeit und Freundſchaft fähiger machen. Der Menſch kann* Ehrfurcht, Vertrauen, Liebe und Dankbarkeit *gegen den Vater und Erhalter aller Geſchöpfe in ſeiner Seele erzeugen und nähren, und ſich dadurch die höchſten Freuden erſchaffen, die ein Herz fühlen muß, das die ganze Welt als eine groſſe Familie anſieht, die von dem weiſeſten, und mächtigſten, und gütigſten Weſen, regieret wird, das über alle wachet, und deſſen Liebe unendlich iſt. Jeder Sterbliche, ſage ich, kann dieſe Güter als ein Eigenthum beſitzen; und ſie zu erlangen, zu beſchützen und zu vermehren, giebt uns die Natur in allen Altern des Lebens Mittel und Gelegenheiten. Der Knabe, der Jüngling, der Mann und der Greis können, obgleich mit verſchiedenen Kräften, nach dem Beſitze dieſer Eigenſchaften und Güter des Herzens trachten; und ſie ſelbſt dürfen uns in keinem Auftritte, in keinen Umſtänden des Lebens, ohne Verluſt unſrer Zufriedenheit, ganz fehlen. Sie verſchönern das äuſ-*

ſerliche Glück, und geben ihm noch mehr Reitz für uns. Sie ſind in traurigen Stunden Beruhigung, und in Unfällen Troſt und Schutz. Der Weiſe iſt ohne ſie ein lebloſer Zeiger, der die Strahlen der Sonne auffängt, und ſie auf ſeiner Oberfläche, ſich ſelbſt unnütze, von fremden Augen bemerken läßt. Der Schwächſte am Verſtande wird durch dieſe Tugenden nützlich und glücklich. Der Hohe und der Niedrige, keiner kann ſie entbehren, ohne in ſeiner Sphäre eine Misgeburt zu ſeyn, die ſich und andern misfällt, und dem Schöpfer ein Greuel iſt. Der letzte Auftritt des Lebens, da wir alle die andern Güter verlaſſen müſſen, erkläret endlich die Güter des Herzen für die würdigſten. Sie verſüſſen das Schrecken des Todes, und machen den Augenblick, in dem auch Helden zittern, für uns zum troſtvollen und ruhigen. So glücklich kann die Moral und die Ausübung ihrer Pflichten jeden Sterblichen, auch den niedrigſten machen; wie viel glücklicher für ſich und die Welt, den Fürſten, *den Beherſcher eines ganzen Landes! Er kann und er ſoll der Gottheit am ähnlichſten werden.*

Daß wir dieſes rühmliche Geſchöpf zu ſeyn uns bemühen, daß wir dieſe Güter zu erlangen uns beſtreben ſollen und können; *dieſes iſt nach der Vernunft gewiß. Aber daß unſre natürliche Tu-*

gend

gend ſehr unvollkommen bleibt, daß wir oft tauſend Bemühungen, uns zu beſſern, fruchtlos anwenden, daß wir eine Neigung zum Böſen, ſowohl durch die Geburt, als durch die Erziehung, und durch Beyſpiele erzeugt, in uns tragen, daß ſie der beſte Menſch nie ganz bekämpfen kann, daß wir eine groſſe Trägheit und oft ein Unvermögen zum Guten fühlen, dieſes lehret uns die Erfahrung.

Und daß wir dieſes Verderben, dieſes Unvermögen, nicht durch die bloſſen Kräfte der Natur, ſondern durch einen höhern göttlichen Beyſtand überwinden können, dieſes lehret uns die Religion; und ein Blick in unſer Herz, in unſer Leben, beſtätiget dieſe Lehre. Wenn alſo der Menſch keine, als die natürliche Religion empfangen hat: ſo iſt das Syſtem, von dem ich itzt geredet, wahr und gut, und er muß ihm folgen. Hat er aber eine nähere Offenbarung von Gott und ſeinen Pflichten, wie ſie der Chriſt hat, und höhere Mittel, ſeinen Verſtand zu erleuchten, und ſein Herz zu beſſern und zu bilden, als die Mittel der Natur ſind: ſo muß ihm die natürliche Religion die Fuhrerinn zur geoffenbarten werden, oder er treibt den ſchändlichſten Mißbrauch mit der Vernunft, und wird ein Rebell gegen die Weisheit und Gute Gottes.

Die allgemeinen Hülfsmittel aber, die uns die Natur darbeut, zur Tugend zu gelangen und uns in derſelben zu befeſtigen, laſſen ſich von einem forſchenden Verſtande leicht entdecken. „Erwirb dir, ſo lehret die Vernunft und die Erfahrung, erwirb dir eine deutliche, überzeugende „und vollſtändige Erkenntniß deiner Pflichten, „ihrer Nothwendigkeit und Vortreflichkeit; erneure und befeſtige dieſe Erkenntniß oft, bewahre ſie vor Irrthümern, und wende ſie ſorgfältig auf das Leben und die Ausübung an, und „lerne es empfinden, daß deine Pflicht, auch die „ſchwerſte, dein Glück iſt —— Wache über „deine Leidenſchaften und deine Sinnlichkeit, ſie „verführen dich; ſetze daher ein weiſes Mistrauen in dich ſelbſt, und prüfe täglich dein „Herz und deinen Wandel mit Aufrichtigkeit; „denn jeder neuer Tag iſt ein neues Leben für „dich. —— Denke oft, in feyerlicher Stille, „mit Ehrfurcht an Gott, und ſuche in der Betrachtung ſeiner Vollkommenheiten und Werke, „und in den Spuren ſeiner beſondern Vorſehung „und Liebe gegen dich, den heiligſten Antrieb, „überall rechtſchaffen zu handeln; weil er dich „überall bemerket. Laß dich dieſe Betrachtung „zum demüthigen Danke und zum willigen Gebete „um ſeine Hulfe und Gnade leiten; denn was wäreſt du ohne ſie? —— Lerne, wie dich ſelbſt,

„ſo

„so auch die Menschen, mit denen du umgeben „bist, und die Welt, die du bewohnest, mit ih„ren Gutern und dem wahren Werthe derselben, „immer sorgfältiger erkennen; —— denke fleissig „an die grosse Absicht, zu der du auf Erden lebst, „oft an die Kurze deines Lebens, an die Würde „und Unsterblichkeit deines Geistes, an die Belob„nungen der Tugend und an die Bestrafungen des „Lasters, nicht allein auf dieses Leben, sondern „auf eine ganze Ewigkeit hinaus; —— unter„drücke nie den Trieb deines Gewissens und die „innerliche Schambaftigkeit vor dem Bösen; sie „sind die Schutzengel des Guten; —— suche „früh in deiner Jugend gewissenhaft zu leben, „ehe sich dein Herz gegen das Gute verhärtet; —— „suche dich stets nutzlich zu beschäftigen, und „lerne Mühe über dich nehmen; denn ohne Mühe „ist kein Glück, und kein Verdienst, und keine „Tugend; —— versage dir oft auch erlaubte „Vergnügungen, um die Herrschaft über deine „Neigungen zu behaupten; —— fliehe den Um„gang der Lasterhaften, suche die Gesellschaft „guter Menschen, und lerne Klugheit aus ihren „Beyspielen, und Weisheit aus dem Unterrichte „der Verständigern, und aus dem Lesen nützli„cher Schriften für den Verstand und das Herz; „—— dieses thue, und fahre fort, es zu thun, „so wirst du an Tugend und Glückseligkeit wach„sen.„

„ſen.„ Dieß ſind die vornehmſten Rathſchläge der Vernunft.

Es iſt indeſſen wahr, wir können die ganze Glückſeeligkeit des Menſchen nicht bloß in die gute Verfaſſung des Herzens ſetzen. Der Menſch, der nicht Geiſt allein, ſondern auch Körper iſt, und durch ſeine Sinne ſo viel angenehme Empfindungen genieſſen kann, bedarf auch der äuſſerlichen Gegenſtände des Glücks. Bequemlichkeit, Geſundheit, Dauerhaftigkeit und Stärke des Körpers, ein guter Name, Freyheit und Sicherheit, Anſehn und Reichthum ſind wünſchenswerthe Güter; aber doch nur die kleinern. Krankheit, Niedrigkeit, Armuth, Verachtung, Mangel der Bequemlichkeiten, ein gebrechlicher Körper ſind Uebel, gegen die wir nie ganz gleichgültig ſeyn können; aber es ſind doch nur die geringern. Die gröſten Böſewichter haben oft alle Macht, alle Reichthümer beſeſſen, und ſich doch für unglücklich erklärt. Den Beſten und Frömmſten unter den Menſchen hat oft das äuſſerliche Glück gemangelt; und ſie haben durch ihre Zufriedenheit doch bewieſen, daß ſie nicht unglücklich waren, und daß ihre Tugend ſie ſchadlos hielt. Man frage ſein Herz aufrichtig, wen es für glücklicher hält, einen ruhig ſterbenden Sokrates, oder einen ungerechten Richter, der ihn zum Tode verdammt? Einen unſchuldig gefangenen Joſeph, oder das glückliche Laſter,

das

das ihn in Fesseln schlägt? Einen freudigen Paulus in Ketten, oder einen Felix, der vor seiner Beredsamkeit zittert? Vermindern wohl Wunden und Reichthümer die Pein eines erwachten Gewissens und die Furcht des Todes? Wir ringen nach ihnen, wir erreichen sie, und werden gieriger, sie wieder zu erreichen. Sie stillen unsre Wünsche nie ganz; denn unsre Wünsche sind unersättlich. Und wenn wir sie auch mäßigen, kömmt denn die Befriedigung dieser gemäßigten Wünsche nur auf uns, und nicht auf günstige Erfolge an, die nicht von uns abhängen?

Erlangen wir diese äusserlichen Güter nicht, indem wir sie suchen, so verwandelt sich die verfehlte Hofnung in Unruhe. Hingegen das moralische Gut (welche seelige Eigenschaft!) erfüllet uns auch noch zu der Zeit, wenn wir darnach trachten, und es nicht gleich, oder nicht im höchsten Maasse erhalten, doch mit innrer Beruhigung und stillem Beyfalle. Die Herrschaft über meinen Zorn, die ich jetzt zu behaupten suche, glückt mir nicht ganz, oder doch nur spät. Dennoch bin ich mir meiner guten Absicht bewußt; und dieses tröstet mich. Ich habe lange nach der Geduld gestrebt, und ich sehe immer noch dieses Gut nicht ganz mein. Dennoch beruhiget mich der Gedanke: du hast sie nicht vergebens gesucht, du hast deine Pflicht gethan.

[illegible] eine heilsame Anstalt befördern helfen.

Das

Das Mittel iſt gut, das ich wähle; aber mein Fleiß und meine Mühe bringen den erwünſchten Ausgang nicht hervor. Dennoch ſind ſie nicht verlohren. Das Andenken der guten Abſicht, des redlichen Fleiſſes, belohnet mich, ob ich gleich die Frucht nicht erreicht ſehe. Ich bin doch beſſer geworden, weil mein Herz etwas Gutes gewollt hat; und keine Zeit, kein Urtheil der Menſchen, kein Zufall kann mir dieſen Vortheil entreiſſen. Wie weit treflicher und höher ſind alſo die moraliſchen Güter, ihrer Beſchaffenheit nach, als die übrigen Güter! Welche erquickende Belohnung iſts, ſich von einer niedern Stuffe der Weisheit und des Guten auf die höhere fortgerückt, ſich von dieſem, von jenem Fehler losgeriſſen ſehen, einer unerlaubten Begierde widerſtanden, eine ſtürmiſche Leidenſchaft beſiegt haben, ſich vorſichtiger und wachſamer, mäßiger und keuſcher, beſcheidner und gelaſſener, in Gefahren muthiger und entſchloſſener, im Unglücke getroſter erblicken, und ſich des hohen Beyſtandes der Vorſehung und ihrer ewigen Gnade getröſten dürfen!

So ſey dein liebſtes Gut ein frommes weiſes Herz!
Dieſs mehre deine Luſt, dieſs mindre deinen Schmerz,
Dieſs ſey dein Rang, dein Stolz, dein höchſtes Glück auf Erden!
Sonſt alles, nur nicht dieſs, kann dir entriſſen werden.
Zu wiſſen, es ſey dein, zu fühlen, daſs du haſt,
Dieſs Glück erkaufſt du nicht durch aller Güter Laſt;
Und ohne dieſes Herz ſchmeckt noch ſo viel Vergnügen,
Es iſt ein Rauſch; und bald, bald wird der Rauſch verfliegen.

Dieſes

* * *

Dieſes weiſe, liebreiche und edle Herz, von dem ich itzt geredet habe, Durchlauchtigſter Churfürſt *und* Herr, *war der Character des preiswürdigſten und nun in dem Himmel verherrlichten* Friedrich Chriſtians, Dero Durchlauchtigſten Herrn Vaters; *und eben dieſes weisheitliebende und edle Herz, ſo rühmet Sachſen von* Ihnen, Hofnungsvoller Fürſt, *eben dieſes weisheitliebende und edelgeſinnte Herz iſt auch, Dank ſey es Gott im Himmel! Dank* Dero *in Gott ſeeligſtem Herrn Vater! Dank dem herrlichen Beyſpiele* Dero Durchlauchtigſten Frau Mutter *und des ruhmwürdigſten* Adminiſtrators *der Chur! Dank der weiſen Anleitung der vortreflichen Männer, die das Glück haben, an der Bildung* Dero *Verſtandes und Herzens zu arbeiten! —— dieſes Herz iſt auch* Dero Character, Dero *Wunſch und Beſtreben. Und eben dieſes weiſe, edelgeſinnte und tugendhafte Herz war auch der Character, das Beſtreben, und das Gebet des jungen Königs* Salomo. *So gieb mir nun, betete dieſer junge Prinz, ſo gieb mir nun* Weisheit *und* Erkenntniſs, *daß ich vor dieſem Volke einhergehe. Und der Herr ſprach zu* Salomo: *Weil du das im Sinne haſt, und haſt nicht um Reichthum, noch um Gut, noch um Ehre,*

noch

noch um deiner Feinde Seelen, noch um langes Leben gebeten, ſondern haſt um Weisheit und Erkenntniß gebeten, daß du mein Volk richten mögeſt, darüber ich dich zum Könige gemacht habe: ſo ſey dir Weisheit und Erkenntniß gegeben, dazu will ich dir Reichthum, und Gut, und Ehre geben, daß deines gleichen vor dir nicht geweſen iſt, noch werden ſoll nach dir. Daß Ihres gleichen, Durchlauchtigſter Herr, *daß* Ihres *gleichen an Weisheit, und Tugend, und allen Arten der Glückſeeligkeit, unter den Churfürſten von Sachſen nicht geweſen ſey, das, das ſoll unſer Wunſch, unſre Hofnung, unſer Gebet ſeyn, das iſt und wird* Dero *edelmüthiges Beſtreben immerdar ſeyn, das ſoll nach Gottes Willen der Inhalt derjenigen Geſchichte ſeyn, die künftig die weiſe, glückliche und geſegnete Regierung* Friedrich Auguſts, *des Sohnes* Friedrich Chriſtians, *des Sohnes* Antoniens, *beſchreiben, und die auch die Wohlthat noch im Andenken erhalten wird, die* Eure Durchlauchten *heute dieſer Akademie und den Wiſſenſchaften huldreichſt erzeigt haben, eine Wohlthat, die wir in tiefſter Dankbarkeit verehren und bewundern.*